Die Weltbühne

Der Schaubühne XVI. Jahr

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

Herausgeber · Siegfried Jacobsohn ·

16. Jahrgang

Erstes Halbjahr

1 9 2 0

Verlag der Weltbühne
Charlottenburg · Dernburgstrasse 25

Sach-Register

Die fetten Ziffern bezeichnen die Nummer, die magern die Seiten

*) A = Kammerspiele, B = Staatstheater, C = Kleines Schauspielhaus, D = Deutsches Theater, E = Berliner Theater, F = Deutsches Künstler-Theater, G = Metropol-Theater, J = Das Junge Deutschland, K = Kleines Theater, L = Lessing-Theater, M = Theater in der Königgrätzer Straße, O = Komödienhaus, T = Tribüne, Z = Großes Schauspielhaus.

Autoren-Register

Die Ziffern bezeichnen die Seiten

Wilhelm und Bethmann von Heinrich Ströbel

Mit der Veröffentlichung der deutschen Aktenstücke über die Entstehung des Weltkriegs, die durch Karl Kautskys Schrift ‚Wie der Weltkrieg entstand‘ eine knappere Zusammenfassung und eine scharfe, aber peinlich objektive Würdigung erfahren haben, ist die deutsche Kriegslegende erledigt. Erledigt trotz allen neuerlichen Verteidigungsmanövern deutscher und oesterreichischer Halboffiziöser. Denn wer gegen die granitnen Anklagen dieser Aktenstücke anrennt, kann sich nur selbst den Kopf zerschellen. Unter diesem Eindruck haben die Stellen, von deren Willen die Herausgabe der vier Dokumenten-Bände abhing, wohl selbst gestanden, denn nur so erklärt sich die endlose Verschleppung der Publikation. Hätte nicht die ausländische Presse mit der Veröffentlichung langer Auszüge aus Kautskys Buch begonnen — die Akten wären auch heute noch nicht erschienen. Hatte man doch Kautsky und seinem Verleger versichert, daß sie nicht vor Neujahr herauskommen könnten. Erst als man begriff, daß sich trotz Anrufung des Kadis Kautskys Buch auch in Deutschland nicht länger unterdrücken ließ, war man plötzlich imstande, die vier Bände auf den Markt zu werfen.

Auch diese Verschleppung der Aktenveröffentlichung um viele Monate — denn Kautsky hatte bereits Ende März dem Grafen Brockdorff-Rantzau empfohlen, sofort mit dem Satz zu beginnen — ist ein Geniestreich der deutschen Regierung. Daß eine Regierung, auf deren Mitgliedern und Parteien selbst schwerste Mitschuld am Kriege lastet, die Schuld möglichst zu vertuschen suchte, wäre — obschon ein neues Verbrechen am deutschen Volke — noch begreiflich, wenn nicht die Veröffentlichung der oesterreichischen Akten alle fernern Hehlerdienste zu einem unsinnigen und ganz unmöglichen Unternehmen gemacht hätte. Nach der Herausgabe des oesterreichischen Rotbuches war es nicht nur ein Skandal, sondern auch eine unfaßbare Unklugheit, sich erst mit Gewalt die deutschen Dokumente entreißen zu lassen. War es wirklich nötig, Deutschland abermals vor aller Welt zu kompromittieren, um Wilhelm und die Wilhelminer zu retten? Als ob das Auslieferungsverlangen der Entente sich nicht auf ganz andre Anklagen und Beweise stützte denn auf die deutschen Akten über die Kriegsentstehung! Wohl aber war die rasche und rücksichtslose Enthüllung der deutschen Kriegsschuld notwendig, um dem deutschen Volke derart das Gewissen zu schärfen, daß die Schaffung von Gerichtshöfen für jede Art von Kriegsverbrechen als ein erster Akt der Wiedergutmachung betrachtet worden wäre. Hätte das

deutsche Volksgewissen selbst für die Zurrechenschaftziehung der Schuldigen gesorgt, so wäre der deutschen Regierung die peinliche und schwierige Pflicht der Auslieferung erspart geblieben. Aber man verließ sich auf Verschleppungsmanöver und Vertuschungskünste, man hoffte auf die Schwäche und Uneinigkeit der Entente, um zuletzt wieder als der doppelt Blamierte und Gedemütigte dazustehn.

Ein Glück nur, daß wenigstens im November vorigen Jahres die Linkssozialisten an der Regierung beteiligt waren. So konnten ihre Volksbeauftragten durchsetzen, daß einem Manne wie Kautsky die Sammlung und Herausgabe der deutschen Kriegsdokumente übertragen wurde. Hätten wir von Anfang an eine bürgerlich-rechtssozialistische Regierung gehabt — wer weiß, in welcher Gestalt das deutsche Volk je Kenntnis von den Akten bekommen hätte! So ließ sich zwar die Veröffentlichung der Schuld-Dokumente um ein gutes halbes Jahr verschleppen, aber man konnte doch der Wahrheit nicht das Rückgrat brechen. Die Beweise der Kriegsschuld der deutschen Machthaber vom Jahre 1914 liegen jetzt so lückenlos und in so erdrückender Häufung vor, daß jedes weitere Leugnen, ja jeder Beschönigungsversuch zur Absurdität wird. Die deutsche Kriegslegende ist erledigt. Bethmann, Wilhelm und die Wilhelminer sind gerichtet. Freilich — täuschen wir uns darüber keinen Augenblick! — einstweilen nur vor der Geschichte. Im heutigen Schieber-Dorado Deutschland hat die Wahrheit einen noch niedrigern Kurs als im Ausland die Papiermark. Erst wenn das Gehirn des Durchschnitts-Deutschen, das jetzt nur in nationalistischem Wahnsinn oder in Kriegspsychose deliriert, wieder einmal normal zu funktionieren beginnt, wird die Erkenntnis der Kriegsschuld die sittliche Kraft werden, der Deutschlands moralische Wiedergenesung zu danken sein wird.

*

Wollte man die vier Bände Akten erschöpfend würdigen, so müßte man wiederum mindestens vier Bände mit Kommentaren füllen, die kein Mensch in Deutschland lesen würde. Daß Kautsky sich mit einem Band von 182 Seiten begnügte, verdient deshalb besondere Anerkennung. Bei aller Beherrschung des Stoffes hat er sich auf das Wesentlichste beschränkt. Der Journalist vollends ist zu knappster Zusammenfassung gezwungen. Und da auf Einzelheiten noch oft genug zurückzukommen sein wird, sei hier nur der Haupteindruck wiedergegeben.

Diese beherrschende Impression aber ist, daß Wilhelms und Bethmanns Schuld an dem Zehnmillionen-Mord dieses Krieges nunmehr auch dem Widerstrebendsten erwiesen ist.

Nicht die Berchtold und Stürgkh sind die eigentlichen Anstifter dieses Weltbrandes, sondern Wilhelm und Bethmann trifft mindestens die gleiche Verantwortlichkeit. Sie drängten seit Anfang Juli Oesterreich zu skrupellosem Vorgehen gegen Serbien. Sie drängten zur kriegerischen Züchtigung Serbiens, billigten von Anbeginn die tückische Ultimatum-Politik Oesterreichs, die nur den Vorwand liefern sollte, um über Serbien herzufallen. Und Wilhelm und Bethmann kannten und billigten vollauf die mit diesem Ueberfall beabsichtigten Balkan-Pläne Oesterreichs. Schon der oesterreichische Spezialgesandte Hoyos, der am fünften Juli Wilhelm in Potsdam die oesterreichische Denkschrift überreichte, hatte damals, wie nunmehr ein Telegramm Jagows an Tschirschky vom siebzehnten Juli bestätigt, die Ansicht vertreten, daß Oesterreich Serbien völlig aufteilen müsse. Und wenn Berchtold und Tisza sich auch nicht völlig zu diesem Programm bekannten, so wußte man doch in Berlin ganz genau, weshalb man Oesterreich in das gefährliche Balkan-Abenteuer hineintrieb. Am sechsundzwanzigsten Juli machte Wilhelm zu einer Meldung Tschirschkys, wonach Berchtold keine Verschiebung der Machtverhältnisse auf dem Balkan herbeiführen wolle (beiläufig ein plumper Schwindel, der schon durch die oesterreichische Denkschrift an Wilhelm und die Protokolle der beiden oesterreichischen Ministerratssitzungen Lügen gestraft wird!), wörtlich diese Bemerkung: „Die kommt ganz von selbst und muß kommen. Oesterreich muß auf dem Balkan präponderant werden den andern Kleinern gegenüber auf Kosten Rußlands, sonst gibts keine Ruhe." Den Unsinn, daß Oesterreichs Kreuzzug gegen Serbien nicht auf die Zertrümmerung Serbiens und die Eroberung der Balkanherrschaft hinausgelaufen sei, konnten eben nur ein Graf Montgelas und ein paar deutsche Professoren politischen Analphabeten vorzuspiegeln wagen — Wilhelm und seine Handlanger in der Wilhelmstraße wußten ganz genau, worauf es abgesehn war. Man wollte nun endlich die Balkanpräponderanz Deutschland-Oesterreichs durchsetzen. Auch auf die Gefahr hin, daß man durch dies imperialistische Abenteuer mit Rußland und Frankreich in Krieg geriet. Einen solchen Krieg fürchtete man ja nicht, weil man sich diesen beiden Ländern militärisch überlegen fühlte. Also gab man Oesterreich nicht nur freie Hand für die frechste Provokationspolitik, sondern man genoß auch mit Behagen die wiener Meldungen, daß man „darüber nachsinne, welche Forderungen man stellen könne, die Serbien eine Annahme völlig unmöglich machen würden". Also meldete Tschirschky am zehnten Juli „ganz geheim" nach Berlin. Und Wilhelm machte an diese Stelle des Botschaftsberichts die seine Frie-

densliebe ins hellste Licht setzende Bemerkung: „Den Sandschak räumen! Dann ist der Krakeel sofort da!“

Dieses Aktenstück zeigt so, gleich manchem andern, wie unverschämt die Bethmann und Konsorten das deutsche Volk anlogen, als sie versicherten, sie hätten keine Kenntnis von dem Inhalt der oesterreichischen Note gehabt, wenngleich dieser elende Schwindel ja schon längst — durch Muehlons Enthüllung, durch den Bericht der bayrischen Gesandtschaft in Berlin, den seinerzeit Eisner veröffentlichte, und durch die Offenherzigkeiten des Herrn v. Tirpitz — entlarvt war. Elender Schwindel, obwohl Herr Gooß ihn nachplapperte, war es auch, daß man zu spät vom Wortlaut der Note Kenntnis erhalten habe, um noch eingreifen zu können. Die Note wurde erst am Spätnachmittag des dreiundzwanzigsten Juli in Belgrad überreicht, befand sich aber bereits am einundzwanzigsten im Besitz des deutschen Botschafters in Wien und am Nachmittag des zweiundzwanzigsten Juli im Auswärtigen Amt zu Berlin. Herr v. Jagow hat sie, nach seinen eignen Aufzeichnungen, am zweiundzwanzigsten Juli abends zwischen sieben und acht Uhr erhalten, obwohl er am dreiundzwanzigsten Juli nachmittags an den Gesandten in Stockholm telegraphierte, daß ihm der Inhalt der oesterreichischen Forderungen nicht bekannt sei! In ausländischen Botschafterkreisen genoß die deutsche Diplomatie denn auch damals schon den Ruf völliger Verlogenheit. Herr v. Jagow macht auch in seinem Buche über den Ausbruch des Weltkriegs dem Ruf eines deutschen Diplomaten alle Ehre. Er erzählt dort, daß sowohl ihm wie dem Kanzler die Note „reichlich scharf und über den Zweck hinausgehend“ erschienen sei. Aber Graf Szögyeny habe ihm erklärt, daß die Note bereits nach Belgrad abgegangen sei und bereits am nächsten Morgen überreicht werden solle, daß sich an der Sache also nichts mehr ändern lasse. Auch diese Erklärung hätte Jagow und Bethmann nicht von der Pflicht entbunden, sofort ihr Veto gegen die Ueberreichung der Note einzulegen. In Wirklichkeit aber erfolgte die Ueberreichung der Note in Belgrad erst am andern Tage um sechs Uhr abends. Und das wußte Jagow selbst am allerbesten, denn er hatte ja erst knapp zwei Stunden vor dem Besuche Szögyenys nach Wien telegraphiert, daß die Note wegen der verspäteten Abreise Poincarés aus Petersburg erst zwischen fünf und sechs Uhr in Belgrad überreicht werden könne!

Die deutschen Akten beweisen, daß Wilhelm, Bethmann und seine Leute den Kriegskonflikt mit Serbien skrupellos geschürt und weder vor noch nach Ueberreichung des Ultimatums das Geringste getan haben, um den ruchlosen Ueberfall gegen den kleinen Nachbarstaat zu verhindern, obwohl

dieser in „demütigster Art“, in „sehr demütigender Form“ vor Oesterreich seine „Kapitulation“ vollzogen hatte, wie Wilhelm selbst am achtundzwanzigsten Juli in einem Briefe an Bethmann zugestand.

*

In diesem Briefe erklärte Wilhelm auch, daß nach einer derartigen Kapitulation Serbiens „jeder Grund zum Kriege entfällt“. „Ein Kriegsgrund“ sei „nicht mehr vorhanden“. Gleichwohl müsse die oesterreichische Armee „eine sichtbare satisfaction d'honneur haben“. Etwa in Form einer vorübergehenden militärischen Besetzung eines Teiles von Serbien. Auf dieser Basis sei er dann bereit, den Frieden mit Oesterreich zu vermitteln. Am neunundzwanzigsten Juli aber weist er gleichwohl in Randbemerkungen zu einem Bericht des deutschen Militärbevollmächtigten in Petersburg den russischen Vorschlag, den oesterreichisch-serbischen Konflikt dem Haager Schiedsgericht oder einer Konferenz der Mächte zu überweisen, als „Blödsinn“ zurück. Ebenso wenig verspricht er sich von einer direkten Verständigung zwischen Zar Nikolaus und Franz Joseph. Den Krieg hält er offenbar für unabwendbar.

Höchst merkwürdig ist aber, daß Wilhelm die serbische Antwortnote, die doch Oesterreich bereits am Nachmittag des fünfundzwanzigsten Juli überreicht worden war, erst am achtundzwanzigsten zu Gesicht bekommen hat. Und Herr v. Jagow erklärte am siebenundzwanzigsten dem französischen Botschafter, daß er noch keine Zeit gefunden habe, die serbische Note zu lesen! Am gleichen Tage erhielt auch erst Tschirschky von Berlin aus den Auftrag, den Wortlaut der serbischen Antwortnote ehestens mitzuteilen. Am achtundzwanzigsten Juli erklärt aber Oesterreich Serbien bereits den Krieg, und am Tage darauf bombardiert es Belgrad! Wie bei dem oesterreichischen Ultimatum an Serbien kümmerte man sich wieder einmal in Berlin nicht um den furchtbar drohenden Kriegsbrand, der doch zum Weltbrand werden mußte. Man konnte dann umso seelenruhiger jeden Löschversuch ablehnen!

Wilhelm hat für seine unglaubliche Politik schließlich den umso glaubhaftern Vorwand der Unzurechnungsfähigkeit. Die unsäglich blöden Schimpfereien, mit denen er jedes Aktenstück verunzierte, erweisen auf jeder Seite seine nicht nur moralische Minderwertigkeit. Aber welche Entschuldigung hat Bethmann, daß er grade in jenen kritischen Tagen nicht das Geringste unternommen hat, um den Weltkrieg zu verhindern? „Oesterreich“, schreibt Kautsky, „brach am fünfundzwanzigsten die diplomatischen Beziehungen ab, begann sofort zu mobilisieren und erklärte am achtundzwanzigsten

den Krieg. Am neunundzwanzigsten bombardierte es Belgrad. Jeder dieser Schritte war eine neue Provokation, brachte eine neue Steigerung der allgemeinen Erregung, eine neue Erschwerung jeder friedlichen Lösung. Trotzdem schritt Oesterreich unbeirrt auf der eingeschlagenen Bahn weiter vorwärts und wurde dabei von Deutschland gestützt, das gleichzeitig von Friedensbeteuerungen überfloß." Von einer deutschen Diplomatie, die am siebenundzwanzigsten Juli durch Szögyeny nach Wien melden ließ, daß die deutsche Regierung zwar in der nächsten Zeit Vermittlungsvorschläge Englands zur Kenntnis der oesterreichischen Regierung bringen werde, daß sie aber aufs bündigste versichere, „daß sie sich in keiner Weise mit den Vorschlägen identifiziere". Bethmann und Jagow haben allerdings die Richtigkeit dieser Instruktion bestritten, wie Graf Montgelas und seine Getreuen dem Publikum mitteilen. Aber was haben die Zwei nicht alles bestritten und die Akten dennoch als Wahrheit erwiesen! Mag Graf Montgelas glauben, was er will: wer nicht nationalistische Scheuklappen trägt, wird dem Fürsten Lichnowsky zustimmen, der die deutsche Politik dieser entscheidenden Tage also charakterisiert: „Der Eindruck befestigte sich immer mehr, daß wir den Krieg unter allen Umständen wollten. Anders war unsre Haltung in einer Frage, die uns doch direkt garnichts anging, nicht zu verstehen. Die inständigen Bitten und bestimmten Erklärungen des Herrn Sasonow, später die gradezu demütigen Telegramme des Zaren, die wiederholten Vorschläge Sir Edwards, die Warnungen des Marquis San Giuliano und des Herrn Bollati, meine dringenden Ratschläge, alles nützte nichts, in Berlin blieb man dabei: Serbien muß massakriert werden."

*

Mit der Arglist und Tücke, mit der man in Berlin den Krieg anstiftete, wetteifert allerdings die gradezu unwahrscheinliche Dummheit, mit der man sich kopfüber in den Weltkrieg stürzte. Mit sträflicherer Fahrlässigkeit ist nie um das Schicksal großer Reiche gespielt worden. Wilhelm bildete sich alles Ernstes ein, daß England Rußland und Frankreich besiegen und Deutschland sich zum Herrn der Welt aufwerfen lassen werde, ohne einzugreifen. Als er merkte, wie kläglich er sich verrechnet hatte, geriet er in eine pathologische Stimmung, die zwischen Katzenjammer und Tobsuchtsanfällen wechselte. Er verlor zuletzt, als das frivol heraufbeschworene Verhängnis über ihn hereinbrach, so sehr den Kopf, daß er am ersten August abends ein vor Grenzverletzungen warnendes Telegramm an den Zaren abschickte, trotzdem er neun Stunden vorher die Kriegserklärung an Rußland abgesandt hatte! Aber mit der gleichen Kopflosigkeit,

mit der man in den Krieg mit Rußland und Frankreich hineingerannt war und Englands Eingreifen provoziert hatte, hatte man auch Italiens Waffenbrüderschaft verscherzt. Die Unfähigkeit der deutschen Diplomatie und der Bethmannschen Staatskunst war inkommensurabel — aber die Verantwortung für das ungeheuerliche Verbrechen des Weltkriegs wird durch solche Unfähigkeit keineswegs gemildert.

Im Januar soll die Untersuchung über die Kriegsurheberschaft vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß beginnen. Selbst wenn dieser Ausschuß nicht fast ausschließlich aus Leuten bestünde, die der Mitschuld am Kriege dringend verdächtig sind, müßten wir die Verhandlungen für ein höchst überflüssiges Unternehmen halten. Denn der Schuldbeweis liegt lückenlos vor in den Akten, in der Schrift Karl Kautskys. Das Geld, das die Untersuchungskomödie verschlingt, sollte man lieber dazu verwenden, eine billige Ausgabe von Kautskys Buch in Millionen von Exemplaren unter das deutsche Volk zu bringen!

Antisemitismus von H. v. Gerlach

Ich bin in meinen jungen Jahren leidenschaftlicher Antisemit gewesen.

Warum?

Ich wuchs auf in einem konservativ-orthodoxen Hause auf einem großen Gute Schlesiens. Ein solches Milieu prädestiniert zum Antisemitismus, wenn ich auch nicht etwa direkt zum Judenhaß erzogen wurde. Aber die Mißachtung der Juden war traditionell. Es gab in unsrer Gegend außer ein paar armseligen Felljuden eigentlich keine Juden. Mein Urteil war also durch Sachkenntnis wirklich nicht getrübt. Umso ungestörter konnte das Vorurteil sich entfalten.

Der Gedanke, der mich in meiner Jugend weitaus am meisten in Besitz nahm, war der soziale. Meine Heimat war der Bezirk Deutschlands, wo die niedrigsten Landarbeiterlöhne gezahlt wurden. Der furchtbare Tiefstand der Lebenshaltung der Masse der Bevölkerung im Gegensatz zu dem feudalen Leben auf den Schlössern der Großgrundbesitzer erschütterte mich. Unauslöschlich prägte sich mir das „Gesindehaus“ ein, wo die Knechte mit ihren oft sehr kinderreichen Familien samt und sonders je nur ein Zimmer zur Verfügung hatten und auf eine gemeinsame Küche angewiesen waren. Oder das Armenhaus im Nachbardorf, wo drei verschiedene Familien in demselben Raume hausen mußten.

Ich wurde begeisterter Sozialreformer oder, was für mich damals dasselbe war, Antikapitalist. Und Antikapi-

talist war für mich gleichbedeutend mit Antisemit. Stöckers hinreißende Beredsamkeit hatte den jungen Studenten in ihren Bann gezwungen. Er aber predigte ja unermüdlich: „Der ausgeprägteste und gefährlichste Vertreter des Kapitalismus ist der Jude.“ Otto Glagaus mit so unendlich vielem Material ausgestattete und deshalb scheinbar so beweiskräftige Schriften über den „Börsen- und Gründungsschwindel“ hatten auf mich tiefsten Eindruck gemacht. Und er hatte ja das Wort geprägt: „Die soziale Frage ist die Judenfrage.“ Die Juden selbst kannte ich nicht. Sie kennen zu lernen, hinderte mich der oberste Grundsatz des Vereins deutscher Studenten und der andern antisemitischen Organisationen, denen ich mich angeschlossen hatte: Der Germane hat den korrumpierenden Umgang mit den minderwertigen Semiten zu meiden!

Wie bin ich nun dazu gekommen, die Kinderkrankheit des Antisemitismus nicht nur zu überwinden, sondern auch grade dadurch, daß ich sie durchgemacht habe, völlig immun gegen jede antisemitische Regung zu werden? Die Bekehrung vollzog sich nicht durch einen plötzlichen Akt der Erkenntnis, sondern allmählich im Laufe einiger Jahre, nachdem ich mit siebenundzwanzig Jahren den preußischen Verwaltungsdienst quittiert hatte, damit aus diesem exklusiven Milieu der Voreingenommenheit herausgekommen war und nun erst mit allen möglichen Volksschichten ungehindert in Berührung kommen konnte.

Je intimer ich mit den Führern des Antisemitismus wurde, umso mehr stießen sie mich ab. Ich lernte sie zum großen Teil als selbstsüchtig, als pharisäerhaft und als unglaublich ungebildet erkennen.

Aus Antikapitalismus war ich Antisemit geworden. Allmählich kam ich dahinter, daß die antisemitische Geste nur ein willkommenes Mittel war, das „christliche“ Kapital zu schützen. Die Warenhäuser als „Totengräber des Mittelstandes“ versuchte man durch Steuern zu erdrosseln, indem man sie als „jüdisch“ abstempelte, aber vor so übermächtigen Konkurrenten des Mittelstandes wie Rudolf Hertzog machte man ängstlich Halt, weil er sich durch große Spenden für die antisemitische Bewegung eine gute Nummer gesichert hatte. Auf das „jüdische Kapital“ wurde von den Großgrundbesitzern bei jeder Gelegenheit losgezogen. Aber als es sich um die Einführung einer progressiven Einkommensteuer in Preußen handelte, da denunzierten die Granden des Herrenhauses mich, den Befürworter der Steigerung auf vier Prozent bei den Einkommen über hunderttausend Mark, als Sozialdemokraten, wenn nicht gar Anarchisten. Ueber die „Ausbeutung der Mäntelnäherinnen“ durch den jüdischen

Compagnon Paul Singers wurden ganze Hektoliter von Krokodilstränen vergossen. Aber sobald ich von der Notwendigkeit der Ausdehnung des Arbeiterschutzes auf die Landarbeiter zu reden begann, da wurde ich als „weltfremder Weltverbesserer“ verhöhnt, wenn nicht gar als „gefährlicher Demagoge“ in den Bann getan. Und ich sah ein, wie richtig jener Ausspruch von dem Antisemitismus als dem „Sozialismus der Dummen“ gewesen war.

Selbst sonst durchaus anständige Antisemiten waren in dem Augenblick nicht mehr zu sprechen, wo ihre eignen materiellen Interessen in Frage kamen. Ich entsinne mich einer Sitzung des Christlich-sozialen Partei-Ausschusses bei Stöcker, wo wir über die Programm-Revision verhandelten. Ich als damals überzeugter Staatssozialist befürwortete die Verstaatlichung aller Privatforsten. Da erklärte Graf Solms-Laubach, der vor radikalen Sozialreformen zugunsten der Industrie-Arbeiter durchaus nicht zurückbebte: „Wenn man mir meine Wälder enteignen kommt, dann schieße ich.“

Ich war aus reinem Idealismus Antisemit geworden. Die Uebereinstimmung von Worten und Taten schien mir eine Selbstverständlichkeit. Und nun erlebte ich Enttäuschung auf Enttäuschung. Die Führer der Antisemiten stellten sich fast durchweg als rein egozentrisch orientierte Personen heraus, die viel weniger an die Sache als an ihre eigne werte Persönlichkeit dachten. Keiner gönnte dem andern die erste Rolle. Sie haßten einander und suchten sich gegenseitig zu stürzen. Man muß es erlebt haben, wie Liebermann v. Sonnenberg über Böckel urteilte, und umgekehrt! In den öffentlichen Versammlungen wurde in höchster Moral gemacht und das Judentum als Verderber der deutschen Sittlichkeit gebrandmarkt. Nachdem so den unsittlichen Juden unter tosendem Beifall die „Wahrheit“ gegeigt worden war, zogen die antisemitischen Vorkämpfer deutscher Reinheit in die Weiberkneipe von Rieprich und hatten bald jeder seine Kellnerin auf dem Schoß.

Natürlich gab es auch anständige und ehrliche Leute unter den antisemitischen Führern. Aber sie hielten es meist nicht lange aus. Manchen von ihnen, den ich mit Genugtuung hatte in den Reichstag einziehen sehen, sah ich bald wieder verschwinden. Enttäuscht, wenn nicht gar angewidert, zogen sich die meisten dieser Männer wieder in das Privatleben zurück. Nur die unbedenklichen Klopffechter hielten es aus.

Dem moralischen Tiefstand entsprach der intellektuelle. Ich war als ein- oder zweiundzwanzigjähriger Referendar wahrhaftig noch nicht im Besitz der Bildung meines Jahrhunderts. Aber rasch mußte ich zu meiner eignen Beschä-

mung feststellen, daß ich immerhin an gründlichem Wissen einigen der meistgenannten Führer der Antisemiten weit überlegen war. Von Liebermann v. Sonnenberg, zum Beispiel, diesem zündendsten Volksredner, merkte ich bald, daß er hohl wie ein Windei war. Das genierte ihn weiter nicht. Er kannte nichts gründlich und redete doch über alles. Als ich, der ich als „Dauphin des Antisemitismus" sehr protegiert wurde, ihm einst in vertrauter Stunde erklärte: „Herr v. Liebermann, es scheint mir doch dringend nötig, daß der Antisemitismus endlich eine wissenschaftliche Grundlage erhält", da erwiderte er lachend: „Junger Freund, erst wollen wir die antisemitische Partei stark machen und dann an ihre wissenschaftliche Begründung gehen."

Ich vergesse nie den Eindruck, den diese Worte des von mir bis dahin geschätzten „Führers" auf mich machten. Eine der Illusionen meines Lebens war endgültig zerstört.

Die Antisemiten in erster Linie haben mich vom Antisemitismus abgebracht. Auf deduktivem, nicht auf induktivem Wege bin ich zunächst von ihm losgekommen. Erst die praktischen Erfahrungen mit den Antisemiten veranlaßten mich zur wissenschaftlichen Untersuchung des Antisemitismus selbst und zu dem Verlangen, nunmehr endlich die Juden auch kennen zu lernen, die ich bis dahin unbesehen als Schädlinge bekämpft hatte.

Ich will nicht verschweigen, daß mich in meinem ungünstigen Jugendurteil über die Juden die paar Juden bestärkt hatten, mit denen ich damals in Berührung gekommen war. Es waren getaufte Juden, die selbst in Antisemitismus machten und mir immer als der Inbegriff der Verächtlichkeit erschienen. Was ich in meinem ganzen Leben am wenigsten vertragen habe, das war Charakterlosigkeit. Und grade diese jüdischen Antisemiten, die ihren Glauben, ihren Namen und ihr Volk verleugneten und sich seiner schämten, die die Mächtigen umschmeichelten und um äußerer Vorteile willen zu jeder Niedrigkeit bereit waren, sie waren in meinen Augen der Tatbeweis für die moralische Minderwertigkeit der jüdischen Rasse gewesen.

Nun aber, nachdem mir die Augen über die Qualität der Antisemiten aufgegangen waren, lernte ich Juden kennen, die wirklich als Repräsentanten des Judentums gelten konnten. Auch unter ihnen sah ich sehr verschiedenartige Individuen. Ich fand sie im Durchschnitt nicht etwa besser, aber doch fleißiger, nüchterner und geistig regsamer als die Arier. Viele hatten unangenehme Eigenheiten. Ich gewann die Ueberzeugung, daß weder das Dominieren der einen noch das der andern Rasse wünschenswert sei, sondern daß am zweckmäßigsten beide im Zusammenleben einander ergänzten.

Eins jedenfalls wurde mir sonnenklar: Es war bodenlose Ignoranz, wo nicht bewußter Schwindel, wenn die Antisemiten behaupteten, die jüdische Rasse sei minderwertig, sei ein Schädling, der aus dem Volkskörper ausgemerzt werden müsse.

Ich lernte, um nur ein Beispiel zu nennen, einen Mann wie Charles L. Hallgarten kennen. Die Antisemiten hatten immer gepredigt, die Juden seien aufdringlich, herrschsüchtig, materialistisch und egoistisch, täten nichts um der Sache willen, suchten immer nur ihre Person in den Vordergrund zu drängen. Da sah ich Hallgarten, der als amerikanischer Staatsbürger ein großes Vermögen in New York erworben hatte. Noch in kräftigen Jahren zog er sich nach seiner Vaterstadt Frankfurt am Main zurück. Er blieb Amerikaner, um einen Grund zu haben, jede Wahl in einen Vorstand abzulehnen. Er stand, ähnlich wie der andre große frankfurter Jude Merton, auf dem Standpunkt, daß, wer ein großes Vermögen erworben habe, es nicht einfach seinen Kindern hinterlassen dürfe, sondern moralisch verpflichtet sei, es zum großen Teil noch bei Lebzeiten zum Besten der Allgemeinheit zu verwenden. Er gab für alle humanitären und politisch fortschrittlichen Zwecke, ohne Bindung an Konfession und Partei. Er gab nie planlos, bloß aus gutmütiger Schwäche. Wer zu ihm kam, für eine an sich vielleicht gute Sache, die aber nicht sachgemäß geordnet schien, erhielt nichts. Entsprach der Nützlichkeit des Unternehmens die Zweckmäßigkeit ihrer Ausführung, so war er zu den größten Opfern bereit. Diese Verbindung nüchternster kaufmännischer Kalkulation mit fast unbegrenzter Gebefreudigkeit war einfach überwältigend. Dabei war der Mann schlicht, klug, kenntnisreich, sympathisch. Er förderte alles Große und Gute mit einer in Deutschland unerhörten Großzügigkeit, und nur Wenige kannten seinen Namen.

Ein solcher Jude sollte ein Schädling sein? Oder Karl Marx sollte ein Schädling gewesen sein, dieser Geistesriese, der den Ruhm deutscher Wissenschaft vielleicht weiter durch die Welt getragen und gründlicher in ihr „verankert“ hat als irgendeiner unsrer reinblütigen Germanen?

Der Antisemitismus ist keine Geistesrichtung, sondern ein Ausfluß der Geistesverwirrung. Das sage ich offen, obwohl oder vielmehr weil ich selbst Antisemit gewesen und deshalb kompetent bin, über ihn zu urteilen. Als Gefühl hat er dieselbe Berechtigung wie etwa das Gefühl eines Mannes, das alle schwarzen Mädchen verwirft und nur die blonden gelten läßt. Als politische Bewegung ist er weiter nichts als Ignoranz oder eine Spekulation auf die Ignoranz.

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

IX.

Der Kronprinz

Oberst Bauer, den Ludendorff einmal als den gescheitesten Offizier der Armee bezeichnet haben soll, hat dem amerikanischen Journalisten Karl v. Wiegand in einer Unterredung das Aktionsprogramm der monarchistischen Bewegung in Deutschland bekanntgegeben. Seiner Partei hat er damit keinen Dienst erwiesen; aber seine ganze Art ist bezeichnend für die naive Manier, wie man im Großen Hauptquartier Politik machen zu können geglaubt hat. Man möchte den Oberst Bauer an den Ausspruch Gambettas über die Revanche für 1870 erinnern: „Immer dran denken, nie davon sprechen!" Wenn ich solche Pläne hätte wie Bauer, so würde ich mit der Aufrichtung meines künftigen Gebäudes nicht beim Dache beginnen, sondern erst einmal die Fundamente ausbauen; das heißt: ich würde eine straffe Parteiorganisation nach dem Muster der Sozialdemokratie schaffen und allmählich versuchen, nicht nur die Führer der Reichswehr, sondern auch die Mannschaften zu mir herüber zu ziehen, denn bekanntlich regiert Der, dem die Maschinengewehre gehorchen. Wenn dann alles bis auf den I-Tipfel fertig ist (so ungefähr, wie gut ausgeführte Mobilmachungs-Vorarbeiten, Herr Oberst Bauer), dann würde ich eines Morgens dem erwachenden Bürger um neun Uhr mitteilen, daß seit sieben Uhr Seine Majestät Kaiser Wilhelm der Dritte regiere, und daß die Dislokation der Tanks und Maschinengewehre die und die wäre. Man müßte nur geschickt hetzen, die Uneinigkeit und den Doktrinarismus der drei, heut noch drei, aber übermorgen vielleicht schon fünf sozialistischen Parteigruppen gerieben ausnutzen: dann wäre möglicherweise in ein paar Jahren einige Aussicht für ein derartiges Unternehmen, zumal da die zahlungskräftigen Kreise nicht abseits stehen würden. Die Hohenzollern haben tatsächlich noch einen beträchtlichen Anhang unter den Intellektuellen sowohl wie im Volke, und der enge, durch Parteischeuklappen behinderte Horizont der republikanischen Machthaber erleichtert unabsichtlich der Opposition die Arbeit. Die Bahn ist freigemacht worden — aber wer tummelt sich in der Bahn! Wo sind die Männer mit dem weiten Horizont, die, jeder Parteischablone abhold, den großen Zug haben, das Brauchbare auch bei ihren politischen Gegnern anzuerkennen, die überhaupt im Gegner immer den Mann sehen, den sie eines Tages zu sich zu bekehren hoffen? Für Wühlarbeit wäre also der Boden nicht schlecht. Aber wer es so anfängt wie Oberst Bauer, der stützt die Republik und schädigt die eigne Partei.

In Ziffer 7 des Interviews nennt Bauer seinen Thronkandidaten: es ist der weiland Kronprinz von Preußen, den er als „klugen, offnen, graden Mann mit starkem Willen und warmem Herzen für sein Vaterland" bezeichnet.

Die Beiden, Bauer und der Kronprinz, kennen sich gut. Wenn Bauer als Delegierter der Obersten Heeresleitung zum Kronprinzen in dessen Hauptquartier kam, schimpften die Beiden gemeinsam über den Chef, Schmidt v. Knobelsdorff, dessen Angriffsplan auf Verdun der Kronprinz ebenso mißbilligte, wie es Bauer tat. Daß ein fürstlicher Heerführer keinerlei Einfluß auf die Operationen hat, ist bekannt. Beim Kronprinzen war dies herkömmliche Verhältnis noch verschärft durch die Persönlichkeit seines Chefs, der, ein schroffer, unzugänglicher, unbelehrbarer Mann, sich von seinem hohen Vorgesetzten in nichts hineinreden ließ. Er gab seine Befehle, und wenn er mal grade Zeit hatte, hieß es: „Darf ich Eure Kaiserliche Hoheit orientieren?", und dann erfolgte ein kurzer Bericht, der mittendrin abgebrochen wurde, sobald was Wichtigeres dazwischentrat.

Als das Verdun-Unternehmen mißglückt und Falkenhayns Stern im Erbleichen war, bekam auch Schmidt v. Knobelsdorff kalte Füße, aber noch schnell vor Toresschluß von seinem Gönner Falkenhayn das X. Armeecorps (denn es war keineswegs sicher, was sonst Ludendorff mit ihm anfangen würde). Zuletzt hatte dann der Kronprinz als Chef den Grafen Schulenburg, einen klugen, tüchtigen Mann, der als Mensch sehr viel angenehmer war als Schmidt v. Knobelsdorff, und der als alter Garde du Corps Erfahrung im Umgang mit Fürstlichkeiten hatte.

Von den Fähigkeiten des Kronprinzen als Heerführer kann hier also ganz abgesehen werden: tatsächlich hat er niemals geführt, sondern immer nur die Befehle seines Chefs unterschrieben. Seine übrige Tätigkeit bestand darin, daß er bei den Truppen herumfuhr, den leutseligen Fürsten markierte, Orden verteilte, Ansprachen hielt und ähnliche Dinge trieb. Das machte er ganz nett, jedenfalls sehr viel besser als sein Vater. Dieser hatte die Gabe, den richtigen Ton meistens zu verfehlen. Da standen, zum Beispiel, bei glühender Hitze, von weither in mühseligen Märschen zusammengezogen, in schweren Stahlhelmen, Mannschaften der verschiedensten Regimenter, die von seiner Majestät ihre Kreuze bekommen sollten. Eine Reihe Kraftwagen saust heran. Der Kaiser von oben bis unten mit Orden beklunkert, bunt und glänzend wie ein Pfau, steigt aus, grüßt obenhin und ruft: „Na, Kerls, ich höre, Ihr habt den Russen den A . . . . verhauen. Das freut mich. Hoffentlich werdet Ihr den Franzosen auch noch feste den A . . . . verhauen." Noch ein kurzer,

nachlässiger Gruß, dann verteilte der Flügeladjutant die Orden, es hieß: „Rührt euch!“, und nun konnten die durstigen und hungrigen Leute zusehen, wie aus den Kraftwagen ein reichliches Frühstück herausgeholt und verzehrt wurde, wie die Sektpfropfen knallten, und wie die hohen Herrschaften überaus munter und vergnügt waren. Es war für keinen Zuschauer zweifelhaft, daß die Mannschaften, die noch nicht Sozialdemokraten waren, es durch diese Szene werden mußten.

So ungeschickt hätte das der Kronprinz kaum angestellt. Er ist zweifellos heller als sein Vater, über den er sich eigentlich stets lustig machte; wie denn überhaupt der Kaiser bei seinen eignen Söhnen keine große Liebe genießt. Sie alle, samt ihren Frauen, hängen mehr an der Kaiserin, die sicherlich sehr viel beschränkter ist als ihr erlauchter Gemahl, die aber andrerseits sehr viel mehr Herzensbildung und Charakter hat.

Der Kronprinz hat nicht die prunkvolle Feierlichkeit seines Vaters, dem er auch körperlich garnicht ähnelt. Er ist ungezwungen im Umgang mit seinen Freunden, sobald aber Fremde dabei sind, von einer Verlegenheit, die sich in forcierter Lebhaftigkeit äußert. Mit seinem Vater und manchem andern Hohenzollernkönig gemeinsam hat er den angeborenen Mangel an politischem Takt. Hoffentlich werden bei den „öffentlichen Feststellungen“ zum höhern Ruhme des Kronprinzen, die Oberst Bauer ankündigt, nicht seine Telegramme mitveröffentlicht. Das würde verheerend wirken; denn wie sein Vater pflegte er alle politischen Zeitereignisse mit Telegrammen zu kommentieren, die das Entsetzen der maßgebenden Staatsmänner waren. Ueberhaupt wirds den Gegnern des Kronprinzen leicht sein, den Nachweis zu führen, daß er die Fehler des Vaters, an denen Deutschland zugrunde gegangen ist, in reichem Maße geerbt hat. Wenn freilich Bauer mit den Gerüchten, deren Haltlosigkeit man beweisen werde, die beliebten Weibergeschichten meint, so glaube ich selber, daß da stark übertrieben wird. Man sollte dergleichen ganz aus dem Spiele lassen. Was hat denn schließlich ein Land davon, daß sein Monarch ein Ausbund von bürgerlicher Tugend ist? Ist nicht absolut sicher, daß wir Deutschen mit Eduard dem Siebenten oder Leopold von Belgien besser gefahren wären als mit unserm im Punkte der Liebe denkbar soliden Wilhelm? Allerdings halten grade die Kreise, auf die Oberst Bauer doch wohl rechnet, besonders streng auf Moral und Gottesfurcht. Aber schließlich tuts ja auch diese allein.

Wo soll der Kronprinz eigentlich gezeigt haben, daß er intensiv arbeiten kann, wie Oberst Bauer behauptet? Im Frieden galt er als ausgesprochen oberflächlicher junger

Mann, dessen Ungründlichkeit und Unernst seine Mentoren beängstigte. Wirkliches Interesse hatte er eigentlich nur für den Sport; ohne es etwa darin zu was zu bringen. Nun wächst ja allerdings solch ein Prinz in der seltsamsten Geistesverfassung auf. So richtig erwachsen wird er eigentlich niemals, weil immer Leute um ihn herum sind, die ihn vor allen stählenden Kraftproben hüten. Prinzen haben daher gewöhnlich noch in reifern Jahren eine gewisse jugendliche, beinahe kindliche Unreife und sind oft von unsäglicher Harmlosigkeit. Gefährlich wird so Einer nur, wenn er, frei von jeder Lebenserfahrung, in eine einflußreiche, verantwortliche Stellung kommt; wie etwa Wilhelm der Zweite. Man muß als Prinz schon besonders intelligent sein, um sich nicht für einen Staatskerl zu halten, oder man muß entscheidend tiefe Eindrücke gehabt haben, wie der alte Kaiser, der als Kind die Flucht nach Tilsit erlebt hatte, und der 1848 vor der Revolution zum zweiten Male nach England geflohen war.

Da könnte ja immerhin der furchtbare Kriegsausgang bei einem aufgeweckten Menschen wie dem Kronprinzen eine grundlegende Aenderung seines ganzen Wesens hervorgerufen und aus einem tändelnden, sorglosen, affektierten jungen Fürstensohn einen ernsten, nüchternen Mann gemacht haben. Aber selbst das würde ihm nur nützen, wenn er politisch ein unbeschriebenes Blatt wäre. Und das ist er keineswegs. Er ist festgelegt auf eine ganz bestimmte Partei. Jeder kennt seine politischen Freunde. Von der beinahe traditionellen Politik der preußischen Kronprinzen: im liberalen Sinne leicht zu frondieren, ist er ostentativ abgewichen. Sein Lager war das feudal-aristokratische Alldeutschtum. Die Arbeiter hat er einmal als „jene Elenden" bezeichnet. Hätte er stattdessen als Kronprinz Fühlung mit der Linken gesucht und sich mit Südekum statt mit Oldenburg-Januschau angefreundet: er wäre womöglich schon heute der Nachfolger seines Vaters. So aber hat er aufs falsche Pferd gesetzt und ist weggefegt worden — samt dem System, als dessen überzeugter Vertreter er in der Oeffentlichkeit aufzutreten beliebte. Er ist politisch unrettbar kompromittiert, und wer es gut mit ihm meint, hätte wohl daran getan, erst etwas Gras über seine Vergangenheit wachsen zu lassen. Mit diesem politischen Vorleben ist man gegenwärtig kein Mann, der zur Diskussion gestellt werden kann. Selbst in den Kreisen der Offiziere war er wenig beliebt. Schon die Art seines Anzugs machte ihn zwar zum Vorbild aller Modenarren, schadete aber bei den bessern Elementen seiner Stellung: man schüttelte den Kopf und lachte über den anglisierten, forciert legeren Dandy. Mag sichs da um Aeußerlichkeiten gehandelt haben: wer hat ihn überhaupt jemals ernst genommen?

Nein, als Prätendent ist der Kronprinz höchst ungeeignet, und ich glaube, den Führern der deutschnationalen Volkspartei ist Bauers Interview genau so unbequem wie dem Berliner Lokalanzeiger, der dem gesprächigen Oberst einen milden Rüffel erteilt hat. Immerhin hat das Interview das Verdienst, unabsichtlich auf den wunden Punkt des deutschnationalen Programms: auf die Prätendentenfrage hingewiesen zu haben. Wohl oder übel wird man jetzt Farbe bekennen müssen, und schon trennen sich die Meinungen. Hie Wittelsbach! Hie Hohenzollern! In dem Rennen um die Kaiserkrone ist der Wittelsbacher vorteilhafter dran als der Hohenzoller. Er hat eine große geschlossene Partei für sich und hat seine einflußreichen Verwandten auf fremden Thronen nicht durch Marginal-Bemerkungen gröblich vor den Magen gestoßen. Die Hohenzollern haben seit dem Tode des alten Wilhelm zuviel Fehler gemacht, und die, wie Talleyrand sagt, sind schlimmer als Verbrechen.

Und die Revolution! Wo ist ein Mirabeau, ein Danton, ein Lafayette, wo ist der geniale Fanatiker von gigantischem Wollen, mit einer Feuerseele, mit großem Herzen und reinen Händen, der es versteht, die bezwingende Form zu finden für den einzigen schöpferischen Gedanken dieser Tage: für den Kommunismus als geistige Bewegung! Vielleicht kommt er noch, vielleicht ersteht ein Mann stärker als Luther, der uns die zweite Reformation bringt und wieder einmal anknüpft bei Christus selbst, dem Vater der kommunistischen Idee. Merkt denn Niemand, daß die alten Religionen überlebt und leer geworden sind, daß die Zeit dürstet nach einem neuen Glauben, nach einer Weltanschauung, die einen Schritt vorwärts bringt, die Christus mit Goethe verbindet, und deren Tempel für Alle offen sind und die beiden Inschriften tragen: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ und „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“!

Wenn das Alles nicht ist, dann hat der Kapitalismus auf lange Zeit bewiesen, daß er der Stärkere ist, und unser Louis-Philipp heißt dann vielleicht Rupprecht von Wittelsbach, aber wahrscheinlich nicht Wilhelm von Hohenzollern.

Renoir von J. Meier-Graefe

Renoir ist am dritten Dezember in seinem Landhause zu Cagnes bei Nizza, achtundsiebenzig Jahre alt, gestorben. Das Datum stellt eine Aeußerlichkeit fest. Von dem Menschen waren nur noch ein paar durch die Gicht verbogene Knochen übrig und ein grämliches Gesicht. Alles andre war in seine Malerei gelangt. Er ist in dem Moment gestorben, da der letzte Rest seines Lächelns Farbe geworden war

Renoir ist lächelndes Pigment. In letzter Instanz läuft alles darauf hinaus: Bewegung der Materie. Ob es Lächeln oder Weinen ist, kommt in zweiter Linie, auch ob Einer die Weiber haßt oder liebt, Landschafter oder Genremaler, Dramatiker oder Romanschreiber, Physiker oder Augenarzt ist. Bei Renoir war es ganz sinnfällig Lächeln. Es erquickt wie Fleisch eines gesunden Kindes, wie guter Geruch. Man braucht kein Drehen und Wenden, keine Literatur, keine Metaphysik. „Vor allem sei das Bild ein Fest fürs Auge!“ So sprach Delacroix. So waren die Veronese und Rubens, die Lochner und Fra Angelico, die Steinmetzen in Chartres und die frühen Griechen. Man darf nicht glauben, solche Festlichkeit schließe visionäre Eingebungen, unerhört geistige Erhabenheiten aus. Es ist so eingerichtet, daß diese Dinge ungemein zu dem sinnlichen Reiz beitragen können, solange sie Bewegtheiten der Farbe sind. Doch gehören sie nicht primär zum Kunstwerk, da sie immer erst Ergebnisse der Interpretation jenes Lächelns oder Weinens sind, das viel weniger erschöpflich ist, als alle Interpreten zu sagen vermögen. Renoirs Geschöpfe waren nicht rundliche Frauen, sondern rundliche Bilder. Die Frauen kann man ungeistig nennen, genau wie man wachsende Vegetation so nennen mag, ohne damit etwas von der wunderbaren Organisation der Erde zu sagen. Die Bilder waren von Anfang an, noch als er ganz jung war, Geist. Schon die frühsten haben in nuce die Bewegtheit jenseits der Bewegung der Motive, das Farbige jenseits der Farbe, jenes Lächeln der Malerei jenseits des Modells, der Natur, und sie sind mit den Jahren immer geistiger geworden, immer reinerer Sensualismus.

Ein Freund sagte mir neulich, zwischen Bach und den Nachfolgern sei ein ganz andrer Unterschied als der qualitative, den Genie und Gesittung der Komponisten ergaben. Damals sei die ganze Musik noch selbständiger, weniger teilbar gewesen, habe noch nicht den Dualismus von Rhythmus und Melodie gekannt, der zu einer einseitigen Bereicherung, schließlich zur Auflösung führte, führen mußte. Die Malerei machte die entgegengesetzte Wandlung durch. Sie war ursprünglich ein durchaus zusammengesetztes Gebilde, blieb Jahrhunderte lang künstliche Mischung, von Utilitarismus durchsetzt, Diener der Architektur, des Gewerbes und andrer Herrscher, bis sie im sechzehnten Jahrhundert den Lauf zur Höhe einer reinen Kunst begann; eine Entwicklung, die in unsrer Zeit den heute noch nicht erkannten Gipfel erreichte. Renoir wird spätern Generationen wie eine Art Bach der Malerei gelten.

Selbstverständlich war er konventionell. Es gibt Leute, die sich darüber beschweren. Als ihn einmal Einer fragte,

wo er die Malerei gelernt habe, antwortete er: „Im Museum.“ Natürlich die Malerei, das Machen, nicht die Vision. Heute glaubt man, die Vision in ethnographischen Sammlungen finden zu können, und macht sich die Technik im Kaffeehaus. Die Vision hatte Renoir, wie man zwei Hände und einen Kopf hat. Er kam damit auf die Welt; das Lächeln, der Ton in der Stimme. Uebrigens war er im Gegensatz zu den meisten großen Künstlern, zumal der Neuzeit, die gewöhnlich erst ihre Vision nähren und kleiden müssen und dabei zunächst so ungeschickt wie möglich verfahren (man denke an Cézanne und Marées), phänomenal begabt, hatte die Geschicklichkeit, die fast immer zum Kitsch führt. Bekanntlich mußte er anfangs sein Brot als Handwerker verdienen, war zuerst Porzellan-Maler und malte dann die gewissen Stores mit Landschaften in den Stuben unsrer Eltern. Die Koloristen erhielten einen Franc für den Store, Akkordarbeit schlimmer Sorte. Renoir kriegte am Tage fünfzig Stores fertig und erwarb so das Geld für die Ecole des Beaux-Arts. Es ergab sich die Aufgabe, dieses Talent zu überwinden, die Hand zu zügeln, ohne sie müde zu machen, mit dem Kopf, nicht mit den Fingern zu malen. Die Entwicklung hat als Stationen alle Probleme, die heute der Jugend die Köpfe verdrehen, Naturalismus, Impressionismus, Synthese, das Monumentale, und der Betrachter, der diese Entwicklung verfolgt, fährt durch ein Gelobtes Land, wo Milch und Honig fließen. Von Courbet ging er aus, um zu Delacroix zu gelangen. Allein dieser Weg vom Naturalisten zu dem Grandseigneur der Vision — wer macht ihn nach? — ist ein Stück Geschichte. Oder ging er von Rubens aus, oder von Fragonard, um zur Antike zu kommen? Einer Antike, die uns die Welt zurückzaubert, die den Thron der Venus, im Thermen-Museum Roms, schuf, und die noch heute auf dem Boulevard Clichy spazieren geht, wenn die Engländer sie nicht verjagt haben. Er war unerhört konventionell, denn er war Franzose reinsten Wassers. Frankreichs Kunst war in ihm lebendig, nur diese eine. Kein Japan, kein Hinterindien, kein Kaffernland, keine Negerplastik. Nur die Kunst seiner Rasse, die alles Regsame und Geschmeidige, alles Lächeln der Welt enthält und noch immer das Band ist, das Europa an Europäer heftet.

Machte er Schule?

Heute ist seine Wirksamkeit unter dem Masseneinfluß Cézannes, der ohne Cézanne entstand, verborgen. Sieht man näher, geht fast alles Wertvolle jüngerer Generationen, alles, was sich zwischen Maillol und Bonnard und ihren Nachfolgern bewegt, mittelbar, unmittelbar auf ihn zurück. Zumal das Größte, das Frankreichs lateinische Muse zu vergeben hat, den lebendigen Anschluß an Hellas. Renoir und

Cézanne, die Doktor-Arbeit künftiger Geschlechter. Man ahnt noch nicht, daß wir da zwei Menschen wie Mozart und Beethoven, wie Raffael und Michelangelo, wie Goethe und Dostojewski besaßen, daß unser Chaos von zwei Kolossen miterlebt wurde, die aus ihm schlechterdings nichts gewannen, das aus ihnen schlechterdings nichts gewann. Der Vergleich ihrer Bilder ist überflüssig. Der Vergleich ihrer Bahnen enthält das Problem der Zeit. Je mehr man Cézanne gibt — wer könnte ihm genug geben! —, je heller man die Sisyphos-Arbeit dieses Bahnbrechers, seinen Weg von der Schule hinweg und durch die Persönlichkeit hindurch zur größern Schule wertet, desto rätselhafter die Existenz des Andern, der keine Bahnen brach. Renoir ist das größere Wunder. Ein Lächeln nahm auf einem Throne Platz, der lange dafür bestimmt war. Das Reich der Kunst ist Aristokratie. Die persönliche Leistung des Empörers mag eine reichere Lebensgeschichte ergeben. Die erraffte Neuheit kann aktuelle Bedürfnisse besser befriedigen, mag menschlich höher zu schätzen sein. Für die Kunst ist Persönlichkeit Schrei und Schweiß, und nur der Mensch, der nicht seine, sondern ihre Machtsphäre weitet, gilt ihr als legitimer Herrscher. Es steht dahin, welche persönliche Zutat Renoirs Conventionalismus trägt. Sie trübt nie, in keiner Phase seiner beispiellosen Fruchtbarkeit das Lächeln des gesegneten Ernters. In seinem Werk eint sich Anstrengung und Erfolg unzähliger Geschlechter.

Die Zeit naht, da der Exotismus nach Europa zurück will und die von einem unverstandenen Cézanne genarrten Revolutionäre nach einer Formel dürsten, die ihnen die Negergötzen nimmt und gestürzte Götter zurückgibt. Nach dem Chaos kommt die Reaktion. Da kann Renoir der Führer werden, der die Verirrten von der Akademie, für die man reif ist, zurückhält und in die lichte Menschlichkeit leitet, in das Reich seines Lächelns.

Das Blumenschiff von Su-tung-po

Im Meere hinter Brandungsschaum und Riff
Schwimmt wie ein Kormoran das Blumenschiff.

Ich bin nicht gegen seinen Duft gefeit.
Ich heb den Arm. Das Schiff ist allzu weit.

Mimosen hängen traubengleich am Bug.
Ein Fächer schlägt den Takt zum Ruderzug.

Ich werfe eine Blume in das Meer,
Die treibt nun auf den Wellen hin und her.

Vielleicht, daß, wenn der Wind sich abends dreht,
Er meine Blume bis zur Barke weht . . .

Nachgedichtet von Klabund

Kindertragödie von Alfred Polgar

Kindertragödie' heißt ein Drama in drei Akten von Karl Schönherr.

Die Frau Försterin betrügt ihren Mann. Diese Tatsache kommt zur Kenntnis der drei Försterkinder und richtet in den jungen Seelen tragische Verwirrung an.

Es hängen zwei Pistolen an der Wand der ersten Akt-Stube. Die Befürchtung, daß eine von ihnen losgehen werde — ‚Tragödie' heißt ein Theaterstück gemeiniglich dann, wenn eine oder mehrere seiner Personen eines sogenannten unnatürlichen Todes sterben — bewahrheitet sich am Ende des dritten Aktes. Der jüngere Sohn des Försterpaares erschießt den Ehebrecher, worauf er selbst, seit längerm lungenkrank, von der erlittenen Aufregung hingerafft wird.

Die drei Kinder bestreiten allein das traurige Spiel. Das Elternpaar kommt nicht auf die Szene. Auch vom Ehebrecher sieht und hört man nichts als das muntere Lied, mit dem auf den Lippen er zum Stelldichein mit der Försterin geht. (Da trifft ihn die Kugel des verzweifelten Knaben.) Ein Wind-Stück, das heißt: es wird von einer nur an ihren Wirkungen merkbaren Kraft bewegt. Unheimlich unsichtbar rauscht der dramatische Sturm: man sieht nur, wie drei Menschenkinder, drei Kind-Menschen entwurzelt werden.

Erster Akt: Der älteste Sohn, Vaters Liebling, ist draufgekommen, daß die Mutter einen Liebhaber hat. Der jüngere, Mutters kränker Liebling, spürt nur, daß ihm irgendwas das mütterliche Herz entfremdet: sie ist nicht mehr gut zu ihm, schlägt ihn sogar. Die Tochter erfährt von dem ältern Bruder das Geheimnis, das ihm die Seele zersprengt. Die Schlafstätte der Kinder, bisher in einer Ebene mit der Kammer der Mutter, wird um einen Stock höher verlegt. Außerordentlich symptomatisch! Zweiter Akt: Die Kinder erhalten Gewißheit. Den jüngern Sohn treibt Qual und Unruhe zu kritischer Stunde ins Zimmer der Mutter. (Försterlicher Nachtdienst hält den Vater fern.) Er sieht, was er nie hätte sehen sollen. Trauer, Not, Bedrängnis der Kinder. Der Boden unter ihren Füßen wankt, ihren Seelen wird übel, nebelig zerfließen den Augen die Linien der sittlichen Weltordnung, was verehrungswert war, grinst popanzig, Reif der Lüge fällt auf knospendes Menschentum, Zweifel frißt den Glauben. Der Kummer ob der „mère prodigue" kristallisiert im Herzen der drei Kinder verschiedenartig aus. Im jüngern Sohn, der so sehr die Mutter und die mütterliche Liebe geliebt, nimmt er die Form einer marternden Eifersucht an; den ältern quält der Gedanke an den Vater und besonders — wie dies das Rituale des Bauernstücks solchenfalls vorschreibt —

das unehrerbietige Gemunkel der Leute; die Tochter aber bekennt sich, mit einer jähen Wendung, zwar bitter lachend, jedoch nicht ohne eine gewisse vorbestimmte innere Bereitschaft, zum Leichtsinn. Ob diese Wendung psychologisch ganz glaubhaft, weiß ich nicht. Jedenfalls unterbricht ihre heftige Pointiertheit, wenn man so sagen darf: erfrischend die montone Wehklage des Geschwister-Kleeblattes. Dritter Akt: Im Walde, in der hohlen Gasse, durch die der Ehebrecher — vom ältern Sohn wiederholt als „der verdammte Hund“ charakterisiert — kommen muß. Das Trio der gemarterten Kinder ist versammelt. Die Tochter ist sündhaft geworden. Teils war da Erpressung am Werk, teils tat sies in Proteststimmung gegen Tugend und Sitte, in einer Art verzweifelter, aber immerhin, o Weibsteufelchen, erotisch betonter Selbstvernichtungslaune. Bitter lachend enteilt das zerstörte Mädchen. Nun tritt der Ehebrecher akustisch auf. Sein frohes Wanderlied kommt näher. Der erstgeborene Sohn heißt ihn einen verdammten Hund und hebt den Revolver. Aber der bebenden Hand entfällt die Waffe. Der jüngere greift sie auf, zielt, trifft. Bröckelndes Gestein, Sand-Geriesel, Knacken von Astwerk: der Ehebrecher tritt akustisch ab. Und der Rächer-Mörder sinkt entseelt.

In drei gedrosselten Akten von geizigster Oekonomie des Wortes vollzieht sich die ‚Kindertragödie‘. Die Schlichtheit der dramatischen Form, die Beschränkung auf das Notwendigste, der Verzicht auf Fülle und Farbigkeit sind weit gediehen. Trotzdem — und das ist das Sonderbare an dieser ‚Kindertragödie‘ — hat man den Eindruck eines künstlich gestreckten Spiels. Es dehnt sich in die Zeit. Sein asketisch schlanker Höhenwuchs ist erzielt auf Kosten andrer Dimensionen. Gleichsam: ein an sich geringer Inhalt wird nicht geballt — das gäbe Einen konzentrierten Akt —, sondern dünngewalzt. Drei Kinder werden gefoltert: am Schluß des zweiten Aktes stöhnen sie um eine Nuance lauter als am Schluß des ersten, am Schluß des dritten erliegen sie der Marter. Erfahren wir mehr von ihnen, als daß sie, differenziert, leiden, und wie sie mit dem Leid oder das Leid mit ihnen fertig wird? Oeffnet sich irgendwo ein Blick in das Mysterium der kindlichen Seele? Kindertragödie? Wollte sie das sein, müßte die Tragik aus dem innersten Wesen der Kinder erfließen, aus Urgesetzen ihres Kind-Seins, nicht über sie kommen wie ein entgleisender Straßenbahnwagen. Hier stößt Gott-Dichter nur von außen. Und das dreiaktige Schmerz-Erbrechen der vom Stoß Getroffenen offenbart von ihnen garnichts als eben ihren Schmerz. Es gibt zwei Kindertragödien in der deutschen Literatur: die eine heißt ‚Frühlingserwachen‘, die andre ‚Hanneles Himmelfahrt‘. Mit ihnen

das neue Schönherr-Stück im selben Atem zu nennen, wäre Kunst-Sakrileg.

Seine Personen sind in all ihrer geschnitzten Profilierung und Eckigkeit doch Kinder nach der Bauernstück-Konvention, gesehen mit den Augen eines lehrhaften Beispiel-Erfinders und -Erzählers. Was wird denn aus diesen jungen Menschen durch das finstere Erlebnis hervorgeholt? Klage und Anklage. Alle andern Stimmen der Kind-Seele werden vom Ohr des Dichters entweder nicht gehört oder von der zuschnürenden „Einfachheit“ seiner Gestaltung glatt erstickt. Neugier, tiefes Fragebedürfnis, Wunsch nach Zuflucht zu Aelteren, Angst, Mitleid, kindlich-heroische Hilfelust, Ahnung höherer seelischer Gewalten, Gier nach Verstehen und Scheu vor ihm, Grausamkeit und die ganze mystische Vielfalt zarter Regungen eines vom Schicksal angerührten jungen Herzens: nichts von all dem klingt in Schönherrs Monodie auf. Jedenfalls konnte er aber hier einmal seiner dichterischen Passion, Kinder in den Schmelzofen zu schieben, ausgiebig frönen. Kein Dramatiker hat mehr Kinder dem Theater geopfert als Schönherr. Wo seine Phantasie ein infantiles Wesen erschuf, trachtete sie ihm auch schon nach dem Leben. Fast in all seinen Stücken gehen junge und jüngste Menschen zugrunde; nicht aus geheimnisvollem Beding ihrer Kindschaft, sondern niedergestoßen und zertreten im Gedränge der Erwachsenen. Ich freue mich schon auf das bethlehemitische Kindermord-Drama Schönherrs oder auf das tirolische Passahstück vom Sterben der Erstgeborenen, das er sich doch nicht entgehen lassen wird.

Drei junge Geschöpfe, argem seelischen Martyrium, einem sie ganz und gar isolierenden Stilgebot und dem biedern Raffinement eines starken Theateringeniums hilflos preisgegeben, wirken immerhin ergreifend.

Die Aufführung des wiener Deutschen Volkstheaters hilft solcher Wirkung. Es wird zwar ein bißchen viel gestöhnt, konvulsivisch gewimmert, umhergeschleudert und hingestürzt, aber drei begabte Menschen leben auf der Bühne und spielen gutes, redliches Theater. Herr Edthofer gibt dem Schmerz des ältern düstere, Herr Schildkraut dem des jüngern Sohnes gellende, stechende Farbe. Dem Schwesterchen kommt die herzhafte Frische des Fräulein Keller zugute. Sie ist liebenswürdiges Antitheater; und das Tragische gar sitzt ihr als ein lästiger, zu falsch-steifer Haltung nötigender, den Atem pressender Schnürleib. Es ist rührend und fast schmerzhaft anzusehen, wie ihr echtes und einfaches Wesen durch die genagelte Echtheit und dicknähtige Einfachheit der Schönherrschen Natur belastet und zugedeckt wird.

Und Pippa tanzt

Für Dichter vom Range Hauptmanns wirkt immer der Lauf der Jahre. Die Schöpfungen solcher Dichter nehmen in Weltanschauung, Gefühl und Technik meist eine Spanne Zukunft vorweg, die wir einzuholen ein halbes Menschenalter gebrauchen. Dieses ‚Glashüttenmärchen' fiel in die letzte Aera des Naturalismus, in diejenige, die wir, wenn schon mit unserm Bewußtsein, so doch noch nicht mit dem Unterbewußtsein überwunden hatten. Was uns vorschwebte, wie dem dumpfen Huhn die schimmernde Pippa, war eine lichtere, beschwingtere, geheimnisreichere Kunst: aber, an den Umgang mit irdenen Töpfen gewöhnt, griffen wir dermaßen täppisch nach dem klingenden Venetianerglas, daß es mit einem Wehelaut unter unsern Händen zerbrach. Freilich: nun erst recht haben wir sie sehnsüchtig ausgestreckt. Wir haben gelernt, erlebt und gelitten, in einem rasenden Tempo und einem völlig unwahrscheinlichen Grade. Die Wirklichkeit hat sich hart und härter gezeigt. Sie hat nichts gehalten; und es ist kein Wunder, einzig das ist kein Wunder, daß wir nach Wundern dürsten und bereit sind, in eine Gläubigkeit zu flüchten, die uns beschwichtigte, tröstete und Vergessenheit über das Grauen breitete. Eine gefährliche Situation für die Seele, die selten widerstandsschwächer, selten hingebungsbedürftiger um jeden Preis war. Jetzt könnte der Schwindel blühen, jetzt wird er blühen. Zunächst aber, glücklicherweise, trägt eine einstmals unzeitgemäße Dichterarbeit wie Hauptmanns die Früchte, die sie verdient.

Verdient sie sie bis zum Schlusse? Wiederum, wie an jenem ersten Tage, will uns Wann, eine mythische Persönlichkeit, oder wenigstens was er spricht, nicht eingehen. Vielleicht wird man sich nach abermals einem halben Menschenalter auch in ihn hineingehört haben? Schwerlich. Woran ist denn die Dichtung damals gescheitert? An unsrer Unfähigkeit, den ‚Fuhrmann Henschel' und die ‚Versunkene Glocke' zusammen- und durcheinanderzudenken. Das war ein Bauern- und dies war ein Märchenstück, und jedes hatte hübsch sauber für sich zu bleiben. Heute mögen reale Züge vor unsern Augen phantastisch auswachsen und die Gebärden des Körpers mehr als sich selber bedeuten: es ist uns rätselhaft, daß uns dergleichen jemals rätselhaft war. Wo bin ich? Welches schöne Land! Weinberge! Seh ich recht? Und Trauben gleich zur Hand! Wenn nur der wahre Zauberer Gebild und Wort dazu veranlaßt, Sinn und Ort zu ändern, so sind wir, ganz nach seinem Wunsche, hier und dort. Aber Wann hat der Guß nicht mitergriffen. Er soll als Erklärer darüber oder zum mindesten daneben stehen, und erklärt nichts, weil Hauptmann nicht zur symbolischen Klarheit vorgedrungen ist. Es allegorieselt. Geschwollene Banalitäten bieten sich als Offenbarungen an. Dagegen sind wir 1920 genau so empfindlich wie 1906, und das wird sich bis 1934 kaum bessern. Nicht jedem Dramatiker ist ja gegeben, die Welt, die er auferbaut, philosophisch zu unterkellern und sinnbild-

lich aufzugipfeln. Wir müssen zufrieden sein, daß Hauptmann diese seine Welt so märchenhaft glaublich und bunt geraten ist.

In dieser Welt, sobald wir auf die Preisgabe ihrer tiefsten Bedeutung verzichten, macht auch Wann eine purpurn leuchtende Gegenfigur. Schwarz gespensternd bei fleischigster Greifbarkeit wuchtet der alte Huhn einher; ihm voran tanzt feurig sein kleenes Fünkla, sein kleener Geist Pippa; von den gedämpften Tönen Moritz von Schwinds lebt der Handwerksbursch Michel Hellriegel; und das Weiß des Gebirgsschnees und das Blau des Winterhimmels vervollkommnen eine Farbensymphonie, deren sphärische Klänge uns das willige Herz auf- und emporreißen zur Bejahung des dröhnenden Rufes: Jumalaï — Freude für Alle! Freude für Alle — trotz drei Toten. Trotz drei Toten, trotz so melancholischer Anerkennung des Erdenrests, der Vergänglichkeit, des unerbittlichen Menschenschicksals — trotzdem sind nicht viele Werke der Kunst von Zuversicht ähnlich durchglüht wie dieses, in dessen Mitte prangend der Gegenstand unsrer ewigen Sehnsucht gestellt ist: die Schönheit, die Phantasie, der Traum, die Hoffnung, die Poesie, der Tau, der romantische Ueberfluß, der Schmetterlingsglanz, der für entbehrlich gilt, und ohne den doch die nackte Notdurft zu befriedigen garnicht erst lohnt. Wahrscheinlich deshalb war jetzt die passendste Stunde, den Sargdeckel über der scheintoten Dichtung zu heben: weil wir uns heute so arm fühlen, daß wir unendlich dankbar sind, an unsern Reichtum erinnert zu werden; weil hier gestaltet ist, was uns nur mit dem Leben selber geraubt werden kann; weil ohne Auslegungshokuspokus unter dem Träger des Namens Michel das geschlagene Deutschland zu begreifen ist, das seines Weges weiterzieht, „mit großen Tränen auf den Wangen", aber durchaus nicht mutlos, sondern „leise und glücklich kichernd", in seinen Händen den Schlüssel zum Mondscheinpalast, die Okarina, um „eine herzbrechend traurige Weise" zu spielen, und für die Dunkelheit die Fackel ins Reich des innern Friedens, der Tauben vom Marcusplatz und der Scala d'Oro.

Vor vierzehn Jahren den Durchfall führte mancher auf den unverbrüchlichen Naturalisten Brahm zurück und geduldete sich: der Gegenfüßler würde schon eines Tages den Torso zu hohen Ehren bringen. Als dann vor einigen Monaten die Besetzung des Deutschen Theaters bekannt wurde, war man nicht überrascht, daß Reinhardt auf die Regie verzichtet hatte. Die erste, die zweite, die dritte Verschiebung — eine Selbstverständlichkeit: wer sollte wohl eine solche Aufführung vor der Oeffentlichkeit und dem Dichter verantworten! Aber uns bleibt nun einmal auch nichts erspart, und da der Dichter von seinem Veto-Recht keinen Gebrauch gemacht hat, so bedarf er nicht unsres Mitleids, dessen unzersplitterte Kraft uns selber zugute kommt. Wenn man verzagt, die Musik eines Dramas seinen Darstellern zu entlocken, so ist es ganz in der Ordnung, daß zu diesem Zweck ein Orchester angestiftet wird und irgendein dickes Gedudel liefert. „Die große und niedere Stube ist in einem nicht zu überbietenden Maße verwahrlost." Die Verwahrlosung hatte man weg-

gelassen. Der Glashüttendirektor war für eine Nebenrolle gehalten worden. Am zweiten Abend bereits fehlte Wüllner für Wann, ohne krank zu sein. Herrn Nunbergs Tagliazoni im ersten Akt war die einzige runde und erschöpfende Leistung. Denn Herrn Jannings, der für den alten Huhn wie geschaffen ist und das bewies, dem hatte man leider nicht gesagt, daß die Aera der Schauspielkunst, wo eine verständliche Aussprache als Beeinträchtigung der „Natürlichkeit“ empfunden wurde, seit mehreren Jahren vorüber ist; und Hermann Thimig, der nachts aus dem Schlafe geweckt den Michel treffen müßte, hatte zuviel taghelle Ueberlegung an die möglichst subtile Ausgestaltung der „dankbaren Rolle“ gewandt. Zwischen den Männern hätte Pippa zu tanzen gehabt. Und Pippa schwofte.

Neujahr von Kaspar Hauser

Bautsch! fällt der Dichter durch die Pforte,
die enge, die Sylvester heißt,
ins neue Jahr. Und Reimesworte
verleiht ihm gleich sein guter Geist.
Die Muse, die er ästimiert,
glänzt frisch poliert.

Besehn wir uns die neue Aera.
Es ist noch Alles, Alles da.
Der Kleinstaatklüngel Schleiz-Greiz-Gera,
die Sehnsucht nach Tatü-Tata;
auch ein Generalissimus,
der bleiben muß.

Nur sind heut Alle leicht gebrochen.
Sklarz macht sich ein Kompresselein.
Ihm ist, als wär ihm was zerbrochen:
sollt das sein guter Ruf wohl sein?
Matthias aber, weiß und fett,
schnarcht noch im Bett.

Es ruht die ganze Wilhelm-Straße.
Die Assessoren blieben aus.
Sie schlummern noch in hohem Maße
(und mancher nicht bei sich zu Haus).
Auf einem Kissen er und sie —:
Demokratie.

Das Kino schläft. Laßt mich verweilen
bei diesen Sternen, filmomorph.
Es schläft sogar in sieben Teilen
der Herr der Welt zu Woltersdorf.
Herr Oswald geht bei Haenisch rauf
und klärt ihn auf.

Und nur der Dichter strahlt erquicklich
Das macht: der Knabe schlief allein.
Er findet es nun mal nicht schicklich . . .
Es kann ja auch Euterpe sein.
Die Muse steigt aus den Plumeaus.
Nu los —!

Inflation von Validus

Der gebildete Laie hat Ein Fremdwort aus der Terminologie der Volkswirtschaft sich schon völlig zu eigen gemacht. Das ist die Valuta. Er weiß nur zu gut, was dieses Wort zu bedeuten hat, denn er spürt ja am eignen Körper die Wirkungen der Valuta-Krankheit täglich schmerzhafter. Dagegen ist ein andrer, nicht minder wichtiger Fachausdruck einstweilen der Mehrzahl auch der Gebildeten einigermaßen unklar. Das ist die Inflation. Inflation heißt wörtlich: Aufblähung, volkswirtschaftlich: Aufblähung unsres Geld-Vorrates und -Umlaufs, jene verhängnisvolle Erscheinung, die zu einer fast beispiellosen Entwertung des Geldes, also zur Verringerung der Kaufkraft geführt hat und einstweilen immer weiter führt.

Warum, so muß man fragen, ist der Begriff der Inflation so vielen Leuten fremd, wo diese Seuche doch schon seit dem ersten August 1914 in unserm Volkskörper wütet? Wie kommt es ferner, daß man in andern Ländern, etwa in England oder Amerika, wo die Inflation ebenfalls, aber in unvergleichlich milderm Umfange aufgetreten ist als bei uns, tagtäglich über das Thema spricht und schon seit Jahren spricht, während bei uns der Zeitungsleser erst seit kurzem öfter auf den Begriff stößt?

Das kommt daher, daß wir in volkswirtschaftlichen Dingen ebenso unaufrichtig und irreführend vorgegangen sind wie in militärischen und politischen. Die Wirkungen dieser Geheimnistuerei, dieser Vogel-Strauß-Politik machen sicht jetzt in der furchtbarsten Weise geltend. Versuchen wir, nachzuholen. Fragen wir zunächst einmal: Wie entsteht eine solche Inflation?

Wenn ein Krieg ausbricht, so muß der Staat nach dem alten Wort von Montecuccoli vor allem für Geld sorgen. Darüber verfügt er aber in durchaus unzureichendem Maße. Im Frieden gibt der Staat eigentlich nur Das aus, was ihm an Steuern zufließt, das heißt also: tatsächlich verdientes, erarbeitetes Geld. Im Augenblicke der Mobilmachung dagegen sind mit einem Schlage viele Hunderte von Millionen für Löhnung, Abfindungen, Lebensmittelversorgung und Munition zu zahlen. Da muß denn der Fiskus nach dem Grundsatz des Kaufmanns verfahren, der grade kein Geld hat: er schreibt Wechsel aus, er macht künstlich Geld. Der Unterschied zwischen dem Kaufmann und dem Staat aber besteht darin, daß die Wechsel eines soliden Kaufmanns dazu da sind, um produktive Geschäftsvorgänge zu finanzieren, während das Staatsgeld unproduktiven, destruktiven Zwecken dient. Es wird also künstlich Kaufkraft geschaffen oder, wie der Fachausdruck heißt: zusätzliche Kaufkraft. Die Wechsel gibt man nicht an irgendeinen Privatbankier, sondern an die Reichsbank. Die Reichsbank gibt für diese Wechsel dem Fiskus entweder Banknoten, oder sie überweist zu seinen Gunsten an irgendwelche Bank oder an irgendwelche Industriegesellschaft Geld auf dem bargeldlosen Wege.

Diese zwei Möglichkeiten zu betonen, ist darum wichtig, weil die Meisten glauben, Inflation sei gleichbedeutend mit Ueberschwemmung durch Papiergeld. Das ist grundfalsch und führt zu bedenklichen Trugschlüssen. Es läßt sich nämlich sehr wohl vorstellen, daß in einem Lande der Papiergeldumlauf garnicht oder nur unbedeutend in die Höhe geht und trotzdem eine gefährliche Inflation sich ausbreitet. Und tatsächlich gibt es solche Länder, zum Beispiel England. Dort

äußert sich die Inflation vor allem darin, daß die Bankguthaben anschwellen. Wir können also zusammenfassend feststellen, daß die Symptome der Krankheit in einer abnormen Vergrößerung des Noten- oder des Giral-Geldes oder beider Geldarten bestehen. Bei uns hat sich das Giral-Geld abnorm vergrößert.

Es liegt nun im Wesen der Inflation, daß sie gewissermaßen automatisch immer weiter wächst. Während zunächst nur der Staat auf Grund seiner gewaltigen Schuldenpolitik künstliche Kaufkraft schafft, überträgt sich diese Tätigkeit bald auch auf die ganze Industrie und Volkswirtschaft. Da nämlich der Militärfiskus aller Länder erfahrungsgemäß im Kriege lächerlich hohe Preise bewilligt, so erhält der verkaufende Industrielle sogar für seine zweitklassige Ware phantastische Preise. Selbst wer vor dem Kriege an Konkurs oder Liquidation denken mußte, ist auf einmal ein reicher Mann. Er schwimmt in Geld. Er kann kaufen, was er will. Er kann auch seine Fabrikanlagen vergrößern und ist froh, sich diese Tatsache bei der nächsten Steuerveranlagung zu Nutze machen zu können.

Hier sehen wir deutlich die Hauptwirkung der Inflation: die Preise schnellen dadurch hinauf, daß die Nachfrage nach einer Reihe von Gütern künstlich erhöht wird — eine Beobachtung, die ja jedes Kind in den letzten Jahren hat machen können. Ueberträgt sich diese künstliche Kaufkraft vollends auf einen Teil der Arbeiterschaft, zum Beispiel auf die Munitionsarbeiter, denen man zur Beruhigung verhängnisvoll hohe Löhne bezahlte, wie man den Industriellen „zur Wahrung der Produktionskraft" Ueberpreise bewilligte, so zeigt sich die Preisrevolution auch in den kleinsten Dingen. An und für sich braucht eine Preisrevolution garnicht unbedingt eine schlechte Wirkung zu haben, und zwar dann nicht, wenn sie von allen Beteiligten gleich stark empfunden wird, und wenn den erhöhten Kosten erhöhte Einnahmen gegenüberstehen. Es könnte uns sehr gleichgültig sein, ob eine Fahrt auf der Untergrundbahn zehn Pfennige oder eine Mark oder ob ein Essen in unsrer Stammkneipe zwei oder zwanzig Mark kostet, sobald unsre Einnahmen im selben Maße steigen. Ja, man kann noch mehr sagen: Zeiten des Aufschwungs sind immer mit einer allmählichen Verteuerung der Waren verknüpft gewesen. Das große Unglück ist nur, daß die Bevölkerung so ungleich betroffen wird, daß die Mehreinnahmen verhältnismäßig dünnen Schichten zugutekommen, und daß namentlich zwei Kategorien furchtbar zu leiden haben: die Festbesoldeten und die Rentenempfänger, von der privatisierenden Witwe des Millionärs bis hinunter zum kleinen Invaliden.

Dies wieder hat zur Folge eine außerordentliche Unterhöhlung und Verelendung grade der mittlern Einkommenskategorien, und die Inflation führt somit zu dem, was Karl Marx sich als Wirkung des kapitalistischen Systems vorgestellt hat, und was im Frieden nicht eingetroffen ist: zwischen den wenigen Reichen und der ungeheuern Masse der Proletarier steht nur noch eine ganz winzige Schicht von mittlern Einkommen. Wir sehen ja heute schon, daß namhafte Schriftsteller, Gelehrte, Aerzte weniger verdienen als Handarbeiter, ohne daß etwa der Handarbeiter zu viel Gehalt hätte. Vor allem aber wird ja der Handarbeiter seines Mehrverdienstes nicht froh. Denn kaum hat er einen seines Erachtens gewaltigen Lohnaufschlag erstritten und ist stolz darauf und will sich ein neues Hemd oder Tabak kaufen: da merkt er sofort, daß auf einmal alles wieder teurer geworden ist; daß

sein Lohnaufschlag schon wieder vom Verkäufer aufkalkuliert worden ist; daß nicht ohne seine Mitschuld seine künstlich erhöhte Kaufkauft wieder zu einer Preissteigerung hat führen müssen — ganz abgesehen davon, daß sein Unternehmer die Produkte entsprechend höher verkauft. Hier sehen wir eine weitere Folge der Inflation: die ständige wirtschaftliche und damit auch politische Unruhe im Lande.

Und die Heilmittel? In einem frühern Stadium der Inflation wären sie leicht aufzuzählen gewesen. Aber heute, wo die Inflation einen beängstigenden Grad erreicht hat, und wo unsre Nachbarländer, die als Aerzte auftreten sollten, ebenfalls infiziert sind — heute ist das eine schwierige Sache. Viele Uebel hätten vermieden werden können, wenn man unsern Kriegslieferanten geringere Preise bezahlt, und wenn Herr Helfferich rechtzeitig Steuern eingeführt hätte. Das aber hätte die Begeisterung für den Krieg gedämpft, hätte unsern Erwerbsständen zu deutlich gezeigt, daß der Krieg ein schlechtes Geschäft ist, und hätte damit vielleicht die Hurra-Politik alldeutscher Industrieller einigermaßen in Frage gestellt.

Heute nun ist es zwar sehr spät, aber noch muß der Versuch gemacht werden. Jetzt können nur Steuern helfen. Hohe Steuern verringern die Kaufkraft und die Kauflust der Bevölkerung, schaffen also jene künstliche Nachfrage aus der Welt. Zweitens können hohe Steuern wie etwa das Reichsnotopfer, wenn es richtig durchgeführt wird, einen Teil jenes umlaufenden Papiers beseitigen, können die Aufblähung reduzieren, können zur Abzapfung des unheimlichen Wasservorrats in unserm Volkskörper beitragen — zur Deflation. Ob aber alle diese Maßnahmen nicht wieder aufgewogen werden durch neue Schuldenmacherei des Reiches und der privaten Unternehmungen — ach, es ist eine Schraube ohne Ende.

Rundschau

Friedmanns Tuberkulose-Mittel

Lieber S. J.,

was sagen Sie zu Friedmanns Tuberkulose-Mittel? Erlauben Sie mir, Ihnen einmal ein paar Dinge zu schreiben, die mir sehr am Herzen liegen. Ich bin Aerztin. Wenn ich unter Leute komme und ihnen vorgestellt werde, so denken sie zuerst, ich sei eine Mesalliance eingegangen und hätte mir auf diesem Wege den Doktortitel ehrlich erworben; und dann sind sie meist freundlich und nett, wenn auch ein bißchen mitleidig. Stellt sich aber heraus, daß ich das Malheur habe, selbst Arzt zu sein, so gehts los. Ich will hier nicht über die gemütliche Konsultationsschinderei reden; da antwortet man einfach: „Vielleicht gehen Sie einmal zu einem Arzt“, oder: „Ziehen Sie sich aus, gnädige Frau“, und man hat Ruhe. Viel schlimmer sind andre Unterhaltungen des Publikums mit uns Aerzten.

Würden Sie einem Chauffeur Belehrungen darüber erteilen, wie seine Maschine funktioniert, und wie sie zu behandeln ist? Gewiß nicht. Was aber müssen wir armen Aerzte von Laien über die Dinge hören, die wir doch schließlich ebenso rechtschaffen gelernt haben wie der Chauffeur sein Handwerk! Ich bin fast niemals mit medizinischen Laien zusammen, ohne von ihnen mein Wissen in erfreulichstem Umfang bereichert zu erhalten. Im vorigen Jahr wars die Grippe: für den Arzt ein schweres Problem, für den Laien eine

einfache Sache. Vor einigen Wochen wars die scheintot beerdigte Krankenschwester, und heute ists Friedmanns Tuberkulose-Mittel.

„Ich bitte Sie, das ist doch unerhört, daß dieses Mittel der Menschheit entzogen wird! So ein fabelhaftes Mittel! Tausende sind geheilt worden, das steht doch fest! Das wissen Sie nicht genau? Natürlich, auf so einen genialen Mann sind die Andern neidisch. Da lassen sie lieber Tausende langsam an einer Seuche sterben und verdienen an den Konsultationen, während dieser Mann mit einer einzigen Einspritzung Heilung bringen könnte!“ Nun, so wenig bösartig wird man selten beschimpft. Was soll man dazu sagen?

Es scheint der Fluch dieses Mittels zu sein, daß der Laie so gut darüber Bescheid weiß und der Arzt so schlecht. Die Laienkenntnis stammt aus den Veröffentlichungen der Tagespresse und aus der Konversation. (Ich will hier nicht von der amerikanischen Propaganda reden, der Herr Friedmann fernsteht, und mit der man ihm zu nützen hoffte. In Wirklichkeit hat man ihm damit in unsern Augen nur geschadet.) Es wäre wichtig, daß die Leute wüßten, worum es sich eigentlich handelt.

Herr Professor Friedmann hat auf einwandfrei wissenschaftlichem Wege ein Mittel gefunden, das in bestimmten Fällen der Frühtuberkulose und der Knochentuberkulose einwandfreie Erfolge gehabt hat. Wäre es nun nicht richtiger, abzuwarten und auch die Möglichkeit von Mißerfolgen oder Schädigungen in Betracht zu ziehen? Man gebe Herrn Friedmann ein Institut, damit er eine genügend große Zahl von Varietäten der Tuberkulose behandeln kann — und wenn die Untersuchungen abgeschlossen sind, vertraue man dem Urteil von unparteiischen Fachleuten, und dann rede man! Was hat man von Kochs Tuberkulin erhofft, und was ist aus diesen Hoffnungen geworden! Laßt doch erst ruhig die Leute nachprüfen, die was davon verstehen!

Ich höre euch lächelnd einwenden: „Gibt es denn überhaupt unparteiische Fachleute? Ihr gönnt ja doch eben nicht dem Erfinder seine neue Idee!“ Aber wo war, wo ist der Neid auf Ehrlichs Salvarsan, auf Behrings Diphterie-Serum? Gewiß: das Salvarsan hat eine Anzahl von Gegnern, Gegnern aus sachlichen Gründen; aber es sind so wenig, daß sie verschwinden vor den Anhängern. Behrings Serum hat gar nur Eine Gruppe von Gegnern, und das sind die Laien selber, die behaupten, die postdiphtherischen Lähmungen und der Herztod kämen erst durch die Serum-Einspritzung. Wo ist nun da der Kollegenneid? Und wenn Jemand von einem Fachmann, zum Beispiel von Orth, dessen Urteil man abwarten müßte, behaupten wollte, dieser lautere und gerechte Mann sei nicht unparteiisch, dann bekommt ers mit mir zu tun!

Und wir sollten zusehen, wie die Tuberkulose wächst, und uns darüber freuen, daß wir mehr an Konsultationen verdienen, anstatt mit einer einzigen Einspritzung diese Seuche zum Stillstand zu bringen? Das ist ein gefährlicher Vorwurf. Wir sind, meinetwegen, keine Engel. Aber sind wir wirklich so bar jeder anständigen menschlichen Regung? Der Umgang mit dem Leiden stumpft ja nicht ab, wie Ihr denkt: er verfeint. Wir haben die Zunahme der Tuberkulose im Kriege gesehen, wir haben das Elend ge-

sehen, das die schlechternährten Körper immer weniger widerstandsfähiger gemacht hat —: und wir sollen uns gefreut haben?

Man hat mit größtem Eifer versucht, gegen die Tuberkulose Mittel zu finden und sie zu prüfen. Man hat nicht nur versucht, Herrn Friedmann zu unterdrücken. (Ich werfe hier den Laien das prachtvolle Fremdwort: Deyke-Muchsche Partialantigene hin, die die intensivste Beachtung gefunden haben; vielleicht ist das ein neuer Tip für die Konversation. Man liebt ja Fremdwörter, die man nicht versteht.) Was wißt Ihr von der Qual, Tuberkulöse langsam erlöschen zu sehen? Was von der Trostlosigkeit einer Tuberkulosen-Station oder dem Jammer der Proletarierstube, wo die Mutter im Sterben liegt und die Kinder hustend herumhocken? Und wir, die wir das kennen, sollten uns freuen, daß wir durch Verlängerung des Leidens Konsultationen herausschinden können? Wir sollten den Mann nicht verehren, der uns das Mittel gäbe, zu helfen?

Trollt euch nach Haus, lieben Leute. Redet von dem, was Ihr gründlich versteht: von euern Geschäften, von euern Schiebungen, vom Essen und vom Baccaratschlitten — aber nicht von dem, wovon Ihr nun wirklich garnichts versteht. Laßt uns in Frieden mit eurer langweiligen Besserwisserei. Wenns euch schlecht geht, seid Ihr ja doch froh, daß wir vom menschlichen Körper etwas mehr wissen als Ihr selbst. Werdet Ihr dann wieder kregel, so hat der liebe Gott in Person geholfen, und endets böse, so ist der Arzt daran schuld.

In diesem Sinne, lieber S. J., seien Sie herzlich gegrüßt von Ihrer

Dr. Claire Pimbusch

Fütterung der Raubtiere

Der Panter erhob sich gähnend von seinem dürftigen Lager. Er hatte in der Nacht nicht gut geschlafen —: die Wärter hatten einen Mordsskandal gemacht, mitten in der Nacht, als sogar die Pelzbewohner in ihrer unablässigen Wanderung innehielten (einer hatte sich ein Bein gebrochen, und die vielen Krankenbesuche hatten ein großes Gelaufe verursacht) — mitten in der Nacht hatten sie durch heftiges Geschrei und Gläserklingen das gefangene Raubtier daran erinnert, daß irgendetwas los sein mußte. Er sah gelangweilt auf den großen Wandkalender: richtig —! Prost Neujahr .. Huch ja — er gähnte erschröcklich.

Nun würde also wieder ein neues Jahr beginnen, und wie alle Jahr würde auch dieses Mal der schwarze Bändiger mit der Hetzpeitsche mittags um zwölf Uhr vor ihn hintreten und, ihn mit seinen kleinen Aeuglein anfunkelnd, sprechen: „Fleißig, fleißig, Herr Student —!“ Und er würde arbeiten müssen ... Leicht hat das so ein Panter nicht.

Aber was war das —? Da trappte es, und Schritte näherten sich, und in Begleitung des Bändigers und der vielen Wärter trat ein kleiner, dicker Mann in Gehrock und Zylinder furchtlos in die geöffnete Käfigtür ... Der Panter war satt, satt bis zum Ueberlaufen. Sollte er —? Nein, lieber nicht. Man hätte erst die Brille von dem da ausspucken müssen...

Da verbeugte sich der kleine Mann und sagte, mit einer wackligen, hohen Stimme: „Ich bin der Veterinär und Panterdoktor Balthasar Hauptvogel. Ich will Sie untersuchen.“ „Bitte“ sagte der Panter. Und der untersuchte.

Und was dann kam, war so überraschend, so freundlich und feierlich zugleich, daß ich doch

nicht verfehlen möchte, es hier mitzuteilen — zu Nutz und Frommen der versammelten Rundschau-Gemeinde.

Er sagte nämlich, zu den Wärtern gewendet: „Dieser Panter muß gut gepflegt werden. Er ist nicht allzu fett. Geben Sie ihm mehr zu essen!" „Aber was denn?" fragten die Wärter. Und der Doktor sprach also:

„Geben Sie dem Tier schieres Fleisch zu fressen. Geben Sie ihm Otto Ernst zu fressen." (Hier schüttelte sich der Panter.) „Geben Sie ihm Edschmid." (Hier knurrte er.) „Geben Sie ihm weibliche Stars, die keine sind; geben Sie ihm Films, die so tun als ob, und geben Sie ihm Sacharintänzerinnen, die im Flor ihrer Gaze vergessen machen, daß auch über dem Nabel Werte liegen; geben Sie ihm die Bindelbands —" (der Panter öffnete weit den zähnebesetzten Rachen) „— geben Sie ihm die Kino-Kultur einer Stadt, die vor der großen Zeit grade angefangen hatte, eine richtige zu bekommen; geben Sie ihm gekränkte Vollbärte, beleidigte Verleger und junge Autoren, die so lange zuckersüß schmecken, wie man sie lobt — mit einem Wort: geben Sie ihm drei Viertel der jungdeutschen Literatur. Geben Sie ihm zu fressen! Geben Sie ihm!"

Der Panter schnurrte. Manna gleich fielen diese himmlischen Worte in sein tierisches Gemüt. Er ringelte seinen Schweif zu einem ungeheuern Paragraphen, setzte die Vorderbeine fest auf den Boden und zog den Körper ganz weit nach hinten. Fast sah es aus wie ein Ansatz zum Sprung . . .

Der vierbeinige Doktor stülpte sich den Zylinder wieder auf. „Guten Tag, Panter!" sagte er. „Und ein fröhliches neues Jahr!" Knurr — machte der Panter.

Die Gittertür schloß sich. Die Herren begaben sich zum Katerfrühstück, der Bändiger, wie immer, lebhaft gestikulierend und dem Panter noch einen Blick zuwerfend, der Liebliches verhieß . . .

Der Panter war allein. Er sah zärtlich auf den Wandkalender. Hunger hatte er. Bekam er das alles zu essen —: dann konnte es ein vergnügtes Jahr werden!

Peter Panter

Antworten

Parlamentarischer Untersuchungsausschuß. Dein Geschäftsführer sendet mir folgenden Brief: „In Ihrer Nummer vom achtzehnten Dezember 1919 schreibt Herr Ströbel auf Seite 746: ‚Der Unterausschuß, der die eigentliche Kriegsschuldfrage behandeln soll, hat sich unlängst als Sachverständige die alldeutschen Kriegshetzer und Annexionisten Dietrich Schäfer, Professor Hoetzsch und sogar den Grafen Reventlow und Leute gleichen Schlages zugelegt.' Die Tatsachen widersprechen diesen Behauptungen. Eine Durchsicht der Verhandlungen der Nationalversammlung wird auch dem flüchtigen Leser zeigen, daß dieser Ausschuß lediglich die Vorgänge aufzuklären hat, die zum Ausbruch des Krieges geführt haben; er soll daher Tatsachen feststellen. Die Schuldfrage zu prüfen, wird Aufgabe des Staatsgerichtshofs sein. Sachverständige des Ausschusses sind: Kautsky, Graf Montgelas, Professor Jäckh, Professor Höniger, Professor Spahn, Professor Hoetzsch; Professor Dietrich Schäfer ist nicht Sachverständiger dieses Ausschusses, sondern gemeinsam mit Professor Hoetzsch, Professor Bonn und dem Gesandten von Romberg Sachverständiger

für den II. Unterausschuß, dem es obliegt, zu untersuchen, welche Friedensmöglichkeiten sich während des Krieges geboten haben. Graf Reventlow ist überhaupt nicht zum Sachverständigen ernannt." Das wäre ein Trost, wenn nicht unter den ernannten Herren militärische Fachleute und Politiker fehlten, deren Lebensleistung und deren Haltung im Kriege und in der Revolution uns den künftigen Aufklärungsarbeiten mit größerer Zuversicht entgegensehen lassen würde, als wir jetzt aufzubringen vermögen. Zum Beispiel ist uns eine geraume Zeitlang als Sachverständiger der Hauptmann WiJy Meyer versprochen worden. Wo ist der geblieben? Mißbilligt man seine Auffassung, daß für den Ausbruch des Krieges die volle Verantwortung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns Regierung trifft? Hat ihm geschadet, daß er sich für die Zuziehung Richard Grellings erklärt hat? Verübelt man ihm seinen Antrag, den Exkaiser erst einmal schriftlich und später unter Umständen kommissarisch zu vternehmen? Verdient er weniger Vertrauen als Herr Professor Höniger, der Verfasser eines Buchs über russische Kriegsvorbereitungen, von dem man mir sagt, daß es keine Gruppierung der Tatsachen scheue, um Rußland alle Schuld zuzuschieben? Das sind einige dringliche Fragen — auf die eine Antwort zu erwarten wir allerdings noch nicht Narren genug sind.

Vater. Das ‚Schlaflied für Mirjam' von Richard Beer-Hofmann, das bisher meines Wissens nur in einer Anthologie zu finden wir, ist als schöner Einblattdruck bei S. Fischer erschienen.

Reinlichkeitsfex. Es ist keine Rede davon, daß Herr Parvus nur ein Schieber unter unzähligen ist, also ein Mann, der zwar auf alle Fälle und mit den robustesten Mitteln Geld mache, aber im übrigen ein ganz anständiger Kerl sei. Der Jobber des Kaiserreichs ist vielmehr, genau wie der Jobber der Republik Wilhelm Herzog, ein durch und durch anrüchiges Subjekt, und nichts wirkt komischer, als wie verschieden, wie heuchlerisch, wie pharisäisch verschieden die Unabhängigen jenen imperialistischen Schwerverdiener und diesen Salonbolschewisten behandeln, der gern ebenso schwer verdienen würde und zu seinem Kummer weder begabt noch fleißig genug dafür ist. Partei, Partei, wer wollte sie nicht nehmen! Sei, wie Herr Parvus, ein geistig bedeutender Gauner auf eigne Faust, und du wirst mit Steinen beschmissen. Sei, wie Herr Herzog, ein geistig wertloser Gauner mit der kompakten Majorität im Rücken, und du bist sicher davor, daß deine schmutzigen Gründungs- und Abfindungs-Geschäfte aufgedeckt werden.

Mörder Kurt Eisners. Wie steht es denn mit der werten Gesundheit? Sie soll ja schlechter geworden sein in der letzten Zeit. Wenn das wahr ist, trotzdem es die Presse sagt, so karge ich nicht mit meinem Bedauern. Immerhin ist zu hoffen, daß Sie bei einer so guten Pflege, wie Sie genießen, bald wieder obenauf, bald im Auto, bald in der Schweiz sein werden. Wer Ihnen an den Kragen will, dem erklären Sie einfach, der Arzt habe Ihnen die Todesstrafe und selbst geringere Aufregungen energisch verboten. Aber keine Furcht: Ihnen geht man nicht an den Kragen. Wenn Sie keinen hätten — ja, dann wärs was andres. Und Herr Graf haben keineswegs alle Ihre Taten verrichtet: Radek ist noch am Leben und Kautsky und Ignaz Wrobel und meine Wenigkeit. Gute Verrichtung das nächste Mal!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die Untersuchungsposse von Heinrich Ströbel

Der Parlamentarische Untersuchungsausschuß hat es abgelehnt, Richard Grelling als Sachverständigen heranzuziehn. Und diese Ablehnung ist einstimmig erfolgt; auch der Vertreter der Unabhängigen hat gegen Grellings Berufung gestimmt. Wären wir nicht durch Ungeheuerlichkeiten aller Art bis zur Empfindungslosigkeit abgestumpft, und ginge nicht der politische und moralische Indifferentismus des deutschen Volkes bis zur Verblödung, so hätte dieser Beschluß als Skandal empfunden werden müssen. Aber ein gänzlich obskurer Doktor Herz darf sich als „Geschäftsführer des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses" sogar herausnehmen, Grelling in einer offiziös verbreiteten Notiz anzuöden, ohne daß ihm in der demokratischen und rechtssolialistischen Presse die gebührende Züchtigung widerfährt. Der erste und verdienstvollste Bekämpfer der dynastisch-militärischen Verbrecherpolitik, der wir den Tod von zwei Millionen Deutschen, der wir Deutschlands politischen und wirtschaftlichen Ruin verdanken, ist noch heute, vierzehn Monate nach der Revolution, vogelfrei und wehrlos den Anzapfungen jeder politischen Null preisgegeben!

Wehrlos! Denn wenn ein Doktor Herz wegwerfend von den Leistungen Grellings spricht — Doktor Maximus Quarck, der rechtssozialistische Vorsitzende des Ersten Untersuchungsausschusses, hat sich freilich noch viel verächtlicher über die „dilettantischen" Arbeiten des Verfassers von ‚J'accuse' ausgelassen —, dann kann der so leichtfertig Herabgewürdigte nicht einmal seine Schriften selbst für sich zeugen lassen. Das Buchhändlerbörsenblatt hat sie ja boykottiert, und so gut wie die ganze deutsche Presse ist Grelling verschlossen. Welche deutsche Tageszeitung hat auch nur Notiz von der blutigen Abrechnung genommen, die vor sechs Wochen Grelling — in notgedrungener Abwehr! — in der ‚Neuen Schweizer Zeitung' an dem wichtigsten Kronzeugen der derzeitigen Regierung und dem ersten Sachverständigen des Untersuchungsausschusses, dem Grafen Montgelas, vollzogen hat? Für das Ausland ist nach Grellings Konfrontierung des Schuldbekenners Graf Montgelas mit dem Unschuldszeugen gleichen Namens dieser Hauptsachverständige des Untersuchungsaussschusses erledigt, und er wäre es auch sicherlich für jeden unbefangenen Wahrheitssucher in Deutschland, wenn nicht eben der Boykott Grellings den Objekten seiner Kritik den vollkommensten Schutz gewährte. Grelling selbst könnte das ertragen: die Geschichte, die ihm schon in erster

Instanz recht gegeben, wird als Revisionsinstanz das Urteil bestätigen. Aber Deutschland selbst kann das alte System der Unwahrhaftigkeit und Gewissensumnebelung nicht ertragen, ohne eine zweite, noch schrecklichere Katastrophe heraufzubeschwören. Hier gibt es nur Wahrheitsbekenntnis und seelische Läuterung oder völliges Verderben.

Wer Grellings umfangreiche Schriften wirklich mit dem Willen zu objektiver Urteilsbildung gelesen hat, der weiß, daß es sich um politisch-wissenschaftliche Leistungen handelt, wie sie selbst heute in der deutschen Kriegsschuld-Literatur noch nicht ihres gleichen gefunden haben. Sowohl ihrem Umfang wie ihrer peinlich gewissenhaften Untersuchungsmethode nach stehn sie einzig da. Gleichviel, welche Richtung in Frage kommt: weder Graf Montgelas noch Kautsky noch Gerlach noch sonst Einer kann sich an Sachkenntnis mit ihm messen. Und diesen Mann hat der Untersuchungsausschuß einstimmig als Sachverständigen abgelehnt!

⁂

Aber Grelling ist allen Mitschuldigen und Mithehlern nicht nur unangenehm wegen seiner unheimlichen Sachkenntnis, sondern auch wegen seines Mangels an dem, was diese engen Geister unter „Patriotismus" verstehn. Intellekten vom Schlage der Herz und Quarck ist auch heute noch unfaßbar, daß dem deutschen Volke die größten Dienste leistet, wer ihm den Spiegel vorhält und die Verbrechen seiner Vergewaltiger und Verführer schonungslos enthüllt. Ihre Sorte Patriotismus wird im Grunde durch das kostbare Losungswort Georg Bernhards aus dem Kriegsanfang charakterisiert: „Ein Schuft, wer jetzt nicht lügt." Grelling freilich war nicht so heillos verblendet, an die Wunderwirkung der konsequenten Lüge zu glauben. Schon im Februar 1915 erkannte er klar, daß es für Deutschland nur die Alternative gab: Verständigungsfriede oder zerschmetternde Niederlage. Wie richtig er die politischen und militärischen Faktoren gewertet, hat der Kriegsausgang bewiesen. Und nicht minder klar erkannte er damals schon die unheilvolle Wirtschaftsverwüstung durch einen jahrelang hingeschleppten Krieg. Grellings Kampf gegen den deutschen Militarismus, gegen die Kriegslüge und den deutschen Siegeswahnsinn war darum die verdienstvollste Tat eines wirklichen, eines sehenden Patrioten. Er hatte ein Recht, im Epilog zu seinem ‚J'accuse' zu sagen: „Dieses Buch schrieb ein Deutscher . . . Ein Deutscher, der sein Vaterland liebt wie irgendeiner — aber grade weil er es liebt, darum schrieb er dieses Buch . . . Ein treuer Sohn Germanias, sah' ich die geblendete Mutter dem Abgrunde zutaumeln und springe hinzu, sie vor dem tötlichen Sturz zu

bewahren.“ Und sind je wahrere Worte geschrieben worden als diese: „Euer Burgfrieden? Soll der Burgfrieden so lange dauern, bis ein Kirchhofsfrieden daraus geworden ist? ‚Jetzt nicht — später!‘ ruft Ihr mir zu. Grade jetzt — nur jetzt! erwidere ich euch. Was später ein Wort ist, ein nutzloses Wort, ist jetzt eine Tat. Hunderttausende können vor dem Tode, das deutsche Volk vor dem Abgrund bewahrt werden — jetzt noch, grade jetzt noch —, wenn die Wahrheit im deutschen Volke sich Bahn bricht. Denn Wahrheit ist Stillstand, Lüge aber Vorwärtsschreiten auf dem verderblichen Wege . . . Hört Ihr aber nicht, wollt Ihr nicht hören — auch jetzt nicht —, so wird euer Haus zugrunde gehn und euch unter den Trümmern begraben.“

Genau so ist es gekommen, weil die Herz und die Quarck und ihresgleichen nicht hören wollten. Und der schlimmere Zusammenbruch wird folgen, weil sie noch immer nicht hören wollen!

⁂

Daß die Hörigen des Burgfriedens und die Durchhalte-Politiker, zu denen ja auch die Mehrheitssozialisten zählen, einen Grelling noch heute fürchten und hassen, weil sie sich aufs engste mit ihrer Kriegspolitik verwachsen fühlen, ist zu begreifen. Aber während Breitscheid im ‚Sozialisten‘ und in der ‚Freiheit‘ so energisch für Grelling eintrat und seine Ablehnung so schonungslos verurteilte — wie war es da möglich, daß der Vertreter der Unabhängigen im Untersuchungsausschuß selbst für die Ablehnung stimmte? Und wie kommt es, daß die blamable Tatsache bis jetzt in der Presse der Unabhängigen keine Kritik gefunden hat? Einfach deshalb, weil seit Ausbruch der Revolution auch in der Unabhängigen Sozialdemokratie die Schuldfrage und die völkerrechtlichen Probleme mit einer Laxheit und Oberflächlichkeit behandelt werden, die grade einen Kurt Eisner und einen Karl Liebknecht entsetzt haben würden. Die primitive, bis zum Stumpfsinn simplistische Betrachtungsweise des Bolschewismus hat leider auch auf viele Unabhängige abgefärbt. Schuld am Kriege trägt danach der internationale Kapitalismus, und Abstufungen der Schuld nach dem Grade und der Besonderheit des nationalen Imperialismus, Militarismus und der politischen oder seelischen Verfassung werden dabei nicht gemacht. Karl Kautsky hat in seinem Bande über die deutschen Kriegsdokumente auch den Nonsens dieser „angeblich tiefen marxistischen Philosophie“ aufgedeckt, die sehr radikal klinge und doch höchst konservativ wirke überall dort, wo sie das praktische Arbeiten beherrsche. Es sei keineswegs Marxismus, wenn man von der Nachforschung nach den schuldigen Per-

sonen durch den Hinweis auf die unpersönliche Schuld des Kapitalismus abzulenken suche: „Marx und Engels haben sich nie damit begnügt, von den verderblichen Wirkungen des Kapitalismus im Allgemeinen zu sprechen. Sie waren ebenso sehr bemüht, dem Wirken der einzelnen Institutionen, Parteien und der sie führenden Politiker, wie Palmerston und Napoleon, nachzuspüren. Das Gleiche mit Bezug auf diejenigen zu tun, die den Weltkrieg herbeiführten, ist nicht nur unser Recht, sondern unsre Pflicht, und nicht nur aus Gründen der äußern, sondern auch der innern Politik, um den Personen und Institutionen, die das furchtbare Verderben verschuldet haben, die Wiederkehr für immer unmöglich zu machen!" So Kautsky, der beste Marx-Kenner und tiefste Marx-Interpret des Sozialismus. Aber man weiß ja, daß die Revolutionspsychose breite Schichten der Unabhängigen der feinern, geistigern Lehre Kautskys entfremdet und der robustern Doktrin Lenins zugetrieben hat. In diese kommunistische Verständnislosigkeit, die zuerst, dank der massiven Phraseologie fanatischer Lenin-Schwärmer, in der Schweiz hervortrat, hat Grelling bereits vor drei Jahren in einer starken Broschüre — ‚Der springende Punkt' von Germanicus — Bresche zu legen versucht. Diese Schrift, die mit prachtvoller Klarheit und überlegener Logik die bolschewistischen Nebel durchleuchtet, verdiente auch unter den deutschen Unabhängigen weiteste Verbreitung. Hätte das unabhängige Mitglied des Ersten Unterausschusses der Untersuchungskommission auch nur sie gelesen, so hätte es unmöglich den Herz, Quarck und Graf Montgelas (der gleichfalls gegen den ihm freilich höchst unbequemen Grelling Stimmung machte!) ins Garn laufen können.

Oder sollte dieser Unabhängige gar den ungreifbaren, aber mit Altweibergeschäftigkeit verbreiteten Gerüchten zum Opfer gefallen sein, die über Grelling überall umherschwirren? Die niederträchtige Albernheit, daß Grelling von der Entente „bestochen" sei, hatte noch Hand und Fuß gegenüber den kindischen Klatschgeschichten, die man selbst in den Zirkeln vermeintlich ernster Männer kolportiert. O, das Schieber-Deutschland mit seinen Motzstraßen-Emotionen, das in einem Parvus und einem Sklarz seine Schutzheiligen verehrt, ist ja ein so tugendstrenges Land! Es ist das Land der Wahrhaftigkeit, wo die Moralisten den Leumund eines politischen Gegners niemals aus feigem Hinterhalt meucheln!

*

Aber Grellings Fernhaltung aus dem Untersuchungsausschuß genügt unsern Sittlichkeits- und Wahrheitsfanatikern noch nicht. Auch des Hauptmanns a. D. Willy Meyer, der

auf Kautskys Vorschlag eine Zeitlang als Sachverständiger für den Ersten Unterausschuß hinzugezogen war, sucht man sich wieder zu entledigen. Was für ein verdächtiges und unbequemes Individuum dieser Willy Meyer ist, hat der Herausgeber schon das vorige Mal in seinen ‚Antworten' festgestellt. Der Unselige hat nun einmal den „Wahrheitsfimmel", der auch im neuen Deutschland entehrt.

Meyers Berufung war von Anbeginn an eine Kette von Irrungen und Wirrungen. Kautsky hatte ihn in der Ausschußsitzung vom dreiundzwanzigsten Oktober, als Schücking den Grafen Montgelas zum militärischen Sachverständigen vorschlug, gleichfalls dazu vorgeschlagen. Der Vorschlag drang durch; aber die sonst prompt erfolgende amtliche Bestallung blieb aus. Auf Kautskys Nachfrage wurde mitgeteilt, daß man Meyer (unbegreiflicherweise!) als Zeugen, nicht als Sachverständigen vermerkt habe. Erst am dreizehnten November erhielt Meyer seine Sachverständigen-Ausweis-Karte. Nachdem er daraufhin sechs Sitzungen beigewohnt hatte, wurde er am achten Dezember — sieben Wochen nach Kautskys Vorschlag — vom Geschäftsführer des Ausschusses durch die Eröffnung überrascht, daß er sich eigentlich noch gar nicht als Sachverständigen betrachten dürfe, weil ja noch die erforderliche Bestätigung durch den Gesamtausschuß ausstehe. Dieser beanstandete Meyers Berufung zum militärischen Sachverständigen, weil er — niemals im Generalstab tätig gewesen sei! Inzwischen hatte aber nicht nur der gleichzeitig mit Meyer vorgeschlagene Graf Montgelas längst die Bestätigung des Gesamtausschusses erhalten: auch die sechs Wochen später — am dritten Dezember — vom Unterausschuß gewählten Professor Höniger und Doktor Jäckh sind bestätigt worden, während Hauptmann Meyer für sein Pech, nicht dem Generalstab angehört zu haben, noch immer büßen muß. Wobei festgestellt werden muß, daß Höniger als militärischer Sachverständiger fungieren darf, obwohl er nur Hauptmann der Reserve oder der Landwehr ist, nicht, wie Meyer, aktiver Offizier, und schwerlich dem Generalstab angehört hat — dafür allerdings auch nicht der Richtung, die dem Untersuchungsausschuß nun einmal nicht paßt. Aber selbst wenn der Ausschuß auf Meyers Beschwerden und die Anrufung der Oeffentlichkeit hin seinen Einspruch aufgäbe, wäre Meyer durch seine wochenlange Mattsetzung in seiner Tätigkeit erheblich beeinträchtigt worden. Ist ihm dadurch doch das Studium der Akten des Kriegsministeriums und des Generalstabs unmöglich gemacht worden, was sich nun wohl Graf Montgelas in seiner Weise zu Nutzen machen wird.

Das nennt sich Untersuchungsausschuß. Es wird wirklich Zeit, daß man dem blamablen Possenspiel ein Ende macht!

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

X.

Das Offiziercorps im Kriege

Wir haben den Krieg verloren und die Wut des Volkes sucht nach Schuldigen, nach einem Sündenbock. Die Franzosen, subjektiv, wie sie sind, und nie ohne Nationalgefühl, häuften nach 1870 alle Schuld auf Bazaine, den Verräter, der die beste Armee der Welt dem verhaßten Erbfeind ausgeliefert hätte.

Wir Deutschen in unsrer Objektivität versuchen, tiefer zu schürfen, und halten in unsrer Weltfremdheit für möglich, jetzt schon die Wahrheit zu ergründen, wo noch alle Hauptbeteiligten am Leben sind und jede Distanz zu den Ereignissen fehlt.

Nach einem unglücklichen Kriege ist das Offiziercorps naturgemäß unpopulär. Das Volk sagt, nicht ohne eine gewisse Logik: „Ihr habt geführt. die Sache ist aber schief gegangen, also schert euch zum Teufel."

Tatsächlich wären ja die spärlichen Reste des alten Offiziercorps auch von der Bildfläche verschwunden, wenn die neuen Machthaber Männer gehabt hätten, die anstelle der ältern Berufsoffiziere hätten treten können. Das war aber nicht der Fall!

Kann man nun, wie es in diesen Blättern geschehen ist, von einer allmächtigen Offizierskaste sprechen, und ist der Kampf, den Schriftsteller wie Ignaz Wrobel gegen „die geradezu barbarische Schicht" führen, berechtigt?

Das deutsche Offiziercorps vor dem Kriege habe ich in diesem und jenem frühern Kapitel kurz zu charakterisieren versucht und hoffe, Licht und Schatten gleichmäßig verteilt zu haben. Sein schlimmster Fehler war wohl eine gewisse Ungeistigkeit, die es von seinem Vorbild: dem preußischen Adel übernommen hatte. Gewiß gab es viele geistig hochstehende Männer unter den Offizieren, aber wiederum schadete es auch keinem Offizier in seiner gesellschaftlichen Stellung, wenn er auf der Bildungsstufe stehen geblieben war, die der Schüler des Kadettencorps mit dem Fähnrichsexamen erreicht hatte; und die war denkbar niedrig. Die Folge war eine gewisse Roheit des Tons und zur Schau getragene Verachtung jeder geistigen Bildung, die ja eine willkommene Zielscheibe für den Spott der Witzblätter bildete.

Die führende Schicht eines Volkes kann sich aber auf die Dauer nicht den Luxus gestatten, ungeistig zu sein. Das Offiziercorps war daher schon im Frieden bei den übrigen Schichten, richtiger gesagt: Kasten der Gebildeten, nicht beliebt, und der Leutnant wurde zwar um seine gesellschaftliche Stel-

lung beneidet, galt aber, oft selbstverständlich zu Unrecht, als dumm und arrogant. Bezeichnend für die geistige Höhe eines Offiziers war im Frieden sein Verhältnis zu seinen gebildeten Untergebenen: den Einjährigen. Kluge Offiziere wußten ganz genau, daß diese gebildeten jungen Leute mit ihrem Ehrgeiz und ihrem feinern Ehrgefühl bei richtiger Behandlung Vorzügliches leisten konnten, und arbeiteten gerne mit ihnen, während für beschränkte Vorgesetzte die Einjährigen einfach das rote Tuch waren.

Das Verhältnis zwischen aktiven und Reserve-Offizieren der alten Armee war im Allgemeinen gut, jedoch rein persönlich, denn die Reserve-Offiziere traten, ebenso wie die Aerzte, immer einzeln auf und gaben sich naturgemäß Mühe, im Offiziercorps angenehm aufzufallen.

Als das deutsche Heer 1914 in den Krieg zog, blieben bei den Ersatztruppenteilen kaum aktive Offiziere zurück, und das war ein schwerer Fehler, wie sich später gezeigt hat. Die Stellenbesetzung war ähnlich wie im Frieden. Der alte Kompagniechef, dem an der Schläfe die Haare schon grau geworden waren, führte seine auf 250 Mann angewachsene Kompagnie, die Feldwebel hatten alle die jahrelange Friedenspraxis, und Vorgesetzte und Untergebene kannten sich unter einander zum Teil noch genau. Dann kam der Bewegungskrieg bis zur Marne-Schlacht, und von dem hat das Heer sich eigentlich nie wieder richtig erholt. Die Offiziersverluste waren gradezu ungeheuerlich. Es gab Regimenter, wo alle zwölf Kompagnieführer tot oder verwundet waren, Bataillone, die von Unteroffizieren geführt wurden, und die Kompagnieführer waren bestenfalls ganz junge Leutnants. Der alte Hauptmann, das Rückgrat der Armee im Frieden, sicherlich das beste und festeste Element des Offiziercorps, war tot oder verwundet oder als höherer Führer versetzt, und an seine Stelle trat der ganz junge Offizier.

Die Ersatztruppenteile waren nicht imstande, Offiziersersatz zu stellen. Man fing also notgedrungen an, auf die Offiziere z. D. und a. D. zurückzugreifen, und es trat der fragwürdige Fall ein, daß Offiziere, die im Frieden ihren Abschied erhalten hatten, weil man ihnen die Führung eines Bataillons nicht zutraute, jetzt im Kriege Bataillons- und Regimentsführer wurden. Die Suppe wurde immer dünner! Die Armee schrie nach Ersatz! Das Kriegsministerium, beschränkt und einseitig, wie es seiner Tradition entspricht, kam nicht etwa auf den naheliegenden Gedanken, die Bestimmungen für die Beförderung zum Offizier kriegsmäßig abzuändern, das Einjährigen-Examen durch Auszeichnung vor dem Feind zu ersetzen und endlich einmal — im letzten Augenblick — die Offizierskarriere im sozialen Sinne für die

Talente zu öffnen. Nein, es blieb alles beim Alten! Der unsagbar umständliche Instanzenzug mußte durchlaufen werden, Leumundszeugnisse von den Heimatsbehörden wurden eingefordert, und von der Bedingung der wissenschaftlichen Vorbildung wurde um keinen Preis abgegangen.

Alle großen Heerführer der Kriegsgeschichte waren auch groß im Belohnen. Napoleon beförderte ehrgeizige und kühne Soldaten zu Marschällen, ohne nur nach ihrem Vorleben zu fragen, Friedrich der Große schenkte einem Rittmeister für eine gelungene Attacke ein Rittergut und machte sogar Armeelieferanten zu Grafen. In der deutschen Armee dagegen konnte im Weltkrieg Niemand vorwärts kommen. Die Engherzigkeit der maßgebenden Stellen verhinderte das. Der kriegserfahrene Gefreite und bewährte Patrouillenführer, dem seine Leute blindlings folgten, konnte ebensowenig Offizier werden wie der alte erfahrene Unteroffizier: sie hatten ja das „Einjährige" nicht, diese lächerlichste aller wissenschaftlichen Prüfungen, die einzig eine Sache des väterlichen Geldbeutels war. Der Bataillonsführer, der jeden Sturm seines Bataillons mit dem Bajonett in der Faust angeführt hatte, wurde bei der Beförderung zum Major übersprungen von dem Generalstabsoffizier, der hinten im bequemen Quartier saß. Das sind alles schwere Fehler gewesen, und wenn man von Denen spricht, die der Armee den Dolchstoß in den Rücken versetzt haben, dann soll man um Gottes willen das Militärkabinett und das Kriegsministerium nicht vergessen.

Um die zahllosen Fehlstellen unter den Offizieren zu decken, verfiel man auf den irrsinnigen Gedanken der Massenfabrikation von Offizieren nach den Friedensgrundsätzen — ein Gedanke, würdig des grünen Tisches, an dem er entstanden ist. Zur Beförderung kamen in Frage nur Inhaber des Einjährigen-Zeugnisses, also meist kriegsfreiwillige Schüler und Studenten. Diese jungen, gänzlich unerfahrenen Menschen wurden nun die Vorgesetzten der alten, kriegsgewohnten, prächtigen Musketiere, sie wurden Kompagnieführer, hatten die Entscheidung über Urlaub, Verwendung und Beförderung ihrer oft verheirateten Untergebenen und regierten munter drauf los. Zu ihrer Ehre sei gesagt, daß es unter ihnen viele vortreffliche Leute gab. Die besten sind gefallen, viele verwundet, und tapfer waren sie eigentlich alle. Aber sie standen an Stellen, wo andre, verdientere Soldaten hingehörten, und das machte böses Blut. Man stelle sich nur einmal vor, im Militärkabinett oder im Kriegsministerium hätten Männer gesessen, fähig, die große Zeit zu begreifen, sodaß, zum Beispiel, ein armer Gelegenheitsarbeiter, unehelicher Sohn meinetwegen, durch nichts als durch Tapferkeit vor dem Feinde Leutnant, Hauptmann, ja General hätte werden

können. Welch ein Anreiz wäre das gewesen für kühne, ehrgeizige Leute! Warum gab man nicht die Divisionen den jungen Regimentskommandeuren, die den pour le mérite hatten, ohne davon einen Tag Vorteil zu haben — warum holte man stattdessen aus der Heimat alte abgetakelte Generale a. D., die weiches Wachs in den Händen ihrer Generalstabsoffiziere waren?

Welche Kräfte hätte man auf diese Weise entfesseln können! Ein Volksheer im besten Sinne des Worts konnte geschaffen werden, ein neuer Schwertadel konnte entstehen aus glücklichen emporgekommenen Soldaten, die auf Gedeih und Verderb an dem Schöpfer ihres Glückes gehangen hätten. Aber der Paragraph siegte, und die Armee wurde immer verärgerter und — röter. Nicht etwa nur durch Agitation aus der Heimat, sondern hauptsächlich durch die schreienden Ungerechtigkeiten, die für Jeden erkennbar waren.

Wir ältern Offiziere wußten ganz genau, wie die Stimmung der Leute war. So weit wie möglich versuchte man, die Kompagnieführerstellen mit ältern Reserve-Offizieren zu besetzen, man berichtete nach oben, aber es half ja nichts. Selbst die O. H. L. war ohnmächtig gegen die alleinseligmachenden „Bestimmungen". Daß die in aller Eile ausgebildeten sogenannten Kriegsleutnants naturgemäß weit hinter den Offizieren zurückstanden, die noch die gründliche Friedensausbildung genossen hatten, ist selbstverständlich. Ich will hier aber nicht auf die Kriegsleutnants schimpfen, denn dazu habe ich zu viele von ihnen mutig sterben sehen. Ihr schlimmster Fehler war ihre Jugend und Unerfahrenheit. Die Kluft wurde umso größer, je länger der Krieg dauerte. Die Mannschaften wurden immer älter, die Kompagnieführer immer jünger, und beide Teile hatten einander meistens nichts mehr zu sagen. Bei der Infanterie mit ihren Riesenverlusten war es in der Beziehung am schlimmsten bestellt. Die alten Offiziere, denen die Fürsorge für ihre Leute eine selbstverständliche Pflicht gewesen war, und denen schon ihres höhern Lebensalters wegen von den Leuten gern größere Bequemlichkeiten jeder Art zugebilligt wurden, waren in Führerstellen, wo sie dem direkten täglichen Kontakt mit den Mannschaften entzogen waren, und Alle, Offiziere wie Leute, waren schließlich stumpf und kriegsmüde geworden. Die guten Verkehrsformen, die doch in der Friedensarmee aufrecht erhalten worden waren, lockerten sich zusehends. Der junge Offizier ließ auf der Eisenbahn ruhig den alten Stabsoffizier im Gange stehen und dachte garnicht daran, ihm, oder selbst einer Krankenschwester, seinen Platz anzubieten. In den heimischen Bädern und Garnisonen häuften sich die Klagen über das Benehmen der Offiziere und ihrer sogenannten

Bräute. Von einer Homogenität innerhalb des Offiziercorps konnte keine Rede mehr sein.

Von einer Offizierskaste, wie sie vor dem Kriege vielleicht existierte — obgleich ihr auch damals schon die Homogenität fehlte —, kann man jetzt nicht mehr sprechen, denn die große Masse der Kriegsleutnants ist in bürgerliche Berufe zurückgekehrt, und was noch von Offizieren übrig ist, dient, um einen Beruf zu haben, und würde sich der Republik wohl anzupassen verstehen. Man sollte sich um diese Männer immerhin etwas mehr bemühen, anstatt sie nur zu schmähen. Die ältern unter ihnen haben Eines gelernt, was heute hoch im Preise steht oder stehen sollte: zu führen!

Lautenlied von Kaspar Hauser

Einem Offizier mit Namen Hiller
sei gewidmet dieser Sangestriller —
weil der Gute den Muschkoten schund,
ihn traktieret als ein Schweinehund.
Schrumm! Bumm!

Und es dachten seine Kame-Kameradi-radien,
daß dies könnte aber garnichts, garnichts schadi-schadien.
Li-la leidet auch der Gardefüsilier:
Offizier bleibt eben Offizier.

Und er ließ die Leute an die Bäume bindi-bindien,
und er ließ die Leute voller Qual sich windi-windien.
Mancher seiner Füseliere lewet noch —
aber einer starb im Erdenloch.

Und man konnte erst nach langen, langen Jahren
diesen Stunk aus den Karpathen offenbaren.
Als die gri-gra-große Zeit vorbei,
wurde ruchbar jene Hille-Hillerei.
Schrumm! Bumm!

Hier wird tragisch, tragisch, tragisch die Geschichte!
Wozu ham wir denn die Militärgerichte?
Und es arrangiert der Militärverein
ein gemütliches Zusammensein!
Schrumm! Bumm!

Und die Sitzung, die verlief so weit ganz heiter.
Eine Krähe hackt der andern und soweiter.
Auf der Festung seuf(z)t er nun siem Wochen lang.
Und des Kaisers Rock ist wieder blank.

Ja, Justitia soll die Wage zwar nicht sehen,
aber mal vermag sie doch ein Ding zu drehen
wie der erste beste Plattenbruder auf dem Kietz . . .
Gott erhalte uns die Militärjustiz!

Eduard Bernstein von Karl Kautsky

Nur wenigen unter Denen, die an der Wiege der alten Sozialdemokratie standen, ist es vergönnt gewesen, noch die Tage der siegreichen Revolution zu erleben. Unter ihnen ist keiner so sympathisch und so bedeutend wie der Mann, dessen siebzigsten Geburtstag wir am sechsten Januar gefeiert haben.

Als Eduard Bernstein 1872 zur Sozialdemokratie kam, fand er sie von tobendem Bruderkampf zerrissen. Den gleichen jammervollen Zustand zeigt sie heute, in den Tagen, die sie zur politischen Macht trugen. Doch zwischen diesen beiden Stadien der Zerrüttung und Lähmung liegen vier Jahrzehnte geschlossener Parteieinheit und machtvollen Aufstiegs. An diesem gewaltigen Aufstieg, der die deutsche Sozialdemokratie zur stärksten Partei des deutschen Reiches, zur stärksten der sozialdemokratischen Parteien der Welt machte, hat Bernstein mit voller Kraft mitgearbeitet, in den ersten Reihen, als einer der Besten unter uns.

Das Sozialistengesetz, diese große Prüfung, die so mancher nicht bestand, gab Bernstein Gelegenheit, sein ganzes Können zu offenbaren. Im Winter 1880/81 wurde er an einen der schwersten Posten der Partei gestellt, in die Redaktion des zürcher ‚Sozialdemokrat', an Stelle Vollmars, der aus ihr ausgetreten war. Man nahm ihn als einen Lückenbüßer, weil kein Andrer zur Stelle war. Nach wenigen Wochen schon dachte jedoch Niemand mehr daran, einen Andern zu suchen. Der richtige Mann war in ihm gefunden.

Er stand einer äußerst schwierigen Aufgabe gegenüber. Die gesamte sozialistische Presse und Literatur war in Deutschland unterdrückt. Das eine zürcher Organ sollte sie ersetzen. Es sollte vom Ausland aus den deutschen Arbeitern Klarheit und Selbstvertrauen bringen, zu einem Zeitpunkt, da die Sozialisten Deutschlands sich im eignen Lande nicht zurechtfanden, noch ganz betäubt von den Schlägen, die Tag um Tag auf sie herniedersausten. Es galt, in wuchtigster Weise Ausdruck zu geben dem revolutionären Trotz aller jener proletarischen Elemente, die noch fähig waren, Widerstand zu leisten, einem Trotz, der allein einen Widerstand ermöglichte, und doch sich frei zu halten von allen Illusionen und Phantastereien, die sich so leicht ins revolutionäre Denken einschleichen; von allen Maßlosigkeiten Derjenigen, die das Elend des Augenblicks nicht mehr zu ertragen vermögen.

Bernstein verstand es, den richtigen Ton zu treffen und ihn in allen Wechselfällen festzuhalten, alles Schwanken zwischen furchtsamem Staatsmännertum und großmäuligem Revoluzzertum zu vermeiden; ein Schwanken, wie wir es da-

mals nur zu oft bei Solchen fanden, die zwischen den beiden Extremen den Mittelweg einzuhalten suchten.

Aber der ‚Sozialdemokrat‘ wurde mehr noch als ein kühner Kämpfer und kluger Führer. Er wurde auch ein Lehrer neuer Einsichten. Er war die erste Zeitung, die in konsequent marxistischem Sinne redigiert war.

Grade um die Zeit, da Bernstein die Redaktion des ‚Sozialdemokrat‘ übernahm, rang er sich vom eklektischen Sozialismus, der uns damals alle beherrschte, zu einheitlichem marxistischen Denken durch. Ich machte diesen Prozeß an seiner Seite mit. Ein Jahr, bevor Bernstein den ‚Sozialdemokrat‘ übernahm, war ich aus Oesterreich nach Zürich gekommen, um an denselben Publikationen wie Bernstein zu arbeiten. Aus der dörflichen Enge der wiener Politik kam ich mit einem Male in größere Verhältnisse. Neue, weite Horizonte eröffneten sich mir, und diese plötzliche Erweiterung meines Gesichtskreises ist für mich unzertrennlich verknüpft mit der Person Bernsteins, der damals mein vertrautester Freund wurde, der, um fünf Jahre älter, mir so sehr an Parteiwissen und Parteierfahrung überlegen war, und auf den in Berlin ein viel höheres politisches und soziales Milieu gewirkt hatte als auf mich in dem nach jeder Richtung hin rückständigen Wien.

So wurde mir Bernstein damals zum Lehrer. Hand in Hand mit ihm kam ich früher, als es mir sonst gelungen wäre, zu jener marxistischen Auffassung, zu der ich mich seitdem bekenne, und die ich heute noch vertrete.

Gemeinsam arbeiteten wir für die gemeinsamen Ziele, für die wir uns gemeinsam begeisterten. Das machte unsere Freundschaft zu einer so innigen, daß sie damals in der Partei gradezu sprichwörtlich wurde.

Unser Zusammenhalt wurde befestigt und vertieft durch eine weitere Freundschaft, die sich für uns aus der Arbeit am ‚Sozialdemokrat‘ ergab, und die für uns Beide das fruchtbarste und gewaltigste Erlebnis wurde: die Freundschaft mit Friedrich Engels.

Die gemeinsame Arbeit am ‚Sozialdemokrat‘ lehrte mich Bernstein aufs höchste schätzen. Sie zeigte mir seine ganze Ehrlichkeit und Gradheit, die jede Pose, jede Demagogie verschmähte. Seine Unbeugsamkeit, nicht nur den Machthabern, sondern auch den Massen gegenüber, seinen Mut zur Unpopularität. Seinen großen Gerechtigkeitssinn, der sich gegen jede Ungerechtigkeit aufbäumte und auch dem Gegner gegenüber keine Ungerechtigkeit duldet.

Ich wurde aber auch Zeuge seines Fleißes, seiner Gründlichkeit, seiner Gewissenhaftigkeit, sowie nicht minder seines außerordentlichen Scharfsinns und Scharfblicks, seiner Fähig-

keit, manche bemerkenswerte Erscheinung, an der wir Andern achtlos vorbeigingen, sofort richtig einzuschätzen.

Es fehlte ihm nicht an Kritikern und Gegnern in der eignen Partei. Er wußte sich ihrer zu erwehren, und bald überwogen die Anhänger und Freunde. Unter ihnen die Besten aus unsern Reihen. Ein Bebel, ein Singer, ein Auer kargten nicht mit ihrer Anerkennung für Bernsteins Tätigkeit. Vor allem aber fand sie freudige Zustimmung bei Friedrich Engels. Der zeigte sich als ein sehr strenger Kritiker, auch für die eignen Genossen. Aber der zürcher ‚Sozialdemokrat' war ganz nach seinem Herzen.

*

Der Mann, der er zur Zeit des ‚Sozialdemokrat' gewesen, ist Bernstein bis heute geblieben. Wieviel sich auch seitdem geändert hat in den historischen Situationen und Aufgaben unsrer Partei: in seinem Wesen hat sich nichts gewandelt — er ist stets sich selber treu geblieben.

Nach dem Fall des Sozialistengesetzes kam er freilich zunächst in eine ungünstige Position, die ihm seine politische Tätigkeit sehr erschwerte. Der ‚Sozialdemokrat' wurde überflüssig und ging ein. Das Schwergewicht der politischen Tätigkeit der deutschen Sozialdemokratie lag nun ausschließlich in Deutschland. Alle, die sich um den ‚Sozialdemokrat', zuerst in Zürich, dann in London gesammelt, kehrten nach Deutschland zurück: nur Bernstein mußte in London bleiben. Zu viele Anklagen schwebten gegen ihn. Seine Isolierung im Exil wuchs, als Engels starb, 1895.

Grade um diese Zeit bereitete sich der große Konflikt vor, der die ganze Internationale aufs tiefste erschüttern sollte: der Kampf für oder gegen den sogenannten Revisionismus. Er hatte im wesentlichen zwei Ursachen. In den achtziger Jahren hatte über Europa eine konstante wirtschaftliche Depression gelastet. Wir kamen zu der Ueberzeugung, daß sie das Ende des Kapitalismus einleite. Da brachte in den neunziger Jahren die imperialistische Politik eine Aera neuen wirtschaftlichen Aufschwungs, gewaltiger Prosperität. Nun erstand die Frage, ob die Marxsche Prognose der wirtschaftlichen Entwicklung, die zu steter Zuspitzung der Klassengegensätze führe, richtig sei oder nicht.

Ein andres Problem wurde durch die Entwicklung der zweiten Internationale gegeben, die sich 1889 gebildet hatte. Die verschiedensten sozialistischen Parteien, die den verschiedenartigsten politischen Bedingungen entsprangen, kamen nun in dauernden innigen Verkehr miteinander und suchten nach einheitlichen politischen Methoden. Das schwierigste, umstrittenste Problem wurde das des Verhältnisses zum bürgerlichen Radikalismus. In Westeuropa, namentlich in Frank-

reich und England, ist er noch sehr stark, stützt er sich auf erhebliche Arbeitermassen, ist aber grade dadurch auch von ihnen in hohem Maße abhängig. In Deutschland, Oesterreich, Rußland gab es nichts Derartiges. Die bürgerlichen Demokraten hatten dort keine Arbeitermassen hinter sich. Der Liberalismus war eine rein kapitalistische Partei geworden, bürgerliche Demokraten, die sich vom Kapitalismus unabhängig zu halten suchten, waren gering an Zahl und völlig einflußlos.

Der Unterschied zwischen Ost- und Westeuropa in dieser Beziehung trat zwischen 1890 und 1900 umso schärfer in die Erscheinung, als der bürgerliche Radikalismus in Westeuropa die Möglichkeit hatte, regierende Partei zu werden, was in Osteuropa ganz ausgeschlossen war. Eine neue Aussicht eröffnete sich damit für die Sozialdemokratie in Westeuropa, sobald sie eine gewisse Stärke erreicht hatte, die sie bündnisfähig machte: die Aussicht, durch ein Bündnis mit dem Radikalismus aus einer Oppositions- zu einer regierenden Partei zu werden, ehe noch das Proletariat die Kraft zur Alleinherrschaft im Staate errungen hatte.

Alle die gewaltigen Gegensätze, die aus diesen Problemen erstanden, waren das notwendige Produkt der damaligen Situation des internationalen Sozialismus, unvermeidliche Wachstumserscheinungen. Aber Bernstein war der erste Sozialist von internationaler Bedeutung, der sie zur Sprache brachte, der ihre Diskussion herbeiführte. Und er blieb einer der Führer in der Polemik, die bald die ganze Internationale ergriff, mit leidenschaftlicher Erbitterung ausgefochten wurde und keinen Sozialisten gleichgültig ließ. Laut umjubelt von den Einen, wurde Bernstein ebenso laut gebrandmarkt von den Andern. Für oder wider Bernstein lautete allenthalben die Parole.

Damals trennten sich unsre Wege. Unsre Freundschaft schien zerrissen für immer. Die Trennung war ein höchst schmerzlicher Prozeß für jeden von uns Beiden — aber: amicus Plato, magis amica veritas. Jeder von uns stellte seine Ueberzeugung höher als seine persönlichen Gefühle.

Der Riß schien unheilbar. Und doch kam es wieder anders. Nicht dadurch, daß Einer von uns den Andern „bekehrt“ hätte. Ich glaube nicht, daß wir uns in unsern Anschauungen wesentlich geändert haben, wenngleich natürlich heute, bei ruhigerer Ueberlegung, mancher Gegensatz nicht mehr so schroff erscheint wie damals in der Hitze des wildesten Gefechts.

Aber vor allem haben die Probleme, die uns damals so eifrig beschäftigten, zum Teil ihre Lösung durch die tatsächliche Entwicklung gefunden, zum Teil wurden sie durch neue

Probleme zurückgedrängt, die uns ganz in Anspruch nahmen, und bei deren Lösung die frühern Gegner sich wieder fanden zu einträchtigem Handeln.

So tiefgehend der Streit um den sogenannten Revisionismus gewesen war: er hatte nirgends die sozialistischen Parteien gespalten, wie sehr auch mitunter diese Gefahr drohte. Die deutsche Sozialdemokratie war einig geblieben. Die französische war schon gespalten gewesen, als der Revisionismus aufkam. Dieser hatte vorübergehend die Spaltung vertieft; aber 1905 hatte die französische Sozialdemokratie ihre vollständige Einigkeit gewonnen.

Ungefähr zu gleicher Zeit wurde die englische Labour Party gegründet, in der sich zum ersten Mal sämtliche sozialistischen Fraktionen Englands zu einem Parteiverband vereinigen konnten.

Die Frage der Richtigkeit der Marxschen Prognose hörte auf, eine Rolle zu spielen, als der Imperialismus aus seinem ersten Stadium in sein zweites trat und an Stelle der Prosperität und steter gewerkschaftlicher Erfolge die rasch wachsende Teuerung und die Stagnation des gewerkschaftlichen Kampfes trat, gleichzeitig aber auch die Rüstungslasten sich beängstigend mehrten und die Gefahr des Weltkrieges immer drohender aufstieg.

Der Kampf gegen den Krieg, der Kampf gegen die Völkerverhetzung wurde nun zur dringendsten Aufgabe für alle Sozialisten. Sie führte Diejenigen wieder in engster Gemeinschaft zusammen, die sich eben noch erbittert bekämpft hatten. Da fanden sich Bebel und Jaurès; da wurde Bernstein, dank seiner internationalen Stellung und Haltung, zu einem Bannerträger des internationalen Gedankens in der deutschen Sozialdemokratie; da fand er sich zusammen mit Haase und mir.

Als guter Sozialdemokrat war Bernstein stets durchdrungen von dem Gedanken der internationalen Solidarität des Proletariats. Doch er blieb dabei nicht stehen. So dringend notwendig starkes internationales Empfinden ist: es reicht nicht aus, ja, es kann unter Umständen verhängnisvoll werden, wenn es nicht gepaart ist mit internationalem Verständnis, mit der nötigen Einsicht in die politischen und sozialen Verhältnisse des Auslands.

Dieses Verständnis wächst leider nicht stets in dem gleichen Maße wie das internationale Empfinden; es ist heute selbst in den internationalsten Kreisen eine seltene Erscheinung. Zu den Wenigen, die internationales Verständnis in hohem Grade entwickelt haben, gehört Eduard Bernstein, dank dem Umstand, daß er, nachdem er sein eignes Land gründlich kennen gelernt, von seinem achtundzwanzigsten bis zu seinem einundfünfzigsten Lebensjahr im Ausland lebte und

wirkte, von 1878 bis 1888 in der Schweiz, von der aus er zum französischen Sozialismus sowie zur russischen Emigration in engste Beziehungen trat. Im Jahre 1888 aus der Schweiz auf Drängen der deutschen Regierung ausgewiesen, wandte er sich nach London, wo er bis 1901 blieb.

So wurde Bernstein ein gründlicher Kenner französischen und englischen Wesens. Gleichzeitig gewann er aber auch Vertrauen und hohes Ansehen unter den Sozialisten Frankreichs und Englands.

Als er nach Deutschland zurückkehrte, wurde er der eifrigste und kundigste Verfechter der Idee der friedlichen Verständigung Deutschlands mit den Westmächten. Wäre die Mehrheit der deutschen Sozialdemokratie ihm gefolgt: sie und das deutsche Volk stünden heute besser in der Welt da.

Es kam anders. Nach Ausbruch des Krieges gerieten Bernsteins Erkenntnisse und Ueberzeugungen in schroffsten Widerspruch zu der großen Mehrheit seiner Partei. Er fühlte sich gedrängt zum Anschluß an jene kleine Minderheit, die den entschiedenen Kampf gegen die Kriegspolitik der Regierung aufnahm und damit den Keim zur Unabhängigen Sozialdemokratie bildete. Was er damals an unerschrockener und unermüdlicher Propaganda für die Sache des Friedens, der Freiheit, der Völkerverständigung getan, ist noch zu bekannt, als daß es besonders dargelegt werden müßte. Es hat viele unter den „Radikalen", die der Streit um den Revisionismus zu seinen energischen Widersachern gemacht hatte, wieder mit ihm versöhnt. es hat ihm die wärmste Sympathie und Liebe bei allen wahrhaften Friedensfreunden eingetragen, sein internationales Ansehen aufs höchste gesteigert.

Ich kann von mir persönlich sagen, daß unser altes Freundschaftsverhältnis, das in den Tagen der revisionistischen Bewegung endgültig zerrissen schien, im Kriege mit seiner alten Wärme von neuem auflebte.

Und das hat sich nicht geändert durch die Revolution. Das Streben, das Bernstein seitdem aufs intensivste bewegte, ist auch das meine: das Streben nach Einigung der durch den Krieg gespaltenen Sozialdemokratie, da die Einigung allein dem deutschen Proletariat die Kraft geben kann, so viel an Errungenschaften aus der Revolution herauszuholen, wie unter den gegebenen Verhältnissen möglich ist.

In dieser Ueberzeugung sind wir Beide einig. Nur denke ich pessimistischer als er über die Möglichkeit einer baldigen Einigung. Ich sehe noch keine Ansatzpunkte zu ihr, mir fehlt Bernsteins jugendlicher Optimismus, seine Unermüdlichkeit, seine Zähigkeit.

Ich beneide den Siebzigjährigen um diese Gaben, und ich kann ihm und uns nichts Besseres zu diesem Geburtstag wün-

schen, als daß seinem Einigungsstreben baldiger Erfolg beschieden sein möge.

Er wäre die würdige Krönung dieses arbeitsamen Lebens, das reich war an Mühsal, aber auch an Früchten, Früchten nicht für ihn sondern für die große Sache, die den Inhalt seines Lebens bildete.

Er wäre die Krönung seiner Parteitätigkeit, aber nicht ihr Abschluß, denn trotz den siebzig Jahren denkt Bernstein nicht daran, sich zur Ruhe zu setzen, und er hats auch nicht nötig. An Energie, Arbeitslust und Arbeitskraft nimmt er es noch mit manchem Jungen auf. Darin — zum Glück nur darin — hat er große Aehnlichkeit mit Clemenceau.

Ich aber fühle mich glücklich, daß ich meinem lieben Freunde zu seinem siebzigsten Geburtstag die Hand mit gleicher Herzlichkeit drücken kann, wie ich es zu seinem dreißigsten getan. Und daß er den siebzigsten mit gleicher Hoffnungsfreude feiern kann, mit gleicher Begeisterung und Siegeszuversicht wie den dreißigsten.

Wer sich einer unsterblichen Sache geweiht hat, vermag ewig jung zu bleiben.

Brief nach Wien von Peter Panter

Lieber Herr!

Wir hören hier so viel von Wien, und davon, wie schlecht es dieser sterbenden Stadt nun geht, und wie hilfsbedürftig sie geworden ist, und wie orientalisch: es gebe nur ganz oben und ganz unten, und zwischen Lumpenproletariat und gleißendem, lackiertem Reichtum zuckt eine ganze Mittelschicht in der Agonie. Aber Sie wissen doch wenigstens — bei allem Elend —, woran Sie sind. Wir wissens nicht.

Bei uns liegen die Dinge so, daß noch Niemand ahnt, was aus der Entwicklung des neuen Berlin herauskommen wird. Nur: daß etwas unsagbar Scheußliches herauskommt, das wissen wir schon. Aber Alles ist noch im Lauf, Alles fließt, und so sieht es jetzt hier aus:

Dem Mittelstand gehts am schlechtesten. Er zehrt vom alten Ruhm, vom alten Glanz und von der Erinnerung an den alten Kempinski (der eine spezifisch berlinische Erscheinung gewesen ist und so recht ein Symbol für diesen alten luxuriösen Mittelstand). Das ist dahin. Sie laufen noch auf den alten Stiefeln — aber wie lange sollen die halten? Was dann kommt, ist die schmerzlich-bittere Erkenntnis, daß es nun aus ist mit der bescheidenen Lebenshaltung („Sechserdasein“ nannte es Fontane), mit jenem kargen Leben, das aber immer noch reich war, weil man billig Butter und noch billiger geistige Werte einkaufen konnte. Und bei allem leisen Lächeln

über die ‚Kunstwart‘-Leute: sie haben doch immerhin ein Licht in ihr Leben hineingetragen, und wenn ich das Neue alles mitansehe, dann kann ich über die Leute von damals nicht mehr lächeln.

Denen gehts also nicht gut, und über ein Weilchen werden sie klaftertief in ihrer Lebenshaltung gesunken sein. Und die Neuen? Und die Heraufgekommenen?

Sehen Sie, lieber Herr, das ist ja das Traurige, wer da heraufgekommen ist. Wenn früher einmal solch große Umwälzungen vor sich gingen, dann stiegen vielleicht Freibeuter auf, politische Abenteurer oder starkknochige Geschäftsleute der Fugger-Zeit, deren Väter wohl noch den Pflug gelenkt hatten. War das schlimm? Für die grade Unterliegenden sicherlich. Aber es kam frisches, unverbrauchtes Blut in die Gesellschaft, es kamen neue, windumwehte Leute herein, breitbeinige Kerls, deren Söhne dann die Verfeinerung rasch weghatten, doch auch noch lange Generationen hindurch die Stärke vom Stammvater, der Muskeln wie Eisen gehabt hatte. Bei uns?

Bei uns ist ein schwacher und verbrauchter Großstadttyp heraufgekommen — Leute, die zwar viel Skrupellosigkeit, aber doch verhältnismäßig wenig Kraft aufzuweisen haben. Was sind denn das meist für Menschen, diese neuen Reichen? Bauern? Ach, wären sies! Um die reich gewordenen Bauerngenerationen ist mir nicht bange. Aber die Mehrzahl, das sind doch kleine Krämer, denen eine richtige Konjunktur die richtigen Waren in die Hände gespielt hat, und die nicht so dumm gewesen sind, die nun von der Hand zu weisen. Schlechtes Blut. Keine Rasse. Und vor allem: keine Kraft.

Und das nun bestimmt hier den Ton, das hat Geld und gibt es mit vollen Händen aus. Man sieht in den elegantesten Lokalen Berlins Gesichter mit Mündern — Münder können einem ja nichts vormachen — mit Mündern, lieber Herr, wie sie früher die Nachtportiers nicht gehabt haben. Das ist obenauf, das kauft Bilder und füllt die Logen. Noch halten die guten alten Familien, soweit sie nicht ausgestorben sind, noch halten sie Stange, noch leisten sie Widerstand, noch spürt man hier und da kleine Hemmungen. Aber wie lange wird das anhalten? Schließlich ist ja doch Geld eine Waffe, der die Gesellschaft auf die Dauer der Jahre nicht widerstehen kann — und dann? Und dann?

Dann haben wir die Verpöbelung Deutschlands, nicht nur Berlins, in vollem Maße. Denn dieses neue verbrauchte, nicht gute Blut wird natürlich in der zweiten Generation noch übler werden. Es ging mit diesen neuen Reichen allenfalls an, solange sies noch nicht waren, damals, als sie um jedes Markstück sich quälen mußten. Aber nun sehen Sie sich diese

dicken, in Samt gequetschten Frauen an, sehen Sie diese blutleeren, pinselblonden Söhnchen, denen heute Vaterns Geld alles leicht macht, und die nicht mehr zu kämpfen brauchen, also noch widerstandsunfähiger werden. Und es ist nicht einmal das schöne Schauspiel einer Dekadenz: es ist einfach Schwäche, die sich hinter Frechheit verbirgt. Und stillose Schwäche.

Das Malheur kommt erst. Es ist dann da, wenn diese kurzstirnige, kleinkalibrige Rasse — ob Christen oder Juden, ist ganz gleichgültig — fest im Sattel sitzt, wenn die kleinen Unsicherheiten abgestreift sein werden, und wenn dem Sohn die kleinen faux pas, die heut alle Welt beim Vater belächelt, nicht mehr passieren. Er ißt Hummer nicht mit dem Suppenlöffel, o nein! Er weiß, was sich gehört. Mit Rilke wird er nicht ganz so richtig umgehen.

Doch er wird sich da auch ein Air geben. Aber daß diese Schiebermoral, diese Selbstvergottung, diese Anbetung des alten schlechten deutschen Geistes („Bei uns herrschte damals doch wenigstens Ordnung" — notabene: eine, die sie reich gemacht hat . . .), daß diese unbedingte Sicherheit, herrührend von der Annahme, daß zwar nicht alles mit Geld, aber alles mit sehr viel Geld zu machen sei — daß diese neue Welt die alte in Grund und Boden korrumpieren wird: darauf können Sie sich verlassen.

Unser Elend ist groß. Ob es wirtschaftlich je eure Not erreichen wird, steht dahin. Aber daß wir in dreißig Jahren eine nette Gesellschaft an der Spitze haben werden — wo sitzt heute Geld! —: das weiß ich gewiß.

Grüßen Sie Wien von mir, lieber Herr. Ich kenne es garnicht — aber grüßen Sie es. Grüßen Sie den großen Schriftsteller und grüßen Sie die paar guten. Grüßen Sie die lustige Zeichnerin Ada und grüßen Sie sich recht herzlich. Und sagen Sie Allen, daß es Berlin noch nicht so schlecht geht wie Wien. Aber wir werden sehen, was sich tun läßt.

Ihr

Peter Panter

An den Kultusminister von einem Studenten

Herr Minister!

Wenn die Presse dieses Mal richtig informiert ist, so wollen Sie Erich Schmidts Lehrstuhl an der berliner Universität wieder besetzen. Für diesen Entschluß sind Ihnen mit mir Diejenigen dankbar, die unter dem diktatorischen Interregnum des Herrn Professor Roethe gelitten haben, weil sie in der Dichtungsgeschichte, der jüngsten Kunstwissenschaft, über die Philologie und Chronologie der Dichter hinaus in

tiefere Regionen streben. Dazu danken Ihnen Alle, die seit der Revolution stillschweigend mitansehen und mitanhören müssen, wie das Katheder immer unbedenklicher als politische Tribüne „gebraucht“ wird, wie hier überhaupt nicht mehr objektive Wissenschaft, sondern patriotisch und parteipolitisch gefärbte Erkenntnis gelehrt wird.

An der größten deutschen Universität ist der Platz eines Lehrers deutscher „Literaturgeschichte“, wie geistige Jugend ihn sieht, in dieser Zeit inbrünstig von uns ersehnter Neugeburt so wesentlich wie nur irgendeiner. Von seiner geistigen Richtung wird abhängen, in welchem Sinne ein großer Teil zukünftiger Lehrer die Jugend zur Dichtung führt, wird darum abhängen, ob der deutsche Unterricht weiterhin die Klassiker jungen Menschen verekeln muß. Von diesem Manne, ist er nur eine Persönlichkeit, vermag ein Teil Glück oder ein schweres Teil Unglück der heranwachsenden Generation auszuströmen.

Die Männer, die in der Presse genannt waren: Albert Köster und Julius Petersen sind verdient. Ihre Bedeutung für unsre Wissenschaft ist ohne Zweifel erhaben über die des Nur-Philologen Roethe. Aber sind sie dazu berufen, aus der Verwirrung der heutigen Literaturgeschichte eine klare, überzeugende Methode wissenschaftlicher Erkenntnis herauszubilden? Ist einer dieser tüchtigen Gelehrten wirklich eine Persönlichkeit, die, wie etwa Wölfflin für die Geschichte der bildenden Kunst, neue Wege zu weisen vermag?

Gibt es überhaupt eine Persönlichkeit, zu so notwendiger Aufgabe berufen? Wenn Einer sich durch die Tat des Werkes als Persönlichkeit ausgewiesen hat, so ist das Friedrich Gundolf. Was dieser jetzt neununddreißigjährige Mann bis heute geleistet hat, stellt ihn bereits über die an Jahren ältern Bewerber, stellt ihn überhaupt über die und darum außerhalb der Gesamtheit der schaffenden Literarhistoriker. Wer ein Buch wie den ‚Goethe‘ schreibt, wem eine Uebersetzung wie die Shakespeares gelingt (und dazu das methodisch grundlegende Werk ‚Shakespeare und der deutsche Geist‘): der ist eine Persönlichkeit, ist ein Forscher, der die noch immer verrufene Literaturgeschichte statt in die Breite in die Tiefe zu leiten vermag, ist ein Führer nach unserm Sinne.

Meine Bitte: Rufen Sie, Herr Minister, diesen Mann auf den Lehrstuhl für deutsche Dichtungsgeschichte, machen Sie sich verdient durch die Tat (und es ist eine!), daß der beste Mann im neuen Deutschland an die beste Stelle kommt, daß von jetzt an keine Rücksicht als die auf den Geist entscheidet.

Dann wollen wir Ihnen danken.

Im Auftrage von Freunden
Ein Student

Thomas Manns Idyllen von Harry Kahn

Es gibt ein sehr komisches Gedicht von Kipling, wie der Mensch sich abmüht, mit Witz und Fleiß die schönsten Dinge herzustellen, und jedes Mal, wenn er fertig ist, kommt der Teufel, lobt Alles über den grünen Klee, bis er zuletzt immer wieder die sauersüße Frage stellt: „It's pretty (oder clever oder gentle), but is it art?". S'ist hübsch, tüchtig, fein; aber ist es Kunst?

Ob man will oder nicht: die Teufelsfrage drängt sich einem vor dem jüngsten Werkchen von Thomas Mann auf. Diese Paraphrase über einen Hund und diese Ode an ein Kind sind gewiß ihres Verfassers nicht unwürdig, dazu sind sie viel zu hübsch, zu tüchtig, zu fein; aber den Untertitel Idyllen verdienen sie nicht, wenn man mit diesem Wort den Begriff einer bestimmten Kunstform und mit dieser wieder Namen wie Geßner und Stifter verbindet. Man lasse sich nicht von der Souveränität des Stils, von der Serenität der Stimmung irreführen: die Bezeichnung entspringt, wenn nicht einer Selbsttäuschung, so zumindest einer Verlegenheit. Die Prosakapitel ‚Herr und Hund' sind nicht viel mehr als eine Feuilletonfolge mit allen Bei- und Vorläufigkeiten, allen Sprung- und Launenhaftigkeiten einer solchen; der ‚Gesang vom Kindchen', dessen Hexameter oft genug holpern, als wären sie auf der Landstraße zwischen Weimar und Jena ersonnen, kommt wenig über den Charakter eines Festtagskarmens hinaus, das sich als Seperatdruck oder in einer „Ausgabe letzter Hand" recht vorteilhaft ausnähme, dem aber das Drum und Dran einer normalen Einzelausgabe mit ihrer wichtigtuerischen Reklame- und Publizitäts-Technik garnicht gut zu Gesichte steht. Kein Zweifel: ein von Thomas Mann verfaßtes Inserat ist ein größerer Genuß als sieben Romane des sublimen Kasimir, und ein Stammbuchvers von ihm ist eine authentischere Kunstleistung als eine ganze Anthologie jener Menschheitslyrik, die heute als der Hurrakitsch von der Gegenseite das täglich Brot aller geistig regsamern Revolutionsgewinnler zu werden droht. Aber es kann auch kein Zweifel über die Tatsache aufkommen: als erstes (oder selbst zweites) Werk eines noch Unbekannten hätte Thomas Mann das Büchlein nicht drucken lassen (und S. Fischer es nicht gedruckt). Wenn aber in eines Mannes Hand heute die Würde des deutschen Schrifttums gegeben ist, so in die von Thomas Mann. Und darum darf man, muß es Einer aussprechen: der Weihnachtstisch ist nicht die würdigste Zielsäule für einen Dichter von diesem Rang. Wir hätten noch gerne ein halb Dutzend Sommer- und Wintersonnwenden auf den Sanatoriums- und den Hochstapler-Remon gewartet, den Thomas Mann seit langem und erst kürz-

lich wieder — in einem, auch ein bißchen zu wilhelminischen, wiener Interview — seinen Bewunderern versprochen hat. Abschlagszahlungen sind wir von ihm nicht gewöhnt. Bedeutet das in jeder Hinsicht sehr magere Büchlein eine? Oder bezeichnet es etwas andres? Ich wage keine Entscheidung. Aber es bleibt fragwürdig, teufelsfragwürdig, wenn man seine Stellung im ganzen Oeuvre Thomas Manns betrachtet.

Der eigentliche dichterische Strom war ja nie stark in ihm. Die strenge Form war für diesen Epiker, anders als etwa bei Keller, ähnlich wie bei Meyer, weniger ein Damm, der die überschäumenden Wellen in Zucht hielt, als ein Wehr, das ein ruhig fließendes Wasser staute, sammelte und in klug verteilende Kanäle leitete. Aber nun sehe man sich einmal das Gesamtwerk an: kann man sich der Beobachtung entziehen, daß der Pegel immer tiefer sinkt, der Hauptlauf und damit auch die Nebenadern immer spärlicher von der Quelle gespeist werden? Es ist da doch ein ständiges Diminuendo der dichterischen Substanz: Erfindung, Phantasie, Traum, Synthese nehmen immer mehr ab und werden immer mehr ersetzt durch Erfahrung, Biographie, Tagebuch, Analyse. Immer mehr verengt sich die räumliche und zeitliche Peripherie um ihr Zentrum, die bürgerliche Aktualität des Menschen Thomas Mann aus Lübeck, wohnhaft zu München, Vater von vier Kindern, Besitzer eines Hühnerhundbastards, verheiratet mit . . ., und wie der Polizeibericht sonst noch lautet. Zuletzt gibt nur noch der engste Umkreis, Kind und Kegel, den Stoff her. Kein Wunder, daß er immer dünner erscheint, und daß die Tendenz zur Darstellung immer privatern ihre Parallele in der zur Darstellung immer primitivern Lebens zeigt. Man werfe mir nicht Maupassants Baum zwischen die Beine und Manets Spargelbündel an den Kopf: allein das Werk vor den ‚Idyllen‘ spricht dickere Bände, als selbst die ‚Betrachtungen eines Unpolitischen‘ einer sind. Daß für einen bis zur Selbstzerfleischung reinlichkeitsbedürftigen Menschen die endgültige Auseinandersetzung zwischen Thomas und Christian Buddenbrook, die im Familien-Epos nur als leitmotivische Arabeske gegeben werden konnte, eines Tages unumgänglich wurde, ist klar. Aber warum wurde kein Roman daraus, da doch der Stoff dazu angetan war, jenes Standard-Work an Zeitsymbolik mindestens zu erreichen, wenn nicht gar zu übertreffen? Hätte das dem objektivsten, distanziertesten, vom Gefühl für Würde und Verantwortung des schöpferischen Menschen am tiefsten ergriffenen der lebenden deutschen Dichter nicht mehr angestanden, als das, was er nun gegeben hat: eines der reinlichst geschriebenen, aber auch peinlichst zu lesenden Pamphlete der Weltliteratur? Die Verschwisterung jener Urkräfte alles Schöpferischen, die Inhalt und Form, Stoff und Stil, Bild und Geist, oder wie man

sie sonst nennen will, heißen, ist eine viel zu enge, als daß hier von einer oberflächlichen Not eher denn von einer tiefsten Notwendigkeit gesprochen werden könnte. Die Reihe vom blutsfremden, wenn auch stadtbekannten Herrn Friedemann bis zum bei seinem bürgerlichen Namen genannten Neugeborenen des eignen Bluts ist zu lückenlos, der Rückzug von der Gestaltung des schicksalhaften Untergangs höchst bewußter Naturen bis zur Beschreibung des schicksallosen Daseins tiefunbewußter Kreatur wie der gleichzeitige vom Epos zum Essay, von der Novelle zur soi-disant Idylle ist viel zu „planmäßig“, um wo anders als in der letzten Konstruktivität der Persönlichkeit begründet zu sein. Und da die Persönlichkeit Thomas Manns wie kaum eine zweite deutschen Stammes repräsentativ für ihre Zeit ist, so erstaunt den Beobachter der europäischen Läufte, ihrer Maßstäbe und ihrer Masken, dieser Prozeß nicht. Denn des Dichters Armut ist die Armut dieser von den letzten Göttern verlassenen Zeit; und die Natur, die Nährmutter alles Schöpfertums ist ja längst — zu den Hunden entflohen.

Möge darum der oder die naiv Lesende sich ergötzen an den possierlichen Sprüngen und aufregenden Jagden Ehren-Bauschans und an den homerisch gewandeten Freuden und Sorgen des Vaters von Klein-Elisabeth: der über das Buch hinweg Schauende, durch das Werk hindurch Fühlende wird erschüttert werden von der Vor- und Sinnbildlichkeit eines männlichen Kampfes wider die Gebundenheiten eines historisch festgelegten Künstlertums und erhoben von der unsentimentalen Anständigkeit, dem posenlosen Mut zu sich selbst in einer Situation, die die überwiegende Mehrzahl der Zeit- und Berufsgenossen zu krampfiger Kraftmeierei, wehleidiger Selbstbespiegelung oder feiger Flucht auf geistesdürre Gemeinplätze verführt.

Schopenhauer von Siegfried von Vegesack

Du Mißverstandner wie noch Keiner
Mit diesem plumpen Wort: „Verneiner“ —

Indes das Gegenteil Du tatest:
Ein Leben, mehr als dies, bejahtest,

Um nur im Namen jenes höh’ren
Dies karge Dasein zu zerstören,

Daß wir den einz’gen Ausweg finden
Aus Trug und Blindheit, die uns binden:

„Besieg dich selbst und deinen Willen,
So wirst du Qual und Sehnsucht stillen!“

Sansculotterie und -lotterei

Vor neun Jahren gehörte ein Kleidungsstück wie die Hose auf einen Frauenkörper, aber nicht, nach der Meinung der preußischen Zensur, auf einen Theaterzettel. Heute ists ungefähr umgekehrt. Macht einmal einen Versuch mit angezogenen Schauspielerinnen! Da könnte es ruhig die gefürchtete Lustbarkeitssteuer geben, weil ja doch ziemlich gleichgültig ist, ob Prozente von keiner Einnahme an die Behörde oder an Aktionäre abgeführt werden. Vor neun Jahren — Gott, das war vor der Zeit, der großen, die das Verständnis für geistige Absichten untergrub; und freudig wurde ein Autor begrüßt, der diese Absichten in eine persönliche, zwar schwierige, aber zunächst noch deutsche Sprache umsetzte. Man merkte, daß sein Lustspiel aus dem Heimweh eines Artisten nach der Natur entstanden war; nur merkte man auch, daß die Gewöhnung an die Hyperkultur es ihm beeinträchtigt hatte. Carl Sternheim selbst war in einer ähnlichen Lage wie sein Dichterlein Frank Scarron, das die kleine Beamtenfrau umwirbt, nicht um ihren Leib zu genießen, sondern um ihre Seele aufzuschreiben, und das sich gleich darauf zu demselben Zweck eine Dirne langt. Er studierte und probierte die Dramengattungen durch, verfaßte nach einander die Tragödie von Don Juan und die Komödie von der Hose und zeigte sich mit der Komödie zwar nicht so ursprünglich, wie er sichs wünschte, aber ursprünglicher, als er sichs zugetraut hatte. Dieser Zwiespalt von übertriebenen Ansprüchen und übertroffenen Erwartungen zieht sich durch ganze Strecken. Er verschuldet, daß sichere mit verlegenen, allzu wortreiche mit geschwinden, dunstige mit kompakten Szenen abwechseln. Solange dieser Zwiespalt noch nicht, und sobald er nicht mehr wirkt: zu Beginn und dem Ende zu, ist das Stück am kräftigsten und vergnüglichsten. Es springt mit einer Gelenkigkeit mitten auf die Bühne, als solle es eine pariser Sexualposse werden. Aber die Tatsache, daß die junge und hübsche Frau Luise Maske am hellen Tage auf offener Straße ihre Hose zu ihren Füßen gesehen hat, ist nichts als äußerer Anstoß und verliert sofort jede selbständige Bedeutung. Wichtig ist nur, daß sich fünf Menschen wie zu einer Charakterkomödie entfalten. Die Charaktere sind da — die Komödie fehlt oder ist doch zu dünn und unentschieden. Herr Theobald Maske ist, was man einen starken Mann nennt, und damit das Widerspiel zu den beiden jungen Leuten, die sich in das unbehoste Luischen auf den ersten Blick verliebt haben, sich bei ihr einmieten und sie teils literarischer, teils platonischer anschwärmen, als ihr selbst für die Dauer lieb ist. War das Thema der Komödie dieser Gegensatz zwischen nervösem Aesthetentum und muskulösem Philistertum? Daß beide Parteien den dritten Akt mit Debatten über die Verschiedenheit ihres Wesens und ihrer Weltanschauung aufschwemmen, läßt es vermuten. Daß man diesen ganzen Akt herausbrechen kann, ohne das Lustspiel zu beschädigen, beweist, daß es entweder ein andres Rückgrat oder gar keins hat. Wenn nur eine grade, konkrete, für alle Akte ausreichende „Handlung" das Rückgrat eines Dramas sein darf, so hat dieses allerdings keins. Da trotzdem drei von den vier Akten stehen, gehen und manchmal sogar herumwirbeln, muß sie wohl irgendein Element zusammenhalten. Vielleicht vermag ein Lustspiel schon davon zu leben, daß das Auge des Dichters Talent zur Originalität hat, daß er sich Menschen und Dinge hoch oder niedrig genug postiert, um für seinen

eignen Blick spaßhafte Lichtbrechungen, ulkige Schattierungen, parodistische Verkürzungen zu erzielen. Aber Bedingung ist, daß das Talent nicht durch unzureichende Ueberzeugtheit von seiner Berechtigung geschwächt wird. Sternheim versagt überall, wo sein Selbstbewußtsein erschlafft, wo ihn die Furcht befällt, zu wenig bedeutend, zu wenig spirituell zu sein. Dabei ist garnicht nötig, daß die Drastik eines Rauhbeins kostspieliger klingt als der elegante Formalismus eines elastischen Snobs. Zwischen beiden Extremen hat Sternheims Dialog die Flinkheit, die ein schwankartiges Lustspiel verlangt, und die mittlere Präzision, die nicht den Sprecher, sondern den Autor als Künstler ausweist. Bedauerlich, höchst bedauerlich, daß er das nicht geblieben ist. Aber soll seine gräßliche Entartung, sein Absturz in frech-willkürliche Sprachschänderei unsern Dank vermindern, unsern Dank dafür, daß er einmal, vor vier Friedens- und fünf doppelt zählenden Kriegs-Jahren, das Gezücht der alldeutschen Spießer bis auf ihr dickes Blut gepeitscht hat? Es war einer von den Fehlern des Kleinen Schauspielhauses, daß es den repräsentativen Antisemiten einem Juden zugeteilt hatte, der mit all seiner Virtuosität über seine Rassenverschiedenheit nicht hinwegkam noch uns hinweghalf.

*

Den ganzen Sternheim mit dem ganzen Wedekind zu vergleichen — wer unternähme das! Aber während über die ‚Hose' zu reden heute lohnt wie am ersten Tage: über ‚Franziska' nicht eine Silbe mehr, als im dritten ‚Jahr der Bühne' steht. Schrecklich, daß eine Frau, die verführt und verführt wird, die Liebe in sämtlichen Spielarten gibt und empfängt, die Menschen ins Jenseits und Menschen ins Diesseits befördert — daß solch ein Geschöpf aus Zelluloid ist, aus gelbem, glattem, klapperndem Zelluloid. Das Dramengehäuse um dieses Gebein: ein Dokument tiefster Ohnmacht, das Dichter früherer Epochen schamvoll vernichtet oder verborgen hätten. Es jetzt, nach Wedekinds Tode, wieder auszustellen, konnte von vorn herein keine Aussichten bieten. Unter normalen Umständen. Einem Theater, das andre als künstlerische Mittel verschmäht. Einem Spielleiter, der gewohnt ist, in literarisch stichhaltigem Material zu arbeiten. Nun, Herr Eugen Robert ist ohne Umweg von den beiden Bindelbands her in die ‚Tribüne' gelangt. Er fand bei Wedekind eine Apotheose der Nacktheit, lachte der altbackenen Weisheit, daß der Schein nie die Wirklichkeit erreichen soll, und erwartete von dem Trick, nach den blonden und schwarzen Orskas, nach so vielen halb- und dreiviertelnackten Frauen eine splitterfasernackte zu präsentieren, an deren Leib man durch einen spinnwebdünnen Schleier jedes, aber auch jedes Härchen sähe, eine Serie gestürmter Abendkassen. Seine Berechnung wird stimmen; es sei denn, daß er dazu gehofft hat, unsereins werde ihm den Gefallen tun, erstens seinen Verdienst als Schaubudeninhaber und zweitens sein Verdienst als Dresseur zu würdigen. Nicht einmal, daß er sich keins erworben hat, darf begründet werden; selbst wenn damit seinen Mitgliedern, festen sowie gastierenden, die um die paradiesisch gekleidete Luxuspöbelattraktion herumgruppiert wurden und sich trotzdem mehr oder minder bewährten, Unrecht geschieht. Es ist jetzt so weit, daß das Theater von altmodischen Gesellen, die in den Boden sinken, weil auf dem Nebenplatz eine Dame sitzt, ängstlich gemieden werden muß. Ist gar keine Rettung? Ich wüßte eine. Man packe diese skrupellosen Konjunkturausnutzer einer verrotteten und verrotterten Epoche an der

jenigen Stelle, wo sie sterblich sind. Sie zittern eingestandenermaßen vor der Lustbarkeitssteuer. Das beute man aus. Sie behaupten, daß niemals der Begriff der Lustbarkeit überzeugend erläutert worden sei. Man bediene sich ihrer Veranstaltungen, um dem Begriff einen Inhalt zu geben. Sie warnen davor, das Volk „in die Arme des Kinos und in noch schlimmere Häuser“ zu treiben. Man mache ihnen klar, daß die Angestellten des Herrn Bordenave die zahlenden Kunden in demselben Zustand begrüßen wie neuerdings ein Teil ihres Personals. Und ziehe die Konsequenzen. Den Bühnen sind achtzehn Prozent Lustbarkeitssteuer zugedacht. Man verschone die ernsten mit dieser Last und lege die doppelte denjenigen auf, die an den Toiletten ihrer Schauspielerinnen solche Summen sparen, daß sie zu der Verzinsung unsrer Kriegsschulden nennenswert beitragen könnten. Dann wird keinen Tag länger die Hälfte der berliner Theater dem anständigen Bürger mit seiner Frau, seiner Mutter und seinen Töchtern verschlossen sein.

Grabrede auf einen Humor von Alfred Polgar

Das „Militär“ alten Stils ist einrückend gemacht worden zu den Toten. Seine besondere Ehre, sein hartes Pflichten- und Rechte-System, sein erotischer Zauber und seine besondere Heiterkeit sinken mit ihm in die Grube.

Es war eine Heiterkeit, deren Wurzeln im revolutionären Unterbewußtsein staken: die Freude an ihr war die Freude an gelockertem Zwang, an überlisteter Gewalt, an durchbrochenem Gesetz.

Der Leutnant schlug dem Dienst ein Schnippchen, der Offiziersdiener dem Leutnant, der junge Rekrut den heiligen Formalitäten des soldatischen Daseins. Weil die militärische Ordnung so unerschütterlich, wirkten ihre kleinen Erschütterungen so erquickend. Weil die Zeremonien des Soldatentums so starr, wirkten ihre Vernachlässigungen oder Umgehungen so befreiend heiter.

Lustspiel, Schwank, Posse haben sich diese Wirkungen zunutze gemacht. Es versiecht ihnen, mit dem Ableben des alten „Militär“-Begriffs, ein thematischer Quell von höchster Ergiebigkeit. Typische Figuren, nie versagende Spaß-Träger, Humor-Werte, denen naive Hörerschaft niemals die Einlösung in Gelächter weigerte, verschwinden für immer vom Theater.

Fahr' hin, Wachtmeister mit dem grimmen Schnauzbart, Weiberhasser und Pferdefreund, in Flüchen Herwettender und vor einem Schinkenbein andächtig Verstummender. Generationen von vierten Galerien haben über deiner Freßlust tränenlachend ihrer eignen Unterernährung vergessen. Und beglückt mitgegrinst, wenn du grinsend die Fettreste mit dem Handrücken dir aus dem Schnurrbart wischtest.

Auf Nimmerwiedersehen Leutnant, liebenswürdigster Betisen voll, kurz-redender, überwältigend kreuzhohler, von Männercharme Umflossener, pfingstlich in Farben Blühender,

mit dem sieghaften, Lackstiefelglanz beschämenden Feuerblick, mit dem unsichtbaren Kranz gepflückter Iungfernschaften (dem Skalpgürtel des Indianers gleich) um die Taille. Ehre und Eros hielten eine Gloriole über dein à la brosse gekämmtes Blondhaupt, dein Geist war schwach, aber dein Fleisch berückend sehnig, Lebensfreude und Todesverachtung schwebten als Putti um dein literarisches Medaillon, das in zierlich-heroischen Lettern den Sinnspruch trug: Uebermut kommt vor dem Ernstfall.

Dahin auch du, Frau Majorin, mit dem Provinz-Riesenhut vorvorletzter Mode, auf dem üppiges Gemüse schaukelte. Wie drollig zitterte der strenge Major vor deiner Strenge, wie komische Figur machte, im Pflicht-Tanz, der hagere Kadett an deines Busens Fülle, wie neckische Listen mußte dein süßes stupsnäsiges Kind ersinnen, damit du den Leutnant ihres Herzens, meist hieß er: Kurt, zu Papas Adjutanten machtest.

Fort für immer der unbeschreiblich dumme, unbeschreiblich pfiffige Offiziersdiener, spiritus rector, besser: stultitia rectrix von hunderttausend Militärhumoresken, schläfrig und pudeltreu, Wein- und Zigarren-Dieb, Mißversteher von Aufträgen, Verwechsler von Briefen, Stiefelwichse als Pomade Nützender, nie zu sättigender Knödelschlinger, Köchinnen knickend wie sein Herr Kommerzienratstöchterchen.

Nur mehr Erinnerung auch du, bärbeißig-seelengute Exzellenz, eisenhart beim Appell zu den Waffen, butterweich beim Appell an deine Jugend und ihre „tollen Streiche". Brillantine umduftete, leicht schimmernd, deine weiße Perücke, und wenn du in entscheidenden Augenblicken nicht: „Herr Leutnant" sagtest, sondern: „Mein Sohn . . .", mischte sich Feuchtes der Ergriffenheit in die Lachzähren des Zuschauers.

Aber um deine Auferstehung ist mir nicht bange, Rekrut Cohn, der du die feste Terminologie des Exerzierplatzes so spaßig mit der Dialektik deines friedliebenden Zweifel-Geistes durchbrachst. Gradlinie-Verpatzer, nicht zum Schweigen zu bringender Raisonneur des Lebens, Verhandlung gegen Gewalt, Instinkt gegen Gebot Setzender, Strapazenfeind, Zeremonien-Störer, Fragezeichen an das was außer aller Frage Hängender — auf neuer Bühne sehe ich dich wieder, ewige Figur, Ahasver des Possenrunds.

Ein Humor ist gestorben. Wir begraben ihn frohen Herzens, da wir den scheußlichen Ernst losgeworden sind, dessen wedelnder Schmeichler er war, und dessen Tod er rechtens mitsterben mußte.

Beileid den trauernd hinterbliebenen Militärhumoristen. Laßt sie auf das Grab des lukrativen Verblichenen einen letzten Kranz aus Kasernenhofblüten legen.

Rundschau

Esau und Jakob

Wenn ein Volk von allen Göttern verlassen ist, dann ist das Göttliche den wenigen Inbrünstigen am nächsten. Denn Ringen um Hohes ist Hoheit, und selten wurde so bewußt um das Letzte gerungen wie jetzt. Steigt Hoffnung aus dem Chaos der Verzweiflung? Wird der Geist in der Kunst neue Wirklichkeit vorschaffen?

Man taucht in die Quellen unsrer Weisheit und Sitte. Indien, China und das biblische Land: sie tragen die Symbole des höhern Menschentums. Das Alttestamentarische spielt jetzt eine besondere Rolle, schon mit einer leisen Gefahr, so sehr Mode zu werden wie einst kitschiges Heldentum und Christentum.

Das Haus Isaaks, des Gottesopfers, steht im Mittelpunkt. Sein Sohn Jakob ist der Ringer selbst. Beer-Hofmanns Drama gibt seinen Traum und das Leiden des Erwählten unter Gottes Nähe. Der Konflikt ist sehr weltenthoben; irdische Verstrickung zerreißt, und Jakob steht seinem betrogenen Bruder gleich als höheres Wesen gegenüber.

Das Thema ‚Esau und Jakob' behandelt nun Waldemar Jollos. Die Akte seines Dramas (das bei S. Fischer erschienen und kürzlich im Meistersaal vorgelesen worden ist) sind episch durch Ueberschriften bezeichnet, weil äußere Spannung hier wenig in Frage kommt und nur die innere Entwicklung bedeutsam ist. Die Sprache ist oft dunkel, hieroglyphisch, vielleicht expressionistisch. Das tiefere Problem heißt: Erde und Himmel. Diese Gegensätze werden aber nicht in den Brüdern einzeln verkörpert, sondern in beiden ist Beides. Jeder ist ein Weiser (auch die Frauen sind weise); aber Jakob ist der Erwählte und hat Himmel und Erde, Esau hat nur das Wissen und steht an der Grenze zwischen Sehnsucht und Entsagung, ein Mann am Scheideweg der Jahre. Er ist kein Praktiker, kein Kaufmann, wie sein schlauer Bruder, und es wurmt ihn, nicht daß Gott mit Jakob ist, sondern daß Jakob mit Gott ist, mit Gott in jedem Handel, ruchlos fromm und glücklich. Dieser Gott ist ihm zu klein. Esau verschmäht seine Erde, die nur dem Geschäftigen dient, und sucht einen höhern, fernern Himmel. Da sieht er Jakobs Weib Rahel, wird einen Augenblick klein, erdenhaft, denkt an niedrige Rache. Sie aber versteht ihn, richtet ihn über seine Halbheit empor. Sie versöhnt ihn mit der Erde, damit er desto tiefer seinem Himmel angehöre. Und nun kommt er zu Jakob; der hat seine böse Stunde. Wie vor Esau die Welt, so sinkt vor ihm jetzt der Himmel zusammen. Denn er spürt den eisigen Rauch der Einsamkeit alles Beseelten. Vom Bruder trennt ihn Mißtrauen, zwischen ihm und dem herrlichsten Glück, Rahel, liegt ein Schwert: und Gott, der Nahe, ist unendlich fern. Ist er überhaupt?

Esau, der in Einsamkeit weise ward und das Letzte, die verzichtende Liebe, von jener Frau gelernt hat, antwortet: Ja! Er ist der Fremde, Ferne. „Ein Herz weiß, du bist es, mein lieber Bruder Gott!"

In der Nacht verlassen, hat Jakob einen neuen Traum. Der Herr — so erzählt er — ist ihm in Gestalt des toten Vaters Isaak erschienen und hat ihn nochmals gesegnet, jetzt ohne Jakobs Trug. Und Jakob empfängt demütig zum Abschied nun auch den Segen des Bruders.

Die vorliegende Lösung des Problems ist nichts Geringeres als

ein Versuch, zwei Welten, die beiden Welten, mit einander zu versöhnen: die Welt des Handelnden mit der Welt des Entsagenden.

Eduard Saenger

Selbstanzeige

Herrn v. Bethmann Hollweg ziert die Fassade des Biedermanns und die Geste der Ehrlichkeit. Mit welch schöner Entrüstung wußte er sich seinerzeit gegen die „Piraten der öffentlichen Meinung", die Kapp und Junius alter, in Szene zu setzen. Und dieselbe Geste stand ihm zu Gebote, als er vor dem Untersuchungsausschuß in den Schmerzensschrei ausbrach, daß ihn die deutsche Volksvertretung in seinem Kampf gegen das System Ludendorff im Stich gelassen habe. Und da der Reichstag in der Tat während der vier Kriegsjahre das Aeußerste an politischer Selbstentmannung geleistet hat, könnten sentimentale und von Tatsachen-Kenntnis unbeschwerte Gemüter den vibrierenden Gefühlsausbruch des Kriegskanzlers wirklich für echt halten. Der Kenner jedoch hört den Komödianten. Bethmanns ganzes Gebaren seit dem Juli 1914 ist eine einzige Unwahrhaftigkeit. Am vierten August 1914 bezichtigte er Rußland, die Verwicklung heraufbeschworen zu haben, weil es beim oesterreichisch-serbischen Konflikt habe „mitreden" wollen. Und der Mann wußte doch, wie seit den ersten Juli-Tagen die deutsche Regierung aufreizend und anstachelnd hinter den Tollhäuslern vom Ballhausplatze gestanden hatte, wie Ultimatum, Kriegserklärung an Serbien, Oesterreichs Mobilisation und Bombardierung von Belgrad nur möglich geworden waren durch das „Mitreden", durch die Mitverschwörung Deutschlands! Und wie Bethmann bei dem Verbrechen von 1914 keineswegs bloß dienstwilliger Handlanger, sondern Hauptakteur war, wie er selbst den Ausschlag gab, daß die deutsche Mobilisation zugleich die Kriegserklärung an Rußland und Frankreich wurde, so trifft ihn auch vollste Mitverantwortung für die Erklärung des rücksichtslosen U-Boot-Kriegs, für den Krieg mit Amerika.

Es ist eine echt Bethmannsche Kriegslegende, daß ihm dies neue Verbrechen durch die Kriegspsychose des Volkes aufgezwungen worden sei. Von mir erscheint jetzt, im Verlag der Weltbühne, eine Schrift: ‚Die Schuld im Kriege'. Sie enthält in der Hauptsache einen großen Brief, den ich Anfang August 1916 an Bethmann richtete, und der beweist, wie eindringlich er damals gewarnt worden ist, wie klar sich schon damals die Folgen eines Krieges mit Amerika übersehen ließen, und welche aussichtsvollen Möglichkeiten ihm gezeigt wurden, der U-Boot-Katastrophe zu entgehn und zum Frieden der internationalen Verständigung zu kommen. Aber Bethmann schlug diese Ratschläge und Warnungen, die damals von vielen Seiten mit gleicher Eindringlichkeit erhoben wurden, gleichmütig in den Wind. Er dachte nur an den „deutschen" Frieden, den Siegfrieden, er glaubte, gleich Ludendorff, an die Unwiderstehlichkeit der U-Boote und die Niederringung Englands. So sabotierte er 1916/17 die Friedensvermittlung Wilsons, wie er 1914 mit derselben Skrupellosigkeit die Vermittlungsversuche Greys und Sasonows sabotiert hatte. Seinem Gewissen genügte nicht die Schuld am Kriege: er mußte sich, wie meine Schrift zeigt, auch mit schwerer Schuld im Kriege behaften.

Heinrich Ströbel

Antworten

Karl Lemme. Du veröffentlichst in der Bergisch-Märkischen Zeitung, dem Organ des übel bekannten Abgeordneten Bacmeister, folgenden Aufruf: „Die Art, wie die Franzosen und Clemenceau das wehrlos am Boden liegende deutsche Volk, das sie mit Hilfe der halben Welt ‚besiegt' haben, behandeln, trägt unverkennbare Anzeichen von Sadismus. Noch ehe alle unsre Kriegsgefangenen aus Frankreich heimgekehrt sind, kennen wir schon unzählige Fälle von feigsten sadistischen Taten, begangen an unsern wehrlosen gefangenen Soldaten und Offizieren, sowohl von französischen Militärs als auch von der französischen Bevölkerung. Die Franzosen haben für uns den Schimpfnamen Bosch, den selbst die Minister und Generale bei offiziellen Reden und Ansprachen gebrauchen. Das gutmütige deutsche Volk hat bis jetzt noch keinen Schimpf- oder Spitznamen für seinen unversöhnlichen Erbfeind. Dem sollte abgeholfen werden! Mit Sadismus bezeichnet man die Betätigung einer perversen Grausamkeit Wehrlosen gegenüber. Dies in allen Kultursprachen gebrauchte Wort ist gebildet nach dem Namen eines Franzosen, des Marquis de Sade. Heute sehen wir, daß der Sadismus neben der Unritterlichkeit eine besonders charakteristische Eigenschaft der Franzosen ist. Ich mache den Vorschlag, die Franzosen, solange sie uns Bosch nennen, und solange sie und ihr Führer Clemenceau sich uns gegenüber sadistisch benehmen, Sadisten oder verkürzt die Sadi zu nennen. Ich bitte alle Zeitungen, unabhängig von Parteirichtung, diesen Aufruf aufzunehmen und ihn bei jeder neuen Betätigung von Sadismus durch die unversöhnlichen Sadis abzudrucken." Nun ist Bosch gar kein Schimpfwort, sondern eine deutsche Motoren-Firma, und außerdem klingt Sadi sehr nett. Daß Ihr Lemmes aber nicht begreifen wollt, wie die Untaten drüben ausschließlich von Lemmés verübt werden, und wie diese sinnlose gegenseitige Verhetzung zu immer neuen Schweinereien führen muß, das wundert Den nicht, der weiß, durch welche Schulen Ihr gegangen seid: durch die deutsche Volksschule und Ludendorffs Weltkriegsseminar. Ich erteile dir, Karl Lemme, das Unreife-Zeugnis und wünsche dir Glück und Segen und einen Verdienst in sadistischer Währung.

Bernhard W. Da muß ich Sie allerdings enttäuschen. Ich habe in Nummer 50 vermerkt, was Sie mir von Paul Rohrbach geschrieben haben, und Ihrer Ansicht meine entgegengestellt. Jetzt machen Sie mir neue Mitteilungen aus dem Leben des Mannes und schließen: „Ich weiß: hierauf können Sie mir nichts erwidern als: Ich habe mich geirrt! Aber da ich ebenso gut weiß, daß wir noch weit von den Zeiten entfernt sind, wo sich ein Publizist zu diesem Geständnis entschließen könnte, ohne es zugleich für einen Selbstmord zu halten (wie schade, daß Ihre ‚Weltbühne' nicht auch in dieser Hinsicht unsrer Presse überlegen ist!), so will ich Ihnen gern eine weitere Antwort ersparen." Nein, das brauchen Sie ganz und gar nicht, verehrter Herr. Man kann sich nur wünschen, versehentlich die Peitsche von mir zu kriegen: dann eröffne ich nämlich Zuckerbrotbäckereien, deren Oefen ich jahrelang nicht ausgehen lasse. Kein Zweifel: ich übertreibe in diesem Punkt immer wieder. Es würde genügen, ein Unrecht nach gewonnener Einsicht ein Mal einzugestehen und gutzumachen — ich dagegen werde zum Flagellanten. Voraussetzung freilich ist, daß ich die Einsicht gewinne. Und da hilft alles nichts: zu Rohrbach werde ich, wie ich

fürchte, nicht zu bekehren sein. Er sei sehr wohl fähig, „in aussichtslos scheinender Opposition zu stehen", denn er habe 1909 in Südwest-Afrika und 1917 im Auswärtigen Amt zu Berlin seinen Dienst quittiert, weil er mit den Behörden nicht einverstanden war? Meinetwegen. Ich habe den unsichtbaren Lebenswandel des Menschen nicht antasten wollen. Ich halte mich an die ununterbrochen kontrollierbare Arbeit des Publizisten, und da war und ist für mein Urteil bestimmend dieses: daß er im Kriege zu Denen gehörte, die, nach allen Warnungen, Einwendungen und Verklausulierungen, schließlich doch Ja und Amen gesagt haben. Ich hasse diese Art, die einfachsten Dinge so lange zu komplizieren, bis Niemand sich mehr herauszufinden vermag und die Grundfrage glücklich verschleiert oder verschoben ist. Und die Grundfrage lautet: Krieg oder nicht Krieg? Annexion oder nicht Annexion? Nationalismus oder nicht Nationalismus? Rohrbach ist sicherlich ein kluger und gebildeter Nationalist — aber ein Nationalist. Bei diesen mögen Sie sich für das Unglück bedanken, das Deutschland getroffen hat. Und das wir Wilden, wir vaterlandslosen Gesellen, wenn man uns leben läßt, unter unsäglichen Mühen von ganzen Jahrzehnten in ein Glück zu verwandeln haben werden.

Münchner Student. Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller wird mit einem papierenen Protest gegen diese robusten Radaubrüder nicht viel ausrichten können. Inzwischen hat die Polizei — auf Grund welcher Bestimmungen, ist unbekannt — die Aufführungen von ‚Schloß Wetterstein' verboten. Die Bande hat also ihr Ziel erreicht, das sozialdemokratische Ministerium Bayerns hat, wie gewöhnlich, auch diesmal versagt, und die Geschichte hat so geendet, wie in Deutschland alles zu enden pflegt: mit dem vollkommenen Siege der Reaktion. Und darin wird sich nichts ändern, solange Ihr nicht deren eiserne Rücksichtslosigkeit gelernt habt.

Vossische Zeitung. Mit der Dummheit deiner Leser kämpfen Götter selbst vergebens. Du hast ja ganz recht, wenn du heute so tust, als habest du niemals geirrt, als habest du diese vier Jahre hindurch nicht ununterbrochen schamlos gehetzt und irrsinnig prophezeit. Die Rufe deines Verlagsdirektors: „Ran an den Feind!" — die Andern, immer die Andern! — und: „U-Boote heraus!" unterstützten eine verbrecherische, eine volksverräterische, eine landzerstörende Politik. Davon wäscht dich keine Broschüre im Selbstverlag rein. Ich überschätze dich nicht, indem ich sage: in Deutschlands „Schicksalsstunde" warst du das „Zünglein an der Wage". Noch Eine große liberale Zeitung war nötig, um gegen die Oberste Heeresleitung die Politik der Einsicht und Weitsicht durchzusetzen. Damals schlugst du dich an die Seite der Deutschen Tageszeitung — mit der du dich freilich nicht ausreden darfst, weil sie ein traditionelles Anrecht auf Engstirnigkeit und Kasten-Opportunismus hat. Immerhin: wär' dein Verlagsdirektor statt eines Konjunkturschreibers ein Politiker, so hätte er damals an seine falschen Behauptungen geglaubt und würde heute, nachdem er offen und ehrlich seinen Irrtum eingestanden hätte, abtreten. Das ist nicht der Fall. Er hat nicht einmal den Mut des Grafen Reventlow, das alte Gemüse aufzuwärmen: er erklärt, er habe immer kohlfrei gelebt. Das ist nicht wahr. Der Mann hat — und meiner Ueberzeugung nach nicht einmal aus sachlichen Gründen — den Wahnsinn der Militärs unterstützt und bekräftigt, die einem verhältnismäßig kleinen umzingelten Lande die Kraft zutrauten, eine Welt

„auf die Kniee zu zwingen". Daß sich der Verlagsdirektor blamiert hat, mag hingehen. Daß er es heute leugnet, ist schlechtweg eine Unanständigkeit. Allerdings: wenn sämtliche deutschen Politiker, die, leichtfertig und reklamiert, vier Mordjahre lang dem Großen Hauptquartier zugejauchzt haben, für immer abtreten müßten, so bliebe von der alten Sippschaft im besten Falle ein halb Dutzend übrig. Und dieses Glück für Deutschland wäre zu groß, als daß es der armen, vielgeprüften Republik zuteil werden könnte.

Politiker. Sie vermissen alles Ernstes unter den Deutschen eine Erscheinung wie Clemenceau. Du lieber Himmel! Unsre Intelligenz steht im Grunde noch heute der Politik weltenfern. Es gibt wohl hier und da in den Zeitschriften kluge Betrachtungen, ja sogar in den Parlamenten jeden Monat einmal ein treffendes Wort: aber wenns ernst wird, dominiert doch der Skatbruder und sein Bezirksverein. Es ist, als ob das ganze Kulturleben für die Staatsmänner, alte wie neue, garnicht existierte, oder höchstens, um ihnen klassische Zitate zu liefern, die sie erst falsch verstehen und darauf in Schmalz wälzen. Noch heute verspüren wir keines Geistes Hauch, sondern einzig jenen verrotteten Stumpfsinn, der sich in lächerlichen Debatten über einen Geschäftsordnungsparagraphen erhitzt und dann wieder zu der horriblen Tüchtigkeit eines braven Verdieners erkaltet. Clemenceau ist von den reklamierten Schriftstellern aller deutschen Lager gehörig verlästert worden. Gott schenke uns einen solchen Verbrecher! Unsre sind ebenso skrupellos, was verzeihlich wäre; aber sie sind auch, und das ist unverzeihlich, völlig talentlos.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 5.
Verantwortlich für die Inserate J. Bernhard Charlottenburg. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Wann beginnt der Aufbau? von Heinrich Ströbel

Im Januar 1920, fünfviertel Jahre nach Beendigung des Krieges und Ausbruch der Revolution, wäre es doch nun eigentlich Zeit, an den Wiederaufbau unsres zusammengebrochenen Wirtschaftslebens zu denken. Bisher ist an positiver Arbeit so gut wie nichts geleistet worden. In der Industrie wie in der Landwirtschaft wurde knapp so viel erzeugt, daß wir nicht grade verhungerten, aber nicht einmal so viel, um die Existenz in der bisherigen Kärglichkeit weiterzufristen, geschweige denn so viel, um die Lebenshaltung allmählich wieder emporzubringen. Ergiebig ist nur die Wertzettelfabrikation geblieben, die unsre Valuta immer mehr heruntergebracht hat. Die Warenpreise stehn denn auch heute unendlich viel höher als in den letzten Kriegsmonaten. Die Brot- und Kartoffelpreise verteuern gewaltig das Haushaltsbudget, Fett und Butter sind fast unerschwinglich, Eier, die mit zwei Mark und darüber das Stück bezahlt werden, zu einem Luxusgegenstand geworden. Wehe vollends dem Unglücklichen, der sich Stiefel, Kleider oder Wäsche kaufen muß! Dreimal wehe den doppelt Unvorsichtigen, die in dieser Zeit eine Ehe schließen und einen Hausstand gründen wollen! Denn zur Wohnungsnot kommt die Sorge um die Ausstattung und Wohnungseinrichtung, die ein ehedem stattliches Vermögen kostet. Die unheimlich sich mehrende Gattung der Schieber freilich zahlt jeden Preis: für Sekt, für Pelze, für Premierenbilletts, für expressionistische Bilder, für Weiberfleisch. Niemals hat man solch ein Weihnachtsgeschäft erlebt! Weltuntergangsstimmung: Laßt uns heute fröhlich sein, denn morgen verschlingt uns die Sintflut! Aber die Nichtschieber stehn unter einem umso furchtbarern Druck: alle Festbesoldeten, alle kleinen Rentner, Kriegs- und Arbeitsinvaliden, alle freien Berufe. Und, natürlich, das gewaltige Proletarierheer! Riesige Lohnkämpfe kündigen sich an, sind bereits ausgebrochen. Für den Staat und die Kommunen wächst der Lohnfonds um viele Milliarden, die werden wieder aufs Publikum abgewälzt, und das setzt sich mit neuen Preiserhöhungen, neuen Lohnforderungen zur Wehre. Ein perpetuum mobile des wirtschaftlichen Wahnsinns!

*

Es gibt Neunmalweise, die dem Sturz der Valuta mit höchster Gelassenheit gegenüberstehn. Das Steigen der Preise, sagen sie, sei ganz gleichgültig, wenn es nur in der Steigerung der Löhne, Gehälter, der Kapitalsgewinne, der Mieten, der Grundrente seinen Ausgleich finde. Man brauche nur

alle Agrar- und Industrieprodukte auf die Höhe des Weltmarktpreises zu bringen und durch vermehrte Notenausgabe für die Konsumenten einen Ausgleich zu schaffen, und Alles sei in schönster Ordnung. Diese Ueberschlauen vergessen nur zwei Kleinigkeiten: die unvermeidlichen sozialen Folgen einer solchen Preisrevolution, die sich ja nicht glatt und automatisch vollzieht, und — den dann neu beginnenden Sturz der Valuta! Denn dem Ausland gegenüber käme man doch nur dann zu einem festen Stand unsrer Papiermark, wenn Export und Import sich, wie früher, einigermaßen die Balance hielten, und in Deutschland selbst gelangte erst dann der unaufhörliche Sturz der Valuta zum Stillstand, wenn die Warennachfrage nicht mehr so sehr das Warenangebot überstiege. Solange aber Fleisch, Eier, Zündhölzer, Stiefelsohlen, Hemden, Schreibmaschinen, Kohlen, Druckpapier, Möbel und Wohnungen Raritäten sind, um die sich das Publikum rauft, werden die Preise steigen, wird der Kurs der Papiermark sinken, werden die Lohnkämpfe weiter gehn, wird der Staatsbankerott immer offenkundiger werden. Daß die Schieber dabei immer unsinniger verdienen und manche Unternehmerkategorien enorme Gewinne machen, ändert nichts an dem allgemeinen Kladderadatsch.

Wodurch entstand denn die Wirtschaftskrise, unter der die Länder des geschlagenen Militarismus am schwersten leiden? Durch die kolossale Waren-, Rohstoff- und Menschenvergeudung des riesenhaftesten aller Kriege. In ganz Europa zum mindesten hat der Krieg Lebensmittel und Rohstoffe aufgezehrt, die Industrie zerrüttet und obendrein den Ersatz und die Wiederherstellung all dieser Dinge dadurch erschwert, daß er zwölf oder fünfzehn Millionen der arbeitsfähigsten Männer vertilgt oder zu Vollkrüppeln gemacht hat. Für dies wahnsinnige Verbrechen gegen das Leben und die Lebensmöglichkeit der Nationen muß jetzt die Menschheit büßen. Am schwersten die Nationen, deren Machthaber den Tobsuchtsausbruch verschuldeten. Und so sehr auch eine internationale Kreditoperation den zwischenstaatlichen Warenaustausch zu erleichtern vermag: die erste und letzte Voraussetzung aller wirtschaftlichen Gesundung bleibt die Wiederherstellung des nationalen Produktionsapparats, die Steigerung der Arbeitsleistung und des Arbeitsertrags. Alle Mittel der öffentlichen Moral, der staatlichen und beruflichen Organisation, des sozialen Verantwortlichkeitsgefühls und der technischen Erfindergenies müssen in den Dienst der Produktionssteigerung, des wirtschaftlichen Wiederaufbaus gestellt werden. Geschieht das nicht jetzt endlich, so ist Europas Zukunft Hunger und Anarchie, Blut und Grausen!

*

Ein Wirtschaftspolitiker hat kürzlich in einer gelesenen Tageszeitung den zahlenmäßigen Nachweis geführt, daß nach dem heutigen Stand unsrer Landwirtschaft innerhalb der eignen Grenzen nur für sechzig Prozent der Bevölkerung die notwendigen Lebensmittel erzeugt werden könnten. Er folgerte daraus die dringende Notwendigkeit, schleunigst ein intensive Siedelungspolitik, eine systematische Neuvermessung und Neubonisierung der land- und forstwirtschaftlich nutzbaren Fläche vorzunehmen. Er empfahl angelegentlichst die Verstärkung der Milch- und Schlachtviehhaltung, Aufforstung größten Stils, Kanalisierung der Flüsse, Vollelektrisierung Deutschlands, größtmögliche Anwendung künstlichen Düngers, Vorzugskohlenbelieferung der Kali- und Kalkstickstoffunternehmungen. Das wäre ein Landeskultur-Programm, das heute schon längst in der Ausführung sein müßte, wenn hier Regierung und Parlamente, dort die schaffenden Volksschichten die Gebote der Zeit, die oekonomischen Voraussetzungen jeder sozialen Umgestaltung begriffen gehabt hätten. (Ich selbst habe ein ähnliches Arbeitsprogramm des revolutionären Deutschland schon im August 1918 entworfen.) Aber man regierte und schwadronierte blind in den Tag hinein, organisierte hier Räte-Republiken und Weltrevolution, dort einen neuen Militarismus, zehrte noch ein Jahr lang von den kümmerlichen Resten der alten Aktiven, ohne an das Morgen und das graue Erwachen aus wüstem Rausch zu denken.

Unser Wirtschaftspolitiker fordert Vorzugskohlenbelieferung der Stickstofffabrikation. Aber er beweist selbst statistisch, daß die heutige Kohlenproduktion zur Betriebseinstellung eines großen Teils unsrer Industrie führen müsse. Jeder weiß längst, daß die Steigerung der Kohlenförderung das Grundproblem unsres Wirtschaftsaufbaus ist. Aber seit Jahresfrist beschuldigen Arbeiter und Unternehmer, Gewerkschaftsleiter und Zechenbarone sich gegenseitig, die Produktion zu sabotieren. Und die Regierung hat seit Jahresfrist noch kein Mittel gefunden, um endlich die Förderung der unbedingt notwendigen Kohlenmenge zu sichern. Dazu, hört man jetzt, sei entweder die Leistung von Ueberschichten notwendig oder die Erhöhung der Belegschaft um etliche hunderttausend Köpfe. Für die Unterbringung dieser Hunderttausende fehle es aber an jeglicher Wohngelegenheit. Als ob nicht auf Flugplätzen, in Militär- und Gefangenenlagern übergenug Baracken vorhanden wären! Und als ob diese Baracken nicht auch bei dem nötigen guten Willen menschenwürdig ausgestattet werden könnten! Aber es fehlt eben an jedem ernsten Willen. Man sorgt für die Lebensfristung des Augenblicks und stellt die Zukunft in die Hand des Herrgotts.

*

Wie unverantwortlich man den Dingen in der Vergangenheit ihren Lauf gelassen, begreift, beseufzt man jetzt. So, wie Dernburg den Abfluß von sechzehn Milliarden durch das „Loch im Westen“, von denen dreizehn für reine Luxuskonsumartikel verschleudert worden seien. Aber zu bejammern, was geschehen, unterlassen, nicht wieder gutzumachen ist, nützt wenig; es gilt, zu tun, was für Gegenwart und Zukunft notwendig ist. Und da bringt uns auch Dernburgs Neujahrsartikel nicht weiter. Er predigt den „vernünftigen Ausgleich“ zwischen Industrie und Landwirtschaft, zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Er empfiehlt planmäßige Produktion, namentlich für den so wichtigen Export, aber auch Konzentration der Erzeugung auf das Lebensnotwendige, Verzicht auf jeden überflüssigen Luxus und Sparsamkeit — Sparsamkeit sogar in der Wirtschaft und den Lebensgewohnheiten der proletarischen Volksmassen. Das sind Wirtschaftsvorschläge, die Millionen eifrig billigen werden, um sie sofort in den Wind zu schlagen, Buß- und Sparpredigten, um die sich kein Mensch kümmert. Keine Flasche Sekt wird weniger getrunken werden, kein Kinoplatz deswegen unbesetzt bleiben.

Will man endlich der ruinösen Verschwendungswut steuern und planmäßig produzieren, so muß man einen Wirtschaftsplan entwerfen und rücksichtslos alle geeigneten Mittel anwenden. Will man die vielen Milliarden, die für sinnloses und überflüssiges Zeug weggeworfen werden, der nützlichen Produktion zuwenden, so darf man sich nicht vor radikalen Eingriffen fürchten. Rußland und die Vereinigten Staaten haben das Alkoholverbot verfügt — warum entschließt man sich dazu nicht auch in Deutschland? Und ist die Tabakindustrie eine Lebensnotwendigkeit? Ließe sich nicht auch die Verschwendung der Schieber, die Brillanten-, Teppich-, Gold- und Waren-Hamsterei, mit starkem Griff erdrosseln, der Amüsierwut der Kriegs- und Revolutionsgewinnler ein Ende machen? Durch Kapuzinaden kommt man doch zu keiner sozialen Gesundung und rationellen Produktion, sondern nur durch gesetzliche Eingriffe. Entschließt man sich nicht heute und morgen dazu, so wird man übermorgen zu noch weit radikalern und drakonischern Maßnahmen gezwungen werden!

*

Nur eine solche Politik vermöchte auch die psychologische Voraussetzung für den Wiederaufbau zu schaffen, indem sie die Arbeitermassen von dem ernsten sozialen Willen der demokratischen Republik überzeugte. Und ohne die bewußte und willige Mitarbeit der proletarischen Schichten bleibt alle Mühe der Staatslenker eitel. Nur die Gewinnung der Seele des Arbeiters sichert dem Feldzug gegen die markaushöhlende Kor-

ruption den Erfolg, nur sie garantiert den Arbeitseifer, ohne den jeder wirtschaftliche Aufstiegsversuch zusammenbricht. Die Arbeiter aber wollen Taten sehn! Sie wollen nur arbeiten, wenn Alle arbeiten müssen, nicht, wenn, wie heute, die Faulenzer und Parasiten das üppigste Schlaraffendasein führen. Landwirtschaft und Bergbau bedürfen vieler Arbeitskräfte, wenn übers Jahr noch der Schornstein rauchen und Brot für Alle gebacken werden soll. Und da die revolutionären Arbeitermassen sich nicht mehr durch die Hungerpeitsche in jedes Joch treiben lassen — wie wäre es da mit der allgemeinen Arbeitspflicht, mit einem Arbeitsdienstjahr auch für die Jugend der Besitzenden? Zeitaufschub gibts nicht mehr. Selbst Herr Ebert bekannte ja in seiner Neujahrskundgebung: „Das heute beginnende Jahr muß entscheiden . . ."

Was Herr Ebert freilich über den „äußern Haß" und den Frieden des „rücksichtslosen Zwanges" sagte, der die „Ehre unsres Volkes" bedrohe, hätte er sich besser geschenkt. Jede Schuld rächt sich auf Erden, und größere Schuld als diese Kriegsanzettelung hat nie der Erdball gesehen. Oder glaubt Herr Ebert die dringend notwendige Hilfe der Entente durch Knurren und Murren und Plünderung des alldeutschen Sprachschatzes zu beschleunigen? Ohne diese Hilfe und ohne gütliche Verständigung mit dem Westen gibt es keinen Aufbau. Alle Phantasterei unsrer alldeutschen und kommunistischen Bolschewiki-Schwärmer, alles Geschiele nach Osten ändert nichts an dieser ehernen wirtschaftlichen Tatsache!

Klassenkampf in Amerika von Eduard Goldbeck

Eigentlich könnte ich mich mit einem Kabelgramm (sagt man so?) begnügen, des Wortlauts: „Klassenkampf in Amerika!" Wichtig genug wäre die Nachricht, um mich die Kosten nicht scheuen zu lassen. Vermutlich aber würden die Leser sagen: „Nun, das sind olle Kamellen! Klassenkampf hat es in Amerika doch schon lange gegeben!"

Es wäre ein Irrtum. Auch heute würden noch hunderttausende von wohlmeinenden, biedern Amerikanern die Existenz eines „Klassenbewußtseins", den Beginn eines „Klassenkampfes" leidenschaftlich bestreiten. „In unserm Lande", würden sie ausrufen, „gibt es gar keine Klassen. Das ist ja unser Vorzug vor der starren, veralteten europäischen Gesellschaftsordnung." Eine Verwechslung von „Kasten" und „Klassen". Kasten haben wir nicht, Klassen haben wir. Und der Lieblingssatz des Amerikaners: „Mit unsrer Verfassung, unsrer Regierungsform sind Alle zufrieden", ist in den letzten zehn Jahren zur Unwahrheit geworden. Wir stehen schon mitten im Klassenkampf, obwohl viele Mitglieder

des Mittelstandes es noch nicht wissen, viele es nicht wissen wollen.

Wir haben einen Stahlstreik, einen Kohlenstreik. Die Unternehmer sind kriegerisch gestimmt. Nach dem alten Grundsatz grundsatzloser Diplomatie: „Laßt uns losschlagen, ehe der Gegner zu stark ist." Darum verweigert man seine Zustimmung zu einer durchgreifenden industriellen Neuordnung, das heißt: man verweigert das Einzige, was wirklich helfen kann. Man ist bereit zu Teilkonzessionen, Scheinkonzessionen. Man sagt mit Bethmann: „Wir müssen als die Angegriffenen dastehen." Aber das Publikum beginnt zu verstehen, daß die Frage, wer „angefangen" hat, eine Nebenfrage ist. Zu oft blieb dem, der anfing, nichts übrig, als anzufangen, wenn er nicht enden wollte.

Die Regierung ist ins Lager der Kapitalisten übergegangen. Der Ausdruck ist sachlich nicht ganz richtig: sie hatte ja dies Lager nie verlassen. Aber Präsident Wilson, um Worte, Sympathien, Perspektiven nie verlegen, hatte in Vielen den Eindruck erweckt, als werde er den Versuch machen, dem Lande eine industrielle Konstitution zu geben, eine neue Magna Charta, wie wir hier, im Bann englischer Traditionen, sagen würden. Solche Hoffnungen sind nun abgetan, wären auch abgetan, wenn der Präsident wieder ein rüstiger, arbeitsfreudiger Mann werden sollte. Die Regierung nimmt jetzt den Standpunkt ein: „Jeden, der sich mir entgegenstellt, zerschmettere ich." Freie Meinungsäußerung in Wort und Schrift? „Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist." Recht auf Streik? Man dürfe dem Arbeiter die einzige wirksame Waffe im Daseinskampfe nicht aus der Hand schlagen? Gefühlsduselei. Gefällige Richter, die den Streik verbieten, finden sich leicht. Gesetze (Kriegsmaßnahmen!), gegen die sich der Streikende vergeht, sind gottseidank vorhanden. Die Regierung hat sich zwar, zur Zeit ihrer Annahme, feierlich verpflichtet, sie nicht gegen Arbeiter in Anwendung zu bringen — sie wären ohne diese Klausel nicht durchgegangen —: aber ist ihr Wortbruch nicht durch das höhere Interesse des Publikums gerechtfertigt? So werden die Arbeiterführer durch Strafdrohungen gezwungen, die Streikansage, die sie ja nur als Beauftragte ihrer Körperschaften erließen, rückgängig zu machen. Die Armee wird bereit gehalten, an ihrer Spitze der „starke Mann" General Wood. Die gemäßigten Elemente der Arbeiterschaft werden in den Radikalismus hineingetrieben und die radikalen Elemente durch Beschlagnahmen, drakonische Urteile, Deportationen immer mehr auf Unversöhnlichkeit gestimmt. Kurz: die herrschenden Klassen benehmen sich hier ebenso, wie sie sich immerdar und überall benommen haben. Schlimmer, dümmer.

Denn diese Machtprobe war ja ganz überflüssig. Etwas mehr Geduld und Entgegenkommen, etwas weniger Panik und Brutalität, und der unvermeidliche Anpassungsprozeß vollzöge sich ohne Erdbeben. Aber freilich: die Kapitalisten beherrschen beide Parteien. Ohne riesenhafte Geldmittel kann die Partei nicht siegen, und ist, wenn sie gesiegt hat, ebenso in Schuld-Sklaverei gezwängt wie Deutschland durch die Entente.

So ist denn die neue, die Partei der Arbeit ins Leben gerufen worden. Aus fünfunddreißig Staaten sind Abgeordnete in Chicago zusammengekommen, Vertreter aller möglichen Gewerbe, die der „Federation of Labor" angehören. Sie haben sich auf ein langes, allzu langes Programm geeinigt. Hier sind einige ihrer Forderungen: Aufhebung des Spionage-Gesetzes; Freiheit der Rede und Versammlung (klingt es nicht vormärzlich?); Völkerbund, begründet auf die Vierzehn Punkte; Sozialisierung aller fundamentalen Industrien, wie Eisenbahnen, Minen, Forsten; der sogenannte Plumb-Gesetzentwurf, demzufolge Eisenbahn-Beamte und Arbeiter an der Leitung und an dem pekuniären Ergebnis beteiligt werden sollen; schroff aufsteigende Erbschafts- und Einkommensteuer; Uebernahme des Bankbetriebs durch die Regierung; Budget-Abschaffung des Senats; Abschaffung des Veto-Rechtes, das der Höchste Gerichtshof der Gesetzgebung gegenüber besitzt; Volkswahl der Bundes-Richter; Kredit für Farmer; Anerkennung des Rechtes auf kollektiven Arbeitsvertrag; Verbot der Arbeit von Kindern unter sechzehn Jahren; Einführung eines Lohn-Minimums, das den Lebensmittelpreisen entspricht und es möglich macht, eine Familie gesund und anständig durchzubringen, ohne daß Mutter und Kinder mitarbeiten müssen.

Sie sehen, daß das Wort „utopisch", das Ruskin im Teufelswort nannte, den Durchschnitts-Amerikaner nicht mehr zu schrecken vermag. Der Eindruck des Programms für den Unbefangenen ist wohl der, daß weniger mehr gewesen wäre. So viel Hasen kann man nicht auf einmal jagen. Aber für Parteiprogramme gilt die Weisheit des Theaterdirektors: „Wer Vieles bringt, wird Jedem etwas bringen." Das Programm der neuen Partei hat den Vorzug, die Fragen zu berühren, die die Masse des Volkes am meisten interessieren, und um die sich die alten großen Parteien feige herumdrücken. Weder die republikanische noch die demokratische Partei hat eine politische Philosophie, eine in ihrer eignen Vergangenheit „verankerte" Staatsauffassung, wie sie Stahl den Junkern, Disraëli den Tories zu geben versuchte. Für die Republikaner wäre sie leicht zu finden. Die beiden Worte „Union" und „Emanzipation", die Lincolns Lebenswerk in

sich schließen, bezeichnen sie. Aber zu solchen Phantasien lächeln die „praktischen" Politiker.

Die Nation konzentriert sich in zwei feindliche Lager. Noch gibt es Millionen, die vermitteln, versöhnen möchten. Der erste Artikel, den ich, seit April 1917, wieder für eine große Tageszeitung schreiben durfte, trägt den Titel: „The Anti-Fanaticist." Ich bin darauf gefaßt, daß er fanatisch angegriffen werden wird. Solon verlangte, daß jeder Partei nehme, und Uncle Sam tut es auch. Und so wird denn die mittlere Gruppe immer kleiner. Blödsinnige Sprichwörter wie: „God likes a good fighter" tun das Ihrige. Die geistigen Nachfolger eines Erasmus oder Montaigne kommen in Zeiten wie den unsrigen schlecht weg. Fanatismus wird Bürgerpflicht, wenn die Trompete zum Klassenkampf ruft.

Ein politisches Rätselbuch von Willy Meyer

Im Sommer 1919 wurde von unsrer Regierung ein Weißbuch über die Verantwortlichkeit der Urheber des Krieges veröffentlicht. Das Kernstück dieses Buches ist der Bericht der Viermännerkommission (vom siebenundzwanzigsten Mai 1919), der Bemerkungen zum Bericht der Kommission der Alliierten und Assoziierten Regierungen gibt und in Versailles bei den Friedensverhandlungen überreicht wurde. Wenn er auf die gegnerischen Regierungen und Parlamente für uns günstig wirken sollte, so dürften das schon seine psychologisch sehr wenig klugen Attacken auf die Entente unmöglich gemacht haben. Aber dies ist nicht seine Hauptschädlichkeit.

Es ist lehrreich, aber auch tieftraurig, diesen Bericht zu betrachten im Lichte der ‚Deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch' und der oesterreichischen ‚Diplomatischen Aktenstücke zur Vorgeschichte des Kriegs 1914'.

Der Bericht der Viermännerkommission sagt: „Die Ziele dieser Aktion (Oesterreichs gegen Serbien) waren in Berlin im einzelnen nicht mitgeteilt, waren aber genau umgrenzt und enthielten keinerlei Annexionsgedanken . . ."

Wie lagen die Dinge in Wirklichkeit? Das Protokoll über die wiener Ministerratssitzung vom neunzehnten Juli 1914 sagt: „Der gemeinsame Ministerrat beschließt auf Antrag des königlich ungarischen Ministerpräsidenten, daß sofort bei Beginn des Kriegs den fremden Mächten erklärt werde, daß die Monarchie keinen Eroberungskrieg führt und nicht die Einverleibung des Königreichs (Serbien) beabsichtigt. Natürlich sollen strategisch notwendige Grenzberichtigungen sowie die Verkleinerung Serbiens zugunsten andrer Staaten sowie eventuell notwendige vorübergehende Besetzun-

gen serbischer Gebietsteile durch diesen Beschluß nicht ausgeschlossen werden."

Das Protokoll über die nächste Ministerratssitzung vom einunddreißigsten Juli 1914 ist vor einigen Tagen ebenfalls veröffentlicht worden. Hier ist es noch nicht zu haben. Doch Doktor Gooß schreibt über diese Sitzung in seinem Buche ‚Das wiener Cabinet und die Entstehung des Weltkriegs': „Der Ministerrat erteilte hierauf dem Vorsitzenden (Graf Berchtold) die prinzipielle Ermächtigung, Italien für den Fall, daß die Monarchie eine dauernde Besetzung serbischen Territoriums vornehmen sollte, eine Kompensation in Aussicht zu stellen . . ."

Was sagt die Viermännerkommission dazu? Ist es richtig, daß ihr die oesterreichischen Akten, die damals noch nicht veröffentlicht waren, zur Verfügung standen?

Weiter spricht der Bericht der vier „unabhängigen Deutschen" von „unzweifelhaften russischen Kriegsabsichten". Wie steht es damit?

Im deutschen Aktenstück 242 berichtet unter dem siebenundzwanzigsten Juli 1914 der deutsche Militärattaché in Petersburg telegraphisch über sein Gespräch mit dem russischen Kriegsminister: „Minister betonte nachdrücklichst und wiederholt dringendes Bedürfnis und Wunsch nach Frieden. Halte Wunsch nach Frieden für aufrichtig. Grundzug der Stimmung: Hoffnung auf Deutschland und Vermittlung Seiner Majestät."

Am achtundzwanzigsten Juli 1914 hatte der deutsche Militärbevollmächtigte in Petersburg General v. Chelius mit dem russischen Fürsten Trubetzkoi aus der Umgebung des Zaren eine Unterredung. Der Fürst sagte: „Die Rückkehr Ihres Kaisers (Wilhelm) hat uns alle sehr beruhigt, denn wir vertrauen Seiner Majestät und wollen keinen Krieg, auch Kaiser Nikolaus nicht." Chelius setzt hinzu: „Dies ist die Ansicht eines der einflußreichsten Männer des Hauptquartiers und wohl die Ansicht der ganzen Umgebung."

Am Tage vorher hatte der deutsche Botschafter in Petersburg Graf Pourtalès an den Reichskanzler Bethmann über die Situation und Stimmung in der russischen Hauptstadt berichtet. Er schrieb: „. . . Ebenso atmete man erleichtert auf, daß bereits beinah achtundvierzig Stunden vergangen sind, seitdem die unbefriedigende Antwort Serbiens an Oesterreich-Ungarn erfolgte, ohne daß man von einem Einrücken Oesterreichs in Serbien gehört hat."

Läßt dies erleichterte Aufatmen auf „unzweifelhafte Kriegsabsichten" schließen?

Am neunundzwanzigsten Juli berichtet abermals der General v. Chelius aus Petersburg nach Berlin. Er telegra-

phiert: „In Umgebung Kaisers (Nikolaus) war man noch gestern voller Hoffnung auf friedliche Lösung, heute nach der Kriegserklärung (Oesterreichs an Serbien) hält man einen allgemeinen Krieg für fast unvermeidlich.“ Am Schluß der Depesche heißt es dann: „Man will keinen Krieg und möchte ihn noch vermeiden und bedauert, daß es keiner Macht gelungen ist, Oesterreich von dem gefahrvollen Schritt abzuhalten.“

Am dreißigsten Juli, einen Tag, nachdem die russische Teilmobilisierung gegen Oesterreich angeordnet war, telegraphiert Herr v. Chelius an das Auswärtige Amt: „. . . Ich habe den Eindruck, daß man hier aus Angst vor kommenden Ereignissen mobilisiert hat ohne aggressive Absichten und nun erschreckt ist darüber, was man angerichtet hat.“ Der Kaiser bemerkt am Rande der Depesche: „Richtig, so ist es.“

Am selben Tage äußert Bethmann in der Sitzung des preußischen Staatsministeriums, „daß alle Regierungen — einschließlich Rußlands — und die große Mehrheit der Völker an sich friedfertig seien, aber es sei die Direktion verloren und der Stein ins Rollen geraten“.

Es wäre hochinteressant, die Beweise kennen zu lernen, die die Viermännerkommission für die „unzweifelhaften Kriegsabsichten“ Rußlands in den kritischen Tagen des Juli 1914 hat.

Der ganze sophistische und pharisäische Kommissionsbericht geht darauf aus, der russischen Regierung alle, zum mindesten aber die Hauptschuld am Kriegsausbruch zuzuschieben. Der Gipfel für jeden Kenner der veröffentlichten Akten ist der ungeheuerliche Satz: „Auch heute (am siebenundzwanzigsten Mai 1919) . . . halten wir diesen Abwehrkrieg (gegen den Zarismus) für unvermeidlich.“ Den vier Herren: Delbrück, Mendelssohn-Bartholdy, Graf Montgelas und Weber waren aber schon damals im Mai die Akten zugänglich, die uns erst jüngst in die Hand gegeben wurden. Umso vergeblicher sucht man des Rätsels Lösung. Dem Vaterland haben die vier Herren mit ihrem Bericht keinen guten Dienst erwiesen. Was wir brauchen, ist Wahrheit. Der Bericht enthält sie nicht. Ich fürchte, daß er nicht weniger schädlich gewesen sein wird als das berüchtigte Manifest der Dreiundneunzig.

Höchst sonderbar ist die Entwicklung, die der Mitverfasser des Kommissionsberichts, Graf Montgelas, genommen hat. Noch 1918 schrieb er: „Der Krieg war sicher kein Defensivkrieg, aber auch nicht von Anfang an ein imperialistischer Eroberungskrieg, sondern ein Präventivkrieg.“ In der Zwischenzeit haben sich Archive und Aktenschränke geöffnet. Was ihnen entströmte, zerstörte die Lüge vom ruchlosen

Ueberfall auf uns, von der angeblich aufgedrungenen Notwehr, vom vermeintlich aufgezwungenen Verteidigungskrieg. Auf General Graf Montgelas haben die amtlichen Veröffentlichungen im umgekehrten Sinne gewirkt. Er, der 1918 die deutsche Regierung des vorbeugenden Angriffs beschuldigte, bekennt sich im Mai 1919 zum deutschen Abwehrkrieg. Es wäre wünschenswert, zu erfahren, welche Aktenstücke den Gesinnungsumschwung des Grafen herbeigeführt haben.

Am Weihnachtstage verbreitete der Geschäftsführer des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses durch W. T. B. eine eigentümliche Erklärung, weshalb man Richard Grelling als Sachverständigen abgelehnt habe. Grelling ist, wie auch Graf Montgelas 1918 anerkannt hat, bahnbrechend auf dem Gebiet der Kriegsschuldfrage vorgegangen. Er beherrscht wohl am vollkommensten das ungeheure Tatsachenmaterial. In jener Erklärung wird Grelling vorgeworfen, daß er „eine Reihe von Irrtümern, die ihm von fachkundiger Seite mitgeteilt worden sind, mit Stillschweigen übergangen“ habe. Leider sind die Irrtümer nicht genannt. Die Irrtümer des Kommissionsberichts sind jedoch — ebenfalls von fachkundiger Seite — oft genug erörtert und genau bezeichnet worden. Das kann dem Grafen Montgelas nicht entgangen sein. Und da er Sachverständiger des Ausschusses ist, so möchte ich ihn hiermit öffentlich fragen, wo er seine Irrtümer berichtigt hat.

Am Neujahrsmorgen 1920 von Julius Bab

Der Himmel trägt noch alle Sterne.
Die Sonne stieg noch nicht ins Feld.
Mein Zug braust an aus grauer Ferne,
vom Osten her. Ein Dampfschrei gellt:

Berlin — die ersten Lichter funken,
das Grau durchsticht ein Dach, ein Dach,
die Kiefern-Ebene ist versunken.
das Herz der großen Stadt wird wach.

Schlag, Herz! Ich komm aus deutschen Städten,
die morgen nicht mehr unser sind.
Schlag lauter, Herz! Wer wird uns retten
aus diesem Jahr, das heut beginnt?!

Schlag, Herz! Jag Blut durch unsre Lungen!
wir atmen schwer — wir sind fast tot.
Noch nicht! noch nicht sind wir bezwungen!
Schlag, Deutschlands Herz in letzter Not!!

Berlin! Berlin! Wir nahn. Es dämmert.
Sieh, wie der Häuser wilder Sinn
den Sternenhorizont zerhämmert —
und Schwan und Leyer sinken hin.

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XI.

Der alte Goltz

Ich erinnere mich noch, wie ich ihn zum ersten Mal sah. Es war „Kritik". Neben dem Leitenden stand ein Mann, der in seiner ganzen Erscheinung etwas ausgesprochen Unmilitärisches hatte. Man glaubte, einen Schulmeister vor sich zu haben. Eine große Brille, zu deren Reinigung ein riesengroßes rotseidenes, altertümliches Taschentuch umständlich zu Tage gefördert wurde, verstärkte noch diesen Eindruck. Das war der alte Goltz, der Pascha, dessen Name im deutschen und im türkischen Heere gleichermaßen bekannt war.

Er war ganz aus der Art der preußischen Generale geschlagen. Ihm fehlte alle Steifheit, alle Förmlichkeit, alle Feierlichkeit. Freundlich lächelnd hielt er seine Kritiken ab, in einer Sprache, die überaus reizvoll mit drastischen Bildern geschmückt war. Er war immer fesselnd und interessant, nie so unendlich langweilig wie etwa Haeseler, mit dem er sonst mancherlei gemein hatte, wenn er auch viel universeller gebildet und überhaupt mehr Weltmann war als der ganz im Militärwesen aufgehende Haeseler.

Goltz war ein überaus fruchtbarer Militärschriftsteller, der auch zu den Tagesfragen gern in den Zeitungen Stellung nahm. Einmal hatte er wirklich etwas zu sagen, und zweitens kam ihm wohl die kleine Nebeneinnahme zugute, denn er war arm und hatte eine große Familie. Selbstverständlich verdachte man ihm das in der hochmütigen Sphäre der höhern Offiziere. Der Generalstab schätzte den alten Goltz überhaupt nicht allzusehr. Der Türke hatte, ebenso wie der Chinese Falkenhayn, keine Partei. Wegen seiner Schriftstellerei nannte man ihn in der großen Bude: „die Märchentante", und ein hoher Würdenträger fällte das Urteil über ihn: „Halb Journalist, halb Türke". Dabei überragte Goltz den Durchschnitt der Generale um Haupteslänge. Er war ein hochgebildeter Mann, auf den sein Beruf in keiner Weise abgefärbt hatte. Er stand über den Dingen. Welch eine Wohltat, den gesprächigen alten Herrn plaudern zu hören! Er hatte noch die Gabe, amüsant und interessant zu erzählen, und steckte voll von historischen Anekdoten. Als er seinen Abschied bekam, schrieb er an einen Freund, er habe gehen müssen wegen seiner Kurzsichtigkeit, und zwar wegen der „körperlichen" — die andre habe ja in der preußischen Armee noch nie einen General am Avancement gehindert.

Auch seine Bücher sind interessant und oft amüsant. Einmal spricht er davon, daß der fliehende Reiter immer noch einen gewissen Nimbus um sich verbreite, während der

fliehende Fußsoldat verachtet werde. Das erläutert er folgendermaßen an Wallensteins Beispiel: „Schiller durfte den Friedländer ruhig eingestehen lassen: ‚Und dieses Tieres Schnelligkeit entriß Mich Banniers verfolgenden Dragonern‘, ohne fürchten zu müssen, daß sein Held dadurch in unsern Augen an Ansehen verlieren würde. Wie anders, wenn er ihn sprechen ließe: ‚Und meiner Beine Schnelligkeit entriß Mich Banniers verfolgenden Dragonern‘. Es würde ihn moralisch vernichtet haben, obgleich es vielleicht nur ein Beweis von größerer Zähigkeit, Körperkraft und Besonnenheit ist, sich zu Fuße zu retten. Der davonreitende Wallenstein bleibt für uns ein Held — der davonlaufende wird ein lächerlicher Feigling, hinter dem der Vorhang unverzüglich fallen müßte.“

Solche Rosinen findet man oft in den Kuchen, die der alte Goltz zu backen pflegte. Alle Trockenheit und Pedanterie war ihm fremd, diesem charmanten, klugen, skeptischen Weltmann. Auf dem schwierigen Boden der Türkei bewegte er sich mit großem diplomatischen Geschick. Er hatte die in Deutschland leider so seltene Gabe der natürlichen, angeborenen Liebenswürdigkeit, die die stärkste Waffe der Franzosen im Kampf um die Gunst der Völker ist. Dabei hatte Goltz eiserne Nerven und dank ihnen eine ruhige Sicherheit, wurde nie erregt oder laut, behielt immer das gleichmäßig freundliche Gesicht. Wie hätten die Türken einen solchen Mann nicht verehren und abgöttisch lieben sollen! Persönliche Furcht kannte er nicht. Noch als längst verabschiedeter General ritt der alte Herr die schwersten Jagden mit. Schmutzspritzer und Regen verschmierten seine Brille, er sah oft kein Hindernis mehr, aber er ritt durch das Gelände wie der jüngste Leutnant.

Im Kriege wurde er wieder „ausgegraben“ und als Generalgouverneur nach Belgien geschickt. Man glaubte ihn in Brüssel. Tatsächlich aber war er bei der Infanterie der vordersten Linie. Dort wurde er auch einmal leicht verwundet. Später schickte man ihn in die Türkei, auf den schwierigsten aller Kriegsschauplätze, und hier hat er, wie überall, geleistet, was überhaupt möglich war. Er starb in Damaskus am Flecktyphus, und so ist ihm der Zusammenbruch des Feldzugs erspart geblieben.

Auf seinen Nachlaß an persönlichen Aufzeichnungen, aus der Friedens- wie aus der Kriegszeit darf man gespannt sein. Denn er war ein durchaus selbständiger Kopf, dessen Horizont weit über die Grenzen Deutschlands ging. Er war einer der leider ganz vereinzelten Männer in höhern Stellungen, die das Ausland kannten und nicht an „kontinentaler Beschränktheit“ litten.

Offiziersvereinigungen

Herr Oberst!

Sie lassen mir einen ‚Aufruf' zum Beitritt in die soeben gegründete ‚Vereinigung der Offiziere des ehemaligen Grenadier-Regiments Nummer . . .' zugehen. Die Vereinigung, deren Zweck im übrigen aus dem Schreiben nicht ganz klar hervortritt, soll „der Erinnerung an die alte, stolze Zeit dienen und den Glauben pflegen an das Empor aus der tiefen Erniedrigung, wo sich das von niedrigen Leidenschaften getriebene Volk selbst zerfleischt". Unsre Ideale seien vernichtet. Träger und Förderer der Zuversicht zu sein, dafür seien die ehemaligen Offiziercorps in erster Linie berufen. In Erinnerung an vergangene Größe sollen Kameradschaftlichkeit und Selbstlosigkeit in ihnen neu erstarken. „Im gemeinsamen Erretten und im warmen Fühlen für unser Volk wissen wir uns verbunden. Mehr denn je gilt es grade jetzt, in treuer Kameradschaft zusammenzustehen. Alle für Einen, Einer für Alle!" Füge ich noch die Klage über unser einst so gefürchtetes Heer hinzu, das „am Boden liegt, vom eignen irregeleiteten Volk zertrümmert", dann habe ich mir das Wichtigste aus der Einladung zu dieser Fortsetzung des alten Offizierskasinos zugeeignet.

Es liegt mir fern, den Aufruf, über dessen krausen Stil ich mich wundere, in seine einzelnen Teile zu zerpflücken. In jedem Wort, wo er sich — unsicher genug, denn das Ganze ist in der Art der alten offiziellen „Befehle" gehalten — von der Phrase entfernt, behauptet er das Gegenteil der Wahrheit. Wo sehen Sie, Herr Oberst, in der Vergangenheit Größe? Allenfalls in dem Dulden; dann aber waren die Soldaten größer als die Offiziere. Was war die berühmte Kameradschaftlichkeit anders als ein Komplex von ewigen Eifersüchteleien? So war es bei Offizieren und Mannschaften. Wer war selbstlos, wenn er es nicht sein mußte? Die nackte Begehrlichkeit des Menschen streckte ihre dürren Arme im Krieg bei jeder Gelegenheit aus. Der Soldat glich dem Hunde, der mit suchender Schnauze über den Erdboden hinjagt und nie den Blick in den freien Himmel zu erheben wagt, weil inzwischen ein andrer einen Bissen erwischen könnte. Und wenn ich je den Typ des Gegenteils von Selbstlosigkeit darstellen müßte: wen sonst könnte ich zum Muster nehmen als den Offizier? Er saß im Unterstand, während draußen die Soldaten schanzen mußten; er fuhr bequem im Abteil zweiter Klasse, während sie auf dem Gang wie Bücklinge neben einander geschichtet lagen; er schlief im reinsten Bett, während die Leute günstigsten Falls auf Drahtgeflecht ruhten; er kutschierte oder ritt, während sie dahinkeuchten; er wurde

für Verrichtungen, nach denen beim einfachen Mann kein Hahn krähte, mit Orden geschmückt; er bezog Gehälter, von denen er sich bis zu fünfstelligen Zahlen sparen konnte, während jene ihr Letztes zusetzten; und er aß täglich feines Weißbrot, Eier, saftigsten Braten und trank alten Burgunder, während das ganze arme Deutschland hungerte. Das Ende war auf der einen Seite Seelenverfettung mit all ihrer Sturheit gegenüber den Bedürfnissen des Mitmenschen, auf der andern Seite Wut und steigende Empörung. Wäre diese Enthaltsamkeit von der Selbstlosigkeit nicht gewesen, worin die Offiziere Musterbeispiele waren, dann hätten die Soldaten nicht den Glauben an ihre Führer verloren, dann hätten wir noch lange durchgehalten. Aber wie hätte ein Volk eins sein können, das hungrig auf prassende Führer sieht?

Sie werden für diese Vorhalte auf Ihre „Aufforderung“ das Wort haben, womit in der alten stolzen Zeit unser Heer sich nach innen seine Furchtbarkeit bewahrte — das Wort, womit die getadelten Dinge in Schutz genommen und die Tadler in Acht und Bann getan wurden, indem es jene als einwandfrei, diese aber als sittlich inferior hinstellte: Sie werden mich „gehässig“ finden, genau so wie vor zwei Jahren meine für die ‚Hilfe‘ bestimmte und vorschriftsgemäß auf dem Dienstweg vorgelegte Studie über ‚Verpflegsfragen‘, die Sie stecken ließen, weil sich daraus „Weiterungen“ ergeben hätten.

Ich habe in Ihnen, Herr Oberst, jederzeit einen Mann gesehen, dem die persönliche Güte wie der Schatten folgte. Trotzdem waren Sie nichts gegen das alte System. Wie hätten Sie das auch sein können? Die neue Zeit wurde nicht von Rittern und Komthuren aufgezogen, sondern von den Matrosen. Hieraus schon sollten die Vertreter der alten die Lehre ziehen, daß ihr Weizen ausgeblüht hat. Aber auch wenn wir nicht in einer sozialen Umgruppierung lebten: auch dann würde Ihr Aufruf Töne berühren, die nun endlich ausgeklungen haben sollten. Das Heute harrt ganz andrer Kräfte, um seinen jungen Tag heraufzuführen, als Derer, die ihren Wertmesser im Töten und bestenfalls im Dulden finden. Wer vier Jahre an der Front war, braucht noch lange kein nützlicher Knecht für eine Zeit zu sein, die nach sittlicher Erneuerung und geistiger Durchdringung der Welt verlangt. Aber die Tugenden, von denen Ihr ‚Aufruf‘ spricht, waren auch in der nun, Gott sei Dank, zu Ende geführten Zeit nie vorhanden. Nur bei Paraden wurden sie aufgetischt. Da mag auch ein Helmhake zu hören bekommen haben, daß er ein Held sei. Heute aber locken Sie mit solchem Geklingel keinen Hund vom Ofen.

Weshalb ich Ihnen auf Ihren Aufruf „öffentlich“ antworte? Weil ich mir fest vorgenommen habe, jedem Miß-

verständnis über die Zeit dann entgegenzutreten, wenn es ein Ziel verfolgt. Das Ihrige ist die Pflege jener auf Exklusivität und Bevorrechtigung beruhenden „Mentalität“ eines Zeitalters, unter welches das deutsche Volk den Abrechnungsstrich gezogen hat. Die aktiven Offiziere mögen technisch gute Führer gewesen sein auf der hohen See des Krieges. Jetzt fährt das Schiff in den Hafen. Warum wollt Ihr nicht zurücktreten vor dem Lotsen? O navis referent in mare te novi fluctus. Es ist der Geist Ihres Aufrufs, Herr Oberst, aus dem unserm Vaterlande neue Stürme erwachsen. Die neue Zeit bedarf des politischen und sozialen Inhalts. Prototype der Unerfahrenheit darin waren von jeher die Offiziere. Sie sprachen das sogar mit Stolz aus. Was wußte ein Friedenskompagniechef von der Seele seiner Leute? Sein Pferd war ihm größere Sorge. Trägheit war das Zeichen des Offiziercorps gegenüber der Seele des Volks. Deshalb warf das Volk ja seine „Führer“ so völlig natürlich ab wie eine junge Frucht die Schale. Vor einem Jahre stellten sich alle Offiziere auf den Boden der Tatsachen und legten ihre Seitenwaffe weg. Den Soldaten ein Wohlgefallen! Heute fühlen sich die Demütigen „in erster Linie berufen . . .“ Das ist, wie wenn Einer den Kellner anpumpt und dann vor den Leuten abkanzelt.

Man könnte über diese Dinge hinweggehen, könnte sie ansehen als romantische Sentimentalitäten, die in pietätvoller Wahrung solcher Gemütsschunkeleien des geflüchteten Chefs des Heeres weitergepflegt werden. Aber ihre Wirkung ist größer. Das Ausland mißtraut unsrer Friedfertigkeit, wenn wir die ehemaligen Offiziercorps in erster Linie berufen sein lassen, die Erinnerung an vergangene Größe zu pflegen. Es hält viel zu viel vom deutschen Geist, um zu glauben, daß solche geheimen Zusammenkünfte sich allein in Alkohol, unsterblichen Eifersüchteleien ob Stellenbesetzung und Orden, Hackenzusammenklappen und — endlich — der Entkleidung des Weibes gefallen. Und die Deutschen von heute sind empört, wenn sie immer wieder die salbadernden Stimmen Jener hören, die gut lebten, als Deutschland hungerte. Wer noch eine Erinnerung an den Feldzug hat, dem wird sie verpfuscht. Das Uebelste wird vom Gedächtnis aufgesogen. Das deutsche Volk kennt seinen Offizier. Die Todesnot war allen gemeinsam, Führer und Mann. Im übrigen aber? Die politische Sehnsucht des Volkes war auf Freiheit gerichtet. Ein Offizier brachte aus dem Feld in die Heimat die Lüge, an der Front wünsche man das gleiche Wahlrecht nicht. Das Volk sah in den Offizieren Herren, in sich selbst Heloten. Was einzelne, allzu bescheidene Offiziere etwa unterließen, das machte ihre Zusammengehörigkeit als Corps wieder wett.

„Alle für Einen, Einer für Alle“ schließt der Aufruf. Die Erinnerung bestätigt es. Als das Bataillon einmal fünf Enten in der Verpflegung bekam, ließ sie sich der Herr Hauptmann der Reserve X., der grade Kommandeur war, braten. Nach reichlichem Schmause knöpfte er den Rock auf, öffnete die obersten Hosenknöpfe, um besser atmen zu können, und sagte, sich den fettigen Mund wischend: „Ich kümmere mich nicht um die Verpflegung der Kerle — kümmern die sich vielleicht um mich?“ Dann schlief er, lange und fest; denn er hatte für Alle gegessen. Und als unser Zug in den Bahnhof Eydtkuhnen eingefahren und das Bataillon ausgestiegen war, mußten siebenhundert Mann unter Schneeregen zehn Minuten warten, weil der Herr Kommandeur die von der Bahnhofskommandantur gestellten Führer zunächst einmal für sich benötigte, um sich aus dem gewärmten Abteil in das gewärmte Kasino führen zu lassen; alle für Einen.

Der Offizier hat als sittlicher Führer des Volkes versagt. Er hat mehr an seine Rechte gedacht als daran, Andern Anteil an den vielen guten Dingen zu gewähren, die ihm in Hülle und Fülle zufielen. Politisch erstrebte er Beibehaltung der Paria-Kaste. Ueberall züchtete er Selbstüberhebung, solange das möglich war. Als seine Stunde erfüllt war, kuschte er vor den Leuten, die er vorher hatte an den Baum binden lassen. Heute, wo die Deutschen sich müde gekämpft haben und nach Ruhe sehnen, empfiehlt er sich auf einmal wieder als Führer. Der Mann aus dem Volke kennt ihn aber ganz genau, seine wacklige Selbstlosigkeit, seine Rückständigkeit und seine politische Kindlichkeit. Ist es ein Wunder, daß er den sich wichtig Tuenden mit Ueberlegenheit ansieht und ihn fragt: „Was willst du armer Teufel geben?“

Wenn es aber doch ein Aufruf sein soll, so möchte ich folgenden Wortlaut vorschlagen, Herr Oberst:

„Aufruf

an die Offiziere des ehemaligen Grenadier-Regiments . . .

Es sind Kräfte am Werk, die den Neubau Deutschlands unterwühlen wollen. Unter Berufung auf eine vergangene Größe, die in Wirklichkeit nichts andres war als Bindung des besten Teils unsrer heimischen Kräfte, und die den Freimut bannte, wollen sie das deutsche Volk um das Wenige, was es sich erarbeitet hat, betrügen. Die Gefahr liegt nahe, daß grade Diejenigen, die das alte System als seine Fronvögte aufgestellt hatte, diesem auch jetzt noch dienen wollen. Offiziere! Wir haben uns vor einem Jahr unsrer Rechte begeben, auf äußern Zwang hin. Unsre Absetzung aber hatte einen tief innerlichen Grund. Wir waren Führer und führten die Dinge zunächst zu unserm Vorteil hinaus. Wir hatten große

Macht. Aber haben wir je die Schmerzen gestillt des Beladenen? Wer zu uns kam, griff an glatte Wände, wo man nur abrutschen konnte. Wir schritten mit hohen Worten und stolzem Pathos einher und straften den Unschuldigen. Unnahbar im Glück, gierig im Genuß und hart gegen das Unglück, stellten wir Führer des deutschen Volks in seiner schwersten Zeit uns als unstandesgemäße Nachfolger der Großen des Geistes und der Seele hin, die die Zier des deutschen Namens waren. Goethe, Schiller, Kant und Hegel, all diese Herren wurden immer nur genannt, wenn es galt, mit schöner Geste Deutschland als auserwähltes vor andern Ländern zu rühmen. Und wie die Deutschen sich schlechtweg das Salz der Erde nannten, so erhoben wir Offiziere uns über das eigne Volk und hielten uns für besser als die ‚Gemeinen'. Wir hätten ein ganzes Volk führen können. Aber wir haben nur nach Sondergut gestrebt. So haben wir Millionen Menschen, die vertrauensvoll zu uns aufblickten, den Glauben an das Gute und an das Recht genommen. Wir haben gegen den Geist gesündigt.

Darum laßt uns Demut lernen. Wir, die wir versagten, als das Volk nach Geist und Befreiung schrie, können erst recht nicht Führer sein, wo das Bewußtsein einer höhern Berufung in den Massen zum Durchbruch kommt. Nur Lehrlinge können wir sein in der neuen Zeit. Hüten wir uns, dem lauernden Ausland billigen Grund zu geben zu dem Vorwurf, daß im neuen Deutschland das unmündige führt. Laßt uns Einkehr halten und bereuen, damit Die uns wieder achten können, die wir zum Haß gegen uns selbst erzogen haben. Ihr, die Ihr das deutsche Volk führen wollt, fragt euch erst, ob ein Jeder von euch ohne Sonderunterstand, ohne Bett, ohne Braten, ohne Gehalt so lange ausgehalten hätte wie der einfache Mann. Wir sind seelisch stets kleiner gewesen als dieser Arme. Wenn wir nun gar in dieser nach ganz neuen Lösung verlangenden Zeit uns als ‚besonders berufen' fühlen, so ist das nackte Herrschsucht. Früher gab die Spezialtechnik unsrer höhern Würde allenfalls noch Berechtigung. Jetzt sind wir überholt und klein. Sollen wir das deutsche Volk noch kleiner wünschen, nur um es beherrschen zu können? Das wäre ein niedriges Trachten. Laßt uns vielmehr endlich Das wahr machen, was wir so oft zum Hohn aussprachen: laßt uns dienen! Das sei unsre neue Losung. Wir müssen dienend zurückerstatten."

So ungefähr, Herr Oberst, dächte ich mir einen Aufruf an die Offiziere. Einer Vereinigung bedarf es nicht. Jeder entfalte die besten Kräfte seines Herzens.

Hochachtungsvoll Ihr ergebener

Arno Voigt

Artur Schnabel von Gisella Selden-Goth

Es gibt zwei Typen von komponierenden Virtuosen. Der eine schafft aus Freude an seinem Instrument, dessen noch unausgenützte Möglichkeiten ihn berauschen; aus Lust an seiner eignen technischen Potenz, der er neue Reibungsflächen, bisher unbetretene Tummelplätze konstruieren möchte. Paganini ist sein reinster Vertreter. Der andre, seltenere, ist, im Gegenteil, grade seines spezifischen Gebietes überdrüssig geworden. Die gleichförmige Arbeit langweilt ihn, der gleichförmige Erfolg nicht minder. Die schwer zu ertragende Reihe schöner Abende lastet auf seinem Gemüt. Die andauernde Beschäftigung mit Meisterwerken erzeugt bei ihm eine Art seelischer Uebelkeit, die sich zum Ekelgefühl vor der ganzen reproduzierenden Kunst und zu schweren Depressionen steigern kann. In seinen musikalisch überreizten Nerven tobt der Widerspruchsgeist und schickt die Phantasie auf Wege, die keiner der vielen bisher von ihm interpretierten Großen betreten hat. Die Sehnsucht, die Saiten seines Innern spontan zum Schwingen zu bringen, treibt ihn suchend in Regionen eines Neulandes, dessen Grenzen er nicht abzuschätzen vermag.

Aus den Reihen solcher Künstler kommen wertvolle Anregungen, die die Entwicklung der Musik ein gutes Stück vorwärts bewegen. Mag ihre Begabung auch nicht immer stark genug sein, um das selbstgesteckte Ziel zu erreichen, so tragen sie doch bestes Material zusammen, das ein späteres Genie mit leichter Hand zum selbstverständlichen Bau fügen wird.

Liszt hat sich vom ersten Typ zum zweiten emporgearbeitet. Vom Klavier weg, aus dem funkendurchsprühten Dunstkreis der Rigoletto-Paraphrasen und Hexamerone flüchtete er in die Sphäre des großen Orchesters und der katholischen Kirchenchöre, in der er neue Herrlichkeiten zu erschließen wußte. Die Mitwelt, nie geneigt, eine einmal angebrachte Etikette wieder abzunehmen, verzieh ihm seine Entwicklung schwer. Wenn ihn seine schöpferische Inspiration in die Höhe trug, hing der alte Virtuosenruhm bleischwer an seinen Sohlen.

Keinem seiner Nachfolger — es sind ihrer bisher nicht allzu viele — wird dieser Kampf erspart bleiben. Seit Jahren ist Busoni dabei, ihn auszufechten. Auch dieser Künstler mit dem faustisch bohrenden Intellekt ist ein Fackelträger und erhellt mit seiner Leuchte von Zeit zu Zeit blitzartig große Segmente des dunkeln Kreises, in dem sich die Entwicklung der Tonkunst vorwärts zu bewegen scheint. Auch sein pianistisches Können ist über die Grenzen aller vorhandenen

Aufgaben hinausgewachsen, und nun sucht er mit einer in jahrzehntelanger Arbeit gehärteten kontrapunktischen Meisterschaft die neue Form zu gießen, darin seine Eingebungen reintönend und resonanzerzeugend zum Schwingen kommen sollen.

Artur Schnabel ist nicht mit Liszts noch mit Busonis Maßen zu messen. Doch auch in ihm gärt es von eigner Musik. Und wenn er sich jetzt an einem Scheidewege sieht, so sei ihm gesagt, was ihn im Augenblick zweifellos kalt läßt: daß er im überreichen, lebendigen und oft so unerfreulich ausgearteten Getriebe des jüngsten deutschen Konzertlebens sicherlich diejenige Erscheinung unter den reproduzierenden Künstlern ist, für die wie für kaum eine andre das Beiwort „makellos“ Geltung hat. Makellos war die Liebe und Begeisterung, mit der er seinen Meistern nahte, makellos der stets auf höchstem Glanz gehaltene Schliff seines Handwerks, das mit Respekt und Fleiß zu pflegen er niemals müde wurde. Und makellos war die Freude, die sein Klavierspiel an unzähligen Abenden allen Freunden wahrer Musik bereitet hat.

Es ist nicht überflüssig, dies festzustellen, bevor man Schnabels Kompositionen, in diesem Fall seinem neuen Streichquartett, entgegentritt. Denn der Glaube an die absolute innere Ehrlichkeit eines solchen Künstlers auf allen künstlerischen Gebieten — also ein subjektiv günstiges Vorurteil — schafft erst, so sonderbar es klingen mag, die richtige Stimmung zur objektiven Beurteilung eines so komplizierten Werkes. Nur die Wenigsten, leider auch unter den Fachkritikern nur wenige, sind sich darüber klar, eine wie mühevolle geistige Arbeit es fordert, ein vollständig unbekanntes modernes Musikstück aufzunehmen. In der halb unbewußten Scheu, sich dieser Anstrengung zu unterziehen, liegt der Ursprung einer gewissen Gereiztheit, die uns hinter jeder, mit neuen, schwer zugänglichen Mitteln arbeitenden Komposition von vorn herein die unehrliche Absicht eines technischen Bluffs wittern läßt. Wiederum geben sich nur Wenige Rechenschaft darüber, inwieweit eine derartige, willkürlich-unnatürliche Beeinflussung des Komponierprozesses überhaupt möglich ist. Eine erschöpfende psychische Analyse der Entstehung einer musikalischen Inspiration wird wohl nie gegeben werden können. Aber die sich aufrichtig bespiegelnden Schaffenden wissen es: Floskeln, Färbungen, kontrapunktische Künsteleien können aus Angst, simpel zu erscheinen, aus Nachahmungstrieb und falsch angewandtem Bestreben, die Sprache der Zeit zu sprechen, eine ursprüngliche Idee verdunkeln und schädigen. Doch kaum hat je auch der Unfähigste ein ganzes Werk konzipiert, entworfen

und ausgeführt, ohne den Glauben an seine Berufung, damit Großes und Echtes zu schaffen. Man kann ohne Ueberzeugung Klavier spielen — komponieren nicht.

Unter diesen Voraussetzungen ist es mir gelungen, aus den Wirren und Wüsten der vier überlangen Quartettsätze Artur Schnabels Einfälle von hoher Schönheit herauszuhören. Den Anforderungen, die das Werk stellt, sind sogar Ohren, die für Schönberg und Schreker willig sind, kaum gewachsen, und darum kann ich vollkommen begreifen, daß es Leute gab, die bei der Aufführung mitten in der Phrase einfach davonliefen oder ihrer Empörung über diese Art von Musik durch Zischen und Trampeln Ausdruck gaben. Der Komponist, unter dessen Händen sonst Mozarts und Schuberts Wohllaut emporquillt, führt so hart und rücksichtslos Stimmen, Intervalle und Tonarten gegen einander, daß man schaudernd die akustischen Qualen ahnt, welche die ausführenden Musiker bei den ersten Leseproben leiden mußten. Die Geigen in C, Bratsche und Violoncell in Cis-dur — Alles im selben Takt. Aber um den Künstler Schnabel muß es einem doch nicht leid tun. Es ist sicher: er kann nur so schreiben und nicht anders — wie er nur so und nicht anders Klavier spielen kann. Kein Zischen, Trampeln und Verreißen wird daran was ändern. Eine andre Frage ist, ob er selbst durch Arbeit und Selbstzucht den Weg zu seinem Verständnis nicht weniger dornig gestalten könnte. Es ist erstaunlich, wie gering die Virtuosen, die ihr halbes Leben im Kampf um die Meisterung ihrer widerspänstigen Gelenke verbringen, das rein technische Handwerk des Komponisten achten. Sie wissen nicht, daß das unermüdliche Ueben von Kanon und Fuge, vom Kontrapunkt in allen Umkehrungen, Stimmenzahlen und Kombinationen unendlich viel mehr ist als papierene Spielerei und gelehrtes Tüfteln; daß es allein die Hand des Schaffenden weich und geschmeidig zur Verwirklichung seiner Absichten macht, wie die unzähligen Stunden Skalen- und Passagenstudiums die Hand des Pianisten, daß erst die vollkommene Beherrschung einer bis ins Feinste ausgearbeiteten Stimmführungs- und Klangmischungstechnik es ermöglicht, die Fülle der Ideen, die jedem musiktrunkenen schöpferischen Menschen zuströmen, auf ihren Wert hin zu prüfen, ihrer Form nach zu ordnen, ihrer Triebkraft gemäß zu entwickeln und sie in jenem natürlichen Wohlklang erblühen zu lassen, der, wie der Anschlag des Pianisten, erst der Musik ihre letzte und unentbehrliche Schönheit verleiht.

Ich wünsche dem Komponisten Schnabel Glück auf seiner neuen Bahn. Und gratuliere ihm zu den hingebungsvollen und uneigennützigen Vermittlern, die sein Werk diesmal im Przemyslav-Quartett gefunden hat. Es soll der Pro-

ben dreiundfünfzig bedurft haben, um es zur Vortrefflichkeit dieser Interpretation zurechtzufeilen. Ob sich der Pianist Schnabel wohl je zu gleichem Dienst an fremder Schöpfung erbieten würde?

Am Telephon

D i e S t i m m e: Gehm Sie mir Uhland 9897, nein, 97, ja, 97 . . . Ssissississ . . . Mahlzeit, Hartmann, ich bin hier, Hauptmann Jürgens. Danke — und selbst? Wieso miserabel? Lächerlich: bei Ihren Verbindungen! Nee, nichts Neues. Na, sie haben ihn wieder verhaftet — ich will Ihnen mal was sagen: was 'n richtiger Kessel ist, der läuft von Zeit zu Zeit aus — hähähähä — Witz von mir, alles von mir. Na, was wird ihm schon groß geschehen? Na, lächerlich! Und wenn schon? Diese Offiziere, die sich der neuen Reichswehr zur Verfügung gestellt haben, die können wir Alten garnicht genug sabotieren — ja, auch so'n blödsinniger Arbeiterausdruck . . . Na, man nimmt das an, mit der Zeit, und . . . Scheren Sie sich aus der Leitung! — ach Quatsch — Theaterkasse — wir machen uns unser Theater alleene — was — hähähäh! Witz von mir, alles von mir! Ja, lieber Hartmann, was sagen Sie? Hiller? Der Mann is doch so gut wie freigesprochen, kommt doch vor'n Kriegsgericht — ach, wenn man die alle einstecken wollte — was? Ja. Also was ich sagen wollte . . . Danke, danke, dem gehts gut. Der wickelt ab. Danke, dem gehts auch gut, der wickelt auch ab. Danke, wickelt auch ab — was? Die reinen Abwickelkinder — hähähäh — Witz von mir — ja. Nee, sehn Se mal, daß wir die sogenannten Abwicklungsstellen ham — das is 'n reiner Sejen — Noske? Der merkt doch nischt! Wenn mir 'n Vorjesetzter unbequem ist, sag ich bloß, der Mann is Republikaner — is der Mann einfach erledigt! Nanu! Scheren Sie sich aus der Leitung! Hartmann! Hartmann! sind Sie noch da? Ja — die wickeln also alle ab. Ich? Na, ich wickle natürlich auch ab. Wir ham tadellosen Friedenskommiß — sehr anständiges Kasino — Kerle grüßen wie geschmiert, verdammt strammer Dienst. Na ja — die Ehre — na sehn Se mal, dafür ham wir jetzt das dicke Gehalt — auch janz schön, was? Na, und zum siebundzwanzigsten Januar, da sollen Se mal sehn, wie das janze Offiziercorps nach Amerongen gratulieren wird! Noske — ach, der Mann sieht doch nischt! Der sieht doch bloß rot — blau sieht er doch nich — hähähäh — Witz von mir, alles von mir! Ausliefern? Ja, Justaffen wern wa ausliefern, aber weita nischt! Ach, gehn Sie mir weg! Wir schaukeln das schon, passen Sie mal auf! Die Liste geht im Instanzenzug ein paar Mal verloren, und denn sollen Sie mal sehn, wer da zum Schluß alles drauf steht —! Kleinigkeit! Hab ich bei den Freiwilligenverbänden gelernt. Da ging auch immer alles verloren, was unbequem war. Nee, den konnten wir nich valiern — der mußte bleiben . . . Scheren Sie sich aus der Leitung! Hartmann! Hartmann! Was is heute abend mit Habel? Na, 'ne kleine Pulle! Nein, nich wie neulich, janz solide! Besaufen? Ausjeschlossen — wir sind doch da nich im Kasino! Hartmann! Hartmann! Und nachher hab ich die Nora . . . Plumps — nu is er weg. Na — nehm ich die Nora alleene!

Die Pfarrhauskomödie

Als ich Heinrich Lautensack zum letzten Mal traf, eines Nachts, am Kurfürstendamm, da begleitete er mich ganz langsam, Hochsommer wars, von der Kaiser-Wilhelm-Gedächnis-Kirche bis beinah nach Halensee: so viel Zeit gebrauchte er, um mir das Schloß zu schildern, das er sich dicht bei Passau, seiner Vaterstadt, zugelegt habe. Wovon? Gott, seine Stücke seien ja alle verboten, sodaß Tantiemen nicht in Betracht kämen; aber er sei doch Film-Dramaturg, und diese Gattung mache eben Ersparnisse. Groß genug für ein Schloß? Ich hatte mein Mißtrauen nicht zu bereuen. Des Dichters Aug, in holdem Wahnsinn rollend, lieferte, verbündet mit seiner schwärmenden Zunge, eine Darbietung, dergestalt, daß mich geraume Zeit drauf die Art von Lautensacks Ende erheblich weniger überraschte als in der vorigen Woche die Art seines Werkes. Er hatte mit solcher Liebe von seiner Heimat gesprochen, daß ich deren bekömmliche Luft in drei ländlichen Szenen wiederzufinden hoffte: und sie entbehren jeglicher Atmosphäre. Er hatte, der arme Schlucker, sein niederbayrisches Poggfred mit solcher Phantasie zum englischen Edelmannssitz erhöht, daß ich, wenn auch sonst nichts, bestimmt auf ihre Künste gefaßt war: und es dürfte nicht leicht sein, einem dramatischen Epigramm die anmutig blühende Umrankung ähnlich erfolgreich fernzuhalten. Wenn Ambrosia Lindpaitner ihrem gut bekochten und warm gebetteten Pfarrherrn weinend Lebewohl sagt, um im Nachbardorf ein Kind von ihm abzulegen, dann zieht schlank und lachend Irma Prechtl als Stellvertreterin ein; und wenn . . . Lautensacks Gradlinigkeit erspart sogar die Inhaltsangabe. Aber damit ihm nicht Unrecht geschehe: nachdem wir zwei Akte lang Irma Prechtls Frucht dem Cooperator zugeschoben haben, will zum Schluß der Pfarrherr höchstselbst an der Aussaat beteiligt gewesen sein. Nun, so wird er, um sein Gewissen zu beruhigen, dem jungen Gehilfen zu der Köchin schleunigst das zugehörige Pfarramt verschaffen, und die Bluette, der Bände von Witzblättern vorgearbeitet haben, ist wirklich um eine Wendung verschmitzter, als ursprünglich abzusehen war.

Verschmitzter und unerfreulicher. Der ungewöhnliche Fall tritt ein, daß in einer Komödie kein Brinkel ranzigen Fetts benutzt wird, und daß man trotzdem einen fatalen Geschmack auf den Lippen behält. Der zutraulich arglose Lautensack, ein enthusiastischer Jünger und opferbereiter Kamerad, macht seinen Mangel an Unechtheit nahezu wett durch sein erstaunliches Uebermaß an Flachheit. Seiner Heiterkeit fehlt der Untergrund von Ernst, den sie nötig hätte, um heilsam zu werden. Er verspottet Zölibatäre, die sich zu helfen wissen. Er könnte sie so verspotten, daß selbst ein gläubiger Katholik erleichtert mit ihm aufatmete. Er verspottet sie so, daß er skeptische Hebräer verletzt. Wodurch? Dadurch, daß er die ungeheure Problematik des Zölibats, die Tragik, die es für Generationen von Priestern gehabt hat, nicht mitschwingen läßt. Der Narben lacht, wer Wunden nie ge-

fühlt. Dieses billige Gelächter der Unfähigkeit, fremde, dem eignen Wesen fremde Regungen zunächst einmal dichterisch mitzuempfinden und dann erst humorhaft zu überwinden, drückt die ‚Pfarrhauskomödie' ethisch, wie es sie dramaturgisch zerstört. Da nämlich Niemand gegen seine Begierden kämpft, sondern Jeder ihnen leichtherzig, lax und lüstern nachgibt, so haben wir statt des Dramas ein Idyll, das heißt: ein Zustandsbild der Unsauberkeit, und darin statt der Menschen, mit deren Lasterhaftigkeit ihre Erdigkeit, ihre Naturverwandtschaft zu versöhnen imstande wäre, eine recht uninteressante Sorte von zufällig zweibeinigen Tierchen, denen der Sonnenschein nicht das sündige Antlitz reinigend bestrahlt, sondern die er immer wieder nur dazu erhitzt, einander hemmungslos zu bekriechen. Eine Satire mag tückisch sein in der Wahl ihrer Mittel. Aber eine Satire auf den Klerikalismus, die nicht zugleich eine Ahnung vermittelt, weshalb er zur Weltmacht geworden ist, lohnt nicht das Schreibpapier. Soweit Lautensack dem Klerikalismus zu Leibe will, kommt nichts zu tage, als daß er aus der Froschperspektive auf ihn schaut und zielt. Soweit er einfach den Leib gestalten will, bringt ers, dank eben der Froschperspektive, zu nicht mehr als einer bis anderthalb Dimensionen. Innerhalb dieser freilich ist kein Strich mißlungen. Was da ist, befriedigt aesthetisch.

Und was fehlt, fehlt, zum Glück des Kleinen Theaters, keinen Augenblick einem gottverlassenen, sorglos schlemmenden, mit der muntern Erörterung von Paarungsvorgängen mühelos zu kirrenden Publikumsersatz dieser lieben Läufte. Das Libretto ermögliche einem Küchentrampel für Alle, auf ein Sofa zu hüpfen und wippend die Zuverlässigkeit seiner Sprungfedern auszuprobieren: die vereinigte Schieberschaft jubelt dionysisch, und hundert volle Häuser sind sicher. Da ist es wenigstens keine Geschäftsstörung, daß man sich für die komische Rolle des Predigers in der Wüste entschieden hat und zur Belustigung der Kinder dieser karbid-lichten Welt den Frieden von Versailles als unabänderlich bezeichnet, wenn nur angestrebt wird, durch Deutschlands Erneuerung eine Erneuerung auch seiner Kunst zu erreichen: wenn nicht mit der gleichen Inbrunst versucht wird, auf halbem Wege entgegenzukommen, also durch eine Erneuerung der deutschen Kunst auch eine Erneuerung Deutschlands zu erreichen. Man halte mir freundlichst zugute, daß ich der vorigen Generation angehöre, und daß deshalb mein Geist es schwer hat, sich an die gegenwärtig herrschende zu gewöhnen: aber ich stellte den ganzen Abend die strafbar unartistische Erwägung an, ob wirs uns eigentlich leisten können, eine deutsche Natur wie Lucie Höflich auf unsrer Bühne zu haben und sie in dieser Zeit der herzabdrückend furchtbaren innern und äußern Not Lautensacks Betthäsin anstatt Hebbels Kriemhild spielen zu lassen. Ich malte mir aus, wie tröstlich es heute wäre, am Ende der ‚Nibelungen' über das Hunnentum den Jesus von Nazareth triumphieren zu sehen. Dann grunzte ringsum die Freude an den zwei geistlichen Vätern zu Irma Prechtls Bastard, und vor meinen Augen zogen sich dicke Wolken über den Stern von Bethlehem.

Die Wirtschaftssorgen der Welt von Validus

Wer die nächste Zukunft optimistisch malt, muß entweder ein großer Phantast oder ein Betrüger sein. Denn wenn nicht ein Wunder geschieht, stehen wir vor furchtbar harten Monaten. Wo wir hinsehen, Not und kaum zu lösende Probleme: die kaum beruhigten Arbeiter durch die neue Teuerung in neue Wallung gebracht; die Rohstoffe nur schwer zu importieren wegen der schlechten Valuta; keine Kohlen und deshalb Betriebsstockungen überall; unsre Finanzen im denkbar traurigsten Zustand; mit jedem Tage höhere Schulden; das Verhältnis von festen und schwebenden Verbindlichkeiten immer mehr zu Ungunsten der Unfundierten verändert — das Durcheinander scheint fast heillos.

Wo ist der Trost, den man doch grade in solchen Zeiten gerne spenden möchte? Gibt es überhaupt einen? Ja, ganz zweifellos. Und das sind die Sorgen der Andern. Man glaube um Gottes willen nicht, daß hier nach dem heroisch-phantastischen Prinzip alldeutscher Querköpfe verfahren werden soll, die da sagen: Wenn wir schon untergehn, dann mögt Ihr auch verderben! Nein, wer wirtschaftlich denkt, für den ist die Schadenfreude in diesem Falle keine reine Freude, sondern das krasse Gegenteil. Leider haben die Wenigsten die Zusammenhänge klar erkannt, leider wissen selbst die meisten Professoren der Nationaloekonomie nicht, daß das größte Unglück, das einem Lande widerfahren kann, eine Schwächung der sogenannten Konkurrenzländer ist. In Deutschland, wo Schmoller mit seiner Schule das alte freihändlerische Denken und Lehren völlig vernichtet hat, ist man in dieser Beziehung besonders naiv und ungebildet geworden. Aber es stimmt schon: daß es den Andern auch schlecht geht, zwingt das Ausland, mit uns zu paktieren, zwingt die Finanzleute in Paris, in London und in New York, darüber nachzudenken, wie man sich gemeinsam aus dem Zusammenbruch retten könne, zwingt dieselben Leute, die in Versailles auf eine Vernichtung Deutschlands aus waren, ihre Anschauungen zu revidieren und uns zu helfen.

Aber sind denn die Sorgen der Andern wirklich so groß? Auch wer Berichten aus dem Auslande nicht glaubt, wer sie nach den Erfahrungen der letzten Jahre allesamt für entstellt und tendenziös hält — auch Der hat es leicht, die Verhältnisse unsrer Gegner zu studieren, und zwar am Stand der Valuta. Ein altes englisches Sprichwort sagt: Konsols lügen nicht. Das heißt: der Kurs der englischen Staatspapiere spiegelt viel besser als selbst die schönste Ministerrede den Zustand des Landes wieder. Und noch unvergleichlich besser und schärfer als ein derartiger Kurs, der ja schließlich im Lande beeinflußt werden kann, ist der Valuta-Kurs, denn der wird im Ausland hergestellt. Und alle europäischen Kriegsländer sind heute in einer höchst bedenklichen Lage. Wir wollen garnicht von Italien sprechen, auch nicht von Frankreich, dessen Geld in der Welt heute nur noch die Hälfte seines Friedensstandes gilt. Aber wir sehen, daß die englische Valuta, die in der Nationalfinanz des Britenreiches eine außerordentliche Rolle spielt, zum Jahresschluß in Amerika etwa ein Viertel unter ihrem Nennwert steht, daß damit das Prestige des Landes als Finanzvormacht einen schweren Schlag erlitten hat, daß das Land in seiner Einfuhr außerordentlich gehemmt ist. Dieser ungünstige Valutastand Englands kommt daher, daß Großbritannien, wie alle an-

dern Kriegsländer, viel mehr an die Welt, besonders an Amerika zu zahlen hat, als es zahlen kann. Tatsächlich ist die Handelsbilanz Englands, Frankreichs, Italiens in gefährlicher Unordnung, und wie die Entwertung des Geldes nach außen immer schlimmer wird, so auch im Innern. Die „Inflation“ ist keine ausschließlich deutsche Sache. Sie ist überall und immer unangenehmer zu fühlen, selbst in den neutralen Ländern, und stammt auch dort zum erheblichen Teil von den schlechten Staatsfinanzen. Keines der europäischen Länder, die am Kriege beteiligt waren, ist bisher imstande gewesen, die Schuldenwirtschaft auch nur einigermaßen zu ordnen; überall Fiasko der neuen Anleihen, überall mehr Ausgaben als Einnahmen. Und fast noch mehr als bei uns, wo man von Arbeitsunlust spricht, finden wir draußen in der Welt eine Unruhe, eine Gärung unter dem werktätigen Volk, deren Konsequenzen noch gar nicht abzusehen sind. Man empört sich überall gegen das Kapital, aber auch gegen die alten eignen Führer. Der Achtstundentag, die einzige Errungenschaft der deutschen Revolution für die Welt, hat die Produktion überall eingeschränkt, hat den Warenhunger, den wir so bitter empfinden, überall in Erscheinung treten lassen. Man beobachte nur die Verhältnisse im Kohlenbergbau. England und Amerika können für 1919 nur eine scharf verkürzte Kohlenausbeute ausweisen als Folge der von Deutschland ausgegangenen Arbeitszeitverkürzung.

Wenn man aber sagt, die Valuta von sehr vielen Ländern stehe schlecht, so muß es doch auch Länder geben, wo die Valuta gut steht, denn es handelt sich hier ja schließlich nur um einen Relativbegriff. Es ist wahr: die Länder mit guter Valuta sind vorhanden. Es sind vor allem die Vereinigten Staaten und in Europa die paar neutralen Ländchen: die Schweiz, Skandinavien, Holland und Spanien. Sind aber sie nun glücklich? Sind sie in der Lage, sich am Unglück der Andern zu bereichern? Nein. Hier ist deutlich zu sehen, wie gesunde Länder ebenfalls krank werden, wenn ihre Nachbarn unter wirtschaftlichen Leiden stöhnen. Man beobachte etwa die Schweiz. Die Schweiz mit ihrer gleißenden Valuta ist in einer doppelt schweren Krisis. Fürs erste ist sie heute bei einem so hohen Valutastand nicht mehr in der Lage, auszuführen, denn sie ist viel zu teuer, um konkurrieren zu können. Fürs zweite ist sie während des Krieges in immer stärkerm Maße Gläubigerin ihrer Nachbarn geworden und hat Außenstände in Frankreich, Italien, Deutschland. Sie muß aber mit Entsetzen sehen, wie diese Außenstände, durch die allgemeine Valuta entwertet, immer mehr zusammenschrumpfen, und heute schon sind einige kleine Banken der Schweiz zusammengebrochen. Größeres Unheil kann nur durch besondere gesetzgeberische Maßnahmen verhütet werden. Den andern europäischen Neutralen wird es nicht besser gehen. Und die Amerikaner? Ist ihnen etwa alles egal? Nein. Auch sie haben ungeheure Summen nach Europa geliehen. Auch sie wollen weiter ausführen, wollen ihr Kupfer, ihre Baumwolle an den Markt bringen. Und der Markt ist einstweilen nur Europa und nicht etwa Südamerika oder China. Und darum wird sich mit jedem Tag zwingender zeigen, daß nur durch eine internationale Hilfe eine Sanierung der Welt möglich ist. Wäre Deutschland allein mit seinen Sorgen, so würde es traurig stehen. So aber, wo Italien, Frankreich, England in die Weltkrisis hineingezogen sind, dürfen wir trotz Versailles auf eine Rettung hoffen. Freilich: Höchste Eile tut not!

Rundschau

Clarté

Die geistigen Franzosen, die über die Trümmer dieser Zeit hinweg nach neuen Zielen suchen, schickten uns nach Deutschland einen Abgesandten, der Grüße und wichtige Kunde brachte. Kurz vor Weihnachten hielt Colin, Generalsekretär des Bundes Clarté, in Berlin einen Vortrag über die Ziele und Ansichten seiner Freunde. Es ist bedeutsam, daß dieser Mann so feierlich und begeistert empfangen wurde. Die Harmonie des Abends wurde durch kein Geschrei zerrissen. Die Deutsch-Nationalen waren zu Hause geblieben; ob aus Anstand, aus Dummheit oder aus frecher Nichtachtung, bleibe dahingestellt.

Colin wurde mit schönen Worten begrüßt, aber die beste Antwort wäre eine Tat gewesen. Was ist es mit der deutschen Gruppe des Bundes Clarté, warum ist sie noch nicht geschaffen? In der deutschen Oeffentlichkeit hört man darüber nur sehr Ungenaues. Das Einzige, was bekannt wurde, ist eine verzwickte Polemik über die Prinzipien, nach denen eine solche Organisation aufzubauen ist, und ein Protest deutscher Intellektueller, die erklären, die Anschauungen der Franzosen könnten nicht die Basis einer Verständigung bilden. Clarté! Es ist hohe Zeit, daß sich die Nebel lichten!

Die geistigsten Menschen Frankreichs bieten den Deutschen die Hand. Die schrecklichen Mauern, die unsern Atem beengten, sind eingefallen, der Bann der künstlichen und unwahren Feindschaften ist gebrochen! Aber es bilden sich neue Fronten. Nach einem Krieg wie diesem können nicht plötzlich Friede und Eintracht zu den Menschen einkehren, es entbrennt ein neuer Kampf mit neuen Gegnern. Die Fronten laufen nicht mehr an den Grenzen der Länder, die willkürlich sind und nun von vielen Menschen überblickt werden; sondern wir treten zu unsern Freunden, die über die ganze Erde verstreut sind und wenden uns gemeinsam gegen die Feinde, die wir hassen müssen, auch wenn sie die gleiche Sprache sprechen wie wir selbst.

Nach fünf Jahren zum ersten Mal kam ein Franzose nach Berlin, sprach französisch über eine neue Zukunft und wurde von Allen verstanden. Dies war ein schöner Tag, an den man gerne denkt. Freilich, streitende Stimmen hörte mancher in seinem Herzen. Die Einen waren skeptisch, ungläubig und matt in ihrer Hoffnung. Stärker aber war die Stimme, die voll Freude verkündete: „Von hier geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen!"

Franz Warnow

Die Alma mater

Sie sitzen bei Gustav Roethe, Dietrich Schäfer, Eduard Meyer im Kolleg, all die zukünftigen Pauker, Kathederhelden. Jeder ein Diederich Heßling, ein Untertan. Den dort oben beten sie an (wie könnten sie sonst auch ihr Examen bestehen!).

Schon längst hätte Jene ein Novembersturm wegfegen müssen, die Puppen alter verklungener Zeiten! So aber jammern sie unter dem Beifallsgetrampel bebänderter Kommilitonen über die schönen, leider vergangenen Tage. So ist es möglich, daß in unsrer demokratischen Republik, die sich in ihren Gründungstagen sogar sozialistisch nannte, an der Universität Berlin ein Rektor gewählt wurde, der unter Zustimmung der

Mehrheit sich „an der Spitze, als den festen Tragstein des Baus, eine starke Monarchie“ ersehnt. Der Gesinnung entspricht das Deutsch.

Wir aber, wir lechzen nach Freiheit. Wir wollen mit Aufwärtsstrebenden, Fleißigen zusammen arbeiten, nicht mit Corpsstudenten und Gardeoffizieren. Wir haben die große Sehnsucht, zu lernen, zu helfen, zu bessern, vorwärts zu stürmen. Aber wir wollen unsre Kräfte nicht aufreiben in unnützem Kampf gegen Ueberholtes!

Seitdem Eduard Meyer am fünfzehnten Oktober (1919!) seine Rektoratsrede gehalten, müssen wir wissen, wohin wir gehören: in die Opposition. Ihr da draußen aber, die Ihr das alles ja garnicht ahnen könnt, die Ihr das ja nicht täglich vor euch seht — euch soll es in den Ohren gellen: an der Universität streitet eine kleine Minderheit fortschrittlich gesinnter Studenten gegen die große Masse der Konservativen, Alteingesessenen, Reaktionären.

Kommt, steht uns bei!

Kurt Wittkowski

Mella Mars

Sie hatte Stil und Eigenart. Sie hatte Erfindung, Einfälle, schöpferische Einfälle. Wenn sie zur gewagten Pointe kam, so drehte sie nur ein klein wenig die rechte Schulter nach vorne, die linke zurück: und in dieser kleinen Gebärde lag so unendlich viel Frechheit, Pfiffigkeit, muntere Büberei! Wenn sie die Augenlider hob, war es aufreizender, als wenn eine andre die Röckchen schürzte.

Sie hatte nicht dieses schreckliche Chansonettentemperament, das sich tumultuös um die Verbreitung „ansteckender Heiterkeit“ müht. Ihr Vortrag streckte keine Fühler nach dem Publikum. Es war stets um ihn ein isolierender, abgrenzender Rahmen; wie der breite weiße Rand um den Satz eines vornehm ausgestatteten Buches.

In ihrer ruhigen Art lag etwas sehr Starkes, das die Hörer sich zu wehren, sich vorzusehen nötigte; unwillkürlich wurde die lockere Aufmerksamkeit fester. Man parierte die eindringliche Art ihres Vortrags mit einer eindringlichen Art des Zuhörens. Wie die Muskulatur einer Hand sich automatisch umso kräftiger spannt, je kräftiger der Ball geworfen wird, den es aufzufangen gilt.

Wenn sie die Bühne betrat, war ihr Antlitz müde und gleichgültig, ohne Wunsch und Willen. Aber wie sie sang, erwachte es, wurde voll Ausdruck, illuminierte sich, belebt von einer eigenartigen, unruhigen Schönheit. Nichts Gewolltes oder Gemachtes war in dieser Unruhe. Wie das Antlitz einer Wachträumerin, deren Seele von bösen oder freundlichen Bildern heimgesucht wird. Wie das Antlitz eines guten Mediums, das mit Genauigkeit alle Lust- und Unlustgefühle spiegelt, die von einer hypnotischen Einflüsterung wachgerufen werden. Das Gesicht der Mars, wenn sie sang, war das Gesicht einer idealen Zuhörerin der Mars; ihr Mienenspiel nicht eine Beigabe zum Vortrag, sondern dessen unwillkürlicher Reflex

Sie behandelte den Text nicht wie eine wächserne Materie, die man knetet, sondern wie Metall, das man schleift und hämmert. Auch ihre zartern Lieder hatten dieses Feste, Geschlossene, Unzerbrechliche, Ueberdauernde. Die schöne Kunst der Deutlichkeit war ihr zu eigen. Jede Silbe voll ausgeprägt, giltig, von musikalischem Wert. Sie gab nie das Letzte an Ausdruck, das Schärfste an Pointierung. Sie deutete an; aber auf

die prägnanteste Art. Ihre Mezzoforte hörte man besser als das Schreien der Andern. Mit einem Zwinkern der Augen, einem kurzen Vibrieren der Nasenflügel, mit kleinen Grimassen um die Mundwinkel, mit einem blitzrasch vorbeischlängelnden Lächeln, mit leichten Umbiegungen des Tones, mit ein paar knappen Handbewegungen wies sie das Lachen und die Tränen ihrer Hörerschaft dorthin, wo sie sie haben wollte.

Sie durfte das Frechste wagen, weil sie es durch ihre vornehme Art distanzierte, wie mit ausgestrecktem Arm zwischen zwei Fingern vor sich hinhielt und so gar nicht im Geringsten beschmutzt ward durch die Berührung. Sie karikierte underb, mit dem spitzigsten Stift. Das Volle, Satte, Gemütliche und Breite war nicht ihres Humors Sache. Mehr die scharf profilierende, die charakteristische Linie, die genial flüchtig angedeutete Kontur.

In Frankreich wäre sie sehr berühmt geworden, weil sie Texte gefunden hätte wie die Yvette oder Judic. Hier mußte sie die ekelhaften Sentimentalitäten und Albernheiten singen, die das um deutsche Nachtlokale flatternde literarische Kleingeflügel fallen läßt. Ein Beweis für die schöpferische Begabung der Mars, daß sie an solchem Material doch die Mars wurde.

Alfred Polgar

Die Straße meiner Jugend

So heißt ein kleines Buch von Arthur Eloesser, das im Verlage von Egon Fleischel & Co. erschienen ist. Aber das ist hübsch.

Sein Motto steht nicht auf der Titelseite, sondern auf Seite 11, und es heißt so: „Wo seid Ihr geblieben, meine lieben Zeitgenossen? Einige sind verdorben und gestorben, nach einigen zu fragen wäre zeitweise indiskret, wenn sie sich grade der bürgerlichen Bewegungsfreiheit nicht erfreuen, aber einige haben sich auch gut herausgearbeitet als findige berliner Jungen, und wo sich zwei Zeitgenossen treffen, ehren sie lächelnd die alte Waffengenossenschaft und prüfen sich mit einem trauten: ‚Weeßte noch‘?“

Weeßte noch . . .? Das ist ja schließlich das wehmütig-lächelnde Zaubererinnerungswort, mit dem alle Jugend im Alter heraufbeschworen wird. Weeßte noch . . .? Und er weeß noch und erinnert sich . . .

Und erinnert sich der Straße seiner Jugend. Und erinnert sich nicht nur des Berlins seiner Jungens-Prügeljahre, sondern auch des Friedens-Berlins, und das ist ja so lange her . . . 1910 — das gabs einmal, bevor Ludendorff dieses Land . . . Kusch, Panter! Das alte Berlin — Hefter mit seinen Würstchen ist uns fast zum Krögel geworden — ist von Eloesser mit jenem heitern, freundlichen, liebevollen Spott gesehen, wie es sonst — außer dem alten Fontane, gelobt sei sein Name — nur noch Victor Auburtin gesehen hat: so mit einer zwinkernden Ironie, die ablehnt und doch nicht lassen kann, zu lieben. Nun ist Eloesser ein guter Berliner, ein richtiger Berliner, wie es so wenige gibt, und er ist — erzittre, Welt! — ein leiser Berliner. (Das gibts nämlich. Fragt mal die Leute um die Matthäi-Kirche.) Die Art, wie er in den kleinen Stadtbahngeschichten eine feine kleine Pointe nicht bringt, wie sie, ganz leise knallend, aufspringt, nachdem man längst fertig gelesen hat, ohne zu ahnen, was da herauskommt — das ist wunderhübsch gemacht. Manches ist frappant, von der Sorte Geschichten, die man eigentlich selbst erfunden zu haben glaubt. (So in der reizenden Studie über „den“

Dicken — und es gibt offenbar wirklich nur einen, unser Aller Dicken.) So in der Naturgeschichte von der Straße und in den Kinderszenen und in manchen Zügen der Jugenderinnerungen ... Vorzüglich die Studie über die berliner Restaurantgeselligkeit — von damals — aus dem vorigen Frieden. Was wird er heute erst sagen —?

Habt Ihr den süßen Bonbon meiner Kritik bis hierher gelutscht: ein kleiner bitterer Kern ist darin. Ich kann keine gutmütigen berliner Kriegserinnerungen leiden. Ich mag das nicht. Scheltet mich einen starren Pedanten, einen ausgepichten Pazifisten — ich mag nicht, daß der ekelhafte Endzweck durch bürgerliche Freundlichkeit überkleistert und vergessen gemacht wird — ich mag nicht. Menschen zum Töten abzurichten, ist kein Spaß, und diese grauenhafte Sachlichkeit, die dann wieder in kindliche Gutmütigkeit überging — ein für andre Völker unfaßbarer Zug — ist, tiefer betrachtet, das Schlimmste vom Schlimmen, ohne daß sich einer der Beteiligten etwas dabei gedacht hat. Also: diese Kapitel lasse ich mir vom Buchbinder herausnehmen.

Denn hübsch gebunden wird das Buch. Weils so nett ist.

Peter Panter

Liebe Weltbühne!

Einmal wetteten Bierbaum und Wedekind mit einander. Wedekind hatte behauptet, er habe alle, einfach alle erotischen Laster persönlich studiert mit heißem Bemühen, und der dicke Bierbaum setzte einen Korb Sekt dawider. Der Korb wurde aufgebaut. Wedekind preßte die Lippen auf einander. Und wartete. Welches Laster hätte er wohl noch nicht ..? Und Bierbaum sprach: „Die lesbische Liebe!"

Antworten

Provinzler. Sie fragen mich staunend: „Wo haben Sie nur immer all die Informationen und das Material her?" Nun, teils aus meinen Redaktionsfingern, teils von meinen lieben Lesern, die mich, wenn sie in Geestemünde und ähnlichen Städten wohnen, mit Briefen wie diesem erfreuen: „Aus verläßlicher Quelle kann ich Ihnen folgendes mitteilen, das Sie vielleicht für die ‚Weltbühne' interessiert: Der junge Komponist des erfolgreichen Schlagers: ‚Lieschen, komm in die Diele', Alex. L. Kipke hat eine Operette im Entwurf fertig. Die Uraufführung soll Anfang Februar in einem berliner Theater stattfinden. Der bühnenwirksame, sich an die Spieloper anlehnende Text behandelt das Leben und Lieben eines feschen ‚Sportmädels' und ist geschrieben von Georg-Otto Stindt." Ich meide Uraufführungen wie die Pest. Aber wenn diese stattfindet: da mach' ich hin.

Richard Grelling. Sie schicken mir eine Erklärung mit der Bitte, sie zu „drucken und gleichzeitig mit der Drucklegung Heinrich Ströbel zur Kenntnisnahme zu übermitteln". Der Parlamentarische Untersuchungsausschuß hatte Sie als Sachverständigen abgelehnt, und Sie erwidern auf seinen Versuch, diese Ablehnung zu rechtfertigen. Aber als Ihre Erklärung kam, hatte schon Ströbel (in Nummer 2) Ihre Verteidigung übernommen, zum großen Teil mit Ihren Argumenten, und so wird die Veröffentlichung der Erklärung in ihrem ganzen Umfang überflüssig. Auch Ihnen wird deshalb genügen, daß ich den letzten Absatz drucke, der eine prinzipielle Anregung gibt. „Die Frage der Mitwirkung an dem Untersuchungsverfahren, der ich früher eine ge-

wisse Bedeutung beigelegt habe, scheint mir heute — nach Erscheinen der vier Bände amtlicher Aktenstücke — nicht nur für mich bedeutungslos geworden zu sein. Wenn es schon bisher ein Unding oder, wie Herr von Bethmann mit Recht sagte, eine ‚ungeheuerliche Auffassung' war, daß man die Männer, die nur als Angeklagte in Betracht kommen können, über ihre eigne Schuld als Zeugen eidlich vernahm, so ist diese Ungeheuerlichkeit heute — angesichts der vernichtenden Belastungen der amtlichen Dokumente — zu einer Unerträglichkeit geworden. Nur ein Gerichtsverfahren, ausgeübt durch ein wahres, aus direkten Wahlen hervorgehendes Volksgericht, dessen Zusammensetzung und Prozeßführung hier nicht näher erörtert werden kann — nur ein Volksgericht an Stelle des jetzigen Untersuchungsausschusses kann volle Klarheit über die Schuld der Verantwortlichen, volle Sühne für ihre Handlungen schaffen. Nur durch die Einsetzung eines solchen Volksgerichtes kann der ernste Wille des neuen Deutschland, einen Trennungsstrich zwischen Gegenwart und Vergangenheit zu ziehen, vor aller Welt bekundet, kann das Vertrauen zur Republik im Ausland gewonnen werden. Der Parlamentarische Untersuchungsausschuß mit all seinen Mängeln sachlicher und persönlicher Art wird niemals imstande sein, die Schuldfrage zu einer Lösung zu bringen, die dem deutschen Volke den Frieden im Innern sichert und es vor neuen schweren Konflikten nach Außen hin bewahrt." Ungefähr Das wollte, wo mir recht ist, Ströbel sagen, indem er verlangte, daß man der „Untersuchungsposse" ein Ende mache.

Kunstfreund. In dem neuen Film ‚Hennyca Vogelsang' von Monicus Porten mit Felix Philippi in der Hauptrolle werden den Damen die Schnupftücher kostenfrei ausgewrungen und späterhin auf dem Dach des Hauses getrocknet. Da bleibt keine Leinwand trocken. Ein Hilfslogenschließer, der mir gegenüber wohnt, erzählte, in dem Film käme vor: Galgen und Mittelalter und Vergewalterich und Husch, husch, die Waldfee und überhaupt . . . Und wenn ich jetzt von meiner Arbeit hochsehe, dann merke ich, daß mir Keiner mehr zuhört, dieweil Ihr allesamt hingelaufen seid.

Kriminalist. In der grausigen Kriegsliteratur haben Sie oftmals vom „Mut" gelesen. Nun sind ja intelligente Menschen bekanntlich weder mutig noch feige, sondern lassen auch in schwierigen Lagen ihren Kopf walten. Aber wenn Sie wissen wollen, was Mut ist, dann betrachten Sie sich einmal die gefährliche Arbeit eines berliner Kriminalkommissars. Zu diesen Hauskämpfen und Verhaftungen gehört nämlich deshalb mehr Mut als zum Sturmangriff, weil man in den prekärsten Lagen verdammt allein ist, statt von der Masse mitgerissen zu werden. Da zeigt sich erst ganz, was ein Mann ist. Man stelle diese Beamtenkategorie viel besser und nehme ihr die reaktionären Vorgesetzten — und wir hätten wahre Prachtexemplare.

Rudolf W. Aus Ihrem Brief schreit herzbewegend dieselbe Klage, die seinerzeit bei der Strafrechtsreform vor dem Kriege dazu geführt hat, daß der alte § 175 in dem neuen § 250 auch auf Frauen ausgedehnt wurde. So reagierte dieser Obrigkeitsstaat auf die Forschungen ernster Gelehrter. Aber freilich scheint es auch heute noch diesem Staat wichtiger, sexuell anders geartete Menschen zu quälen, als Burschen wie Vogel und Kessel und Marloh und Reinhard vor ihren Richter zu stellen. Der ist verpflichtet, von Rechts und Gerichts wegen, mit eherner Miene über einen Homosexuellen zu urteilen. Einen alldeutschen Schwerverbrecher aber henken die Nürnberger nicht.

Gustav Noske. Um nur einen von den besonders krassen Fällen herauszugreifen, die man täglich aus deinem Laden hört: In Kiel schießen Offiziere auf Mannschaften, die nicht grüßen, und dir wird ein Zettelchen vorgelegt, das du unterschreibst, und worauf steht, die Disziplin sei im Kriege verwildert, und es müsse energisch durchgegriffen werden. Die Disziplin und vor allem die Selbstzucht scheinen mir allerdings stark verwildert, wenn sich Leute so wenig in der Gewalt haben, daß sie aus Ueberreiztheit und Größenwahn den Landfrieden brechen. Deine Offiziere, die in den meisten Fällen ihre Existenz durch imaginäre Abwicklungsstellen und ähnliche selbstgeschaffene Kommandos kümmerlich über Wasser halten, sind heute neben der Schutzgarde strichweise schwärmender Weiblichkeiten die einzigen Leute, die ständig mit einer Waffe herumlaufen. Trägst du eigentlich auch eine Waffe? Die brauchst du nicht. Du hast dein Mundwerk. Sagtest du nicht vor kurzem in Eberswalde — das übrigens an der Ostsee zu liegen scheint, denn wie kämen sonst die vielen Marine-Brigaden dorthin? —, also sagtest du da nicht zu diesen Truppen: „Ihr seid meine reaktionärsten, aber Ihr seid auch meine besten Soldaten!"? Einmal sind das nicht deine Soldaten, denn du bist kein Condottiere, sondern ein mäßiger Bureaukrat, und die Truppen gehören dem Reich. Zweitens wär' es, und das mit Recht, unter dem alten Regime nicht möglich gewesen, daß ein Kriegsminister oder dergleichen, froh, überhaupt Soldaten zu haben, Republikaner unter ihnen geduldet hätte. Von der Nationalversammlung ist leider nicht viel zu erhoffen. Sonst wäre eine ihrer wichtigsten Aufgaben, die Verwendung unsrer Steuern besser zu kontrollieren. Wir wollen nicht unser Geld für Leute ausgeben, die nur darauf warten, wieder den Säbel in die Hand zu bekommen. Deine Lieblingsfloskel lautet, du habest dich nicht zu deinem Amte gedrängt. Mich aber drängt es zu dem Amte, dir anzuvertrauen, daß wir heilfroh wären, wenn es dich endlich aus deinem Amte drängte. Uns begehrt nach einem Manne, der die annoch aktiven Militärs auf ihre Rittergüter beförderte oder in diese und jene Berufe des Bürgertums, das endlich anfangen sollte, zu begreifen, daß wir durchaus nicht dem Bolschewismus verfallen, wenn du deinen Abschied nimmst. Wir brauchen da oben keinen Schutzmann, der möglichst „energisch durchgreift", sondern entweder einen Demokraten wie den General Groener oder einen Sozialisten wie den Hauptmann Boelcke. Mit der Wahl solcher Führertalente, die ihr Fach von Grund auf verstehen und trotzdem der Republik keinen Falscheid leisten würden, könnte diese den Verdacht aus der Welt schaffen, daß sie dieselbe Ungerechtigkeit begeht wie das alte Regime: daß sie die Männer vom andern Ufer auch dann verschmäht, wenn sie in ihrer Art ersten Ranges, wenn sie geboren sind, zu organisieren und aufzubauen. Du jedenfalls bist für deinen Posten ungeeignet, denn du beherrschst nicht deine Leute, sondern wirst von ihnen beherrscht, und es wäre hohe Zeit, daß sie dir einmal ein Schriftstück in deine Unterschriftsmappe schmuggelten, das die Aufzählung all deiner Sünden von den Freiwilligencorps bis zu Marloh enthielte und mit den Worten schlösse: „Ich habe Irrtum an Irrtum gereiht — ich muß gehen" Dein Adjutant ist ein äußerst gewandter Herr — du wirst dein Abschiedsgesuch unterhauen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard. Charlottenburg. Verlag der Weltbühne: Siegfried Jacobsohn & Co.. Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958

Der papierene Friede von Heinrich Ströbel

Endlich haben wir den Frieden! Ueber ein Jahr hat es gedauert, bis seine Bedingungen formuliert und ratifiziert waren. Wie lange wird es dauern, bis sich die Einsicht durchgesetzt hat, daß die Friedensbedingungen undurchführbar sind und gründlich revidiert werden müssen?

Wenn nicht Alles täuscht, wird in einem Punkt wenigstens die Modifikation nicht lange auf sich warten lassen. Selbst wir, die wir einer politischen oder menschlichen Sympathie mit den deutschen Kriegsverbrechern schwerlich geziehen werden können, haben das Auslieferungsbegehren eine politische Unklugheit genannt. Wie recht wir hatten, beginnt man jetzt auch in England und Frankreich einzusehn. Kämen wirklich die Entente-Gerichte zu einer Aburteilung der Verbrecher, so würde breiten Schichten Deutschlands der Schuldspruch als von Haß diktiertes Tendenzurteil, der Verurteilte als Märtyrer gelten. Sogar Gegner des Militarismus würden die bestraften Offiziere als Werkzeuge der Befehlsgewalt, als Opfer der Disziplin bedauern. Und da nichts erfolgreicher für eine Sache wirbt als Märtyrertum, so würden Militarismus und Reaktion eine Stärkung erfahren, die unmöglich im Interesse der Entente liegen kann. Obendrein geht es den Herren in Paris und London nicht anders als den Nürnbergern. (Eine Verurteilung in contumaciam wäre ja nur ein übel ersonnener Scherz!) Hätte es aber Logik, der von der Offizierskaste so abhängigen Noske-Regierung eine so verzweifelte Energieprobe wie die gewaltsame Auslieferung zuzumuten? Man müßte denn im Falle der Verweigerung oder des Mißglückens der Auslieferung zu den äußersten Konsequenzen entschlossen und gerüstet sein. Scheut man diese Konsequenzen, so sollte man von vorn herein verzichten. Zu späte Nachgiebigkeit, die weniger der Einsicht als vermindertem Selbstvertrauen zu entspringen scheint, erhöht nicht grade das Prestige. Etwas nüchternere Ueberlegung wäre deshalb der Entente schon in ihrem eigensten Interesse zu wünschen gewesen.

Uebrigens scheint uns der Ausweg, die Angeschuldigten vor einen deutschen Gerichtshof, jedoch vor öffentliche Ankläger der Entente zu stellen, und den Entente-Vertretern weitgehende Kontrollrechte einzuräumen, durchaus annehmbar. Die Entente hätte dann die Möglichkeit, die Anklage mit aller Schärfe und Gründlichkeit zu vertreten, der deutsche Gerichtshof könnte zeigen, wie ernst ers mit der Sühnung der Kriegsverbrechen meint, und das deutsche Volk empfinge den tief-

sten und abschreckendsten Einblick in die stupide Bestialität des Krieges. Etwas anders als vor dem Untersuchungsausschuß oder den Militärgerichten (bei den Affairen Marloh und Hiller) würde sich freilich die Verhandlung abrollen müssen. Aber eine kräftige Blutauffrischung und Gewissensschärfung wären unsrer Rechtspflege und öffentlichen Moral ja so außerordentlich dienlich!

*

Es wäre gut, wenn sich die Entente Erfahrungen wie in der Auslieferungsfrage künftig nach Möglichkeit ersparte und sich beizeiten zum Bewußtsein brächte, daß die Friedensbedingungen von Deutschland schlechterdings nicht realisiert werden können. Und umso weniger, je länger die Entente mit jener großen Finanz- und Wirtschaftsoperation zögert, ohne die Deutschland rettungslos dem Wirtschaftszusammenbruch und der politischen Anarchie verfallen muß. Ohne Kredite und ausreichende Rohstoffversorgung vermag Deutschland sein Wirtschaftsleben nicht wieder aufzurichten, der Entente auch nicht einmal einen Teil der Wiedergutmachungen zu erstatten. Die wirtschaftliche Rettungsaktion für Deutschland (und Oesterreich) ist aber undurchführbar ohne einen weitausschauenden Wirtschaftsplan, in den auch die Wiederherstellung Rußlands und die Nutzbarmachung seiner Bodenschätze und Landwirtschaft eingeschlossen sein muß. Dieser planmäßige Neuaufbau der Weltwirtschaft ist für die wirtschaftliche Restitution und Reparation auch der Entente-Länder unendlich viel wichtiger als die Entschädigungserpressung an einem Deutschland, das aus eigner Kraft nicht einmal sich selbst wieder aus der Agonie emporzurichten vermag.

Teutonische Entrüstung über den Schmach- und Erdrosselungsfrieden und militaristische und diplomatische Intrigen (etwa mit Sowjet-Rußland, für das ja neuerlich wieder einmal Kommunisten und Nationalisten so verdächtig schwärmen) sind jedoch das schlechteste Mittel, um den Sieg der Vernunft in den Entente-Ländern zu beschleunigen. Chauvinistische und kommunistische Zettelungen gegen die Entente müßten auch den Entente-Chauvinismus wieder lichterloh entfachen, der sonst aus Mangel an Brennstoff rasch in sich zusammensinken würde. Deutschland braucht nur die nüchternen Wirtschaftstatsachen für sich sprechen zu lassen; die Kommentare dazu und gallige und höhnische Kritik an dem versailler Meisterwerk selbst kann es getrost den einsichtigern Elementen der Entente-Staaten selbst überlassen. Die Revision des Friedensvertrags muß von der internationalen Vernunft erzwungen werden. Und die furchtbare Wirtschaftsnot, die vom Osten unaufhaltsam nach dem Westen vordringt, wird

auch den kurzsichtigsten Egoisten jenseits der Vogesen und jenseits des Atlantic Vernunft einbläuen und die Notwendigkeit eines wirklichen, allumfassenden Völkerbundes plausibel machen.

Wie weit die Einsicht in die oekonomischen Zusammenhänge und die weltpazifistischen Notwendigkeiten schon vor einem halben Jahre gediehen war, beweist ein von dem verdienten Pazifisten A. H. Fried herausgegebenes Sammelbuch: ‚Der Weltprotest gegen den versailler Frieden', das soeben, just zur rechten Zeit (im Neuen-Geist-Verlag zu Leipzig) erschienen ist. Fried hat hier aus allen Ländern der Sieger und der Neutralen Stimmen gegen den versailler Frieden vereinigt. Neben den scharfen Kundgebungen der sozialistischen Parteien Italiens, Frankreichs, Englands und Amerikas und den zornigen Anklagen vieler sozialistischer Politiker dieser Länder begegnen wir nicht minder empörten Protesten bürgerlicher Politiker und angesehener Intellektueller. Eine im ‚Manchester Guardian' veröffentlichte Kollektiverklärung von vierzig englischen Gelehrten sagt dem Friedensvertrag nach, daß er „von Rachsucht und Furcht eingegeben" sei, und daß ihm mit Sicherheit nur kurze Dauer vorhergesagt werden könne. Bernard Shaw ist Sozialist, sodaß man seinen Rat, Mitteleuropa mit zu ernähren und zu finanzieren, bis es wieder auf festen Füßen stehe, und die eignen Schulden zu bezanhlen, indem sich jeder auf die Hosen setze, für selbstverständlich halten könnte. Aber auch General Smuts mahnt eindringlich zur Mäßigung: „Man kann kein ruhiges Europa ohne ein ruhiges, geordnetes Deutschland haben, und man kann kein ruhiges, geordnetes, blühendes Großbritannien haben, während vor den Toren Europa in Chaos und Auflösung liegt."

Diese Stimmen, aus hunderten herausgegriffen, „sind", sagt der Herausgeber Fried, „des deutschen Volkes Trost, sie können seine Rettung werden, wenn gleichgesinnte und gleichgerichtete Ideen und Aeußerungen in Deutschland zur Herrschaft gelangen". Aber Fried warnt auch: „Wenn etwa eine nach alten Methoden wirkende Diplomatie durch Intrigen und Verhetzungen diese Koalition zu sprengen versuchen sollte, dann werden die heutigen Sieger zum letzten Mittel greifen. Dann heißt es: Finis germaniae!, wie es einst: Finis poloniae! hieß . . ."

*

Das Beste in dem lesenswerten Sammelbuch ist ein Aufsatz des zürcher Theologie-Professors L. Ragaz. Ragaz nennt schon im Mai 1919 den Frieden ein „elendes Machwerk", das den „Geist der Grausamkeit, Kleinlichkeit und Raubgier" atme. Nur freilich dürfe sich das nationalistisch - militaristische

Deutschland nicht darüber beklagen: „Da ist jener Waffenstillstand vom letzten November, der von deutscher Seite tief unehrlich war, weil er nur den Zweck hatte, eine katastrophale Niederlage zu vermeiden, und hierfür Wilsons Vierzehn Punkte, die man vorher verlachte, grade gut genug fand." Das Schmerzlichste an dem Gewaltfrieden sei, daß der Glaube an die Verwirklichungsmöglichkeit politischer und sozialer Ideale durch ihn eine harte Niederlage erlitten habe, und damit der Glaube an ideale Lösungen überhaupt. Aber grade dieser Pessimismus sei mit aller Leidenschaft zu bekämpfen. Trotz allen üblen Erfahrungen mit der offiziellen Entente sei die Lage unvergleichlich besser als im Falle eines deutschen Sieges: „Dann hätte sich in Deutschland und den neutralen Ländern keine Maus mehr gegen den Triumph des Militarismus geregt. Die russische Revolution wäre zerstampft worden. Die Entente hätte sich vollends bis zu den Zähnen gewaffnet. Von Völkerbund, Frieden und Abrüstung hätte kein Mensch reden dürfen. Die Welt wäre eine Kaserne und Hölle geworden." Mit der Glorie des Militarismus sei es jetzt vorüber, trotz der einstweilen nur einseitigen und aufgezwungenen Abrüstung Deutschlands. Durch die riesige Bresche im Walle des Militarismus dringe die Abrüstung in unaufhaltsamem Ansturm vor. Auch der Völkerbund werde sich durchsetzen. Und der versailler Vertrag werde ein bloßer Zwischenfall sein.

Der Aufbau der neuen Welt, die auf Freiheit und Menschlichkeit zu gründen ist, kann, das erkennt der Sozialist Ragaz, nicht von „den Diplomaten und Soldaten, den Organen des Macht- und Gewaltstaates und den Börsen- und Trustmagnaten", ausgehen. Aber auch „jener sozialistische Imperialismus, der Wilson verhöhnt hat, wird den Völkerbund und Weltfrieden so wenig schaffen wie der kapitalistische. Dazu ist ein andrer Sinn und Glaube nötig. Nun muß der geistige Kampf mit neuer Macht einsetzen. Die Lage ist durchaus nicht verzweifelt."

In der Tat: selbst heute noch ist die Lage nicht verzweifelt. Sie könnte es nur dann werden, wenn noch einmal die alten Mächte träger Gewohnheit und stumpfsinniger Gewaltanbetung über den geistigen Kampf den Sieg davontrügen!

*

In unsrer innern Politik sind wir leider wieder einmal bei der ultima ratio der Maschinengewehre und des Belagerungszustandes angelangt. Zweiundvierzig Tote, hundertfünf Verwundete allein vor dem Reichstag, dazu Zeitungs- und Versammlungs-Verbote.

Die Unabhängigen und Kommunisten erheben im Parlament und in Flugschriften empörte Proteste gegen das nach kurzer Unterbrechung neu etablierte Gewaltregiment, das nun auch Eisenbahner- und Bergarbeiter-Streiks mit brutaler Rücksichtslosigkeit niederzuringen suche. Aber konnte es bei so kopfloser Taktik denn anders kommen? Der Kampf gegen das Betriebsräte-Gesetz war berechtigt, die Demonstration dagegen, wie die Rechtssozialisten zugeben, nicht minder. Aber mußte man die Massen drei Stunden lang direktionslos um den Reichstag herumstehn lassen, bis die Nerven der Demonstranten und der Sicherheitsmannschaften die Spannung nicht länger ertrugen und die Maschinengewehre losgehn mußten?

Und man wußte doch, daß die Noske und Heine mit einer neuen Kraftprobe rechneten, daß sie jeden Zusammenstoß dazu benutzen würden, um mit Hilfe des Belagerungszustandes und der Waffengewalt auch die Streikbewegungen zu ersticken. Politische Strategen, die eine so einfache Situation nicht zu übersehn und ihre Taktik nicht danach einzurichten vermögen, sind fürchterlicher für ihre Anhänger als für ihre Gegner. Mag es auch einige Narren und Konfusionsräte geben, die selbst diesem Zusammenstoß eine gute Seite abzugewinnen vermögen, weil er die Erbitterung verschärfe und den ersehnten „Zusammenbruch" beschleunige: die Mehrheit der Unabhängigen beginnt doch das Selbstmörderische eines solchen Fatalismus zu begreifen und deshalb das nutzlose Blutbad vor dem Reichstag als beklagenswerte Niederlage zu empfinden. Wenn sich aber diese Niederlagen nicht häufen und für die U. S. P. nicht zur Katastrophe werden sollen, ist die gründlichste Revision der unabhängigen Taktik dringend geboten!

Aber auch die Rechtssozialisten sollten den Bogen nicht überspannen und aus Bequemlichkeit den diktatorischen Neigungen ihrer Heine und Noske nicht allzu sehr die Zügel schießen lassen. Denn sonst kutschiert man mit der Diktatur umso sicherer in die Anarchie hinein!

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XII.

Der Generalstab im Kriege

Daß die Kriegskunst eine Wissenschaft ist wie jede andre, ist leider nicht in das Bewußtsein des größten Teils selbst der Gebildeten eingedrungen. Das mag daran liegen, daß fast jeder Deutsche mit seiner Person irgendwie an der Armee beteiligt war, sich als dazugehörig und deshalb als sachverständig betrachtete. Nun ist nichts verführerischer für den

Laien, als mit strategischen Begriffen zu spielen. Wie oft hörte man im Kriege den berühmten Satzanfang: „Hindenburg sollte doch einfach . . .“, und nicht etwa nur von Bierbankpolitikern, sondern auch von Parlamentariern, Professoren und andern Männern, die sichs wahrscheinlich sehr verbeten hätten, wenn ihnen ein Laie in ihr Fachgebiet hineingeredet hätte. Ich erinnere mich noch eines nationalliberalen Abgeordneten, der unbedingt Calais haben wollte und sehr verblüfft war, als ihm ein Generalstabsoffizier vorrechnete, daß das ungefähr 200 000 Mann Verluste kosten würde. Neuerdings wirft man Noske vor, er habe durch die Gründung der Einwohnerwehren ein stehendes Heer geschaffen und damit den Friedensvertrag verletzt. Ja, wenn man durch Verteilung von Gewehren an beliebige Leute ein stehendes Heer schaffen könnte, dann wäre es sehr einfach, Krieg und Revolution und Gegenrevolution zu machen. Auch Lenin hat die Fachleute des alten russischen Heeres wieder heranholen müssen, und der Erfolg ist, daß seine Heere noch heute siegreich im Felde stehen.

Als militärischen Fachmann kann man nur einen Offizier bezeichnen, der durch die Schule des Generalstabs gegangen ist oder sich die Fachkenntnisse autodidaktisch angeeignet hat. Um die Tätigkeit des Generalstabs zu verstehen, muß man sich einmal überlegen, welche geistige Arbeit dazu gehört, ein Millionenheer mobil zu machen, zu verpflegen, zu bekleiden, mit Munition zu versehen, auf die Bahn zu verladen, unterzubringen, richtig einzusetzen, und was alles sonst noch nötig ist.

Der Truppengeneralstabsoffizier ist für alle diese Dinge verantwortlich. Seine Arbeit ist nüchterne, fleißige, peinlich genaue Rechenarbeit. Mit Strategie hat er garnichts zu tun. Umsomehr mit dem taktischen Einsatz der Truppe. Er ist der wichtigste Mann bei der Truppe. Wenns klappt, so findet das jeder selbstverständlich. Hapert es aber irgendwo, fehlt es an Verpflegung, kreuzen sich die Bagagen auf den Chausseen, steht die Truppe stundenlang ohne Befehl herum, dann schimpft alles, und nicht zu Unrecht, auf den Mann mit den Himbeerbeinen und flucht hinter seinem Auto her.

Der deutsche Generalstab war sehr verdienstvoll, sonst hätten unsre Gegner nicht seine Auflösung gefordert. Den Durchschnitt der Generalstabsoffiziere bildeten kluge, unterrichtete, arbeitsame Männer, die ihre Sache verstanden. Freilich: wie die Armee ihre Kriegsleutnants, so hatte der Generalstab seine Kriegsgeneralstäbler, deren Leistungen manchmal recht mäßig waren, und die oft auf Grund verwandtschaftlicher Beziehungen in den Generalstab gelangt waren.

Der Generalstab war, im Kriege noch mehr als im Frieden, eine Klasse für sich. Er hatte die ganze Macht in Händen. Zur Wut aller Frontoffiziere wurden die Generalstäbler außer der Reihe befördert. Der Hauptmann, der vielleicht im Generalstab einer Etappen-Inspektion gewesen war, wurde viel früher Major als der vorn im Dreck liegende Bataillonsführer. Jeder Generalstäbler hatte selbstverständlich nur das eine Bestreben, sich im Generalstab zu halten, um einmal Chef bei einem Armeecorps oder einer Armee zu werden. Es herrschte ein erbitterter Kampf um die Stellen und ein unbekümmerter Egoismus, und oftmals hatte die Truppe dabei zu leiden.

Besonders unter Ludendorff, als in der O. H. L. wieder ein fester, rücksichtsloser, energischer Wille regierte, steigerte dieses System sich bis zu einer Art Terrorismus. Niemand wagte zu widersprechen. Unter den Chefs der Westfront konnte eigentlich nur Loßberg sich leisten, seine Ansicht Ludendorffs Ansicht entgegenzusetzen. Einwände der Truppenführer wurden nicht beachtet; der Chef wagte garnicht, sie weiterzugeben. Ein Beispiel. Bei der Heeresgruppe treffen Tanks ein, um an dem auf den Tag festgesetzten Angriff teilzunehmen. Der Generalstabsoffizier der Angriffsdivision macht geltend, daß die Division noch nie eigne Tanks gesehen habe, und bittet deshalb, den Angriff mehrere Tage hinauszuzögern, um der Truppe die Ankunft der Tanks bekanntzugeben. Solange gebrauche die Nachricht, um zuverlässig bis in den vordersten Graben zu gelangen. Mehrere Tage? „Dann sind ihre Fernsprechleitungen nicht in Ordnung", ist die Antwort vom grünen Tisch, und nichts wird geändert. Der Angriff beginnt. Auf unsre Leute zu kommen die eignen Tanks von hinten her angerollt. Bei ihrem Anblick heben die überraschten Musketiere die Hände hoch, als Zeichen der Uebergabe. Die Tanks keuchen weiter, hinüber zu den Engländern. Die heben gleichfalls die Hände hoch, und könnten gefangen genommen werden! Aber da niemand von uns mitgegangen ist, so müssen die Tanks wieder umkehren. Nun erwacht unsre Artillerie, sieht die Tanks, überschüttet sie, die eignen, mit Feuer und schießt sie elend zusammen.

Für derartige Vorfälle machte die Truppe mit Recht den Generalstab verantwortlich; denn daß die Truppenführer ausgeschaltet waren, wußte man allgemein. Der Chef war der allmächtige Mann im Armeecorps oder bei der Armee und hatte oft nicht einmal den Takt, das zu verbergen, zumal wenn der General von fürstlichem Blut war.

Ueberhaupt war eine Art Größenwahn die Gefahr, der beschränktere Geister im Generalstab leicht erlagen, und das

trug viel zur allgemeinen Unbeliebtheit der Kaste bei. Der Generalstab entschied über Wohl und Wehe der Truppe, war aber seiner in sich abgeschlossenen Struktur nach geneigt, Stimmen aus der Front zu überhören und überhaupt auf Psychologie zu pfeifen.

Wäre der Generalstab nicht so allmächtig gewesen, wäre mehr Klarheit über die Stimmung der Truppe nach oben gedrungen: man hätte sich doch vielleicht ernstlich damit befaßt, auf Mittel zu sinnen, um die Soldaten bei guter Laune zu halten. Aber alles, was ins politische Gebiet schlug, war streng verpönt: man befaßte sich einfach nicht damit und trieb in der Beziehung Vogelstraußpolitik der schlimmsten Sorte. Ein Sozialdemokrat war eo ipso ein minderwertiges, höchst verdächtiges Subjekt, und man glaubte, ihn durch Unterrichtsoffiziere bekehren und bessern zu können.

Es zeigte sich wieder einmal, wie weltfremd in Deutschland, dem Lande der tüchtigen Spezialisten, die einzelnen Berufsgruppen sind. Der Generalstab, mit seiner Fülle von zuverlässigen Fachleuten, war, eben weil ihm die innere Politik so fern wie die äußere lag, in keiner Weise geeignet, die führende Schicht der Nation im Weltkrieg zu sein. England hat der Generalstab nie richtig eingeschätzt, und als Amerika den Krieg erklärte, teilte der Nachrichtenchef des Generalstabs, der bekannte Nicolai, dies den Chefs der stellvertretenden Generalkommandos auf einer Konferenz in Berlin ganz leichthin mit: „Den Kerls wird es bald ebenso gehen wie den Rumänen“ — das ungefähr waren seine Worte.

Die vollkommene Verständnislosigkeit in politischen Dingen, bei vorzüglicher Fachausbildung, war charakteristisch für die führenden Köpfe des Generalstabs. Kann man ihnen daraus gerechterweise einen Vorwurf machen? Sicherlich nicht! Ebensowenig, wie der Arzt was von Juristerei zu verstehen braucht, ist der Soldat verpflichtet, Diplomat zu sein. Verhängnisvoll ist es nur, wenn die Zentralstelle fehlt, die dafür sorgt, daß Jeder innerhalb seines Ressorts bleibt, wenn der Staatsmann nicht vorhanden ist, der den Chef des Generalstabs in seine Schranken zurückweist, so wie Clemenceau und Lloyd George wiederholt getan haben. Sobald man die Oberbefehlshaber gewähren läßt, kommt ein Krieg nie zu Ende. Sie dürfen nicht mehr sein als ausführende Organe der Politik des leitenden Staatsmanns. Das hat schon Clausewitz erkannt, und das wußte auch Schlieffen.

Aber einen leitenden Staatsmann hatte das arme Deutschland nicht, sondern nur einen schon im Frieden als regierungsunfähig erkannten Monarchen, dem im Kriege die Zügel ganz entglitten, und dessen schwacher Charakter nicht im-

stande war, gegen den populärsten Mann Deutschlands an der Spitze der siegreichen Armee einen Minister zu halten. Noch populärer wäre aber nach der Marne-Schlacht, wofern nur Deutschland die Wahrheit über ihren Verlauf erfahren hätte, und erst recht später der Staatsmann gewesen, der den Frieden gebracht hätte. Und so überwucherte der Generalstab jeden andern Einfluß. Es genügte, im Reichstag gesagt zu haben, der Krieg könne nicht durch die Waffen entschieden werden, um sofort als Staatssekretär zu fliegen. Die harten Hände des leitenden Generals konnten die feinen Fäden der Diplomatie nicht knüpfen: für ihn gab es nur das Schwert. War Ludendorff, die Seele des Generalstabs, schuld daran, daß der Kaiser und seine Politiker so überwältigend unfähig waren? Den Krieg hat nicht die Armee verloren, sondern das alte Regime, das ja auch in ihn „hineingeschlittert" war. Die schweren Fehler dieser verhängnisvollen Männer, an deren Spitze der Kaiser stand, konnte auch die Armee nicht ungeschehen machen. Sie ist, ebenso wie der Generalstab, in dem allgemeinen Zusammenbruch noch die edelste Erscheinung. Dieser Mangel an einem großen politischen Führer ist unser Verhängnis von 1914 bis heute. Hätte sich in den Novembertagen 1918 ein Mann erhoben von der Tatkraft eines Lenin oder Napoleon, hätte er die Regierung an sich gerissen, hätte er durch Kriegsgerichte die Disziplin wieder aufgerichtet und die alte Armee fest in die Hand genommen unter Appell an ihre Vaterlandsliebe und an die Freiheitssehnsucht der Zeit: so würde vielleicht jetzt noch gekämpft, aber vielleicht wäre doch schließlich der Sieg errungen worden. Denn eins darf man nicht vergessen: Während wir zitternd und bebend den Nacken unter den Fuß des Siegers beugen, stehen noch siegreiche Heere in Rußland, die denselben Gegner haben wie wir, und denen wir nicht die Hand gereicht haben, weil uns nach fünf Kriegsjahren der Sinn für Heroismus ausgegangen war. Für die Freiheit muß man kämpfen, darben und sterben können; zu schimpfen und zu streiken ist allzu leicht. Während in Rußland die Heere der Arbeiter und armen Bauer siegreich vordringen, rüsten wir uns, Landsleute dem Feinde zu einer unwürdigen Gerichtskomödie auszuliefern, darunter Männer, die nichts getan haben, als die erhaltenen Befehle auszuführen, und der große Festredner in Amerongen findet diesmal keine Worte, findet nicht das, was der Franzose eine schöne Geste nennt, verbittet sich nicht feierlich vor aller Welt eine Aburteilung seiner Untergebenen, da er allein die Verantwortung trage.

Vielleicht überlegen sich aber die Führer der verschiedenen sozialistischen Parteigruppen einmal — wenn der Bruder-

krieg ihnen dazu Zeit läßt —, was aus der Sache des Sozialismus hätte werden können, wenn die Ebert und Haase sich offen mit Rußland verbündet und den Krieg des Proletariats gegen den Kapitalismus weitergeführt hätten bis zum Ende, bis zur Errichtung des großen Reichs auf sozialistischer Grundlage von Sibirien bis Frankreich. Das wäre für Deutschland eine weltgeschichtliche Aufgabe gewesen: den Bolschewismus zu durchgeistigen, die Russen mit Offizieren, Ingenieuren und Soldaten zu unterstützen und in dem großen kontinentalen Weltreich ein Gegengewicht gegen die angelsächsischen Imperien zu schaffen. Der deutsche Generalstab, dieser unerschöpfliche Born tüchtiger Fachleute, hätte eins der besten Werkzeuge der sozialistischen Führer werden können. Statt dessen kämpfen die russischen Arbeiter und armen Bauern allein, von Allen verlassen, und geben ein Beispiel von Heroismus, der beweist, daß ihrer Sache doch die der Zukunft gehört.

Militaria von Ignaz Wrobel

Wir haben nun genügend Distanz zu den Dingen gewonnen. Der heiße Zorn über die Offizierskaste und ihren Ungeist ist verraucht — wir haben nun Muße gehabt, durch neues Material unser Urteil zu bestärken.

Das deutsche Offiziercorps hat im Kriege seine Vorgesetzten-Pflichten nicht erfüllt; es hat seinen Untergebenen gegenüber versagt. Das deutsche Offiziercorps hat die Niederlage herbeiführen helfen und bleibt ein Hauptfaktor der deutschen Unkultur.

Es muß das deshalb hier noch einmal gesagt werden, weil Kräfte in Deutschland am Werk sind, die aus politischen Gründen, aus persönlichem Interesse oder aus Unkenntnis die Sachlage zu verschleiern trachten. Aus vielen Zuschriften an den Herausgeber und mich geht hervor, daß diese völlige Ablehnung des Militärs den Deutschen ins innerste Herz trifft. Es geschieht dann folgendes: Das Resultat meiner Untersuchungen ist ihm gefühlsmäßig unsympathisch, er zuckt zusammen und bemüht sich nunmehr um Gegengründe. Die Gegengründe sind nicht gut, und sein Gefühl ist es auch nicht.

Der Stabsoffizier, der hier das alte Heer schildert, hat in der Nummer 2 dieses Jahrgangs mein Urteil über das deutsche Offiziercorps für nicht gerechtfertigt erklärt. Die meisten Leser schlagen sich auf seine Seite, nehmen noch seine schärfste Kritik hin und perhorreszieren mich. Der Grund liegt klar zutage: Jener sagt „Ja — aber“, und ich sage „Nein!“

Bevor wir in die eigentliche Erörterung eintreten, halte ich noch für nötig, auszusprechen, daß diese Angelegenheit keine Stammrollenfrage ist. Es ist behauptet worden, ich sei im Kriege von den Offizieren schlecht behandelt worden, und daher rühre mein Urteil. Das Urteil würde dadurch nicht falscher werden. Die Behauptung ist unzutreffend: ich habe beim Militär nichts andres auszustehen gehabt als schließlich jeder Mensch, der diesen Kurzstirnigen in die Hände gefallen ist; ich bin auch zufällig ziemlich rasch und verhältnismäßig weit befördert worden. Also das ist es nicht. Und darum handelt es sich am Ende garnicht. Es handelt sich nur darum: Ist das Urteil, das ich hier so oft über die deutschen Offiziere fällen durfte, falsch oder richtig?

Jedes Urteil über eine Kollektivität ist, mathematisch genommen, unrichtig. Der Typ, der sich durch Uebereinanderkopierung von Photographien ergibt, ist in voller Reinheit auf keiner vorhanden. Was der Beurteilung unterliegt, ist der Typ in Reinkultur, wie er von allen Angehörigen einer solchen Gemeinschaft erstrebt wird, ist jener Typ, nach dem sich alle richten, ist der Typ, den viele fast ganz erreicht zu haben sich zum Ruhme anrechnen ließen — ist eben „der" deutsche Offizier.

Wer wagt heute noch, angesichts einer Millionenschar deutscher Zeugen, zu bestreiten, daß deutsche Offiziere im Kriege Heeresgut verschleudert, daß sie ihren Untergebenen Nahrungsmittel entzogen, daß sie besser gelebt haben, als ihnen zukam, daß sie ihre dienstliche Stellung mißbraucht haben? Wer? Die alten Propagandachefs Ludendorffs. Sie wissen, warum. Aber wir auch.

Wenn die dienstlichen Vertreter des alten kaiserlichen Offiziercorps mit der juristisch erforderlichen Aktivlegitimation wegen dieser Behauptung heute noch klagten, so wären zunächst einmal fünf Richter das Weltgericht — was ein bißchen abstrus wäre — und zweitens hätten wir die Beweislast. Diese Beweislast ist aber ohne Machtmittel nicht zu tragen. Bei der Verlogenheit der deutschen Armee war nach außen hin immer alles in Ordnung; Jedermann war durch einen Befehl, durch einen Bericht, durch eine Verfügung oder durch eine Allerhöchste Kabinettsordre gedeckt. Jeder wälzte die Verantwortung auf einen Andern ab, und zuletzt trug sie Keiner. Nicht einzelne Fälle, wie sie in jeder Organisation vorkommen, sollen hier festgenagelt werden, sondern die Regel — keine Ausnahmen. Die ungesühnte Regel — nicht die sofort bemerkte und abgestellte Ausnahme. Das Alltagserlebnis. Das Normale. Die Regel.

Ich gebe nun zunächst wenige kleine Proben aus der unerschöpflichen Schrift ‚Charleville' von Doktor Wilhelm

Appens (erschienen bei Gerisch & Co. in Dortmund) — einer Schrift, die ich am liebsten von Anfang bis zu Ende hier abdruckte, und die ich jeden meiner Leser sich zu beschaffen und vollständig zur Kenntnis zu nehmen bitte. Nach ihrer Lektüre begreift man, warum wir den Krieg verloren haben, und warum der Haß der Welt auf Deutschland noch immer in Weißglut steht.

Das deutsche Volk hat freudig die größten Opfer auf sich genommen. Im Großen Hauptquartier war es grade das Gegenteil und ist in den spätern Jahren nicht besser, sondern schlimmer geworden. Der kaiserliche Hofstaat verschlang enorme Summen. An der Hoftafel wurde glänzend gelebt. Es ist ein Irrtum, anzunehmen, das Wilhelm der Zweite tagtäglich mit dem Großen Generalstab zusammengearbeitet habe. Ich darf wohl behaupten, daß der Kaiser nie in die Präfektur gelassen wurde. Die Generalstäbler kamen zu ihm in seine Villa und hielten ihn durch Vorträge auf dem Laufenden. Von Zeit zu Zeit fuhr er an die Front und hielt Ansprachen oder nahm Paraden ab. Das war alles. Im übrigen langweilte er sich, wie ein verwöhntes Kind, das seine Kinderstube nur in Begleitung der Bonne verlassen darf. Das Hofleben erinnerte in seiner ganzen „Aufmachung" an das Leben im alten Rom vor dem Verfall.

„Es gibt nur eine Feldkost." Dieser kameradschaftliche Befehl ist im Großen Hauptquartier nicht beachtet worden. Je höher die Mitglieder eines Kasinos im militärischen Rang und in dienstlicher Stellung, je vornehmer die Verpflegung. Der Große Generalstab mit seinen ungefähr hundert Herren überbot alle andern Formationen. Das Beste war für die Offizierkasinos, das Allerbeste für den Generalstab. Den Edelsten der Nation sagte die einfache Bauernbutter nicht mehr zu. Deshalb richtete die Heeresverwaltung in Charleville eine Zentralmolkerei ein, um schmackhaftere Rahmbutter und vollwertigste Sahne zu schaffen. Der ganze Bau war in wenigen Wochen hergestellt. An Arbeitskräften (Pionieren) fehlte es nicht. Baumaterialien ließen sich schnell herbeischaffen. Gab es keine geeigneten Maschinen im besetzten Gebiete, bedurfte es nur einer telegraphischen Bestellung nach Deutschland. Der Bau kostete achtzigtausend Mark. Der Generalstab glich Moloch, dem Unersättlichen. Es grenzt an das Ungeheuerliche, was an die Kasinoverwaltung der Präfektur geliefert werden mußte. Wie ein Nimmersatt kam mir besonders der General Zöllner, der Adjutant des Generalquartiermeisters v. Freytag-Loringhoven vor. Ein Leutnant von M. handelte auf Befehl des Generals Zöllner. Wir konnten nicht genug herbeischaffen. Die Ordonnanzen kredenzten alte Südweine als Appetitanreger, edlen Bordeaux zu den Hauptspeisen, Liköre zum Mokka, Sekt und schweren Burgunder bei Beginn der Fidelitas, die nicht selten in wüste Orgien ausartete. Es gibt wohl keine Formation im Großen Hauptquartier, die solch hohe Zahl von Gutscheinen für Getränke mit wahnsinnigen Summen aufzuweisen hatte wie der Große Generalstab. Ein einziger Bon hatte einmal die Höhe von fünfunddreißigtausend Francs. In den Kasinos weiter nach unten war die Verpflegung weniger feudal. Doch die Tafelfreuden schlugen dieselben Wellen und traten nicht unbeträchtlich über die Ufer des Anstands. Ein weit bekanntes Offiziersspeisehaus war der sogenannte „Salon des Familles". Dessen Weinkeller schien unerschöpflich zu sein. Der geflohene französische Besitzer hatte auf Jahre hinaus seine Vergnügungshallen mit Vorräten an Wein und Likören versorgt. Für die Deutschen reichte es nur auf Monate.

Der zweite Kommandant war fort. Jetzt brach die Meute los. Keine Formation wollte sich von ihren Zimmer-, Bureau- und Kasino-Möbeln trennen. Diplomatenschreibtische, lederne Klubsessel, Teppiche, Fenstervorhänge aus schwerem Plüsch — alles schleppten Lastautos öffentlich, am hellen Tage zum Bahnhof. Was alles aus den Quartieren der Offiziere und höhern Beamten gestohlen worden ist, spottet jeder Beschreibung. Die Wäscheschränke waren schon lange leer. Tische, Stühle, Betten, Eßgeschirre, Bestecke und Uhren wanderten nach. Selbst Bade-Einrichtungen sind ausgebrochen und mitgenommen worden. Später haben solche Plünderungen immer krassere Formen angenommen. Kunstwerke, seidene Damenkleider, Leibwäsche, alles verschwand schon mit dem Fortgang des Großen Hauptquartiers. Die nachfolgenden Formationen trieben es noch ärger. In den letzten Monaten des Kriegs habe ich erlebt, daß riesige Eichenmöbel aus alten Patrizierhäusern gestohlen worden sind. Gemälde, Spiegel, Klaviere, Familienandenken — nichts war heilig. Die Präfektur bot ein Bild des Grauens. In den weiten Hallen war nicht ein Stuhl mehr zu finden. Von den prachtvollen Doppeltüren hingen die Lederbezüge in Fetzen herab.

Im letzten halben Kriegsjahre stand der Barometer schon auf Sturm. Soldaten trieben sich tage-, ja wochenlang in Charleville umher, ohne an eine Rückkehr zu ihrem Truppenteil zu denken. Mit der Straßendisziplin gings zu Ende. In der Dunkelheit hörte man schon Offizieren nachrufen: Bluthunde! Haut sie! Licht aus! Messer heraus! Zwei Mann zum Blutempfang! . . . Die Heeresverwaltung griff zu Gegenmaßregeln. Die Ordonnanzen durften nicht mehr mit Morgenkaffee. Butter und Brötchen über die Straße balanzieren. Die ausgemergelten Frontsoldaten wären sonst tätlich geworden. Offiziere, die, wie in Modebädern, abends in einer Art weißer Phantasie-Uniform gingen, vermieden von jetzt an solche provozierende Kleidung. Hohe Offiziere, sogar ein General, schämten sich nicht, jeden Front- oder Etappensoldaten anzuhalten und zur Bestrafung zu melden, wenn der Gruß nicht kasernenmäßig ausgeführt wurde. Sie schämten sich nicht, totmüde, abgehetzte feldmarschmäßig bepackte Lanzer, die mit gesenktem Kopf ihres Weges trotteten, auf offener Straße anzubrüllen. Die Erbitterung stieg. Die Arresthäusern füllten sich. Die Soldaten hungerten, und die Offiziere schwelgten weiter.

In jeder Formation waren es immer nur Einige, die ernstlich arbeiteten. Die Meisten bummelten. Die bissige Redensart: „Wenn nur der Friede nicht ausbricht“ war auf dieses Schmarotzertum gemünzt. In den letzten beiden Kriegsjahren habe ich Offiziere und Militärbeamte kennen gelernt, die sichtlich erbleichten, wenn vom Frieden gesprochen wurde. Auch ganze Formationen waren überflüssig, und kostspielige militärische Maßnahmen erregten nur Spott und Hohn bei den Fronttruppen. Eine klägliche Rolle spielten die Kriegsberichterstatter. Jeden Vormittag durften sie vom Major Nicolai die zensierten Kriegsdepeschen in Empfang nehmen und darüber in Artikeln, die nochmals von einem dazu ernannten Offizier durchgesehen wurden, an ihre Zeitungen depeschieren und leitartikeln. Hier und da fuhren sie in militärischer Begleitung zur Front, speisten bei höhern Stäben oder schauten von einem fernen Berge ins Schlachtgetümmel, wie Moses ins gelobte Land. In den ersten beiden Kriegsjahren wohnten sie in einem Schloß, in dem später der ganze kronprinzliche Hofstaat unterkam. Da hatten sie alles und genossen auch alles. Ein andre Formation, über der der Geist des Majors Nicolai schwebte, war die Kriegspressestelle. Ich kam mit den Herren nur alle Monat einmal in Berührung, wenn ihr Weinkeller neu aufgefüllt werden mußte. Was die Feldpresse-

stelle Positives geleistet hat, ist mir rätselhaft geblieben. Das allwöchentlich erscheinende „Korrespondenzblättchen“ hätte ein Schreiber vom Bureau des Majors Nicolai ebenso prompt herausgeben können.

Die Offiziere stellten die höchsten Ansprüche. Selbstverständlich wollten sie allein wohnen. Bade-Einrichtung, Salon, Schlafzimmer, Garten waren Grundbedingung. Ohne Teppiche, Treppenläufer, Chaiselongue, Uhren, elektrische Lichtanlage, Dauerbrenner ging es überhaupt nicht. Woher aber nehmen? Die Quartiere waren zum größten Teil von den Vorgängern ausgeplündert. Man verschaffte sich nun Ersatzmöbel, indem man von Haus zu Haus ging und ein Möbelstück nach dem andern oder gleich ganze Einrichtungen wegnahm. So handelten Angehörige eines Kulturvolks. Aber trotzdem waren viele Offiziere noch nicht zufrieden. Sie wollten zwischen keinen zusammengestoppelten Möbelstücken hausen. Alles sollte noch stilgerecht obendrein sein. Pioniere und Elektromonteure wußten nicht, wo ihnen der Kopf stand. Hier mußte ein neuer Ofen gesetzt werden, dort galt es eine fließende Wassereinrichtung einzubauen, das Zimmer bedurfte neuer Tapeten, über dem Bett fehlte ein elektrischer Wandarm, Gartenanlagen sollten neu hergerichtet werden und dann, vor allen Dingen: jeder verlangte ein Klavier.

Eines Tages erschien der Ortskommandant von Wasigny mit dem Befehl des A. O. K. I, eine größere Möbelrequisition in Charleville-Mezières vorzunehmen. Ein neues Kasino, Kino undsoweiter mit allem Drum und Dran sollte ausgestattet werden. Solche Vorwände waren den Ortskommandanten nicht neu. Der Kommandant sträubte sich. Vergebens — der Kommandierende General wünschte es, die Inspektion ersuchte, die Kommandantur befahl, und ich gehorchte. Hauptmann W . . . ., so hieß das militärische Oberhaupt von Wasigny, begleitete mich persönlich. Wir fuhren zum Stadthause von Mezières. Der Bürgermeister war selbst zugegen. Ich trug ihm unser Anliegen vor. Er erklärte sich bereit, persönlich mitzugehen und führte uns in seine eigne Villa. „Bitte, wählen Sie“, sagte der Franzose zum deutschen Offizier. „Ist der Kerl verrückt?“, meinte der Hauptmann — „er will seine eignen Möbel hergeben?“ Die „Requisition“ im Hause des Bürgermeisters begann. Zunächst das Schlafzimmer der geflüchteten Gattin des Bürgermeisters. Herr Bruxelles nannte den Wert der Sachen. Ich schrieb. Der Hauptmann feilschte um die Preise. Dann: das Billardzimmer. Seidene Wandteppiche, wundervolle Gobelins, Wanddivans, Hocker, ausgelegte Spieltische — der Hauptmann schmunzelte. Er riß die Türen aller Zimmer auf, wühlte in den Wäscheschränken und wählte aus, was ihm gefiel. Als ich den deutschen Offizier wie einen gemeinen Einbrecher „arbeiten“ sah, trieb mir die Empörung — wie leider so vieles in dieser Zeit — die Schamröte ins Gesicht. Der Herr des Hauses stand daneben. Sein Atem flog. Er grub die Zähne in die Lippen und — schwieg. Nun gings wieder hinunter. In den Eßsaal und die Gesellschaftszimmer. „Hier, mein Kapitän, sind meine Hauskleinodien, ich hüte sie mit meiner Seele. Sie sind heiliges Familiengut.“ Ich verdolmetschte dem Offizier diese Worte des Bürgermeisters. Er blieb taub. Herr Bruxelles nahm seine Zuflucht zu mir. „Sehen Sie, dieser Flügel, er ist aus Deutschland, die Firma kennen Sie ja — Blüthner. Und dann hier mein Buffet, massiv Eiche, nach Maß für dieses Zimmer hergestellt. Und da“ — er riß einen Stuhl an sich wie eine Mutter ihr Kind, das man ihr rauben will — „jede Lehne, jeden Sitz dieser zwölf Stühle ziert eine Handstickerei, mit Sorgfalt und Liebe von meinen Familienmitgliedern gearbeitet.“ Der Franzose nahm meine beiden Hände,

von mir seine Rettung erhoffend. „Was schwätzt der ausgemergelte Franzosenkopp?“ wandte sich der Hauptmann an mich. Ich bettelte für den Bürgermeister. „Glauben Sie, Unteroffizier, eine Exzellenz soll im Dreck liegen, während dieses Pack auf Seide sitzt und schläft? Alles wird requiriert. Der Kerl bekommt seinen Gutschein, den mag ihm bezahlen, wer will.“ Herr Bruxelles schien zu verstehen. Seine Seele riß sich loß. Die Augen irrten durch die hohen Fenster ins Weite. Nachmittags fuhren Lastautos vor, um den Raub zu bergen. Acht Tage später überreichte ich dem Bürgermeister den Gutschein: vierzigtausend Francs. Und wieder einige Wochen später begruben die Einwohner von Mezières ihren Bürgermeister Bruxelles.

Wenn solche Dinge im Großen Hauptquartier vorkommen konnten — wie muß es dann fern vom Schuß ausgesehen haben! Und welche Gesinnung muß ein Offiziercorps beseelen, das diese Uebergriffe kennt, selbst mitgemacht hat und nun nicht den moralischen Mut aufbringt, eine Generalreinigung am eignen Körper vorzunehmen! Aber das kann es nicht, denn dann müßte es sich selbst auflösen.

Mein verehrter Gegner, der Stabsoffizier, hat einmal mit Recht betont, daß es eine Homogenität des deutschen Offiziercorps nicht gab. Garde und Zabern sind allerdings zwei Welten: aber in der Kastenrücksichtslosigkeit waren sie homogen. Ueberraschend schnell hatte der frisch eingetretene Reserve- oder Kriegsoffizier sich den schlechten Geist des Offiziercorps zu eigen gemacht. Andern Völkern unfaßbar ist jene kalte Roheit, die sich nicht einmal an den Qualen Leidender weidet, sondern die sie überhaupt nicht sieht. Unfaßbar jene vollkommene Nichtachtung andrer Rassen und Völker — unfaßbar die Verständnislosigkeit dafür, daß das auch Menschen sind. „Und wenn nun Ihrer Frau und Ihrer Tochter dergleichen . . .?“ Das begriffen sie nicht. Es kam ihnen garnicht in den Sinn, eine Parallelität zwischen ihren eignen Leuten und den fremden auch nur anzunehmen.

Durch stete Wiederholung sind die alten schlechten Grundsätze der deutschen Armee in die Köpfe getrommelt worden: Der Vorgesetzte hat immer recht; Dienst ist Dienst (und Recht ist Unrecht); jede Dienststellung dient zunächst der persönlichen Bequemlichkeit . . . Nur durch stete Wiederholung ist heute festzustellen: Nicht das ist so empörend, daß täglich die schlimmsten Uebergriffe vorgekommen sind — sondern, daß sich Keiner beschwerte, weil er die Nutzlosigkeit seiner Beschwerde von vorn herein einsah, und daß das Offiziercorps noch den letzten Verbrecher hielt — aus Gründen der Disziplin. Wo ist der überzeugte Militarist, der etwa befürwortet hätte: Jeder Offizier, der seine Dienstgewalt mißbraucht, ist vor der Front zu degradieren!? Erst dann hätte das Offiziercorps behaupten können, rein zu sein.

Ich halte mich an die Tatsachen. Und es ist eine Tatsache, daß das deutsche Offiziercorps lieber Schandkerle unter sich geduldet hat, als daß es im Interesse der Mannschaften durchgegriffen hätte. Was ist das für eine Disziplin, die solchen Schutz nötig hat!

Die Gründe für diese Kulturwidrigkeit liegen tief. Der Deutsche, von der Tradition verprügelt, braucht etwas, das ihn über sich selbst hinaushebt. Als Karl Müller ist er nichts — aber als Feldwebeldiensttuer dünkt er sich etwas zu sein. Als ein lebenstüchtiger Kerl ist er nichts — aber er erhält in seinen Augen eine Bedeutung, wenn er unterschreibt: Der Direktor des Zentralbüros (gezeichnet) Lehmann.

Nun ist diese Weltordnung zerstört — ihre vollkommene Unbrauchbarkeit hat sich im Kriege herausgestellt. Was unter Friedrich dem Zweiten möglich war, ist heute ein übelduftender Anachronismus. So kann man eben nicht arbeiten. Diese ganze Art, Stäbe und Abteilungen und Kompetenzen zu stabilisieren, diese unmögliche Arbeitsweise, mit einem schwerfälligen Apparat das flinke Leben erfassen zu wollen —: es hat kläglich versagt.

Der Apparat, und besonders der militärische Apparat hat den Leuten die Augen geblendet. Sie sahen nichts mehr, wenn ein Inspekteur der Kavallerie sein Votum abgegeben hatte. Sie sahen nichts mehr, wenn über einen offenen Rechtsbruch irgendein feierliches Kollegium sein Habeat gesprochen hatte. Sie wollten auch nichts mehr sehen. Denn es war so bequem und gewinnbringend, nichts zu sehen . . . Und zum Schluß waren sie wirklich kurzsichtig geworden.

Was dem völlig unfähigen Noske immer wieder und wieder vorgeworfen werden muß, ist eben, daß dieser ehemalige Sozialdemokrat die gute Gelegenheit nicht benutzte, alle Nutznießer des alten Systems auf die Straße zu setzen. Er sieht nicht, wie er zum Narren gehalten wird. Kaum besteht die Möglichkeit, daß die Militärgerichtsbarkeit abgeschafft wird, so heckt einer der ehemaligen Kriegsgerichtsräte den Plan aus, die ganze Gesellschaft als „Heeresjustitiare“ beizubehalten. (So beziehen sie das alte Gehalt.) Und vielleicht braucht dieser Militärverein wirklich einen ständigen Rechtsbeirat für seine ständigen Uebergriffe. Man muß gesehen haben, wie sie im Fall Marloh alle bei der Hand waren, um zu helfen und zu retten — „Ein Hurenhaus geriet in Brand“ —, man muß gesehen haben, wie sie auch noch den kleinsten Fall verschleiern, und wie sie darin von oben her unterstützt werden.

Was nottut, ist, daß das Rechtsbewußtsein des Volkes wiedererwacht. (Denn die Offiziere sind nicht vom Mond

heruntergefallen, sondern sind Deutsche und nicht aus den schlechtesten Klassen.) Was nottut, das ist die Erkenntnis, daß Noskes Abgang den Bolschewismus nicht fördern, aber vielleicht eine kleine Besserung zur Folge haben würde und vielleicht eine völlige Zerstörung des alten Militärgeistes, der heute mit allen Mitteln — auch mit den finanziellen des Staates — erhalten wird. Die Demokratie, die da den Ausschlag geben kann, konzediert, nach unendlichen Erwägungen und Erkundigungen, wohl einmal ein Fällchen — zu einer resoluten Kritik des alten Zustandes wird sie sich, wie sie heute ist, nicht aufschwingen. Sie hat sich mitschuldig gemacht. Es ist nichts damit geschehen, daß Herr Hiller oder Herr Marloh abgetan wird: es muß, um das Lieblingswort des bleibenden Gustav zu gebrauchen, „energisch durchgegriffen“ werden. Dies da ist gleiches Unrecht für Alle und Recht für Wenige.

Diese Deutschen können sich Ordnung und geregeltes Zusammenleben nicht anders vorstellen, als daß die ultima ratio, die Gewalt, reaktionär organisiert ist. Weiß ein Mann wie Wolfgang Heine nicht, was unter seiner Verantwortung vorgeht? Weiß er nicht, daß die neue Sicherheitswehr die alten schlechten Offizierstypen aufbewahrt? Genügt ihm, daß sie, für vieles Geld übrigens, ihre Pflicht tut? Dann muß er entfernt werden — denn es genügt nicht. Die sozialdemokratischen Parteifunktionäre, die für solche Erscheinungen eintreten, treiben die Masse dem Bolschewismus in die Arme. Und wirken kulturverderblich.

Der Deutsche neigt dazu, den Militärgeist zu bejahen, wenn man ihm nur Gelegenheit gibt, ihn auch für sein Teil zu betätigen. Der „roteste“ Portier ist auf seinem Hof ein kleiner Militärdiktator, weil er sich Ordnung nicht anders vorzustellen vermag.

Die noch immer existierenden Militärs sind aber nicht einmal national. Die Entente bremst den Militarismus, soweit er sich offen manifestiert. Er ist also heute auch für das Land naeh außen hin schädlich. Das hindert aber die Deutschen nicht, nach wie vor ihre Einwohnerwehren, ihre Sicherheitswehren, ihre Polizeitruppen zu organisieren. Wofür ist das ein Zeichen? Dafür, daß sie nicht, wie sie behaupten, das Wohl des Landes wollen, sondern einem innern Drang, einem Trieb folgen, den sie nicht unterdrücken können. Sie brauchen diese Ueber- und Unterordnerei, sie brauchen dies Kollektivbewußtsein, das die Verantwortung in allen Fällen so schön verteilt — sie brauchen das.

Wertungen kommen alle aus dem Gefühl, sind alle von Liebe oder von Haß diktiert und sind letzten Endes nicht mit dem kalten Raisonnement zu bewältigen. Das gefährliche

Vereinsmeiertum, das sich hier offenbart, kann wiederum zum Bösen ausschlagen. Aber den Deutschen ist das gleichgültig. Sie sind nicht so: sie lassen auch von einem Monarchisten ihre Banken bewachen.

Es liegt an euch. Gebt den Offizierstypen, die immer noch nicht abgewirtschaftet haben, keine Untergebenen mehr her — Ihr müßts heute nicht —: dann gehen sie ein. Keiner von ihnen ist möglich ohne jene Horde von Unterwürfigen. Es liegt an euch. Eine deutsche Kultur kann nicht neben diesem und nicht trotz diesem, wie Thomas Mann glaubt, bestehen. Sie kann nur bestehen ohne das. Ohne dies Militär und ohne diesen Kasernenhof. Alles Andre ist Literatur und Tünche.

Mangel an Selbstbeherrschung, Eigennutz, Unterwürfigkeit nach oben und Roheit nach unten: das waren die Kennzeichen des deutschen Offiziers. Nach einem kurzen Novemberchoc steckten sie die Helmspitzen wieder hervor. Hier ist die Kardinalfrage der Jugenderziehung, hier der Kernpunkt unsres öffentlichen Lebens. Es liegt an euch. Tötet das deutsche Militär —: und Ihr habt eine deutsche Kultur.

---

§ 129 von Ludwig Kleeberg

In der deutschen Reichsverfassung ist die Freiheit zum Troste der gutgläubigen Bürger gleichsam auf Paragraphen gezogen. Schön geflochtenen Zöpfen nicht unähnlich, schmücken die neuen Paragraphen die alten Perücken. Als die sogenannte Neuordnung der Dinge kam, schien es, daß auch das Beamtenverhältnis auf eine neue Grundlage gestellt werden solle. Insbesondere erhoffte man die Aufhebung einer Einrichtung, die von jeher als eine Schmach empfunden wurde: der sogenannten geheimen Personalakten. Es ist nicht notwendig, hier zu erörtern, wieviel offene und stille Zurücksetzung, jahrelanger Verdruß, quälender Argwohn, zerstörte Berufsfreudigkeit die Folge dieser geheimen Buchführung gewesen ist. Es bedarf auch keiner Erörterung, inwiefern unter allen Beamtenklassen der Lehrer jener Berufsfreudigkeit in vorzüglichem Maße bedarf. Die Jugend kann ja nur von Persönlichkeiten erzogen werden, die eben „Persönlichkeiten“ sind; von Männern, die mit Achtung vor sich selbst bestehen können — die eben so viel sittliche Autorität haben, daß keine Behörde imstande ist, sie ihnen streitig zu machen. Wahrhaftigkeit nach innen und nach außen, aber auch von und nach oben schafft jene Atmosphäre, in der Menschen gedeihen. Soweit ein Gesetz vermag, die äußere Grundlage eines würdigen Zustandes zu schaffen, mochte man mit dem erlösenden Gefühl der Freude den § 129 der

deutschen Verfassung begrüßen: „Dem Beamten ist Einsicht in seine Personalnachweise zu gewähren." Dieser Paragraph enthält eine Vorschrift für die Behörden. Dem entsprechenden Antrag eines Beamten ist stattzugeben.

Die Personalnachweise hören darum nicht auf, geführt zu werden. Denn selbstverständlich muß eine Behörde unterrichtet sein über die dienstlichen und persönlichen Verhältnisse eines Beamten, auch über gewisse Tatsachen, die zu seiner Beurteilung wesentlich sind, zumal wenn sie seine öffentliche Achtung beeinflussen. Aber notwendig war die Abkehr von dem System der Heimlichkeit, der einseitigen, entstellenden und selbst unwahren Berichte. Nach der Verfassung soll in Zukunft der Beamte sich vergewissern dürfen, aus welchen Teilen sich sein amtliches Bild zusammensetzt; es soll ihm die Möglichkeit gegeben werden, sich über Ungünstiges zu äußern und eine Berichtigiung durchzusetzen. Die alten, bisher geführten Akten sind von den Behörden der jetzigen Regierung übernommen. In ihnen wurde mit Recht die Quelle vieler Mißstände und Benachteiligungen erblickt. Mancher Lehrer empfand klopfenden Herzens frohe Genugtuung, als ihm die lange verschlossenen, mit scheuer Furcht geahnten Bücher aufgetan werden sollten. Jetzt konnte sich ihm manches Rätsel lösen. Der § 129 sollte ihm der Schlüssel sein zu manch schmerzlichem Geheimnis.

Ein Irrtum! Der Kultusminister denkt garnicht daran, diese papiernen und doch so zwingenden Gefängnisse zu öffnen. Er weigert sich gradezu, ein Recht zu gestatten, das von der Verfassung — seit mehreren Monaten! — ausdrücklich gewährleistet ist. Selbst ein sozialdemokratischer Minister mag eben nicht auf die Mittel einer Regierung verzichten, gegen die er früher so oft in mannhafter Opposition gestanden. Die republikanische Regierung hat Angst vor ihren eignen Reformen! In den Sesseln der ehemaligen Geheimräte sitzt es sich wundervoll. Auch der Zopf sitzt genau so hinten wie früher. Man kann eben das „Geheime" nicht ganz entbehren. Der grüne Tisch ist rot überpinselt. Aber da die Farbe nur schlechter Ersatz ist, brach die alte Couleur überall durch. Man ist auch ängstlich trotz großer Geste, geht nicht auf den Kern der Aufgaben, sondern bewegt sich gern an der Peripherie. Allein: man führt einen sehr mutigen Kampf gegen — Kaiserbilder und erschafft jenes bezeichnende Symbol kläglicher Halbheit: einen leeren Wandfleck, eingerahmt von den Bildern des ersten und zweiten deutschen Kaisers. Das gibt den Schein der Kraft zu freiheitlichen Taten und dispensiert von der Pflicht zu einer wahrhaften Reform, um die es sich jetzt handelt: einen ganzen Stand ethisch zu heben, in-

dem man ihn von unwürdigen Fesseln befreit, die seine Moral und Selbstachtung ärger bedrohen als jeden andern.

Weshalb werden die Geheimakten immer noch nicht geöffnet? Herr Haenisch weiß zu gut, weshalb er einer altbewährten Einrichtung nicht entsagen darf. Man gebe sich doch nicht der Täuschung hin, daß irgend Wesentliches geändert sei. „Aes bliewet Alles biem Ahlen“, sagt man in einer schönen Gegend Mitteldeutschlands. Auf die Perücke des Wilhelminischen Zeitalters ist nur eine salongemäße Revolutionsmütze aufgesetzt. Sozialdemokratische Minister haben sich gut eingewöhnt. Freilich ist ihnen bei der neuen Freiheit nicht recht wohl. Das gute Alte läßt sich nicht ganz entbehren, deshalb konserviert man es. Und das Papier der Verfassung ist geduldig. Den Uebrigen, den „Untergebenen“, aber ziemt auch fürderhin Gehorsam und Schweigen.

Die alten Geheimakten ließen sich freilich nicht vernichten, denn man bedurfte ihrer. (Zaghafte Gemüter forderten: Akten vor dem November 1918 sollten geschlossen werden. Aber das hätte nur Sinn gehabt, wenn zugleich Diejenigen ausgetilgt wurden, die Kenntnis von ihnen besitzen und nicht aufhören, Kenntnis zu haben.) Aber wer jetzt dächte, den Haken des § 129 nach jenem geheimen Nebelungenschatze auszuwerfen, dem wird bedeutet, daß er unbefugt angelt. Auch republikanische Behörden geben nicht preis, was sie nicht wollen. Ach ja! Täte man dies, so wäre die Folge eine unabsehbare Flut von Einsprüchen, die man nicht bewältigen kann, und tausend persönliche Widerwärtigkeiten — für Vorgesetzte, Widerwärtigkeiten, die der amtlichen Autorität ungemein schaden könnten. Man hat nicht das Vertrauen, daß amtliche Geheimberichte eine Korrektur vertragen, ohne damit die Grundfesten der Untertänigkeit zu erschüttern. Wo aber heimlich tatsächliche Unwahrheiten aufgezeichnet wurden, mit der unheimlichen Macht, ein Menschenleben langsam zu untergraben, da breche in des Teufels oder des Rechtes Namen auch die Verantwortung herein über die Lüge. Statt dessen wird die Heimlichkeit weiterhin geschützt von einer Regierung, die nicht genug das Wort von der Freiheit und der Wahrheit im Munde führen kann. Die Komödie wird immer offenbarer. Nur die Firma ist geändert. Sonst bleibt Alles beim Alten. An einem blühenden Beispiel von gradeze symptomatischem Charakter ist es gezeigt. Im Amtsblatt aber lesen wir: „Wir haben das Geschäft von unserm Vorgänger übernommen. Und indem wir bitten, das ihm bewiesene Vertrauen auch auf uns übertragen zu wollen, versichern wir, daß wir den Betrieb im alten, bewährten Geiste weiterführen werden.“

Hamlet im Zirkus

Mit welcher Unermüdlichkeit Reinhardt um ‚Hamlet' gerungen hat, bis er ihn endlich bezwang: das ist auf den letzten dreizehn Seiten meines Buches über den ziemlich einzigartigen Mann zu lesen. Mit welcher Bravour er ein knappes Dezennium später die eigne Schöpfung vernichtet hat: das ist jetzt im Großen Schauspielhause zu sehen. Wenn wirklich anno 1910, was ich mir heute noch glaube, „ein Gipfel der Bühnenkunst erreicht war, wie er nur alle Jubeljahre einmal erreicht wird", so gabs davon allenfalls Eine Steigerung: im kleinsten Raum, in den Kammerspielen, mußte die Probe auf die Stichhaltigkeit so gewählter artistischer Mittel gemacht werden. Die Probe wäre bestanden worden. Keine neue Verfeinerung, die ein Regisseur dieses Ranges angestrebt und seinem „Material" abgewonnen hätte, konnte ein andres Ergebnis haben, als daß ein gedachtes Drama uns immer überzeugender vorgedacht worden wäre. Die Gefahr der geistigen Verdünnung war nicht bedrohlich: die Saftigkeit Shakespeares, die Sinnlichkeit Reinhardts und die spritzende Spielfreudigkeit seiner Mimen hätten sie abgewendet.

Reinhardt hat sich, statt für die Verfeinerung, für die Vergröberung entschieden. Wie sie allerdings unumgänglich nötig hat, wer mit ‚Hamlet' nicht mehr ein- oder zweimal in der Woche tausend und erst recht nicht dreihundert, sondern vierzig Abende hinter einander je dreitausenddreihundert Zuschauer fesseln will. Schon ein solche Absicht dünkt mich verdammenswert. Das Abonnementssystem des Riesenkastens mag vor jeder künstlerischen Erwägung vorhanden gewesen und unerschütterlich sein, damit der Schornstein der „Reinhardt-Werke" rauche. Aber wo die Weltdramatik einen Meter kernigstes Brennholz selbst für Theaterfabrikgebäude aufzuweisen hat: warum läßt man nicht diese Edeltanne unangetastet? Dabei zweifle ich garnicht, daß Reinhardt auf seine Weise es ernst und ehrlich meint. Sicherlich, außer der Virtuosengier, sich technisch auszuleben, schwellt ihn der Ehrgeiz, nachdem er sich einen hohen Adel und die gesamte Bourgeoisie unterworfen hat, auch das Volk, grade weil es nicht Brot genug hat, durch circenses zu ködern. Sicherlich ists sein Vorsatz, allermindestens um daselbe Stück, um das er zu ihm heruntersteigt, es zu sich emporzuheben. Sicherlich träumt er davon, eben durch die kühnste Entfaltung seiner napoleonischen Manegenkünste den Lorbeer zugleich eines Pestalozzi sich zu ersiegen. Sicherlich . . . Ach, was! Sicherlich wird den Schiffbauerdamm keine Aeppelkahn-Atmosphäre hindern, zum Moskau eines Kulissenkorsen zu werden, und sicherlich nützt man weder dem Volk noch gar der Kunst, indem man Shakespeare verwagnert.

Stimmung! Stimmung! Stimmung! Das Geseufz beklemmten Odems, das in nebelschwerer nordischer Mitternacht sich dem Busen eines redlichen Gespenstes entringt, würde Not haben, diesen Menschenmassen ohne weiteres begreiflich zu werden. Also ertönt, während auf das modernisierte Amphitheater feierlich Dunkelheit sinkt, eine schwülstige Musik, die sich wie eine Einführung in den ‚Fliegenden Holländer' anhören würde, wenn Wagner von geringem Talent gewesen wäre. Geheimnisvoll schwebt der säulenbemalte Vorhang hoch, die Zacken und die gequirlten Ausläuferchen der grandiosen Tropfsteinkuppel, die immer Miene macht, in die Arena zu fallen, werfen auf den

Prospekt der Bühne unter Musikbegleitung beängstigende Schatten — eines Schiffes? eines Kamels? eines Wiesels? man möchte Polonius fragen —, und schließlich wird einem klar, daß die Terrasse von Helsingör samt dem Sternenhimmel darüber vorgetäuscht werden soll. Links hinter der Rampe steht unbeweglich Francisco, am äußersten Rande des Runds taucht Bernardo auf, und bis man sich beide Stimmen aus ganz verschiedenen Richtungen mit dem Ohr zusammengesucht hat, bis der Soldat zu dem Offizier gelangt ist, bis der Geist in dicke weiße Dämpfe gehüllt melodramatisch heran- und vorbeigeglitten ist, bis ihm die Kerls unter Donnergepolter davon gelaufen sind, bis der Entschluß gefaßt ist, den Prinzen Hamlet zu Rate zu ziehen: bis dahin sind zwanzig Minuten vergangen, die uns zerstreut und gelähmt haben, während in jedem verachteten Schablonentheater ein Auftakt von fünf Minuten das Shakespeare-Wunder verrichtet. Auf der Leinwand erscheinen jetzt fahl und unmotiviert Figuren, wie um uns zu verraten, daß die Zukunft des Hauses dem Kino verschrieben ist, und . . .

Und mittlerweise ist auf den Stufen, die zu der Bühne führen, ein bißchen Thronsaal aufgebaut worden. Alle sind da. Aber wo ist denn Hamlet, mein Vetter und Sohn? Er hängt, eine halbe Meile von den blutschänderischen Ehebrechern entfernt, an irgendeiner Logenbrüstung, und wenn daraus allein die Galerie nicht entnimmt, daß hier was nicht stimmt, daß die Familienverhältnisse der erlauchten Schloßbewohner zu wünschen lassen, dann werden noch heftigere Winke des Zaunpfahls wohl auch nicht helfen. Mit welchem Erfolge dieser waltet — muß ich das aus den übrigen Szenen des Dramas belegen? Er ist das Instrument unsres Dichterzirkus; welches im Pferdezirkus die Peitsche war. Wie damals fürs Ohr, so muß es nun für das Auge knallen, weil die Akustik so mißraten ist, daß man beinahe nur die Sprecher versteht, die einem voll das Gesicht zukehren. Schon die Seitendrehung ist meistens vom Uebel, und die Rückendrehung ist immer verhängnisvoll. Wieder und wieder zuckt man zusammen. Was hat er gesagt? Der Sohn von einem tollen Pfarrer? Er hatte gesagt: „. . . von einem teuern Vater." Die physische Anstrengung, aus verwehten Klangfetzen sich den Text des Dramas zusammenzustückeln — sie allein würde einen aesthetischen Eindruck verhüten. Hinzu kommt die unerträgliche Folterung des nervus opticus. Es bleibt ja nicht bei den irrwischhaft tanzenden grellen Strahlen der Scheinwerfer, die man hinter und neben sich hat: mitten in die Supraporta des Bühnenrahmens ist ein mächtiger gelber Lichtkegel eingefügt, dem die Ophthalmologen Berlins dafür danken mögen, daß die nächsten Wochen hindurch ihre Sprechstunde ebenso ausverkauft sein wird wie das Große Schauspielhaus. Ohne Scherz: dessen Hauptrechenfehler ist der, daß es den eignen Dimensionen die Konstitution des Gastes nicht anpassen kann. Am Ende des dritten Aktes war ich am Ende meiner Kraft. Hier durchzuhalten, ist einzig der Körperbildung eines Barbaren möglich. Hier Freude zu haben, ist einzig der Geschmacksbildung eines Barbaren möglich.

Was hat man, bis man gebrochen heimwankt, erlebt? „. . . Und zu wissen, daß ein Schlaf das Herzweh und die tausend Stöße . . .": erst bei diesem Satz von Hamlets Monolog ist Ophelia verschwunden, die bis dahin im Hintergrund eine Seitentreppe ganz gemächlich emporgestiegen ist. Nämlich das Wort hat keine Schwingen; und da wenig Hoffnung ist, daß es durch unsern allzu normalen Gehörgang in

unsre Seele dringt, und sei es von weltliterarischer Bedeutung, so muß ununterbrochen die Schaulust befriedigt werden. Hinter Rundbogen formen sich einmal gelbe, einmal weiße Ansichtskartenwolken und lösen sich langsam wieder auf. Zugegeben: manchmal entstehen Reliefwirkungen von japanischem Reiz. Sie wären dem Film und der Pantomime nutzbar zu machen, entschädigen aber wahrhaftig nicht dafür, daß der Zusammenhang einer philosophischen Dichtung in einer weiland Markthalle sich nun einmal durchaus nicht ergeben will. Sie sind auch Ausnahmen. Tauglicher für die barnumhafte, aber mit handgeschöpftem Büttenpapier beklebte Schaubude teils unsrer Kriegsgewinnler, teils unsrer Snobs ist etwa die überaus effektvolle Szene, wie Hamlet den ertappten König mit seiner Fackel vor sich her und hin und zurück in die Fackeln der Hofleute und seiner eignen Getreuen jagt. Die Szenen, an die unsereiner zu denken gewöhnt ist, sooft er an ‚Hamlet' denkt — dagegen verblaßten sie alle.

Die Schauspieler hatten die kaum zu bewältigende Aufgabe, auf das Zentrum der Tragödie, von welchem Regie und Raum uns mühelos ablenkten, mit eiserner Mühe immer von neuem hinzulenken. Es erwies die Treffsicherheit, womit Reinhardt die Geeignetheit seiner Mitglieder für die verschiedenen Häuser seiner Theaterstadt in Berlin NW 7 abschätzt: daß der geborene Schauspieler für den Zirkus, ein Jüngling-Mann von der Erscheinung, dem Organ und der Sprechkunst Raul Langes, unbehelligt ein Freibillett absaß. Es erwies die unvergleichliche Befähigung dieser gigantischen Scheune, menschliche Qualitäten zu verschlucken: daß Hermann Thimig, der geborene Horatio der Kammerspiele, an der ausgedienten Triumphstätte des Trapezes nicht einen Augenblick zur Geltung gelangte. Helene Thimig, von deren Rede man hingerissen selbst in der Nähe nur hört, daß sie sachte vertropft, war wahrscheinlich eine vollkommene Ophelia. Wüllner machte es mit der pompösen Statur und der weithintragenden Kehle, und Wegener plakatierte die Niedertracht seines garnicht geflickten, sondern höchst adretten Lumpenkönigs geziemend. Moissis Hamlet ist zweimal in meinem ‚Max Reinhardt' und einmal im dritten ‚Jahr der Bühne' beschrieben. Beim vierten Mal hatte er obendrein alle die Nachteile, die zu befürchten sind, sobald eine Damaszenerklinge eine Festung zu berennen versucht. Der Gewinn des Abends war der Polonius. Kein Tapergreis in Kaftan und Umhängebart. „Der große Säugling" nennt Hamlet ihn; und Werner Krauß, blond, selbstgefällig, feist und blöde, verdiente sich redlich diese Bezeichnung. Es belustigte ihn, bei Königs in allen Lebenslagen mit Sporen einherzuklirren, immer den Galanteriedegen an der Hüfte und in der Hand das Kavalleristenstöckchen von Pallenbergs feschem Rudi. So habe ich nie bei ‚Hamlet' zu lachen erwartet.

Leider hat die Geschichte auch eine seriöse Seite. Da weder Buffalo Bills Wild-West-Ritte noch gar Ferdinand Bonns Detektiv-Komödien, die unserm emeritierten Olympia-Theater in jeder Beziehung entsprächen, dem anspruchsvollen Reinhardt für eine Veroperung differenziert genug sind, so tun wir gut, uns auf ‚Torquato Tasso' und Maeterlinck vorzubereiten. Das gedungene Literatenpack, das im Hausreklameblättchen jubelt, wenn unter der Firma ‚Hamlet' so etwas wie ‚Rienzi' ohne Dauerorchester gespielt wird, rüstet sich schon, die nächste Etappe auf dem Wege zur Massenverblödung philo-, sozio- und kosmologisch zu vermessen. Mit den Druckbogen gleichzeitig ihre Urheber

einzustampfen, widerrät sich, da die Menschenopfer der letzten fünf Jahre für fünf Jahrhunderte reichen. Aber wie wäre eine entschlossene Brandstiftung? Wer die Kunst liebt, zögere nicht, diesen Unkunststall an allen vier Ecken anzuzünden. Ein tüchtiger Verteidiger wird für die richtigen Sachverständigen, und diese werden dafür sorgen, daß der Befreier der Theaterstadt Berlin zur lebenslänglichen Speisung im Prytaneion verurteilt wird.

Wie ich zu Heizmaterial kam von Egon Friedell

Wenn das mit dem Sinken des Kronenkurses noch lange so weitergeht, so sind wir aus dem Wasser. Er braucht nämlich bloß einmal energisch unter Null zu gehen. Ich weiß nicht, ob der geneigte Leser genug nationaloekonomisch gebildet ist, um das sogleich einzusehen. Die Sache ist aber im Grunde ganz einfach. Wenn die Krone einmal auf — sagen wir: minus fünfzig Centimes steht, so hat doch jeder Besitzer von, zum Beispiel, einer Million Francs ein Interesse daran, daß Besitzer von Kronen ihr Geld abstoßen, sonst kostet ihn das ja eine halbe Million, und auf diesem Wege könnte sich unsre Valuta ganz leicht wieder erholen.

Vorläufig aber, in der jetzigen Uebergangszeit, läßt sie sich ungünstig an. Ich war daher gar nicht erstaunt, als mir jemand tausend Kilo Holz um siebenhundert Kronen anbot und hinzufügte, das sei ein Preis, den er nur mir mache, aus besonderer Verehrung, weil er über meinen letzten philosophischen Essay so sehr habe lachen müssen. Ich war aber nicht gesonnen, meine Kalorien in einer so unsympathischen Form zu beziehen. Ich begab mich daher zu meinem Freund Karl Forest und sagte zu ihm: „Als Präsident des Bühnenvereines bist Du verpflichtet, jedem Mitglied der Organisation mit Deinem fachlichen Rat nach bestem Wissen und Gewissen zu Seite zu stehen. Ich frage Dich daher: mit welchem Alkohol heizt man am besten ein?" Er geriet sofort in furchtbare Aufregung und erwiderte: „Unbedingt nur mit konzentriertestem! Ausschließlich nur mit Schnaps! Alles andre ist Selbsttäuschung! Um das zu verstehen, muß man Rußland bereist haben. Dort erwärmt sich das Volk nie mit etwas anderm als mit Wutki. Holz und Kohle sind mit Recht verachtet, sie würden gegen die dort herrschenden Temperaturen ja auch keinen Schutz bieten. Von schädlicher Wirkung keine Spur, im Gegenteil: das russische Volk hat sich durch diese Lebensweise so rasch vermehrt, daß es heute das zahlreichste von Europa ist." Diesen wissenschaftlichen Argumenten konnte ich mich nicht verschließen, und wir stellten sofort eine Gleichung auf, aus der hervorging, daß (bei der heutigen Unterernährung muß man leider so exorbitant niedrige Sätze annehmen) 1 Weinrausch = 8 Vier-

telliter zu 6 Kronen = 48 Kronen, hingegen 1 Schnapsrausch = 2 Drittelliter zu 15 Kronen = 30 Kronen; somit verhält sich, vom finanztechnischen Standpunkt betrachtet, der Berauschungskoeffizient von Wein und Schnaps wie 5:8. Ich erklärte, jetzt sei nur noch nötig, zu Stiebitz zu gehen und dort eine Kostprobe vorzunehmen, worauf aber Forest erklärte, er müsse um Punkt Drei in einer hochwichtigen Sitzung sein, deren Verlauf höchstwahrscheinlich eine völlige Umwälzung der sozialen Stellung des Schauspielerstandes zur Folge haben werde, was ich wiederum mit dem Einwand entkräftete, die Feststellung der nötigen Kalorienmenge werde ja höchstens fünf Minuten in Anspruch nehmen; wenn er fühle, daß er genug davon abbekommen habe, brauche er es bloß zu sagen, und damit sei die Sache erledigt.

Die Sache verlief aber nicht vollständig programmgemäß: er bekam zwar genug, konnte es aber nicht mehr sagen.

Wir betraten also das Lokal von Stiebitz, und ich sagte zu dem diensttuenden Aufwärter: „Man hat mir tausend Kilo Holz für siebenhundert Kronen angeboten — ist das teuer?" „Oh, im Gegenteil, Herr Doktor", erwiderte dieser, „das ist sogar ein Okkasionspreis." „Gut", sagte ich, „wenn dem so ist, dann geben Sie uns zunächst einmal für hundert Kilo Holz Sliwowitz." Wir kosteten davon und verließen um sechs Uhr in unkenntlichem Zustand das Lokal. Und in der Tat: wir traten, soviel ich mich erinnern kann, in eine recht warme Winternacht. Karl Forest versuchte eine Elektrische zu besteigen, was ihm auch beim dritten Mal gelang, und fuhr in seine wichtige Versammlung. Als man ihn dort fragte: „Aber, Herr Präsident, warum sind Sie denn unter diesen Umständen überhaupt gekommen?" erwiderte er stolz, soweit es ihm seine Artikulationsverhältnisse gestatteten: „Aus Pflichtgefühl." Als er heimkehrte, entrang sich seiner liebreizenden Gattin nur der einzige Ausruf: „Egon!"

Was mich anlangt, so konnte ich ebenfalls einige peinliche Begleiterscheinungen der physiologischen Heizvorgänge beobachten. Zunächst geschah etwas Schreckliches: ich erblickte meinen frühern Direktor Herrn Hans Ziegler doppelt! Unter diesen Umständen sah ich davon ab, ins Burgtheater zur Premiere zu gehen, denn es hätte sich doch nicht gut gemacht, wenn in meiner Kritik gestanden hätte: „Die Herren Devrient spielten wieder einmal meisterhaft." Hingegen fiel mir ein, daß ich noch über die Vorstellung des vorhergehenden Abends einen Bericht zu liefern hatte, und da ich nicht weniger Pflichtgefühl besitze als Forest, so machte ich mich an die Abfassung. Am nächsten Tag sagte der Nachtredakteur zu mir: „Ganz reizend war Ihre gestrige Kritik — aber sagen Sie: warum fehlten in allen Sätzen die Prädikate?

Ich habe mir, wie Sie bemerkt haben werden, erlaubt, sie zu ergänzen, aber nachträglich hatte ich Gewissensbisse, denn vielleicht verfolgten Sie damit eine stilistische Absicht?" „Ja," sagte ich, „es war ein Versuch, die Dinge etwas gedrängter und chiffrierter beim Namen zu nennen: expressionistisch sozusagen; aber ich bin von dieser Schreibweise inzwischen wieder abgekommen."

Als wir das nächste Mal zu Stiebitz kamen, sagte der Aufwärter: „Bitte, Sliwowitz wird in Flaschen nur im Laden verkauft, in der Frühstücksstube bloß glasweise." Ich erwiderte: „Aber wir haben doch letzthin hier drei Flaschen getrunken." „Ja", sagte er, „das war damals ein Irrtum."

Es kann aber doch kein Irrtum gewesen sein, sonst wäre ja Forest nicht aus der Elektrischen gefallen.

Frage- und Antwortspiel von Kaspar Hauser

„O holder Knabe, sag an! sag an!
Braucht Deutschland denn noch einen großen Mann?
Hat W. T. B. dich nicht eingelullt?
Das Wetter ist an allem schuld —
die Regierung aber beileibe nicht,
sondern tut dieselbe treu ihre Pflicht.
Die Noske-Rose entsendet nur Duft . . ."
„Dir ham se woll mit de Muffe jebufft?"

„O holder Knabe, sag an! sag an!
Was hat man mit Nicolai getan?
Der brave deutsche Studiker lärmt,
weil ihn des Professors Gesinnung härmt.
Den Deserteur von Amerongen
hat der Student nur angesongen.
Er ist national. Er ist nicht verludert . . ."
„Dir ham se woll mit'n Klammerbeutel gepudert?"

„O holder Knabe, sag an! sag an!
Worüber ich oft schon vergeblich sann:
Kann man nicht, um nach links zu beschwichtigen,
den Kurs ein wenig, ein wenig berichtigen?
Schließlich, pardon (ich bin nicht spartacistisch!),
man munkelt, wir seien nicht mehr monarchistisch . . .
Aber ich bin des Vertrauens voll . . ."
„Manoli linksrum! Dir pipt er woll?"

„O holder Knabe, sag an! sag an!
Was ich durchaus nicht verstehen kann:
Links können sie nichts als alarmieren
und, wenn das Blut spritzt, retirieren.
Rechts warten sie auf die Konjunktur.
Was meinst du, tut die Regierung nur?
Sie steht zwischen Vorwärts und Klerisei
über (oder unter) jeder Partei . . ."
„Mensch, ich glaube, du bist aus die Reichskanzlei —!"

Die Valuta-Kommission von Validus

Die sogenannte Valuta-Kommission hat jetzt an den Reichsfinanzminister einen Bericht erstattet. Herr Erzberger hat unsres Wissens einige derartige Kommissionen eingesetzt, und man tritt ihm wohl nicht zu nahe, wenn man annimmt, daß er das hauptsächlich aus politischen Gründen getan hat. Es kommt ihm vermutlich nicht so sehr darauf an, von den Mitgliedern dieser Kommissionen Neues zu erfahren, wie dem Einwand zu begegnen, daß er die Sache nicht genügend verstehe. Die Art, wie die Einberufung derartiger Kommissionen erfolgt, deutet tatsächlich darauf hin, daß es sich mehr um Dekorationsstücke handelt. Ist das so schlimm? Können die Herren denn Neues sagen? Das Problem ist ziemlich einfach. Warum steht unsre Valuta so schlecht? Weil wir mehr ein- als ausführen; weil wir im Ausland keinen Kredit bekommen; weil der Devisenhandel neuerdings nicht genügend beaufsichtigt wird; weil wir zu wenig produzieren und zu viel konsumieren; weil wir in Deutschland eine furchtbare Inflation haben. Wie können wir uns helfen? Wir müssen vom Ausland Kredit bekommen; müssen unsre Devisenorganisation wieder etwas unter amtliche Aufsicht bringen; müssen die Kapitalverschleppungen nach dem Ausland möglichst zu verhindern suchen; müssen das Loch im Westen mit Hilfe der Franzosen verstopfen; müssen unsre Ausfuhr erhöhen, und zwar nicht nur der Menge, sondern ebenso sehr dem Wert nach; müssen die Einfuhr einschränken.

Die Vorschläge jener Kommission entsprechen zwar einigermaßen, aber doch nicht in allen Punkten diesen Andeutungen. So wird vor allem von der Inflation nicht gesprochen. Sollten die Mitglieder der Kommission sich in diesem Punkte etwa vor der Logik der Tatsachen fürchten? Die Inflation, die unheimliche Vermehrung der Zahlungsmittel, hat zu einer krankhaften Erhöhung der Kaufkraft geführt. Dagegen helfen nur Steuern und Kapitalabgaben. Die Mitglieder der Kommission werden nun zum größten Teil den besitzenden Klassen angehören, und in diesen hat man eine Scheu vor jener Abzapfung des Wassers in unserm Wirtschaftskörper und fürchtet sich vor allzu großen Steuern. Aber nur große Steuern werden den Konsum einschränken, und erst, wenn der Verbrauch verringert wird, sind wir in der Lage, statt der Verbrauchsgegenstände Produktionsgüter und Exportgüter zu schaffen.

Die kapitalistische Orientierung der Kommission ergibt sich auch aus der Art und Weise, wie über die Produktionserhöhung gesprochen wird. Kein vernünftiger Mensch wird bezweifeln, daß wir zu wenig produzieren. Aber ist es richtig, wie es in dem Kommissionsbericht ziemlich deutlich geschieht, einer Erhöhung der Arbeitsstunden das Wort zu reden? Wird da das innen- und außenpolitische Moment nicht außer acht gelassen? Der Bericht fordert vom deutschen Volk, es müsse als der besiegte Teil mehr arbeiten als der Sieger. Man vergißt dabei, daß grade die Einführung des Achtstundentages uns außenpolitisch viel geholfen hat, und daß innenpolitisch eine Verlängerung des Arbeitstages den Arbeiter in eine maßlose Erbitterung treiben würde. Dieser Achtstundentag ist für das deutsche Volk in wirtschaftlicher Beziehung der einzige dauernde Gewinn der Revolution. Die Lohn-Erhöhungen werden ja sehr schnell von der immer weiter steigenden Teuerung wieder paralysiert. So

können wir zu einer erhöhten Produktion nicht kommen. Wir müssen ganz anders vorgehen. Man soll ruhig den Achtstundentag bestehen lassen, wie er ist, und zunächst darauf dringen, daß in der Arbeitsstunde mehr geleistet wird. Das wird nicht unmöglich sein und ist nach allen Erfahrungen immer möglich gewesen, sofern nur Ernährung, Erwärmung, Bekleidung den Arbeiter halbwegs normal erhält. Die Mehrleistung der Produktion muß dann auf andre Weise vor sich gehen. Nicht in der Arbeitswerkstätte soll der Arbeiter, statt acht, neun oder gar zehn Stunden arbeiten, sondern man soll dafür sorgen, daß er zuhause durch eine Arbeit, die ihm erheblich mehr Freude macht als die seelenlose Tätigkeit in der modernen Fabrik, noch weiter im wirtschaftlichen Sinne produziert. Ob der Einzelne sich nebenher noch einen Verdienst für irgendwelche Sonderarbeiten sichert, wie sie fast jeder Arbeiter irgendwie leisten kann, oder ob er landwirtschaftlich, etwa auf einem gepachteten Stück Land, für die Gesamtheit arbeitet das wird in der Wirkung dasselbe sein. Man rühre aber um Gotteswillen nicht an dem Achtstundentag, sonst wird man sein blaues Wunder erleben.

Schließlich hat die Kommission noch den Vorschlag gemacht, man möge durch Aufklärung in der Presse die unbedingte Notwendigkeit der Produktionssteigerung darlegen. Ob die Masse nach den Erfahrungen im Kriege heute noch der Presse allzu viel glaubt, ist zweifelhaft, besonders da die radikalen Zeitungen diese Aufklärungsarbeit nicht unterstützen werden. Immerhin liest ja der Arbeiter gewöhnlich neben seiner sozialistischen noch eine sogenannte bürgerliche Zeitung (womit sich die Verbreitung der farblosen Generalanzeiger-Presse erklärt). Wenn nun die Presse wirklich nützen will, so möge sie der Masse klar machen, warum man die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse erhöht. Man möge dartun, wie die agrarischen Verhältnisse liegen. Denn grade in diesem Punkt ist die städtische Bevölkerung außerordentlich verbittert und wähnt sich fortgesetzt vom Bauern ausgewuchert, was für die Allgemeinheit der Landwirte gewiß nicht zutrifft.

Ueber eines aber möge man sich keiner Illusion hingeben: Eine wirkliche Hebung unsrer Valuta und damit eine Stabilisierung unsrer gesamten Verhältnisse ist undenkbar ohne die Hilfe des Auslands, ohne eine Revision des Friedensvertrages und ohne eine Beseitigung unsrer Inflation. Die Aenderung des versailler Machwerks liegt im wesentlichen nicht bei uns, sondern bei Andern, wenn wir auch durch eine ehrliche Politik, durch eine Unterdrückung aller chauvinistischen Ideen und Träume viel mehr tun können, als man gewöhnlich annimmt. Der Kredit des Auslands ist insofern vom Ausland nicht unabhängig, als es die Geneigtheit der Geldgeber in New York erhöhen wird, wenn wir uns von Uebertreibungen nach beiden Seiten hin freihalten; und zwar fürchtet man unsre Monarchisten mehr als unsre Bolschewisten. Die Beseitigung der Inflation aber ist fast ausschließlich unsre Sache. Das Mittel, noch einmal, ist Besteuerung und Abzapfung von Scheinkapital. Dieser aber wollen die Kommissionsmitglieder nicht zustimmen. Denn sie sind vorwiegend Kapitalisten und vom Glanz des Scheingeldes so geblendet, daß ihnen in diesem Punkte der klare Blick getrübt ist. Sie wissen nicht, daß grade vom kapitalistischen Standpunkt die einzige Rettung in der Ersetzung ihres Scheinkapitals durch wahres Kapital liegt.

Rundschau

Die Dulags

Die Dulags liegen meistens grenznahe — oder an den Landesküsten. Immer aber liegen sie günstig der schicksalspielenden Reaktion. In den Dulags spielt die Reaktion mit der friedlichen Entwicklung Deutschlands. Ihr Tun ist Spiel: mag es der Reaktion auch bitterernst damit sein.

Kleinstadtnahe liegen die Dulags. Fern den proletarischen Industriezentren. Ihre Herren, die wilhelminischen Offiziere, gehen gespornt und schleppsäbelrasselnd, mit goldenen und hellsilbernen kriegsbreiten Achselstücken, mit dem alten Dünkel des Vorzugsmenschen durch ihre caesarischen Enklaven. Ganz die Alten. Innerlich mehr noch als nach außen hin: ein Bild, an das man freilich überallher gewöhnt ist. Aber hier: in allen Dulags — pfeift man am lautesten und lustigsten auf Freund Noske. Und beim Eid hat man lachend erklärt, ihn nicht halten zu wollen.

Diese monarchistischen Offiziere gehen Hand in Hand mit dem alten Klüngel der Vaterlandspartei. Eine alte feste Freundschaft eint diese edlen Herzen: „Alles dem Volke“ sagt man — „Alles der Kaste“, so meint mans. Oeffentliche dynastenrhythmische Versammlungen: Kitschkunst in Wort, Bild und Ton. In diesen kleinen Provinzstädten weiß man nichts von einer gewesenen Revolution. Kreistage beschatten das Besitztum grad wie früher vor den Sonnenstrahlen der Aufklärung, der Sozialisierungsabsichten, des Zeitwesens. Hier ist alles treue Bruderschaft: Kaste, Besitz — es fehlt auch nicht die fühlende, geschäftstüchtig fühlende Kirche. Was in diese kleinen Städte der Revolutionswind führte, hat die Kirche längst zu Grabe geläutet. Was ist als Geistesfortschritt von Akademien zu hoffen? „Lasset die Hoffnung hinter euch“: so stehen auch in jenen Dulag-Städtchen die Universitäten, die Akademien getreu zum Klüngel. Caesar ist Aller Sehnen. Caesar, ER! der Schutz des bewährten Schmarotzertums.

In dieser Atmosphäre leben die Dulags. Wer einmal als Neugieriger landhin und seehin gefahren ist, der steht staunend vor seiner Erkenntnis: Hier sind Reinkulturstätten des alten Denkens, Fühlens, Geschehens und Wollens! Das Volk zahlt für die Dulags. Es will seine Gefangenen herzlich bewillkommnen. Der Volkswille ist hier, wie immer, gut. Aber — was sind die Dulags in Wahrheit? Propagandastätten All-Deutschlands. Pfarrer Traub, Tägliche Rundschau, die Hunds-Liga des Antibolschewismus, Pogrommänner, Religionsschänder: das sind hier die Fischer, die mit ihren dunklen Netzen die Seelen der Heimkehrer einfangen wollen. Wollen — und dabei bleibt es. Ihr ganzes Tun ist Spiel. Ihnen allerdings immer der bitterste Ernst. Die Gefahr liegt im Wesen: das wird seine Kreise morgen anderswo schlagen — die Gefahr liegt heute nicht im Gefangenenfang.

Wie wenig kennen diese Gewaltmenschen überkommenen Standes doch die Seele des Heimkehrers! Auch draußen haben sie die Soldatenpsyche niemals verstanden.

Was ist der Heimkehrer? Der Tieferfühlende weiß es. Der Tieferschauende sieht es, Lager um Lager. Das sind keine Männer, die totschlagen wollten. Das sind keine Männer, die sich totschlagen lassen wollten. Diese

Heimkehrer sind die klügsten und aufgeklärtesten alten Frontsoldaten. Sie fühlten wie Liebknecht. Hinter ihnen stand der Feind. Redest du mit diesen Heimkehrern, erkennen sie dich als den ihrigen: dann bestätigen sie dir offen und rückhaltlos ihre Gesinnung! Mögen einige Bürgermätze und hundsföttisch verkrüppelte Unterchargen ein lautes Wut- und Wehgeheul anstimmen — es bleibt dabei, trotz einem künstlich gefärbten Protest von Alten-Grabow und vielen andern: der Heimkehrer ist klug, sein Auge heißt Intelligenz, seine Zunge Schweigen, sein Wille wächst still — und sein Wille wird das heimische Erkennen, den Widerwillen gegen Lüge und Schein vermehren und stärken den unbezwingbaren Drang unsres Volkes zum Licht.

Max Dortu

Schall und Rauch

Hört Ihr im Keller den Gesellen? Wenn Hamlet es jetzt bei Reinhardt fragt, denkt man kaum an einen toten König, viel eher an den quicklebendigen Paul Graetz. Vielleicht grade in diesem Moment schmettert er sein Lied von der Schiebung und der Neugeburt (Tigertier, seit wann so optimistisch?) zwischen die Sektbäuche Derer, gegen die es geht, und die Seidenbeine Derer, die mit ihnen „gehen". Man tut gut daran, diesen Zustand, diesen Zirkus und seinen Keller, Paul Graetz und seinen Direktor Rudolf Kurtz, und nicht zuletzt sich selbst dazu „mit hochgerungenen Pfoten" (wie Peter Scher bei Gelegenheit des damals noch lebenden Lautensack am Grabe des verstorbenen Wedekind so schön sang), wenn man diese ganze Zeit samt allem Drum und Dran in den klassischen Stoßseufzer zusammenpackt: Weh dir, daß du ein Enkel bist! Sie ist ja nicht bloß aus den Fugen, sie ist in allen Nähten geplatzt, diese Zeit. Und nicht nur in der nähern Umgebung der Schumann-Straße ist längst aus Schall Lärm, aus Rauch Dunst geworden.

Wie 1920 zu 1900, wie Zirkuskeller zu Kammersaal, wie . . . na, eben wie Paule Graetz, der gewiß unnachahmlich ist, zu Victor Arnold, der mehr, nämlich unvergeßlich ist, so verhält sich diese Veranstaltung zu jener, deren Namen die Veranstalter übernommen haben. Daß sie es getan haben, fordert zu einem Vergleich heraus, dessen Resultat Keinem zweifelhaft sein kann, der sich der umwerfend lustigen, hinreißend witzigen Abende, Nächte im Künstlerhause entsinnt. Es heißt diesen Vergleich gewiß nicht ungerecht ausspinnen, wenn man bei aller Feinschmeckerei etwa für Herrn von Twardowskis Parodien nicht vergißt, daß seine neuen Galgenlieder aus zweiter, wenn auch entzückend leichter Hand, aus zweitem, wenn auch höchst geistvollem Hirn stammen, daß aber über dem ersten „Schall und Rauch" Hand und Geist von Palmströms echtem Vater schwebte (auf den wohl auch die Firma zurückgeht).

Im übrigen liegt kein Grund vor, feierlich zu werden. Das Chaos dieser Läufte ist wahrlich wild genug, daß es grade auf diesem Gebiet einen tanzenden Stern gebären könnte. Aber es ist nur ein Cabaret mehr da. Ein bißchen literarischer vorerst, ein bißchen linkspolitischer vielleicht als die andern. Aber, warte nur, balde . . . Mit (Klabunds) noch so frech gereimten Anrempelungen des Bürgers, mit (Theobald Tigers und Walter Triers) noch so ulkigen Anpflaumungen jenes mehr langen als großen Justav, der ihm den Beutel beschützt, wird der feuchtfröhliche Nepp, ohne den heute ja solche Brettelei nicht mehr bestehen zu können scheint, auf

die Dauer nicht zu verbinden sein. Es bleibt ein Gewinn, Mädy Christians statt als Elektra als Foxtrottmädel zu sehen, und ein Genuß, zu hören, wie Gussy Holl mit einem winzigen Quetschton ganze Generationen von Chansonniers und Diseusen in Grund und Boden persifliert. Aber deswegen brauchte nicht unbedingt ein Geist vom Grabe herzukommen.

Harry Kahn

Antworten

Alter Praktiker. Sie wissen nicht, was eine Abwicklungsstelle ist? Eine Abwicklungsstelle ist, wenn man, und man kriegt sein Offiziersgehalt nicht mehr von seiner aufgelösten Truppe, macht man eine Abwicklungsstelle auf und wickelt ab und kriegt das Gehalt eben doch. Manche wickeln ein Jahr: sich ab und Herrn Noske ein. Jenes ist schwer; dies lernt jeder Leutnant von sechzehn Jahren an aufwärts.

Theaterfreund. Zeitungsnotiz: „Emanuel Reicher, das berühmte Mitglied der Brahmschen Bühne, hat die Leitung des neuen newyorker ‚Jewish Art' übernommen, in welchem nur in jiddischer Sprache gespielt wird." Heimg'funden. Aber wie kenn sich for Jennem ein Souffleur im engen Kasten verständlich machen?

Historiker. Der unvorteilhaft genug bekannte Professor Schiemann wagt in — also wo? na, selbstverständlich in dem Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt noch heute zu behaupten: „Dem endgültigen Sieg aber haben wir nach dem Zugeständnis unsrer Feinde so nahe gestanden, daß, wenn die Phalanx der Ledebour, Cohn und Dittmann und wie sonst diese Ehrenmänner heißen, unsern Heeren nicht in den Rücken gefallen wäre, ein ehrenvoller Friede uns sicher war". So aber ist uns nur Herr Schiemann sicher, weil uns den leider Keiner entreißt.

Dr. Ernst Rathenau in Charlottenburg. Sie schreiben mir: „Seit Jahren pflege ich alle ‚Reinhardt-Premieren' zu besuchen, soweit es meine Zeit irgendwie erlaubt. Aus den Eindrücken dieser Abende formte ich mir ein Bild des Mannes. Zufällig geriet ich in letzter Zeit in spätere Aufführungen. Früher waren mir häufig Klagen zu Ohren gekommen über Vernachlässigung und Verwahrlosung einer Vorstellung, sobald sie beim Publikum eingeführt sei und die Billettverkaufsmaschine unabhängig von der Besetzung funktioniere. Hatte ich ihnen bisher keinen Glauben geschenkt, so bin ich durch eigne Erfahrungen gründlich eines Besseren belehrt worden. Erstens: Die Orestie. Da das Theater ausverkauft war, schätzte ich mich glücklich, noch einen Platz in höherer Region zu erhalten. Freilich war mir der Blick zum Sternenhimmel nicht gegönnt, und ein riesiger Stachelpfeiler raubte mir jegliche Fernsicht zur Bühne. Agamemnon war nicht zur Stelle. Seine Szene wurde gestrichen. Immerhin wurde eine schweigsame Puppe durch die Arena geführt. Reinhardts Geist wirkte nur noch in einzelnen Darstellern. Das Ganze war — soweit ich mir hinter Stacheln überhaupt ein Urteil bilden konnte — grobschlächtiges Theater. Der Dramaturg hatte die Dichtung bis auf ein nacktes Gerippe entkleidet, daß sie erstarrte und erstarren machte. Zweitens: Jaakobs Traum. Da das Theater ausverkauft war, mußte ich fünfundzwanzig Mark für einen Parkettplatz ‚anlegen'. Der Theaterzettel war unrichtig. Eine kranke Frau mit rasselndem Atem, Fein-Ersatz, quälte sich und die

Zuhörer. Von der Premierenbesetzung spielte weder die Heims noch Hartmann noch Deutsch. Die Aufführung erreichte ihren Höhepunkt, als männliche und weibliche Engel zu — ‚flirten' begannen, bis daß heftiges Gelächter ihre Flügel erschütterte und ihre ruhelosen Blicke vom Zuschauer in den Hintergrund der Bühne lenkte. Moissi allein gab sein Bestes und bestand diese gewiß leichteste Prüfung des großen Schauspielers. Mit der Dichtung Beer-Hofmanns hatte die ganze Aufführung nicht viel zu tun. Drittens: Und Pippa tanzt. Bereits in der ersten Wiederholung verrichtete die zweite Besetzung ihr Werk der Zerstörung. Viertens: Faust. Hier schweigt des Sängers Höflichkeit. Folgerungen: Ich will Reinhardt keine Neuigkeiten erzählen. Ich will ihn nicht einer Bestechung der Kritik zeihen. Ich will nicht den Künstler angreifen; was krasseste Undankbarkeit wäre. Ich will nicht von ihm verlangen, daß er selbst auch nur noch bei der zweiten Aufführung hinter der Kulisse stehe. Aber: es ist schade um die Unsumme von Arbeit, die da verloren geht. Es ist schade um Kunstwerke, die nicht einmal Tage, geschweige denn Wochen und Monate überdauern, die sich nur wenigen tausend Menschen darbieten, während sich hunderttausende mit einem Surrogat begnügen müssen. Alle strömen Reinhardt zu: Dichter, Musiker, Maler, Architekten. Stets sind Regisseure bereit, nach bewährtem Muster ein Stück und — ihre eigne Persönlichkeit in Szene zu setzen. Bis zum heutigen Tage aber hat Reinhardt nicht einen einzigen selbstlosen Helfer gefunden, der — selbst ungenannt — keine andre Aufgabe kennt, als den Geist des Meisters dem Werke zu erhalten, den Geist, dem sich der jüngste Statist, der kleinste Scheinwerfer, aber auch ein Moissi unterordnen müssen." Sohn, hier hast du meinen Speer. Ich habe das in fast zwei Jahrzehnten unzählige Male gesagt und bin müde geworden, es immer und immer zu wiederholen. Begreiflicherweise aber auch müde eines Theaterwesens, das ja doch wirklich nicht mehr meinen Anteil wert ist, wenn in den drei Häusern seines noch immer stärksten Repräsentanten von allen Aufführungen des Spieljahres nur die Premieren einen andern Zustand haben, als er hier, milde genug, geschildert worden ist.

Pazifist. Wenn Sie schon nicht auf die tapfere Berliner Volkszeitung abonniert sind, dann besorgen Sie sich wenigstens die Morgennummer vom dritten Januar. Sie finden darin einen prachtvollen Artikel Carl von Ossietzkys, der eigentlich genügen müßte, um selbst einen Stockpreußen von dem militaristischen Elend dieses Landes zu überzeugen.

Jurist. Der Reichswehrminister Noske und der Chef der Heeresleitung Reinhardt haben gegen Kaspar Hauser, den Verfasser des Gedichts ‚Unser Militär!' und gegen mich als verantwortlichen Redakteur Strafantrag wegen Beleidigung ihrer Truppen gestellt. In dem Gedicht ist behauptet worden, daß die Noske-Gardsten bei den berliner Straßenkämpfen ihre Befugnisse weit überschritten, daß sie sich Uebergriffe der übelsten Art haben zuschulden kommen lassen, und wir werden das beweisen. Es wird uns nicht schwer sein, das zu beweisen. Denn wir werden nicht vor einem Kriegsgericht stehen, das nach Belieben Entlastungszeugen ablehnen kann und überhaupt mit seinem Urteil gewöhnlich vor der Beweisaufnahme fertig ist, sondern wir werden vor einem bürgerlichen Gericht stehen, das kein Interesse daran hat, die Wahrheit über das Benehmen jener berliner Truppen und, woraufs uns vor allem ankommt, die Wahrheit über die mangelnde Sühnung ihrer Straftaten zu verschleiern.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 5
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.

Die Diktatur der Rechten von Heinrich Ströbel

Die schlecht organisierte Aktion der Unabhängigen und Kommunisten gegen das Betriebsräte-Gesetz hat mit einem schweren Mißerfolg der Opposition, mit der Neuverhängung des Belagerungszustandes und der Unterdrückung der Pressefreiheit geendet. Der Ruf nach der Diktatur des Proletariats hat einstweilen nur jene „Diktatur der Mitte“ gebracht, für die vor einigen Monaten der ‚Vorwärts‘ Stimmung gemacht hatte. Hätte die Losung der Räte-Diktatur wirklich jene Resonanz unter den proletarischen Massen, die ihr unabhängige Phantasten zuschreiben, so hätten das Blutbad vor dem Reichstag, die Unterdrückung der ‚Freiheit‘ und der ‚Roten Fahne‘ und die Verhängung des Belagerungszustandes von den Arbeitermassen sofort mit dem Generalstreik beantwortet werden müssen. Aber nicht genug damit, daß sogar in Berlin diese spontane Gegenaktion ausblieb: auch die Streiks der Eisenbahner und Bergarbeiter sind bereits in sich zusammengebrochen. Mit der Diktatur der Kommunisten hat es noch gute Wege; dafür haben wir die Diktatur der Mitte bekommen, die sich zur regelrechten Diktatur der Rechten auszuwachsen droht. Die Torheiten der Revolutionsphantasten und Rätediktatur-Doktrinäre haben der Rechten zu einem neuen Triumph verholfen, dem wankenden kapitalistischen System neue Stützen geliefert!

Von dem Belagerungszustand und der Diktatur scheint man diesmal rücksichtsloser und nachhaltiger Gebrauch machen zu wollen als je zuvor. Bisher hatte man nur kommunistische Blätter unterdrückt; jetzt hat man den unabhängigen Blättern in Berlin, Leipzig, Halle und andern Orten das gleiche Schicksal bereitet. In einer Sitzung von Vertretern der berliner Zeitungsverlage, die eine Begründung und Befristung der Zeitungsverbote forderten, fehlte auffälligerweise der Vertreter des ‚Vorwärts‘-Verlags. Und die Redaktion des ‚Vorwärts‘ lehnte sogar die Sicherungen der Pressefreiheit, die von den Vertretern der Mosse und Ullstein, der Täglichen Rundschau und der Deutschen Tageszeitung gefordert worden waren, als zu weitgehend ab: die freie Kritik bedürfe jedes Schutzes; aber für die Aufreizung zum gewaltsamen Umsturz könne grade die Demokratie keine Freiheit des Wortes gewähren. Ewigkeitsgeltung beanspruchten auch die letzten Zeitungsverbote nicht; aber die unterdrückten Blätter würden erst dann wieder erscheinen können, wenn sie sich zur Anerkennung der Demokratie bequemten. Das Zentralorgan der Rechtssozialisten bekennt sich also uneingeschränkt zu der Diktatur, die schon die Bauer und Heine

in ihren Reichstagsreden proklamierten: da die Links-Unabhängigen und Kommunisten an die Gewalt appellierten und mit Hilfe von Streiks und Wirtschaftszerrüttung die Rätediktatur aufzurichten suchten, bleibe der Regierung zur Abwehr der gewalttätigen Minderheitsherrschaft nur die rücksichtslose Gewaltanwendung der Mehrheit übrig. Also Gewalt gegen Gewalt, Militärdiktatur gegen politische Streiks und Demonstrationen, Zeitungsverbote und Einkerkerungen gegen die papierene Proklamation der Rätediktatur. Damit ist der politische Stellungskrieg zum Bewegungskrieg, die schleichende Krise zur akuten geworden. Die Frage ist nur, wessen Gewalt die stärkere ist, und wer den Endsieg davon trägt: die Diktatur des Proletariats oder die Diktatur der Rechten!

*

Das Eingreifen der Maschinengewehre vor dem Reichstag rechtfertigte der ‚Vorwärts' mit dem Plan der Demonstranten, in den Reichstag einzudringen und dort die Rätediktatur zu proklamieren. So wirr es auch in den Köpfen mancher Räteschwärmer aussehn mag: die ihm vom ‚Vorwärts' untergeschobene tollhäuslerische Absicht hat sicherlich nicht einer der Veranstalter gehegt! War es doch zu offenbar, daß eine so zustande gebrachte proletarische Diktatur nicht einmal den Tag überdauert haben würde. Nicht allzu verwegenes Planen, nicht abenteuerlicher Putschismus ist die Schuld der Arrangeure, sondern grade die völlige Planlosigkeit des Unternehmens! Und diese Planlosigkeit kennzeichnet seit Jahresfrist leider die ganze Politik der linkssozialistischen Parteien, namentlich der Unabhängigen. Haltlos taumelt diese Partei zwischen den Extremen umher. Ohne die Entschlußkraft, sich zu den Grundsätzen der Demokratie zu bekennen, hat sie auch nicht den Mut gefunden, sich völlig der kommunistischen Räte-Idee zu verschreiben. Kein Verzicht auf parlamentarisches Wirken; aber auch kein Wille, selbst in der Zeit revolutionärer Umgestaltung die Konsequenz des Mitregierens und Mitgestaltens auf sich zu nehmen. Austritt aus der zweiten Internationale, aber geziertes Sichsperren gegen den glatten Anschluß an Moskau. Nirgends scharfe Richtlinien der äußern und innern Politik, nirgends ein klarer sozialer Aufbauplan, nirgends ein straffer Wille und eine kühne Losung. Leidenschaftliche Agitationsarbeit und viel rühriger Organisationseifer in Partei und Gewerkschaften — aber ohne jede Einsicht und jeden Willen, diese fieberhafte Geschäftigkeit in den Dienst einer realisierbaren politischen Idee zu stellen. Ein ungeheurer Aufwand schmählich vertan!

Hörte man bei den unabhängigen Massen herum, so begegnete man überall dem fatalistischen Chiliasmus: Das

kapitalistische System ist überlebt und zum Zusammenbruch verdammt. Erst wenn es vollends abgewirtschaftet hat, kommen wir und das Rätesystem an die Reihe, das die sozialistische Gesellschaft von Grund auf reinlich aufbaut. Die wirtschaftlich Erfahrenern und oekonomisch Geschulteren lächelten über diese naive Vorstellung; aber nur selten einmal wagten sie ihr entgegenzutreten. Und selbst Führer ersten Grades erklärten auf die Frage, wie denn sie sich den Uebergang zum Sozialismus vorstellten, da sie doch von einer Benutzung der demokratischen Handhaben nichts hielten: daß der Anfang des Heils vom unvermeidlichen wirtschaftlichen Zusammenbruch kommen werde. Wahrscheinlich werde zunächst noch einmal die krasseste Reaktion die Gewalt an sich reißen, aber ihr Wirken werde dann auch die letzten Rechtssozialisten ins Lager der Unabhängigen treiben und so ungewollt die notwendige Einheit des Proletariats herstellen. Die geeinte Arbeiterklasse proklamiere dann die Diktatur des Proletariats und baue mittels des Rätesystems die sozialistische Wirtschaft auf. Ein Wunderglaube von so unsagbarer Schlichtheit und Einfalt, wie er in Zeiten furchtbarster weltgeschichtlicher Erschütterungen noch immer die Gemüter Wundersüchtiger umnebelt und in heiterer Verklärung seelenruhig dem sichern Verderben entgegengeführt hat!

*

Aber es gibt auch nüchterne Köpfe, die den alten Mächten den Untergang prophezeien. Aus dem unaufhaltsamen Sturz der Valuta, dem Ausverkauf Deutschlands, der Aufzehrung seiner Produktionsmittel weissagen diese Auguren den unfehlbaren Zusammenbruch der kapitalistischen Herrschaft mindestens in Deutschland. Keine Diktatur der Mitte oder der Rechten könne an diesem Wirtschaftsfatum etwas ändern. Von dem, was dann kommen werde und geschehen müsse, haben sie nur nebelhafte Vorstellungen. Sie seien, sagen sie, zwar untrügliche Diagnostiker, aber ziemlich ratlos in der Therapie. Höchstens, daß auch ihre Vorstellungen in die Diktatur des Proletariats münden. Daß der Zusammenbruch und die Wehen der Diktatur Millionen von Menschenleben vernichten könnten, bestreiten auch sie nicht. Aber das sei nun einmal unvermeidlich.

Von diesem Fatalismus tatenloser Ergebung in das „Unvermeidliche“ sind die Rechtssozialisten und bürgerlichen Parteien keineswegs angekränkelt. Auch sie begreifen nur zu gut, daß der latente Bürgerkrieg, den die Halb- und Voll-Kommunisten mit Diktatur-Visionen und politischen Streiks führen möchten, schnurstracks in den Zusammenbruch, in das Wirtschaftschaos führt. Aber sie sind durchaus nicht geneigt, die Gesellschaft in den Abgrund kutschieren zu lassen.

Sie setzen sich kräftig zur Wehr: sie begegnen der angedrohten Diktatur des Proletariats mit der sehr realen Diktatur des Belagerungszustandes. Die Streiks werden unterdrückt, die Versammlungen verboten, die Zeitungen und Flugschriften konfisziert, die „intellektuellen Urheber" der Bewegung gleich Däumig hinter Schloß und Riegel gesetzt. Und der Erfolg? Von der Massenflucht nach links und der Radikalisierung der Massen ist vorläufig wenig wahrzunehmen. Im Gegenteil: die Streiks sind abgeflaut, die Massen verwirrt und eingeschüchtert. Die Abonnentenzahl der ‚Freiheit' war schon vor dem Verbot beträchtlich herabgegangen und wird sich durch längere Unterdrückung kaum wieder merklich heben. Und die Diktaturmaßregeln werden von den Funktionären der Rechtssozialisten fast einmütig gutgeheißen! Möglich zwar, daß die Temperatur der Linkssozialisten sich an dieser Gewaltpolitik noch mehr erhitzt und sich gelegentlich in Explosionen entlädt. Aber dann wird die Diktatur ihren Druck verdoppeln und verdreifachen, denn so lange noch unabhängige Zeitungen existieren und unabhängige Agitatoren sich bemerkbar machen können, ist auch eine Verschärfung der Gewaltmaßregeln möglich und erfolgversprechend.

Der Sturz der Valuta allein zwingt eine herrschende Klasse noch lange nicht zur Abdankung. Die Landbevölkerung und die Bourgeoisie würdens jedenfalls noch lange aushalten, und den Beamten und Arbeitern füllt man die Hand mit immer dickern Packen von Geldscheinen. So könnte man, womöglich gestützt von der Bourgeoisie der Entente-Länder, noch jahrelang dem Verhängnis trotzen. Bis schließlich der endlose Jammer die Proletariermassen statt nach links nach rechts triebe, sie statt zu opferbereiten, todesmutigen Kämpfern für die Rätediktatur zu verzagten, verärgerten Heloten der Reaktion machte! Dergleichen hätte sich dann in der Geschichte nicht zum ersten Mal ereignet. Schon Marat sprach, als er die Zuckungen der sozialen Anarchie in dem revolutionären Frankreich schilderte, zum Volk das prophetische Wort: „Die Feinde der Freiheit werden dich deiner Unabhängigkeit müde machen; sie werden es dich lehren, dich nach deiner Sklaverei zurückzusehnen."

Deshalb wollen wir, die wir nur einen Weg zur Diktatur des Proletariats kennen: den Weg über die Demokratie, von dem Fatum des Zusammenbruchs und der Rätediktatur so wenig wissen wie seinerzeit von dem Fatum des Weltkriegs. Unentrinnbar sind solche Fata nur für den Stumpfsinn, die Wundergläubigkeit und die Frivolität. Freilich: brechen wir nicht die Unvernunft der Linken, so bleibt das Ende vom Lied die Diktatur der Rechten!

Deutsche Außenpolitik von Exotus

Die außenpolitische Situation Deutschlands ist überaus unglücklich. Wohl ist der Apparat unsres Wirtschaftslebens verhältnismäßig intakt — aber die Arbeitsleistung ist gesunken, alle Rohstoffe fehlen. Die Einordnung Deutschlands in den internationalen Verkehr ist ganz von den andern Mächten abhängig, da zur Erzwingung deutscher Forderungen das Angebot entsprechender Aequivalente fehlt. Wir können um dieses oder jenes ersuchen — die Möglichkeiten, für Werte Gegenwerte zu bieten, sind äußerst gering. Und eine Gesandtschaft, die auf diesen Status angewiesen ist, gehört nicht zu den erstrebenswerten Positionen, und es wird unter den Kandidaten streng gewählt werden müssen, ob Eitelkeit und Geschäftssinn oder wirkliche Liebe zum Volke der Antrieb ist.

*

Naive Gemüter glauben ein Allheilmittel für alle wirtschaftlichen Nöte Deutschlands gefunden zu haben: Amerika. Die amerikanische Phrase ist in der deutschen Bierbankpolitik allmählich zur Scheidemünze geworden. Alle Argumentationen gehen von einer Utopie des wirklichen Zustandes in Amerika aus. Die Vereinigten Staaten fühlen sich in Sachen Europa saturiert. Im Kriege ist dort eine monströse Industrie entstanden, die auf Reihenarbeit eingerichtet ist und die Schnellproduktion tayloristisch bewältigt. Der Ausblick gilt nicht mehr den Abnehmern von Rohstoffen oder Halbfabrikaten: das verarbeitete Produkt in seiner höchst gesteigerten Warenform ist der große amerikanische Handelsartikel. Abnehmer hierfür sind Länder mit schlecht entwickelter oder einseitig festgelegter Industrie — mit einem Wort: der Osten. Außenpolitisch fühlt sich Amerika umso sicherer, je weniger es in das labile Gleichgewicht Europas einbezogen wird. Die paar Manager, die zu Hilfsaktionen für Deutschland aufrufen, gelten als Gefühlspolitiker oder sind gerissene Stimmungsmacher, die sich um ein dekoratives Etikett für ganz anders geartete Zwecke bemühen. Das Einzige, was von Amerika zu erwarten ist, wird vielleicht die Anregung zu einer internationalen Valuta-Aktion sein, da bei einer Fortdauer der Valuta-Hausse Amerika in Gefahr kommt, Käufer zu verlieren. Aber der politische Gesichtspunkt bleibt immer die Sorge, möglichst viel von der eignen Veredelungsproduktion zu erhalten. Das ist das zentrale Interesse von Wallstreet, und alles Andre rangiert in zweiter Linie.

*

Die Unklarheit der politischen Situation Deutschlands spiegelt sich in der Aufgabe seiner diplomatischen Missionen

wieder. Im Innern eine Republik, die von oben her nach westlichem Muster eingerichtet wird, unter denkbarer Schonung des vorhandenen Apparats und Neuzufuhr von Parteimännern, die ihr Programm prononziert vertreten, statt, wie früher, sich dem allgemeinen Beamtenliberalismus einzuordnen. Dagegen drängen breite Massen der Unzufriedenen, die teils endgültige Erledigung der demokratischen Regierungsform verlangen, teils glauben, daß die Demokratie die Vergangenheit konserviert. Das Ausland hat für die feinern Nuancen kein Interesse: entweder sieht es in Deutschland den alten Militärstaat, notdürftig von einer blaßrosa Jakobinermütze bedeckt — oder es glaubt an den unvermeidlichen Bolschewismus, gegen den sich ein Häuflein Regierungssozialisten und Alldeutscher ebenso verzweifelt wie ergebnislos wehrt.

*

Bei der Besetzung der auswärtigen Gesandschaftsposten wird man von der volkspsychologischen und staatsrechtlichen Eigenart der Nationen ausgehen müssen. Der englische Regierungsliberalismus hat eine sehr konservative Form angenommen und wird sich in dieser Richtung umso stärker entwickeln, je mehr es ihm gelingt, die arbeitende Bevölkerung in demokratischen Formen zur Mitarbeit heranzuholen. Seine Beziehungen zu Deutschland müssen auf Annäherung eingestellt sein, da es den Handelsverkehr mit uns nicht entbehren kann und ein eigentlicher Haß in breiten Volksschichten kaum besteht. Es wird nicht schwer sein, die diplomatischen Beziehungen mit England aufzunehmen: es wird alles davon abhängen, daß Männer nach London gehen, die dafür bürgen, daß sie die wahre Stimme des deutschen Volkes sind und nicht Diplomaten, die sänftlich reden, während in Berlin infernalisch dumme Coups gegen England ausgeheckt werden. In Frankreich liegt der Fall nur darum schwerer, weil die dicke Welle von Haß durch eine undefinierbare Angst vor Deutschland noch verdichtet ist. Wer heut mit Franzosen spricht, spürt sofort, daß sie Mißtrauen gegen uns haben, daß sie glauben: hinter den Kulissen werden Versuche gemacht, Spaltungen in der Entente hervorzurufen, und überall sind deutsche Agenten tätig, um Frankreich zu isolieren.

*

Inzwischen sind die deutschen Geschäftsträger im Ausland bekannt gegeben worden. Man ist ein wenig verblüfft. Wo man sicher rechnete, Repräsentanten der neuen Gesinnung zu sehen, begegnen wir Vertretern der alten Parteien. Sthamer ist für London ein bißchen Kompromißkandidat: etwas mehr Programm wäre sympathischer gewesen. Der Zentrums-Mayer ist für Paris ein unbegreiflicher Fehlgriff: der radikalste Mann des linken Regierungsflügels wäre eben

diskutabel gewesen. (Sonderbar, daß die Sozialdemokraten verzichtet haben, von Eduard Bernstein Gebrauch zu machen!) In Brüssel hätte auch ein bestimmterer Sozialdemokrat als Landsberg gut getan. In Madrid ist Rosen deplaciert. Die spanischen Konservativen zeigen dem republikanischen Deutschland die kalte Schulter, die sozialistischen Gruppen stehen zwischen Mehrheitlern und Unabhängigen: wo hat da der ausgezeichnete Orientkenner Rosen Chancen, persona grata zu werden? Wollen wir vielleicht eine spanisch orientierte Marokko-Politik inszenieren? Madrid hat ja auch schon protestiert. Solf ist in Tokio der Aufgabe, schnell und entscheidend zu disponieren, vielleicht nicht gewachsen: grundsätzlich ist die Besetzung richtig. Erfreulich ist der Oberst Renner, der uns im Haag vertreten wird — ein Mann, der an Stellen aufrichtig war, wo es seine Gefahren hatte, und der auch im Ausland als guter Europäer bekannt ist. Lucius wird die aristokratische Gesellschaft, die sich in Rom aufzustapeln beginnt, eher konsolidieren als zerstäuben — Vorsicht! Müller in Bern und Saenger in Prag haben sich still und wirksam bewährt. Rosenberg kann in Wien auf die Dauer nicht angenehm bleiben, und sehr unangenehm ist das Auftauchen des Herrn Nadolny, der nach Stockholm geht. Informierte haben den ehrgeizigen Chef der Präsidentenkanzlei niemals gern gesehen: warum beläßt man ihn nicht an einem ruhigen Verwaltungsposten oder gönnt ihm die wohlverdiente Pensionierung? Und die Bilanz der Liste? Farblosigkeit überall, kein Bekenntnis und kein Bekenner. Die Geschäftsträger der deutschen Republik hätten wohl um eine Nuance republikanischer aussehen dürfen.

*

Ohne den allgemeinen Zusammenbruch verdecken zu wollen, muß man feststellen: die Qualität des deutschen Fabrikats ist in der Achtung der ausländischen Konsumenten nicht gesunken. Wenn wir Rohstoffe hätten, würden wir konkurrenzfähig sein: daran ist kein Zweifel. Es ist ferner bekannt, daß in Uebersee sich breite Sympathieherde für deutsche Fabrikate gebildet haben. Die Möglichkeit des Exports ist gegeben: bei einer Konsolidierung der innern, insbesondere der finanziellen Verhältnisse ist die Möglichkeit internationalen Verkehrs praktisch vorhanden.

Aber das ist selbstverständlich eine Valuta-Frage. Solange die Notenpresse mit Volldampf arbeitet, ist an eine Konsolidierung der Währung nicht zu denken. Export bedeutet unter den herrschenden Verhältnissen einfach den Ausverkauf der Restbestände. Das politische Programm der deutschen Außenpolitik ist leicht zu formulieren. Es heißt: Klarheit, Offenheit und Anerkennung der gegeben Situation. Aber das

ist nur die Vorbedingung für eine aktive Außenpolitik: das Wesentliche ist, daß jede deutsche Politik heut Wirtschaftspolitik sein muß. Es gilt, den Sechzigmillionenkomplex des deutschen Volkes in Betrieb zu erhalten, ihn unter Bedingungen in Betrieb zu erhalten, die von dem letzten Hilfsarbeiter als erträglich anerkannt werden. Unter diesem Gesichtspunkt tritt die deutsche Außenpolitik in ihre neue Epoche ein. Aber auch sie kann nur Wege bahnen. Marschieren muß das Land selber. Solange wir nur bitten, nicht Forderung mit Gegenleistung beantworten können, sind wir nicht lebensfähig. Die Aufgabe des deutschen Volkes ist: Werte zu schaffen — die Aufgabe der Außenpolitik: die höchstmögliche Leistung an Gegenwerten herauszuholen. Freilich: um diese wichtigste, ausschlaggebende Grundlage zu schaffen, bedürfen die innerpolitischen Verhältnisse einer gründlichen Neuorganisation.

Friede mit den Bolschewiki! von einem Russen

Die Frankfurter Zeitung brachte die Nachricht, daß auf General Fochs Veranlassung eine Anzahl bisher in Deutschland weilender russischer Offiziere und Soldaten zu der Armee Denikins freigelassen worden seien. Diese Tatsache bildet nur ein Glied in einer langen Kette. Rußland kam seinen Verbündeten zu Hilfe und opferte ihnen drei Millionen seiner Söhne. Aber für Jeden, der das Verhältnis West-Europas zu Rußland nicht allein nach offiziellen Erklärungen und juristischen Bündnissen, sondern seiner tiefsten seelischen Natur nach kannte, war von vorn herein klar, daß Rußland nach wie vor das „barbarische, asiatische Land“ blieb, das zu Handlangerdiensten gut war, dessen Schicksal aber den Andern nicht naheging, und das gegebenenfalls wieder sich selbst überlassen werden würde. Dieser Fall ist nunmehr oder richtiger: seit langem eingetreten. Und es ist charakteristisch, daß derjenige der Entente-Staatsmänner, der am meisten aggressiven Geist gegen den Bolschewismus überhaupt und das bolschewistische Rußland insbesondere gezeigt hat, nämlich Clemenceau, sich einzig zu dem Entschluß aufzuschwingen vermochte: „Wir werden Rußland mit Stacheldraht umgeben.“ Also auch hier ein passives Verhalten.

Freilich gehen ab und zu Sendungen mit Kriegsmaterial an Denikin aus Frankreich ab. Aber auch diese Hilfe ist doch nur höchst unpersönlich; auch hier sollen die Andern die Kastanien aus dem Feuer holen.

Indessen steigt die rote Flut immer weiter und höher. Die Ereignisse haben hinlänglich und seit hinreichend geraumer Zeit gezeigt, daß auf diesem Wege die Bolschewiki nicht zu überwinden sind. Bestenfalls kann es zu einem

Remis kommen, und dann bleibt die Sachlage weiter unentschieden.

Es ist einem mit psychologischem Instinkt Begabten wahrhaftig nicht schwer, auf Grund der Vergangenheit die Prognose der Zukunft zu stellen. Offenbar betrachtet die Entente Polen als einen von ihr geschaffenen Staat, der nicht nur die Deutschen, sondern auch die Bolschewiki in Schach halten soll. Auch hier ist es also der Andre, der die Sache machen soll. Und falls die Bolschewiki, die ja heut als die einzige von großzügigem offensiven Geist beseelte Macht erscheinen, die Offensive gegen Polen (die sie ja rebus sic stantibus bestimmt unternehmen werden) mit Erfolg durchführen und nach Deutschland kommen, so ist sicher, daß die Deutschen es sein werden, die die Kastanien aus dem Feuer zu holen haben. Dann wird sich die Entente darauf besinnen, daß Deutschland zumindest eine solche Schutzwehr gegen Bolschewismus bildet oder vielmehr bilden soll wie Polen; dann wird sie ihm reichlich mit — Munition zu Hilfe kommen und gegen den Bolschewismus bis zum letzten Deutschen kämpfen.

Wir wollen hier auf moralische Argumente verzichten. Wir wollen nicht Zeter rufen gegen die Aufrechterhaltung oder gar Erweiterung eines Kriegszustandes, der schon als solcher neues Elend und neuen Tod bedeutet. Wer das politische Leben genugsam beobachtet, weiß, wie wenig da moralische Argumente verschlagen. Wir wollen das ganze Problem nur dynamisch betrachten.

Dem unleidlichen Zustand kann logischerweise nur auf zwei Arten ein Ende gemacht werden: entweder durch entschlossene Offensive gegen den Bolschewismus oder durch Friedensschluß mit ihm. Tertium non datur. In der Psyche der derzeitigen Machthaber der Entente sind aber grade Gründe wirksam, die sie von der Beschreitung eines jeden dieser beiden Wege abhalten und in der — von jedem Standpunkt betrachtet: verbrecherischen — Passivität verharren lassen. Gegen die Intervention spricht, zumal in England, die Furcht vor Aufreizung der Arbeiterkreise, namentlich aber die Kriegsmüdigkeit der eignen Völker; gegen den Friedensschluß mit der Sowjet-Regierung spricht die Furcht, damit den Bolschewismus in der eignen Arbeiterschaft zu legalisieren.

Hiermit ist freilich nur die allerletzte politische Sachlage in der Entente festgestellt. Denn in der garnicht fernen Vergangenheit gab es Momente, wo Lloyd George bereit war, mit der Sowjet-Regierung zu paktieren. Das war aber nicht, wie behauptet wurde, der erneute Ausdruck der „bodenlos gemeinen“ englischen Politik, in deren Interesse es lag, das

geschwächte Rußland zu verewigen. Die englische Politik ist zu schlau, um auf so unverblümte Weise ihre Interessen wahrzunehmen. Sondern es war der erneute Ausdruck des alten Grundprinzips der englischen Politik: des Opportunismus, der sich, unbekümmert um den politischen Inhalt, nur dynamisch bestimmt, jeder Situation anzupassen sucht, und dem die immer mächtiger werdende Sowjet-Regierung als ein solcher, die Anpassung erheischender Faktor erscheinen mußte. Erst nach der letzten londoner Reise Clemenceaus änderte Lloyd George seine Taktik, und daß das post hoc in diesem Fall mit dem propter hoc gleichbedeutend ist, liegt auf der Hand.

Inzwischen machen aber die Bolschewiki Fortschritte. Die Meldungen besagen, daß Koltschak als militärischer Faktor endgültig ausgeschaltet ist und auch die Herrschaft Denikins ihrem Ende zuneigt. Durch die Einnahme der Ukraine und des Donetz-Gebiets sichern sich die Sowjet-Männer neue Quellen des Lebens. Die Politik Clemenceaus erfährt selbst vom ‚Journal‘, also einer Zeitung der petite bourgeoisie, eine entschiedene Kritik! Kampf oder Friede! fordert das Blatt. Die politische Impotenz der Regierung kommt aber im ‚Temps‘ zum erneuten Ausdruck, der seinen Artikel „Où va la Russie?“ mit der Losung und Lösung schließt: „Also wir müssen — aufpassen!“

Wenn aber und da kein Kampf gegen das Sowjet-Regime unternommen wird, so bleibt nichts andres als: Friedensschluß. Es ist die einzige logische Konsequenz. Es ist auch die einzige materielle Lösung. Es gibt politische Lösungen, die im ersten Augenblick paradox erscheinen, die aber bei näherm Nachdenken diese Paradoxie nur als Folge gedanklichen Beharrungsvermögens erweisen. Und sprechen nicht genug materielle Gründe zugunsten dieser Lösung? Die militärischen Kampfmittel gegen den Bolschewismus sind bislang ohne jeden Erfolg angewandt worden und nichts verheißt ihnen für die Zukunft größern Erfolg. Die Sowjet-Regierung steht heute stärker da denn je. Die Anwendung der Blockade fordert unzählige unschuldige Opfer in Rußland und treibt die hungernde Bevölkerung in den Dienst der Regierung. Das reaktionäre Gebahren der antibolschewistischen Generale und Machthaber der Entente treibt auch die Sozialrevolutionäre und Menschewiki, der Sowjet-Regierung beizutreten. Vor allem aber: der Bolschewismus, der seinem tiefsten Wesen nach eine religio militans ist, wird in seinem Wesen durch den Kampf von außen erhalten und gestärkt.

Entfällt der Kampf von außen, so entfallen auch alle diese Faktoren. Die Bevölkerung wird, vom Hungergespenst befreit, ihre geistige Selbständigkeit wiedergewinnen. Die

Opposition wird zu ihrer innerpolitischen Rolle zurückkehren. Und: der Bolschewismus selbst wird seine bisherige kämpferische „Plattform" verlieren: er wird notgedrungen zeigen müssen, was er positiv kann, und die bisher schon gezeitigten Anpassungsformen an die Wirklichkeit und die Bedürfnisse der Volkswirtschaft weiter ausbauen müssen. Damit aber wird er seinen gefährlichsten Stachel los.

Das wird eine außenpolitische Rückwirkung haben. Es ist eine nur formale juristische Auffassung, wenn die Entente beteuert, durch den Friedensschluß werde der Bolschewismus „legalisiert". Legalisiert man die afrikanische Kultur, wenn man mit aufständischen Negern Frieden schließt? Es ist auch ein unbegründetes Mißtrauen gegen die eigne Arbeiterschaft, eine völlige Geringschätzung ihrer geistigen Selbständigkeit, wenn angenommen wird, daß sie durch die Tatsache des bloßen Friedensschlusses mit Sowjet-Rußland ihre ganze bisherige Denkweise und Taktik ins Gegenteil verkehren werde. Auch sehen diese Machthaber in ihrer Kurzsichtigkeit nicht, daß der kämpfende und siegreiche Bolschewismus unendlich viel mehr aufreizende Suggestion hat als der pazifizierte.

Was ich bisher unter meinem Namen (Elias Hurwicz) veröffentlicht habe — zum Beispiel der Aufsatz über den ‚Maximalismus' in Nummer 7 der ‚Weltbühne' von 1918 — schützt mich wohl in hinreichendem Maße vor dem Verdacht bolschewistischer Gesinnung. Nur weil mir und einem nicht unbeträchtlichen Teil meiner Landsleute der gewiesene Weg als der einzig gangbare erscheint — wenn er uns auch in der Seele zuwider ist — ergreifen wir in letzter Stunde, solange es noch nicht zu spät ist, das Wort.

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XIII.

Das Kadettencorps

Während ich mich meiner beinahe dreißigjährigen Dienstzeit im Heer immer gern erinnere, und der Truppenteile, bei denen ich gestanden habe, stets in treuer Anhänglichkeit gedenken werde, kann ich auch heute noch in der Erinnerung an die acht Jahre meiner Kadettenzeit nur Abscheu und Widerwillen empfinden. Unmöglich, sich Internate vorzustellen, die noch schlechter und einseitiger wären. Das Kadettencorps hatte eine gute Eigenschaft: das war die Billigkeit. Meine Erziehung kostete erst einhundertachtzig, dann sogar nur neunzig Mark im Jahr, und dafür wurde man ernährt, bekleidet, unterrichtet, bekam Bücher und lernte schwimmen, tanzen, reiten. Sonst wüßte ich aber auch nichts

zum Lobe dieser Schule zu berichten. Freilich muß ich betonen, daß im Kadettencorps immer schlechte und bessere Zeiten abwechselten. Die Entwicklung ging in Wellenlinien. Wenn die Zustände so haarsträubend geworden waren, daß Selbstmorde oder Sittlichkeitsdelikte vorkamen, wurde endlich eingegriffen, und der Erfolg hielt ein paar Jahre an — bis schließlich die Grundtendenz der ganzen Anstalt doch wieder zu allgemeiner Roheit im Ton und in der Behandlung führte.

Der Grundfehler des ganzen Systems war die Vorherrschaft des militärischen Geistes, schon in den Voranstalten, wo die jüngsten Schüler zehn Jahre alt waren. Die Offiziere, die Erzieher sowohl wie die Militärlehrer, hatten die ganze Macht in Händen und betonten bei jeder Gelegenheit die Minderwertigkeit der Zivilisten, sodaß die paar Zivillehrer keinerlei Achtung genossen. Man wurde systematisch dazu erzogen, im Zivilisten ein verächtliches schlappes Vieh zu sehen. Es war etwa so wie bei der Mannschaftsinstruktion über den Wachtdienst, wo auch der Zivilist immer eine schmähliche Rolle spielte. Er beschmutzte und beschädigte Schilderhäuser, war betrunken, lärmte, wurde verhaftet, mit dem Gesicht gegen die Wand ins Schilderhaus gestellt und schließlich erstochen. In Metz meldete ein Patrouillenführer nach einer nächtlichen Streife durch die Bordellstraßen, daß gegen Mitternacht aus einem Bordell ein „nackter Zivilist" hinausgeworfen worden sei . . . So war für das Militär der Zivilist beschaffen, und so wurde den Jungens vom zehnten Jahre an eingehämmert: „Es gibt Soldaten und Schweinehunde."

Die Erzieher waren größtenteils junge Offiziere, die irgendwie kaltgestellt werden sollten, teils wegen Schulden, teils wegen Saufens. Einer war schon in Amerika gewesen und rief uns kaum jemals anders als: „Schwein!" oder: „Ehrloser Schuft!" Manche Schimpfworte verstand man mit zehn Jahren zunächst noch garnicht; so, wenn er sagte: „Dich Schwein hätte Dein Vater auch lieber an die Wand spritzen sollen." Aber allmählich verstand man leider alles. Ich erinnere mich aus der Voranstalt eigentlich nur eines Erziehers, der besser war als die andern: das war ein Württemberger, ein ernster, achtenswerter und allgemein beliebter Mann.

Der Unterricht war, soweit er von Zivillehrern erteilt wurde, gut; aber leider unterrichteten auch die Offiziere, und das war dann oft ein sinnloses Frage- und Antwortspiel auf dem Niveau des Mannschaftsunterrichts. Der Grobian aus Amerika, zum Beispiel, gab Naturgeschichte in Quinta — wahrscheinlich weil er drüben Gärtner gewesen war. Er ließ uns meist in Kniebeuge irgendwo in der Ecke stehen;

wie denn überhaupt Kniebeuge und Klopfpeitsche die wichtigsten Erziehungsmittel waren. Einmal kam der General bei der Inspektion des Unterrichts auch zur Naturgeschichte. Da sahen wir zum ersten Mal den weißen und roten Klee in natura, nachdem ein Zivillehrer in der Pause vor der Stunde erschienen war und ihn mit bunter Kreide an die Tafel gezeichnet hatte. Unsre Antworten konnten wir alle seit Wochen im Schlafe auswendig, und der General war entzückt und lobte den dicken Premierleutnant wegen der von ihm angewandten modernen „applikatorischen“ Lehrmethode. Als er mit gnädigem Händedruck draußen war, sagte der Dicke lachend zu seinen grinsenden Schülern: „Seht Ihr, Ihr Schweinehunde: das nennt man den Leuten Sch . . . . . ums Maul schmieren.“ Der Mann war nicht ohne Humor, und dieses seines Ausspruchs hab' ich bei allen Besichtigungen meines militärischen Lebens gedenken müssen. Er befaßte sich auch mit unsrer politischen Vorbildung. Als einmal der alte kranke Windthorst in der Nähe vorbei reiste, hieß es beim Appell: „Hoffentlich verreckt das Luder.“ Was nicht konservativ war, war eben ein Schwein. Ein Kadett hatte einen Onkel seines Namens, der ein bekannter antisemitischer Abgeordneter war. Als diese Partei sich auf einmal christlich-sozial nannte, hätte der unglückselige Neffe beinahe Kompagniekeile bezogen ob des verdächtigen Wörtchens „sozial“. Das erinnerte doch zu stark an Sozialdemokratie, und deren Anhänger standen damals noch unter dem Ausnahmegesetz und figurierten in unsrer Phantasie als Verbrechertypen mit ungepflegten Bärten, Ballonmützen und großen Holzknüppeln.

Der ärgste Mißstand war die Einrichtung der Stubenältesten. Das waren Tertianer, die auf den Stuben beinahe unumschränkt regierten und die jungen Kadetten oft in der gröblichsten Weise mißhandelten. Da stand man, bis man zusammenbrach, in der Kniebeuge, in den ausgestreckten Armen ein Brett mit einem Stein oder einer Wasserkaraffe darauf, zwischen den Knieen womöglich noch einen aufgespannten Zirkel; oder man hing im „spanischen Bock“, mit zusammengebundenen Händen und einen Stock durch Kniekehlen und Arme gesteckt, zwischen zwei Spinden; oder man wurde mit Messern und Nadeln gestochen; oder es wurde einem ein Hosenknopf an die Backe genäht — kurz: die Roheit feierte Orgien, und das unter den Augen der sogenannten Erzieher. Briefe nach Hause wurden kontrolliert. Für das, was zu schreiben war, gab es ein Schema, das auf jeder Stube angeschlagen war: es begann mit dem Dank für den erhaltenen Brief und hatte etwa fünf Punkte. Bei dieser Behandlung entwickelte sich unter den Kadetten ein entsprechen-

der Geist. Es galt als höchst gemein, sich wegen irgendeiner Sache an die Offiziere zu wenden, überhaupt sich zu beklagen. Was einzig geachtet wurde, war die physische Kraft. War ein Tertianer körperlich schwach, so hatte er auch kein Ansehen. Alles, was mit dem Unterricht zusammenhing, galt als verächtlich, im besten Fall als notwendiges Uebel, auch der Pfarrer (Himmelsfähnrich genannt) war nichts als eine komische Figur, und in den Bibeln waren auf dem für alle Schulbibeln vorgeschriebenen eingehefteten Blatt mit den Rubriken: Beschmutzt — Zerrissen — Fehlt ... die Seiten angegeben, die Schilderungen von erotischen Vorgängen enthielten. (Zur Erbauung in der Religionsstunde.)

Alle sexuellen Perversitäten blühten und wurden ziemlich offen betrieben; Hemmungen in der Beziehung gab es nicht. Einmal stand ich als Elfjähriger Posten, während mein Stubenältester sich im Kuhstall des Oekonomen mit einer Kuh irgendwie amüsierte. Jeder Tertianer hatte seinen „Schuß", das heißt: eine Art männlicher Geliebten, mit der er ganz offen verkehrte, und „die" deswegen keineswegs von den Andern verachtet wurde. Schlimm war ja überhaupt nicht so sehr, daß dergleichen Dinge vorkamen — denn welches Internat ist frei davon? —, sondern daß eigentlich Niemand etwas dabei fand. Kerngesunde, rüde Lümmels die mit zehn Jahren schon sechs Klimmzüge konnten, kamen bei dieser Erziehungsmethode auch ganz gut durch und fühlten sich wohl dabei; wer aber ein bißchen komplizierter veranlagt und mehr auf Wissenschaft und Künste gerichtet, oder wer körperlich zart war, der litt bitter unter dem „Geist" der Anstalt. In Lichterfelde war alles etwas besser, und es ging wenigstens äußerlich etwas gebildeter her. Aber auch hier gaben Offiziere noch bis in die Sekunda hinein Unterricht, der teilweise so skandalös war, daß die begabtern Schüler mehr wußten als die Lehrer. Ein Oberleutnant, nebenbei bemerkt: ein schwerer Alkoholiker, gab Geschichte in Unter-Sekunda, und wenn man den wörtlich auswendig gelernten Stoff mit einem falschen Wort herunterzurasseln anfing, mußte man abends mit dem Gewehr zu ihm kommen und unter Gewehrstrecken repetieren. Dieser Mann wußte immer nur, was grade das Thema für die Unterrichtsstunde war. Wir machten uns manchmal den Scherz, ihn nach andern Begebenheiten zu fragen: dann wurde er grob und meinte, das ginge uns Rindviecher garnichts an. Erst in der Prima wurde der Unterricht ausschließlich von Zivillehrern erteilt, und da lernte man auch wirklich was. Meine Lehrer aus der Prima habe ich heute noch in dankbarer Erinnerung: die Professoren Tüllmann und Schwengberg, zum Beispiel, waren ganz hervorragende Pädagogen, an denen ihre Schüler hingen. Die

große Masse der Kadetten gelangte jedoch garnicht in die Prima, sondern machte nach der Obersekunda das Fähnrichsexamen und trat in die Armee ein, oder wurde Selektaner, was dem Fähnrich entsprach. Die Bildungsstufe dieser Jünglinge war selbstverständlich denkbar niedrig. Sie waren für die Offizierskarriere dressiert, und wehe ihnen, wenn sie in der Armee Schiffbruch erlitten! Diese streng durchgeführte militärische Methode bildete Menschen aus, die vollständig im Militärwesen aufgingen. Wenn es ernste, strebsame Menschen waren, wurden sie, was man in der Armee den guten Typ des Kadetten nannte, Männer, für die andre Berufe garnicht existierten, die nur noch militärisch fühlten und dachten. Bei beschränkten Menschen führte das zu Dünkel, Ueberhebung und Unduldsamkeit und zu einer betonten Verachtung aller Geistigkeit.

Wenn man an den Offizier sonst keine Anforderung stellt, als daß er beim Sturm seinen Leuten vorangehe — im Grunde kann man nicht mehr von ihm verlangen —, so lieferte das Kadettencorps sicherlich derartige Führer in großer Menge, denn es erzog zu rücksichtslosem Schneid und äußerster Draufgängerei. Wenn aber der Offizier Erzieher des Volkes sein, wenn er unterrichten und fortbilden soll, was doch immer feierlich als seine Aufgabe verkündet wurde: dann war die Bildung, die ihm das Kadettencorps mitgab, viel zu einseitig und zu gering, und um sie aus sich zu ergänzen, mußte man erst den bildungsfeindlichen Geist dieser Anstalt innerlich überwunden haben.

Der Kadett trat direkt in die Armee, und zwar als Fähnrich, also bereits als ziemlich hoher Vorgesetzter, der auf der Straße gegrüßt werden mußte. Irgendein Luftzug von Geistigkeit, wie ihn die Universität bringt, erreichte ihn nicht. Das Leben des Fähnrichs war im Vergleich zum Kadettencorps schon von ungeahnter Freiheit. Wie ein Automat schnellte er hoch, wenn ein Leutnant im Kasino: „Prost Fähnrich!“ rief, und schließlich wurde er selber Leutnant und gehörte von da an dem Dienst und dem Kasino. Das geistige Leben der Nation, Politik, Geschichte, Kunst interessierte ihn nicht, und teilweise waren diese Dinge sogar verdächtig. Zote und Alkohol waren bequemere Unterhaltungsstoffe. Für Viele jahre-, für Manche jahrzehntelang. In einem Alter, wo man grade zu denken anfängt, war man eben systematisch mit dem Portepee vor den Schädel geschlagen worden. Als ich die Hauptkadetten-Anstalt verließ, hatte ich jede Illusion über meinen zukünftigen Beruf und den Offiziersstand verloren, und erst die Berührung mit den Mannschaften in der Truppe und die Einsicht in die Notwendigkeit und die Mission der Armee erweckten wieder Lust und Liebe zum

Soldatenberuf. Die ganze Institution des Kadettencorps war, seit es eine Verfassung gibt, nicht mehr zeitgemäß, und man sollte von ihr nur jene ihre beste Eigenschaft beibehalten: die Billigkeit. Man mache aus den Kadettenhäusern Bildungsanstalten für Söhne von Witwen und für Kriegswaisen aller, aber auch wirklich aller Stände, bestelle bewährte Philologen als Leiter und verlange von Offizieren, die als Lehrer und Erzieher zugelassen sein wollen, unbedingt, daß sie das philologische Staatsexamen gemacht haben.

Pfitzners Kampf gegen die musikalische Impotenz von Gisella Selden-Goth

Gegen die eigne? O nein!

Ich will hier nicht von der Musik dieses Komponisten sprechen, der jetzt mit etwas alldeutsch-christlich-reaktionärer Absichtlichkeit auf den Schild gehoben wird. Irgendwo in der Gegend der Süddeutschen Monatshefte steht eine Gemeinde zu ihm. „Glücklich jene Komponisten, die imstande sind, fanatische, also proselytierende Anhänger zu gewinnen", sagte schon Rubinstein. Mögen diese einander kritisch befehden, so heftig sie wollen: die Akten über Wert und Lebensfähigkeit der Musik des letzten Jahrzehntes sind mit geringen Ausnahmen lange noch nicht geschlossen. Wenn aber ein Musiker auf hundertfünfzig Druckseiten nicht nur gegen Paul Bekker, die Frankfurter Zeitung und die „überschwängliche Dummheit des Publikums", sondern auch für die ausschließliche Berechtigung einer Musik des göttlichen Einfalls, der inspirierten Themen und der alleinseligmachenden Melodie zu Felde zieht, so muß man wohl in erster Linie ihn selber fragen, wie er bisher seine schöne Theorie in die Praxis umgesetzt hat. Wann hat er uns den Einfall von zwingender Selbstverständlichkeit geschenkt, wann das Thema, bei dem uns ein warmer Schauer rhythmischer Beglücktheit überrieselt, die Melodie, die sich mit bohrender Süße ins Ohr saugt? Potenz! in Leben und Kunst heiliges Prinzip herrlicher Männlichkeit, ewiger Zeugungskraft — wem drängt sich grade dieses Wort auf die Lippen, wenn Pfitzners kunstvolle Musik, oft fein und poetisch, manchmal innerlich und überzeugend, immer reflektiv und schwerfällig, sich grau durch Stimmen und Instrumente schleppt?

Aber ich will ja von ihr hier nicht sprechen. Nur war es nicht klug von Pfitzner, seinem Buch diesen Titel zu geben.

*

Man liest also über den Titel hinweg und staunt. Daß Paul Bekker, der die Unvorsichtigkeit begeht, Pfitzner „nicht mehr für voll" zu nehmen und den ‚Palestrina' „müde zu finden", gröblich und ausgiebig angerempelt wird, versteht man

allenfalls. Auch daß die Generalintendantur Hülsen samt der berliner Presse dabei ihr Teil abbekommt. Weniger verständlich aber und peinlich ist es zu sehen, wie sich ein so maßvoller Musiker als Schriftsteller über jeden polemischen Anstand hemmungsloser hinwegsetzt, als es bei kritisch-aesthetischen Auseinandersetzungen in guter Gesellschaft üblich ist. Ausdrücke wie „versaut", „verdreckt", „Geseires" gehören sicherlich nicht in einen Essay, der an die letzten Mysterien des musikalischen Zeugungsakts rühren will. Nicht einmal in eine Streitschrift gegen einen Kritiker, der seine Ansichten stets mit Wissen und Sachkenntnis, aber auch mit Vornehmheit und Ruhe verficht. Um Bekkers Schreibweise diese Eigenschaften durchaus zuzubilligen, muß man sich mit seiner gewaltsamen Beethoven-Auslegung und seiner Sucht, philosophisch-ethische Begriffe in Musik hineinzugeheimnissen, keineswegs einverstanden erklären.

Der Streit selbst — ob die spontane Erfindung von Thema, Motiv, Melodie allein den Wert eines Musikstücks bestimmt, oder ob geniales Gestaltungsvermögen aus unbedeutender Keimzelle Großes emporwachsen lassen kann — dieser Streit ist müßig. Die Geheimnisse der aesthetischen Wirkung musikalischer Linien und Flächen sind unerforscht; aus zu mannigfaltigen, in ihren Grenzen verschwommenen Faktoren setzt diese Wirkung sich zusammen. Unzählige Einfälle der Meister beglücken durch die ihnen primär innewohnende Kraft, eben jene, die Pfitzner mit dem Namen „Potenz" bezeichnet. Doch auch Bekkers These von der Möglichkeit einer innern Konzeption mächtiger Gebilde ohne thematisches Material entbehrt der Berechtigung nicht. Ohne ein präzis hingestelltes „erfundenes Thema" wogen die gigantischen Fluten der Chromatischen Phantasie auf und nieder. Vielleicht wird hier die Fortentwicklung der Tonkunst einsetzen. Sofern überhaupt noch eine zu erwarten ist. Pfitzner erwartet keine. Und sonderbar ist es, daß in diesem Streit der — persönlich arische — Vertreter des pessimistisch verneinenden, zersetzenden Judentums hoffnungsfroh in die Zukunft der Musik blickt, jeden ihrer neu aufschießenden Keime gepflegt wissen will und von der Höhe, die sie schon erreicht, nach allen Richtungen Wege ausstrahlen sieht, auf denen sie zu erneutem Aufschwung geleitet werden kann. Wohingegen der Germane, der dieses Judentum nach berühmten Mustern angreift, den ganzen Organismus der abendländischen Musik als verkommen und verlebt zu jenem Grabe trägt, das ihr die bösen Futuristen gegraben haben. Wo, auf welcher Seite ist das „Verwesungssymptom" zu finden, auf das Pfitzner mit dem Untertitel seines Buches hinweist?

*

Die bösen Futuristen! Sie kommen übel weg. „Irrenhäuserlicher Kitsch“ ist eines der höflichsten Worte, die ihnen Pfitzner nachwirft. Der genannte Cyrill Scott wie der ungenannte Busoni werden sich darüber hinwegsetzen. Worüber ich mich nicht hinwegsetzen kann, ist der hämische Fußtritt, mit dem Pfitzner den toten Löwen Mahler beiseite stößt. Wer den heilig-schöpferischen Geist, der über der Achten Symphonie ausgegossen ist, mit Ironie verneint, verwirkt dadurch das Recht, über Ziele und Probleme der Gegenwartsmusik mitzureden. Und doch sollte grade Mahlers Erscheinung dem streitbaren Pfitzner zu denken geben. Diese Musik entwickelt aus primitiven, oft wenig originellen Einfällen Symphonie-Sätze von einer weltumspannenden Großartigkeit, wie sie seit Beethoven keiner Feder entflossen. Hier der Beweis, daß das Genie nicht theoretischen Fragen nachgrübelt, nicht absichtlich weiterbaut oder umstürzt, nicht seine Mittel wählt oder verwirft, seine Richtung bestimmt, seine Wirkung berechnet. Sondern Neues schafft, weil es muß, nicht weil es will. Ein Neues, das neu ist, weil es vom heißen Strom einer Individualität durchflutet wird. Und Neues, das schön ist, und als schön empfunden wird, sobald die Zeit dazu heranreift. Nicht Schönberg, Schreker, Stravinsky, und wie sie alle heißen, haben heute die legitime Nachfolge Beethovens und Wagners angetreten. Sie schaffen nur mit Begeisterung und Ueberzeugung den rohen Marmor ans Licht, aus dem einst wieder ein vollkommenes Gebilde entstehen soll. Sobald der Meister mit den begnadeten Händen des Weges kommt und das edle tote Material zu neuem Leben beseelt. Mahler war der letzte dieser Meister. Wir wissen noch nichts vom nächsten. Aber die klugen Jungfrauen harrten des Bräutigams mit gefüllten Lampen.

*

Vieles reizt also in Pfitzners Buch zum Widerspruch. Immerhin zu einem achtungsvollen, der dem ehrlichen Verfechter jeder künstlerischen Meinung gegenüber am Platze ist. Aber um seines letzten Kapitels willen hätte dies Buch nie veröffentlicht werden sollen. Hier bietet sich das traurige, ja widerwärtige Schauspiel, daß ein Musiker — der Vertreter der immateriellsten, allgemein-menschlichsten Kunst, die in erster Linie berufen wäre, wieder Brücken zu bauen. Geschehenes ungeschehen zu machen — sich nicht scheut, unter dem Deckmantel einer aesthetischen Broschüre finsterste Dunkelmänner-Politik zu treiben. Er windet sich gradezu in schweren reaktionären Krämpfen. Schreit nach Vergeltung und hetzt blutdürstiger zur Revanche, als je die Deutsche Tageszeitung getan. Er stellt den echten Deutschen die Wahl zwischen Kurt Eisner und der Gruppe Hutten-Bismarck-

Kleist-Wagner-Wildenbruch (man beachte die Zusammenstellung!) und putscht den kleinen Rest der „letzten Goten“, die im pazifistischen Professor den widerlichsten Typus des Hochverräters sehen (ach, wäre dieser Typus im Kriege nur häufiger gewesen!), zur „natürlichen Reaktion“ auf. Wenn uns etwas in den Ländern, von deren Achtung in dieser entsetzlichen Zeit unser größeres oder geringeres Weh abhängt, noch schaden kann — viel kann uns nicht mehr geschehen —, so sind es derlei undisziplinierte und verurteilungswürdige Kundgebungen von Männern, die in Deutschlands Kunstleben an weithin sichtbarer Stelle stehen. Ich rufe all Jene, denen die Kunst auch die Liebe bedeutet, denen sie zu gut, zu heilig, zu unantastbar ist, um, in welcher Form immer, Haß zu predigen und Blut zu fordern, gegen diesen Pfitzner auf! Er bleibe bei seiner Notenfeder. Der Kampfspeer, den er seinen eignen Worten nach „unentweiht zur Seite führt“, werde ihm aus der Hand geschlagen.

Die lustigen Weiber von Windsor

von Alfred Polgar

Ein alter Herr wird geprellt. Verdientermaßen. Denn sein Lebenslauf ist Saufen, Fluchen, Nichtstun und andrer Leute Weiber Herumkriegen. Daß er diese Weiber nebenbei benützen will, um an dem Geld ihrer Männer nutzzunießen, ist eine besonders schofle Gemeinheit. Aber der Ritter Falstaff hat trotzdem nicht nur unsre Sympathie, sondern unsre Liebe. Gott behüte, daß ihm ernstlich Leides geschähe! Wenn sich Herr Fluth, der biedere, gerechte, den Hals bräche, ließe uns das ganz und gar gleichgültig. Um Falstaff würden wir bitter klagen. Nicht nur, weil er so komisch, sondern weil er ein so kostbares Exemplar Mensch ist. Ein Stück trüb und ranzig gewordener, aber unbedingter Lebensfreude. Ein Mann voll Witz, Selbstverlachung, innerster Lügelosigkeit. Hätte er immer genug Geld und Alkohol, um nicht auf Lumpereien zur Herbeischaffung dieser lebenswichtigen Stoffe sinnen zu müssen, er zeigte sich gewiß als Mann von profunder Gutmütigkeit, von Schärfe und Freiheit des Urteils, als Freund der Elenden, als Verächter jeglicher Heuchelei und Niedrigkeit. Aber sein besseres Menschentum ist lebendig eingesargt: ein gewaltiger Grabhügel, der Bauch, hindert es an Auferstehung. Das Geistige des Ritters ist dem Vegetativen versklavt: muß schmutzige Dienste tun. Daß es nicht revoltiert, ist sozusagen Falstaffs Kardinalsünde. Aber eben die Treue, die Anhänglichkeit, mit der es dient, die völlige Solidarität des Gehirns mit dem Wanst ist auch der Quell, dem der nie schale, wunderbar schmackhafte Humor der Figur entfließt. Die wahre Lust am Falstaff kommt nicht aus der

Schadenfreude über sein Mißgeschick, sondern aus der Freude über die Philosophie, mit der er es trägt, und über den Optimismus, mit dem er stets von neuem in die Falle läuft. Er ist bei all seiner Lüsternheit, Versoffenheit und Abgebrühtheit ein dickes Kind, gutgläubig und ohne Tücke begehrlich.

Ein Falstaff-Darsteller wird umso besser sein, je weniger das Vergnügen des Zuschauers an des fetten Ritters Schicksalen mit Schadenfreude gemengt sein wird. Dem Falstaff des Herrn Hans Marr, im wiener Stadttheater, fehlte es nicht an Behaglichkeit. Er gab der Figur das Saftige, liebenswürdig Onerose, hilflos dem Diktat des eignen Leibes Preisgegebene. Auch noch einen wehmütig-komischen Rest ritterlicher Grandezza in aller Verlumptheit. Schade, daß er, als Regisseur, die Position des Sir John nicht verstärkt hat: durch entschiedene Rückung der bürgerlichen Um- und Gegenwelt ins Groteske. Alle Figuren im Spiel müßten so überchargiert sein wie der Doktor Cajus und der Pfarrer Evans, und das Ganze so gespielt werden, daß die Niederlage der Falstaffschen Amoralität doch in keinem Augenblick zu einem Triumph der bürgerlichen Moral und Wohlanständigkeit würde. Die griff-feste, mit ihrem Publikum so überaus intime Komik der Frau Niese übt erfrischende Wirkung. Eine treffliche Künstlerin, aber sie hat eine Art, dem Zuschauer Heiterkeit teils abzubetteln, teils gewaltsam abzupressen, die zur Renitenz herausfordert. Die szenischen Bilder, von einer wohltuend flinken Drehbühne rasch herangeführt, sahen nett aus, und das Ensemble hatte Tempo und Laune. Wenn es dennoch bei gemäßigter Lustigkeit der Hörer sein Bewenden hatte, so deshalb, weil der Nebenwitz des Stückes nicht ausreicht, das gewaltige Loch zu füllen, das auf der Bühne gähnt, sowie Falstaff sie verläßt.

Dostojewski von Siegfried von Vegesack

Zyklop mit Kinderherzen.
Aus Felsen hautest Du Gestalten,
Die sich mit Schmerzen
In die Erde krallten,
Fäuste ballten,
Und doch in Herzen, die gemartert schlugen,
Den Abglanz ferner, ferner Sonnen trugen.

Du dientest allen Kreaturen:
Bettler, Diebe,
Mörder, Sträflinge und Huren
Umschloß Dein Herz in grenzenloser Liebe.

Hölle, Weg, Erde

Und der Himmel? Der — der fehlt nicht allein im Titel. Aber dort könnte er fehlen: er müßte sich nur hoch über dem Weg aus der Hölle zur Erde und über dieser wölben. Georg Kaiser erträumt ihn doch. Er möchte den Menschen das Paradies bereiten, darin Alle alle Schuld aus Aller Schuld an Alle beglichen hätten. Hm. Hm, hm. Möchte er wirklich? Träumt seine innerste Sehnsucht? Er wird von Krämpfen geschüttelt und spricht aus dem Schlafe Sätze, die mißtrauisch machen. Was bliebe, wenn Welt und Menschheit vollkommen geworden wären, für ihn, den gelernten Maler der Unvollkommenheit? Seine Hölle wabert; ohne daß er mit dem Blasebalg nachzuhelfen brauchte. Hier versteht man, was Expressionismus bedeutet — im Gegensatz zu einem Impressionismus, der die Empfindungslosigkeit der Genußsucht, den Automatismus der Gesetzesauslegung, des Henkerdienstes gleichgestellte Uhr, die Verführung zu Mord vor Empörung über die Trägheit des menschlichen Herzens in gemächlicher Breite aus Einzelzügen herausarbeiten würde. Hier gibts kein „Detail". Hier werden die paar entscheidenden Worte mit einer Prägnanz ohnegleichen aus so erregter Brust hervorgestoßen, daß mit dem Redner der Hörer atemlos wird. Der Höllenkaiser — hier ist er Hebbels Dramatiker von Geblüt, bei dem man den Eindruck haben soll, als ob man mit bloßen Füßen über glühendes Eisen liefe.

Die Dame Lili also hat sich lieber für zweieinhalbtausend Mark Juwelen gekauft als für tausend Mark eine Mappe des Malers Spazierer, der mit dieser Summe einen fernen Bekannten zu retten geplant und auch bei fremden Leuten ein allgemein-menschliches Mitgefühl mit jedem ertrinkenden Bruder vorausgesetzt hat. Und da er das nirgends gefunden hat, und da weder Rechtsanwälte noch Schergen im Besitz des juridischen Mittels sind, ein Verbrechen solcher Art zu bestrafen oder gar zu verhindern, so hat er, um dieses zu rächen, selbst eins begangen, nämlich einfach auf den Juwelier losgestochen. Und nun sitzt er. Oder richtiger: hat schon gesessen. Und das ist der Grund, weshalb dieser ‚Weg' leider zu nichts führt. Kaiser hätte — garnicht etwa umständlich, sondern grade mit der erprobten Geschwindigkeitstechnik der ‚Hölle' — darzustellen gehabt, wie der gefangene Spazierer Einsicht in die Verstrickung von Schuld und Unschuld innerhalb jedes Zeitgenossen und in den Zusammenhang zwischen Aller Schuld und Aller Unschuld zu gewinnen vergebens sich abquält, und wie sich seiner der Zwang bemächtigt, den Dingen doch irgendwie auf die Spur zu kommen und die Mitwelt zu bessern und zu bekehren. Aber diese Entwicklung fällt in die Pause. Spazierer tritt fertig aus dem Strafhaus — erfüllt von der Kraft, die sich ihm bis dahin verweigert haben, hinter sich her zu locken, und ohne die Kraft, uns zu überzeugen, wieso sie sich plötzlich locken lassen. Die Flammen der ‚Hölle' haben uns heiß gemacht. Die Kieselsteine des ‚Weges' machen uns müde. Da wird die Berührung mit der ‚Erde' ...

Nichts wird. Das gesamte Personal des Stückes zieht jetzt tatsächlich hinter Spazierer her und dekliniert: Ich bin schuldig — du bist unschuldig — er ist schuldig — wir sind unschuldig. Mit dieser Litanei wird der geistige Prozeß der Wandlung bestritten. Was dialektisch entfaltet werden müßte, wird apodiktisch unterstellt. Und der künstlerische Prozeß? „Im Spiegel weißer Türme donnert die Sonne“, und „Herrlichkeit rinnt um die Firste gebuckelter Dächer“. Aber es donnert nicht, und es rinnt nicht, sondern ein hoffnungslos skeptischer Gegenwartsmensch rennt sich in Schweiß, uns seine Zukunftsfreudigkeit zu beweisen. Ein Exponent des Verfalls, der Mechanisierung, des Antilyrismus will mit geballten Fäusten Schwärmerei, Ekstase, diesen Kuß der ganzen Welt aus sich heraus hämmern. Dabei würde uns echter Haß sogar ethisch höher fördern als eine derart forcierte Liebe. ‚Die letzten Tage der Menschheit‘ schaffen den Boden für einen neuen ersten Tag, indem sie Tod und Verderben speien allem, was heute besteht, und wert ist, daß es zugrunde geht. Neben diesem Karl Kraus würde, in geziemendem Abstand, Kaiser sich allenfalls behaupten, wenn er den umgekehrten Weg nähme — nicht aus der Hölle auf die Erde, sondern von der Erde hinab in die Hölle, die unsre Epoche verdient. Die Gerechtigkeit, die ihr damit widerführe, würde tragisch reinigende Wirkung haben, während die abgehackte Deklamation von modischen Schlagwörtern ganz und gar nicht verpflichtet und lästig zu werden anfängt, sobald sie, von keinem Gefühl mehr getrieben, um der Bewegung und des Geräusches willen weiter und immer weiter tackt.

Das Lessing-Theater setzte genau so verheißungsvoll ein wie der Autor. Die ‚Hölle‘ lebte von roter Farbe und rotem Licht. Lebte, flackerte und erstarrte. Wie ein Vampyr hockte beim Anwalt hinter der Glastür der Kassierer, schweigendes, glotzendes Symbol einer mammonistischen Aera. Maschinenhaft exakt entschleuderte sich, spulte ab und surrte der blankgeputzte knochige Text aus Schauspielern, die einmal keine zu sein hatten. Tempo als Selbstzweck war alles, nicht Fleisch und Blut, und wer daran Ueberfluß hat, der störte eher, als daß er nützte. Der Regisseur Barnowsky zeigte, daß er, zumal in Arbeitsgemeinschaft mit dem einfallsreichen, buntheitsfrohen, ebenso wirklichkeitsstarken wie phantasievollen Maler Cesar Klein, seine Mitglieder zwingen kann, zugunsten eines artistischen Experiments ihre Persönlichkeit aufzugeben. Nicht zwingen kann er allerdings sie und sich, die eigne Persönlichkeit zu steigern. Wo es aus Kaiser hohl klingt, wo deshalb die Aufgabe wäre, seinen Ton zu vertiefen, zu runden, zu beschwingen und zu befeuern: da griff die Ohnmacht des Librettos mit einem Erfolg auf die Bühne über, daß deren deckende Wiedergabe des ersten Drittels nachträglich doch ein bißchen im Preise sank. Die gewollte Kargheit war der notgedrungenen entgegengekommen; und das mußte eben offenbar werden, als der lahme Barnowsky sich außerstande erwies, dem blinden Kaiser Stütze zu sein. Kein Himmel erleuchtete Weg und Erde, und unerlöst werden wir fortfahren, in der Hölle dieser Tage zu schmoren.

Nicolai von Kaspar Hauser

Einer, der in langen grausen Jahren
seinen Kopf stolz oben trug —
der im Flug
alle Patrioten überstieg,
der nicht tierisch brüllte: „Krieg ist Krieg!"

Einer, der aus Paragraphendickicht
seinen Weg ins Freie riß —
Finsternis
um und um, und nur in seinem Hirn
Kompaß, Ziel und Weg zu reinem Firn.

Einer, der viel mehr war als „ein Deutscher" —
nicht, wie jener Kommandeur,
Deserteur.
Einer, der statt blanken Zierats Mut
hell sein Eigen nannt' in all dem Blut.

Dieser wird von den Studiosen angeflegelt.
„Nieder!" brüllt der dicke Kneipenpatriot:
„Der ist rot!" —
bis sich Rektor und Senat verneigt.
Und die große Republik?
Sie schweigt.

Deflation! von Validus

In der ‚Weltbühne' vom ersten Januar ist die „Inflation" geschildert worden als die furchtbare wassersuchtartige Krankheit, die unsern Volkskörper verseucht, und die zu einer ungesunden Aufblähung im Geldwesen, zur Schaffung einer künstlichen Kaufkraft, zur Preisrevolution und zu wirtschaftlichen Unruhen geführt hat. Heilmittel gegen diese Krankheit? Kräftigere Steuern und Einschränkung des übermäßigen Verbrauchs von Waren aller Art, Herunterdrückung der Nachfrage und Bewirkung der Herstellung von Produktionsgütern statt Verbrauchsgütern. Aber der Aufsatz klang, recht pessimistisch, in die Frage aus, ob denn diese Maßnahmen nicht aufgewogen würden durch neue Schuldenmacherei des Reichs und der Privatunternehmungen. Eine Schraube ohne Ende: so war der Eindruck unsrer unglückseligen Währungswirrnisse.

Manchen Lesern hat dieser Pessimismus mißfallen, und sie fragen ängstlich, ob er denn wirklich berechtigt sei. Kein Zweifel, daß die Deflation, also die Zurückführung unsrer Währungsverhältnisse auf das normale Maß, so erstrebenswert ist wie augenblicklich sonst nichts. Wird sie aber kommen? Theoretisch ist es nicht ausgeschlossen. Praktisch durchgeführt aber scheint sie in absehbarer Zeit nicht werden zu können; dazu fehlt jeglicher Ansatz. Noch vor wenigen Monaten und Wochen durfte man optimistischer sein. Es war damals, als der erste Gedanke des Reichsnotopfers oder des „Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Zinses" auftauchte. Einen dreifachen Vorteil hätte dieses Opfer gehabt: erstens eine Applanierung der großen Vermögen; zweitens eine wohltätige Verringerung unsrer ungeheuern Schuldenlast und im Zusammenhang damit auch eine erhöhte Nachfrage nach stützungs-

bedürftigen Kriegsanleihen; eine Beseitigung der Inflation, eine Abzapfung des Wassers aus einem unnatürlichen Bauch, dessen Besitzer nach dieser Operation zwar nur noch aus Haut und Knochen bestanden, aber sich allmählich wieder herausgefüttert hätte.

Es hat aber nicht sollen sein. Der Arzt war nicht energisch genug, und der Kranke hat, wie Kranke gewöhnlich, nicht gewußt, was ihm gut tut. Er hub zu schreien an, und leider hat man auf dieses Geschrei gehört. Es waren vor allem die Wortführer der Demokraten, die ja im Parlament, wo es an Finanzverständigen völlig fehlt, als „die Weisen aus dem Morgenlande“ bewundert werden. Sie haben mit ihrer Scheinweisheit großen Eindruck auf die naiven Herren von rechts und links gemacht, und so ist denn aus der Vermögenssteuer eine Rentensteuer gemacht und dazu noch recht ungeschickt gemacht worden. Was als Ausnahme geplant war, ist die Regel geworden. Die Ausnahme sollte nämlich sein, daß Leute, denen aus irgendwelchen Gründen unmöglich ist, sofort einen Teil ihres Vermögens an das Reich zu geben, eine Stundung bewilligt erhalten. Diese Stundung ist gegen einen Satz von sechseinhalb Prozent erlaubt, wovon fünf Prozent für Verzinsung, anderthalb Prozent für Tilgung Verwendung finden. Da nun aller Voraussicht nach das Geld in absehbarer Zeit teurer wird, so wird der Kaufmann und auch der Kapitalist lieber langsam abzahlen und sich dafür mit fünf Prozent belasten lassen, als vom Bankier gegen zehn oder elf Prozent leihen.

Das ist der Grund, warum die Betrachtungen über „Inflation“ so pessimistisch waren. Man kann vor den Folgen des entsetzlichen Dilettantismus, mit dem wir wirtschaften, garnicht Angst genug machen. Man betrachte nur die Art und Weise, wie bei uns die Steuern eingezogen, nämlich nicht eingezogen werden. Heute noch wissen die Leute nicht, wann sie ihre letzte Kriegsabgabe zu zahlen haben werden, und längst hat die Spekulation in den paar Wochen seit dem ersten Januar aus dem Papier das wieder herausgewirtschaftet, was sie jemals an Reichsnotopfern zu zahlen haben wird. Die Folgen sind Börsenkurse, die sich von Tag zu Tag in die Höhe schrauben, Kurse, die in fataler Weise an Wien erinnern, wo Inflation und Valuta-Elend nicht mehr überboten werden können, und wo die Börsenkurse drei- bis viermal so hoch sind wie vor einem Jahr. Wenn die Verzögerung der Steuer-Eintreibungen zurückzuführen ist auf Ueberbelastung des Steuer-Amtes, so hätte man doch wenigstens durch gewisse Zins-Vorteile das Kapital veranlassen sollen, vorzeitig aus freien Stücken das Geld abzuführen. So aber läßt man ruhig drauflosspekulieren, läßt man den Konsum in unsinniger Weise weitertreiben, erlaubt man, daß das arme blinde Volk seinen Verdienst für unnütze Dinge ausgibt, heimischen und fremden „Tand“ kauft, wo es doch in wenigen Monaten nicht mehr wissen wird, wovon es ein Hemd oder Stiefel oder Windeln für die Kinder kaufen soll. Ach, wir fürchten, daß das Wort „Deflation“ einstweilen auf das Wörterbuch des Theoretikers beschränkt bleiben und „Inflation“ ein immer populärer und alltäglicherer Ausdruck werden wird. Dem Vertreter des Kapitals, besonders des beweglichen Kapitals aber sei heute, wo vielleicht noch eine Rettung möglich ist, warnend zugerufen, daß er durch seine hartnäckige Verweigerung der Operation sich und seinem über alles geliebten Gelde das Grab schaufelt.

Rundschau

Warum eigentlich?

Verehrter Herausgeber!

Sie geben „Antworten", jede Woche. Also erlaube ich mir, Ihnen einmal Fragen zu stellen.

Warum eigentlich hat der Kaiser seine Zusage nicht gehalten, daß er im Ernstfall sein eigner Kanzler und sein eigner Oberbefehlshaber sein werde — wir hätten den Krieg nie verloren.

Warum eigentlich ist Er im November 1918 nach Holland gefahren? Die Huldigungstelegramme hätten ihn hier doch viel schneller erreicht; auch hätte er die Redaktion seiner „Marginalien" selber vornehmen können, statt diese einem solchen „Halunken" wie dem Kautsky zu überlassen.

Warum eigentlich haben wir nicht den Feinden in Versailles einen ganz andern Frieden diktiert, da wir den Krieg doch nach dem Urteil aller „Maßgebenden" militärisch und eigentlich überhaupt gewonnen haben?

Warum eigentlich wollten die Kessel, Rump und Konsorten den tapfern Marloh abschieben? Hatten sie so wenig Vertrauen zu der Rechtsprechung des Kriegsgerichts, um auch nur einen Moment anzunehmen, das Gericht werde dem Marloh sein gutes Recht auf Tötung der dreißig unschuldigsten von hundertundachtzig „Verbrechern" irgendwie bestreiten?

Warum eigentlich ist Marloh noch nicht auf einen der einflußreichsten Posten: als Polizeipräsident, Oberkommandierender, Adjutant des Reichswehrministers — der selbst muß ja wohl bleiben — oder dergleichen berufen? Gehört er doch als Erster zu den Rettern Berlins und haben doch die Sachverständigen im Prozeß übereinstimmend und überzeugend festgestellt, daß er „seit seiner Kindheit an einer Ueberspannung des Pflichtgefühls leidet". Solche Leute verlangt die korrupte Zeit nun endlich!

Warum eigentlich sind wir vom absoluten Staat zur Demokratie übergegangen? Die üppig ins Kraut schießende Blume der Korruption wäre doch auch so zu voller Blüte gelangt.

Warum eigentlich erläßt die freieste Regierung der Welt immer neue Strafgesetze gegen Schleichhändler, Schieber, Steuerdefraudanten und Spieler? Wärs nicht einfacher, alle Deutschen einzusperren, bis der einzelne den Beweis erbracht hat, daß er nie Höchstpreise überschritten, nie bei Sklarz, im Kasino oder sonstwo ohne Marken gegessen, nie mit Parvus Halbhand und selbst einen Staatsanwalt interessierende Kartenspielchen gemacht, schleichgehandelt, Vermittlerprovisionen errafft, Steuerhinterziehung und weiß man was sonst noch alles getrieben hat?

Warum eigentlich regen Leute, zu denen, glaub' ich, auch Sie gehören, sich über die kleinen Fleckchen auf der weißen Weste der Republik so auf, daß sie sie „mit eiserner Schaufel" abkratzen zu müssen vermeinen? Haben diese Leute irgendeinen Grund, anzunehmen, daß das, was von Staats-, Regierungs-, Minister-, Reichswehr- und Gerichtswegen geschieht, der communis opinio nicht entspricht? Wahrscheinlich wollen diese Leute gern selbst an die Futterkrippe, weil sie sich einbilden, die Regierenden müßten einen hellen Kopf haben und einige Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe besitzen und auch betätigen. O, Ihr Naiven! Seid Ihr im Stall des edlen Züchters Augias herangewachsen? Nein? Also was stört

Ihr die Zirkel einer kaiserlich-republikanischen Regierung, die sich für Freiheit, Recht und Gerechtigkeit einsetzt bis zum letzten Hauch — bis zum letzten Hauch!

*

Ich bitte Sie, mir unter „Leonidas“ zu antworten. Sie werden verstehen, daß ich mich dieses Mal pseudonym gebe. Sie wissen, ich bin überzeugter Alldeutscher, der seinem Kaiser die Treue bis zum Eid auf die neue republikanische Verfassung geschworen hat; bin ein Patriot, der, wie immer, fest auf dem Boden der gegebenen Tatsachen steht, und der aus seiner loyalen sozialistisch-demokratischen Gesinnung niemals — abgesehen natürlich von den ersten Tagen der November-Revolution, wo ja wohl Jeder mit den extremen Elementen, dem Räte-System und so . . . aber das war gottseidank nur ein kurzer böser Traum — niemals, wiederhole ich, einen Hehl gemacht hat. Deswegen könnte ich an sich meine Meinung Jedem unverblümt ins Gesicht sagen, wie ich das sonst stets tue. Immerhin hat man als im Leben und in der Oeffentlichkeit stehender Mann gewisse Rücksichten zu nehmen. Denken Sie doch nur: eine mißverständliche Auffassung meiner wohlgemeinten Anfragen könnte mir die Ungnade meines Allerhöchsten Landesherrn, dem ich vor wie nach in Treue ergeben bin, zuziehen; sie könnte vielleicht Herrn Kautsky verstimmen, mit dessen Ansichten ich in, ach, so vielen Punkten übereinstimme; sie würde möglicherweise den Zorn der übermächtigen Machthaber der Entente erregen; die Kriegsrichter, wackere Offiziere wie Marloh, Kessel, Reinhard, den Polizeipräsidenten, Herrn Sklarz, den Staatsanwalt, die Schleichhändler, oder gar den allgewaltigen Reichswehrminister mir entfremden — alles Leute, mit denen mich, dank meinem aufrechten Charakter und meiner stets sich gleich bleibenden loyalen Gesinnung, die besten Beziehungen oder doch die herzlichsten Sympathien verbinden.

Daß ich das riskiere, wird Niemand ernstlich von mir verlangen, denn schließlich ist man Familienvater, hat Frau und Kinder zuhaus wie Oberst Reinhard, der doch gewiß ein Mann „furchtlos und treu“ ist. Und darum — Sie werden begreifen — antworten Sie unter

Leonidas

Beamtenräte und höhere Beamte

Als der Novembersturm von 1918 allerlei verstaubte Requisiten eines unhaltbar gewordenen Systems über den Haufen geworfen und manchem offenkundigen Unrecht das Lebenslicht ausgeblasen hatte, da atmeten auch die meisten Beamten mit hörbarem Ruck erleichtert auf. Obwohl die von den Linksradikalen vorbereitete, von den „Regierungs“-Sozialdemokraten mitgemachte „Revolution“ in den Großstädten wenig erfreuliche Begleiterscheinungen aufwies, erschien Vielen unsre Zukunft als ein Land der Verheißung, der unbegrenzten Möglichkeiten. Noch ist alles im Flusse, und die Möglichkeiten sind in der Tat unbegrenzt, aber in andrer Hinsicht, als jene Optimisten erhofften.

Unmittelbar nach der Uebernahme der Regierungsgewalt durch die sogenannten Volksbeauftragten begann unter den Beamten eine großzügige Propaganda für den Zusammenschluß auf gewerkschaftlicher Grundlage. Auch die ursprünglich Widerstrebenden sahen allmählich die Nützlichkeit und Notwendigkeit gemeinsamen Handelns ein. So entstanden auf Grund von Wahlen nach dem

gleichen, allgemeinen, direkten und geheimen Wahlrecht neben den Arbeiter- und Soldatenräten auch Beamtenräte, in denen zunächst nicht nur die untern, mittlern und höhern Beamten, sondern auch die auf Dienstvertrag beschäftigten Hilfskräfte männlichen und weiblichen Geschlechts vertreten waren. Während die Behörden am Anfang selbst zur Bildung von Beamtenräten aufgefordert hatten, verhielten sie sich gegen diesen Ausschuß vielfach ablehnend, wenn er nicht nach dem Wunsche der höhern Beamten zusammengesetzt war. Bei einigen Behörden ist die „Main-Linie“, der Trennungsstrich zwischen höhern und mittlern Beamten, schärfer denn je hervorgetreten, und die dünkelhafte Anmaßung vieler Monocle-Juristen feiert nach wie vor Triumphe. Die erlauchten Geheimräte des alten Systems haben sich teilweise vorzüglich auf die neue Zeit einzustellen gewußt. Von ihrer Unentbehrlichkeit durchdrungen, fanden sie bald einen modus vivendi mit den neuen Machthabern, die ihrer sachlichen Unterstützung vielfach nicht entraten konnten. Wo Verwaltungsreformen vorzunehmen sind, wurden die über langjährige Erfahrung und praktischen Blick verfügenden mittlern Beamten oft ausgeschaltet, obwohl (oder vielleicht: weil) sie auch ihresteils allerlei Reformvorschläge im Busen trugen. Der Geist der Ueberheblichkeit, der von der Corpskneipe und dem Offizierkasino her die meisten höhern Verwaltungsbeamten sich als Menschen höherer Artung fühlen läßt — „hei lewet noch“. Anstatt Vertrauen zu erwerben, verlangen sie von den ihnen unterstellten Beamten bedingungslose Unterordnung und eine Zurückdrängung eigner Meinungen; anstatt die gemeinsamen Interessen zu betonen und die Grundlagen verständnisvollen Miteinanderarbeitens zu errichten, schikanieren sie die Mitglieder der Beamtenräte und versuchen, diese Einrichtung dadurch aktionsunfähig zu machen, daß sie selbst an den Sitzungen nicht teilnehmen.‹

Die Regierung hat am ersten August 1918 in Weimar durch den damaligen Minister des Innern David der deutschen Beamtenschaft einige Komplimente machen und ihr sagen lassen, daß ihr der Dank für die pflichttreue und aufopfernde Arbeit bei der Neuordnung des Beamtenrechts und der Beamtenbesoldung abgestattet werden solle. So sehr die Beamten auch darauf warten, daß ihre unzulänglichen Gehälter endlich den Löhnen vieler ungelernter Arbeiter und den Dienstbezügen der Hilfskräfte bei den Behörden angepaßt werden, so lassen sie doch auch keinen Zweifel darüber aufkommen, daß sie nicht nur Geld-Ansprüche erheben, sondern auch ideelle Rechte geltend machen. Am neunzehnten August 1919 ist der Entwurf eines Gesetzes über Betriebsräte der Nationalversammlung vorgelegt worden. Wann wird sie sich mit der Beratung und Beschlußfassung eines Gesetzes über Beamtenräte zu beschäftigen haben? Was die Behörden, das heißt: die sie vertretenden höhern Fachbeamten, nicht freiwillig zu tun gedenken, dazu müssen sie eben vom Gesetzgeber gezwungen werden. Die Beamtenausschüsse werden erst dann Ersprießliches leisten können, wenn ihre Rechte und Pflichten gesetzlich festgelegt sind und ihnen — wie den Angestellten — ein Mitbestimmungsrecht für den innern Dienstbetrieb der Behörde zugestanden worden ist. Die Regierung sei sich darüber klar, daß auch hier der Grundsatz gilt: „Doppelt gibt, wer schnell gibt!“

E. G. Pauli

Selbstschutz der Pressefreiheit

Die Presse der U. S. P. D. ist in all ihren wesentlichen Organen auf Grund des § 48 der Reichsverfassung unterdrückt worden. Fristlos, ohne jede Begründung oder mit lächerlichen Begründungen. Die Leipziger Volkszeitung, zum Beispiel, wegen eines am — sechzehnten Dezember 1919 erschienenen Artikels, und weil sie „planmäßig“ die Politik der Regierung kritisiere. Die Regierung hat offenbar der Welt endlich beweisen wollen, wieweit sie mit Hilfe des Ausnahmezustandes ihre militärische Macht zur Willkür ausgestalten zu können glaubt. Die Proteste der Presse klangen schwach. Zwar wagte, abgesehen vom ‚Vorwärts‘, niemand, die Verbote zu rechtfertigen, selbst kein alldeutsches Blatt. Dem „Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei“ blieb es vorbehalten, diesmal ganz unverhüllt zu bekennen, daß es Pressefreiheit nur für die eigne Redaktion kenne. Da nunmehr aber das System der Verbote bekannt wird, da auf Berlin Leipzig, Halle, Düsseldorf, Remscheid, Kiel und noch mehr als zehn andre Verbote gefolgt sind, begreift selbst die reaktionärste Presse, worum es geht. Nicht etwa, daß nun die bürgerliche Presse grundsätzlich für Pressefreiheit eintritt. Vor allen schweigen Die am längsten, die als die geistigen Vorkämpfer und Vertreter der Pressefreiheit am lautesten ihre Stimme erheben müßten: die Redakteure, Journalisten und Schriftsteller. Der erste Protest ertönt vom ‚Verein großstädtischer Zeitungsverleger‘, von Denen, die die wirtschaftliche Gefahr dieser Verbote fürchten. In den andern Organisationen haperts; sogenannte Geschäftsordnungsschwierigkeiten verhindern in mehr als drei Sitzungen eine Stellungnahme. Erst als der Skandal ungeheuerlich wird, als die Position der Regierung bereits für völlig verloren gilt: da finden auch berliner Presse-Vertreter Worte der Empörung über die Fälschung der öffentlichen Meinung, über die Aufhebung der Pressefreiheit durch eine Parteiregierung, über die Erdrosselung jeder politischen Opposition. Erfolg: eine Verleger-Deputation und eine Redakteur-Deputation werden sich von dem achselzuckenden Herrn Reichskanzler Bauer einige Phrasen bieten lassen. Die zuständige Gewerkschaft: der Schutzverband deutscher Schriftsteller hat Vorsitzende, die als besoldete Pressechefs einzelner Aemter der Reichsregierung mit Leitartikeln und „Informationen“ aufs eifrigste diese Vergewaltigung der Pressefreiheit verteidigen.

Auf wen ist zu hoffen? Auf die Arbeiter. Die Buchdrucker beraten in diesem Augenblick, ob sie die Aufhebung des Verbotes durch Streik erzwingen sollen. Mögen immerhin wirtschaftliche Rücksichten maßgebend sein, so öffnet sich hier doch ein Weg, der über die Regierungsverbote hinweg ins Land der Pressefreiheit führt. Man mache die Entscheidung, wenn sie für den Streik ausfällt, zu einer prinzipiellen: Auf jedes Zeitungsverbot, das von der Regierung aus politischen Gründen ausgesprochen wird, antworte die Arbeiterschaft aller übrigen Zeitungen derselben Stadt mit sofortiger Arbeitsniederlegung, das heißt: sie stelle die Gleichheit des Rechtes, die durch das Regierungsverbot beleidigt ist, selbständig wieder her. Eine Aufgabe würdig der Journalisten und Schriftsteller selbst — schade nur, daß diese ihrer nicht würdig sind. Statt der leeren Phrasen vom journalistischen Anstand gegenüber der verbotenen Zeitung

ein einmütiger Entschluß, für das Recht der Pressefreiheit selbstlos einzutreten, ohne jede Rücksicht auf die politische Haltung des verbotenen Blattes im Recht der freien Meinungsäußerung sich solidarisch zu erklären und jede Meinungsäußerung einzustellen: das wäre eine Tat. Sie von Männern der Feder zu erwarten, ist eine Illusion; aber die Männer der harten Arbeit, der rauhen Hand, mit dem Sinn für Taten und dem Mißtrauen gegen Worte — sie sind der Aufgabe wert. ‚Haben die Zeitungsverbote die eine Erkenntnis gebracht, daß wir auf diesem Wege trotz der skrupellosesten Regierungswillkür zur Pressefreiheit kommen können, so werden wir den Herren Noske und Heine dankbar sein müssen. Die Presse der Arbeiterschaft wird in den nächsten Wochen diesen Gedanken ernsthaft diskutieren müssen.

Walter Oehme

Münchner Studententheater

Früher gab es in München einen Akademisch-dramatischen Verein; er wurde verboten, nachdem er Schnitzlers ‚Reigen' aufgeführt hatte. Als Ersatz veranstaltet die Universität jetzt allgemeine Studentenversammlungen im Auditorium maximum; Theater gespielt wird dabei noch mehr.

Schon am Abend nach dem Todesurteil gegen Arco, der übrigens im Prozeß ausdrücklich erklärte, er habe Eisner nicht wegen des November-Umsturzes ermordet, sondern weil er durch seine Begünstigung des Bolschewismus den Bestand des neuen bayrischen Staates gefährdet habe — schon am Abend also pfiffen die Spatzen von den Dächern, daß er begnadigt würde; selbst der unabhängige ‚Kampf' verlangte es. Trotzdem veranstaltete die münchner Studentenschaft Protestversammlungen und Demonstrationszüge, wobei man dröhnend versicherte, daß die Wacht am Rhein (unter Fochs Kommando) noch immer fest und treu stehe. Der Rektor der Universität erklärte in einer Ansprache, man müsse Arco bewundern, so wie man die Tat Wilhelm Tells feiere. Ein Redner versicherte, daß Arco ein leuchtendes Vorbild für die Jugend sei an Treue, Opferwilligkeit und Idealismus, und daß die ganze Studentenschaft ihn um seine Tat beneide. Ein sozialistischer Akademiker — „a Jud wars a no" — wurde niedergeschrien.

Unwillkürlich fragt man, ob die münchner Studentenschaft, die heut unter dröhnendem Pathos offne Türen einrennt, schon im Februar so mannhaft für Arco eingetreten ist. Warum hat sie damals geschwiegen?

Geschwiegen?

Der Studentenausschuß der Universität München spricht seine Entrüstung und den tiefsten Abscheu über die politischen Morde aus, denen Ministerpräsident Eisner und der Abgeordnete Osel zum Opfer fielen. Sollte sich die anfängliche Nachricht bestätigen, daß Eisners Mörder ein Studierender der Universität war — bis jetzt spricht alles dagegen —, so wäre das für den Studentenausschuß ein Anlaß mehr, sich mit allen Volkskreisen in der Verurteilung dieses Verbrechens einig zu erklären. Wir richten an die maßgebenden Stellen das dringende Ersuchen, aufklärend und beruhigend auf die öffentliche Meinung zu wirken, um ungerechtfertigte Ausdeutungen der Tat zu verhindern.

Das konnte man am vierundzwanzigsten Februar 1919 angeschlagen lesen; man sieht förmlich die schlotternden Kniee. Und Rektor und Senat stimmten am folgenden Tage in den Chor der Unschuldigen ein:

Die Universität beklagt auf tiefste, daß ein freilich nur der Form nach ihr Angehöriger sich zu einem politischen Mord hat hinreißen lassen. Sie spricht über diese Freveltat ihre rückhaltlose Verurteilung aus. Mit der gleichen Entschiedenheit aber verwahrt sie sich gegen jeden Versuch, die Tat eines irregeleiteten Einzelnen ihr selbst und ihren Angehörigen zuzurechnen.

Niemand, der die münchner Studentenschaft kannte, hätte ihr

die Einsicht zugetraut, daß man auch dem redlichsten Idealisten nicht den Meuchelmord als politisches Kampfmittel konzedieren darf. Aber daß dieselben Leute — denn die Zusammensetzung des Studentenausschusses hat sich nicht wesentlich geändert — einen Mann erst mit ängstlicher Pilatus-Gebärde verleugnen: „Wir kennen den Menschen nicht“ und ihn heute unter dem zugesicherten Schutz der Reichswehr preisen und feiern: das ist — das ist — nun, das ist, höflich ausgedrückt, ein Zeichen der Zeit.

Lucifer

Der rasende Twardowski

Die Parodien Twardowskis, die zum großen Teil zuerst in der ‚Weltbühne‘ erschienen sind, liegen jetzt gesammelt vor. (‚Der rasende Pegasus‘, im Verlag von Axel Juncker zu Berlin.)

Kennen Sie die Verwandlungskünstler, die im Variété vor einem länglichen Kasten zu erscheinen pflegen, sich mit ein paar blitzschnellen Bewegungen vor einem kleinen unsichtbaren Spiegel mit etwas Bart und Nase bekleben und freundlich grinsend sprechen: „Kaiser Franz Joseph!“ Und weils den ja eigentlich nicht mehr gibt und er also auch ganz gut so ausgesehen haben könnte, spielt die Kapelle die weiland k. u. k. Nationalhymne, und alles Volk jubelt begeistert auf. So auch der Dichter.

Seit Gumppenbergs Teutschem Tichterroß — vom alten Mauthner zu schweigen — ist das wieder die erste brauchbare deutsche Parodiensammlung. Vorn ein lustiges Vorwort, dann ein paar sehr hübsche literarische Charakteristiken von Moriz Seeler, und dann kommt sie — die Muse mit den sieben Büsen und den vielen Gesichtern.

Twardowski macht das so: er nimmt erstens das Kostüm des zu Parodierenden an, seine Gestalt, seine Art, zu sprechen, und vor allem die, zu schweigen — und wenn er das alles mit täuschenden Gesten vorgemacht hat, läßt er den unglücklichen Tichter auch noch eine kleine Frechheit über sich selber sagen. Es sind also keine reinen Parodien: sondern die guten Stücke sind alle sehr witzige kleine Literaturessays kritischen Inhalts, vorgetragen im Ton des verulkten Poeten.

Gleich am Anfang das famose Stück Hofmannsthal, in larmoyantem Ton und mit der entzückenden Pointe: „Und werden nächstens wohl katholisch werden!“ Stefan George kann schließlich jedes kleine Kind; die Lasker-Schüler ganz bonbonrosa; Becher genau so, wie sich der ‚Simplicissimus‘ die jungen Dichter vorstellt — bei dem stimmts ausnahmsweise! —; dann ein paar feine Sternheims (am besten die ganz kostbare Liebesszene, die wie eine Pyramide gebaut ist); dann der sublime Kasimir Schmidt, über dessen Verhohnepipelung ich tagelang gelacht habe — daß der fette Dämoniker noch schreibt, ist nur auf seinen völligen Gefühlsmangel zurückzuführen —; dann ein kostbarer Werfel (bei dem in einer Zeile ein ganzes Stück seines Wesens aufgehellt ist: „Ich ziehe in Ehrfurcht vor dir kokett meinen Hut“); dann Hasenclever und Tagore und Blaß und Hermann Vollbahr mit einem himmlischen Tagebuch (den 35. April . . .) und Jettchen Hermann und Herwarth Walden und S. J., den er aber leider nur in der Form und nicht im Wesen nachgemacht hat.

Ich will euch was sagen: bin ich vielleicht ein Fremdenführer? Lest das Buch selber!

Peter Panter

Antworten

Fachmann. Sie möchten den Hinweis unsres Stabsoffiziers auf die Neigung Wilhelms des Zweiten, seine eigne Regierung in jeder, auch der kleinsten Beziehung als die Fortsetzung der Herrschaft seines allerhöchstseligen Herrn Großvaters erscheinen zu lassen, durch noch ein paar Exempel bekräftigen. „So wurde, weil ein Freiherr von Steinaecker einst ein Jahrzehnt hindurch Stadtkommandant von Posen gewesen war, und nur darum, sein Enkel gleichen Namens, ein hervorragend tüchtiger Offizier, vorzeitig auf diesen Uebergangsposten zur Ruhestellung abberufen. So erhielt, weil ein v. Kirchbach das fünfte Armeecorps von 1870 bis 1880 befehligt hatte, der Enkel Graf v. Kirchbach wiederum das fünfte Armeecorps, obwohl er sich hierfür so wenig eignete, daß während seiner Amtsdauer das Armeecorps allgemein (nach dem Roman von Clara Viebig) ‚das schlafende Heer' genannt wurde. So sollte, weil Wilhelm der Erste einen Bismarck gehabt hatte, auch der Enkel einen Bismarck neben sich haben, was bekanntlich am Ende nur durch die Weigerung Herbert Bismarcks vereitelt wurde. Auch beim Chef des Generalstabs wollte Wilhelm der Zweite seinem Großvater nicht nachstehen: hatte dieser seinen Moltke gehabt, so mußte er den seinen haben. Und diesen auf familienromantischer Grundlage ruhenden Aeußerlichkeiten verdanken wir die Schlacht an der Marne mit ihrem für den Verlauf des ganzen Weltkriegs entscheidenden Ausgang." Was uns selbstverständlich nicht hindert, mit Gott für Kaiser und Vaterland wie auch sonst unentwegt und „den Tag" zu erflehen, wo . . . Der deutsche Gott ist nicht schwerhörig: der Tag ist nahe.

Ernst F. in Frankfurt am Main. Nein, überraschend kommt er mir nicht, dieser Ausschnitt aus dem Frankfurter Generalanzeiger: „Die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit versendet ein Zirkular, in dem sie den Eltern klar macht, daß sie zu Weihnachten ihren Kindern kein Kriegsspielzeug, Kanonen, Säbel schenken dürften, um mit dieser Unterlassung dem pazifistischen Gedanken zu dienen. Ach, wenns damit gemacht werden könnte. Wir fürchten aber, die Kinder, sobald sie lesen können und in der Zeitung sehen und von Eltern und Lehrern hören, wie es heute im deutschen Sklavenlande aussieht und wie feindlicher Uebermut das deutsche Volk daniederdrückt: sie werden sich aus dem ersten besten Holz einen Säbel machen und ihn mit verbissenen Zähnen schwenken — trotz der Frauenliga. Oder soll man auch das friedliche Holz vor ihnen verbergen, damit sie nicht . . ." Und in diesem Ton und Sinn oder Unsinn geht es weiter, und Sie seufzen dazu: „Was kann man gegen solche Hetzartikel tun? Wenn Jemand die Deutsche Tageszeitung liest oder die Tägliche Rundschau oder sonst ein Blatt, das offen rechtsstehend ist, dann weiß er, was er liest, und wer die Vossische nimmt, sollte es auch wissen: aber dieser Generalanzeiger wird neben den politischen Zeitungen selbst von Arbeitern und vor allem vom kleinen Mittelstand gehalten, denn er ist das Leibblatt der Hausfrau wegen der Inserate und des Romans. Auf diese Art wird ganz sanft die nationalistische Seuche wieder verbreitet, wie diese sogenannte Zeitung vorm und im Kriege es verstanden hat. Aber drei Tage vor der Revolution: da hätten Sie einmal die Artikel lesen müssen — da war das Blättchen so radikal, daß unsereins Mühe hatte, vor ihm zu bestehen. Dann wurde es linksdemokratisch, wie dies zur Zeit der Nationalversammlungswahlen

opportun schien, und jetzt ist es wieder in seinem alten Fahrwasser. Ist es strafbar, wenn einem solchen Organ sämtliche Fensterscheiben eingeschlagen werden, und wenn endlich eine geistige Revolution, geführt von radikalen Pazifisten, gemacht wird?“ Lieber Herr: da es nun einmal in Deutschland strafbar ist, die Fenster alldeutscher Zeitungen einzuschlagen, während es ganz und gar nicht strafbar ist, die wahren Träger der Revolution nach einander abzuschlachten, so wird sie, die Revolution, weder morgen noch übermorgen wiederholt werden. Was aber die Generalanzeiger-, die Gemeinde- und Kreis-Presse angeht, ist, glaube ich, ihre Gefährlichkeit garnicht zu überschätzen. Diese Presse befindet sich heute noch fast durchweg in Händen von großen und kleinen Kapitalisten, die jeden Revolutionsgedanken verabscheuen und die kompaktesten Gründe haben, eine politische und wirtschaftliche Entwicklung nach links zu sabotieren. Das tun sie nach Kräften. Ihr Einfluß ist so beängstigend, weil diese Blätter eben parteilos zu sein vorgeben und im Interesse ihres Geschäfts den Schein nach Möglichkeit wahren, und weil deshalb der Zeitungsleser, der ja meistens noch dümmer ist, dieses feine Gift überhaupt nicht schmeckt. Aber es wirkt. Und es ist auf keine Besserung zu hoffen, bevor nicht durch staatlichen Eingriff Anzeigen- und Nachrichten-Wesen vollständig von einander getrennt worden sind.

Waschlappen. In der ‚Hilfe‘ lese ich endlich das rechte Wort: „Täuschen wir uns doch nicht: Wenn durch einen großen Umschwung in der Wählerschaft — für den wirklich ernsthafte Anzeichen bis jetzt fehlen — oder durch einen reaktionären Putsch, die Rechte das Heft in die Hand bekäme, sie würde ohne jede Sentimentalität jeden ‚Hochverräter‘, das heißt: jeden namhaften Mann der heutigen Mehrheit, auf Jahre hinaus unschädlich machen. Wer glaubt, daß unter einer Lordprotektorschaft Ludendorff auch nur einer von uns weniger als zehn Jahre hinter schwedischen Gardinen säße, den kann man um seine Naivität bewundern. Siehe den Marloh-Prozeß. Und wenn das nicht einträte, dann nicht etwa, weil es rechts an dem ‚guten‘ Willen fehlte, sondern höchstens an der politischen Möglichkeit. Der Grundsatz aus dem Kriege: ‚Die grausamste Kriegsführung ist die mildeste‘ würde ohne Skrupel auf die innere Politik angewandt werden. Die Delbrück und Posadowsky würden bei einer solchen Lage im Hintergrunde verschwinden. Dafür würden Leute von der kernfesten Art etwa eines Oldenburg-Januschau in Tätigkeit treten.“ Das hindert euch freilich nicht, nach rechts hin mit aller Zaghaftigkeit, deren Ihr fähig seid, und nur nach links hin in Kürassierstiefeln aufzutreten. Aber wie pflegte die furchtbar nette Anna Schramm in ihrer Lieblingsrolle zu sagen? „Wer kann for de Liebe . . .“

Demokrat. Sie unterstützen diese Regierung? Sie hat ohne Rechtstitel Alfons Goldschmidt, den Herausgeber der ‚Räte-Zeitung‘, ins Polizeipräsidium gesperrt. Nach zwei Tagen hat Wolfgang Heine die Freilassung angeordnet. Nach sieben Tagen sitzt der Verbrecher noch immer. Und Sie können ruhig arbeiten, essen und trinken und froh sein, wo Sie wissen, daß ein Mitmensch unschuldig leidet? Wie oft haben Sie dem alten Regime ob seiner Maßnahmen gegen Sie geflucht! Ihr neues macht es nicht besser. Und der Verein Berliner Presse? Der schläft. Und der Schutzverband deutscher Schriftsteller? Der schläft auch. Nein: dem hält Einer die Augen zu.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Vor dem Abgrund von Heinrich Ströbel

Ein Aufruf der Reichsregierung spricht von dem „Abgrund, vor dem wir alle stehn". Und von der Hoffnung, „daß die Schüsse in Moabit eine allgemeine Aufrüttelung bewirken möchten". Weiter versichert die Regierung, daß sie nicht nur ihre Mitglieder, sondern „jeden Volksgenossen gegen Gewalt und Vergewaltigung schützen" werde. So erfreulich diese Proklamation ist: sie würde stärkerm Vertrauen begegnen, wenn sie früher erfolgt wäre und nicht in so schroffem Widerspruch zu den Taten der Regierung stünde. Als Liebknecht, Luxemburg, Jogiches und die Spandauer fielen, schwieg die Regierung; und als Eisner von der Kugel eines militaristisch vergifteten Burschen niedergestreckt wurde, blieb sie genau so apathisch. Sie ertrug den Marloh-Skandal und all die andern ungeheuerlichen Exzesse des Militarismus, ohne mit der Wimper zu zucken. Erst als die alldeutsch-militaristischen Verhetzungen einem Nacheiferer des nicht nur begnadigten, sondern in einem offiziellen münchner Erguß gradezu verherrlichten Mörders von Kurt Eisner den Revolver gegen das Regierungsmitglied Erzberger in die Hand gedrückt hatten, entdeckte man den Abgrund, der dicht vor den Füßen gähnt.

Freilich: was nützt ein Aufruf, was frommen Worte! Vor Gewalttat will die Regierung jeden Volksgenossen schützen — dieselbe Regierung, deren A und O bis jetzt selbst die Gewaltpolitik war, die erst jüngst wieder den Belagerungszustand über das ganze Reich verhängt, die gleich zu Dutzenden unbequeme Zeitungen unterdrückt hat, der Massenverhaftungen eine Selbstverständlichkeit sind. Welcher Köhlerglaube, mit solchen Gewaltmitteln den Geist der Gewalttätigkeit bannen zu können, der Volkswirtschaft und öffentliche Moral verwüstet und das deutsche Volk rettungslos in den Abgrund hineinzureißen droht!

Wie soll das deutsche Volk je von seiner Verwahrlosung gesunden bei solcher innern Unwahrhaftigkeit! Diese Heuchelei ist es doch, die uns zugrunde richtet! Wie muß es in Alldeutschen aussehn, die nicht das Speien ankommt bei dem Satz der Deutschen Tageszeitung, das Attentat auf Erzberger sei „eine echte Frucht vom Baume der Revolution". Das Agrarierblatt hat ja niemals Bluttaten gepriesen, niemals den Mord von zehn Millionen Europäern geschürt und verherrlicht, niemals der Revolutionsmacherei zugejubelt, die der deutsche Militarismus am ersten Tage des Weltkriegs begann! Hätte das alldeutsche Blatt erklärt: Der politische Vernich-

tungskampf gegen Erzberger, den wir für den schlimmsten Schädling halten, ist unser Recht, ist unsre Pflicht, und für die Tollheit des steglitzer Primaners trifft uns keine Verantwortung -- Niemand, der die Konstruierung der „intellektuellen Urheberschaft“ für einen groben Unfug hält, hätte widersprochen. Doch daß ein Blatt, für das die Ewigkeit und Herrlichkeit des Völkermordes und der politischen Gewaltanwendung der unantastbarste Glaubensartikel ist, für ein alldeutsches Attentat die Revolution verantwortlich machen darf: das zeugt von einer pathologischen Geistesverwirrung!

Aber war nicht schon der ganze Feldzug gegen Erzberger eine Orgie der Heuchelei? Daß der Thyssen-Stipendiat Erzberger in einem Lande, das noch auf politische Reinlichkeit hält, schon nach den bisherigen Ergebnissen des Prozesses als Regierungsmitglied unmöglich geworden wäre, kann nicht gut bestritten werden. Aber hätten Junker und Industrielle dem Finanzminister das politische Schmiergeld von lumpigen hunderttausend Mark auch nur im mindesten verübelt, wenn ihnen seine Steuerpolitik nicht so sehr mißfallen hätte? Dieselben Leutchen haben sich doch früher den noch viel übler beleumundeten heiligen Paasche als Vizepräsidenten des Reichstags gefallen lassen und nehmen auch heute, trotz der Broschüre von Hans Leuß über diesen Würdenträger, keinen Anstoß daran, daß er im Bilde des roten ‚Tag‘ neben Herrn Stresemann als Hauptmacher der Deutschen Volkspartei figuriert! Und von Herrn Bassermann und den andern Gesalbten des Industrie- und Börsenkapitals hat ja schon Erzberger selbst gesprochen! Kein Wunder deshalb, daß Erzberger sich nicht wehrlos zum Prügelknaben des korrupten Systems machen lassen will. Und auch das Zentrum wird keineswegs davon erbaut sein, daß die alldeutschen Desperados jetzt auch schon Zentrumsminister zur Zielscheibe ihrer Revolverschießereien erkiesen!

*

Der Sturz der Valuta hat in den letzten Wochen unheimliche Geschwindigkeit angenommen. Die Papiermark ist jetzt nur noch fünf Pfennige wert. Die Einfuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen ist fast unmöglich geworden. Und es fehlt nur noch der Generalstreik der Bergarbeiter, um die Katastrophe zu vollenden. Denn dann steht die Industrie vollends still, und die ganz ungenügend gedüngten Felder bringen uns im Herbst eine Hungerernte. Dann haben wir einen so idealen Zusammenbruch, wie ihn sich der fanatischste Zerstörungswahnsinn nur ersehnen konnte.

Ob es zu dem selbstmörderischen Ausstand im Bergrevier kommen wird? Bei dem Kampf um die Sechsstunden-

schicht sind auf dem Verbandstag der Bergarbeiter die Anhänger der sofortigen Schichtverkürzung unterlegen, mit 36 gegen die große Majorität von 182 Stimmen sogar. Ob aber dieser Beschluß die Massen moralisch binden wird? Und ob die Zwangsmaßregeln der Regierung den Ausbruch der Massenempörung zu dämmen vermögen? Die Gärung ist heute sicherlich ebenso gewaltig wie vor acht Monaten, wo Pastor Mennicke in der Vossischen Zeitung schrieb, daß in der Bergarbeiterschaft wirklich etwas von „urchristlicher Stimmung“ lebe: „Die Leute fühlen sich an einem Wendepunkt der Geschichte, und sie haben das große Bewußtsein, in einem heiligen Kampf zu stehn. Und dieser Kampf charakterisiert sich ihrem Gefühl eben so, daß es gelte, gegen das den Menschen völlig mißachtende, über Menschenleben und Menschensein kalt hinwegschreitende ausbeuterische Unternehmertum mit allen Mitteln Front zu machen, ja es ein für alle Mal zu vernichten.“

Und hat die Regierung wenigstens das gute Gewissen, das Mögliche für die soziale Hebung der Bergarbeiter, gegen die skrupellose Ausbeutungswirtschaft des Grubenkapitals getan zu haben? Nach dem Urteil Sachkundiger keineswegs! Die „Sozialisierung“ des Kohlen- und Kali-Syndikats wird als unfruchtbare Halbheit gekennzeichnet, die dem Unternehmertum durch enorme Preissteigerungen Riesengewinne, den Arbeitern trotz der nominellen Lohnsteigerung keinerlei Verbesserung der armseligen Lebenshaltung gebracht habe. Im Bergbau wie in der Schwerindustrie hätten sich die rechtssozialistischen Minister und Gewerkschaftsführer von dem gerissenen Unternehmertum einseifen und von dem richtigen Weg rationeller Sozialisierung in die Sackgasse der Arbeitsgemeinschaften hineinlocken lassen.

Auch sei, so versichern jene Sachkundigen, die Sechsstundenschicht an sich keineswegs undurchführbar. Besser genährte Arbeiter würden selbst in sechs Stunden ein Erkleckliches an Mehrförderung leisten können. Man gebe dem Bergarbeiter täglich ein Viertelpfund Speck als Extra-Ration, und der Export-Erlös aus den hundert Kilo Mehrförderung werde die Kosten dieser Verpflegungsaufbesserung um das Vielfache aufwiegen! Und wenn man gleichzeitig ein Zehntel oder Achtel der Kohlengruben sozialisiere, werde man vollends die Seele der Grubenproletarier gewonnen und künftig jede Gefahr einer Lahmlegung der Industrie und einer Aushungerung des Volkes abgewendet haben.

Möglich, daß diese Ansichten zu rosig und die Sympathien der Bergarbeiter nicht so leicht mehr zurückzugewinnen sind. Aber es handelt sich um die Vorschläge industrieller Praktiker, die sich auf langjährige Erfahrungen,

auf genaue Berechnungen und scharfe Beobachtungen stützen. Und da die bisherigen „Sozialisierungs“- und Beruhigungs-Methoden der Regierung ein völliges Fiasko erlebt haben und weil von einer glücklichen Lösung des Sozialisierungsproblems und der Bergarbeiterfrage das ganze Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes abhängt, ist es völlig rätselhaft, warum sogar die sozialistischen Regierungsmitglieder diese Vorschläge so vollständig ignoriert haben! Zeigen sie nicht selbst in ihrem Aufruf, „vor welchem Abgrund wir stehen“?

Aber wenn die Rechtssozialisten mit verbundenen Augen dem Absturz zutaumeln: warum nehmen nicht wenigstens die Linkssozialisten diese praktischen, diese positiven Vorschläge energisch auf? Weil sie vom Zusammenbruch das Wunderbare erwarten? Das wäre unglaublich borniert! Oder weil ihnen die Katastrophe bereits lähmend in den Knochen sitzt? Das wäre unsagbar beschämend!

*

Der Abgrund kriecht immer schwärzer gegen uns heran, und nicht Gewalttat, reaktionäre oder revolutionäre Abenteuer können uns retten, sondern einzig Vernunft, Gerechtigkeit, tatfreudig-friedliche Organisationsarbeit. Kriegs- und Revolutionsfuror haben uns in die grauenhafte Situation gebracht, und das letzte Restchen Kultur und Menschlichkeitsbewußtsein ginge zum Teufel, wenn wirklich, nach der Phantasie des Stabsoffiziers der ‚Weltbühne‘, Militarismus und Bolschewismus sich in perverser Paarung zusammenfänden. Der deutsche Militarismus solle den Bolschewismus „vergeistigen“ — er, an dem doch selbst keine Spur von Geistigkeit zu finden, der nichts als eine ungeheure brutale Maschinerie, ein kolossaler Zerstörungsautomat ist, wie die Trümmerstätte Deutschlands und der annektierten Länder so abschreckend beweist. Nein, der Militarismus ist der Anfang und das Ende aller Uebel, das schlechthin Verwerfliche, und ein bolschewistischer Generalstab und ein verpreußter Bolschewismus wären die unheimlichsten Gefahren für das bedauernswerte Europa. Ein Glück nur, daß der Stabsoffizier die militärische Expansionskraft Sowjet-Rußlands ebenso überschätzt, wie er den wirtschaftlichen Ruin des Landes unterschätzt, daß also schon deshalb das widernatürliche Bündnis ein unholder Traum bleiben muß. Wir verspüren keine Spur von Rassenfanatismus in uns, können aber grade deshalb nicht begreifen, warum denn das borussisch-russische Bündnis gegen die alten Kulturvölker so berückend sein soll! Wir empfinden da ähnlich wie Karl Liebknecht, der im Zuchthaus bei der Lektüre von Willibald Alexis und Theodor Fon-

tane notierte, daß diese „brandenburgischsten“ Dichter beide keine Brandenburger, keine Preußen waren, sondern südfranzösischen Refugiés-Familien entstammten. Im übrigen sei die Mark Brandenburg, das Herzstück von Preußen, fast rein slawisch (wendisch). Das sei denn freilich „die stärkste Prädisposition zum künftigen deutsch-slawisch-magyarisch-türkisch-japanischen Bund gegen den germanischen und romanischen Westen“. Und wenn Liebknecht auch später für eine Verbindung der revolutionären Lager Deutschland und Rußland schwärmte: den preußischen Generalstab und die preußische Offizierskaste als Dritten im Bund hätte er mit aller Entschiedenheit abgelehnt, genau so wie die Schaffung des „großen kontinentalen Weltreichs“ als „Gegengewicht gegen die angelsächsischen Imperien“.

Belagerungszustand und Unabhängige

von Karl Kautsky

Heines Rede in der preußischen Landesversammlung über den Ausnahmezustand läßt nicht erwarten, daß bald eine Beruhigung der Gemüter eintreten wird. Die Regierung selbst scheint davon am weitesten entfernt zu sein. Allerdings spricht Heine als Minister stets wie ein Staatsanwalt, nie wie ein Staatsmann.

Seine Begründung des Belagerungszustandes war sachlich ebenso dürftig wie in der Ausdrucksweise extrem. Gegen die unabhängigen Organisatoren der Demonstration vom dreizehnten Januar liegt nachweisbar nichts andres vor, als daß sie sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen zeigten, daß sie die Massen aufriefen, um den Reichstag versammelten und dann sich selbst überließen. Das war ein grober Fehler.

Auf der andern Seite ist es ein nicht minder großer Fehler, daß die bewaffnete Macht, die von der Regierung bei Demonstrationen aufgeboten wird, jeder Schulung in den mildern Methoden entbehrt, die eine gute Polizei anzuwenden weiß, um eine aufgeregte Menge zu beruhigen, eine widerspänstige im Zaum zu halten, ehe sie zum Aeußersten greift. Die Sicherheitstruppen sind keiner Nuancierung, keiner Steigerung ihrer Abwehrmittel fähig. Sie kennen keine Mittelstufen — sie lassen entweder absolut gewähren oder sie richten ein Blutbad an.

Dank diesen Mängeln und Fehlern und der Nervosität auf beiden Seiten kam es zu dem furchtbaren Gemetzel, das beide Teile gleichmäßig erschreckte.

Und wieder zeigte sich die Regierung völlig bar jeglicher Kunst der Nuancierung. Sie antwortete auf den unglückseligen Vorfall sofort mit den stärksten Gewaltmitteln, über

die sie verfügt, ohne auch nur abzuwarten, wie er auf die Unabhängigen wirken, wie deren Massen und deren Führer darauf reagieren würden. Und doch hätte sie das wissen müssen, um danach ihre Maßnahmen zu treffen.

Sie erwog garnicht die Möglichkeit, daß die Katastrophe vom dreizehnten Januar den Gegensatz zwischen den Kommunisten und den Unabhängigen steigern, innerhalb der Unabhängigen selbst deren rechten Flügel stärken und die zur Gewalttat neigenden Elemente zurückdrängen könnte, sondern schnitt gleich jede öffentliche Diskussion innerhalb des linken Flügels des deutschen Proletariats ab durch ein völliges Verbot seiner Presse für unbestimmte Zeit.

Vom Standpunkt Derjenigen, die die Beruhigung Deutschlands für notwendig halten im Interesse der Republik wie des hungernden und frierenden Proletariats, ist das ein so unzweckmäßiges Verfahren, daß es eine Erklärung nur findet als ein Produkt der Angst, die nach dem dreizehnten Januar weite Kreise der Rechtssozialisten erfaßt hat, der Angst vor einer „Bartholomäusnacht“, die angeblich geplant war.

Auch diesmal trifft das bekannte Wort von Engels zu: daß ein Schreckensregiment ein Regiment von Leuten ist, die „selbst erschrocken“ sind. Der jetzige deutsche Terrorismus wäre ganz unmöglich, wenn die Männer und Parteien der Regierung von genauer Kenntnis ihrer Gegner und von politischem Weitblick, nicht von blasser Furcht geleitet würden.

Die Angst ist stets ein schlechter Ratgeber. Das bezeugen die verkehrten Maßregeln der Entente gegen den Bolschewismus, das bezeugen die Friedensbedingungen, die sie Deutschland und Osteuropa aufgezwungen hat, und die nicht nur aller angeblich von ihr verfochtenen Selbstbestimmung der Nationen Hohn sprechen, sondern auch dem wohlverstandenen Interesse der Sieger selbst.

Auf der gleichen Höhe der Staatsweisheit steht die jetzige Handhabung des Belagerungszustands in Deutschland.

Wie liegen denn die Dinge?

Däumig bemerkte jüngst in einem Artikel ‚Der neue Weg‘: „Vor den Novembertagen 1918 betrug unsre Mitgliederzahl kaum 70 000, sie war zur Zeit des leipziger Parteitags auf rund 750 000 gestiegen. Da gibt es sicher viele Genossen, denen das Werden und Wesen der Partei nicht genügend bekannt ist, die sich daher auch kein klares Bild machen können von der Notwendigkeit und der Tragweite der Auseinandersetzungen und Beschlüsse des Parteitags.“

Hier ist die U. S. P. D. sehr gut gekennzeichnet. Sie ist zum großen Teil eine Partei von Neulingen, denen „das Wer-

den und Wesen der Partei nicht genügend bekannt ist“, eine Partei, die sich noch im Zustand beständiger Gärung befindet, deren Klärungsprozeß nicht abgeschlossen ist.

Sie besteht aus sehr verschiedenartigen Elementen, die vereint sind durch ihr sozialistisches Ziel und ihren Gegensatz zur jetzigen Regierung, die aber sehr stark auseinandergehen in ihren Methoden des politischen und oekonomischen Kampfes. Die Einen wollen eine Partei der Opposition auf dem gegebenen staatlichen Boden sein, die der Regierung kritisch, aber ohne Umsturzgedanken gegenübersteht. Andre sehen eine neue Revolution durch gewaltsamen Umsturz vor der Tür und richten dementsprechend ihre Taktik ein.

Doch die Niederlagen der letzten Monate haben eine gewaltige Ernüchterung gebracht, den rechten Flügel gestärkt, den linken geschwächt. Der Gegensatz zwischen beiden vertiefte sich, er trat nur nach außen hin nicht deutlich genug in die Erscheinung, weil die gesamte Partei — bis auf wenige Ausnahmen, zu denen Nestriepke, Ströbel, Erdmann, ich und Andre zählen — der Ideologie des Räte-Gedankens, teils aus Ueberzeugung, teils aus Schwäche verfallen war, was durch den Umstand erleichtert wurde, daß der „Räte-Gedanke“ etwas ungemein Vages und Wechselndes ist, eine Löwenhaut, in der mancher Schnock der Schreiner Platz findet.

So gelang denn auf dem leipziger Parteitag noch die Verkleisterung des Gegensatzes auf Grund der Phraseologie des Räte-Gedankens, wobei man jeder Erörterung praktischer Probleme aus dem Wege ging.

Diese Erörterung setzte jedoch sofort nach dem Parteitag ein. Die Katastrophe vom dreizehnten Jänuar, die nicht minder als die Rechtssozialisten die Linkssozialisten erschreckte, hätte in ihren Konsequenzen den rechten Flügel der Unabhängigen sehr gestärkt und ihm vielleicht zum Siege verholfen, da er die Logik der Tatsachen hinter sich hat, indes die Taktik des linken Flügels auf Illusionen beruht, die immer mehr in Nichts zerfließen.

So war die Aussicht auf eine fortschreitende politische und oekonomische Beruhigung gegeben, soweit sie von der sozialistischen Opposition abhing.

Da schlägt das System Noske mit seiner gepanzerten Faust drein und besorgt wieder einmal die Geschäfte der Radikalsten.

Was bezwecken die neuesten Unterdrückungsmaßregeln? Will man die U. S. P. D. zertrümmern? Das wird nicht gelingen; dazu wurzelt sie zu tief in den Existenzbedingungen bestimmter Proletariermassen, ebenso wie in andrer Weise der Rechtssozialismus. Die „Revisionisten“ und die „Radikalen“

bekämpfen sich in der Sozialdemokratie seit Jahrzehnten; keiner der beiden Teile ist über den andern Herr geworden, wenn auch ihr Kräfteverhältnis sich zeitweise unter den wechselnden Kampfbedingungen bald zugunsten des einen, bald zugunsten des andern verschob. Die Zertrümmerung der U. S. P. D. ist ebensowenig zu erwarten wie der Untergang der S. P. D., von dem die Heißsporne von links träumen, und in dem sie den Weg zur Einigung des deutschen Proletariats sehen. Die eine Erwartung wie die andre ist ein leerer Wahn. Solange die beiden Parteien sich nicht zu einer organisatorischen Zusammenfassung in einem gemeinsamen Rahmen zu verstehn vermögen, müssen sie sich mit ihrer Existenz gegenseitig abfinden.

Das Interesse des Gesamtproletariats verlangt dabei von den Unabhängigen, ausgesprochen und klar zu der Erkenntnis zu kommen, daß unter den gegebenen Verhältnissen eine fruchtbare und ersprießliche Opposition nur auf dem Boden der gegebenen Verfassung und unter Verzicht auf alle gewaltsamen Umsturzpläne möglich ist. Diesem Prozeß der Erkenntnis, der im besten Flusse war, wirkt der Belagerungszustand und noch mehr seine rücksichtslose Handhabung verhängnisvoll entgegen.

Haben denn die Rechtssozialisten alles Verständnis für die Psyche des oppositionellen Proletariats verloren? Wissen sie nicht mehr, wie das Sozialistengesetz wirkte? Es gelang ihm nicht, die Sozialdemokratie zu zertrümmern, wohl aber hat es zeitweise den Einfluß der Anarchisten unter Most erheblich gestärkt, in allen Parteikreisen die schärfere Tonart zur Geltung gebracht, diese Tonart zur Sprache selbst der ruhigern Genossen gemacht.

Und glaubt man, durch das Verbot der bisherigen Blätter die Unabhängigen jeder Presse zu berauben? Wenns nicht anders geht, wird eine illegale Presse erstehen; das liegt in der Natur der Dinge. Darin werden aber natürlich die Radikalen vorangehen. Dadurch wie durch die Erbitterung über die Härten des Belagerungszustandes wird ihr Einfluß in der U. S. P. D., der durch die Katastrophe vom dreizehnten Januar sehr reduziert war, wieder wachsen.

Und die Auseinandersetzung mit ihnen wird aufs äußerste erschwert. Unter dem Sozialistengesetz galt es bei den bürgerlichen Demokraten als ein Gebot des Anstands, jede Kritik der Sozialdemokratie dort, wo sie mundtot war, also namentlich in der Presse, nach Möglichkeit zu vermeiden.

In ähnlicher Lage sind jetzt meine Freunde und ich. Unmittelbar nach dem leipziger Parteitag begann ich eine scharfe Kritik seiner Beschlüsse, die die unerläßliche Klärung innerhalb der U. S. P. D. erzwingen sollte. Eine Krankheit

hinderte die Fertigstellung der Schrift. Grade am dreizehnten Januar konnte ich sie vollenden. Sie sollte sofort erscheinen. Aber ich hege die stärksten Bedenken, sie zu veröffentlichen, solange der U. S. P. D. die Möglichkeiten nicht gegeben sind, meine Kritik ebenso öffentlich zu diskutieren, wie ich sie vorbringen will.

Wenn die Rechtssozialisten nichts aus der Vergangenheit ihrer eignen Partei lernen wollen, dann sollten sie wenigstens aus der Gegenwart lernen, aus der Praxis der oesterreichischen Bruderpartei.

Auch diese wird vom schlimmsten Elend bedrängt; auch sie hat mit putschlüsternen Kommunisten und bolschewistischen Lockungen stärkster Art zu tun gehabt; auch sie mußte gelegentlich bewaffnete Gewalttat mit Gewalt abwehren. Aber sie verlor dabei nie die Nerven und verstand stets, die Grenzen der unerläßlichen Notwehr einzuhalten.

Das verdankt sie dem Umstand, daß sie klare, überlegende Köpfe an ihrer Spitze hat, die durch die Schule Victor Adlers gegangen sind. Wie Wenige, hat dieser die Psyche des Proletariats liebevoll und eingehend studiert und dadurch seine Gabe, die Austragung von politischen Gegensätzen in friedliche Bahnen zu lenken, zur Meisterschaft entwickelt.

Es wäre dringend notwendig, daß die gegenwärtige deutsche Regierung und die hinter ihr stehenden Parteien in der jetzigen Situation nicht bei Lenin, wie sie es augenblicklich tun, sondern bei Victor Adler in die Schule gingen. Es wäre zum Heil des deutschen Proletariats, des deutschen Volkes.

Admiralspolitik von L. Persius

> Ich habe mehr Verstand in meiner Nase als Pohl in seinem ganzen Schädel.
>
> Tirpitz in seinen ‚Erinnerungen‘

Moltke führte den Beinamen „der große Schweiger“, Moltke, der Sieger von 1866 und 1870. Die Geschlagenen von 1918 denken nicht daran, zu schweigen. Sie glauben, ihre Fehler, ihre Untüchtigkeit überschwatzen, überschreien zu können. Jeder von ihnen schiebt die Schuld an den Einzelversagern und an der Gesamtniederlage auf die Andern ab. Sie kennen kein Schamgefühl, das ihnen verböte, ihre Schande noch durch unwürdige Verunglimpfungen ihrer Kameraden zu vergrößern. Einem, der das Geschäft, die Schuld auf die Andern abzuschieben, mit besonderer Hurtigkeit in seinen ‚Erinnerungen‘ betrieben hat, Alfred v. Tirpitz, ist die gebührende Antwort geworden. Die Drei: Müller, Ingenohl, Pohl, die er mit Kübeln von Kot begossen, haben sich ge-

wehrt. Admiral v. Müller, der frühere Marinekabinettschef, hat in der ‚Deutschen Politik' auf die gehässigen persönlichen Anwürfe mit so schlagenden Argumenten geantwortet, daß sogar ein Tirpitz-Verehrer wie der Vizeadmiral Hollweg nicht umhin konnte, seinem Idol (in der Vossischen Zeitung vom fünften Dezember 1919) zu sagen, es wäre besser gewesen, wenn er sich „mehr Zügel angelegt und so seinem Buch mehr vornehme Würde erhalten hätte". Admiral v. Ingenohl hat gleichfalls die gegen ihn gerichteten Beschuldigungen zurückgewiesen und die Behauptungen des Herrn v. Tirpitz ad absurdum geführt, und nun findet man auch noch die Entgegnung des verstorbenen Admirals Pohl in einem Buch, das seine Gattin aus den Aufzeichnungen und Briefen des einstigen Flottenführers zusammengestellt hat (und das im Verlag von Karl Siegismund zu Berlin erschienen ist). Ein Charakterbild des Herrn v. Tirpitz wird der Welt vor Augen geführt, wie es überzeugender nicht geliefert werden kann. Wer den stillen, sich stets im Hintergrunde haltenden, jeder Sensation abholden Pohl gekannt hat, der weiß, daß seine ehrlichen Worte der Wahrheit sicherlich nahe kommen, der weiß, daß Pohl und Tirpitz zwei völlig entgegengesetzte Naturen waren, und wird danach keinen Zweifel hegen, welche Niederschrift größeres Vertrauen verdient.

Tirpitz stellt in seinen ‚Erinnerungen' Pohl als einen ganz unfähigen Trottel hin, der durch Mangel an Initiative unsrer Flotte den Weg zu dem fast sichern Sieg über die britische Flotte verlegt habe. Wäre unsre Flotte gleich zu Anfang des Krieges offensiv vorgegangen, dann wäre ihr Erfolg beschieden gewesen und der Krieg hätte von Beginn an eine für uns günstige Wendung genommen. Antwort auf diese selbstverständlich irrige Ansicht geben folgende Aufzeichnungen Pohls:

Tirpitz sagte, wir müßten schlagen, sonst fiele die Marine in der Achtung und das Flottengesetz wäre vergeblich gewesen. Ich muß ihm hierin Recht geben, aber meine Frage, wie wir die Flotte zum Schlagen bringen sollten, konnte er mir nicht beantworten. (30. VIII. 14)

Tirpitz wird nervös. Er will die Schlacht, weiß aber nicht, wie er sie erzwingen soll. (2. IX. 14)

Tirpitz will noch immer, daß unsre Flotte zum Schlagen ausläuft, und äußerte daher bei einem Gespräch über den Sieg an der chilenischen Küste: „Na, da hat unsre Marine doch wenigstens einen Teil ihrer Ehre gerettet." Da fuhr ich auf und sagte: „Euer Exzellenz wollen doch nicht sagen, daß sie ihre Ehre verloren hat und bisher ehrlos gehandelt hat?" (10. X. 14)

Zur Erläuterung: Unsre Flotte konnte auf einen wirklichen Erfolg — das heißt: auf mehr als einen Scheinerfolg wie vor dem Skagerrak (denn durch diese Schlacht wurde an der Kriegslage nichts geändert, weil nach wie vor die britische

Flotte die nötige Stärke behielt, um uns von Uebersee abzuschneiden) nur dann rechnen, wenn die britische Flotte die unsre unter den Kanonen von Helgoland, nahe den deutschen Flußmündungen, aus denen unsre U-Boote vorstießen, aufs Korn nahm. Die britische Flotte hütete sich klugerweise, das zu tun. Es war ja ganz unnötig, kostbare Menschenleben und Material zu opfern, denn: die britische „fleet in being" genügte. Einmal nur, am einunddreißigsten Mai 1916, gab die britische Admiralität ihre verständige Taktik auf — eben vor dem Skagerrak. Sie hat es bereut. Wie sollte die englische Flotte gezwungen werden, sich unsrer Flotte auf dem dieser genehmen Kampfplatz zu stellen? Diese Frage konnte Niemand, auch Tirpitz nicht beantworten, und so sind alle Vorwürfe, die er und die nationalistischen Kreise erheben, ungerechtfertigt. Unsre Strategie, die Flotte nicht in die feindlichen Gewässer vorstoßen zu lassen, ergab sich aus der Lage der Verhältnisse, war also durchaus richtig.

Wie hier am dreißigsten Oktober 1919 ausgeführt worden ist, fürchtete Tirpitz nichts mehr, als daß man ihm seine mangelhaften Schiffsbauten und Armierungen vorwerfen würde. Ich habe in meiner Schrift über den ‚Seekrieg' den Nachweis erbracht, daß unsre Schiffe den britischen Altersgenossen an Größe, Geschützkaliber, Geschützaufstellungsplan und Geschwindigkeit stark unterlegen waren. Ich empfinde Genugtuung, daß Admiral Pohl zu dem gleichen Urteil gelangt — Pohl, der Chef der Hochseeflotte, der als der kompetenteste Mann in diesen Fragen gelten muß. Er hatte die Flotte zu führen — nicht Tirpitz, der am Schreibtisch saß —, wußte also über die Mängel unsrer Schiffe am besten Bescheid. Er mußte ausbaden, was Tirpitz ihm eingebrockt hatte. Tirpitz war 1897 aus der Front geschieden, hatte kein Verständnis für die Bedürfnisse der Schlachtflotte, war ein verbohrter Theoretiker geworden, der nie auf die Wünsche Andrer einging. Pohl, der Erstürmer der Taku-Forts, war der Mann der Praxis. Die tritt im Kampf an die erste Stelle; nicht die Theorie gibt den Ausschlag. Mögen noch so sichere theoretische Berechnungen für dies oder jenes Detail maßgebend gewesen sein: sie zerflattern vor der unerbittlichen Macht der praktischen Erfahrung. Was schreibt Pohl über das Material?

Tirpitz ist sehr gedrückt. Er denkt wohl an die unterlegene Artillerie der Torpedoboote und leichten Kreuzer, die militärischerseits seit Jahren beanstandet wurde. (28. VIII. 14 über das unglückliche Gefecht bei Helgoland.)

Tirpitz ist ganz klein, ihm ist es sehr unangenehm, daß unsre Kreuzer und Torpedoboote viel schwächer armiert sind als die englischen, sich also mit ihnen nicht messen können. Seit Jahren haben die militärischen Stellen auf diesen Mangel unsrer Schiffe

hingewiesen, aber er ließ sich ja nicht dreinreden. Darüber werden noch erhebliche Klagen aus der Front kommen. (29. VIII. 14)

v. Müller stimmt mir zu, daß die Kreuzer und Torpedoboote den englischen Typen infolge der schwächern Armierung ungemein unterlegen waren. Auch das Fehlen der Oelheizung gibt unsern Schiffen eine große Inferiorität. Tatsächlich hat das Gefecht ergeben, daß unsre Torpedoboote zu größern Unternehmungen nicht verwendbar sind, wenn sie Aussicht haben, englische neuere Zerstörer in größern Mengen anzutreffen. (6. IX. 14)

S. M. der Kaiser weiß ganz genau, daß Tirpitz den großen Fehler gemacht hat, die Schiffe des Flottengesetzes zu bauen. Ein Paradegesetz, eine Paradeflotte, eine Prestigepolitik lag ihm in erster Reihe. Für die schwächere Flotte ist es Bedingung, daß die Schiffe, die man baut, nicht auch noch im einzelnen dem Gegner unterlegen sind. (6. IX. 14)

Nach dem Verlust des Panzerkreuzers ‚Blücher' besuchte der Kaiser Wilhelmshaven. Pohl schreibt:

Er (der Kaiser) hätte es immer gesagt, daß die Panzer zu schwach seien. ‚Blücher' wäre ein ganz erbärmliches Schiff gewesen . . . Tirpitz wurde manchmal ganz blaß, und er tat mir ordentlich leid. (4. II. 15)

Tirpitz sieht alles nur vom Gesichtspunkt seiner eignen Person an. Der Admiralstab hat seit Jahren für andre Typen gekämpft. Tirpitz hat alle Anträge abgelehnt, hat allein seit 1901 über den Typ der Schiffe bestimmt. Jetzt leidet die ganze Kriegführung darunter. Noch heute hat S. M. der Kaiser auf den Bericht der ‚Emden' über ihr Endgefecht, worin sie die Ueberlegenheit der feindlichen Artillerie (15-cm.-Kanonen) hervorhebt, geschrieben: „Warum sind wir so lange bei den 10,5-cm.-Geschützen stehen geblieben?" Da ist allein die Schuld dieses Mannes. (25. XI. 14)

Daß Pohl und Tirpitz Gegner waren, ersieht man schon aus allen diesen Sätzen. Der Grad dieser Gegnerschaft war nicht gering.

Heute bin ich mit Tirpitz sehr ernst zusammengeraten. Er sagte im Laufe des Gesprächs, daß wir in der Marine noch garnichts geleistet hätten, daß es an Initiative fehlte und die größten Fehler gemacht würden, und er ließ auch durchblicken, daß die Leitung des Ganzen nicht richtig wäre. Es war eine Unklugheit, das in meiner Gegenwart zu sagen, und ich bemerkte daher auch, daß ich dagegen Einspruch erheben müßte. Es war ein tüchtiger Zusammenprall, ich konnte aber nicht anders. (21. XI. 14)

Für Tirpitz und mich ist kein Platz in der Marine. Tirpitz doziert bei jeder Mahlzeit, und aus allen Reden geht immer eine Verurteilung meiner Tätigkeit hervor. Von Kameradschaft hat Tirpitz keine Spur, ebensowenig versteht er, wirklich Krieg zu führen. (25. XI. 14)

Man versteht Tirpitz nicht, auch hier (das heißt: auf der Hochseeflotte in Wilhelmshaven) ist sein Ansehen sehr heruntergegangen. Tirpitz hat bei S. M. keinerlei Position mehr. Seine Sünden sind den Offizieren und Mannschaften vollkommen bekannt, und auch S. M. kennt sie durchweg. Ich bin hier mit meinem Stabe ganz einer Ansicht. (20. II. 15)

Veröffentlichungen wie diese sind eine Rarität. Unsern Memoirenschreibern wird, was ihr Werk angeht, auch der

Einfältige nicht oft das Prädikat „wahrheitsliebend" erteilen. Wenn in den ‚Erinnerungen' des Herrn v. Tirpitz sich zuweilen eine Wahrheit findet, so wird man gut tun, das weniger auf Rechnung des Charakters als auf Mangel an Intelligenz zu setzen. Während die Memoirenschreiber die Welt zu täuschen versuchen und ihr ganzes Bestreben darauf richten, ihre eignen Verdienste in hellem Licht erstrahlen zu lassen, rückt Pohl Ereignisse, Beobachtungen, Eindrücke ungeschminkt vors Auge, unbekümmert darum, was die Welt dazu sagen werde, denn er hat sicherlich nie geahnt, daß seine Aufzeichnungen einst veröffentlicht werden würden. Seiner Gattin stand jedenfalls kein gewiegter politischer Berater zur Seite, als sie sich an die Auswahl der Aufzeichnungen machte; was einige Stichproben erweisen mögen. Man bedenke dabei, daß Pohl als Chef des Admiralstabs und auch später als Führer der Schlachtflotte starken politischen Einfluß auszuüben berufen war! In einem Brief an die Gattin heißt es:

Du fragst mich, ob ich den Artikel der ‚Woche' gelesen habe? Nein, ich lese meistens die Kölnische Zeitung und die Deutsche Tageszeitung, soweit es meine Zeit zuläßt. Ich habe meistens nicht so viel Ruhe. (10. VI. 15)

Ueber eine Aussprache mit Jagow heißt es:

Ich sagte ihm, wie unrichtig die Herren vom Auswärtigen Amt die Lage beurteilt, die früher die Ansicht gehabt hätten, daß die Flotte die Ursache der Spannung zwischen England und uns sei. Die Ursachen der Spannung hätten viel tiefer gelegen, in dem Neid Englands auf unser Emporkommen und unsern größer werdenden Einfluß, unsern Handel, Industrie, Weltstellung. Jagow nahm dies ruhig hin, nur meinte er, daß in England unsre Flotte als Agitationsmittel zur Aufwühlung des Volkes gegen uns benutzt worden sei. (5. IX. 14)

Als die Türkei in den Krieg eingetreten war, ist Pohl sehr optimistisch. Er schreibt:

Souchon hat Sebastopol bombardiert. Damit ist die Türkei und mit ihr der ganze Mohammedanismus in den Krieg eingetreten. Aegypten und Indien stehen für England auf dem Spiel. (30. X. 14)

Jetzt ist die Türkei und wohl auch Südafrika dazugekommen. Es ist nicht unmöglich, daß England einsieht, daß es mit ihm bergab geht. (31. X. 14)

Der Schreck (U-Boote im Kanal) wird den Engländern wohl tüchtig in die Beine gefahren sein, daß nun ihre Verbindung mit Frankreich gefährdet ist. . . . Auch der Aufstand in Südafrika kann sehr nützlich für uns sein. (1. XI. 14)

Die Stimmung in England scheint sehr herunterzugehen. Die Arbeiterstreiks, das Versagen der Rekrutierung, der Aufstand in Indien, Differenzen mit Japan wirken auf die Kriegsmüdigkeit. Jetzt nur nicht vorzeitig Frieden schließen. Ich muß noch mit der Flotte zur Aktion kommen. So stillschweigend darf ich aus dem Kriege nicht herauskommen. (4. IV. 15)

Von persönlicher Freiheit ist — in England — garnichts mehr vorhanden, die Lebensmittelpreise sind viel höher wie bei uns. (Das wurde Pohl von einem Holländer erzählt am 12. VIII. 15)

Ueber eine Fahrt nach Antwerpen zur Besichtigung der dort tätigen Marinemannschaften liest man:

> Unsre Marinedivision hat auch schon tausend Mann an Toten und Verwundeten verloren Dafür tragen aber fast alle Offiziere und viele Leute das Eiserne Kreuz. In Brüssel sprach ich den Feldmarschall G., der viel zu große Milde walten läßt. (12. IX. 14)

Es wird ersichtlich, daß die Alldeutschen Pohl als einen der Ihren reklamieren dürfen. Umso mehr ist zu begrüßen, daß Frau v. Pohl die Broschüre herausgegeben hat, die für die Freunde des Herrn v. Tirpitz ein harter Schlag ist. Sie werden das Büchlein, wie alle Veröffentlichungen, die ihren Heros in seiner wahren Gestalt zeigen, totzuschweigen trachten. So ist erwünscht, daß die Wahrheitssucher sich nicht die Gelegenheit entgehen lassen, sie zu finden, und sie werden sie finden, wenn sie Pohls Aufzeichnungen lesen.

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XIV.

Offizierstypen

Mit Einem Satz der ‚Militaria' von Ignaz Wrobel in Nummer 4 der ‚Weltbühne' bin ich völlig einverstanden: „Jedes Urteil über eine Kollektivität ist mathematisch genommen unrichtig." Wrobel konstruiert sich einen Offizierstyp in Reinkultur, den er mit beinah allen denkbaren schlechten Eigenschaften ausstattet: Mangel an Selbstbeherrschung, Eigennutz, Unterwürfigkeit nach oben und Roheit nach unten.

Ich bin kein Schriftsteller, und es wird mir schwer, meine Gedanken zu formen; aber ich möchte behaupten, daß ein ebenso summarisches Urteil wie Wrobels grade umgekehrt lauten könnte und sich ebenso leicht beweisen ließe: Selbstbeherrschung auch in den schwierigsten Lagen, Uneigennützigkeit, unbedingtes Eintreten für die Untergebenen nach oben und stete Fürsorge für sie! Beide Urteile sind selbstverständlich falsch für die Kollektivität, für den Einheitstyp, den es nie gegeben hat. So leicht darf man sich meiner Ansicht nach die Sache nicht machen, wenn man über eine Berufsklasse urteilen will, die dreiundachtzig Prozent ihrer Mitglieder vor dem Feinde verloren hat. Man muß differenzieren! Es geht nicht an, einfach „Nein!" zu sagen. Ich möchte zu Ignaz Wrobel sprechen wie der alte Wallenstein zu dem jungen feurigen Max Piccolomini: „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort . . . Gleich heißt ihr alles schändlich oder würdig, bös oder gut."

Ich gebe gern zu, daß der gute Offizierstyp, wie er in der Armee traditionell feststand, schon im Frieden durchsetzt war von Strebertum, Geldanbetung, Roheit des Tons. Trotzdem gab es eine sehr große Anzahl Offiziere, die als die

Stillen im Lande zu bezeichnen waren, die die alten Grundsätze hochhielten, einfach deshalb, weil sie aus innerlicher Anständigkeit garnicht anders konnten, und weil das dem Herkommen ihrer Familie entsprach. Eine deutliche Entartungserscheinung war der Umstand, daß der Offiziersstand unwürdige Mitglieder nicht mehr wie früher unerbittlich abstieß und infamierte, sondern in der Aera Wilhelms des Zweiten immer mehr dazu neigte, die Wahrheit zu unterdrücken, um Skandale zu vermeiden. Man hatte verlernt, über Standesgenossen zu Gericht zu sitzen, und fand sich damit ab, Zersetzungssymptome zur Kenntnis zu nehmen, ohne dagegen einzuschreiten. Der Vergleich mit den alten Ritterorden liegt nahe, deren Verfall begann, als die strengen Gesetze gegen die Standesgenossen nicht mehr angewandt wurden. Unter Wilhelm dem Zweiten trat an Stelle der Tatsache die Phrase. Man redete von altpreußischer Einfachheit und ließ den Luxus ruhig wuchern; die „heiligsten Güter der Nation“ wurden eine gebräuchliche Scheidemünze geschmackloser Rhetorik; selbst der liebe Gott wurde bei jeder Gelegenheit, bis zur Unerträglichkeit oft erwähnt.

Der bessere Teil des deutschen Offiziercorps mißbilligte diese Zustände durchaus: die ältern Offiziere gedachten mit Trauer der Vergangenheit, und die jüngern ekelte es vor dem hohlen Gepränge der Gegenwart derartig, daß sie in die Kolonien und Schutztruppen gingen. Fritz v. Unruhs ‚Offiziere‘ sind ein wahrheitsgetreues Stimmungsbild. Man beneidete die Generation, die den Aufstieg Preußens erkämpft und erlebt hatte, und litt bitter unter der Leere der eignen Zeit. Damals passierten einige Skandalgeschichten: in Forbach hatten die Train-Offiziere ziemlich wüst gehaust und Herrn Bilse Anlaß gegeben, „aus einer kleinen Garnison“ zu schwatzen, der Roman ‚Jena oder Sedan‘ von Beyerlein war erschienen, gleichzeitig mit dem Machwerk ‚Erstklassige Menschen‘ von Schlicht, und in der Armee herrschte allgemeine Depression. Der Offizier war aufs äußerste bloßgestellt, die Witzblätter verspotteten ihn, und die Camelots in Paris hoben ihr Zeitungsgeschäft durch das Feldgeschrei: „La corruption dans l’armée allemande!“

Da kam der große Aufstand in Südwest-Afrika. Es gingen Verstärkungen hin, und schwere Kämpfe fanden statt. Dem Hohn der Zeitungen tat das zunächst keinen Eintrag. Der ‚Simplicissimus‘ präsentierte einen Leutnant, der im afrikanischen Busch sein Monokel sucht und darum das Gefecht einstellt. Dann trafen die Verlustlisten ein, und im Nu erstarb das Gelächter. Das deutsche Volk sah, daß seine Offiziere sich noch mit Anstand totschießen ließen, daß die alten Soldatentugenden: Selbstbeherrschung, Tapferkeit, Un-

eigennützigkeit noch lebendig waren. Der Offizier in Deutschland konnte wieder den Kopf erheben, dank der Tapferkeit seiner afrikanischen Kameraden. Man hörte von dem tötlich verwundeten Major von Nauendorff, der im Durstgefecht von Groß-Nabas einem Unteroffizier, der ihm einen Schluck Rotwein brachte, sterbend gesagt hatte: „Trinken Sie selbst — Sie können noch schießen.“ Ich habe diesen Nauendorff gekannt: er war der Typ des verwegenen, übermütigen Draufgängers, immer vergnügt, immer laut, immer bereit, seine ganze Person einzusetzen. Die Gefahr zog ihn an, der Kampf reizte ihn und war sein eigentliches Lebenselement.

Solcher Naturen gab es viele in der Armee. Im Frieden gingen sie nach Afrika wie Wißmann und Andre, oder sie gingen „über die Höhe“ wegen Schulden und wirkten im Ausland als Pioniere des Deutschtums. Unsre Stellung in Ost-Asien ist zum größten Teil von frühern Offizieren geschaffen worden, denen Deutschland zu eng und zu langweilig geworden war. Ich möchte diesen Typ des Soldaten als einen der besten bezeichnen. Das waren Männer, denen in allen Stürmen des Weltkriegs ihre Kompagnien und Bataillone blindlings folgten. Diese Offiziere waren nicht kleinlich, und sie brauchten auch keinen Kriegsgerichtsrat, um die Disziplin aufrecht zu erhalten. Vier, fünfmal schwer verwundet, kehrten sie, manchmal nur mit einem Bein oder einem Arm, immer wieder zu ihrer Truppe zurück, einfach weil sie in der übelriechenden Atmosphäre der Heimat und der Etappe nicht leben konnten. Sie waren oft der Schrecken der Vorgesetzten, weil sie eifersüchtig darüber wachten, daß kein Vorgesetzter ihrer Truppe zu nahe kam. Der gute Offizier stand breit und fest vor seinen Untergebenen, und wehe dem Vorgesetzten, der in seine Truppe hineinredete, solange der Führer vor der Front war. Der gute Offizier ärgerte sich immer nur über die Vorgesetzten, nie über seine Leute, und diese hatten dafür ein sehr feines Empfinden. Nichts freute sie mehr, als wenn ihr Hauptmann und der Major sich gegenseitig anbrüllten, und der Hauptmann siegreich blieb. „Er läßt sich nichts gefallen“ war das höchste Lob für den „Alten“. Jeder, der den Weltkrieg in der kämpfenden Truppe mitgemacht hat, wird sich derartiger Männer entsinnen. Man fand sie nur in der vordersten Linie. Beispiele?

Der Rittmeister Graf W., alter Garde-du-Corps, führte sein Bataillon mit dem Spazierstöckchen in der Hand. Dieses schwenkend, immer freundlich, liebenswürdig und vergnügt, mit den Westfalen gelegentlich plattdeutsch schnakend, ging er im schwersten Feuer vor seinen Grenadieren her. Niemand hat je ein unfreundliches, grobes oder häßliches Wort von ihm gehört. Verwundete im Lazarett sprachen von ihm

mit Tränen in den Augen, denn selbstverständlich fiel er, lächelnd und als Edelmann, wie er gelebt hatte.

Der Rechtsanwalt M. in Berlin war als Offizier abgegangen, weil ein Manöver ihm Gelenkrheumatismus und dieser seinem rechten Bein dauernde Steifheit eingetragen hatte. Als der Krieg ausbrach, meldete er sich sofort, und zwar zur Front. Vier Jahre lang humpelte er im Osten und Westen vor seinem Bataillon her und wurde siebenmal verwundet. Etappe und Heimarmee waren ihm zu gemein, obwohl er überhaupt nicht hätte mitzugehen brauchen.

Dem Bruder des Kriegsministers R. blieb von einem schweren Armschuß der Arm verkrüppelt und bewegungsunfähig. Trotzdem verschmähte der tapfere Mann jede Verwendung in der Heimat und ruhte nicht eher, als bis er wieder vorn bei seinen Württembergern war.

Dem Hauptmann U. vom Feldartillerie-Regiment 24 riß ein Granatsplitter das rechte Bein fort. Nach einiger Zeit tauchte er wieder auf bei seiner Batterie mit einem künstlichen Bein, und Jeder in der Batterie freute sich, als der nächste schwere Schuß in das Holzbein ging, das der Waffenmeister reparierte.

All diese Männer, deren Zahl in der Riesenarmee ungeheuer war, bildeten den Typ des geborenen Soldaten, von dem es sowohl ernste, nachdenkliche wie lustige, leichtsinnige Vertreter gab. Sie alle gingen, aus freiem Willen und rein instinktiv dorthin, wo die Gefahr am größten war. In der Etappe oder in Heimarmee waren solche Männer nicht denkbar, auch nicht bei den Stäben. Es zog sie zur Truppe, zu der sie gehörten, wie die Truppe zu ihnen. Sie waren die geborenen Führer, großzügig und nach ihrer Lebensanschauung Aristokraten. Es liegt in der Natur der Sache, daß die meisten von ihnen tot sind.

Es gab aber auch eine große Anzahl Fanatiker, Männer von hohem idealen Wollen und edelster Glut, die sich in die Gefahr sogar drängten. Der letzte Kommandeur des 1. Garde-Regiments Graf E. war solch ein Mann. Scherzhaft nannte man ihn den „letzten Preußen". Wenn gemeldet wurde, daß der Feind nach dem und dem Punkt mit schweren Minen schieße, dann lief er sofort dorthin, stand aufrecht im dicksten Feuer, war immer da, wo es am wildesten herging, und wenn das Regiment in Ruhe lag, war er persönlich bei jeder Uebung dabei. Er war die Verkörperung dessen, was man in der Armee den Geist von Potsdam nannte. So wie die Garde-Infanterie am achtzehnten August 1870 angriff, die Offiziere zu Pferde vor der Front — so ähnlich hat sie auch in diesem Krieg angegriffen. Als die Leibkompagnie des 1. Garde-Regiments auf Ypern vorging, da blieben schließ-

lich rechts und links die Anschlußtruppen liegen: aber die Leibkompagnie stürmte weiter bis zur eignen Vernichtung. Ein Offizier rief einem Feldwebel, der in seiner ganzen Gardegröße dastand, warnend zu: „Legen Sie sich doch hin!" — aber lachend schüttelte der Feldwebel den Kopf: „Bei der Garde macht man das nicht." „C'est magnifique, mais ce n'est pas la guerre", rief ein Franzose, als er im Krimkrieg die vollkommen irrsinnige heldenhafte Kavallerie-Attacke der Engländer bei Balaklawa mitansah. Auch in der deutschen Armee neigte man zu solchen Bravourstücken. Jeder Soldat, der wirklich vorne war, kann von Heldentaten berichten. Der Appell an Freiwillige zu einer gefährlichen Patrouille war nie vergebens.

Ein andrer Typ waren die vielen Offiziere, die nicht aus innerm Drang, sondern nur aus Pflichtgefühl kämpften, Leute, die vielleicht von Natur behutsam und vorsichtig waren und innern Widerwillen gegen das ganze Kriegsleben hatten. Es gehört für Jemand, der — sagen wir einmal ganz ehrlich: Angst hat, wenn die Kugeln pfeifen, wirklich große Selbstbeherrschung dazu, sich nichts anmerken zu lassen, so zu tun, als wenn man keine Angst hätte, ruhig zu bleiben, Befehle zu geben, sich zu exponieren des guten Beispiels halber. Man kann sagen, daß die Armee immer anständiger wurde, je weiter man nach vorne kam. Die Offiziere der Kampfdivisionen waren in überwiegender Anzahl Männer, auf die das deutsche Volk stolz sein darf. Vorne stand der aristokratisch denkende Teil der Gebildeten — hinten waren die Schieber, Geschäftemacher und Drückeberger, die kläglichen Gesellen, die an dem Weltenbrand ihr Privatsüppchen kochten, die im Kriege teilweise reich geworden sind und sich gute Stellungen in Industrie und Handel ermogelt haben.

Den allerwiderwärtigsten Typ schildert Arno Voigt in Nummer 3 der ‚Weltbühne' — den Bataillonsführer, der ganze fünf Bataillons-Enten selber aufißt und dann sagt: „Ich kümmere mich nicht um die Verpflegung der Kerle — kümmern die sich vielleicht um mich?" Hoffentlich ist dem Schädling doch noch ein Granatsplitter über das fettige Maul gefahren. Ich habe so etwas im Kriege nicht erlebt und will darum auch nicht, wie Arno Voigt wünscht, Demut lernen, sondern im Gegenteil: ich möchte, daß das deutsche Volk Stolz lernt, Stolz auf sich selbst und damit auch auf seine Armee. Es war doch immerhin eine Leistung, vier Jahre lang gegen die ganze Welt Krieg zu führen. Ich sehe in der Tatsache, daß wir Deutschen dieser Riesenleistung fähig waren, daß unsre Gebildeten imstande waren, eine aristokratische Führerschicht zu stellen wie das deutsche Offiziercorps, den Beweis, daß wir doch ein Herrenvolk sind. Den

Soldaten und den Spießbürger trennt eine Weltanschauung: sie können sich gegenseitig ebensowenig verstehen wie Don Quixote den Sancho Pansa und umgekehrt. Wenn der Spießbürger Soldat wird, so entsteht der Typ, der uns Offizieren den Ruf verdorben hat: der uniformierte Kaufmann, Möbelschieber und Lebensmittelhändler. Kriegsgerichte über diese Gesellen würde Niemand dankbarer begrüßen als wir alten Offiziere. Das bessere Leben, das man uns vorwirft, bestand meist darin, daß wir von Blechtellern, die Leute von Kochgeschirrdeckeln aßen. Meist hatten die Pferdeburschen vom Lande Butter, während wir Offiziere Marmelade aßen. Richtig satt wurden wir oft wochenlang ebensowenig wie die Leute. In meinem Regiment gab es zum Schluß noch vier aktive Offiziere; die andern waren: Weinhändler, Assessoren, Schüler, Studenten, Volksschullehrer, Kaufleute. Alle politischen Schattierungen waren vertreten; der Regimentsschreiber, zum Beispiel, schwärmte für Scheidemann, den er persönlich kannte. Als die Revolution kam, ging sie spurlos am Regiment vorüber. Die Zusammenkunft mit den Vertrauensleuten der Mannschaften vollzog sich reibungslos. Was wir Offiziere für Schweinehunde waren, erfuhren unsre Leute erst in der Heimat aus den deutschen Zeitungen, und sie gingen zum größten Teil kopfschüttelnd in ihre Dörfer zurück, nach herzlichem Abschied von ihren alten Führern.

Ich behaupte: das aus allen Kreisen der Gebildeten und Halbgebildeten hervorgegangene deutsche Offiziercorps der kämpfenden Truppen — der kämpfenden! — hat im Kriege seine Vorgesetztenpflichten erfüllt und seinen Untergebenen gegenüber im Allgemeinen nicht versagt. Seine Kennzeichen waren: Tapferkeit, Selbstbeherrschung, Uneigennützigkeit und, mit wenigen Ausnahmen, ein gutes Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Wir behandelten unsre Gefangenen nie mit der sadistischen Roheit und Gemeinheit der französischen Offiziere. An der Niederlage sind die kämpfenden Truppen und ihre Offiziere unschuldig.

Nichts würde mich mehr freuen, als wenns mir gelänge, Ignaz Wrobel eine etwas bessere Meinung vom deutschen Offizier beizubringen. Er wird dieselbe Freude, wie jeder Künstler an feurigen, leidenschaftlichen Naturen haben, und von diesen hatten wir vorn eine Menge. Ich gebe ihm die Etappe, die Heim-Armee, die höhern Stäbe, das Große Hauptquartier und manches andre preis — wie sehr, wird er aus künftigen Nummern dieser Zeitschrift erfahren, wenn ers nicht schon aus frühern erfahren hat — und verlange nur eine Anerkennung der Männer aus dem vordersten Graben und ihrer Toten. Denen ist schweres Unrecht geschehen.

Die Uniform von Alfred Polgar

Mit dem alten oesterreichischen Heer verschwindet nun auch die alte oesterreichische Soldatenuniform, „des Kaisers Ehrenrock“ genannt. Besser hätte sie „des Untertans Zwangsjacke“ geheißen.

Es ist Tag geworden in Oesterreich, ein verzweifelt trüber Tag, aber immerhin Tag: also haben die goldenen und silbernen und seidenen und Zelluloid-Sterne rechtens zu verlöschen. Es war eine furchtbare Zeit, als sie, schicksalbestimmend, über uns leuchteten. Als alle Welt totentanzen mußte, wie die Herren mit den rotbestreiften Hosen pfiffen.

Jetzt wandert die militärische Uniform — viereinhalb Jahre der Inbegriff aller Drangsal der großen Zeit, alles töricht-vermessenen Gebietens und alles unfroh-verzweifelten Dienens — ins Archiv für Kostümkunde. Eigentlich sollte sie als Museumsstück in die Folterkammer.

Der Krieg war ihre, nur ihre, große Zeit. Eine Zeit, in der auch die Zivilisten nicht wie Zivilisten aussahen, sondern wie militärisches Rohmaterial. Oder wie militärische Schlacke. Entweder griff sie demnächst der Mechanismus, der aus Bürgern Krieger formte, oder er hatte sie, Rückstände eines verarbeiteten Stoffquantums, schon wieder ausgeworfen.

Die Uniform war stärker als der, der sie trug. In normalen Tagen gab sie der Mann zum Schneider, wenn sie ihm nicht paßte; zur Kriegszeit ließ sich die Uniform den Mann nach ihren Bedürfnissen richten. Sie zog ihn ein, nicht er sie an. Sie war der Inhalt; der Mensch, der sie trug, nur dieses Inhalts zufällige Form. Das war der Zauber der Montur! Um einen nackten Generalmajor war gar keine Magie. Um den Generalsrock auf dem Kleiderhaken war eine.

Für gewöhnlich gilt: Das Kleid ist eine Fortsetzung der Epidermis. Aber für das Soldatenkleid galt dies nicht. Hier mußte es heißen: Der Mensch ist eine Fortsetzung der Uniform nach innen. Daher die Fähigkeit der militärischen Tracht, zu verjüngen: die ihr assoziierten Ideen von Kraft, Tüchtigkeit, Strapazen und Duldung wandern auf die Person des Trägers über. Auch rein äußerlich übte ja die Uniform zeittilgenden Zauber. Unter der Bluse verschwand das Symbol eines geruhigen Alterns: der Bauch; und unterm breiten, schattenstarken Schirm der Kappe versteckte sich mühelos eines von den Jahrzehnten, die in Furchen und Runzeln der Stirne eingezeichnet.

Für Antlitze war die Uniform ein Prüfstein. Die reichen physiognomischen Hilfen der bürgerlichen Kleidung fielen fort. Die Gesichter schienen dann wie aus Glas und Rahmen

genommene Bilder. Sehr nackt; und fatal deutlich in all ihren seelischen Chiffren.

Merkwürdig war der subalterne Zug, der in das Antlitz des uniformierten Menschen kam. Das Besondere des Gesichts duckte sich lautlos, und das Typische stellte sich gehorsamst vor. Der Blick, war er noch so stolz und offen, ging wie durch einen Filter von Bescheidenheit. Der Mund schloß um eine Nuance fester als sonst; sehr viel gewohnheitsmäßiges Schweigen war um ihn. Das Mienenspiel schien vereinfacht (Ungebundenheit der Mimik: ein Vorrecht der Höheren). Der krempenlose Kappenrand ließ die Ohren demonstrativ frei: das ganze Gesicht war auf die Funktion „Hören" eingestellt.

Wie unter einer Tarnkappe verschwand „das Individuum" in der Uniform. In Erscheinung trat: das Gattungsexemplar. Der Mensch hörte auf, ein Selbständiges, Abgeschlossenes zu sein. Er war jetzt ein Teil, Splitter, Bruchstück, das erst durch Einfügung in das Ganze ein zweckerfülltes Etwas wurde. Früher, ehe er die Uniform trug, war er ein Wort, jetzt eine Letter; erst die Zusammensetzung mit vielen ihresgleichen gab Sinn und Inhalt.

Die Uniform war das Kleid ohne Geheimnisse. Ein phanerogames Kleid. Die militärische Tracht verriet unzweideutig, was in ihr steckte. Freilich nicht, wer in ihr steckte. Aber das war ja Witz und Mysterium und Großartigkeit der Uniform, daß sie den „Wer" verschluckte und nur das „Was" gelten ließ.

Sie bedeutete eine wesentliche Lebensvereinfachung. Zwei Uniformierte hatten es nicht nötig, mit Fühlern des Gesprächs einander abzutasten, um zu wissen, welcher Raum oder welche Unendlichkeit zwischen ihnen liege. Sie wußten es alsogleich auf den Millimeter genau. Logisch gesprochen: sie waren über das Verhältnis ihrer Kategorien und Inhalte augenblicks im Klaren.

Dies war ja überhaupt das Schöne beim Militär: die Unzweideutigkeit aller Beziehungen. Die Versachlichung aller menschlichen Relationen. Die grade Linie, bekanntlich die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten, herrschte auf dem Exerzierplatz wie in der militärischen Kausalität. Das gab riesenhafte Ersparnis an Kraft und Aufwand. Literweise vergeudet der Bürger Nervensäfte an die Sorge des Rechtbehaltens. Der Soldat war von solcher Verschwendung befreit. Denn mit dem Untertauchen des Individuums in die Gattung schwand ihm die höchste Qual der Erdenkinder: Persönlichkeit wahren zu müssen. Unrecht, das ihm widerfuhr, Unvernünftiges, das ihm zu tun geheißen ward, traf wie Elementarereignis: Widerstand, Klage, Motivensuche, Vergeltungs-

wünsche und all den hiermit verbundenen Energieverbrauch ausschließend. Bosheit selbst kam wie Schicksal, von Mühen der Abwehr und Rache lossprechend; wie fallender Ziegelstein; wie hutentführender Windstoß; wie abspringender Funke von der ewig brennenden Riesenlohe der Widrigkeiten.

Die Uniform versinnbildlichte das. Ihre bündig ausgesprochene Idee: Du hast aufgehört, Zweck zu sein, und bist Mittel! Die Pflichten gegen das eigne Ich, mit ihrem ganzen Komplex sittlicher und aesthetischer Martern, endeten, gütig ersetzt durch die einfachere Heldenpflicht, dieses Ich preiszugeben.

Mit der Uniform zog man „einen neuen Menschen an". Hoffen wir, daß dieser neue Mensch mit der Uniform auch wieder abgelegt wird: denn es war der Un-Mensch, der Schlachtvieh-Mensch, der Henker-Mensch, der Anti-Mensch.

Bilanz von Kaspar Hauser

Jeden Pfennig, den ein hoher Offizier
sinnlos fortwarf in den Landetappen —
jeden Hammel, den in Monastir
Unsre nahmen, ohne zu berappen —
jede Rede in dem Reichstagsbau
von den braven und geduldigen Liberalen —
jede überflüssige Truppenschau:
müssen wir bezahlen —
wir bezahlen.

Jede Pulle Sekt, die der Major
rot und krähend soff am frühen Morgen —
jeden Aufruf, den das Pressecorps
ohne Skrupel druckte, ohne Sorgen —
jeden Wisch der Vaterlandspartei,
jeder Forderung der Nationalen,
jedes Reventlow- und Rathenau-Geschrei:
müssen wir bezahlen —
wir bezahlen.

Jedes Jahr, wo trotz der Warnungsrufe
Erich Ludendorff va banque gespielt —
jedes Jahr, wo wir von Stuf zu Stufe
sanken, bis kein Frontabschnitt mehr hielt . . .
Müßt Ihr heute Leid und Last erdulden:
Ei! bedankt euch bei dem wilden Stier!
Alter Sünden schwarz-weiß-rote Schulden —
die bezahlen ich und du
und wir.

Gott, Mensch, Teufel

Das ist ‚Die Sendung Semaels' oder Luzifers oder Mephistos, des diabolischen Engels, der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen — das ist seine Sendung: die Lüge des Bluts über die Häupter Israels zu bringen, auf daß das Herz dieses Volkes erglühe in Läuterung und seine Seelen nach dem Messias rufen im Sturm der Verzweiflung. Ohne Pathos: Ritualmord in Ungarn. Auf Zeitungsdeutsch: der Prozeß von Tisza Eszlar. Einer jener Prozesse, von denen Luther in seiner Schrift ‚Daß Jesus Christus ein geborener Jude' voll Scham über seine Glaubensgenossen gesagt hat: „Wir gehen mit Lügenteidingen umb, geben den Juden Schuld, sie müssen Christenblut haben, und was des Narrenwerks mehr ist." Und noch massiver: „Unsere Narren, die Bepste, Bischoff, Sophisten und Munche, die groben Eselskopfe, haben bisher also mit den Juden gefaren, daß, wer ein guter Christ were gewesen, hätte wohl mocht ein Jude werden. Und wenn ich ein Jude gewesen were und hätte solche Tölpel gesehen den Christenglauben regirn und leren, so were ich eher ein Sau worden denn ein Christen." Seitdem das in Deutschland gelesen worden ist, hat sich der Antisemitismus in derart asiatische Bezirke wie Transleithanien verzogen; und wenn Arnold Zweig unter seine Allegorien auch die Dummheit mengt und ihren Dunst auf Herzen und Hirne legt, so wird jeder gute teutonische Christ an die linke Brustpartie seines Jägerhemds schlagen und seinem Gott, der Eisen und Dreschflegel wachsen ließ, inständigst danken, daß er nicht ist wie diese zigeunerisch ungewaschenen Magyaren.

Das Drama (das hier vor drei Monaten Polgar hochachtungsvoll geschächtet hat) ist vielleicht für Nichtjuden eher geeignet als ‚Jaakobs Traum'. Der pappene Raimund-Himmel, in dessen Gefilden Gott, die selig gewordenen Erzväter, unselige Engel, Dämonen, Propheten und Begriffe sich überaus ernsthaft ratend und tatend ergehen, und der trotzdem manchmal ein Nestroy-Himmel zu werden droht, wenn die hohen Herrschaften ihren Buber rezitieren, ohne ihn der Akustik des Theaters angepaßt zu haben — dieses unirdisch-überirdische Reich blickt herunter auf eine Erde, die heute nur dem Grade, nicht der Art nach häßlicher ist als vor vierzig Jahren, und die sich leider allgemein verständlich zu machen versteht. Damals wurde dem dreizehnjährigen Moritz Scharf das Geständnis, durch das Schlüsselloch der Synagoge einen Ritualmord beobachtet zu haben, mit Gewalt und gradezu teuflischer List entwunden. Aber es nützte nichts, daß den Judenjungen gute Behandlung auf die Seite der Gojim gezwungen hatte: der Lokaltermin ergab die Lügenhaftigkeit seiner Behauptung — die sich nun also Arnold Zweig hergenommen hat, um sie sich und uns in ihrem Ursprung und ihren Folgen zu erklären. Es ist ihm mißlungen. Mag fast alles, was mit und in dem kleinen Scharf geschieht, anno 1882 tatsächlich geschehen sein: es gewinnt hier keine psychologische Glaubhaftigkeit. Als Moritz, der sich lange tapfer gehalten hat, nahezu mürbe ist und der untersuchende Referendar Bary ihm vollends zusagt, daß er studieren und Richter werden dürfe — da fragt er den Mann: „Auch Soldat?" Das wird er nie fragen; das wünscht er sich garnicht; das lockt ihn, wie wir sein jüdisches Köppchen bis dahin kennen gelernt haben, unvergleichlich weniger als eine Zivilkarriere. Zweig kann schildern, wie sich in dem Knaben unlösbar verfitzt, was

man von ihm zu hören begehrt, was zu bekunden sein Vorteil und was sein Nachteil sein wird, und was sich womöglich sogar ereignet hat. Das ist Eine Szene, ein Seelenzustandsbild. Aber er kann nicht die tragische Gefühlsverwirrung von der ersten Vernehmung bis zum schauerlichen Verrat entfalten, steigern, durchführen. Deshalb springt er, und immer um einen Schritt zu weit. Das Renegatlein assimiliert sich zu schnell und zu sehr. Es behandelt seinen Vater vor den Christen zu schlecht. Es hat nach solchen Proben von Anpassungsfähigkeit nicht das Zeug, sich am Ende zu erstechen. Das Urbild ist als Diamantenschleifer nach Holland gegangen. Die Wirklichkeit war wahrer als der Poet. In der historischen Figur stimmen Wesen und Schicksal überein. In der dichterischen ist dieses geändert, jenes nicht, und so ist sie eben undichterisch, ohne Gültigkeit für dich und mich und uns Alle, ein Mechanismus, der schlecht dazu taugt, den jüdischen Nationalismus zu propagieren. Moritz Scharf, geboren fern von dem heiligen Lande, aufgewachsen in der Verbannung, genährt mit Unterdrückung und getränkt mit fremden Wassern — der habe einfach so werden müssen? Das ist zuviel Religionsphilosophie für die Unvermeidlichkeit, daß infernalisches Raffinement und vollgefressene Brutalität mit einem schwachen, hungrigen Bocher fertig werden. Ganz abgesehen davon, daß freilich das Stück nicht zustande kommt, bevor die Vorfahren Moritz Scharfs nach Europa verschlagen worden sind, daß freilich im heiligen Lande Judenverfolgungen mit gewissen Schwierigkeiten verknüpft sein dürften. Dort könnte es nicht einmal Christenverfolgungen setzen, auch dann nicht, wenn dazu Juden jemals genügend tierische Roheit und Verblödung aufzubringen vermöchten.

Mit dem Himmelskuppelhorizont also ist es nichts, mit der Mittelpunktsgestalt ist es nichts, und mit der spezial-jüdischen, der zionistischen Tendenz ist es nichts. Dagegen ist löblich die universaljüdische Tendenz, Gerechtigkeit walten zu lassen, objektiv zu sein, auf beiden Seiten Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen. Der fanatische Jude Arnold Zweig ist so wenig blind verliebt in das Judentum, daß bei ihm Elijahu, der spirituelle, und Pfefferkorn, der merkantilistische Jude, zwar zuerst eine Kontroverse führen, sich aber dann zu einer janushaften Erscheinung vereinigen. Seine Christen sind keineswegs alle Antisemiten: der Staatsanwalt, der Vorsitzende und der Gendarm Schlosser trotzen mutig der Pöbelwut. Seine Antisemiten sind keineswegs pechkohlrabenschwarze Verbrecher ohne mildernden Umstand: der wahllos inquirierende Bary möchte zur Freude und zum Nutzen seiner alten Eltern einen Berufserfolg haben, und der hetzende Parlamentarier Istoczy ist, wie meines Wissens unsre deutschnationalen Schreier, ein bürgerlich ehrenwerter Mann und nur verdummt, entseelt und ausgehöhlt von der politischen Leidenschaft. Das Häuflein Judenunglück, das zusammengekauert im Untersuchungsgefängnis den Passah-Abend begeht, ergreift schon dadurch, daß es, frei von der Schuld, deren es bezichtigt wird, der Sünden eingedenk ist, die es mit seinem eignen Gewissen auszumachen hat. Den Dramatiker Arnold Zweig hat die zwiefache Abhängigkeit — von der Mysto- und Mythologie seines Stammes und von den dokumentarischen Belegen eines verschollenen Kriminalfalls — entscheidend gehindert. Daß er, der Fesseln ledig, hinaufgelangen wird, verheißen Luftschicht, Menschenbeiwerk und Blutwärme dieses ungeratenen Szenenbündels.

*

Carl Sternheim ist keine Verheißung mehr. Kürzen wir ab; was Er ja, auf seine Weise, liebt. Als ihm für die neue Saison nichts einfiel, verteilte er jene Marquise, die, nach Diderot, bei Schiller ein ‚Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache‘ gibt, indem sie ihren erkaltenden Liebhaber mit einem Mädchen für Alle verheiratet und ihn am Lendemain aufklärt — also diesen Teufel im Reifrock verteilte er auf fünf abgezirkelte Akte. Dem Vorgänger, dem bekanntlich nichts so bitter fehlt wie der Instinkt für dramatische Stoffe, dem hatten dreißig Novellenseiten zu einer Uebersetzung genügt, „welche freilich die Eigentümlichkeit des Originals nicht erreicht haben wird“. Sternheim parodiert unfreiwillig die Eigentümlichkeit, die er in vieljähriger Uebung sich schwitzend abgequält hat. Nichts anstrengender, als ihm zuzuhören. . Artikel sind mauvais genre. Inversionen leiten immer wieder auf falsche Fährte und verschulden, daß man oft nicht weiß, ob am Schluß des Satzes ein Fragezeichen oder ein Punkt steht. Da auf den Gebrauch von Conditionalkonjunktionen Strafe gesetzt ist, sind Indikativ und Konjunktiv fast niemals zu unterscheiden. Wenn diesem lächerlichen Preziösen nächstens belieben wird, von allen Wörtern die zweite Hälfte wegzulassen, so wird das nur ein konsequente Entwicklung, keinesfalls eine überraschende Steigerung seiner Sprachschänderei sein. Hofft von unsern Theateroptimisten irgendeiner noch auf das Publikum? Es macht überall Krach, wo sichs andächtig oder mindestens anständig zu verhalten hätte. Hier hätte es zwar nicht Krach machen, aber Wogen von Heiterkeit über ein aufgesteiftes Literatengemächle schwemmen sollen. Und es verharrte in stillem Ernst und schied in Gerührtheit.

*

Und wird wahrscheinlich herumerzählen, daß das Deutsche Künstler-Theater um der ‚Marquise von Arcis‘ willen bis auf weiteres zu frequentieren sei. Aber bestimmt nicht wird dabei das stärkste Lob auf die Marquise von Arcis, auf die süße Herbheit von Dagny Servaes fallen. Sondern die Leute werden begaffen wollen, wie Frau Konstantin ihre drei Prunkroben trägt, und bewundernd hören wollen, wie sie zu den Gästen ihres Salons sagt: „Setzense sich!“ Dabei hätte man einen Trost so nötig gehabt. Wodurch unterscheidet das Junge Deutschland sich von den übrigen Theaterinstituten der Reichshauptstadt? Zum ersten dadurch, daß es grundsätzlich nur solche Stücke wagt, die schon in andern Städten bewiesen haben, wie wenig mit ihnen gewagt ist, und daß es sogar das letzte bißchen Reiz eines „literarischen Experiments“ beseitigt, indem es der „geschlossenen“ Premiere von Sonntag mittag am selben Abend eine öffentliche Aufführung hinterherschickt; zum zweiten dadurch, daß es diese Stücke erheblich schwächer darstellt als etwa Frankfurt am Main. Die Entschädigung für vieles Ungemach soll Jannings gewesen sein. Ich hatte, beim dritten Mal, das Ungemach ohne die Entschädigung; oder höchstens die Entschädigung, daß auch Herr Gregori nicht mehr mittat. Gewiß gab es brauchbare Einzelleistungen. Aber sie waren nicht inniger mit einander verbunden, nicht schärfer gegen einander kontrastiert als die Szenen bei Gott, bei den Menschen und bei den Teufeln. Hier und da und dort schlich sich temperamentlos ein graues Etwas hin, wie geschaffen, den Eindruck zu zerstören, den der Leser in der Erinnerung hatte. Junge Dramatiker Deutschlands: wenn Ihr den Wunsch habt, für Jahre in Mißkredit zu geraten, dann vertraut euch dem Jungen Deutschland an!

Der alte Noske (im Backenstuhl, zahnlos mümmelnd): Dcha — Dcha — wenn ich so zurückdenke — das war wohl eine glorreiche Zeit war das wohl . . . Immer . . . immer feste druff . . . Und wie sie drauf gegangen sind, die braven Jungs —! Wieviel Wehren hatten wir? — warte mal, Clotilde, ich will es gleich mal ausrechnen . . . Clotilde! Clotilde!

Die Haushälterin (mürrisch): Na — was dn?

Der alte Noske: Tu mr mal das Kissen da hochrücken — ja — so — also paß mal auf — da hatten wir die grüne Sicherheitswehr und die blaue Polizei und die changierende Einwohnerwehr und . . .

Die alte Haushälterin: Nu betet er das wieder her! Herr Noske! Herr Noske . . . Hört nicht. Herr Noske! Das ist ja alles längst vorüber!

Der alte Noske: Da geht nischt drüber — nee — jaja — da geht nischt drüber! Immer feste druff . . . Es muß energisch durchgegriffen werden! Ja — und die Gefahr steht ja auch links — Clotilde —! Gieß mir mal 'n Schnaps ein! (Sie tuts) Ja — es muß energisch durchgegrrrrr . . . . (Er schnurrt ab. Die Haushälterin gießt noch etwas Cognac oben herein — worauf er weiter schnurrt) . . . enerrrgisch durchgegrriffen werden —! Mein guter alter Gilsa! Jetzt ruht er längst in Weißensee . . . Ja — wie das alles vergeht! Das waren wackre Männer. Die erkannten, wo Deutschland zu retten ist —. Die Gefahr steht links, links steht — was ist denn das da draußen, Clotilde?

Die Haushälterin: Da zieht Militär lang, Herr Noske. Mit dem Kaiser an der Spitze!

Der alte Noske: Mit den Reisern an der Mütze . . . Ja, ja — die wackern Jungen —! Es muß enerrrgisch durrrchgegrrriffen . . .

Die Haushälterin: Jetzt weiß der gute alte Mann nicht, daß wir schon seit fünfundzwanzig Jahren wieder einen Hohenzollern unser Eigen nennen . . . Kann einem ja leid tun, der arme alte Mann . . .

Der alte Noske: Es muß enerrgisch durrrchgegrriffen werden — Clotilde — ich hab sie alle eingesperrt — alle hab ich sie eingespunnen — (lächelt selig, in Erinnerung versunken). Der Feind steht links, Clotilde — hörste ihn stehen —?

Die Haushälterin: Jetzt müssen Sie aber Ihre Suppe trinken, Herr Noske. Da —!

Der alte Noske (schlürft): Alle habe ich sie — grrr — schlupp — eingesperrt — zuletzt war nur noch Sklarz und Parvus und Gilsa und ich übrig — da haben wir ausgeknobelt, wer nu — (er sabbert).

Die Haushälterin: Herrgott — jetzt pantscht er mir die ganze Suppe über —! Herr Noske! Herr Noske! Aber sehen Sie sich doch vor! Die Suppe —!

Der alte Noske (schlabbernd, mümmelnd und neunmal selig in sich versunken): Es muß enerrgisch durrrchgegrrriffen werden —!

Amerikas Hilfe von Validus

Kein Zweifel: ohne ausgiebige Auslandshilfe sind wir nicht mehr zu retten. Wir brauchen Revision des Friedensvertrages und große Kredite. Da auch die andern europäischen Länder tief in der Kreide stehen, kann wirkliche Unterstützung nur von den Vereinigten Staaten kommen. Wird sie kommen? Die Optimisten hoffen auf eine riesenhafte Anleihe, wobei sie mit den Milliarden nicht geizen. Die Pessimisten aber prophezeien, daß die Amerikaner garnicht an eine Hilfe denken, daß sie vielmehr Europa im Dreck stecken lassen und künftig ihren Außenhandel nach Südamerika und China ausdehnen werden. Wer hat da recht? Keiner. Das alles ist viel zu schematisch gedacht.

Wer die Verhältnisse einigermaßen kennt, dem ist eines klar: die Vereinigten Staaten wollen und vor allem können nicht uns eine Riesenanleihe geben. Sie können es darum nicht, weil kein Mensch in Amerika dieses Papier kaufen würde. Man muß die Leute drüben kennen, und man muß berücksichtigen, daß alles Gewohnheit ist, sogar der Kauf von Anleihen. Und die Amerikaner sind nicht gewohnt, ausländische Papiere zu kaufen. Sie waren bis in den Krieg hinein kein Gläubiger-, sondern ein Schuldner-Land, ein großes emporstrebendes Gemeinwesen, das sich mit Hilfe der alten Länder entwickelte. Nun soll auf einmal der Amerikaner in Milliardenbeträgen fremde Anleihe kaufen. Wenn er schon abgelehnt hat, Papiere guter und gesunder Länder zu kaufen: wie wird er da plötzlich Papiere von halb oder ganz bankrotten Staaten erwerben! Das ist psychologisch höchst unwahrscheinlich. Es wäre nur denkbar auf Grund einer gewaltigen, von der Regierung ausgehenden Propaganda zur Zeichnung, einer Propaganda, die viel, viel stärker sein müßte als etwa die Werbung für Kriegsanleihen. Und daran ist nicht zu denken, solange Amerika andre politische Sorgen hat; zum Beispiel: die Präsidentenwahl.

Sollten nun wirklich die Pessimisten recht haben? Schwerlich. Amerika wird sich zwar nicht sein eignes Grab graben, sich aber doch auch nicht unendlichen Schaden zufügen. Denn wie Deutschland auf Englands und England auf Deutschlands Kaufkraft angewiesen ist, so braucht Amerika Europa als den besten Abnehmer seiner wichtigsten Produkte. Was wollen die Südstaaten machen ohne die europäischen Baumwollspinnereien, was die Kupferstaaten ohne A. E. G. und Siemens-Schuckert? In andrer Richtung exportieren? Wer damit rechnet, beweist eine wirtschaftliche Naivität sondergleichen. Was soll man in Argentinien und Brasilien, in Kanton oder in Schantung mit der Baumwolle und dem Kupfer tun? Da diese Dinge nicht zu essen sind, müssen sie weiterverarbeitet werden. Dazu gehören aber Maschinen, und zwar recht komplizierte und recht viele Maschinen. Diese nun sind dort nicht vorhanden und könnten bestenfalls in jahrzehntelanger Arbeit geliefert werden. Dann fehlen immer noch die geschulten Arbeiter. Alles das gibts in Europa, und man muß und wird deshalb dorthin die Rohstoffe liefern. Aber wenn Europa kaufen soll, so muß man ihm Kredit geben. Das gilt vor allem von Deutschland.

Stimmts? Ja und nein. Die Dinge entwickeln sich nämlich in der Praxis nicht so schematisch, wie der Laie glaubt und der Volkswirtschaftler glauben macht. Weder Kreditverweigerung noch riesenhafter einheitlicher Kredit wird zu erwarten sein, sondern ein Mittel-

ding. Die Kreditgewährung wird von Gruppe zu Gruppe, von Geschäftsfreund zu Geschäftsfreund erfolgen. Heute schon sehen wir die Anfänge. Eine ganze Reihe von Trustgesellschaften, die sich besonders mit Ausfuhr beschäftigen, schicken bereits ihre Vertreter nach Berlin und andern Hauptstädten, wo sie über ihre Geschäfte auf Kreditgrundlage verhandeln. Vor allem scheint sich unter der Führung der verschiedensten großen Firmen eine besonders geartete Finanzmethode zu entwickeln. Das ist die Hingabe von Rohmaterialien gegen Fertigfabrikate. Wenn wir uns nicht täuschen, so ist eine sehr große Gruppe in Bildung begriffen, die namentlich die Textilindustrie auf diese Weise beliefern will und die dann Fertigfabrikate erhalten soll. Daß wir auf diese Weise zu einer Art Hausindustrie der Welt werden; daß wir zum mindesten für die nächste Zeit nicht mehr dort kaufen können, wo wir wollen; daß wir die geliehene Rohware mit Fertigfabrikaten zu zahlen haben: das ist früher schon in der ‚Weltbühne' ausführlich behandelt worden. Dabei wurde zugegeben, daß das nicht grade eine erfreuliche Entwicklung, daß es aber immerhin besser ist als der Hungertod. Man darf auch nicht vergessen, daß tüchtige Hausindustrielle im Laufe der Jahre fertig gebracht haben, sich wieder frei zu machen. Es wird, sofern das gegenwärtige Wirtschaftssystem überhaupt noch von Dauer sein kann, gewissermaßen zu einer Assoziation von Kapital und Arbeit in der Weise kommen, daß wir die Arbeit und die Ausländer, vor allem die Amerikaner, das Kapital stellen werden. Wir werden als Nation ungefähr den Kampf durchzufechten haben, den überall das Proletariat als seine Aufgabe ansieht: Eroberung eines möglichst großen Anteils an dem Ertrag aus dieser Assoziation. Ein kluger Arbeitgeber kommt bekanntlich seinem Arbeiter so weit wie nur irgend möglich entgegen. Denn nur der gutbezahlte und am Ertrag interessierte Angestellte und Arbeiter kann etwas leisten. Hoffen wir, daß unsre Kapitalisten, also in erster Linie die Amerikaner, ihre alte Großzügigkeit bewahren und beiden Seiten nützen werden.

Rundschau

Rauscher und Breuer

Es gehört zum preußisch-deutschen Geist, daß der Stand, der an Selbstüberhebung, an überspannter Selbstachtung krankt, einen Antipoden hat. Und wer glaubt, daß dieser Krieg verloren worden ist dank der hysterischen Selbstvergötterung unsrer Militaristen, der vergißt, daß ein gut Teil Schuld daran auch Die tragen, die würdelos genug waren, dieser Selbstverhimmelung den Boden zu bereiten: die deutschen Journalisten. Sie haben wie alle „guten" Deutschen stets den Mund voll von ihrer „hohen Weltmission", der „edlen" Aufgabe ihres Berufs, von hohen Pflichten gegen Volk und Menschheit. In dem Augenblick aber, da es gilt, durch die allereinfachste, kleinste, geringste Tat diesen großen Worten Beweiskraft zu geben, fehlt es an Rückgrat, an Mut, an Aufrichtigkeit, an Willen, an Festigkeit, kurz: an nicht weniger als allem, was zur Tat gehört. So haben sie das deutsche Volk in den Krieg gelogen mit einer Würdelosigkeit, die nur auf gut Wetter beim allerhöchsten Herrn und seiner Regierung spekulierte. So haben sie uns in die Niederlage gelogen mit schamloser Feigheit, die zu allem schwieg, weil das

Verbot des Zensors drohte, und weil es gegen dieses nicht die Courage der Auflehnung gab. So haben sie uns um die Revolution belogen, weil ihre kapitalistischen Ausbeuter mit der Knute der Gehaltskürzung und Kündigung drohten. Das alles hindert sie nicht, noch heute und heute wieder in großen Tönen von journalistischer Ehre, von Anstand, Moral und Sauberkeit zu reden. Und so lügen sie schweigend die eigne Pressefreiheit zu Tode.

Die deutschen Schriftsteller haben einige Berufsverbände. Als der bedeutendste gilt der Mitwelt und sich der Schutzverband Deutscher Schriftsteller. Das wäre sozusagen die Gewerkschaft der deutschen Schriftsteller, in der man zusammensteht zur Vertretung der gemeinsamen, allen trotz verschiedener politischer Gesinnung gemeinsamen Interessen, zur Wahrung der gemeinsamen Rechte. Deren höchstes und heiligstes ist die uneingeschränkte Pressefreiheit. Oberste Pflicht dieser Gewerkschaft wäre es, sich schützend vor die Pressefreiheit zu stellen, mit der Tat des Streiks jeden Versuch zur Vergewaltigung der Pressefreiheit abzuwehren. Man taste irgendeiner Gewerkschaft unsrer Handarbeiter das Recht der freien Meinungsäußerung an, und man wird das Wunder erleben, daß es unantastbare Rechte gibt. Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller wagt nicht die Tat, wagt nicht einmal das Wort des Protestes. Er schweigt zu den neuen Verboten, wie er zu den alten geschwiegen hat, wie er zu der Verfassung schweigt, die mit dem Ausnahmezustands-Paragraphen dem Recht der Pressefreiheit zu Leibe geht.

Und warum schweigt er? Weil seine einflußreichsten Vorstandsmitglieder: Ulrich Rauscher und Robert Breuer wohlbesoldete Pressechefs der Reichsregierung und der Reichskanzlei sind. Ein Blick in die alten Protokolle der Presse-Konferenz dürfte herrliche Bilder heraufbeschwören, die Breuer zeigen, tobend mit den Worten schärfster Kritik gegen die Presseverbote, die während des Krieges die kaiserliche Regierung erließ. Heute schweigt Breuer. Heute erklärt es Breuer für Frevel, die Verfassung anzutasten, die das Recht der Pressefreiheit beschränkt. Heute schreibt Breuer — oder ists Rauscher? — an die Presse „aus Regierungskreisen“ Artikel, darin er sich mit dem beruhigenden Bewußtsein, Noskes Maschinengewehre im Rücken zu haben, für prophylaktische Zeitungsverbote einsetzt. Breuer zufolge sollen diese Presseverbote verhindern, „daß weiter Arbeiterblut fließt“. Er sagt das, obwohl ihm bekannt ist, daß weder die ‚Freiheit‘ noch sonst ein Blatt mit irgendeinem Worte zum Blutvergießen ermuntert hat. Der Offiziosus Breuer verweigert der oppositionellen Presse die Anerkennung als „ernste politische Presse“, nur um jede Gewaltmaßnahme gegen sie rechtfertigen zu können. Rauscher und Breuer stehen mit schützend erhobenen Händen vor den Presseverboten, die wegen planmäßiger Kritik der Regierungspolitik erfolgt sind, wegen eines „Vergehens“ also, wie es die Blätter der Partei, der sie sich heute zurechnen, durch Jahrzehnte täglich begangen haben. Breuer und Rauscher bemühen sich heute, mit Einsetzung ihrer vollen journalistischen Kraft Das zu verteidigen und gutzuheißen, was sie zu einer Zeit, da sie noch nicht wohlbestallte Regierungsdienstmänner waren, heftig bekämpft und tief verdammt haben.

Ein „Sturm der Entrüstung“ — wirklich: ein Sturm der Entrüstung sollte durch den Schutz-

verband Deutscher Schriftsteller gehen. Der Vorstand müßte mit Protestbriefen überschüttet werden des einmütigen Inhalts: Hinweg mit solch einem Vorstand, der die gemeinsame Sache preisgibt! Neue Männer her mit mehr Rückgrat, mehr Aufrichtigkeit, mehr Bekennermut! Einfältiger Kinderglaube, der solche Hoffnungen hegt. Wenn die deutschen Journalisten nur ein Tausendstel von der Würde hätten, die deutsche Militaristen sich zuviel angemaßt haben, dann wäre auf diese Empörung zu rechnen. So aber wird die nächste Generalversammlung des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller seinen beiden „tapfern" Vorstandsmitgliedern Rauscher und Breuer ein Vertrauensvotum ausstellen und ihnen ein Ehrendiplom überreichen für ihre treffliche journalistische Rechtfertigung der Vergewaltigung der Pressefreiheit.

Walter Oehme

Ein Taschenbuch

Felix Poppenberg gab einmal ein ‚Taschenbuch für die Damen' heraus — aber so ein Taschenbuch für die Damen will ich dieses Mal nicht anzeigen. Es ist, glaube ich, gar nichts für die Damen . . .

Hätte Otto Weininger nicht das Pech gehabt, einer ganzen wiener Caféhaus-Generation in die Hände zu fallen, die ihn ausschrieb, falsch verstand, schlecht kopierte und überhaupt verdarb — wer weiß, wie er heute in unserm Gedächtnis dastünde! Nun ist ja, wie Karl Kraus an Heine gezeigt hat, jeder Schriftsteller auch an den Folgen schuld, die er hervorruft: aber wenn auch bei Weininger schwarze Stellen sind, an denen sich die Maden festsaugen konnten — alle hat er nicht verdient.

Artur Gerber hat (im Verlag von E. P. Tal & Co. zu Leipzig und Wien) unveröffentlichte Notizen Weiningers und einige Briefe von ihm mit einem menschlich schön anmutenden Vorwort herausgegeben. Das Vorwort enthält persönlich sehr interessante Daten — von einem Duell Weiningers war bisher nichts bekannt — und wie hat sich dieser Zweiundzwanzigjährige gequält! ‚Geschlecht und Charakter' ist nicht mit Tinte geschrieben. Welch ein Mönch! Und welch ein Mensch! Mit Recht hebt Gerber aus den Notizen diese eine hervor, die aufzeigt, wohin ihn der Sturm vielleicht noch getrieben hätte, wäre er uns am Leben geblieben: „Wie kann ich es schließlich den Frauen vorwerfen, daß sie auf den Mann warten? Der Mann will auch nichts andres als sie. Es gibt keinen Mann, der sich nicht freuen würde, wenn er auf eine Frau sexuelle Wirkung ausübt. Der Haß gegen die Frau ist nichts andres als der Haß gegen die eigne, noch nicht überwundene Sexualität."

Einige Notizen sind schwer, andre gar nicht verständlich — aus allen geht aber hervor, wie sich dieser Kopf in die Dinge hineinbohrte, sich in sie fraß; das gärt und wallt, noch ist nichts fertig — und alles ist gehalten durch ein fast übermenschliches Wissen. (Allein der Literaturnachweis zu ‚Geschlecht und Charakter' ist ein Wunder.)

Die Briefe geben dem Fremden nicht allzu viel. Sie sind im Persönlichen unendlich fein, debattieren viel — und zeigen schließlich, wie er da stand, wo jeder seines Formats gestanden hat: allein.

Das Schönste aber an dem Buch ist ein Bild. Sie haben Otto Weininger photographiert, als er tot war. Der Körper sitzt in einem geblümten Stuhl, die Augen sind geschlossen. Gerber hat ihn so gesehen: „In dem Gesichte des

Toten war kein Zug von Güte, kein Schimmer von Heiligkeit und Liebe zu sehen. Auch Schmerz nicht, nur ein Ausdruck, der dem Gesichte des Lebenden vollkommen gefehlt hatte: etwas Furchtbares, etwas Entsetzenerregendes, das, was ihm die Todeswaffe in die Hand gedrückt hatte: der Gedanke an das Böse." Das Bild hat Züge von dem bohrenden, grübelnden Holofernes — nicht von dem Riesen. Es ist in der Tat die Inkarnation des bösen Prinzips und etwas Erschütterndes, weil sich da etwas gegen das Böse gewehrt hat.

Ein Taschenbuch für die Damen ist der Band nicht. Aber für Männer und Menschen, die in diesem Chaos, in diesem tiefen Erkennen unter Gestein und Fluten das Gold haben blitzen sehen.

„Da kommen die großen Ströme her, wo die Tiefen weinen vor eisigem Grausen." *Peter Panter*

Antworten

Kosmopolit. Die deutschen Zeitungen hat fast ein Lustrum Kriegspresseamt so verblödet, daß sie noch immer völlig in Ludendorffs Banne sind. Das Ausland ist ein einziges böhmisches Dorf für sie. Da hat, zum Beispiel, in der Neuen Zürcher Zeitung Alfred H. Fried eine kleine Sammlung von „Stimmen der Vernunft" veröffentlicht, aus denen wieder einmal zu ersehen ist, wie stumpfsinnig die nationalistischen Vokabeln „Italien", „England", „Frankreich" und „Deutschland" sind. Es ergibt sich, daß in allen Ländern anständige und vernünftige Leute leben, die nur nicht so rasch zu einander finden wie Clemenceau und Reventlow und Creusot und Krupp.

Gossenkehrer. Die Autopsie, die Klein-Parvus in seiner ‚Glocke' vornimmt, schlägt doch wohl jeden Rekord. Wen dieser Grad von Schmierigkeit, Lügenhaftigkeit und Unsachlichkeit zu edlem Wettstreit reizt, der wirds schwer haben. Schön nur ein einziger Satz: „Ich bekenne, daß ich in dem Kampf zwischen Idealismus und Broterwerb den kürzern gezogen habe." Wie sagte jener Clown? „Sollte ich in die Kneipe gehen? Ich rang mit mir selbst und unterlag." Immerhin verschweigt Ehren-Parvus, daß er den dicken Mammon niemals ohne die Hilfe der Regierungen gemacht hätte. Sie waren und sind einander wert.

Hintertreppenbewohner. Da werden auf den Straßen Berlins Papiere verkauft, die in der freundlichsten Leierkastenweis' über den — wörtlich: den „Greis von Amerongen" mit furchtbar schönen Bildern berichten. Zum Beispiel steht der Kaiser in Schlick und Schlamm am Strand und sieht sinnend hinaus auf das Meer, ob welchem die Möwen ziehen. Auch finden sich Sätzchen wie dieser: „Geben wir einmal zu, er wäre ein — Wahnsinniger — ein Größenwahnsinniger — Warum nicht?" Na ja, warum wirklich nicht?

P. T. Der Verlag für die Idioten der Reichshauptstadt hat am achtzehnten Januar seinem ‚Tag' eine illustrierte Unterhaltungsbeilage angefügt, die ebenso geschickt wie gemeingefährlich der Regierung Bauer die Schuld am Zusammenbruch aufhalst. Ein Bild zeigt Vater Scheidemann mit der verdorrten Hand als Redner der Nationalversammlung. Nun, Strafe muß sein. Alle übrigen Anwürfe wären von einer klugen und tatkräftigen Regierung leicht zu entkräften. Aber hatte die vorige Regierung nichts getan, jedoch zuviel Propaganda getrieben, so tut diese Regierung nichts und treibt zuwenig Propaganda. Sie

wehrt sich in keiner Weise gegen den wirksamen Feldzug, der von rechts her gegen sie unternommen wird, und wird bei den nächsten Wahlen merken, wohin diese feine Zurückhaltung führt. Ach, die Zurückhaltung kommt von der Zuneigung, die unsre neue Wilhelm-Straße zu dem alten rechten unrechten System nun einmal hegt, und die sie nicht mit demselben Erfolg unterdrücken kann wie die unabhängige und kommunistische Presse. Mit süßem Seufzer will sie langsam dem schwarz-weiß-roten Bräutigam in die Arme sinken. Aber der Bräutigam ist zunächst noch stolz wie ein Spanier. Er tritt einen Schritt zurück, und da liegt das Bräutchen auf dem Parkett.

Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Techniker. In einer ausgezeichneten Rede des Ingenieurs O. Scheidemann (die man durch eure Ortsgruppe Berlin-Steglitz, Hohenzollern-Straße 6, beziehen kann) werden die Maßnahmen, die zum „Wiederaufbau der zerstörten Gebiete" nötig sind, aneinandergereiht. Am gelungensten ist der Nachweis, daß auch in dieser wichtigsten aller Fragen der Kapitalismus für sich und nicht für das Land zu arbeiten plant. Schade, daß ich das mutige Heft nicht hier noch einmal vollständig abdrucken kann. Ob es freilich diese Regierung verhindern wird, das Objekt dem Unternehmertum auszuliefern: das scheint mir ziemlich ungewiß. Weder Unternehmertum noch Bureaukratie sind die richtigen Arbeitsherren. Bleibt die Arbeitsgenossenschaft, und vor der hat die Wilhelm-Straße Angst, weil sie in ihr mit Recht den Anfang von ihrem Ende sieht.

Ferdinand P. Sie schreiben mir: „Als ständiger Leser der ‚Weltbühne' bin ich in großer Not, in großer geistiger Not. Können Sie mir in Ihren ‚Antworten' raten? Im Jahre des großen Krieges 1917 wurde ich zur cölner Festungs-Gendarmerie kommandiert. Hier hatten wir eine Instruktion: ‚Es ist bei Nacht die Lint-Gasse zu begehen und auf das Buttergeschäft von Creutz zu achten, da dort die Buttervorräte der Stadt Cöln aufbewahrt werden.' Das tat ich getreulich bei zwei Mark Verpflegungsgeld den Tag; das fehlende Geld mußte ich von meinen frühern Ersparnissen nehmen, um in der teuern Stadt nicht zu verhungern. Und jetzt steht in der Zeitung: Creutz hat in den Jahren 1916 und 17 die Butter en gros verschoben. Kann ich nun noch Prozente von diesem Schiebergeschäft verlangen, oder muß ich mich dem Strafrichter stellen, da ich ja das Schieberlokal bewacht habe?" Das ist ein Preisrätsel. Vielleicht reizen Sie meinen Leser durch eine Beteiligung an den Prozenten, Ihnen aus Ihrer großen geistigen Not zu helfen.

Fritz L., stud. phil. Was Sie mir vorstöhnen, hat schon das vorige Mal Kaspar Hauser in die Verse zum Ruhme von Nicolai gefaßt. Sie schließen empört: „Und das geschieht an der größten Universität, in der Hauptstadt des Landes, vierzehn Monate nach der Revolution, in einer sozialistischen Republik." Und wird weiterhin geschehen, solange die sozialistische Republik sich nicht aufrafft, endlich ihrem Namen Ehre zu machen. Zur Zeit hocken ängstlich auf einer kleinen, von Monarchisten bewachten Insel die paar Regierungsmännerchen und trauen sich nicht, zu regieren.

Bibliophile. Kund und zu wissen, daß ‚S. J.', Jesuitenroman aus der Gegenwart von Johannes Mayrhofer, mit mir nicht verwandt noch identisch ist.

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt
Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958

Die Auslieferung

Wir sind gegen die Auslieferung. Selbstverständlich; wer wäre es nicht! Aber so kraß die Forderung der Entente den Geboten politischer Einsicht widerspricht, so gut begreifen wir, daß sie unsrer kaiserlich republikanischen Regierung zugestellt wird. Anderthalb Jahre nichts zu tun und im letzten Augenblick auf ein Wunder zu hoffen! Man hat niemals gewagt, die Repräsentanten der versunkenen Herrlichkeit anders als streichelnd anzurühren. Die preußische Ehrfurcht vor der glitzernden Uniform saß zu fest in den Knochen. Vielleicht hätte ein wirklicher Systemwechsel manches von unserm Lande abwenden können. Statt dessen — wo stehen wir? Der Militarismus, der besiegt werden sollte, ist heute stärker denn je.

Der Rechenfehler ist nur: Unser Militarismus wird durch die Forderung der Auslieferung noch mehr gestärkt. Auf diese Forderung erwidert ganz Deutschland: Unmöglich! Sie wird nicht von Pazifisten: sie wird von den ärgsten Imperialisten der Gegenseite aus keineswegs reinen Motiven erhoben — und ohne einen Schimmer von Recht: denn Kriegsverbrecher gibts überall, und dürften die straflos bleiben, die zufällig keinem besiegten, sondern einem siegreichen Volke angehören? —, und sie trifft durchaus nicht die richtigen Leute. Darum wird diesmal Deutschlands Unmöglich! allen Drohungen standhalten. Keine Regierung noch Diktaturgewalt vermöchte Hindenburg, Ludendorff, Mackensen auszuliefern. Diese Nationalhelden aber werden auch noch zu Märtyrern. Und die Repressalien?

Blockade? Die Antwort wäre: gräßlich zerrüttender Bürgerkrieg. Oder will die Entente, die militärisch gegen den russischen Bolschewismus machtlos war, das gesamte Deutschland besetzen? Ein rasend gemachtes Sechzigmillionenvolk wie das deutsche hat Riesenkräfte. Und das ist nicht die einzige Gefahr: vermutlich würde der nationalistische Furor in die bolschewistische Maske schlüpfen und durch scheinrevolutionäre Offensive Aufruhr und Auflösung über die Grenzen tragen. Und daß Deutschland dabei zugrunde ginge: wäre das für ein ruiniertes Westeuropa ein Trost?

Wir beteiligen uns nicht an einem Protestrummel — teils, weil vorläufig unbekannt ist, welcher Verbrechen der einzelne Mann überhaupt bezichtigt wird, teils, weil die tobende Rechte nicht „jeden deutschen Mann“ geschützt sehen will, sondern Ernst Däumig ausliefern würde, und eine gemischte Freude empfände, wenn die Entente ihr plötzlich durch einen vollen Verzicht den schönsten Agitationsstoff entzöge. Dieser volle Verzicht wird leider kaum zu erreichen sein. Aber zu erreichen muß schlimmstenfalls sein: ein Gerichtshof im besetzten Gebiet, gebildet halb aus Alliierten, halb aus Deutschen mit einem neutralen Präsidenten und der Möglichkeit der Berufung an eine höhere Instanz. Lehnt die Entente Vermittlungsvorschläge solcher Art ab, so begeht sie Selbstmord wie Deutschland und Oesterreich vor sechs Jahren.

Das Kernproblem des Wiederaufbaus

von Heinrich Ströbel

Der erste Februar, für den der Generalstreik der Bergarbeiter um die Sechsstundenschicht befürchtet wurde, und der durch diesen ein kritischer Tag erster Ordnung hätte werden müssen, ist ohne jede Erschütterung vorübergegangen. Nirgends ist es zum Ausstand gekommen, und es hat den Anschein, als ob die Streikgefahr im Ruhr-Revier fürs erste abgewendet wäre. Selbst für die Noske und Heine entfällt damit jede Ursache, den Belagerungszustand in so unerhörter Schärfe aufrecht zu erhalten. Die ‚Freiheit‘ erscheint ja nun wieder. Nicht minder hohe Zeit ist es, die wahllos Verhafteten wieder auf freien Fuß zu setzen. Aber damit wäre an der Situation selbst wenig geändert. Denn nicht spartakistisch-kommunistische Agitation ist die Hauptursache der Gärung unter den Massen, sondern die Unerträglichkeit und die aufreizende Widersinnigkeit unsrer Wirtschaftszustände. Diese wirtschaftliche Anarchie provoziert immer neue proletarische Verzweiflungsausbrüche und bedroht die Gesellschaft trotz der rücksichtslosesten Diktatur mit unausbleiblicher Vernichtung. Friedrich Stampfer, wieder Chefredakteur des ‚Vorwärts‘, bekreuzigt sich vor der Politik der „Scharfmacher, Hysteriker, Maulhelden und Phantasten“ und ruft nach dem Zusammenschluß der „Gesunden ohne Unterschied der Richtung“. Nichts täte Deutschland in der Tat mehr not als die gemeinsame Rettungsaktion aller Verständigen, Ehrlichen, Tatkräftigen. Wenn nämlich auch künftig revolutionäres Kraftmeiertum und opportunistische Impotenz um die Wette an der Zerstörung der letzten Lebenskräfte unsrer Volkswirtschaft arbeiten, ist Deutschlands Schicksal besiegelt.

*

Im letzten Sommer wandte die Regierung Milliarden auf, um der ungesunden, in ihrer Wirkung verheerenden Steigerung der Lebensmittelpreise entgegenzuwirken. Und der Erfolg? Die rationierten Mengen von Brot kosten heute das Vierfache des Friedenspreises, von Kartoffeln und Zucker das Siebenfache, von Fleisch und Milch das Achtfache, von Butter das Zehnfache. Für die (unentbehrliche) Schleichhandelsware wird das Mehrfache selbst dieser Preise bezahlt. Die Preise für Stiefel, Anzüge und Bekleidungsstücke aller Art sind sogar um das Zwanzigfache und weit darüber gestiegen. Kann man bei solchen Preisen, die sich ununterbrochen sprunghaft erhöhen, noch irgendeine Lohn- und Gehaltsforderung (die preußischen Richter verlangen jetzt ein Mindestgehalt von 22 000 Mark) übertrieben finden? Nur freilich: jede Lohn- und Gehaltserhöhung wird sofort wieder

von der Warenpreissteigerung überklettert und entwertet. Und je fieberhafter die Notenpresse arbeitet, desto tiefer sinkt die Valuta, desto unerschwinglicher wird für uns der Import von Rohstoffen, Lebens- und Futtermitteln. Und dabei benötigen wir doch, wie der Abgeordnete Roesicke in der Deutschen Tageszeitung darlegt, einer Einfuhr von zwei bis drei Millionen Tonnen ausländischer Nahrungs- und Futtermittel.

Zudem sind wir erst am Anfang der Steigerung der Lebensmittelpreise. Die Landwirtschaft droht immer offener, die Lebensmittelproduktion auf das Maß der Selbstversorgung einzuschränken, wenn nicht die Preise der landwirtschaftlichen Produkte in Einklang mit den Preisen der Industrie-Erzeugnisse gebracht würden. Und die Regierung wird auf die Dauer diesem Drängen nicht widerstehn können, wenn sie nicht die ärgste Hungerkatastrophe riskieren will. Die Folge aber wird eine abermalige gewaltige Steigerung der Löhne und Gehälter sein, eine neue beträchtliche Erhöhung der Warenpreise, abermalige Preissteigerung der landwirtschaftlichen Produkte, wachsende Inflation und völlige Entwertung der Papiermark. Die Kapitalistenklasse, die sich durch immer ungeheuerlichere Profite schadlos hält, mag dies ja ertragen, und dem in- und ausländischen Schiebertum, das ungezählte Millionen anhäuft, mag es sogar eine Wonne sein: Proletarier und Beamtenschaft werden dabei immer ärger ausgehungert, und breite Schichten des Mittelstandes geraten vollends an den Bettelstab.

Nichts aber wird diesen grauenhaften Auflösungsprozeß aufhalten, solange nicht die Volksmehrheit begreift, daß das Uebel an der Wurzel angepackt werden muß. Man stöhnt so beweglich über die Preissteigerung der Nahrungsmittel und der Bekleidungsgegenstände und vergißt darüber ganz, daß ja schon die Preise für die Grundelemente unsrer ganzen Volkswirtschaft ins Abenteuerliche gestiegen sind: betragen doch die Kohlenpreise das Neunfache, die Eisen- und Stahlpreise das Dreißigfache der Friedenspreise. Wie kann man noch einen Abbau der Preise für möglich halten, wenn man die unentbehrlichsten Materialien unsrer ganzen Produktion derartig verteuern läßt! Denn die enormen Kohlenpreise belasten nicht nur die Eisenbahn und die Post mit Milliarden von Mehrausgaben, die wieder auf die Tarife und damit auf Handel und Wandel abgewälzt werden, sondern sie verteuern namentlich auch die Eisen- und Stahlproduktion und die Herstellung von Baumaterialien, Zement, Ziegeln, worunter wiederum der Wohnungsbau, das Siedelungswesen, die landwirtschaftliche Erzeugung schwer leiden. Die Landwirtschaft wird ferner in Mitleidenschaft gezogen durch die Verteuerung der Düngemittelfabrikation infolge der Kohlenpreis-

steigerungen, vor allem aber auch durch die Verteuerung der Eisen- und Stahlerzeugung, die ihrerseits wieder die Kosten des Maschinenbaus und der Elektrotechnik erhöht. Teure Kohle und teures Eisen verteuern also letzten Endes in unerträglicher Weise die Wohnungen, die Ernährung, die Bekleidung und den Verkehr des Volkes, kurz: seine ganze Existenz!

Will man einen Abbau der Preise, hofft man auf eine Deflation, auf die allmähliche Wiederherstellunng unsrer Valuta, so darf man nicht an diesem oder jenem Symptom herumkurieren, sondern muß auf eine gründliche Heilung des kranken Organismus drängen.

*

Aber sind denn nicht die hohen Löhne an den hohen Kohlen-, Eisen- und Stahlpreisen schuld? — so fragen die von der Unternehmer- und Schieberpresse irregeführten Spießbürger. Grade in der Kohlen- und Eisen-Industrie zeigt sich die Lügenhaftigkeit dieser tendenziösen Darstellung. Sind etwa die Arbeiterlöhne um das Neun- bis Dreißigfache gestiegen? In der amerikanischen Eisen- und Stahl-Industrie werden Löhne gezahlt, die um das Vielfache (bis Fünfundzwanzigfache!) höher sind als in Deutschland. Und doch sind die amerikanischen Eisen- und Stahlpreise kaum höher als die deutschen! Auch die hohen Preise für das schwedische Erz rechtfertigen nicht entfernt die hohen Preise, durch die unsre Eisen- und Stahl-Magnaten den inländischen Konsum, namentlich auch die Eisenbahnen, um viele Milliarden belasten. „Es muß möglich sein, aus dem Export an Halbzeug- und Fertigfabrikaten die den Schwedenerz verhüttenden Werken entstehenden Mehrkosten zu decken“, hieß es dieser Tage im Handelsteil des Berliner Tageblatts. Das geschieht, nach dem Zeugnis von Fachkundigen, längst, und dennoch die enormen neuerlichen Preissteigerungen! Und diese Preissteigerungen erfolgten trotz (oder grade wegen?) der Arbeitsgemeinschaften. Schon am achtzehnten April 1919 kennzeichnete ein Artikel des Berliner Tageblatts die Gefahren dieser Kooperation von Industriellen und Arbeitervertretern: „Die Schwerindustrie fand schnell den Weg zur neuen (Revolutions-)Regierung, indem sie sich mit den Gewerkschaften einigte (Arbeitsgemeinschaft). Sie versuchte mit Hilfe einiger gutgläubiger Arbeiter eine Beeinflussung der neuen Männer auszuüben, ähnlich wie sie es vorher mit dem großen Hauptquartier gekonnt hatte. . . . Damit blieb die praktische Wirtschaftspolitik im reaktionären, produzentenfeindlichen, die Wünsche der Konsumenten nicht beachtenden Fahrwasser. . . . Nicht niedrigere Preise, sondern höhere Löhne blieb die Losung.“ Oder präziser ausgedrückt: für geringe Lohnauf-

besserungen handelten die Unternehmer enorme Preissteigerungen ein. So war es seitdem in der Eisen- und Stahl-Industrie, so war es im Kohlenbergbau. Der Sprecher der die Sechsstundenschicht fordernden Opposition auf der Verbandsgeneralversammlung der Bergarbeiter in Bochum, Rosemann, fällte denn auch aus dem Empfinden der Bergarbeiterschaft heraus, zu Hué gewendet, dieses Urteil über die Arbeitsgemeinschaft: „Ihr seid den Herren gut genug gewesen, ihnen in die Steigbügel zu helfen, und heute spucken sie euch wieder an wie früher. In dieser Arbeitsgemeinschaft ist unser Verband keine Kampforganisation mehr, sondern nur noch eine Handelsgesellschaft mit beschränkter Haftung, und wir Arbeiter ziehen den Kürzern, denn die Andern, die Thyssen und Konsorten, sind und bleiben die bessern Geschäftsleute!" Nach dem Bericht der Opposition hat selbst Hué hier „sehr richtig" gerufen!

Soll die bis zum Wahnwitz frivole Preissteigerungspolitik der Kohlen- und Eisen-Barone unsre Volkswirtschaft nicht ebenso ins Verderben stürzen, wie sie nach dem Urteil Eingeweihter der deutschen Kriegsführung aus rasender Gewinngier die tötlichsten Schläge versetzt hat, so muß — es gibt kein andres Mittel — endlich zur Radikalkur der Sozialisierung geschritten werden! Nicht nach dem Rezept der Räteschwärmer, nicht in syndikalistischer Manier, nicht nach dem üblen russischen Muster, sondern durch die Verstaatlichung vorläufig eines Teiles unsrer Berg- und Hütten-Industrie. Diese verstaatlichten Werke sind aber nicht in der bürokratischen Art unsrer bisherigen fiskalischen Betriebe zu bewirtschaften, sondern produktionstechnisch nach den bewährtesten kapitalistischen Methoden zu leiten. Auch die Gehälter der leitenden Beamten dürften keine Verkürzungen erfahren. Wohl aber hätte die Volksvertretung als Aufsichtsinstanz dafür zu sorgen, daß die ganze Energie der Betriebsleitung auf die Steigerung der Produktionsfähigkeit und die Verbilligung der Produkte gerichtet wäre, statt, wie heute zum guten Teil, auf die Ausschaltung der Konkurrenz, die Einschränkung der Produktion und die Hochschraubung der Preise. Und Kenner der Verhältnisse sowohl aus der Arbeiterschaft wie aus den leitenden Beamtenkreisen versichern, daß bei einem solchen Geschäftsgebaren der Effekt der Produktionssteigerung und der Preisherabsetzung in außerordentlichem Maße erreicht werden könne, und zwar trotz einer höhern Entlohnung der Arbeiter und der größtmöglichen Verkürzung der Arbeitszeit.

Daß sich nicht nur Bergherren und Schwerindustrielle, sondern der ganze Kapitalistenklüngel einer solchen Sozialisierung mit Nägeln und Zähnen widersetzt, ist selbstverständ-

lich. Denn ihr Erfolg wäre ja das Ende der kapitalistischen Ausbeutungsfreiheit.

*

Rechtfertigt aber nicht diese Renitenz der übermächtigen Kapitalistenklasse, die Hülf- und Ratlosigkeit unsrer Regierung und die traurige Willfährigkeit der Gewerkschaftsführer die resigniert-rabiate Auffassung unsrer Spartacisten und Kommunisten, daß erst das ganze kapitalistische System in Trümmer gehen müsse, bevor ein sozialistischer Aufbau möglich sei? Im Gegenteil! Grade die Lehre von dem unvermeidlichen Zusammenbruch und die blanke Negierung der Demokratie haben die Rechtssozialisten immer mehr in die Arme des Bürgertums getrieben und die reaktionäre Diktatur mit einem Wall von vielen hunderttausend Bajonetten umhegt. Und doch wäre der Kampf gegen die Ausbeutungswut der Großverdiener selbst heute noch aussichtsvoll, wenn sich nur der aktivere Teil des Proletariats nicht durch die Aufstellung unsinniger, unerreichbarer Ziele und durch eine törichte, kopflose Taktik gradezu künstlich isolieren und schwächen wollte! Solange die Linkssozialisten der Rätediktatur nachjagen und eine unsinnige Sabotagepolitik treiben, werden sie der hohnlachenden Kapitalistenklasse nur all jene Schichten zuscheuchen, die im Grunde die natürlichen Verbündeten des revolutionären Proletariats wären. Aber all diese Kreise, die christlichen und demokratischen Arbeiter, die Beamten, viele Intellektuelle, selbst hunderttausende von selbständigen Mittelständlern, würden sich einer radikalen Arbeiterpartei anschließen, die eine demokratisch-antikapitalistische Politik mit triftigen, schlagkräftigen Argumenten und einleuchtenden Zielen verföchte. Denn an den Milliardengewinnen der Schwer-Industrie, an den Valuta- und Aktienspekulationen der Börse, an dem Hexensabbat des Schiebertums hat die wirklich arbeitende Mehrheit des Volkes nicht das geringste Interesse. Warum also will man es nicht endlich einmal mit der Vernunft versuchen, statt, wie bisher, immer nur gegen das eigne Fleisch zu wüten?

Ungarn, Czechen und Slovaken von Hugo Ignotus

I.

Man soll sich nicht vorstellen, ganz Ungarn wäre, und immer schon, chauvinistisch besessen gewesen. Vor allem: niemals war Ungarn etwa ein afrikanischer Negermarkt, wo Sklavenhalter über Sklaven herrschen. Solange man zur „Nation“ nur gehörte, wenn man adlig geboren, und solange die Staatssprache die lateinische war, also bis vor nicht ganz hundert Jahren, gab es in Ungarn eigentlich keine

Nationalitätenfrage, und um den ursprünglichen magyarischen rekrutierte sich der Adel ziemlich gleichmäßig aus allen Völkern des Landes. Die Führung fiel den Magyaren umso natürlicher zu, als die Massen der übrigen Völker entweder, wie Slovaken und Rumänen, seit Jahrhunderten im Schlummer eines geschichtslosen Daseins dahindämmerten, oder, wie Serben und zum Teil Deutsche, in neuern Zeiten als schutzbedürftige Flüchtlinge oder herbeigerufene Kolonisten ins Land kamen, ihre politischen Daseinsansprüche somit selbstverständlich den hier gefundenen Bedingungen anzupassen hatten. Bis vor fünfzig Jahren konnte nur insoweit von einer Unterdrückung der ungarländischen Nationalitäten die Rede sein, als Staatsrecht und politische Rechte von gesellschaftlicher Schichtung und Grundbesitzverhältnissen bestimmt werden. Vorher hatte, um den Unabhängigkeitssinn ganz Ungarns zurückzudrängen, die wiener Politik des Divide et impera das Volksbewußtsein der Nicht-Magyaren zu wecken und dem Herrengefühl der Magyaren entgegenzustellen gesucht. Als im Jahre 1867 das oesterreichische Kaiserreich zu einer dualistischen oesterreichisch-ungarischen Monarchie umgeformt wurde, erließen die Neubegründer des ungarischen Staates ein Nationalitätengesetz, das, wäre es vollzogen worden, Ungarn sprachlich, wenn auch nicht territorial, zu einem Föderativstaate umgeschaffen hätte. Leider wurde es nicht vollzogen, und damit hub jene ungarische Politik an, in deren Folge das Land seinem jetzigen Verhängnis entgegenging. Dies zu beschönigen, ist umso weniger Grund, als nun alles Magyarische von diesem Bewußtsein durchdrungen ist und — je nach der Gemütsart — blutenden Herzens oder zähneknirschend Denjenigen recht geben muß, die man jahrzehntelang als schlechte Magyaren oder hergelaufene Fremdlinge verschrieen hatte, weil sie ständig auf diesen Fehler, der schlimmer als eine Sünde war, hinwiesen. Doch hatten die Magyaren darin Helfershelfer an den Nicht-Magyaren selbst, die man sich zum guten Teil auch heute nicht, noch weniger vor fünfzig Jahren als hochentwickelte Völker, etwa wie die Welschen der Schweiz, vorstellen darf, und die, wie jetzt das Beispiel der Slovaken beweist, in ihren tiefen Volksschichten wenig mit den Herrlichkeiten anzufangen wissen, die ihre dünnen bürgerlichen Oberschichten im Gange ihrer politischen Taktiken für sie ausgeklügelt hatten. Zweitens aber, und grade darum, bestand die sogenannte magyarische Unterdrückung zum Teil beinah ebenso nur auf dem Papier wie das Freiheitsgesetz der Nationalitäten. Was man, zum Beispiel, aus der Ferne den Magyaren so sehr verübelte: daß der Nicht-Magyare sich nur auf Kosten der Verleugnung seiner Herkunft, und indem er sich als Magyaren bekannte,

zu Amt und Würden gelangen konnte, wurde zunächst in der Praxis nicht so streng geübt, wie es den Anschein hatte, war andrerseits ein automatisch und guten Glaubens entstandenes Herkommen von Zeiten her, wo Amt und Würden einzig dem Adligen zukamen, der ungarländische Adel aber im Sinne der damaligen Aufklärung und Gleichberechtigung una eademque nobilitas, das ist: für Magnaten und kleinen Adel, für Magyaren und Nicht-Magyaren ein und derselbe war. Eine bürgerliche Klasse entwickelte sich bei den meisten der Nationalitäten noch weniger als bei den eigentlichen Ungarn; und was die Bedrückung des Volkes anlangt, war sie, insoweit es eine gab, hauptsächlich eine soziale und administrative und für den magyarischen Bauer nur in sprachlicher Hinsicht leichter zu tragen als für den nicht-magyarischen. Alles in allem hatte der ungarländisch-rumänische Bauer es sehr viel besser als der Bauer in Rumänien; und die rumänische Kultur etwa Siebenbürgens war der in Rumänien so weit überlegen und ist es noch heute, daß seit der kürzlichen Annektierung Siebenbürgens durch das „siegreiche" Rumänien sich die siebenbürger Rumänen zu den eigentlichen Machthabern des nun entstandenen Großrumänien emporgeschwungen haben. Wie denn überhaupt die rumänische Kultur ihre Anfänge in Siebenbürgen, also unter magyarischer Herrschaft genommen, sich von dort nach Moldau und Walachei hinüber verbreitet und Bildung und Gesinnung der ungarländischen und siebenbürgischen Rumänenschaft einen völkischern Anstrich bekommen hat als die von der Französelei angekränkelte der Rumänen aus dem Königreich. Die nackte Tatsache, daß es in Ungarn Nationalitäten gibt, daß demnach die, wie man behauptete, unterdrückten Nationalitäten sich Sprache, Kultus, Kultur und Volkstum ungeschädigt erhalten konnten, beweist hinlänglich, daß diese Unterdrückung ganz und gar nicht zermalmend war.

Gewiß war sie's auch nicht für die oberungarischen Slovaken. Wenn der große Gelehrte Masaryk es vor einiger Zeit nicht unter seiner Würde fand, auf ein ungarisches Sprichwort anzuspielen, wonach „Hirsebrei keine Speise und der Slovak kein Mensch" wäre, so weiß man, daß dieses Wort kaum ernster oder gar grausamer gemeint ist als etwa das Wort Goethes, wonach der echte deutsche Mann keinen Franzen leiden mag — und daß derartige Zeugnisse naiver Selbstüberhebung so wenig von politischem Belang sind, wie etwa der Magyaren humorvolle Verachtung alles jüdischen Wesens den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufstieg des ungarländischen Judentums jemals ernsthaft gehindert hat. Die Geschichtslosigkeit und Dumpfheit des slovakischen Volkes brachte es mit sich, daß, wie gesagt,

eine ganz dünne Oberschicht, ja eigentlich nur eine Handvoll Intellektueller, für dieses Volk und in seinem Namen tun und lassen durfte, was ihr paßte, worauf sie im Laufe ihrer Agitation verfiel. Einige Geistliche und Anwälte konnten so ein Volk von mindestens zwei Millionen einem Schicksal zuführen und ausliefern, von dem dieses keine Ahnung hatte, und gegen dessen Unerträglichkeit es sich nun, da es an die Wirklichkeit stößt, wütend aufbäumt. Sei es nun Tatsache oder nicht, daß die slovakische Sprache nur eine Abart der czechischen ist, und daß Slovaken und Czechen Brüder desselben Volksstammes sind: Tatsache ist jedenfalls, daß die Slovaken das Czechische nicht besser verstehen als der Norddeutsche das Schwyzerische, und daß sie den hussitischen, industriell und intellektuell orientierten Czechen weit fremder gegenüberstehen als den Magyaren, an die sie seit tausend Jahren gewöhnt sind, deren Herrschaft, insoweit von einer solchen die Rede sein konnte, eine herkömmliche, alteingesessene ist, deren religiöse Geduld oder Indifferenz sie in ihrer Gottesfurcht nicht stört, und mit denen sie in der Arbeitsteilung und Wechselwirkung eines geographisch einheitlichen Wirtschaftsgebietes sich brüderlich in die Rollen teilen können.

All das vermögen ihnen die Czechen nicht zu bieten — ihr Interesse für den Anschluß der Slovakei an Czechien ist nur, daß sie, die Czechen, die Slovaken und die Slovakei nötig haben. Als ihnen der Himmel anfing voller Geigen zu hängen, verlangten sie einen Teil der Kolonien Deutschlands für sich. Da ihnen dies abgeschlagen wurde, suchen sie die Kolonien in der Nachbarschaft. Sie wollen sich, ein kleiner Stamm von etwa (die Mähren, die auf ihrer Selbständigkeit bestehen, nicht gerechnet) viereinhalb Millionen, an Zahl gegenüber den gut vier Millionen Deutschen stärken und gliedern sich zwei Millionen Slovaken an, von denen sie behaupten, daß sie eines Stammes mit ihnen seien. Sie haben, für ihre überentwickelte Industrie, billige Arbeitskräfte nötig und suchen sie in den anspruchslosen slovakischen Landarbeitern. Sie haben Getreide nötig und requirieren es von den armen Slovaken, denen selbst keines wächst, und die es sich nur schwer aus dem ihnen nun verschlossenen Ungarn verschaffen können. Sie, die Czechen, leiden, wie die meisten Industrie-Völker, an der Ueberhandnahme eines intellektuellen Proletariats und wollen diesem im eroberten Bruderlande zu Amt und Erwerb verhelfen — und auf ein Mal haben die Slovaken für die sogenannte und selbst in seiner übermütigsten Abart erträgliche ungarische Bedrückung eine regelrechte czechische Fremdherrschaft eingetauscht: mit dilettantenhaften Beamten, von denen sie ausge-

saugt und verachtet werden, und die ihre Sprache nicht verstehen; mit rohen Halbgebildeten, die sie in ihrer Frömmigkeit durch Spott und Unduldsamkeit stören; mit einer Riesenindustrie, die einerseits ihre schüchternen industriellen Anfänge erstickt, andrerseits ihre Wasserkräfte und Erze nicht so nötig hat wie Ungarn, diese aber nicht mit Getreide vergelten kann wie Ungarn. Der Lauf der Flüsse und der Zug der Täler weist die Slovaken nach Ungarn hin, während etwa neun Wasserscheiden sich der brüderlichen Vereinigung Czechiens und Slovakiens entgegenstellen. Not kennt freilich kein Gebot, doch stärker als Not ist die Geographie. Ob nun die Czechen die Slovakei nötig haben oder nicht: es ist ebenso unmöglich, daß die Slovakei endgültig und für immer Czechien zufällt, wie daß sie endgültig und für immer von Ungarn abfällt. Geographisch unmöglich — also: unmöglich.

II.

Wie es denn niemals, niemals, niemals ein Czechoslovakien gab und auch heute nur in der Tatsache gibt, daß man in Versailles dergleichen mit einem souveränen Tant pis pour la géographie auf das Papier setzte, und daß es czechische Beamte und Soldaten sind, die im annektierten magyarischen Oberland mit der passiven und aktiven Resistenz nicht nur der Magyaren, Deutschen und Ruthenen, sondern auch der Slovaken zu kämpfen haben. Selbst die Mähren, die doch tatsächlich mit den Czechen einer Rasse und Sprache sind und im Rahmen des alten Oesterreich staatsrechtlich betrachtet als Nachbarn mit ihnen lebten, stemmen sich gegen eine Einverleibung in eine czechische Reichseinheit und in den Begriff des Czechentums. Um wie viel mehr die Slovaken, die weder vor noch im Laufe von tausend Jahren mit den Czechen etwas zu tun hatten. Für sie bedeutet die Loslösung von Ungarn und die Angliederung an das Czechenland eine unorganische Transplantation, die, hielte man sie mit Gewalt aufrecht, bestimmt zur Verkümmerung führen müßte. Eine sachliche Zergliederung der neuentstandenen slovakischen Frage wird gewiß nicht in den Fehler der Globus - Weltanschauung des einstigen gedankenlosen ungarischen Herrenwörterbuchs verfallen und alle Führer des rechtschaffenen und herzensreinen Slovakenvolkes der mala fides und der Unehrlichkeit bezichtigen. Unter den Führern der ungarländischen Slovaken gibt es Charaktere, aber auch bedeutende Intellekte und Begabungen, wie den Doktor Milan Hodscha, der seinerzeit, noch als ungarischer Reichstagsabgeordneter, in engern und unterrichtetern politisch-publizistischen Kreisen hohes Ansehen und aufrichtige Verehrung genoß. Doch selbst der vielerfahrene Odysseus mußte sich an den Mast seines Schiffleins fesseln lassen, um Sirenenklängen

nicht zu erliegen, und inmitten der Sturmwellen des Weltkrieges konnten die Slovakenführer dem Versuch nicht widerstehen, ihr Volk und ihr Oberland mit Hilfe des theoretischen Entwurfs eines Czechoslovakiens aus der Unterordnung unter eine rein ungarische Staatlichkeit herauszuheben. Es gibt ein ungarisches Sprichwort von Einem, der einen Türken fing, der ihn dann nicht losließ: so verstrickten sich die Slovakenführer in ihrer eignen czechoslovakischen Taktik, von der sie sich nun, trotz verzweifelten Anstrengungen, nicht losmachen können. Das slovakische Volk hatte mit dieser Taktik weder vorm noch im Kriege etwas zu tun. Die sogenannten czechoslovakischen Regimenter zählten tatsächlich nicht Einen slovakischen Soldaten — im Kriege hielten die slovakischen Kämpfer treu und tapfer zu Ungarn, und weder sie noch das Slovakentum hatten eine Ahnung von den politischen Geschäften, die man zu Pittsburg, Prag und Versailles in ihrem Namen mit der czechoslovakischen Idee abschloß. Als die guten Leute — vorerst mit Verwunderung, dann, wie sie die Wirklichkeit gewahr wurden, mit Entsetzen — die czechischen „Befreier"-Truppen bei sich sahen, kam es in vielen Orten zu regelrechten Aufständen gegen die Eindringlinge, die man, als „Verräter unsrer gemordeten Kinder", mit Heugabeln aus dem Dorfe wies. Unter den Slovaken gibt es viele Amerikaner, das heißt: Landarbeiter, die einst übers Meer gegangen, dort Industrie-Arbeiter geworden, später mit etwas Geld und dem Gefühl ihrer Menschenwürde in die Heimat zurückgekehrt sind, sich eine Handbreit Boden erworben haben und herkömmlichen Uebergriffen kleiner Verwaltungstyrannen nun ein ungewohntes „ja som gentleman" entgegenhalten. Die haben aus der zweiten Heimat die Gewohnheit von Massenpetitionen an den Präsidenten mitgebracht — und als sie nun erfuhren, daß die czechischen Annexionisten sich auf keine geringere Protektion als auf Wilsons berufen, setzten sie, im Dezember 1918, eine Petition an ihn auf und ließen sie von allen slovakischen Männern und Frauen unterschreiben. Die Petition besagt, daß die Slovaken nichts von einer Annexion durch die Czechen wissen wollen und in der angestammten und gewohnten Gemeinsamkeit mit Ungarn zu verbleiben wünschen. Kistenweise kamen die Unterschriften aus der Slovakei in die Schweiz, von wo sie an ihre Adresse weiterbefördert wurden. Nicht alle konnten ankommen, einen Teil mußte man vor der Wachsamkeit der Czechen verbergen, und der harrt nun in Orgeln und in Kellern versteckt der Möglichkeit, den übrigen nachgeschickt zu werden, um ein herzbewegendes Zeugnis von der Gesinnung und der Sehnsucht der Slovaken abzulegen. Freilich ist es nicht pure Sentimentalität, die die Slovaken

von den Czechen abstößt und wieder den Ungarn zuführt, obzwar bei einem schlichten Bauernvolke auch Gefühlswerte wiegen und selbst die gewohnte und ererbte Treue kein leerer Wahn ist. Doch daß sie ihre Rechnung nicht im Anschluß an das Czechenreich finden, hauptsächlich das bewegt sie zu dem Wunsch, bei Ungarn zu bleiben — selbstverständlich in der längst nötig gewordenen und verdienten Form einer völligen Gleichberechtigung, Autonomie und Selbstbestimmung. Bei und mit den Czechen finden sie ihre Rechnung nicht, weder als Ganzes, in der Großzügigkeit planvoller Arbeitsteilung und Gegenseitigkeit eines organischen Wirtschaftsgebietes, noch als Einzelne, in den winzigen Lebensinteressen rührender Zwergexistenzen. Für den Mann besteht nicht mehr die Möglichkeit, sich im Sommer als Feldarbeiter im Tiefland zu verdingen, alles, was man zum Leben braucht, heraufzubringen und sich im Winter mit den Seinen den schön entwickelten Hausindustrien zu widmen, und die Frau kann die Erzeugnisse dieses Fleißes nicht mehr gegen Geflügel und manches Andre eintauschen. All dies scheint belächelnswert kleinlich im Verhältnis zu Weltmarkt und Weltgeschichte — für den kleinen Mann und sein Weib aber bedeutet es ebenso alles wie ihre Heiligenbilder, die sie anbeten, ihre Geistlichen, denen sie gehorchen. Gewiß soll es nicht so idyllisch kleinlich und, im Grunde genommen, dem Elend nahe bleiben. Doch zum Wohlstand führt keinesfalls der Weg, der unter czechischer Herrschaft den Slovaken einzig offen steht: sich zu Kulipreisen in die czechischen Fabriken zu verdingen, und, dem Landleben entfremdet, im städtischen Lumpenproletariat zu verkommen und aufzugehen.

III.

All dies besagt nicht, daß die Czechen gänzlich im Unrecht sind, wenn sie, nach dem Zerfall der oesterreichischen Zusammenhänge, sich für den eignen völkischen und wirtschaftlichen Bestand nun nach neuen Bedingungen umsehen. Nur hatten sie das Unglück, allzu viel Glück zu haben, das heißt: das Mehr, das phantastisch Allzuviele leichter erreichen zu können als das reell Mögliche. Wie der Mann, der das Haus über sich anzündete, um seine Wanzen loszuwerden, so war es, zum Beispiel, Emigranten, Deserteuren und Refraktären leichter, ein altes Reich zu zerstören und ein neues zu schaffen, um so in ihr Land und zu Weib und Kind zurückkehren zu dürfen, als nach dem aus völkischen Gründen und Behufen verübten Verrat und Abfall sich wieder mit diesem alten Reich zu verständigen. Manche Rechte konnten die Czechen im Rahmen des alten Oesterreich und in dem System des deutschen Bündnisses nicht erreichen — dadurch war ihnen die russische Orientierung gegeben. Als nun der

Weltkrieg ausbrach, drängte sie diese Orientierung unwiderstehlich zum Anschluß an die Feinde, in deren Lager man jede Hilfe mit Freuden aufnahm und fürstlich aus dem Fleische Andrer zu belohnen sich verpflichtete. Nichts, nicht das Abenteuerlichste, schlug man den Czechen ab, umsoweniger, da es diesen nicht schwer war, ihre mächtigen Freunde zu überzeugen, daß die westliche Orientierung Osteuropas umso leichter durchzuführen sei, je gestärkter sie, die Czechen, als Vorposten der Entente in Mitteleuropa dastehen und je schärfer sie selbst durch diese Stärkungen mit Deutschen und Magyaren verfeindet würden. Auf diese Weise gelang es einem Volke von etwa viereinhalb Millionen, ungefähr eine Million Mähren, zwei Millionen Slovaken, vier Millionen Deutsche, eine Million Magyaren, sechshunderttausend Ruthenen und hunderttausend Polen samt deren Gebiet unter die eigne Oberhoheit, die ein bandwurmförmiges Reich mit derart gewundenen Grenzen zu bringen, daß zu deren strategischer Verteidigung beinahe mehr Leute nötig sind, als das Reich überhaupt erwachsene männliche Bewohner zählt. Das Problem, vor das die Czechen gestellt sind, ähnelt eigentlich dem der Magyaren. Wie die Magyaren, so sind die Czechen ein tüchtiges und politisch geschultes Volk von nicht vielen Millionen, das, in eine Enklave eingepfercht, sich in Kombinationen mit den Anrainern die Daseinsbedingungen schaffen muß. Nur hatten, erstens, die Magyaren ihr Problem vor tausend Jahren zu lösen, wo es noch keine nationalen und wenig wirtschaftliche Gegensätze gab, und was man sich anzueignen hatte, nicht immer aus dem lebendigen Fleische Andrer geschnitten werden mußte. Dann gibt es in Ungarn überall größere oder kleinere Volksinseln ungarischer Sprache, gemischtsprachige Striche oder Korridore unter den anderssprachigen Nachbarvölkern, die diese mit den rein ungarischen Gegenden verbinden, wie denn der größte Teil der Städte überwiegend ungarisch, oder, was für die Sache heute schon dasselbe bedeutet, längst automatisch magyarisch geworden ist. Endlich aber ist alles, was der magyarische Stamm und der ungarische Staat zum Leben und zur Arbeit benötigen, von Natur aus gradezu ideal zusammengehörig, wirtschaftlich unausweichlich auf einander angewiesen: der Franzose Reclus verweilt in seiner mächtigen Weltgeographie einige Seiten lang mit Bewunderung vor der Tatsache, daß es auf der ganzen Weltkugel keine vollkommenere geographische Einheit gibt als Ungarn. In Ungarn braucht es also nur etwas Aufgeklärtheit, etwas Geduld, etwas Bescheidenheit und Gerechtigkeitssinn der Magyaren, um die Frage einer reichsungarischen Staatlichkeit auch rechtlich und ethnographisch vollständig zu lösen, während die

Czechen, da sie Unzusammengehöriges mit Gewalt zusammenzuhalten trachten, eben auf Gewalt angewiesen sind. Nicht Ueberhebung und Uebermut ist es von den Czechen: bittere Notwendigkeit ist es für sie, als Tyrannen in den neuangegliederten Reichsteilen aufzutreten. Täten sie das nicht, gäben sie den Mitbürgern und Mitländern die schrankenlose Freiheit des Willens und Entschlusses: binnen vierundzwanzig Stunden würden diese aus dem czechischen Reiche ausscheiden. Und würden auch die Czechen alles, was sie den Slovaken versprochen haben, mit peinlicher Genauigkeit erfüllen, und trachteten sie auch ein Himmelreich auf slovakischem Boden zu gründen: es würde ihnen nicht gelingen, weil eben für ihre Herrschaft oder Staatshoheit dies nicht der geeignete Boden ist. Noch einmal: die bloße Tatsache, daß die Czechen diese Striche und Bevölkerungen nötig haben, genügt heutzutage nicht, um sie behalten zu können. So verständlich etwa der Wunsch des exportbedürftigen Industrielandes ist, von einem Donauhafen die See zu erreichen: es ändert das nichts daran, daß es in Preßburg niemals Czechen gegeben hat, weshalb die eben diese altungarische Krönungsstadt an sich reißen wollen, und von Slovaken nur wenige, und daß nun die vierzehntausend importierten czechischen Beamten und Lehrer keine Bürger finden, die ihnen gehorchen, keine Kinder, die in ihre Schule gehen wollen. Auch daran nicht, daß der Lauf des Donaustroms von Czechien abwärts und nicht nach Czechien hinauf geht. Gewiß ist es ein des hochbefähigten Kramarz würdiger Gedanke, daß das Czechenland, da sichs nach allem, was geschehen ist, nicht ruhigen Gewissens vom Meer des Deutschtums umspült sehen kann, durch einen Korridor der ungarisch-nordöstlichen Ruthener-Komitate über Ukrainien mit Mütterchen Rußland die Verbindung suchen müsse. Doch die Ruthenen wollen diesen Korridor nicht abgeben — sie fühlen sich sprachlich von der Ukraine, wirtschaftlich, und nach tausend Jahren friedlichen Zusammenlebens, von Ungarn angezogen, und der kluge Kramarz wird sich bescheiden müssen, nur auf Luftschiffen mit dem Mütterchen verkehren zu können, wenn Czechien nicht endlich die noch größere, die wahre und richtige Klugheit übt, mit seinen natürlichen Möglichkeiten vorlieb zu nehmen und, was es von den Nachbarvölkern und in den Nachbarländern braucht, auf dem freundschaftlichen und realpolitischem Wege des do-ut-des, mit Bündnissen und Verträgen, etwa mit Hilfe irgendwelcher föderativer Konstruktionen, von und bei ihnen zu erlangen. Das ist der Weg, der für ein ständiges Glück der Czechen und vielleicht der meisten Völker und Länder der aufgelösten oesterreich-ungarischen Monarchie offen steht — kein Kon-

junktur-Parvenutum, sondern ein den ständigen Gegebenheiten angepaßtes und abgewonnenes Gedeihen. Werden die Czechen, die bis vor kurzem dem alten Oesterreich die besten Staatsmänner gestellt haben, jetzt beizeiten den staatsmännischen Mut finden, utopischen Vorstellungen zu entsagen, wenn diese auch augenblicklich den Anschein haben, verwirklicht, ja vielleicht leichter verwirklicht werden zu können, als es für die Zusammenarbeit aller auf einander angewiesenen Länder und Völker des östlichen Mitteleuropas nützlich ist? Oder soll das Epos des jungen Riesen Czechien in die Farce des Affen auslaufen, der in einen dünnhalsigen Krug nach Haselnüssen griff und nun weder mit der geschlossenen Faust aus dem Kruge heraus konnte noch das Herz hatte, die Haselnüsse zu lassen und die Hand herauszuziehen? Und die allmächtige Entente, die in ihrem Uebersiege für eine ganze Welt und Weltgeschichte Verstand haben muß oder müßte? Wird sie sich endlich auf ihre Verantwortlichkeit vor dieser Weltgeschichte besinnen, sich ein Herz fassen und ihren Lieblingen zu deren eignem Heil etwas abschlagen? Oder wird sie sich in dem Frieden, den sie zu Neuilly mit Ungarn abzuschließen sich anschickt, endgültig dem Wahnsinn verschreiben, nur weil Methode darin ist?

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XV.

Das Große Hauptquartier

Das Große Hauptquartier bildet die Umgebung des Obersten Kriegsherrn und ist das Herz des ungeheuern Apparats, den die Mobilmachung in Bewegung gesetzt hat. Unwillkürlich, beinahe automatisch wird der Generalstab im Großen Hauptquartier die wichtigste Behörde. Dagegen hat schon Bismarck 1870 gekämpft, und selbst er hat oft nicht verhindern können, daß der Ministerpräsident übergangen und ausgeschaltet wurde. In einem Gebilde, wie es das Große Hauptquartier ist, wird immer das militärische Element überwiegen. Der Chef des Generalstabes bringt greifbare Erfolge, gewonnene Schlachten, und der Staatsmann hat die verzweifelt undankbare Aufgabe, zu dämpfen und Wasser in den Wein der Militärs zu gießen. Es wäre darum wahrscheinlich viel besser gewesen, wenn der Kaiser bei den obersten Staatsbehörden in Berlin geblieben wäre, wie der König von England in London und Poincaré in Paris, und Einem General den uneingeschränkten Oberbefehl über Heer und Flotte übertragen hätte. Aber die unglückselige altpreußische Tradition verlangte, daß der Kaiser „bei“ seiner Armee weilte, obgleich es den Soldaten ziemlich gleichgültig sein konnte,

ob sie ihn, den sie doch niemals sahen, in Berlin oder in Spaa wußten. So war das Große Hauptquartier tatsächlich die Zentrale, von der alle politischen und militärischen Entschließungen ausgingen, und die Seele dieser Zentrale war der Chef des Generalstabs. In seinem Ressort wurde gehörig gearbeitet, und unter seinen Gehilfen waren Männer, die Autoritäten ihres Faches waren, und deren Namen Ludendorff in seinem Buche nennt.

Oberst Bauer gilt als Schöpfer der schwersten Artillerie und Organisator des Gaskampfs. Er ist ein energischer, befähigter, auf seinem Gebiete gründlich erfahrener Mann, der jedoch, wie alle Spezialisten, die Erfolgsmöglichkeiten seiner Entwürfe weit überschätzte. Als das Kampfgas erfunden war, sagte er, nun gäbe es keine Dörfer oder Stellungen mehr, die nicht verhältnismäßig leicht zu nehmen seien. Daß unser wirksamstes Kampfgas (Gelbkreuz) von den Gegnern nicht nachgemacht werden könne, galt als Axiom; aber auf ein Mal hatten es die Franzosen doch. Auch die verschiedenen Monstregeschütze in ihrer Vereinzeltheit waren schließlich nicht viel mehr als eine artilleristische Spielerei. Wenn ich mit einer Rekord-Kanone von Laon bis Paris schieße, so ist das wohl eine Reklame für die deutsche Artillerie; aber die Kriegführung wird dadurch nicht berührt.

Ein Mann, dessen Tätigkeit nur Wenige in ihrer ganzen Bedeutung erkannt haben, ist der General Groener. Man kann ihn wohl als den ersten Verkehrsfachmann des Landes bezeichnen. Er hat das gesamte Eisenbahnwesen wirklich großzügig und genial organisiert. Die Eisenbahn war nie kleinlich: anstandslos nahm sie die vielen „wilden" Fahrzeuge mit, die die Truppe begleiteten, und wenn ein Dorf erobert war, kam oft der erste Eisenbahnzug dicht hinterher. Es ist jammerschade, daß das große Organisationstalent dieses Mannes nun brach liegt. Wir sind leider aus einem Extrem ins andre gefallen. Die Bahn ist frei, gewiß — aber nur für die Parteileute.

Der Generalstab im Großen Hauptquartier arbeitete Tag und Nacht und seine Leistungen waren gut, seit Ludendorffs feste Hand die Zügel hielt. Eins, zwei, drei hatte er in die bei Falkenhayns Abgang gründlich verwirrten Heeresverbände Ordnung gebracht. Durch eine in ihrer Einfachheit großartige Neuorganisation, durch Umformierung der Divisionen schuf er neue Verbände und eine gewaltige Artillerie-Reserve von mehr als hundert Regimentern, die als Reserve in der Hand der Obersten Heeresleitung immer da eingesetzt wurden, wo es grade brannte. Die Feldartillerie erhielt endlich ein neues, modernes Geschütz; die vielen durch den Krieg gezeitigten neuen Verfahren wurden in der Armee ver-

breitet; das ganze Schießverfahren der Artillerie wurde auf eine andre Basis gestellt, wobei unsre Gegner, besonders die Franzosen, die Lehrmeister waren. Aber soviel wir unsern Gegnern, soviel haben sie uns nachgemacht, wie aufgefundene Befehle immer wieder bewiesen. Unsre technischen Truppen, vor allem die Flieger, entwickelten sich im Galopptempo. Ueberall sah man Fortschritt, Geist und Verständnis, soweit die Oberste Heeresleitung in Frage kam. Oft scheiterten ihre Absichten an dem Stumpfsinn der nachgeordneten Behörden. Von der traditionellen Neigung der preußischen Militärs, der feindlichen Materialübermacht den Offensivgeist der Truppe entgegenzusetzen, war freilich auch der Generalstab nicht frei. Es ist so bequem, zu sagen: Was schert uns Artillerie und Uebermacht — wir greifen an! In der Versorgung mit Tanks, zum Beispiel, hätte sicherlich mehr geschehen können. Diese furchtbare Waffe wurde anfangs unterschätzt, nicht von der Truppe, sondern von den höhern Stäben. Es wäre interessant, zu erfahren, wann das Große Hauptquartier zum ersten Mal Kenntnis von den Tanks erhalten hat.

Der Nachrichtendienst scheint überhaupt in hohem Maße versagt zu haben. Man wollte offenbar sparen und tats an der falschesten Stelle. Allerdings: daß die täglichen Heeresberichte absolut der Wahrheit entsprachen, das zu verlangen war schon deshalb falsch, weil sie dann dem Feinde eine sehr willkommene Ergänzung seines Nachrichtendienstes gewesen wären. Selbstverständlich mußte — schroff gesagt — gelogen werden, aber um Gotteswillen nicht so ungeschickt, daß es die Truppe merkte und lachte.

Die nächste Umgebung des Kaisers bildeten seine Generaladjutanten, die drei Kabinettschefs und die Flügeladjutanten. Unter diesen Stellen herrschte dauernd der Intrigenkrieg, der unter einem so launenhaften und von Takt nicht gehemmten Monarchen unvermeidlich war. Valentini und der Chef des Marine-Kabinetts, Admiral v. Müller, waren Anhänger Bethmanns und standen damit im Gegensatz zum Chef des Generalstabs und dessen Anhang: sie galten, ebenso wie Bethmann, als Miesmacher, und man ruhte nicht eher, als bis sie beseitigt waren. Der alte Plessen, der Kommandant des Großen Hauptquartiers, ein längst weltfremd gewordener beschränkter Hofmann, sah seine Aufgabe darin, dem Kaiser jede Unannehmlichkeit fern zu halten, und so kreisten diese hohen Trabanten, sich gegenseitig gründlich mißtrauend, um den kaiserlichen Planeten, von dem sie kümmerlich genug Licht und Sonne empfingen.

Der Kaiser selbst, wie alle oberflächlichen Menschen, haftete an Augenblickseindrücken. Schwer bekümmerte Leute, die das Unheil kommen sahen, fanden ihn vergnügt und auf-

geräumt, Witze erzählend, ohne jede Ahnung von der wirklichen Lage. In Kreuznach benutzte er jede Gelegenheit, um nach Homburg zur Kaiserin zu auteln, die Referenten hatten, ganz wie im Frieden, Schwierigkeiten, ihre Unterschriften zu bekommen, und der Krieg verlief ihm nicht ohne Kurzweil. Ab und zu brachte auch ein feindlicher Flieger Leben in die Bude. Nach dem Besuch des ersten über Charleville lachte Keiner lauter als der Kronprinz. „Als der Flieger fort war, kamen die Generaladjutanten meines Vaters mit den schlotternden Kreuzen erster Klasse und besichtigten das Schlachtfeld", so schilderte er den Vorfall seiner Umgebung.

Solch ein Großes Hauptquartier mit seiner peinlich durchgeführten militärischen Absperrung ist natürlich kein Aufenthalt für Jemand, der die Stimmung des Volks kennen lernen soll; ebenso wenig ist es ein Ort, wo der — unter all den Generalen einsame — leitende Staatsmann seinen Willen durchsetzen kann. Der militärische Geist bestimmt alle Eindrücke. Durchreisende oder hinbefohlene Truppenführer berichten leuchtenden Auges, hochbeglückt durch die Ehre, bei Tisch zwischen Hindenburg und Ludendorff zu sitzen, von der herrlichen Stimmung ihrer Truppen, denen das Wort „Kriegsmüdigkeit" vollständig unbekannt sei; man hört Gerüchte über neue epochemachende Erfindungen; man ist geblendet von der kaiserlichen Gnadensonne. Die paar Herren vom Auswärtigen Amt, erdrückt von der Masse der Generalstäbler, unter denen sie leben, haben sich längst daran gewöhnt, den Mund zu halten. Die vielen glänzenden Nichtstuer, Flügeladjutanten und dergleichen schaffen ein Bild eleganten militärischen Hoflebens. Sie sind alle reich dekoriert, gut beritten und führen ein Leben wie in der schönsten Etappe. Ab und zu beschließt man, der Truppe ihren Kriegsherrn zu zeigen, und dann finden Paraden und Ansprachen statt, bei denen oft in ungeschicktester Weise sogenannte vornehme Regimenter bevorzugt werden. Die Offiziere der Stäbe, bei denen der Kaiser speist, sind, wie seine Gäste, überrascht, daß ihr Gast so lustig, beinahe unheimlich lustig ist. Dazu trägt er eine Unzahl riesenhafter Ordensdekorationen, als obersten ausgerechnet das Großkreuz des Johanniterordens, und funkelt von Gold, Silber, Emaille. Seine Anekdoten haben den Stempel unwahrscheinlicher Kriegserlebnisse, und man ist erstaunt, wie sich in diesem Kopfe der Krieg malt. Im Großen Hauptquartier selbst ist sein Tageslauf geregelt wie in Potsdam oder Berlin — nur das Volk ist nicht anwesend —: er hört die Vorträge, reitet und fährt spazieren, hält seine Mahlzeiten, erteilt Audienzen, läßt sich die Kriegslage kurz erläutern und sein Haus von ausgesuchten Kompagnien bewachen.

Aber: „Nicht Roß noch Reisige sichern die steile Höh', wo Fürsten stehn". Eines Tages zeigte sich, daß die Fundamente längst unterwaschen waren, die Soldaten erklärten, nicht für den Kaiser kämpfen zu wollen, und das Ganze stürzte zusammen wie ein Kartenhaus. Das Große Hauptquartier wurde über Nacht klein und nun endlich das, was es immer hätte sein müssen: das Ausführungsorgan der Regierungsweisungen. Ruhmloser ist noch nie ein Thron zusammengebrochen. Der oberste Kriegsherr der deutschen Armee und Marine, der „Admiral des Atlantischen Ozeans" floh nach Holland. Er hätte eben nie im Großen Hauptquartier sein dürfen. So war er doch immer der Träger der obersten Befehlsgewalt. Bei seiner gefährlichen Neigung, gänzlich unbekannten Leuten, zum Beispiel neutralen Journalisten, Staatsgeheimnisse auszuplaudern, isolierte ihn seine Umgebung, soweit es ging. Er hielt aber nicht, wie etwa der alte Franz Joseph, die Ressorts auseinander. Gelang es, ihm etwas einzublasen, so gab er täppische und verletzende Befehle, ohne den zuständigen Referenten zu fragen. Er war immer unberechenbar, selbst für den Chef des Generalstabs. Das lähmte natürlich den Betrieb und verhinderte, daß Hindenburg oder Ludendorff diktatorisch eingreifen konnten in all die Gebiete, deren Referenten direkten Vortrag beim Kaiser hatten, wie der Chef des Militär-Kabinetts und der Kriegsminister. Die Marine ließ sich von der Armee überhaupt in nichts hineinreden und verschanzte sich sofort hinter den Kaiser. Auf diese Weise mußte selbst der Chef des Generalstabs lavieren und wühlen, um ihm unbequeme Leute zu beseitigen. Die allmähliche Zersetzung des Offiziercorps, die unerhörten Etappenzustände, der schlechte Geist der Heimarmee: das alles entging der Obersten Heeresleitung, denn verantwortlich für das Ganze war eigentlich der Kaiser, und von dem hielt sein Plessen ja alle unangenehmen Dinge fern und bekam dafür den Pour le Mérite. Es herrschte tatsächlich ein Klüngel einflußreicher Leute, die bei dem von ihnen Allen richtig erkannten obersten Kriegsherrn einander ausstachen. Kurzum: ein Hofleben schlimmster Sorte; es fehlten nur die Weiber.

Von all den Hofschranzen, Generaladjutanten und Flügeladjutanten hob sich der Chef des Generalstabs mit seinem Ludendorff ab. Wenn man sich das Gebiet seiner Verantwortlichkeit klar macht, das kleiner war, als die Meisten glauben, so muß man freilich gegen den Chef des Generalstabs den Vorwurf erheben, daß er doch auch zuviel „grüner Tisch" war. Seine Befehle waren meist gut — aber sie wurden von der Truppe entweder gar nicht oder höchstens halb ausgeführt. Drei Viertel aller Stellungen existierten nur auf dem Papier; die berühmte Siegfried-Stellung, zum Beispiel, ähnelte

an nicht wenigen Stellen Potemkinschen Dörfern. Der Chef des Generalstabs mußte wissen, daß ein Bericht, der von unten kommt, immer „frisiert“ ist, und hätte Mittel finden können, um sich zu informieren und das System der Vertuschungen und der Unwahrheit zu beseitigen. Das Große Hauptquartier hatte aber in seiner Gesamtheit mit der Armee nicht mehr Fühlung als mit dem Volke. Das lag an seiner chinesischen Abgeschlossenheit und daran, daß die maßgebenden Männer gezwungen waren, immer mit einem Auge nach dem Träger der Krone zu schielen, in dessen ungeschickten, spielerischen Händen zum Unheil Deutschlands eine größere Macht lag als vielleicht je in den Händen eines Mannes.

Wider die Liebe von Kaspar Hauser

Die brave Hausfrau liest im Blättchen
von Lastern selten dustrer Art,
vom Marktpreis fleißiger Erzkokettchen,
vom Lustgreis auch mit Fußsackbart.

Mein Gott, denkt sich die junge Gattin,
mein Gott! welch ein Spektakulum!
„Das schlanke Frauenzimmer hat ihn . . .“
Ja was? Sie bringt sich reine um.

O Frau! Die Phantasie hat Grenzen,
sie ist so eng — es gibt nicht viel.
Nach wenigen Touren, wenigen Tänzen
ists stets das alte, gleiche Spiel.

Der liebt die Knaben. Dieser Ziegen.
Die will die Männer laut und fett.
Die mag bei Seeoffizieren liegen.
Und der geht nur mit sich ins Bett.

Hausbacken schminkt sich selbst das Laster.
Sieh hin — und Illusionen fliehn.
Es gründen noch die Päderaster
„Verein für Unzucht, Sitz Berlin“.

Was kann der Mensch denn mit sich machen!
Wie er sich anstellt und verrenkt:
Was Neues kann er nicht entfachen.
Es sind doch stets dieselben Sachen . . .
Geschenkt! Geschenkt!

Das Ende des Bühnendramas von Carl Meinhard

Ist Weltgeschichte — Weltgericht? Für die dramatische Kunst bedeutet der Weltkrieg zweifellos den Zusammenbruch dessen, was wir bisher unter dem Worte ‚Schauspiel' verstanden. Es soll später einmal der Stolz der Deutschen sein, daß sie die Ersten gewesen sind, diesen Zusammenbruch offen zu bekennen!

Die Malerei war mutiger und offenherziger: fast ein Jahrzehnt vor Kriegsausbruch wurden die uralten Grundfesten umgestürzt, und wenn auch an ein Vorwärts vorläufig nicht zu denken ist — eine Rückkehr zum Alten ist ausgeschlossen! Aehnlich wars und ists mit den andern Künsten! Einzig das Bühnendrama, die Schaubühne, wurde und wird durch Kampfereinspritzung noch ein Weilchen im alten Scheinleben erhalten.

Aber das Ende ist ebenfalls da!

Nun sind fast alle zu Worte gekommen, die „verkannten" unaufgeführten Genies, die noch Kinder waren bei Kriegsausbruch, und diejenigen, die schon damals als gesetzte Väter warteten! Selbst wenn es relative Einzelerfolge zu verzeichnen gibt: das Endresultat ist trostlos oder entspricht der Antwort, die mir einst ein Verleger auf meine Frage nach dem dramatischen Genie (unter so vielen Talenten) erteilte: „Genies habe ich auch," erklärte der Mann, „aber die — die haben wieder kein Talent!"

Das gesprochene Wort auf der Bühne — und von dem rede ich — ist leer, inhaltlos, meistens peinlich geworden. Was soll uns das heute noch! Angenommen nun, der Expressionismus wäre nicht Uebergang, sondern Form: auf der Bühne hat er die größte Niederlage erlitten — eine Niederlage, deren Größe eben nur der Laie und der Maler nicht verstehen. Die Bühne kann diese Art Regeneration nicht vertragen.

Es gehört in dieser Mit- und Ueberläuferzeit Mut dazu, falsche Begeisterung aus tiefster Erkenntnis nicht mitzumachen und sich, während die Entdeckungspsychose grassiert, als literarischer Reaktionär oder Banause beschimpfen zu lassen: diese Talmi-, Schein- und halben Erfolge haben das Publikum nur verwirrt, und es wäre kein Wunder, wenn heute der kommende, wirkliche Dichter unerkannt bliebe. Aber auch die Aufgabe des Theaters als Erziehungs-, als moralische Anstalt ist nicht nur nicht gefördert, sondern auf Jahrzehnte in Mißkredit gebracht worden: was soll das primitive oder rückständige Zuschauergehirn mit dem dilettierenden Gestammel da oben anfangen? Muß es nicht fast mit Recht das Alte oder das Banale zurückersehnen?! Der Bankerott

der Schaubühne war vor 1914 bereits in solchen Dimensionen da, daß grade noch das „neue“ Fragmentarische auf der Szene „gefehlt“ hat — um die bisherige Oede nachträglich zu beweisen.

Nein, wir sind spätestens schon seit Hebbel fertig. Ibsen, Strindberg, Hauptmann, Maeterlinck, Wedekind sind nur spärliche Nachlese — oder die letzten erfolgreichen Versuche, das sichtbare Ende des Bühnendramas hinauszuschieben.

Zum zweiten Male: Was sagt uns heute noch das gesprochene Wort?! Die Gesellschaftsordnung ist zerstört. Die falsche Sittlichkeit ist durch falsche Unsittlichkeit ersetzt worden. Was soll da ein alter Liebes- oder Familienkonflikt! Was soll uns ein soziales, patriotisches oder religiöses Drama von der gewohnten Art? Die Gegenwart zischt und brodelt so wild und ergreifend, daß es die Faust noch nicht gibt, die fähig wäre, dies volle Menschenleben da zu packen, wo es uns interessant sein könnte. Und selbst wenn wieder mal Ruhe in die Gemüter käme: eine Form, in der das Wort auf der Bühne nicht lästig oder peinlich wirkt, dürfte so bald nicht gefunden werden!

(Der Theaterdirektor — besser: Kunsthändler — braucht freilich trotzdem vorläufig genau so wenig zu verzweifeln wie der Bühnenschriftsteller: Wir werden, meine Herren, unser Brot weiter verdienen, weil das Volk nicht verpflichtet ist, das Neue auch als gut auf der Stelle anzuerkennen, nachdem ihm so viel Talmi und Halbheit vorgesetzt worden ist.)

Le roi est mort! Ich bezweifle, daß man auf der Bühne einen neuen König so bald wird leben lassen wollen. Aber es gibt einen Uebergang. Es gibt eine feste alte Kunstform, nach der die Zeit unbewußt schreit, und die eine gradezu erschreckende Aehnlichkeit mit dem hat, was unter der Flagge ‚Expressionismus‘ überall segelt. ‚Pantomime‘ heißt die expressionistische Gattung der Bühne, und sie ist ebenso möglich wie untrüglich als Beweis für das Können des wirklichen Bühnenkünstlers: starke Empfindung! Temperamentsausbruch! Keine (leeren) Worte — wenig Erklärungen! Konzentrierte Technik und ebensolche Wirkung! Aber nicht, was in den letzten Jahren dem Publikum als ‚Pantomime‘ vorgesetzt worden ist, kann das gestorbene Drama ablösen! Fast mit Ausschluß jeder „Modernität“, unter Vermeidung äußerlicher Effekte (das heißt: mit Ausschluß des Ersatzes für Können) muß ein genialer Harlekin oder auch ein Hans Sachs der Bühne das simple Gerippe zurechtzimmern, und das Stöhnen und Brüllen der Zeit wird ohne Worte, allein durch das Auge und den geschlossenen und dennoch vielsagenden Mund des wirklichen Mimen zu umso tieferm Eindruck gebracht werden.

Es spricht hier kein Phantast oder Vernichtungsschwärmer, kein wütender Zerstörer, auch kein Theatergesättigter, — nein, es ist einfach die Erkenntnis eines seit Jahren festgestellten unaufhaltsamen Sterbeprozesses. Nur das Bewußtsein von dem endgültigen Tode des bisherigen Dramas kann uns vorwärts, kann dem Drama zu einer Neugeburt helfen.

Aber auch für den Schauspieler bedeutet, was kommt, eine schwere Prüfung: Nur der ganz große Künstler und Mensch wird sich halten können; und Ihr sollt sehen, wie wenige Bühnenkünstler es gibt! Wie wenige schweigend zu leiden verstehen, bei wie wenigen das Gefühlsleben derart entwickelt ist, daß sie auf das abgebrauchte, inhaltlose Wort verzichten können — aber wie herrlich und einzig die Wirkung ausströmt von dem schweigend genialen Bühnenkünstler.

Wer sich in die Stegreifanfänge unsrer Schauspielkunst zurückversetzen kann, wer den ungeheuern Sprung zurückmachen kann (oder wenigstens den ehrlichen Versuch hierzu wagt), wer mit derselben Phantasiekraft das Drama der nächsten fünfzig Jahre vorausempfinden kann: der muß deshalb noch lange nicht das expressionistische Drama der Gegenwart dichten können — aber er kann vielleicht im Bunde mit einem naiven genialen Musiker eine Unterlage schaffen für den Darsteller, und dieser wird, wenn er ein großer Mensch ist auf der Bühne, unserm Kunsthunger sein Erlebnis als das Erlebnis der Zeit genießbar machen.

Kleine Zeit von El Ha

Aus diesem Buch von Alfred Polgar redet eine sehr eigentümliche eindringliche Dichterstimme. Mit dem seltenen Stolz, keinen Hörer zu erzwingen, nur dem zu klingen, dem am Zuhören wirklich was liegt! Der Poet Polgar ist kein Werber, sondern ein Geber! Ein Ehrverschwender!

Uebermütig und weise, gläubig und enttäuscht, wie Kinder sind. Erwachsene sind umständlich und scheinbar, Kinder sind unmittelbar und unscheinbar, sie sind also wirklich! So ist Polgars Art die unmittelbare und un—scheinbare Größe! Geistleichte Form! Befeuerter Rhythmus! Eine sehr wachsam gezügelte Lust am Wohlklang, resignierte Genußliebe, von Güte lodernde Einsicht, die jeden Wettstreit und Standpunkt verschmäht — eine ganz uneuropäische Farbigkeit und Würde! Und heimlich, fast schamhaft eine leise Geleitmelodie von Sehnsucht und Versehrtheit.

Zugleich weiß er durch behendes Spiel mit Worten und Begriffen, durch einen jähen Witz, durch allerlei spaßige Ungezogenheiten die Vertraulichkeit jedes Unbefugten von seiner leidenschaftlichen Herzenskraft abzulenken.

Königs- und Instanzenkind

Wenn ich nur wüßte, ob Carl Meinhard seine Praxis von seiner Theorie oder seine Theorie von seiner Praxis ableitet! Führt er einen so läppischen Schmarren wie ‚Das Instanzenkind' in seinem Komödienhaus deshalb auf, weil er beweisen will, daß das Ende des Bühnendramas da ist? Oder lernt er solch Zeugs erst auf den Proben kennen und zieht den Schluß, daß von der ganzen Gattung, in manchem Jahrtausend bewährt, nun doch wohl nichts mehr zu hoffen sei? Er wird erwidern, daß weder dies noch das der Fall: daß einfach eine Rolle für Else Lehmann gebraucht wurde. Schön. Aber hätte es dann nicht zum mindesten eine sein müssen? Dieses Prachtexemplar von einer Naturkünstlerin soll verwegen und dann wieder verlegen, soll pfiffig und dümmlich und sonst noch auf manche Art weiblich sein. Ein Blinder sieht mit dem Krückstock, was Robert Overweg plant, und die Lehmann ist außerstande, einen einzigen seiner Pläne unausgeführt zu lassen. Auch Prinzessen aus Genieland zahlen bar, was sie verzehrt. Leider kriegt sie entsetzlich wenig zu verzehren. Der arme Teufel von Autor stellt einen irdenen Teller für sie hin, der erbarmenswert kärglich bedeckt ist, und reißt ihn ihr obendrein, sooft sie zugreifen will, aus den Händen. Ihr Hunger steckt den Zuschauer an. Und mit grimmenden Därmen schleicht er davon.

*

Zum Schiller-Platz. Zu hohem Schwung der Gefühle. Zu Hermann von Boetticher, der in zweimal fünfzehn Szenen Friedrich den Zweiten bis zum Grabe geleitet, nicht grade von der Wiege her, aber von seiner harten Jünglingszeit, von der innigen Freundschaft zu Katte und der knirschenden Feindschaft gegen den Vater. Mit der Versöhnung an dessen Sterbebett schließt der erste Teil: ‚Der Kronprinz'. Der zweite Teil, der noch nicht dargestellt worden ist: ‚Der König' vollendet die Entwicklung, daß der innere Zwang, das Verantwortungsbewußtsein, der Seelenfrieden der täglich erfüllten Pflicht allmählich das Sinnenglück, alle Freude an bunter Zwecklosigkeit, an Tanz und Glanz und Liebe und Flötenspiel aufzehrt. Der erste Diener des Staates verbraucht sich, indem er eben dient. Ist dies etwa ein tragisches Schicksal? Wofür man auf die Welt gekommen ist, das leidenschaftlich zu leisten, ist eine unvergleichliche, eine unersetzbar tiefe Wollust sogar ohne jeden äußern Erfolg. Ein strahlender sachlicher Erfolg, wie der große König ihn hat, der sein Volk gedeihen, seine Grenzen sich dehnen sieht, müßte vollends für jede persönliche Entbehrung entschädigen. Hier ist alles in Ordnung und eigentlich keinerlei Grund zur Klage. Aber Boetticher will uns offenbar so was wie Mitleid abzwingen. Reicht es dazu bei ihm?

Geschichtsbilder werden fein säuberlich aneinandergereiht. Wir hören, wie die Personen sprechen. Machte der Autor aus dem Inhalt dieser Gespräche eine fortlaufende Erzählung: es würde keine organische Kunstform zerbrochen. Boetticher spürt wohl selbst, wie ge-

ring die dramatische Bewegung ist. Sonst wäre kaum zu verstehen, warum er das Verrätertum des Generals Grumbkow, der für Oesterreichs Geld dessen diplomatische Interessen am Hof des Soldatenkönigs wahrnimmt, zu einer Gegenaktion zu strecken versucht. Mit vieler Mühe und keinem Ertrag. Die historische Situation ist von oben so hell belichtet, daß Seitenlicht nur verwirrt und blendet. Und zu einer psychologischen Sonderstudie reicht der treulose Preuße in seines Wesens Magerkeit doch nicht hin und nicht her. Dies ist Füllsel. Alles kam darauf an, die Fremdheit und Gleichheit von Vater und Sohn, die aus völlig verschiedener Blutmischung Einem Ziele zustreben: der „Ertüchtigung" Preußens, herauszuhämmern, zu illuminieren, aufzugipfeln. Boetticher windet sich durch eine Masse von Episoden an einer Aufgabe, der er nicht gewachsen ist, arglos vorbei. Nach einer mehrstündigen epischen Wanderung durch die Mark Brandenburg schlägt der Dramatiker die Augen in dem Moment auf, wo sie der einen der beiden dramatisch wichtigen Figuren zufallen.

Wird bis dahin wenigstens jedes einzelnen Pulsschlag fühlbar? Geht von Friedrich Wilhelm der Eindruck der muskulösen, wütenden, jeden Widerstand niedertrampelnden Energie eines Heeresschöpfers aus? In keinem stärkern Grade als bei dem Verfasser des schlichtesten Geschichtslesebuches. Wittert um Friedrich die legendarische und trotzdem unerlogene Dämonie? In erschreckend schwächerm Grade als bei Thomas Mann dem Meisteressayisten. Der entfaltet auf ein paar Seiten das Spektrum eines Genies. Eine rätselhafte Persönlichkeit wird nicht enträtselt, weil derengleichen nie zu enträtseln ist, aber in ihrer Vielfältigkeit bezaubernd lebendig. Dagegen wie eindeutig, wie ergründbar, wie gradlinig spielt sich das Dasein auf Königsthronen — Thronen ungewöhnlicher Könige — bei dem Poeten Boetticher ab! Der kann seine Kriegsgefangenschaft so schildern, daß er uns menschlich sympathisch wird. Aber er kann nicht das Preußentum, dem er sie letzten Endes verdankt, in seinen Repräsentanten gestalten.

Der Gewinn des Abends: die Empfindung, daß es, so furchtbar umdräut wir auch sind, weit besser ist, befreit als beherrscht zu sein von einer Familie, die so töricht war, den Buchstaben eines staubigen Hausgesetzes zuliebe Hohenzollerndramen selbst dann zu verbieten, wenn sie der Dynastie keine Schnurrbartspitze krümmten. Ob wir künstlerisch beraubt wurden, stand ja in keinem Falle zur Beurteilung. In diesem Falle gaben der eifrig bestrebte Regisseur und seine vortrefflichen Helfer nichts oder wenig, was uns bereichert entlassen hätte. Ach, es war nicht ihre Schuld. Unter vierzig Personen hat keine eine selbständige Existenz, ist keine Material für einen verstellungsfreudigen Komödianten. Sollte Carl Meinhard doch recht haben? Recht hat er darin, worin schon Lessing recht hatte: daß es Wahnwitz ist, ein Heer von Schauspielern abzurichten, Kulissen zu malen und einem Publikum Zeit- und Geldopfer aufzuerlegen für ein Vergnügen, das jederzeit durch die Lektüre eines kurzen Meisteressays beträchtlich zu überbieten ist.

Silber von Validus

Seit einiger Zeit kauft die Reichsbank Silbermarkstücke für 6,50 Mark. Und sie bekommt zu diesem Preis nicht allzu viel, denn vor ihren Schaltern stehen allerhand zweifelhafte Gestalten und knöpfen Denen, die ihr gehamstertes Silbergeld mit einem Nutzen von 550 Prozent abliefern wollen, das Silber zu einem noch viel höhern Preise ab: sie zahlen bis zu 12,50 Mark. Dieser Vorgang illustriert besser als lange theoretische Erörterungen, was aus uns geworden ist. Vor dem Kriege war dieses Silbermarkstück, für das heute der Schieber 12,50 Mark zahlt, und das auf dem Weltmarkt draußen sogar einen Wert von 18 bis 19 Mark hat, nicht viel mehr als 50 Pfennige wert, wenn man den Silbergehalt zu Grunde legt. Denn, das darf nicht vergessen werden, der Kurswert unsrer Silbermünzen war ja nicht durch den Metallgehalt gegeben, sondern durch den aufgedruckten Münzstempel des Staates. Silbergeld war Scheidemünze, durfte deshalb auch nur in beschränktem Maße zur Ausgabe gelangen. Und jetzt ist der Wert auf etwa das Achtunddreißigfache gestiegen. Woher kommt das, und was ist die Folge?

Es kommt nicht allein von der unglückseligen Valuta, die heute an allem schuld sein soll, sondern zunächst einmal rührt die Preissteigerung von der internationalen Teuerung des weißen Metalls her. In London, dem Hauptmarkt für Silber, wurden vor dem Kriege etwa 25 Pence für die Unze bezahlt (1 Unze = 31,1 Gramm). Heute ist der Preis auf 85 Pence angelangt. Wenn auch hier die Teuerung zum Teil zurückzuführen ist auf die Entwertung der englischen Währung, die heute nur noch Dreiviertel ihres einstigen Wertes besitzt, so liegt doch der Hauptgrund in dem Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Silbermarkt. Dank den Wirren, die besonders in dem wichtigen Silberlande Mexiko die Produktion seit Jahr und Tag geschmälert haben, ist die Welterzeugung in den letzten Jahren stark zurückgegangen. Auf der andern Seite aber war die Nachfrage nach Silber bei den Kriegsgewinnlern unter den Ländern besonders stark. Indien und China, die heute noch ihre Währung ganz oder teilweise auf dem Silber aufbauen, wären hier in erster Reihe zu nennen.

Indien hat immer den Grundsatz vertreten, seinen Ueberfluß in Edelmetallen anzulegen. Auf diese Weise sind früher Milliarden an Gold nach Indien gebracht und dort entweder vergraben oder aber zu Prunkzwecken verwandt worden. Jetzt im Krieg hat sich Indien wieder einer großen Konjunktur erfreut, hat viel für seine Ausfuhr bekommen und wenig eingeführt. Gold war kaum zu erhalten, denn England hatte die ganze südafrikanische Produktion für sich beschlagnahmt, und so warf man sich auf Silber. Damals ist vor allem das reine Silberland China ausgeräumt worden, und alle Bestände sind nach Indien gewandert.

Die Reaktion darauf blieb nicht aus, denn jetzt tritt China als Großkäufer auf und kauft überall das Silber zusammen. Daraus ergibt sich nun ein sehr interessantes Währungs- und Valuta-Kuriosum. Der Schanghai-Tael, die chinesische Münze, kostete im Frieden etwa 2,50 Schilling oder auch 2,50 Mark. Heute muß der Engländer dafür 8 Schilling und 8 Pence zahlen, also das Dreieinhalbfache. Die Folge davon ist, daß China als Ausfuhrland schwer leidet, denn es kann kaum mehr mitkonkurrieren. Umgekehrt aber ist der Chinese als

Käufer, als Importeur außerordentlich aufnahmefähig und kann alles außerordentlich billig einkaufen. Grotesk wirkt ein Vergleich der chinesischen Währung mit der deutschen oder gar oesterreichischen. Statt 2,50 Mark kostet uns der Tael etwa 130 Mark und die Oesterreicher gar 400 Mark. Ein Vergnügen für Die, welche aus China noch Geld zu fordern haben, und furchtbar für Alle, die von früher her noch Verpflichtungen in Peking oder Schanghai zu erfüllen haben.

Das krasse Mißverhältnis also zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Silbermarkt führte zu der Preissteigerung in allen Ländern, deren Folge ist, daß heute überall die Silbermünzen aus dem Verkehr verschwinden, weil ihre Einschmelzung rentabel wird. Für uns in Deutschland ist ja von einem Umlauf in Silbermünzen längst keine Rede mehr, obwohl fraglos auch heute noch annähernd eine Milliarde dieses Metalls in den Strümpfen und Verstecken ruht, also nach dem von der Reichsbank angebotenen Preis 6,5 Milliarden Papiermark, nach dem Weltmarktpreis aber etwa 20 Milliarden.

Dieses Angebot der Reichsbank nun weckt allerhand Gedanken. Zunächst zeigt sich auch hier wieder, daß Diejenigen, die während des Krieges aus egoistischen Gründen alles Silber und Gold zuhause gelassen und es nicht der Allgemeinheit zur Verfügung gestellt haben, heute das gute Geschäft machen. Wie auf allen andern Gebieten. Wer etwa die vorgeschriebenen Ablieferungen von Kupfer und Gummi unterlassen, die aufgerufenen ausländischen Effekten hübsch behalten hat, der ist heute fein heraus, und so sind Diejenigen, die Silber behalten haben, auf einmal außerordentlich reich geworden, wenigstens auf dem Papier und an Papier.

Fast noch bezeichnender aber ist, daß der Reichsbank in ihren Bemühungen, Silber anzukaufen und den Erlös zur Besserung unsrer Valuta zu verwenden, Konkurrenz gemacht wird nicht nur von kleinen und mittlern Schiebern, sondern von Banken und Bankiers ersten Ranges. Wäre derlei früher denkbar gewesen? Hätte früher ein Bankier gewagt, der Reichsbank derart in den Rücken zu fallen? Heute erregt man Staunen, wenn man ein solches Vorgehen rügt, wenn man sich darüber wundert, daß diese und jene angesehene Bankfirma, statt die Reichsbank allein auf diesem Gebiete vorgehen zu lassen und sie zu unterstützen, ein paar Mark mehr als das Zentralnoteninstitut bietet. Eine Verwirrung der Geister, wie man sie sich nicht schlimmer vorstellen kann.

Rundschau

Schlußwort

Ich denke, daß es mir mit dem Stabsoffizier so geht wie allen Polemikern bei allen Polemiken: wir reden an einander vorbei. Wir sprechen nicht dieselbe Sprache. Entscheidet euch.

Die Tapferkeit des Frontoffiziers ist von mir nie bestritten, sondern ausdrücklich bestätigt worden. Sein Tod scheint mir das natürliche Ende einer selbstgewählten Laufbahn, aber kein Argument zu sein. Mein verehrter Gegner gibt zu, daß das deutsche Offiziercorps zu verfallen begann, daß es Aussätzige nicht herausgesetzt hat, daß es langsam anfaulte. Mehr ist hier nicht behauptet worden. Vielleicht noch eine Kleinigkeit: daß diese ganze Welt überlebt, mehr: schlecht war.

Natürlich gab es anständige und gute Offiziere. (Es gab auch

anständige Helferinnen.) Mit der Front und der Etappe hat das Ganze nichts zu tun. Ich habe hier schon auseinandergesetzt: Der Etappenoffizier war nichts als ein deutscher Offizier in gehobener Lebenslage. Und da hat er versagt. (So wie er vorne nicht versagt hat.) Aber was hätten wir nun erlebt, wenn dieses ganze Corps in die große Heimatetappe siegreich zurückgekehrt wäre? Man hätte doch wohl auswandern müssen.

Der Kampf gilt nicht den Kriegsoffizieren. Die sind dahin. Er gilt der Weltanschauung, mit der sie das Volk vergiftet haben und noch vergiften. Der Anschauung, daß Titel und Beförderungen den Menschen ausmachen; daß außerhalb des Dienstes die dienstlichen Unterschiede fortgelten; daß nicht der Mann zum Mann, der Deutsche zum Deutschen stehe sondern der Herr zum Kerl. Der Kampf gilt der verrotteten Anschauung, daß man das Selbstgefühl des Deutschen nur stärken könne, wenn man ihm die Erlaubnis gibt, andre Deutsche zu treten — daß man ihn darin bestärkt, seine Arbeit nur dann zu tun, wenn er die Möglichkeit hat, sich und seinen Dienst sinnlos überschätzen zu lassen und durch Ueberbetonung seiner Existenz andern Leuten, Landsleuten, Schwierigkeiten zu machen. Die falsche Gehobenheit des Mannes vor der Front (der seinerseits wieder vor den Vorgesetzten zusammenklappte) spiegelt sich in jedem Schalterbeamten, in jedem Bureaupolizisten, in jedem Kanzleimenschen. Es sind Offiziere in derber Karikatur. Zu beschuldigen sind die Urbilder. Zu bekämpfen sind die Urbilder.

Es gab einen traditionell in der deutschen Armee der letzten Jahrzehnte feststehenden Offizierstyp. Seine Weltanschauung, sein Horizont, seine Ethik, seine Stellung im Volkstum — das Leben begänne, wieder lebenswert zu werden, wenn das alles für immer ausgespielt hätte.

Ignaz Wrobel

Ich und die Großstadt

Wir haben kein Geld, sondern eine Valuta. Wir können uns keine anständigen Theaterstücke mehr ansehen, weil die Theater für die unanständigen und nur noch die Schmieren für die anständigen da sind. Wir können nicht mehr bürgerlich essen, weil nebenan jeden Abend eine neue Diele eröffnet wird. Wir können keine Dichter und Schriftsteller mehr drucken, weil es nur noch fein-fein satiniertes Kunstdruckpapier für teils bezahlte, teils auch sonst Nuditäten-Blätter gibt. Wir hatten den Positiv der ‚Eleganten Welt', den Komparativ des ‚Junggesellen', den Superlativ des ‚Reigens'. Für ‚Ich und die Großstadt' gibt es keine grammatische Steigerungsform, die ausreichend wäre. Da hörst du was von „leuchtenden Nächten", und da steht „ihr größter Reiz", und da erfährst du, was du „von fünf Uhr bis nach Mitternacht" tun mußt, wenn du den Anspruch erhebst, ein smarter Republikaner zu sein; und das alles in einem Stil, wie ihn kritischer Erfahrung nach die Courts-Mahler in ihren unveröffentlichten Jugendübungen angewandt hat — aber ich lese lieber die Heimburg und die Marlitt, denn es ist spannender und überhaupt Literatur. Und mittendrin ist eine Zeichnung von Kainer und ein Gedicht von Klabund, und da möchtest du das heulende Elend kriegen. Aber damit du wieder kregel wirst, hat man dir „die Sündenwiese" aufgebaut, das „Tagebuch der Hagestolze", wo du erfahren kannst, wie und wo das mongdäne Tuhberläng dabei

sein muß. Und da triffst du nicht nur auf die armseligen Tänzerinnen und Filmdiven, die für das Genanntwerden nun mal erfunden sind, sondern gradezu auf Namen, wo du nur machtlos vis-à-vis stehn kannst. Siehe: „Sonntag: Ball in der Familie Wolfgang Gurlitt. Viele schöne Frauen in der Höhle des Löwen. Die dämonische Julietta hält Hof. Henny Porten hält Hof. Ola Alsen hält Hof. Der Hausherr geht, ein freundliches Lächeln um die Lippen, umher, eine Mischung aus Dorian Gray und Maharadscha." (Vielleicht hält auch die mammonische Maria Hof. Vielleicht hält die Herrin von Woltersdorf Hof, und der Hausherr sieht aus wie eine Mischung aus Gösta Berling und dem Golem: ich zitiere aus dem Gedächtnis, weil ich mich physiologisch außerstande fühle, das Blatt ein zweites Mal in die Hand zu nehmen.) Und da mußt du immerhin drüber stolpern, ob die Sündenwiese gleich glattgewalzt ist wie ein Parkett; denn jetzt wird es dir doch zu schön und grün darauf. Aber da kommt zum Glück Wolfgang Gurlitt in seinem „Venuswagen" angefahren, lädt die ganze Tafelrunde hinein und kutschiert sich und die Großstadt davon. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch und sündigen weiter: gegen den Geist, den Anstand, den guten Geschmack, und merken erst in hundert Jahren, daß sie die dreie längst schon zu Tode gefahren haben.

M. M. Gehrke

Presseball

Das war der erste Presseball der Republik. In den feinen Logen saßen die Minister und ließen sich anstaunen, saßen die Filmschauspielerinnen und ließen sich anstaunen, saßen die Ministerfrauen und ließen sich anstaunen. Die Filmschauspielerinnen sahen hübsch aus.

Die gesellschaftliche Stellung unsrer neuen Minister ist noch nicht ganz klar. Die reichen Leute Berlins behandeln sie mit einer ulkigen Mischung von Verehrung und Verachtung: Verehrung — es sind immerhin Minister, und sie haben die Macht; Verachtung — sie kommen von der Straße. Wenn der reiche Herr O. Herrn Minister N. zu Tisch lädt, so ist noch nicht ganz entschieden, auf wessen Seite die Ehre ist.

Keine Angst, Herr reicher Mann! Kamen sie von der Straße? Aber sie sind im besten Zuge, es zu vergessen. Davon spricht man nicht. So wie es ja auch nicht fein ist, den Sohn der zweiten Generation daran zu erinnern, daß sein Vater noch . . . Es ist ein bißchen peinlich, daran erinnert zu werden, daß wilde Tage mit Kerlen, die offene unordentliche Soldatenmäntel trugen, dazu gehört haben, bis man in der Wilhelm-Straße saß. Gleiten wir darüber hinweg. Der Deich hat sich wieder geschlossen, dieser scheinbar undurchdringliche Deich, der sich damals öffnete, als die graue Woge sie hochspülte: die Welle ist abgeebbt, und hilflos, einsam und von dem Grund und Boden, aus dem sie stammen, abgeschnitten, treiben die Emporgewirbelten dahin. Sie fühlen sich nicht allzu behaglich, denn sie haben fremden Boden unter den Füßen. Sie fühlen sich allzu behaglich: Rotwein ist eine von den besten Gaben.

Was ich sagen wollte: und sehr viel Uniformen waren da. Alte gute, auf neu gebügelte Friedensuniformen, mit der Gardestickerei, mit den alten guten kaiserlichen Kriegs- und Friedensorden; graue Uniformen; grüne Sicherheitsuniformen; auch ein Admiral war da:

der Chef des deutschen Kriegsschiffs. Herrschende Diener.

Und dann standen und promenierten die Vielen herum, die dagewesen sein mußten; man zeigte mir unter andern: (ach bitte, lesen Sie das in den Zeitungen nach!) Presse, Literatur und das andre Theater.

Die Regierungsfräcke saßen noch nicht gut, mancher geklebte Shlips war den alten Assessoren ein Greul und Scheul, manche Brille rutschte, mancher Damentanz war noch Vereinskränzchen. Aber das gibt sich. Noch „eine drei, vier Pressebälle", wie der Berliner sagt, und Ihr sollt mal sehen: die alten, unbequemen Prinzipien sind beim Teufel, die Fräcke sitzen wie angegossen, die Hemdbrüste blitzen matt, die alten Orden strahlen — oder sind es schon neue? — und Ihr werdet diese orkanartige Revolution nicht zu bereuen haben. Verzage nicht, du Häuflein klein . . .

Oder kommts anders? Ganz anders? So nach der Melodie: Verzage nicht, du Häuflein klein — wie mag die nächste Wahl wohl sein?

Immerhin war es hübsch, daß sich das Volk herabließ, unter die Minister zu gehen.

Peter Panter

Antworten

Abgeordneter der Deutschen Volkspartei. Sie finden — schreiben Sie mir gegen Ströbel — „ganz und gar nichts dabei", daß auf einem Bild aus dem Reichsklub Ihrer Partei Herr Paasche im Vordergrunde zu sehen sei? Daß ist eine Sache des Sauberkeitsbedürfnisses. Herrn Paasche hatte Hans Leußens Broschüre der übelsten, schmierigsten Geschäfte und Geschäftchen, von denen schon lange gewispert worden war, dermaßen überführt, daß ihm jede Widerrede im Halse stecken blieb. Bezwungen von den Argumenten dieser Broschüre hätten hochangesehene Männer Deutschlands sich zusammengetan, um durch eine Petition an den Reichstag die Beseitigung des unmöglichsten aller Vizepräsidenten zu fordern. Da kam die Revolution. Ehren-Paasche konnte geräuschlos verduften. Jetzt gelüstets ihn wohl nach den zwölftausend Mark der Abgeordneten und nach der Eisenbahnfreikarte. Er will wieder ran an die Krippe, aus der er so lange gefressen, und — Herr Stresemann hilft dabei; derselbe Herr Stresemann, der seinen Paasche durch die Gefahren der letzten Vizepräsidentenwahl treulich geleitet hat. Ist Ihnen wirklich nicht bekannt, was sogar mir bekannt ist: daß Herr Stresemann der Vermittlung dieses seines Paasche eine fette Aufsichtsratstelle verdankt, in einer Gesellschaft, die bis 1914 mit Schallplatten, nach 1914 mit Zündern mächtig verdient hat? Eine Liebe ist der andern wert, oder eine Hand macht die andre schmutzig, und so will wohl Herr Stresemann den bewährten Kampfgenossen auf einer Liste Ihrer Partei ohne viel Aufhebens wieder ins Parlament schieben. Sie haben richtig verstanden: schieben — und finden „ganz und gar nichts dabei"? Ob Rießer, Vögeler und ähnlich ernsthafte Männer Ihrer Gruppe derselben Meinung sind? Jedenfalls hättet Ihr dann alle zusammen das beste Recht, euch gegen Erzberger auf die Seite des herrlichen Helfferich zu schlagen.

Kuriositätensammler. Sie machen mich auf eine große Rarität aufmerksam: auf ein kleines Bürgerblatt nämlich, das nicht byzantinisch ist. Die ‚Hansa-Zeitung', der ‚Bezirksanzeiger für den Stadtteil Nord-West', nimmt in so erfreulicher Weise gegen das Blatt für die Idioten

der Reichshauptstadt Stellung, daß der gute Berliner Lokalanzeiger vielleicht doch einen oder den andern Leser verlieren wird. Seit dort der Doktor Mühling seines Kaisers Marginalie „Quatsch“ so ausgelegt hat: „Ist ‚Quatsch‘ nicht der Wutschrei eines Menschen, der die Schöpfung seiner Väter, der das Glück seines Volkes von beutegierigen Feinden bedroht sieht?“ — seitdem wissen wir erstens, was Quatsch ist, zweitens, was eine Zeitung von solcher Verbreitung ihren Lesern zumuten darf, und drittens, daß man, wenn die Anhänglichkeit des Mittelbürgertums an den erlauchten Deserteur und sein glorreiches System nicht hauptsächlich auf der dankbaren Erinnerung an die Wohlgefühle des gesättigten Magens beruhte, und wenn die Zeitgeschichte das Weltgericht wäre, getrost behaupten dürfte: Dieses Volk hats nicht besser verdient!

Abwicklungsintendantur des Gardecorps. Ihr behandelt, liebe Postenhalter, immer noch deutsche erwachsene Staatsbürger in euern Dienststellen wie die Rekruten; so tut wenigstens die Berliner Volkszeitung dar, das einzige bürgerliche Blatt, das ehrlich genug ist, solche Dinge zu bringen. Ihr habt ja ganz recht, liebe Postenhalter: bezahlt wird euch doch, anständige Arbeit wird euch nicht abverlangt und republikanische Gesinnung schon garnicht. Warum solltet Ihr euch da anstrengen?

Hauptmann Willy Meyer. Sie schreiben mir: „In Heft 4 der ‚Deutschen Politik‘ entgegnet Graf Montgelas auf meinen Artikel, der in Heft 3 Ihrer ‚Weltbühne‘ stand und sich unter anderm mit der Frage befaßte, ob die russische Regierung im Juli 1914 tatsächlich ‚unzweifelhafte Kriegsabsichten‘ gehabt habe, wie dies im Viermännerbericht vom siebenundzwanzigsten Mai 1919 behauptet wird. Graf Montgelas fragt mich vorwurfsvoll, ob mir die vierzehn Meldungen nicht bekannt seien, die in der Zeit vom sechsundzwanzigsten bis zum neunundzwanzigsten Juli über russische Mobilmachungsmaßnahmen gegenüber Deutschland beim Auswärtigen Amt eintrafen. Natürlich ist mir bekannt, daß solche Meldungen in der Wilhelm-Straße eintrafen. Aber das Auswärtige Amt gab ihnen schon damals nicht die Bedeutung, die ihnen heute Graf Montgelas verleiht. Denn einen Tag nach dem neunundzwanzigsten stellt Bethmann in der Sitzung des Staatsministeriums fest, daß die Regierung Rußlands friedfertig sei. Ich sehe weiter ganz davon ab, daß die Wahrheit der vierzehn Meldungen, auf die sich Graf Montgelas bezieht, noch zu beweisen wäre. Vorläufig sind sie lediglich Behauptungen. Was man von der Zuverlässigkeit amtlicher Berichterstattung in den kritischen Tagen zu halten hat, zeigen die Nummern 670, 693, 710, 713, 716, 725, 730, 734, 758, 768, 797, 810, 849 und verschiedene andre der ‚Deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch‘. Wenn Graf Montgelas ferner behauptet, daß die Worte der russischen Regierung 1914 im schärfsten Widerspruch zu ihren Taten gestanden hätten, so weiß ich, daß Jeder, der die Dinge kennt und ohne Voreingenommenheit beurteilt, dem Grafen Unrecht geben wird. Die russische Regierung hat nicht nur mit Worten versichert, den Frieden erhalten zu wollen, sondern sie hat auch dementsprechend gehandelt. Einerseits machte sie selbst viele Vorschläge zur Vermeidung des Krieges, andrerseits nahm sie die Vorschläge, die von dritter Seite zur Erhaltung des Friedens gemacht wurden, unverzüglich und bereitwillig an. Allerdings erklärte sie von vorn herein, daß sie die — wie jetzt aktenmäßig feststeht — von Oesterreich-Ungarn geplante Vernichtung Serbiens nicht dulden

würde." So. Und dieses angemerkt, werden wir künftighin nach Möglichkeit vermeiden, uns hier mit der Vorgeschichte des Krieges zu befassen. Der Raum ist besser zu verwerten. Die Dokumente liegen vor. Wer sie mit Verstand gelesen hat, weiß Bescheid. Wer nach der Lektüre nicht Bescheid weiß, hat entweder keinen Verstand oder will nicht belehrt sein. Für beide Sorten sind wir uns zu schade, und die dritte, gute Sorte ist schon längst auf unsrer Seite. Also lassen wir den Sommer 1914 und wenden wir uns neuen Sommern zu.

Münchner Sozialist. Gegen Ferdinand Bonn werden Sie grade mich nicht leicht zum Bundesgenossen bekommen. Nachdem ihm in Ihrer Stadt vor zwei, drei Monaten Offiziere und Corpsstudenten einen Rezitationsabend gleich von Anfang an unmöglich gemacht hatten, verbreitete er eine Selbstverteidigungsschrift in sechzehn Abschnitten, von denen der dreizehnte lautet: „Als die Gefahr einer Auslieferung des ehemaligen Kaisers akut schien, habe ich mit Andern den Plan entworfen, anstelle des Kaisers in seiner Maske mich nach London bringen zu lassen. Dieses unschwer ausführbare Projekt sollte weniger für den entthronten Monarchen als um der deutschen Ehre willen ausgeführt werden, und kein Andrer hätte es ausführen können als ich." Dees glaabst. Die Aehnlichkeit war immer frappant. Und es ist der ganze stocksteife Ernst dieser lausigen Zeiten nötig, damit unschwer ausführbare Projekte, über deren Ausführung wir uns alle gesund gelacht hätten, schmählich zu Wasser werden.

Ernst Reventlow. Du schreibst: ‚Eine nationale Gesundung und damit der Anfang eines Aufstieges kann, wenn überhaupt, nur möglich werden, wenn das Volk, und dazu rechnen wir jeden Deutschen, gründlich, rückhaltlos und nach allen Richtungen über die Furchtbarkeit seiner Lage aufgeklärt wird." Vielleicht auch über ihre Urheber? Auch über Dich?

Schmetterlingssammler. Da Sie schon Schmöcke und Schmetterlinge sammeln, vergessen Sie nicht den Schwalbenschwanz (Papilio Machaon): Stefan Großmann. Der schwingt sich schillernd von Stengel zu Stengel. Diese Fähigkeit, den schleimigen Rüssel in jede, einfach in jede Blüte zu tauchen, verschaffe ihm einen Ehrenplatz innerhalb Ihrer Sammlung. Er kann für Noske, er kann aber auch für Toller und dann wieder für den Kronprinzen. Er kann für Literatur, und er kann für Kino, er kann für Hauptmann und Henny Porten, und wenn er sich eine Kanone kauft und sich selbständig macht und trotzdem Söldling des Hauses Ullstein bleibt, so wird er, Mitarbeiter der ‚Dame' seiner Brotherren, in der ersten Nummer des eignen Blattes eine flammende Philippika gegen die ‚Elegante Welt' veröffentlichen, der Hauptkonkurrenz dieser ‚Dame' und ihr ähnlich wie ein Holzapfel einem Holzapfel oder Stefan Großmann einem journalistischen Lanzknecht. Haben Sie ihn? Dann legen Sie ihn in Spiritus, spießen Sie ihn auf eine lange spitze Nadel, und erwidern Sie Ihren Besuchern auf die Frage, was das für ein schönes Exemplar sei: „Die Sorte schwärmt sonst eigentlich wild herum — aber dieses hier ist ein Naturwunder: klebrig kriechend wie eine Raupe, flatterhaft wie ein Papillon und ewig im Zustande der Verpuppung. Heraus kommt dabei nichts." Und nachdem Sie sich an ihm satt gesehen haben, tauschen Sie ihn gegen ein Viertelpfund Butter und zwei Briefmarken um: bunte Postwertzeichen der Tschecho-Slovakei — hinten gummiert und vorne mit einem falschen Stempel.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Denkt an das Ende! von Heinrich Ströbel

Der Auslieferungskonflikt, zu dem jetzt der Konflikt um die Kohlenlieferungen gekommen ist, hat wieder die Gewalt- und Katastrophenpolitiker auf den Plan gerufen. In den Entente-Ländern und — nur die kranke Psyche des deutschen Volkes erklärt solche Tollhäuslereien — auch in Deutschland. Diese deutschen Katastrophen-Politiker (ein Teil von ihnen steht unter dem Zwange alldeutschen Größen- und Revanche-Wahns, der andre unter der Verzweiflungsstimmung, daß ja doch alles verloren sei) betrachten die Lage so: Daß die Entente trotz allen deutschen Gegenvorstellungen ein solches Auslieferungsbegehren gestellt hat, von dem sie doch weiß, daß es schlechterdings nicht erfüllt werden kann, ist der Beweis, daß sie den Konflikt in jedem Falle sucht. Die neuen Drohungen Millerands wegen der ungenügenden Kohlenlieferung erhärten die Annahme, daß die Entente, besonders Frankreich, Deutschland sofort die Pistole einer neuen Vertragsverletzung auf die Brust setzen würde, selbst wenn der Auslieferungsstreit garnicht existierte. Die Entente will, teils aus Rachsucht und Konkurrenzneid, teils aus Furcht vor einer Wiedererstarkung des Gegners, Deutschland völlig unschädlich machen: durch wirtschaftlichen Ruin und politische Zerstückelung. Selbst wenn Deutschland die Schmach der Auslieferung auf sich nähme, würden die Shylocks Frankreichs und Englands es morgen wegen Nichterfüllung einer andern unmöglichen Vertragsverpflichtung zur Zwangsvollstreckung treiben. Nicht eine Stunde wäre Deutschland vor den bekannten Repressalien sicher, vor der Loslösung der Rheinlande, der Besetzung des Ruhrbeckens, der neuen Hungerblockade. Darum lieber ein Ende mit Schrecken! Verächtlich die Regierung, die für die entehrende Zumutung nicht ein bedingungsloses Nein hat! Mag dann die Entente, wofern ihr nicht im letzten Augenblick Vernunft den Verzicht auf die maßlose Demütigung rät, das Aeußerste versuchen!

Und — so argumentieren unsre Desperados weiter — was wären die Folgen der Gewaltpolitik der Entente? Wir bekämen die Wirtschaftskatastrophe und den Bürgerkrieg, aber diesem Schicksal entgingen wir vermutlich auch so nicht, denn der Friedensvertrag und die Ententepolitik ruinieren uns ja in jedem Fall. Und eine Genugtuung bliebe uns: die Brutalität der Entente würde sich an ihr selbst rächen. Deutschland würde gewaltsam in die Arme Sowjet-Rußlands getrieben, dessen brillant disziplinierte Millionen-Armee dann das Entente-Polen hinwegfegen und in eine

Sowjet-Republik verwandeln würde. Die Weltrevolution unter der Führung des preußischen Generalstabs könnte dann vielleicht noch einmal das zertretene Deutschland an der übermütigen Entente rächen. . .

*

Trübten nicht Wut und Verzweiflung die Sinne unsrer Katastrophen-Politiker, so begriffen sie selbst, welche Karikatur sie als Entente ausgeben. Selbst wenn sie nur deren momentane Machthaber meinten: weder Millerand noch Lloyd George sind der Borniertheit fähig, ein national kompaktes Sechzigmillionenvolk politisch auflösen oder wirtschaftlich ruinieren zu wollen. Sicherlich: gewisse Kreise Frankreichs, von der Angst vor einem deutschen Neu-Militarismus hypnotisiert, möchten sich noch stärkere „Sicherungen" schaffen. Aber so sehr grade das alldeutsche Revanche-Geheul diese Stimmungen stimuliert: die französischen Gewaltgläubigen sind nicht einmal Frankreich, geschweige die Entente. In Italien fordern nicht allein Sozialisten und Kurie eine Versöhnungspolitik, und auch in England wächst stündlich der Einfluß der Politiker, die den Frieden auf eine neue Basis gestellt wissen wollen. Forderte doch beispielsweise Lord Curzon im Oberhaus, daß gewisse Teile des Friedensvertrags revidiert und geändert würden, sobald Deutschland guten Willen beweise. England müsse sein Mögliches tun, um Deutschland wieder in seinen Platz unter den Nationen einzusetzen. Amerikas Ratifizierung des Friedensvertrags und Beitritt zum Völkerbund ist nur eine Frage der Zeit — und grade Amerika denkt nicht daran, durch eine Handvoll französischer Angstpolitiker Europa in neue unabsehbare Wirren stürzen zu lassen. Die Verständigen in all diesen Ländern — und sie bilden dort keineswegs eine so hoffnungslose Minderheit wie leider noch heute in Deutschland — wissen ganz genau, daß es die Sicherheit der Welt bedroht und jeden wirtschaftlichen Gesundungsprozeß auch der Entente-Länder vereitelt, wenn Deutschland künstlich in einem nationalistischen oder revolutionären Fieberzustand erhalten wird. Darum verrät auch das Gerede von dem unerbittlichen Vernichtungswillen der Entente und von der unausbleiblichen Verschärfung des Konflikts bis zur Katastrophe nur die Wut- und Verzweiflungsdelirien unsrer eignen Katastrophenpolitiker!

Ebenso unsinnig ist es, mit einem russisch-polnischen Krieg als mit einem feststehenden Ereignis zu rechnen. Wäre es nicht absurd, wenn die Entente Polen zu einem Krieg gegen Sowjet-Rußland aufstachelte, mit dem sie selbst ihren Frieden (ob auch für den Augenblick nur den Handelsfrieden) macht? Polen selbst aber laboriert so stark an innern

Schwierigkeiten, daß es sich hundertmal besinnen wird, bevor es sich in ein so gefährliches Kriegsabenteuer stürzt. Und Sowjet-Rußland ist in der gleichen Lage, wiederum einer sehr ausgiebigen „Atempause" zu benötigen. Daß Lenin im Dezember auf dem siebenten Räte-Kongreß in Moskau die militärischen Erfolge der Sowjet-Armeen gewaltig herausgestrichen und überhaupt ein wenig renommiert hat, ist nur zu begreiflich. Aber die innere Lage hat Lenin keineswegs rosig gemalt: „Die Parasiten werden den Sozialismus besiegen, falls der Sozialismus nicht die Parasiten besiegt, den Hunger im Lande und in den Städten und die entsetzliche Typhusepidemie in der Roten Armee. Wir suchen nach einem Ausweg aus dieser Lage, die eine Katastrophe über uns hereinbrechen lassen kann, aber wir sind von einem Ausweg sehr weit entfernt. Es fehlt an allem; die Versorgung mit Getreide versagt, die Bevölkerung ist entkräftet." Und da sollten die Bolschewiken-Häupter nach einer Offensive gegen Polen gieren?

*

Aber macht man sich nicht von der Offensivkraft der bolschewistischen Armee überhaupt phantastische Vorstellungen? Sie soll aus einer Million Mann bestehn und militärisch ausgezeichnet diszipliniert und geführt sein. Zugegeben; aber wie soll eine solche Armee operativ wirksam verwendet werden, wenn das Transportwesen sich in so trostlosem Zustand befindet! Es ist also von vorn herein zweifelhaft, ob die russischen Truppen in starker Massierung gegen Polen oder einen andern Gegner überhaupt angesetzt werden könnten. Die Siege über Denikin, Koltschak und Judenitsch widerlegen unsre Zweifel nicht, denn sie wurden sicherlich von recht bescheidenen Streitkräften erfochten. Im Kaban-Gebiet, wo Denikin sich auf starke Kosaken-Kontingente stützen konnte, geriet denn auch sogar die letzte Offensive der Sowjet-Truppen ins Stocken. Judenitsch verfügte bei seinem Vorstoß gegen Petersburg über höchstens 25 000 Mann. Und doch gestand Lenin auf dem Räte-Kongreß: „Es gab einen Augenblick, wo unser Sein an einem Faden hing: als Judenitsch vor Petersburg stand. Wenn ihm nur eine geringe militärische Unterstützung zuteil geworden wäre, so hätten wir die Rechnung bezahlen müssen. Zum Glück ließen die finnländischen Arbeiter kein Eingreifen zu." Auch die bolschewistischen Erfolge in Sibirien bezeugen keine besondere Machtentfaltung, denn die ganze Entente-Macht bestand dort in der Hauptsache aus 15 000 (meuternden) Tschecho-Slovaken und 35 000 Japanern. Daß die Entente nichts gegen Sowjet-Rußland ausrichtete, hatte politische, namentlich innerpolitische, nicht militärische Ursachen; hätte

Deutschland gesiegt und ein Vorgehen gegen Moskau für politisch geboten erachtet, so wäre es mit den Sowjet-Truppen rasch genug fertig geworden.

Die Spekulation unsrer Alldeutschen auf die große Militärmacht Sowjet-Rußlands ist also mehr als leichtfertig. Wohl könnte eine russisch-deutsche Kooperation das jetzige polnische Regime stürzen und von der Weser bis zum Njemen neue Räte-Republiken aufrichten — aber der Revanchekrieg gegen die Entente bliebe darum nicht minder eine Utopie! Die französisch-belgisch-englischen Truppen brauchten nur das Ruhr-Revier zu besetzen, um nicht nur Deutschlands Industrie, sondern auch sein ganzes Transportwesen lahmzulegen. Trotzdem geriete die Entente durch eine solche Situation in die schwersten Gefahren. Denn die wirtschaftlichen und sozialen Erschütterungen des mitteleuropäischen Zusammensturzes würden sich gleich Erdbebenwellen verheerend auch über Osteuropa fortpflanzen, zumal der Wirtschafts- und Gesellschaftsorganismus auch der Entente-Staaten durch die Kriegsfolgen ohnehin aus dem Gleichgewicht gebracht worden ist. Alle sehenden Entente-Politiker sollten sich deshalb hüten, Deutschland zum Spielball einer bolschewistisch-alldeutschen Abenteurerpolitik zu machen!

*

Besteht die Entente auf ihrem Schein, so stürzt sie die Regierung und provoziert wilde Wirren, die mit dem Chaos Deutschlands, der Inflagration Europas enden müssen. Sind die Lloyd George und Millerand nicht von allen guten Geistern verlassen und mit dem gleichen Irrsinn geschlagen, wie vor sechs Jahren die Bethmann und Berchtold, so müssen sie das diesmal nicht zu bezweifelnde „Unmöglich" Deutschlands respektieren und sich mit Erreichbarem bescheiden. Aber auch in Deutschland sollte man nicht wieder, wie in den Fiebertagen von 1914, in der Pulverkammer allerhand Feuerwerk abbrennen! Unsre Alldeutschen und Militärs sind freilich unbelehrbar und treibens heute wieder wie in jenen Hundstagen unter den Linden. Aber wir haben doch noch eine sogenannte Regierung, die für jeden Schaden die Verantwortung trägt. Wir haben einen Reichskanzler, der an Bethmann tragischem Geschick gelernt haben sollte, wohin es führt, wenn die Zivilgewalt den Säbelraßlern das Regiment überläßt. Wie kann da Herr Bauer verantworten, daß ein Noske nach Herzenslust Interviews und Telegramme verbrechen darf, die von der Entente wie Faustschläge empfunden werden müssen? Glaubt man der Entente einen Akt der Selbstüberwindung dadurch zu erleichtern, daß man ihr, statt ruhig und entschieden das „Unmöglich" zu begründen, Grimassen schneidet und wie ein Kretin ins Gesicht lacht?

Die deutsche Regierung handelte weise, wenn sie sich in dieser Krise jeden Schritt zehnmal überlegte. Mit der Gegenliste beispielsweise sei sie sehr vorsichtig, wenn sie nicht Oel ins Feuer gießen will! Oder deckt es etwa Erzberger, daß Helfferich gleichfalls nicht ganz stubenrein ist? Und auch bei dem Konflikt wegen der Kohlenlieferungen sollte man auf Silbenstecherei verzichten und sich ebenso in das Empfinden des unter dem Kohlenmangel schwer leidenden Frankreich hineinversetzen, wie man in der Auslieferungsfrage von der Entente Verständnis für das deutsche Empfinden erwartet. Nationalistischer Furor, hohle Kraftprotzerei und lauernde Ränke können nur den Rest des Vertrauens der Entente zerstören und die Verständigung zum Scheitern bringen. Ohne Verständigung, ohne Nachgiebigkeit auf beiden Seiten bleibt nur die Katastrophe, die Deutschland wie die Entente zugrunde richten müßte! Darum zügelt die Zungen, denkt an das Ende!

Bemerkungen zur Auslieferungsfrage

von Fr. W. Foerster

In einem Bericht der Neuen Zürcher Zeitung aus London hieß es kürzlich:

> „Man beklagt es in diesen Kreisen überhaupt, daß von Berlin aus so wenig geschehe, um die Spannungen zu mildern. Das Angebot der Deutschen, ihre Kriegsverbrecher vor ein deutsches Sondergericht zu stellen, kommt eben viel zu spät, um wirklich ernst genommen zu werden. Hätte man in Deutschland in den ersten Wochen und Monaten der Revolution auch nur einen kleinen Teil der Schuldigen gerichtet, deren Namen und Taten damals schon der Regierung bekannt sein mußten, so wäre die Welt wahrscheinlich um die ganze böse Frage herumgekommen. Jetzt ist es natürlich für die britische Regierung nicht leicht, eine Form zu finden, die ihr einen Verzicht auf die feierlich geforderte und versprochene Bestrafung der Schuldigen ermöglicht."

Das hier Gesagte kann dem deutschen Publikum garnicht oft genug wiederholt werden. Denn der Hauptfehler des jetzigen deutschen politischen Urteils besteht in dem gänzlichen Mangel an dem, was zu einer „kausalen" Beobachtungsweise gehört: man kennzeichnet auf unsrer Seite mit Recht die Kurzsichtigkeit, Inkonsequenz und Ueberspanntheit vieler Maßnahmen der Sieger, vergißt aber völlig, in wie außerordentlichem Maße dies alles der unvermeidliche Rückschlag der Umwelt auf fünfzig Jahre deutscher Realpolitik und vier Jahre deutscher Kriegführung, sowie auf das völlige Versagen der deutschen Politik und der deutschen öffentlichen Meinung seit dem militärischen Zusammenbruch ist. Ist es nicht ganz unerträglich, wie jetzt unablässig „Menschlichkeit" grade durch die Presse derjenigen deutschen Kreise verlangt wird,

die jahrzehntelang, und besonders auch während des Krieges, unablässig gegen den „Humanitätsdusel“ zu Felde gezogen sind? Konnte man denn wirklich annehmen, inmitten einer Welt, deren schlechte Instinkte man durch das eigne brutale Vorgehen bis zur Raserei gesteigert hatte, da werde nun plötzlich, statt furchtbarer Vergeltung, nichts als Versöhnung, Hilfe, Nahrung, Rohstoff gespendet werden, ganz unabhängig davon, ob wirkliche Zeichen gründlicher Umkehr oder lauter Symptome eines unveränderten Fortwirkens des alten Geistes zu erkennen seien? „Da sieht man doch, daß die hohen Ideen der Entente nichts als Schwindel und Phrase waren“ — so wird bei uns geredet. Nein, jene Ideen waren kein Schwindel, denn ohne sie wäre es uns noch ganz anders ergangen, und ohne sie wäre auch nicht der leiseste Anfang eines Völkerbundes in der Welt. Unsre Kriegführung ist es gewesen, die die Wut der fremden Völker derartig aufgepeitscht hat, daß die besonnern Elemente jeden Einfluß verloren. Und das gänzliche Versagen des neuen Deutschland in der Auseinandersetzung mit dem alten System ist es gewesen, was es jenen weiterblickenden Elementen unmöglich gemacht hat, die kurzsichtige Auslieferungsaktion zu verhindern und durch Maßnahmen zu ersetzen, die wirklich weckend auf das Gewissen des deutschen Volkes hätten wirken können. Welches Zutrauen zu deutschen Gerichten konnten die fremden Völker nach dem Auftreten der Militärs vor dem parlamentarischen Ausschuß denn noch haben?

Alle Worte von Völkerbund und Wiederannäherung bleiben leerer Schall, wenn es uns Deutschen nicht gelingt, uns in dieser ganzen Angelegenheit in das Empfinden und Denken der andern Völker hineinzuversetzen; verlangen wir ja doch auch, daß sie sich in unsre Lage hineindenken, und zitieren wir doch unablässig die vielen englischen Stimmen, die ein solches Verständnis für die fremden Schwierigkeiten deutlich zum Ausdruck bringen. Was wird, zum Beispiel, dadurch gefördert, daß Prinz Max, der neuerdings leider auch unter die Affektpolitiker gegangen zu sein scheint, die Behauptung gen Westen schleudert, daß die ganze Auslieferungsaktion nur niederster Rachsucht entspringe! Daß solche Motive mitwirken und weite Kreise drüben inspirieren, ist gewiß richtig, wir aber sollten uns doch vor allem die Frage beantworten, wie es wohl zu erklären sei, daß auch so viele Kreise, auf die jene Kennzeichnung nicht zutrifft, im Prinzip ihre Zustimmung zu jener Aktion gegeben haben, auch wenn sie das Zusammenwerfen von wirklich Schuldigen mit bloßen Exekutoren oberster Befehle durchaus verurteilen. Hier eben tritt deutlich zutage, welche gradezu sündhafte Unterlassung am deutschen Volke dadurch begangen worden ist, daß die Regierung nicht

im Lauf des vergangenen Jahres in Voraussicht des ganzen Auslieferungskonfliktes alles getan hat, um dem deutschen Volke die Anklageschriften der Gegner über die Deportationen in Belgien und Nordfrankreich, über die planmäßigen Verwüstungen und systematischen Zerstörungen und über eine ganze Reihe von andern unglaublichen Vorkommnissen in billigen Uebersetzungen vor die Augen zu bringen. Da wäre wohl längst eine öffentliche Meinung entstanden, sogar unter militärischen Ehrenmännern, die es ermöglicht hätte, die schlimmsten Dinge zu brandmarken und abzuurteilen. Es würde dann in der Presse auch nicht mehr das blöde Vergleichen des auf unsrer Seite Verbrochenen mit den Delikten der Gegenseite versucht werden, man würde erkennen, daß die Gegner, schon weil sie so gut wie gar keine Gebiete besetzt hatten, auch nicht annähernd das Gleiche vollbringen konnten, was von uns getan wurde, die wir Millionen fremder Bevölkerung jahrelang wie Sklavenherden zu traktieren und bis aufs Letzte auszusaugen Gelegenheit hatten. Was hier geschehen ist in furchtbarem Uebermut und mit schonungsloser Selbstsucht, durchaus im Geiste der preußischen „Mentalität", und was von den weitesten Kreisen unsrer Gebildeten skrupellos gebilligt wurde, das muß sich furchtbar an uns rächen, oder es würde keine sittliche Weltordnung geben. Gewiß wird sich jede bloße Rachsucht wiederum an Denen rächen, die sich ihr überlassen, wir aber, wenn auch nur noch ein Funken von religiösem Sinn in uns ist, wir sollten unsrerseits nicht über jene Rachsucht der Gegner moralisieren, sondern uns vielmehr ganz und gar auf die Dinge konzentrieren, die solche wahnsinnige Rachsucht erregt haben, erregen mußten.

Von solcher Einkehr aber ist nirgends etwas zu erkennen — aller Grimm über die gedrohte Demütigung wird gegen das Ausland entladen, fast Niemand steht auf, der einmal dem deutschen Volke offen sagte, daß es nur erntet, was seine Realpolitiker und Realmilitärs gesät haben. Gewiß ist die Justiz, unter deren Zeichen die Auslieferungsaktion steht, eine bloße Lynchjustiz und daher nicht geeignet, den Gerechtigkeitssinn in der Welt zu heben — aber ist nicht die Stumpfheit des deutschen Gewissens gegenüber dem, was unsre Kriegführung vier Jahre hindurch der übrigen Welt zugefügt und zugemutet hat, selber schuld daran, daß drüben keine bessere Methode gefunden wurde, der Gerechtigkeit Genüge zu tun? Wenn das unbefriedigte Gerechtigkeitsbedürfnis der schwer betroffenen Millionen nun schließlich in einem greulichen Abszeß ausgebrochen ist, so sollte uns doch grade das Ueberreizte, Verblendete und Krankhafte dieser Entladung nicht nur mit Schrecken vor den Andern, sondern noch mehr mit Schrecken vor uns selbst erfüllen, die wir so unerhörte Dinge haben ge-

schehen lassen und dann doch so feige und schlaff in der nationalen Selbstverurteilung blieben, daß das lange zögernde Ausland nun endlich den nächstliegenden Ausweg zu irgend einer Form der Sühne gesucht hat. Möge der jetzige Konflikt wenigstens das Ergebnis haben, daß mit gründlicher Aufklärung des deutschen Volkes nicht länger gezögert wird, und daß dabei vor allem auch die offiziellen Rechtfertigungsversuche, die bisher erschienen sind, und die so meisterhaft um den Kernpunkt herumgehen, in ihrer ganzen Kläglichkeit bloßgestellt werden.

Die neue Freiheit von Eduard Goldbeck

Evanston, Illinois, am zwölften Januar 1920.

Vor einigen Jahren veröffentlichte Woodrow Wilson ein Buch, betitelt: ‚Die neue Freiheit'. Wir haben sie jetzt. Wie sieht sie aus?

Tausende von „Roten" werden verhaftet und, wenn sie Ausländer sind, auf dem Verwaltungswege abgeschoben. Eine gerichtliche Aufklärung der einzelnen Fälle findet nicht statt. Das Justizministerium im Verein mit der Polizei erledigt diese Riesen-Razzia: der Justizminister Palmer empfiehlt sich auf diesem, leider nicht mehr ungewöhnlichen, Wege als Präsidentschafts-Kandidat. Jefferson, der glaubte, in jeder Generation sei ein bißchen Umsturz wünschenswert, würde heut sitzen müssen. Jahrelang. Unter dem letzten Transport Roter, die mit versiegelter Ordre ins Weltmeer hinausfuhren, war auch ein siebzehnjähriger Junge. Die amerikanische Kultur erklärte sich für unfähig, diesen dem Staat Gefährlichen zu bessern und zu bekehren. Alles Dies geschieht im Namen des Präsidenten und der neuen Freiheit.

Steht das Volk auf, bricht der Sturm los? Tiefste Stille herrscht. Drei Wochenschriften, die nur von Intellektuellen gelesen werden, protestieren gegen diese Verletzung der amerikanischen Traditionen. Die Tageszeitungen loben die Maßregel. Fünf sozialistische Abgeordnete werden durch Mehrheitsbeschluß der Assembly des Staates New York ihrer Sitze für verlustig erklärt. Der Einzige, der gegen diese dumme und schamlose Tyrannei Einspruch erhebt, ist Charles E. Hughes, im letzten Wahlfeldzug Gegner Wilsons und Kandidat der Republikaner. Wilson siegte unter dem Feldgeschrei: „Dankt Gott für Wilson! Er bewahrte uns vor dem Kriege." Aber der Protest von Hughes weckt kein Echo.

Der Richter Landis in Chicago erklärt öffentlich, er bedaure, daß er den Sozialisten Victor Berger nur zu zwanzig Jahren Gefängnis verurteilen könne — er hätte es vorgezogen, ihn erschießen zu lassen. Warum? Berger, der als einziger

Sozialist Kongreß-Mitglied war, soll durch mündliche und schriftliche Aeußerungen der deutschen Sache Vorschub geleistet haben. Das Abgeordnetenhaus hat ihn ausgestoßen, die Wählerschaft hat ihn mit großer Mehrheit wiedergewählt, das Abgeordnetenhaus wird ihn wieder ausstoßen und so weiter in infinitum.

Es handelt sich jetzt darum, ob die Regierung die Eisenbahnen, die sie während des Krieges übernommen hatte, dem Privatbetrieb zurückgeben soll oder nicht. Der „beste Kenner" des Eisenbahnwesens, Senator Cummins, hat einen Plan für die Reorganisation des Eisenbahnwesens ausgearbeitet. Der Plan mag technisch vortrefflich sein: psychologisch ist er unhaltbar. Er will nämlich jeden Streik als „Verbrechen" behandeln und schwer bestrafen. Das „Zuchthausgesetz" seligen Angedenkens taucht vor mir auf. Der Senat hat diesen Gesetzentwurf angenommen, und es gibt tüchtige Geschäftsleute, die sich einbilden, eine solche Bestimmung könne der Arbeiterschaft aufgezwungen werden.

Wo die Regierung spricht oder handelt, ist sie reaktionär. Nicht eine einzige Maßnahme deutet auf Verständnis der Tatsache, daß wir jetzt bewußt und energisch an den Umbau unsrer Oekonomie gehen müssen. Konstruktive Gedanken sind nur bei den Sozialisten zu finden.

Der Präsident sitzt im Krankenzimmer und wird bisweilen im Rollstuhl auf den Balkon gefahren. Der Staatssekretär des Auswärtigen, Lansing, hat ihn seit Monaten nicht gesehen. Beinahe — es fehlte eine Haaresbreite — wären wir in einen Krieg mit Mexiko geschlittert. Briefe und Botschaften gehen vom Weißen Hause aus, die entweder gar nicht vom Präsidenten herrühren oder eine erschreckende Abnahme seiner Fähigkeiten bekunden. Kein Mensch erörtert diese unerhörte Situation mit dem erforderlichen Freimut. Der Gedanke, „auszusprechen, was ist", ist dem Amerikaner völlig fremd. Wir haben zuviel Partei-Disziplin in uns, um uns so verwegen zu gebärden. Inzwischen geschieht nichts, denn Wilson hatte ja alle Fäden in der Hand — und: „wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen?" Er hatte sich mit Handlangern seines erhabenen Willens umgeben, und jetzt stockt die Staatsmaschine, weil das Gehirn des Präsidenten stockt. Die Republikaner schweigen, denn ihnen ist die langsame Zerrüttung der demokratischen Partei willkommen. Die Demokraten schwiegen, weil sie von jeder eingehenden und schonungslosen Erörterung das Chaos im eignen Lager erwarteten.

Nun aber ist William Jumings Bryan auf den Plan getreten. Wilson besteht auf einer bedingungslosen Annahme des Weltvertrages und möchte ihn zur Parole der nächsten

Präsidentenwahl machen. Bryan will rasch ein Kompromiß herbeiführen und den Vertrag mit einigen „Reservationen" unterzeichnen. Bryans Plan wird durchgehen. Der Präsident verkennt die Volksstimmung durchaus. Das „Volk", das heißt: die Mehrheit der Wählenden will Frieden. Der Weltvertrag ist ihnen gleichgültig oder verdächtig. Sie wollen endlich wieder in Ruhe handeln und wandeln. Der Gedanke, diese Entscheidung noch ein Jahr lang bereden zu lassen, kann nur einem kranken Geist entstammen, der der Wirklichkeit völlig entfremdet ist. Wenn dies erscheint, wird der Senat den Vertrag vermutlich schon ratifiziert haben.

Bryan hat sein „Programm" in zwei Reden festgelegt. Ob er selbst herrschen oder nur den Herrscher ernennen will, wissen wir noch nicht. Mir ist es nicht interessant, denn über „Referendum" und „Initiative" geht er nicht hinaus, und mit diesen Hilfskonstruktionen begnügt sich die Arbeiterschaft nicht mehr. Wir müssen weiter gehen und die Industrie demokratisieren. Wozu versuchen, dem Unausweichlichen auszuweichen? Im Grunde kommt Alles auf die eine Frage hinaus: Glauben wir, daß sich Ideen mit der Keule totschlagen lassen? Ich glaube es nicht. Da Menschen die Träger dieser Ideen sind, und da Menschen eingesperrt, deportiert, hingerichtet werden können, so läßt sich der Sieg dieser Ideen verzögern. Mehr schwerlich. Inzwischen ists hier nicht sehr behaglich. Die alte Freiheit, die individuelle, ist dahin; die neue, solidarische, noch nicht da. Wenn ich lese, daß wir Amerikaner Allen in der Welt voran sind, und daß an unserm Wesen die Welt müsse genesen, wird mir ganz jämmerlich zu Mute. Wir haben ja alle die europäischen Erbärmlichkeiten treulich übernommen: selbst das antisemitische Tipferl auf dem i fehlt nicht. Vorgestern besuchte mich ein Neffe von mir, ein junger Student.

Neffe: „Ist es eigentlich wahr, daß unsre Familie von Adel war?"

Ich: „Ja."

Neffe: „Warum hast Du denn den Adel nicht wieder aufgenommen? Unser Name wird immer für jüdisch gehalten. Ich bin in einer Fraternity (Corps), und da werden keine Juden aufgenommen . . ."

Dies Alles in englischer Sprache. Die „ältere Linie" meiner Familie ist schon lange hier. Und ich frage mich: Warum bin ich eigentlich ausgewandert? Ich blicke zurück auf meine Deutschland-Müdigkeit, als ich Bremen verließ, auf das gerührte Entzücken, mit dem ich zum ersten Mal den Hudson-Strom sah, und sage mir: Du bist ein blöder Phantast. Goethe hatte, wie immer, recht, als er dem Auswanderer zurief: „Hier oder nirgends ist dein Amerika!"

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XVI.

Bülow, Heeringen, Mackensen

Von den Heerführern der Westfront, die 1914 ins Feld zogen, war Bülow, der Führer der zweiten Armee, der bekannteste und wohl auch der bedeutendste. Als Kommandierender General des altberühmten dritten Armeecorps hatte er sich einen Namen gemacht durch die taktischen Grundsätze, nach denen er ausbilden ließ, und die er in einer Broschüre festlegte. Er war ein selbständiger Kopf von starkem Willen, der in seinem Corps stramme Zucht, auch unter den Generalen, hielt. Seine Art war ausgesprochen schroff, und diese Schroffheit steigerte sich bis zur Grobheit, wenn er auf Widerspruch stieß. Später, nachdem er das Corps abgegeben hatte und Armee-Inspekteur geworden war, fiel es ihm, bei seinem Temperament, schwer, sich in die Rolle des beobachtenden Zuschauers zu finden.

Zu dem bekannten General von Emmich, der das Corps in Hannover kommandierte, geriet Bülow sehr schnell in schärfsten Gegensatz. Das Corps stand bei diesem Streit der Könige hinter seinem sehr beliebten Kommandierenden; aber der Krieg hat gelehrt, daß der alte Bülow doch wohl recht hatte. Emmich war ein vornehmer, wohlwollender Mann, aber keineswegs ein nennenswerter Führer. Er hatte als Divisionskommandeur eine Festungsübung größern Stils geleitet, und der Kaiser hatte ihn höchstpersönlich bei der Gelegenheit entdeckt, gab ihm dann später das zehnte Armeecorps, adelte ihn und gefiel sich dabei wohl in der Rolle des mit divinatorischem Scharfblick begnadetem Fürsten, der auch ohne seine Berater imstande ist, besonders beschaffene Männer aus der großen Masse herauszuholen. Unter Emmich führte eine der hannoverschen Divisionen der General Schmundt, der seine Karriere der Tatsache verdankte, daß er im Elsaß als Regimentskommandeur energisch gegen einen Hotelbesitzer aufgetreten war, den der Großherzog von Baden protegierte. Schmundt fiel bei der Gelegenheit die Treppe herauf, denn Brüskierungen der Bundesfürsten wurden in Berlin immer gern gesehen, und er bekam, trotzdem er bürgerlich war, eine Garde-Brigade und später eben die Division in Hannover. Im Felde zeigte sich seine absolute Unfähigkeit in einem Grade, daß er noch während des Bewegungskrieges Landsturm-Inspekteur in Belgien wurde.

All das hat der alte Bülow wohl schon im Frieden so ziemlich durchschaut; aber sein Einfluß reichte damals nicht so weit, um eine Aenderung in der Stellenbesetzung herbeizuführen, die dem zehnten Armeecorps und besonders der

Division Schmundt viel Blut erspart haben würde. Bülows Chef während des Bewegungskrieges war der Oberst Lauenstein, der sich als Vertreter der deutschen Armee im russisch-japanischen Kriege und überhaupt als Vertrauensmann des Kaisers beim Zaren ausgezeichnet hatte. Lauenstein hat im Kriege enttäuscht, wohl hauptsächlich, weil er körperlich schwer leidend war. Bülows Oberquartiermeister war anfangs Ludendorff, später der General Ilse, mit dessen Namen die ungeheuer verlustreichen Angriffe der sogenannten Kinder-Divisionen in Flandern verknüpft sind, denn Ilse war damals bereits Chef bei der vierten Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg.

Bülow hat über seine Feldzugstätigkeit ein Buch geschrieben, ebenso wie Hausen, der als Führer der dritten Armee sein Nachbar war.. Ueber die Tätigkeit der ersten Armee (von Kluck) existieren auch bereits Aufzeichnungen des Chefs, des Generals Kuhl, so daß für Fachschriftsteller der Stoff nicht mangelt zur Untersuchung der großen Frage des Krieges: „Warum führte die Marneschlacht zum Rückzug der deutschen Heere?“ Sicherlich hatte Bülow seine starken Meriten; aber er war ohnmächtig gegen die Zustände im Großen Hauptquartier. Die drei Armeen waren wie Pferde, die den schwachen Lenker an den Zügeln hinter sich her reißen.

Im Stellungskriege führte Bülow eine Heeresgruppe, bis seine Gesundheit ihn zwang, nach Hause zu gehen. Er war in all seiner Rauheit ein ganzer Mann, der sein Handwerk verstand.

*

Welches eigentlich die Verdienste Heeringens sind, ist schwer zu sagen. Als Kriegsminister war er vollkommen unmöglich, und auch als Armeeführer im Kriege ist er nie irgendwie hervorgetreten. Er saß ruhig in Laon, und es ging das Gerücht, er sei längst versteinert. Seine Armee hieß das „schlafende Heer“, denn bei ihr herrschte tiefer Friede. Leider geschah auch nichts für den Ausbau der rückwärtigen Stellungen; schon die zweite Stellung war nur lose abgesteckt, und als nachher an dieser Stelle die großen Durchbruchskämpfe am Chemin des dames losgingen, war nichts vorbereitet, und alles schimpfte und fluchte über die siebente Armee. Damals saß jedoch Heeringen längst in Hamburg, und sein Nachfolger Schubert mußte seine Unterlassungen ausbaden und „flog“, während Heeringen die „Küstenverteidigung“ leitete. Dieser Mann schien unabsetzbar zu sein. Er tauchte immer wieder irgendwo auf, vielleicht, weil er mit seinem weißen Vollbart so ehrwürdig aussah.

*

Nächst Hindenburg ist Mackensen der bekannteste Feldherr der alten deutschen Armee. Sein Name war auch in der fremden Fachpresse bekannt: er galt als Spezialist für die Kunst, die feindliche Front zu durchbrechen. Der Feldmarschall, in seiner Husarenuniform, mit dem freundlich martialischen Soldatengesicht, ist heute noch eine populäre Erscheinung, und das mit Recht, denn jeder, der ihn näher kennt, schätzt seinen offenen, ehrlichen Charakter. Als Feldherr von hohem Rang hat er nie gegolten, aber als ein Mann, der mit einem guten Chef arbeiten konnte, auch wenn dieser Chef so schwierig zu behandeln war wie Seekt, der wohl der befähigste Generalstabsoffizier der Armee war (und nächstes Mal drankommt). Es gibt viele Leute, die Seekt weit über Ludendorff stellen; zum mindesten ist er vorsichtiger und zurückhaltender und setzt der polternden, scheltenden Art Ludendorffs die kühle, undurchdringliche Ruhe entgegen. Zu einem derartigen Chef, von dem gradezu Kälte ausströmte, paßte ein General wie Mackensen, der als glänzender Feldherr, auf einem Schimmel reitend, überall, wo er sich zeigte, Sympathien erweckte. Im Frieden hatte es Mackensen geschadet, daß er für eine Kreatur des Kaisers gehalten wurde, der ihn allerdings mit Auszeichnungen überhäufte. Offiziere, die in sein Corps versetzt wurden, sahen jedoch, daß er keineswegs bloß ein Hofgeneral war. Er kannte jeden seiner Offiziere bis zum Leutnant herunter so genau wie das innere Gefüge jedes seiner Regimenter; aber er kannte wohl auch die Grenzen seiner Begabung und machte keine Dummheiten. Seine Liebenswürdigkeit und gesellschaftliche Gewandtheit kamen ihm im Verkehr mit den führenden Männern der verschiedenen Länder des Ostens zugute. Besonders in Ungarn liebte man den Husarengeneral, und nicht viel weniger in Bulgarien und der Türkei. Er ist ein Mann, der ohne bedeutend zu sein, doch seinem Volk und der Armee zur Ehre gereicht.

Offener Brief von Cyrill Soschka

an die Mitglieder der Sozialdemokratischen Fraktionen in der Nationalversammlung und den Landesversammlungen

Genossinnen und Genossen!

Durch den augenblicklich wirbelnden Sturm der nationalen Entrüstung — die sich leider nur gleichermaßen schützend vor unanfechtbare Personen wie vor brutale, zynische Verbrecher an den heiligsten Gesetzen der Menschlichkeit aufpflanzt —, durch die öffentlichen Reden und privaten Maßnahmen von Ministern und Abgeordneten Ihrer, und zu-

gleich meiner, Partei zieht sich wie ein roter Faden das Moment der Erwartung einer unmittelbar drohenden Gegenrevolution, beginnend mit dem Widerstand und dem Kampf nationalistischer Monarchisten gegen die geringsten Anordnungen der Regierung in der Auslieferungsfrage.

Auch in Ihren Kreisen ist man sich jetzt nicht mehr im Zweifel darüber, daß die Frage: Kommt es zur Gegenrevolution? sich verdichtet hat zu der Frage: Wann und aus welchem Anlaß beginnt der Kampf?

Die Gefahr des Bürgerkrieges ist unzweifelhaft da. Sie abstreiten hieße nur: sie — nehmen wir gutgläubig an: aus Bequemlichkeit — nicht sehen wollen. Ob sie sich noch vor der Tür befindet, oder ob man sie bereits im Vorraum zu vermuten hat, darüber ist zweierlei Meinung möglich.

Meinungsverschiedenheiten können aber wohl nicht bestehen über die Kontrahenten im kommenden Kampfe. Da steht fest, daß kein bürgerlicher Republikaner zum Schutz des von ihm gewollten und anerkannten Staatswesen eine Hand rühren wird — da steht fest, daß dem Ansturm der Monarchisten und militaristisch verseuchten Nationalisten als Verfechter der freien Republik nur der Proletarier, der an den Kampf um Ideale gewöhnte sozialistische Arbeiter standzuhalten versuchen wird.

Und nun bitte ich, Ihnen einige Fragen unterbreiten zu dürfen, zu denen ich die Berechtigung aus folgenden Umständen herleite:

aus der staatsbürgerlichen Pflicht der Verantwortung jedes Einzelnen von uns gegen den werdenden republikanischen Staat, einer Pflicht, die ihm gebietet, nach allen seinen Kräften mitzuarbeiten an der Entwicklung der vorläufig gegebenen Staatsform zur künftigen, fest fundierten sozialistischen Gemeinschaft;

aus meiner Zugehörigkeit zu der einen der kämpfenden Gruppen, der Partei, aus deren Händen Sie Ihre Mandate erhielten; und somit

aus meiner Pflicht als Sozialist, das heißt: als Mensch, die mir auferlegt, Alles, was ich kann, zu tun, um das wieder bevorstehende Verbrechen an der Menschlichkeit, den drohenden hundert-, ja, tausendfachen Mord zu verhindern oder wenigstens zu vermindern.

Ich frage in meinem Namen und zugleich im Namen Aller, die mit gleichem Recht sich meiner Fragestellung anschließen:

Glauben Sie als Mitträger der Regierungsgewalt und somit in erster Linie Mitverantwortliche, Alles getan zu haben, um das noch auf lockerm Sande stehende Staatsgebäude vor der drohenden Erschütterung und Vernichtung zu bewahren?

Können Sie als Menschen von sich behaupten, kein Teilchen der Schuld an dem Wiederaufleben des brutalsten Feindes der Menschlichkeit: des Militarismus, zu tragen? Können Sie vielmehr sagen, daß Sie alle Ihre Kräfte der Ausrottung dieses alleinigen Urhebers eines immer größer werdenden Volkselends, dieser Brutstätte der Gegenrevolution gewidmet haben?

Sind Sie als Sozialisten, als Vertreter der Arbeiterklasse, Ihrer Pflicht gegen die Geschichte des Sozialismus, gegen Ihre Mandanten gerecht geworden, und haben Sie den sozialistischen Gedanken vorwärts getrieben, den Arbeitern die bestmöglichen Kampfesbedingungen verschafft?

Vielleicht sind Sie bereit, das Alles zu bejahen.

Jedoch wollen Sie dabei bedenken:

Noch sind die Kohorten der von Ihnen als Landesverräter gebrandmarkten Baltikum-Abenteurer mit Ihrer duldenden Zustimmung im Besitz ihrer Mordwaffen; als Kerntruppen der Gegenrevolution brennen sie darauf, diese gegen die Arbeiter zu gebrauchen.

Noch bestehen die sogenannten Einwohnerwehren Berlins zu achtzig bis neunzig Prozent aus nationalistischen und monarchistischen Elementen; sie werden mit Wonne die ihnen mit Ihrer Sanktion übergebenen Gewehre vor jedem einziehenden Diktator des ancien régime präsentieren.

Noch liegt die Führung der Reichswehrtruppen zum weit überwiegenden Teil in den Händen der frühern Berufsoffiziere, deren Mehrheit nichts verhaßter ist als die gegenwärtige Staatsordnung; es wird ihnen eine Genugtuung bereiten, im rechten Augenblick zum mindesten Verwirrung in die ihnen unterstellten Verbände zu bringen.

Dagegen sind die Arbeiter mit Ihrem Willen entwaffnet, durch hemmungslose Unterdrückung, Verfolgungssucht und diktaturlüsterne Provokation verbittert, mit den unverantwortlichsten Entstellungen und Lügen vergiftet, gegeneinandergehetzt; sie werden den wohlbewaffneten Haufen der natioialistischen Soldateska unbewehrt, uneinig, dank der Verbitterung unentschlossen gegenüberstehen und mit ihrem Blute zehnfach alle Versäumnisse ihrer parlamentarischen Vertreter zu bezahlen haben.

Genossinnen und Genossen!

Die deutsche Geschichte des Sozialismus weist bisher zwei schwarze Blätter auf: das eine berichtet von sozialistischen Volksvertretern, die nicht imstande waren, die wirklichen Absichten einer verbrecherischen Regierung rechtzeitig genug zu durchschauen, um pflichtgemäß die Menschheit vor der ihr drohenden, furchtbaren Gefahr zu warnen und zu schützen; das zweite der schwarzen Blätter zählt die un-

gesühnten Morde auf, die unter einer halbsozialistischen Regierung an den Besten der sozialistischen Idealisten begangen wurden.

Ersparen Sie, Genossinnen und Genossen, der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie das dritte schwarze Blatt!

Tun Sie Ihre sozialistische Pflicht! Bewahren Sie die Hüterin des Sozialismus, die auch jetzt noch unfreie, ausgebeutete Arbeiterklasse durch Anwendung der Ihnen zu Gebote stehenden Machtmittel vor der Gefahr unnötiger Dezimierung, vor der Gefahr des Rückfalls in soziale Hörigkeit! Suchen Sie nicht die Entlastung von Ihrer Verantwortung in dem Beifall einer urteilslosen Menge zu wohltönender Rede! Gehen Sie vielmehr daran, den Weg zu bereiten zur Wiedervereinigung aller nützlichen Teile der deutschen Arbeiterklasse unter dem niemals verlöschenden Fanal des freien, menschlichen Sozialismus!

Noch ist es nicht zu spät. Aber es scheint, daß die Zeiger sich zur letzten Stunde neigen.

Das leere Schloß von Ignaz Wrobel

Seit Kaiser Wilhelm der Zweite das berliner Schloß seiner Väter verlassen hat, steht es leer. Keiner ist für die Dauer dort eingezogen — seitdem Ende 1918 und Anfang 1919 einige Spektakelstücke darin aufgeführt worden sind, steht es ganz leer. Die Regierung wohnt in der Wilhelm-Straße.

Man sagt, dieses alte Schloß habe einen Hausgeist, eine im Nachtwind lohende weiße Frau. Es kann sich somit glücklicher schätzen als das Geschlecht der neuen Hohenzollern, die gänzlich ungeistig waren, und ich denke, daß die Zeit gekommen ist, wo auch wir an diesen Geist glauben dürfen. Das Schloß ist nicht leer.

Das berliner Schloß kann von der Regierung deshalb nicht bezogen werden, weil der alte monarchistische Geist darin wohnt, und weil diese Regierung Angst vor ihm hat. Nachts weht der Geist durch die öden Korridore. Und tagsüber? Tagsüber regiert er.

*

Staatsrechtlich ist Folgendes vor sich gegangen:

Durch einen gewaltsamen Umsturz haben sich im November 1918 Männer zur Regierung aufgeschwungen, die dazu — rein staatsrechtlich genommen — zunächst nicht das geringste Recht hatten. Alle ihre Regierungsakte waren, vom Standpunkt des getreuen Monarchisten gesehen, ungültig und unwirksam. Revolution. Die Revolution hat Recht geschaffen, weil sie Macht schuf.

Wir entsinnen uns Alle wohl noch dieses gänzlichen Vakuums, das damals, im November 1918, Deutschland darstellte. Alle Leute gingen herum wie die Kinder, wenn Mutter fortgegangen ist — man war frei, aber man traute sich nicht so recht.

Die Revolution ist dann sabotiert worden, die Kleinstaaterei blieb erhalten, und die neuen Männer fußten auf dem alten Recht und hatten nur den begreiflichen Takt, von dem kleinen Staatsstreich, dem sie alles verdankten, möglichst wenig zu sprechen. Im übrigen aber: Allgemeines Landrecht 10, II, 17 und alte Kabinettsordres aus dem Jahre 1851, und was dergleichen Gummiparagraphen mehr sind. Es waren verschämte Republikaner. Seien wir doch offen: verschämte Monarchisten, die nur keinen Monarchen haben.

Die neuen Männer schwammen wie eine dünne Fettschicht auf dem Meer, und dann kam die riesige Wasserflut der Reaktionäre, mit denen sie arbeiteten. Diese Republik hat niemals verstanden, ihre Macht wirklich aus sich selbst zu stabilisieren. Ein Heer? Die Gewerkschaften waren vollzählig da, gut und zuverlässig an Gesinnung, leicht zu bewaffnen und meist aus alten Soldaten bestehend. Noske begann seine Wehrarbeit mit einem Herrn v. Bismarck und führte das alte Offiziercorps, dessen Macht erloschen schien, neuen herrlichen Zeiten entgegen.

Den großen Verwaltungsapparat konnte man nicht von heute auf morgen reorganisieren. Aber man konnte die allerschlimmsten Säulen des alten Regimes entfernen, konnte immer und immer wieder — ohne Gesinnungsschnüffelei — zeigen, daß es heute nicht mehr ersprießlich sei, monarchistisch oder reaktionär zu empfinden, und konnte die, sicherlich anständigen, Elemente, die sich nicht ändern wollten, pensionieren.

Die republikanische Regierung ist so gut wie machtlos. Ihr eigner Apparat höhnt sie aus und verkehrt fast alle Maßregeln durch die berüchtigten „Ausführungsbestimmungen" in ihr Gegenteil. In der Wilhelm-Straße zu Berlin sitzen, den größten Teil des Jahres durch Stacheldrahtverhaue geschützt, ein paar Männer; alle Provinzen lachen darüber und machen, was sie wollen. Und das ist nichts Gutes.

Die heimkehrenden Kriegsgefangenen werden in den Durchgangslagern von monarchistischen und reaktionären Offizieren empfangen und bearbeitet.

In Potsdam findet, wie in alter Zeit, unter Anwesenheit der Offiziersfrauen, die dabei garnichts zu suchen haben, eine preußische Parade (in Friedensuniformen) statt, bei der ein Angehöriger der Lüttwitz-Vereine dichtet: „Das ganze Leben sei euch ein Parademarsch!" (Schade, daß kein Echo da ist.)

In der Universität Berlin hält ein pazifistischer Professor, Nicolai, eine Vorlesung, wird von den anders denkenden Studenten angeflegelt und findet bei der Republik keinen Schutz.

Irgendeine Aufklärung über die Kriegspolitik findet nicht statt — begeistert kaufen die Deutschen nach wie vor Bücher, die den Militarismus verherrlichen (Die drei kommenden Kriege. Englands Auseinandersetzung mit seinen Brüdern von der Entente. Deutschlands Aufstieg in den kommenden Wirren.)

In den militärischen Aemtern sitzen die alten Offizierstypen und machen Jedem das Leben zur Hölle, der ihnen in die Finger fällt — Niemand wehrt ihnen. Klagen auf Klagen kommen von den Gequälten und Verärgerten, von den alten Soldaten an die Zeitungen, an die Volksvertreter — Niemand ist mächtiger als die Beamten.

Im Auditorium maximum der berliner Universität hält der geschlagene General v. Falkenhayn über den Feldzug in Rumänien einen Vortrag, der von den Zuhörern ausschließlich deutsch-national gewertet wird. Heizung und Licht zu diesem Vortrag bezahlt die Republik.

„Heute abend", besagt eine Anzeige, „findet in den gesamten Festräumen des . . . ein Wohltätigkeitsfest der Kampfwagenverbände Lüttwitz statt." Kampfwagenverbände — das sind Vereinigungen der Leute, die über die Instrumente verfügen, womit man zur Zeit Deutsche tötet.

Die Bürgerräte und Bürgerbünde festigen sich. Einwohnerwehren sind plötzlich da, die Lasten werden von den Kommunen getragen, in den meisten Fällen werden sie schwer militaristisch — in altem, bewährtem Geiste — geleitet.

Hinweise auf die alten Fehler im alten Heer werden mit den wildesten Beschimpfungen der neuen Republik abgewiesen. Niemand von der Regierung erwidert. Ja, man hat das deutliche Gefühl, als sei es diesen Männern peinlich, wenn auf das alte Regime etwas Böses gesagt wird: man ist doch immerhin, ein wenig, entfernt verwandt . . .

Die alten Militärs erfreuen sich noch des alten Einflusses in der Verwaltung. Da schreibt eine Dame, die ihren Namen und ihre Wohnung nennt, an die ‚Weltbühne':

. . . Ein Fall, der mich tief empört, sollte eigentlich näher unter die Lupe genommen werden. Die liebliche Dame, bei der ich wohne, ist eine „Frau Major". Unzweifelhaft. Der Mann fiel als Major in Rußland 1914. Sie bekam die Majorswitwenpension. Vom Oberst war er noch ziemlich entfernt. Nun wurden alle Hebel, alle guten Freunde, vor allen eine „Exzellenz" v. S. in heftigste Bewegung gesetzt. Und die „Exzellenz" erwirkte das Ersehnte denn auch: Diese Dame erhält die Oberstwitwenpension. Sie hat Vermögen, ausreichend, ist kinderlos, gesund, kräftig — aber von einer Faulheit, die alles, was ich in dieser Hinsicht für denkbar

hielt, weit übersteigt. Sie erstickt fast in Fett und Selbstzufriedenheit. Nun kann sie noch fauler sein, was zwar kaum möglich ist. Wenn ich bedenke, wie arme Frauen mit vielen Kindern, oft auch noch krank, schwer kämpfen müssen um die kümmerlichen Renten, wie denen entzogen wird, was nur möglich ist — und dann diesen Fall daneben: dann könnte ich verzweifeln an allem!

Die Provinz treibt Rassenverhetzung schlimmster Art. Hier mag der vertrauliche Bericht eines Offiziers vom siebzehnten Januar 1920 Platz finden:

. . . Sie glauben ja garnicht, wie grade Hannover Stadt und Provinz augenblicklich der Schauplatz einer wahnsinnigen Agitation in reaktionärer Hinsicht ist. Man scheint allmählich eingesehen zu haben, daß der Arbeiter sich nicht mehr gegen den Arbeiter aufhetzen läßt, ich für mein Teil habe die felsenfeste Ueberzeugung, daß die von ultra links (?) inszenierten Putsche neben vielleicht einigen Schwärmern nur den Mob in seiner übelsten Auslese im Gefolge haben. Also damit kann die Reaktion nichts mehr anfangen. Der verständige Arbeiter ist ja viel zu vernünftig und zu geschult, um nicht hinter diesem ganzen Kram die Reaktion zu sehen. Und nun greift man zu einem andern Mittel. Provinz Hannover ist zum großen Teil nur landwirtschaftlich, Bund der Landwirte, deutschnational alias konservativ — nun, da hat man ja immer noch in der großen Kiste ein paar Mittelchen, die geschickt angewandt, als Mittel zum Zwecke dienen. Mit U. S. P. und K. P. D. ist es nichts, also nun so ein bißchen feuchtfröhliche Judenhetze. Sie glauben nicht, welche Formen das hier angenommen hat. In der gemeinsten Weise wird hier ein Haß ausgesät, der, wenn er aufgeht, die bedenklichsten Folgen haben kann. Hier hat man ein scheinbar ganz neutrales Mittelchen, um den Brand zu entzünden. Ist der Klamauk erst da, so kommt der wahre Charakter durch: die Reaktion. Es ist bezeichnend, daß die Judenhetze grade von denen kultiviert wird, die früher Vaterlandswohl in Erbpacht zu haben vorgaben. Hier in unsrer Stadt ist es jetzt gelungen, die Ankleber der Schmutzsprüche festzustellen. Man hat einen dabei erwischt, als er am hellichten Tage unsre Anschlagssäulen damit dekorierte. Es ist ein Unterprimaner, der Sohn des deutschnationalen Justizrates S. In Eisenbahn und auch sonst hört man die gehässigsten Aeußerungen. Sie wissen, daß ich als vierzig Jahre alter Politiker eine Bewegung nicht mehr in ihrer Tragweite überschätze, aber hier muß ich sagen: Wohin soll das führen? Hier sammelt sich im Stillen ein Haß an, der, zum Brand entfacht, fürchterlich in die Erscheinung treten muß. Unsre Provinz ist bislang die ruhigste gewesen, nie ist es gelungen, uns Niedersachsen aufzuputschen, aber jetzt mit der infamen Judenhetze, da heißt es: auf dem Posten sein. Es wird garnicht mehr diskutiert, daß die Juden umgebracht werden sollen, sondern nur, wie man sie umbringen will. Hat der Deutsche denn nun alle Kulturerrungenschaften abgestreift? Will er denn nun mit Gewalt gegen sich wüten? Nach Mitteilung aus Bremerhaven hat man dort ja schon Stempel gefunden mit dem Umdruck: Germanisches Armeeoberkommando, Sektion Bremen — Mahlzeit, also so weit ist es schon. Sehen Sie den Reichshammerbund an, betrachten Sie die fortwährenden judenhetzerischen Aufputschungen der Reichswehr: hier handelt sichs tatsächlich um eine großangelegte Offensive. Strategisch und taktisch klar erkennbar. Man putscht die deutschnationale Jugend auf, man putscht die Jungens in der Reichswehr auf. Diese gewissenlosen Leute wissen genau, daß die jungen Soldaten der Reichswehr, wie wir sie heute haben, politisches Verständnis nicht besitzen. Durch

das Siebsystem hat man es verstanden, alle, die kritisches Verständnis haben und gezeigt haben, an die Luft zu setzen. Was wird nun geschehen? Ist es eine verläßliche Truppe? Brechen nicht hier und da, geschickt aufgeputscht, Mord- und Plünderungsinstinkte durch? Oder ist es schon ein Verdienst der Truppe, wenn sie bei ausbrechenden Judenunruhen neutral bleibt, um nicht für die Juden kämpfen zu müssen? Mein Lieber, das sind alles Fragen, die mit der Reaktion im engsten Zusammenhange stehen. Das ist Spekulation auf die niedersten Leidenschaften, um politischen Dunkelmännern zur Erreichung ihrer Ziele zu dienen. Ich bin kein Schwarzseher, aber hier muß etwas geschehen, etwas mehr als bisher. Vielleicht ist Ihnen in Berlin die Gefahr noch nicht als so groß erschienen, aber wir hier in der Provinz, wir haben einen sichern Blick dafür. Hat Berlin die Monarchie geschmissen, nun, so schmeißt die Provinz die Republik. Jedes Mittel ist recht dazu. Sollte dies nicht der Gedankengang sein? Für mich steht es fest, daß der Beginn der Offensive gegen die Republik mit einem Judengemetzel beginnen wird. Jetzt ist es noch Zeit, Gegenmaßregeln zu treffen. Worte nützen nichts, Taten! Die Bewegung muß auf Männer, auf Organisationen treffen, an denen sie sich tot läuft. Hier liegt eine unsrer Aufgaben. Niemand zu Liebe. Niemand zu Leide. Schieber müssen erwischt werden: wir wollen uns aber nicht, durch Rassenhaß verblendet, davon ablenken lassen, sie dort zu nehmen, wo sie sitzen und den „germanischen Schiebern" einen Freibrief ausstellen. Ich kann nur empfehlen: Zugefaßt, frisch ans Werk, jede Minute ist kostbar. Bricht der Sturm los, dann Gnade Gott! Kleinarbeit auch nach dieser Richtung hin! Es ist dringendste Gefahr im Verzuge.

Die alldeutschen Blätter — und fast alle bürgerlichen Blätter sind alldeutsch — höhnen in frechster Weise die Republik. Ein geistiges Gegengewicht wird nicht geschaffen.

Diese Regierung regiert nur, weil die Leute zu müde sind, sie davonzujagen. Die Hilflosigkeit dieser Minister mitanzusehen, in praktischen Fällen mitanzusehen, ist mitleiderweckend. Sie können ja nicht —! Sie wirken wie Familienväter, die der Frau was befehlen, aber die Frau steckt sich die Haare auf und geht ihrer Wege. Und Vater schüttelt traurig den Kopf . . . Sie können ja nicht. Hinten und vorn eingeschnürt von ihrem Apparat, der ihnen viel wichtiger ist als alles Andre, verharren sie regungslos.

Sie paktieren ängstlich mit einer Welt, die sie nie für voll nehmen wird, und die sie haßt, haßt, haßt. Wackelnd und lavierend bejahen sie noch den schlechtesten deutschen Typ, der heute so aussieht, wie Bismarck ihn haben wollte —: willenlos nach oben, roh nach unten, eingekniffene Lippen, hochgebürsteter Schnurrbart, kurze Stirn, kleine Augen. Aber tüchtig, nicht wahr? Und das bejahen sie. Statt hier zu sagen: Nein! Grade das nicht! Statt hier ins Mark zu treffen und den Provinzspießer, den Nurverdiener, den unbedenklichen Beamten zu verneinen.

Und Geschehnis gliedert sich an Geschehnis, und Keiner will sehen, wie wir offenen Auges ins Verderben laufen. Weit, weit hinter das Jahr 1914 zurück.

Es muß doch eine geheime Liebe zu den reaktionären Parteien dabei sein, wenn man sorgfältig untersuchen hört, was an ihren Angriffen berechtigt sei und was nicht. Wißt Ihr nicht, daß Erzberger, den ein dummer Junge aus Steglitz, wo es am übelsten ist, zu erschießen versucht hat, daß Erzberger, Scheidemann, Ebert — Noske kaum —, alle Demokraten — daß all das ein Knäuel ist, unter dem der Durchschnittsdeutsche das Schlimmste mitdenkt, was es für ihn gibt: Fortschritt?! Wißt Ihr das nicht? Wißt Ihr nicht, daß er die glänzende, prunkende, rohe Macht brauchte und haben wollte, weil sie ihm ein Teilchen und Quentchen abgab? Weil er auch etwas war — vor den Andern, die noch weniger waren als er —, wenn er nur die Spitze anerkannte? Noch der letzte Schutzmann auf dem Anmeldebureau muß „regieren", sonst macht ihm der ganze Dienst keinen Spaß. Und die Bevölkerung duldets gerne — es findet Jeder eine Stelle, wo er Schutzmann ist. Es lebe der Kaiser!

Diese Regierung ist auf die Dauer unhaltbar. Die Wachtmeistertaktik des Herrn Noske wird an dem harten Gang der Geschichte zerschellen — aufhalten wird er den Lauf der Dinge nicht.

Die Andern aber sollen sich nicht wundern, daß ihre Arbeit unersprießlich bleibt. Um zu regieren: dazu gehören vor allem einmal Mut und Macht. Dazu gehört die — nicht nur figürliche — große Geste, die da sagt: Jetzt sind wir die Herren! Wir wohnen im Schloß! Wir herrschen! Wir repräsentieren! Wir decken das Alte auf und zeugen Neues! Wir. Wir. Wir.

Aber freilich: dazu müßte man irgendeine Mehrheit seines Landes hinter sich haben. Man hatte sie einmal. Es ist das genau fünfzehn Monate her. Vorbei, vorbei.

Wohin gleiten wir? Dahin, wohin uns ein spießiger und kurzstirniger Kommodore gesteuert hat — und wohin wir doch wohl schließlich, wenn denn die Weltgeschichte einen Sinn haben sollte, zu gehören scheinen.

*

Durchs berliner Schloß aber der Kaiserlichen Republik Deutschland weht die weiße Frau. Sie klopft an die Türen, sie loht durch die Korridore, sie gleitet an den Fenstern vorüber. Wenn Ihr hübsch leise seid, könnt Ihr sie kichern hören.

Das Schloß ist ansonsten leer. Die Regierung traut sich nicht recht, die Krongüter anzutasten, gibt damit die Superiorität des atlantischen Admirals zu und wohnt in der Wilhelm-Straße. Da regiert sie.

Beherrscht aber werden wir von jemand anders: von einer weißen Frau im leeren Schloß.

Richard Dehmel von Julius Bab

Du, des Wort mich rein gesprochen,
als ich dumpf in Dämmern rang,
Du, der feiger Sinne Zwang
mit Gewitterschlag gebrochen —

Mann der Wahrheit, dessen Hand
stark war, Wirklichkeit zu greifen,
Mann der Klarheit, der mit reifen
Blicken jedem Stern sich band —

Auf flog nun des engen Raumes Fenster
und Dein Geist, der keine Schranke kennt,
stößt kometenhaft ins Firmament:
„Niemals sah ich noch die Nacht beglänzter!"

Tu felix Austria . . .

Wien singt. Wien tanzt. Wien plaudert. Wien sieht sich sterben zu. Wenn man einen Meister seines Fachs und prachtvollen Menschen von dieser lebenden Leiche wegzulocken versucht, dann gibt er zur Antwort, daß noch der Verwesungsduft eines Körpers, dessen Blütezeit er beglückt genossen, ihm lieblicher in die Nase steige als alle Wohlgerüche Arabiens und gar Berlins, wo er nicht begraben sein wolle. Kann ein Dramengebilde ganz wertlos sein, das einen diesen Wiener verstehen lehrt? Ce n'est pas le monde où l'on s'ennuie: so variiert in dem Schwank vom ‚Unmenschen' den Dialogkünstler Pailleron eine Fürstin, die seines Esprits sein möchte. Bevor man hingerafft wird, hat man, hat ein Mann keinen höhern Wunsch, als den letzten Walzer zu trällern, gleichgültig, ob von Strauß oder Straus, und erreicht es, sich in seinem Takte zu wiegen, schmelzend, dankbar und mit der Haltung, die eine Partnerin wie Fritzi Massary gebietet. Aber man wird eben garnicht hingerafft. Bella gerant alii . . . Ein oesterreichischer Kavalleriegeneral erwirkt seinem Koch im Kriege die goldene Tapferkeitsmedaille und nimmt nach Kriegsschluß die Beziehungen wieder auf, die er bei Kriegsbeginn hat abbrechen müssen — hoffentlich doch nicht vollständig —, und die für ihn die wichtigsten sind. Die Luft ist voll — nicht grade von Liebe, aber von Liebelei. Und es ist wiener Luft, es sind Umrisse wienerischer Menschen. Je seltener es möglich war, an den dramatisierten Feuilletons Hermann Bahrs Geschmack zu finden, desto unumwundener soll man ihm zugestehen, daß er hier manchmal von fern an Thaddäus Rittner erinnert. So rieseln, rinnseln, plätschern zwei Akte hin. Was vor allem tut daran wohl? Seien wir ehrlich: in Zeiten wie unsern ist reine Aesthetik ein Unding. Als wir keinerlei Sorgen hatten, da war uns diese Sorte Juchhe-Optimismus ziemlich fatal. Heute, wo wir nicht ahnen, was morgen sein wird, da sind uns Leute, die grundsätzlich nicht an morgen denken, ein Nervenbalsam. Weh dir, daß du kein

Wiener bist, der unbedenklich den ‚Segen des Krieges' zu preisen vermag, solange seinem kurzen Verstande einer in Aussicht zu stehen scheint, und dem der Völkermord, wenn er zur Revolution geführt hat, samt dieser erwünschte Gelegenheit zu boshaften Randbemerkungen und sonst nichts ist. Zwischendurch läßt der eifrige Leser Bahr seine Lieblingslektüre von einer Dramenfigur empfehlen, die tatenlos herumsitzt, weil sie kein ‚Tagebuch' für die Sonntagsnummern des Neuen Wiener Journals zu verfassen hat. Zum Beispiel: „Aus dem Pali hat der edle Karl Eugen Neumann die Reden Gautama Buddhas übersetzt." Der bücherschreibende Kollege erblaßt vor Neid. Zehntausend Mark oder eine lobende Kritik dem Dramatiker, bei dems nächstens einmal heißt: „Mit dem Theater beschäftigt sich der vermaledeite S. J. in seinen acht ‚Jahren der Bühne'." Im achten und siebenten mit dem Theater, das die Wienerin Fritzi Massary macht, derart ausführlich, daß ich mich diesmal damit begnüge, einen unartikulierten Freudenschrei über sie auszustoßen. Wenn von dieser Rasse in Wien noch mehr Exemplare eine Operette zu einer Angelegenheit der ernstesten Kunst adeln, dann begreife ich abermals meinen Wiener, der es vorzieht, dabei zu hungern und zu frieren, als satt und warm zu den Füßen unsres Lokalheiligtums Fräulein Orska zu hocken. Und Bahrs furchtbarer dritter Akt? brüllt ein abgesagter Verächter Wiens mir dazwischen. Nun, das Spiegel-Lied und das Olala-Couplet der Massary würden die Ehre der wunderbaren Stadt auf jeden Fall wiederherstellen. Aber brauchts denn das überhaupt? Dieser furchtbare dritte Akt stammt ja garnicht von einem Wiener. Er stammt von einem linzerischen Buam, dem der Talmud sein schlicht-katholisches Gefühl verwirrt hatte, ehe er an die Veden geriet. Welche Spintisiererei, die eine schöne Schwesternliebe beinahe blutschänderisch zersetzt und allgemeiner Menschenliebe das Delikt der Kuppelei und der Duldung von Kuppelei erlaubt! Jener Damengeneral nämlich blitzt bei einer jungen Frau ab, zum angeblich ersten Mal in seinem romanhaft erfolgreichen Dasein, und seine Schwester Comtesse und seine Schwägerin Baronesse bitten die junge Frau, dem gewerbsmäßigen Eroberer um Himmels willen nicht diese Niederlage zu bereiten, und der theosophische Gatte erwägt, ob die Seine nicht die Verpflichtung habe, dem armen Lustgreis gefällig zu sein, um ihm den Selbstmord zu ersparen. Aber der denkt nicht daran, an Selbstmord zu denken, sondern tröstet sich mit einer kaum flüggen Großnichte oder dergleichen, die obendrein Braut ist, und man bestaunt den Mangel an Takt und Selbstkritik eines klugen Schriftstellers, der nicht spürt, daß diese Konstellation und ihre Lösung nur durch souveräne Gestaltungskraft davor bewahrt werden könnten, über die Maßen unappetitlich zu wirken. Man liest diesen dritten Akt — und nimmt sich vor, Hermann Bahr zu erschlagen. Man sieht in den Kammerspielen zwei so anmutige, lautlose, streichelnde, herzliche Menschendarsteller wie Gustav Waldau und Hermann Thimig aus Wien — und läßt ihren Rollenlieferanten am Leben und betet dafür, daß ihre Vaterstadt über alle Krisen hinwegkommen möge.

Herr Stefan Großmann

Sehr verehrter Herr Jacobsohn,

wollen Sie mir freundlichst gestatten, die treffliche und treffende Naturbeschreibung des Schmetterlings Stefan Großmann, die Sie das vorige Mal gegeben haben, um einige kleine Züge zu ergänzen. „Er kann für Noske, er kann aber auch für Toller und dann wieder für den Kronprinzen", heißt es da. Nach meiner Erfahrung kann er aber noch mehr; er kann, zum Beispiel, für und wider Barnowsky, wie es ihm grade paßt, und je nach dem, ob er mit dem schleimigen Rüssel, den der Sammler an ihm feststellte, Gift oder Honig aus einer Blüte saugen will. In seiner neu gegründeten Zeitschrift muß ich als Blüte seinem Rüssel standhalten. Barnowsky kommt aus Breslau, sagt er, obgleich er sehr genau weiß, denn er hat meinen Verkehr recht eifrig gesucht, daß ich die Ehre habe, aus Berlin zu stammen. „Er hätte", meint er von mir, „als Brahms Nachfolger ‚Kaiser und Galiläer' in einer rein auf geistige Wirkungen gestellten Aufführung herausbringen und so Brahms Werk wirklich abschließen können." Was hat er denn überhaupt „als Brahms Nachfolger geleistet"? fragt er. So oft ich mir diese Frage als verpflichteter Nachfolger eines bedeutenden Vorgängers vorlegte, pflegten mich grade kritische Aussprüche von Stefan Großmann zu beruhigen, die „Bester Brahm" und „ein zur Sinnlichkeit bekehrter Brahm" lauteten. Und auch sonst viele und dankend entgegengenommene Anerkennung —

Seinen ganzen Reichtum und noch ein bißchen mehr breitete Victor Barnowsky gestern vor uns aus: Goethes ‚Egmont' und die Beethovensche Musik mit der Fülle seines Ensembles — kein Zweifel, Barnowsky hat heute das stimmreichste und stimmenschönste Ensemble Berlins — mit der aufs Detail gerichteten Energie seines mehr als tüchtigen Wesens. So kam ein vielleicht denkwürdiger Abend zustande. Das will grade bei einer ‚Egmont'-Aufführung viel bedeuten. Dem ‚Egmont' fehlt die letzte dramatische Leidenschaft. Sein Held ist ein großer Passiver. . . Deshalb hat ‚Egmont' immer wieder um sein Bühnenlos zu kämpfen, und es bedeutet mehr als einen normalen Sieg, daß Victor Barnowskys Inszenierung heute bejubelt wurde.

Die Aufführung von ‚Kaiser und Galiläer' im Lessing-Theater hatte keinen kühnen Gipfel, aber es war Barnowskys Kraft gelungen, die ganze Spielgesellschaft auf ein künstlerisches Hochplateau zu heben. Gutbürgerliche Darsteller in einen pathetischen Stil hinaufzuschrauben, gehört zu den allerschwersten Aufgaben des Regisseurs, zu leicht schmuggelt sich da eine naturalistische Handbewegung, ein Hände-in-den-Hosentaschen-Spiel in die geistig-

heroische Linie ein. Grade dieses schwerste Stück Arbeit hat Barnowskys Umsicht ganz bewältigt.

— eines Menschen, der, wie gesagt, meinen Verkehr suchte, mich in herzlichen Briefen nie anders als „lieber verehrter" nannte und mich sogar für bedeutend genug hielt, um mich wiederholt und dringend zur Mitarbeit am Feuilleton einer großen berliner Tageszeitung und gar zur Beurteilung brennender Fragen unsrer Theaterkultur aufzufordern.

Und nun frage ich Sie, verehrter Herr Jacobsohn, der Sie den Schmetterling auf Ihre Feder gespießt und sein Benehmen im Tierleben so anschaulich geschildert haben: Wann hat er die Wahrheit gesagt? Damals? Oder heute? Oder kann er sie überhaupt nicht sagen? Oder sind Schmetterlinge so vergeßlich? Und dann sagen Sie mir bitte auch, ob ein Kritiker, das heißt: ein Mensch, zu dessen vorurteilsloser und uninteressierter — uninteressierter! — Wahrheitsliebe ich doch zunächst Vertrauen haben muß, ein Schmetterling sein darf. Schmetterlinge sind ja wohl genäschig, und sie sollen einen vielseitigen, schwer zu befriedigenden Appetit haben. Was nun den unsrigen anbelangt: sage ich Ihnen etwas Neues mit der vertraulichen Mitteilung, daß bisher fast jede berliner Theaterdirektion, um von auswärtigen zu schweigen, seinen Rüssel als Blüte gelockt hat? Daß er mir, und mir nicht allein, während er meine Leistungen doch wohl mit persönlicher Uninteressiertheit beurteilen sollte, Theater- und Kino-Geschäfte vorgeschlagen hat, die von einem glücklichen und dauernd beschäftigten Unternehmungsgeist zeugten? Und da einmal die Frage gestellt ist, die im Interesse der Reinhaltung unsres literarischen Lebens doch wohl schließlich gestellt werden muß: können Sie mir und meinen Kollegen, die in derselben Lage waren und wieder in dieselbe Lage kommen können, nicht ein Wörtchen darüber sagen, mit welcher Art von Ueberzeugtheit oder von Achtung sie sich dem kritischen Urteil eines Zweiseitigen unterwerfen sollen, der vorn wie ein Kritiker und hinten wie ein Geschäftsmann aussieht? Wenn Sie mir aber sagen, daß Schmetterlinge mehrfarbig sein müssen, und daß sie grade nach dem Reichtum ihrer Farben vom Sammler geschätzt werden, so muß sich wohl mit dieser zoologischen Belehrung beruhigen

Ihr ergebener

Victor Barnowsky

Wichtiger Nachtrag:

Schmetterling hat mich auch für würdig befunden, ein geplantes, leider noch nicht vollendetes Stück, ‚Eckermann' betitelt, im Lessing-Theater aufzuführen

Kleine Anzeigen

Junger Dramatiker verloren gegangen!

Besondere Kennzeichen: sieht einander sehr ähnlich; tief, aber unbedeutend; verspricht viel und hält wenig. Der ehrliche Finder wird gegen hohe Belohnung gebeten, ihn zu behalten.

Das Junge Deutschland

*

Wer kann berühmtem Filmstar Unterricht in Talent geben?

Angebote unter „Henny"

*

Auf Grund des Belagerungszustandes wird bis auf weiteres jedem erwachsenen Deutschen das Denken verboten. Wer weiter denkt, wird erschossen!

Das Oberkommando

*

Uebersetzer, der die deutsche Sprache fließend beherrscht, wird gesucht, um meine Werke ins Deutsche zu übertragen.

Carl Sternheim

*

Heute Beginn des Vorverkaufs zur nächsten Premiere des Deutschen Theaters: der Tragödie ‚Die Herrin der Welt', nach dem gleichnamigen Film dramatisiert von Gerhart Hauptmann.

*

Ein Posten gut erhaltener Denker und Dichter (fast unbenutzt; wie neu!) preiswert abzugeben.

Das deutsche Volk

*

An Alle!

Wie werde ich in drei Stunden flotter Klassiker? Unterricht erteilt

Walter Hasenclever

*

Soeben erschien als besonders geeignete nationale Werbe- und und Aufklärungsschrift:

„Die Homosexualität — auch eine Frucht vom Giftbaum der Revolution".

Zu beziehen vom Verlag der Deutschen Tageszeitung

*

Mir ist zu Ohren gekommen, daß in gewissen Kreisen behauptet wird, ich wäre früher einmal Sozialist gewesen. Ich erkläre das für eine infame Verleumdung und werde in Zukunft gegen die Verbreiter diesese Gerüchtes vorgehen.

Noske

*

Aufruf!

Kapitalisten, Militaristen, Nationalisten aller Länder — vereinigt euch! Eure heiligsten Güter sind in Gefahr.

Liga zur Bekämpfung des Bolschewismus

*

Um gewissen im Umlauf befindlichen Gerüchten die Spitze abzubrechen, erkläre ich hiermit, daß die deutsche Revolution keine Parodie von mir ist.

Hans Heinrich von Twardowski

Rundschau

Anständigkeit „bis zu einem Prozent“!

Der Anwalt: „Hält der Zeuge es für zulässig, daß ein Mitglied des Parlaments bei der Vertretung privater Interessen als Mitglied des Reichstags auftritt, um die Erfüllung eines Wunsches bittet und dabei verschweigt, daß er persönlich interessiert ist?“

Zeuge Erzberger: „Das kommt meines Erachtens ganz auf den Fall an. Wenn ein Abgeordneter in ganz minimalem Umfange, zum Beispiel mit einem halben oder einem Prozent, beteiligt ist, dann halte ich es allerdings nicht für erforderlich, daß er besonders darauf hinweist, daß er beteiligt ist.“

24. Januar 1920

Die Valuta unsrer Moral ist so tief gesunken, daß wir im Begriff sind, eine neue Währung einzuführen. Das Papiergeld unsres moralischen Ansehens ist so entwertet, daß es nicht mehr durch das Gold der Gesinnung, sondern höchstens durch das Nickel oder das noch leichtere Aluminium des relativen Anstandsgefühles gedeckt werden soll.

Früher war man anständig, oder man war es nicht. Man war ehrlich, oder man war es nicht. Bestechlich, oder man war es nicht. Die Grenze lief grade dort, wo das Plus und das Minus des Moral-Thermometers auf dem Gefrierpunkt unsres Gewissens zusammenstießen.

Heute ist das nicht der Fall. Die Grenze soll um einen Grad, um ein Prozent, unter Null verschoben werden. Auch Der, dessen Moral ein Grad unter Null steht, soll als anständig gelten, solange sein Quecksilber nicht noch tiefer fällt. Nicht daß man nimmt, sondern daß man viel nimmt, soll in Zukunft verwerflich sein. Nicht das Wie der Gesinnung, sondern das Wieviel der Summe, die du dir einsteckst, soll entscheiden, ob deine Hände sauber sind.

Der Parlamentarier, dessen Befürwortung eines Unternehmens durch ein Prozent Gewinnanteil erkauft wird, und der dies verschweigt, bleibt durchaus anständig. Wer aber zwei Prozent nimmt, der ist bestechlich.

Der Bankbeamte, der von dem ihm anvertrauten Depot nur ein Prozent veruntreut, ist durchaus ehrlich. Wer aber zwei Prozent in seine Tasche steckt: der hat unterschlagen.

„Halt, Sie haben mir einen Pfennig zu wenig herausgegeben!“ „Aber ich bitte Sie: ein Pfennig von einer Mark — das ist durchaus erlaubt!“

„Unser Minister ist wirklich ein unbestechlicher Mann: da wurden ihm vom Viehverband zwei Prozent Anteil am Gewinn angeboten, wenn er . . ., aber er lehnte ab: über ein Prozent könne er unmöglich annehmen. Das verbiete ihm sein Gewissen.“

Aber ist der Minister, der so genial war, die gesunde Währung unsrer Moral auf einer neuen Grundlage aufzubauen, sie den „bestehenden Verhältnissen“, dem im Auslande notierten Kurse unsres moralischen Ansehens anzupassen, wirklich allein hierfür verantwortlich?

Müssen wir nicht vielmehr ihm noch dankbar sein, daß er den Valuta-Rückgang unsrer Moral nur mit einem Kursverlust von einem Prozent veranschlagte? Ein Andrer hätte vielleicht gleich mit fünf, mit zehn oder mit zwanzig Prozent gerechnet! Wenn wir die Unsummen in Betracht ziehen, die heute in Deutschland allein durch „Schiebungen“ „verdient“ werden, und den moralischen Kredit in Anschlag bringen, über den wir im Ausland überhaupt noch verfügen, so müssen wir zugeben: der Minister hat nur das ausgesprochen, wonach Tausende von uns handeln, und was Millio-

nen von uns im Stillen denken: anständig muß man sein — bis zu einem Prozent!

Nichts beweist so sehr, daß wir selbst, unsre gesamte Oeffentlichkeit an diesem Valuta-Tiefstand unsrer Moral mitschuldig sind als diese erschütternde, durch keine Anklage, kein Entrüstungsgeschrei und keinen Gewaltakt wieder auszulöschende Tatsache: ein deutscher Minister erklärt öffentlich vor aller Welt, daß man „bis zu einem Prozent“ noch durchaus anständig sein könne Wenn wir selbst nicht so tief stünden — wie hätte er sonst dies Wort wagen können, dies Wort das schwerer wiegt als alle sensationellen Enthüllungen des Prozesses, und das hingenommen wurde, als handle es sich um eine Belanglosigkeit: bis zu einem Prozent!

Ein Mann brach sein Ehrenwort und beteuerte hinterher, es sei nur sein „kleines Ehrenwort“ gewesen — das „große“ bräche er nie.

Auch bei uns wird nun die „kleine“ Ehre, die „kleine“ Ehrlichkeit eingeführt: die Anständigkeit bis zu einem Prozent.

Ob wir die „große“ überhaupt noch besitzen?

Das Quecksilber unsrer Moral sinkt rapide.

Siegfried von Vegesack

Der Abstieg

Es ist schon lange her.

Ist es wahr, daß es schon drei Jahre her ist? Man sagt, die schrecklichen Augenblicke im Leben würde man in der Erinnerung vergessen, oder sie würden in der Erinnerung lieb und süß sein. Und ängstliche Leute erzählen sich am Abend, daß die Zeit der beste Arzt sei. Alles, was am Abend erzählt wird, ist Lüge.

Wir wurden zu Beginn des Krieges gefangen genommen und nach Corsika gebracht. Hier hausten wir in einem alten Kloster. Das Kloster hatte seine Geschichte. Hinter seinen Mauern wurden die ersten Bücher auf Corsika gedruckt, in den weiten fliesenbelegten Sälen, in die jahraus jahrein durch die vielen Fenster die südliche Sonne scheint. Dann wurden Eisenstäbe vor die Fenster geschmiedet und strafgefangene Neger dort eingesperrt.

Und dann kamen wir.

Eines Tages mußten wir auf dem Klosterhof antreten. Die Sonne brannte. Der Himmel glänzte wolkenlos. Es war mittags-still.

„Sachen packen! Morgen kommt Ihr in die Ebene!“

So sagte der französische Korporal.

Wir wußten nicht viel von der Ebene. Wir wußten überhaupt nichts. Corsika ist eine Insel. Wir sind im vergitterten Viehwagen an der Küste entlang gefahren und dann zum Kloster emporgestiegen. Von unsern Saalfenstern aus sehen wir Felsen, spitz, kalt, mit dunkelm Unterholz bedeckt. Wenn wir des Sonntags in den kleinen Hof geführt wurden, durften wir auf das weite Meer blicken. Wie schön war das!

Und jetzt sollten wir in die Ebene, die wir nicht kannten. Nur das wußten wir:

In der Ebene liegt Gift.

Wir nahmen unsre Sachen auf den Rücken. Der Abstieg begann. Der Fels glühte, Staub wirbelte, Steine rollten. Mancher strauchelte im schmalen Pfad. Mancher stöhnte, stand still, ließ sein Bündel zur Erde fallen und sank bleich, lächelnd nieder. Die Luft wurde schwerer. Es war, als legte sich uns eine Hand an die Kehle und drückte langsam, langsam zu . . .

Dann kamen die Tage, da Einer nach dem Andern sich auf das Stroh legte, vergiftet. Sumpffieber schüttelte ihn. Wut rüttelte ihn von seinem Lager.

Arbeiten oder Gefängnis!

Lieber Gefängnis. O, sperrt mich ein, wo es dunkel ist und kühl und still. Gebt mir Gefängnis! Ich kann nicht mehr! Das Blut dreht sich und hämmert an die Adern und fließt in das Meer. Seht Ihr, wie rot das Meer ist! Ich klage an: Eure Schuld! Auch Ihr habt Blut! . . .

Es sind schon drei Jahre her. Jede Woche träume ich von unserm Abstieg in die Tiefe. Dann höre ich deutlich, wie Einer die harten Worte spricht: Jetzt geht es in die Ebene. Aus dem Sumpf kommt Keiner heraus. Wir sind alle Verurteilte.

Jede Woche fühle ich einmal das Gift der Ebene in mir emporsteigen, das ich damals schluckte. Es sind drei Jahre her. Ich weiß, daß kein Kamerad anders fühlt als ich.

Leiden, Qual? Wir wollen nicht klagen. Unsre Landsleute, die Heim-Schläfer, tun es auch nicht. Man betet oder amüsiert sich oder tut beides. Wie schön, daß es Wohltätigkeitsbälle gibt. Wenn Ihr heimkommt, Kameraden, drückt man euch fünf Mark in die Hand. Ruhig bleiben, Kameraden! Beten und amüsieren. Nur nicht denken. Niemals denken!

Walther Teich

Bei Ludwig Hardt

Bei Ludwig Hardt, dem Rezitator, fiel mir vor Jahren schon ein Körperliches auf, das eigentlich ein Geistiges ist. Es fiel auf, fiel ein, blieb haften. Wenn Ludwig Hardt gesprochen und gestaltet hat, dann scheint das Gesprochene, obwohl schon eingesickert in das Labyrinth unsres herzgewordenen Ohres, noch eine Zeit als Rauchkugel vor ihm, vor seiner Mundhöhe zu schweben. Es ist immer noch seinem Ich verhaftet, es kann sich nicht trennen. Das dünkt ihn schmerzvoll, er will los, er bewegt die Gesichtsmuskeln, als durchrisse er unsichtbare Stränge, ein paar Mal; dann ist er frei und beginnt ein neues Gedicht.

Dem Seidenwurm vergleicht Goethes Tasso einmal den Künstler. Der spinnt nur ein Werk und spult aus sich heraus den endlosen Cocon, um, in die Höhlung des eignen Gebildes kriechend, darin die große Verwandlung zu sterben. Nur halb paßt dies Gleichnis auf Ludwig Hardt. Denn mit einem kurzen, ergreifenden Zucken von Mund und Kinn — mit jener Geste, die seine schönste und innerlichste und zugleich seine einzige ist — reißt er das Vollendete von sich ab. Er will darin nicht untergehen, sich nicht verwandeln. Er spinnt immer Neues.

Ist das nun Pose? Wer das für eine Pose hält, verkennt völlig den Unterschied zwischen Pose und Geste. Pose stammt von „ponere", und ein Elender möchte der Künstler sein, der ganz von außen in sein Inneres etwas „setzt, stellt, legt", etwas, das nun unbewegt darin umhergeht und aufliegt. „Gerere" aber heißt: „führen", und ein Gestus kann nur von einem Führer und Täter kommen.

Das ist Ludwig Hardt, oft genug. Wenn er, uns nachlockend, auf halsbrecherischer Treppe in die schiefen Türme Jean Pauls hinaufsteigt, dort auf gewagtem Balken sitzend — „verstiegen" schon, wie es der schlechtere Teil des Publikums nennt — die süßen Bäche phantastischer Glockenspiele entfesselt, dann ist ers Ein Führer ist er, wenn er die Logik einer Vers-Seite von Karl Kraus so überschärft, daß aus den Lan-

zenspitzen der Dialektik ein Filigranspiel wie für Kinder wird und eine Melancholie und Süße daraus quillt wie aus Gedichten von Li-Tai-Pe. Und ein Täter ist er, wenn er, so manchen Ekstatikerschwindel jüngster und älterer Zeiten zerhauend, den stillen Matthias Claudius umarmt, den guten Bürger, den Bürger der Güte, des Herzens oft auch pfiffigen Rationalisten. Ein Täter, wenn er in Wedekinds ‚Rabbi Esra' aus zynisch petroliertem Holz die schöne, steile Flamme sexueller Wahrhaftigkeit aufsteigen läßt.

Dieser Hardt hat so wundervolle Programme, daß man, zu seinen Füßen sitzend, mit Leichtigkeit undankbar wird und „Warum nicht noch wundervollere?" denkt. Denn wie man andre Rezitatoren mit einem „Das eben könnt Ihr!" beschränken und vorsichtig lieber sie abhalten möchte, ihren Kreis erweiternd zu zerreißen, will man übergierig von Ludwig Hardt mehr und alles empfangen. Wo bleibt der seit Jahren ersehnte Eichendorff-Abend, wo insbesondere die nur von diesem Sprecher zu erwartende, Italien und Deutschland in einen Goldregenbusch zusammenschmelzende Wiedergabe des ‚Taugenichts'? Wo Hebbels Gedankendichtung? Ja, vor allem Hebbel möchten wir aus diesem Beben und Härte kennenden Munde hören — Hebbel, den Liebenden, der (aus einem Epigramm durch alle Stockwerke zur Rührung niederbrechend!) seiner Christine sagte: „Es könnte einer Dir das Leben rauben, und wäre Dir schon halb Dein Blut entquollen, so würdest Du ihm noch im Sterben glauben, er hätt' Dir bloß die Ader öffnen wollen." Wo bleibt Hardts, dem das achtzehnte Jahrhundert das nächste ist, Zeugenschaft für Hölty, den Ungekannten, Hölderlin, den wenig Gekannten, Herder, den Europäer? Wo seine Zeugenschaft für den Norweger Hamsun, für Gogol, überhaupt für Rußland? Er spreche vieles, er spreche alles — was irgend die Würde menschlicher Stimme braucht und nicht (ich denke vielleicht an Liliencron) bei einer Zigarre allein gelesen werden kann.

Wünschen wir aber so Reiches und Schönes, so müssen wir diesen Künstler auch stützen und schützen gegen den Mob, der ihn noch immer hemmend umbrandet. Wir müssen zu ihm gehen, immer wieder und jedes Mal. Ist es nicht eine Schande für Berlin, daß der Mann, der seit Milans Tod unter allen Sprechern die geistigsten und die ehrgeizigsten Programme bringt, vor seinem Kassierer nur bestehen kann, wenn er als Variété-Nummer zum Schluß dem Publikum seine Lieblinge von Bassermann zu Pallenberg vorkräht?

Heinrich Eduard Jacob

Ludwig Thoma

Dieser gute alte Mann hat seine ‚Erinnerungen' veröffentlicht (bei Albert Langen in München). Und ich hätte nie geglaubt, daß ich einmal so über ihn, dessen Bild jahrelang in meiner Stube hing, würde urteilen können.

Der Gesamteindruck des Büchleins ist: Welch ein Spießer! Das also ist der Mann, der im Gefängnis sitzen mußte, weil er das Heiligste, wo der Deutsche hat, beleidigt haben sollte — das ist der Mann, der in den kleinen Städten fast so etwas wie ein Bürgerschreck gewesen ist? Es ist derselbe, wenn wir uns entsinnen, daß auch die Angegriffenen oft genug über ihn geschmunzelt haben — was hierzulande als Vorzug eines Satirikers gilt; lindert doch der „goldene Humor" die

schlimmsten Wunden. Das also ist der Bubu?

Er hat viele Menschen in seinem langen Leben kennen gelernt; er ist im Ausland gewesen und hat mit „Namen" gesprochen — aber nichts ist haften geblieben. Was hat dieser Biertrinker bei Rodin empfunden? Was bei Dichtern wie Keyserling? (Man lese die kümmerlichen Charakteristiken im Buche. Man lese sie lieber nicht.) Was hat dieser Mensch überhaupt empfunden?

Er liebt seine Heimaterde. Das ist schön. Wer so am Boden hängt, taugt — wenigstens — partiell etwas. Aber braucht deshalb noch kein großer Kerl zu sein.

Thoma ist es gewiß nicht. Ob sich die Nachricht noch bewahrheiten wird, daß der ‚Simplicissimus' von nationalistischen Geldverdienern gekauft ist, weiß ich nicht. Er wäre damit mundtot gemacht — das wäre der einzige Nutzen dieses Kaufs. Aber es war ein überflüssiger Kauf — denn er war ja seit dem August 1914 so national, wie man es bei der Schwerindustrie nur wünschen konnte, ja, er war sogar perfid national, weil er sich immer noch oppositionell gab. Der Wortführer dieser umgefallenen Zeitschrift war Thoma. Er hätte über sich selbst im Kriege (zehn Jahre vorher) ein schönes Gedicht geschrieben . . .

Gut sind die negativen Urteile über den berliner „Betrieb". Gut ist die Ehrlichkeit der Empfindung, wenn es sich um seine nähere Umgebung handelt. Wir gönnen ihm einen freundlichen Lebensabend und wünschen ihm viel Glück auf Erden. Aber welch ein Spießer! (Und wir haben ihn doch einmal, hols der Teufel, lieb gehabt, und er war auch — damals — ein Künstler und ein Polemiker und stellenweis ein Satiriker, dem mein guter Freund Kaspar Hauser nicht das Schlechteste verdankt . . .) Und jetzt?

Welch ein Spießer!

Peter Panter

Antworten

Neugieriger. Sie fragen, wer im Prozeß Helfferich-Erzberger eigentlich den Vorsitz habe. Aber Helfferich! Oder nicht? Zeuge Haemmer: „Ich muß mir das ganz entschieden verbitten." Helfferich: „Sie haben sich garnichts zu verbitten." In eine Ordnungsstrafe hat er ihn nicht genommen. Ordnungsstrafen sind nicht sein Fall.

Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Techniker. Für Berichtigungen muß ich doch Platz haben. „Wie kannst du nur, liebe Weltbühne, sogar noch in deinen Druckfehlern so verderbt sein, daß du unsre arme Exzellenz Philipp mit der verdorrten Hand durch einen indiskutabeln Verwandten zu kompromittieren versuchst! Du nennst mich in Nummer 6: Scheidemann. Aber ich bin tatsächlich, wie meine Schrift über den ‚Wiederaufbau der zerstörten Gebiete' ja auch einigermaßen vermuten läßt, kein Bruder dieses Edlen, den das Vertrauen von 50,5 % der Bürgerschaft Cassels trägt. Ich heiße ganz schlicht: O. Schneidratus. Wie willst du's verantworten, wenn ich nun in — allzu verständlichen — Größenwahn verfalle?" Du wirst nicht verfallen.

Hamburger. Ihr habt neulich den wehrlosen Moissi angepöbelt, der bei euch Dichter lesen wollte. Für Dichter seid Ihr nicht — Ihr seid für, möglichst fettes, Gänseweißsauer mit Bratkartoffeln. Aber Ihr, Republikaner und freie Hansestädter, hättet den Moissi sogar seine Dichter lesen lassen, wenn er kaisertreuer — also staatsfeindlicher —

Gesinnung wäre. Auch waren viele sogenannte Zeitfreiwillige dabei, die Handgranaten und Stinkbomben zückten — ein neuer Beweis, daß diese ganzen Institutionen von Sicherheits- und Einwohnerwehren nichts als ein lebensgefährlicher Unfug sind. Es kommt hierbei garnicht in Frage, ob Moissis Kommunismus sympathisch ist oder nicht. Wem er so unsympathisch ist, daß ihm Moissis Künstlerschaft dadurch verdunkelt wird, der soll nicht hingehen. Aber ist dies eine Republik? Es ist eine nationalistische Gosse.

Sprachler. Deine Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins macht, wie das so bei deutschen Fachblättern Mode ist, verkappt Politik, selbstverständlich nationale — und rüpelt meinen Stabsoffizier an, von dem sie dir und dem andern Leser vorlügt, daß er das alte Heer und seine Führer verächtlich zu machen suche. Diese Oberlehrer, die nicht imstande sind, einen deutschen Satz hinzuschreiben, sollten ihre Finger von einem Manne lassen, der mehr für das gute Deutschtum getan hat als alle fünfunddreißig Jahrgänge ihrer traurigen Zeitschrift zusammen.

Görlitzer. Sie schreiben mir: „Hoch der Militarismus! Die Reichswehr kommt mit klingendem Spiel von der Uebung zurück. Voran, groß, die Fahne Schwarz-weiß-rot, auf jedem Bagagewagen die Fahne Schwarz-weiß-rot — wie eine Herausforderung. So weit sind wir wieder. Die Görlitzer sind stolz — in hellen Haufen laufen sie neben der Fahne. ‚Ja, unser Kaiser, wenn wir den wieder hätten!‘ Was sagt Berlin dazu?“ Bravo! Wenn Noske etwas sagen dürfte, würde er Ja sagen. Denn statt den Militarismus, der das Land ins Unglück gestürzt hat, zu entfernen, päppeln sie ihn wiederum hoch und werden ihm bald die Möglichkeit geben, das Land in noch größeres Unglück zu stürzen.

Schornalist. In deinem Fachblatt ‚Deutsche Presse‘ steht zu lesen, der Berliner Lokalanzeiger plädiere für Auslandsvertreter der großen politischen Presse, die dergleichen brauche, „wenn sie sich nicht ihrer eignen Meinung begeben will“. Ich weiß nicht, was das Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt unter einer eignen Meinung versteht. Seine Schreiber mußten von jeher die Meinung der Geschäftsinhaber vertreten. Diese haben jetzt wieder gewechselt. Die neue nationalistische Gruppe wird noch heftiger als die alte ihre Kulis stacheln: zu hetzen, zu lügen, Schaden zu stiften. Wozu sind da Auslandsvertreter nötig? So wenig schwer es im Sommer 1914 gewesen ist, sich eine russische Mobilmachung aus den Redaktionsschmutzfingern zu saugen, so wenig Mühe wird es heut kosten, im eignen Hause der sturmfreien Zimmer-Straße alles Das herzustellen, wovon die Schwerindustrie sich wünscht, daß es jenseits der deutschen Grenzen passiert sei. Traurig ist nur, daß Ihr euch diese eure Tätigkeit, durch die Ihr euerm Verlag eine Unmenge Telegrammspesen — Auslandsspesen bei dieser Valuta! — erspart, so schäbig bezahlen laßt: daß Ihr gezwungen seid, die Botenfrauen der Zeitungen zu beneiden, die auf Grund ihres letzten Tarifs etwa vierhundertfünfzig Prozent des Friedensgehalts bekommen. Gell tönt euer Schmerzensschrei: „Und die Redakteure und journalistischen Mitarbeiter der Zeitung?“. Nun, wie mans treibt, so gehts. Und da Ihr Schindluder mit der Wahrheit treibt, so treiben eure Verleger Schindluder mit euch.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958

Tollhäuslerei und Erzbergerei von Heinrich Ströbel

Der jüngere Gladstone hat die Auslieferungsforderung einen „fatalen und nicht wieder gut zu machenden Fehler" genannt. Das ist der mildeste Ausdruck für die unbegreifliche Torheit der leitenden Entente-Männer, den deutschen Chauvinisten einen blendenden Erfolg in die Hand zu spielen. Möglich, daß die Millerand und Lloyd George durch Ueberreichung der Liste ihre Sühneforderung überhaupt nur fristgemäß anmelden und sich über die Art des Sühneverfahrens erst noch schlüssig werden wollten — aber auch diese Unbedachtsamkeit wäre eine sträfliche Dummheit gewesen. Denn man mußte die Machtstellung des deutschen Neu-Militarismus, den dreisten Offensivgeist der Reaktion und die politische und geistige Abhängigkeit der deutschen Regierung von diesen Mächten hinlänglich kennen, um genau vorauszuwissen, was kommen würde. Niemals durfte man auch nur zu fordern scheinen, was man durchzusetzen niemals hoffen konnte. So haben die Alldeutschen und Militaristen einen Doppelsieg zu verzeichnen: sie haben die Entente zum Rückzug gezwungen und die ihnen obendrein hörige Regierung durch den raschen Sieg ihrer Diktatur noch gefügiger gemacht. Die Entente aber hat eine Niederlage zu buchen, die auch die verwegene Interpretation eines Millerand nicht hinwegzutäuschen vermag. Der Sachverhalt ist zu durchsichtig für den hoffnungslosen Versuch der Verschleierung. Daß die Entente sich schließlich zum Kompromiß bequemte, war vernünftig; aber daß sie sich erst durch den eklatanten Mißerfolg ihrer Pressionspolitik das Zugeständnis abringen ließ, war der Gipfel der Unvernunft! Wenn die Entente fortfährt, in diesem Stil internationale Politik zu treiben, werden ihre Mißerfolge und Blamagen bald ins Märchenhafte wachsen! Was uns das angeht? Ungeheuer viel; ist doch jede Privatblamage der Entente-Lenker ein europäisches Unglück! Jede machtpolitische Narrheit drüben steigert die nationalistischen Verrücktheiten in Deutschland, jede Schwächung und Diskreditierung des Völkerbundes reißt neue Abgründe der Völkerzerklüftung auf, jede Brutalität des Entente-Imperialismus beschleunigt die soziale Weltzersetzung und macht die Möglichkeit einer wirtschaftlichen Sanierung Mitteleuropas zunichte. An der Politik der Entente hängt das Schicksal der Welt, hängt unser eignes Schicksal.

Umgekehrt muß jede deutsche Provokation wiederum die Entente-Politik verheeren. Wie viel oder wie wenig Realität hinter Millerands Drohung, die neue Entente-Entscheidung

gebe den Alliierten neue Macht gegen ein renitentes Deutschland in die Hand, auch stecken mag: das deutsche Prozeßverfahren gegen die Angeschuldigten muß nicht zu schreckender, unbeugsamer Gerechtigkeit dienen — nicht aus Angst vor der Kontrolle und den Repressalien der Entente, sondern aus Respekt vor dem Völkerrecht und den Geboten der Sittlichkeit, die endlich zur suprema lex des Völkerlebens werden sollen. Der alldeutschen Tollhäuslerei, die, durch ihren ersten Erfolg berauscht, jetzt die Sühnung der Kriegsverbrechen überhaupt hintertreiben möchte, müßte schon die deutsche Regierung mit einer Energie entgegentreten, wie sie bis jetzt stets nur die proletarische Linke zu spüren bekommen hat!

*

Diese Regierung freilich ist der Inbegriff der Ideenlosigkeit, der Ohnmacht und Schwäche. Und seit Monaten umwittert sie noch obendrein der Fäulnisduft der Korruption. Was der Prozeß Erzberger an schmählichen Bloßstellungen des Finanzministers schon gebracht hat, geht über die schlimmsten Befürchtungen hinaus, und noch ist kein Ende der Enthüllungen abzusehn. Herr Helfferich hat nicht immer so sittenstreng über politische Korruption geurteilt und es beispielsweise für ganz unanstößig gehalten, daß die Gattin des preußischen Landwirtschaftsministers Podbielski an der Firma Tippelskirch beteiligt war, welcher die erstaunlichste Protektion während des südwestafrikanischen Krieges unter den befremdendsten Umständen Millionengewinne zuschanzte. Darin aber kann man Herrn Helfferich leider nicht widersprechen, daß es keinen andern zivilisierten Staat gibt, wo ein Minister nach solchen Bemakelungen, wie sie Erzberger erfahren, nicht längst von seinem Amt suspendiert wäre! Diese für die junge Republik so beschämende Konstatierung wird auch nicht abgeschwächt durch die an sich richtige und notwendige Bemerkung, daß die Erzbergerei ja nicht ein Ergebnis der Demokratisierung ist, sondern eine Frucht des kapitalistischen Systems und jener skandalösen Korruptionswirtschaft, die wir dem Krieg zu danken haben. Noch blühten ja unter dem Zepter Wilhelms des Zweiten Gottesfurcht und fromme Sitte, als die Thyssen und Konsorten anfingen, den ehrgeizigen Genüßling, der sich vom kleinen Schulmeister zum betriebsamsten aller Parlamentarier emporgestrebert hatte, durch Aufsichtsratstantiemen unschädlich oder gar zu ihrem politischen Geschäftsagenten zu machen. Und was man auch unter sich darüber tuschelte: kein Regierungsvertreter nahm an dieser Korruption, die ja längst ein System geworden war, öffentlich Anstoß, und selbst als Herr Matthias unter dem demoralisierenden Eindruck der allge-

meinen Kriegskorruption, die er miterlebte, in seinen Geschäften immer leichtsinniger und skrupelloser wurde, schwieg Herr Helfferich, trotzdem er als Minister zum Sprechen doppelt verpflichtet gewesen wäre. Erst als der dank kapitalistischer Raffgier und Verlotterung bis ins Mark verfaulte alte Staat zusammengebrochen und Herr Erzberger behend aufs andre Pferd hinübervoltigiert war, rebellierte das Gewissen des so lange schweigsamen Patrioten Helfferich.

Aber so scheinheilig immer der posthume Kampf des reaktionären Klüngels gegen die politische Korruption ist, so offensichtlich er nicht dem System, sondern der Person eines verhaßten politischen Gegners gilt, so töricht und selbstmörderisch wäre es, wenn die Regierung sich weiter schirmend vor den rettungslos Gezeichneten stellen wollte. Und wenn Erzberger zehnmal das einzige Temperament und Talent in dieser Gesellschaft von Mittelmäßigkeiten ist, und wenn er das stärkste Bindeglied der Koalition wäre — ein Mann von seiner Vergangenheit und seiner politischen moral insanity kann unmöglich Mitglied einer Regierung bleiben, die nicht jedes Prestige im Ausland und die letzte Spur von Achtung in Deutschland verlieren will. Und da die wirtschaftliche und gesellschaftliche Gesundung in dieser Zeit der allgemeinen Verwahrlosung fast mehr noch von der moralischen Wiedergenesung als von oekonomischen Heilmitteln abhängt, muß der Erzbergerei schonungslos ein Ende gemacht werden.

Nicht nur der Erzbergerei im engern Sinne. Auch die Sklarz-Affaire harrt noch immer der Aufhellung. Oder will man warten, bis die Reaktion mit dem Fall Erzberger und der Sklarz-Affaire die Wahlschlacht gewinnt? Und war es da noch nötig, daß Scheidemann sich durch die Geschichte mit den casseler Schloßmöbeln aufs neue ins Gerede brachte? Und wie unklug vom ‚Vorwärts‘, sich so verständnislos zu stellen, da es sich doch um die Ausstattung einer Amtswohnung handle! Allerdings; aber nicht um Amtsmöbel, sondern um die private Wohnungseinrichtung des sozialdemokratischen Oberbürgermeisters! Der mußte die drei Zimmer einfach leer stehen lassen, wenn er nicht die Mittel hatte, sein Mobiliar in der Weise zu ergänzen, wie das jedem Privatmann möglich ist. Will man aber Schloßmöbel verkaufen, so hat das in öffentlicher Versteigerung zu geschehn, wo Höchstbeträge für das Staatseigentum zu erzielen sind, nicht durch Abgabe unter der Hand und — vermutlich — unter dem Marktpreis. Die unstatthafte Begünstigung einer Einzelperson ist hier so klar, daß auch die rechtssozialistische Presse scharfe Verwahrung hätte einlegen müssen. Es gibt schwerere Korruption als den casseler Fall — aber um Deutschlands Zukunft stünde es hoffnungslos, wenn die politische Prozent-

Moral Erzbergers das öffentliche Leben der Republik beherrschen sollte!

*

Der französische Ministerpräsident versicherte, daß die Nachgiebigkeit der Entente in Sachen der Auslieferung nur die umso schroffere Unnachgiebigkeit in allen Wiedergutmachungsfragen bedeuten werde. Daß Deutschland nicht nur die formale, sondern die verdammte moralische Pflicht hat, den verwüsteten Westländern nach seinen äußersten Kräften zu Hilfe zu kommen, bedarf an dieser Stelle nicht erst der Betonung. Dennoch würde Millerand dem französischen Volke und seinem Wiederaufbau einen viel größern Dienst leisten, wenn er, gleich so vielen englischen Staatsmännern, offen erklärte, daß Deutschlands Wirtschaftszustand die volle Befriedigung der Entente-Ansprüche gar nicht zuläßt. Wann endlich begreifen auch die Regierenden in Frankreich, daß die öde Pressionspolitik das sicherste Mittel ist, um Deutschland vollends zu ruinieren und damit auch Frankreich unrettbar zugrunde richten! Erst muß Deutschland wieder zu Atem kommen, bevor es Andern helfen kann, und erst müssen die Andern Deutschland über die schlimmste Krise hinwegbringen, bevor es Wiedergutmachungen zu leisten vermag.

Ueberhaupt: fühlt denn nicht auch die französische Bourgeoisie, daß es nach diesem Kriege in Europa nur Besiegte gibt, daß das grenzenlose Zerstörungswerk der fünf Jahre das soziale Fundament aller Staaten unterwühlt, sie alle zu Leidensgefährten, zu tödlich Erkrankten gemacht hat, die nur brüderliche Hilfsbereitschaft, höchste gegenseitige Opferwilligkeit retten kann? Deutschland steht vor dem Wirtschaftsbankerott, vor der schwersten Ernährungs- und Produktionskrise, sein Geld ist aus den internationalen Zahlungsmitteln so gut wie ausgeschieden. Aber auch Frankreichs Einfuhruberschüß beträgt einundzwanzig Milliarden, sodaß seine Valuta auf dreißig Prozent des frühern Wertes herabgesunken ist. Frankreich ist also bereits da angelangt, wo Deutschland vor sieben, acht Monaten stand. Sind die Drohungen eines Entkräfteten gegen einem völlig Hilflosen nicht kindisch? Geböte nicht der Trieb der Selbsterhaltung, daß alle Hilfsbedürftigen sich zusammen täten und ganz aufrichtig ihre gemeinsame Rettung erwägen? Und daß wenigstens die Sozialisten aller Länder unter Zurückstellung aller Richtungsstreitigkeiten sich schleunigst über die Mittel berieten, wie der wirtschaftlichen Weltkatastrophe zu begegnen sei? Ist es doch das internationale Proletariat, unter dem Hunger, Seuchen und Bürgerkrieg beim Hereinbrechen des Chaos am ärgsten aufräumen würden!

Zur Rettung Europas genügen heute die kleinen Mittel nicht mehr, die es vielleicht noch vor einem halben Jahre getan hätten. Selbst die finanzielle Hilfsaktion Englands und Amerikas würde heute nicht mehr ausreichen. Nur größte Mittel versprechen jetzt noch Erfolg: eine nicht allein nationale, sondern auch internationale Planwirtschaft, höchstmögliche Steigerung der Produktion durch die äußerste Rationalisierung der Arbeitsmethoden, Unterdrückung des Luxus, forcierte Erzeugung des Lebensnotwendigen, umfassende Sozialisierung. Das sind politische, oekonomische und moralische Aufgaben von so ungeheuerm Umfang und so enormer Schwierigkeit, daß einzelne Parteien und Staaten sie unmöglich bewältigen können. Nur politische Planwirtschaft größten Stils kann den Verwesungsprozeß Europas noch aufhalten. Jedes Trotzen und Drohen aber, woher es komme, ist in dieser Lage Tollhäuslerei!

Engländer und Deutsche von L. Persius

In der Wochenschrift ‚The new statesman' schrieb im September 1914 Desmond Mac Carthy: „Es gibt kein ‚England' und auch kein ‚Deutschland', nur Engländer und Deutsche. Und die Deutschen sind grade so gute Menschen wie wir." Dies menschlich schöne Wort ward im Kriege vergessen. Soll es so bleiben? Soll der im Kriege künstlich entfachte Haß weiter brennend zwischen den beiden Völkern stehen? Haben denn Engländer und Deutsche einander aus innerster Ueberzeugung, aus eignem Antrieb bekämpft? Tennyson singt in seiner Ballade über den Frevel des tötlichen Ritts der englischen Kavallerie bei Balaklava: „Their 's not the reason why, Their's but to fight and die." (Sie dürfen nicht fragen, warum, Nur zu fechten und zu sterben haben sie.)

Gilt die Strophe nicht auch für die gesamten Völker? Wollten sie den Krieg? Bismarck sprach am neunten Februar 1876 im Reichstag die Worte: „Die Majorität der Völker hat gewöhnlich keine Neigung zum Kriege. Kriege werden durch Minoritäten oder in absoluten Staaten durch Herrscher oder Kabinette entzündet." Kein Ausländer, der sich politische Einsicht bewahrt hat, wird „die Deutschen" für den Krieg verantwortlich machen. Er weiß, daß sie unter dem absolutistischen Regiment Wilhelms des Zweiten zur Ohnmacht verurteilt waren, weiß, daß der Krieg von einer winzigen Minorität des Volkes, den Alldeutschen, inszeniert wurde, die ihren bestimmenden Einfluß durch Militärkabinett und Reichsmarineamt ausübten, und daß der Deutsche ein politisches Kind war — und noch ist! Diesem Kinde ei-

Teleskop vor die Augen zu halten, war den Kriegslustigen leicht, ein Teleskop, durch das Michel sah, wie Rußland, vom revanchelüsternen Frankreich angetrieben, heimlich gegen ihn rüstete, und wie „das perfide Albion" ihm seinen Handel und seine Flotte nicht gönnte und nur darauf wartete, sich seinen Feinden anzuschließen.

Der Engländer wird sagen: „Was geht es mich an, daß Michel sich eines falsch eingestellten Teleskops bediente! Ich mußte mich schützen gegen den preußischen Militarismus, der mein Dasein gefährdete, der die ganze Welt zu verschlingen drohte." Jeder einsichtige Deutsche begreift, daß der Engländer zu solcher Sprache berechtigt ist, begreift, wenn er es auch bedauert, daß England sich im August 1914 unsern Feinden gesellte. Nicht, daß wir glaubten, England hätte uns aus dem Grunde den Krieg erklärt, weil Deutschland die Neutralität Belgiens verletzt hatte. Shaw schrieb Ende August 1914 in den ‚Daily News': „Wir führen nicht Krieg, weil Deutschland den ‚schändlichen Vorschlag' gemacht hat, wir sollten ihm gestatten, die Neutralität Belgiens zu verletzen. Hätte es uns gepaßt, diesen Vorschlag anzunehmen, so hätten wir eine Menge Gründe finden können, um es zu tun -- Gründe, die nicht schlimmer waren als die diplomatischen Gründe, die wir in frühern Zeiten für das Verhalten angegeben haben, das für uns das vorteilhafteste war. Lassen wir das also. Unser nationaler Trick, mit tugendhafter Entrüstung zu prunken, ist schon in friedlichen Parteikämpfen widerwärtig genug. Im Kriege ist er unedelmütig und unerlaubt. Nehmen wir Offenheit mit ins Feld hinaus, und lassen wir Heuchelei und böses Blut zu Hause. Dieser Krieg ist ein Krieg um Machtverhältnisse, nichts andres."

In der Tat: der Krieg drehte sich einzig um Machtverhältnisse. Machtverhältnisse, die die Regierungen interessierten, nicht die breiten Massen der Völker. Die Völker wußten, daß man nicht achtlos vorübergehen darf an der These, die Norman Angell in seinem Buche ‚The great illusion' aufgestellt hat: daß jeder Krieg auch für den Sieger nur wirtschaftlichen Nachteil, nur Verringerung des Glücks der großen Mehrheit der Völker zur Folge hat. Die Gegenwart zeigt, wie recht Angell gehabt hat! Sir Edward Grey tat am vierundzwanzigsten Juli 1914 in einem Gespräch mit dem oesterreichischen Botschafter den prophetischen Ausspruch: „Ein Krieg würde mit dem Bankerott Europas enden, die Industrie aller Länder lahm legen. Es würde keinen Kredit mehr geben, die Industrie-Arbeiter würden, da ohne Brot, losbrechen, und so manche bestehende Institution, zum Beispiel: das monarchische Prinzip, würde einfach weggefegt werden."

Sollen die gemeinsam leidenden Massen der Völker ihre Qual noch vergrößern, indem sie sich weiter von einander abschließen, wie es im Kriege durch die Verhältnisse geboten war? Sollen weiter die von den Machthabern aufgepeitschten Leidenschaften regieren? Soll der Haß latent werden, der Völkerhaß, der an die niedrigsten Instinkte appelliert? Ist der nicht sinnlos, ja verbrecherisch zwischen Engländern und Deutschen, die, wie nicht noch einmal zwei Völker, einander zu ergänzen bestimmt, auf einander angewiesen sind? Nie bis zum August 1914 hatten Deutsche und Engländer einander mit den Waffen gegenübergestanden. Wie kams, daß die Streitaxt von ihnen erhoben wurde?

Als Eduard der Siebente ans Ruder trat, um mit Klugheit und Voraussicht das britische Staatsschiff zu lenken, da stand am Steuerrad Deutschlands Wilhelm der Zweite, der seinen Berater Bismarck entlassen hatte. Wilhelms wankelmütiger Charakter, dazu seine politische Unfähigkeit besiegelten das Schicksal des deutschen Volkes. Das hat von jeher einen starken außenpolitischen Führer gebraucht, der ihm, wie Bismarck, seinen Willen aufzwingt, da es, ohne eine gefestigte Weltanschauung, die langen Jahrhunderte der innern Uneinigkeit in der kurzen Zeit der Einigung noch nicht vergessen hat; im Gegensatz zum englischen Volk, das durch Jahrhunderte lange politische Schulung gefestigt ist, das, auf demokratischer Grundlage stehend, längst eine unumstößliche Weltanschauung, nämlich „die englische" gewonnen hat! Wohin gelangte Deutschland, da ihm die kräftige, zielsichere außenpolitische Führung fehlte? Vernunft hätte sagen müssen, daß nur eine Anlehnung an England die Sicherheit und das Wohlergehen Deutschlands gewährleisten könne, weil Frankreich den Verlust Elsaß-Lothringens nie verschmerzen würde und Rußland wegen seines Gegensatzes zu Oesterreich-Ungarn, dessen Bundesgenossenschaft uns unentbehrlich schien, schwerlich als zuverlässiger Freund in Rechnung gestellt werden durfte. Diesem einfachen Gebot der Vernunft entsprechend war Bismarck verfahren. Er verhielt sich ablehnend gegen alle Pläne der Flottenvermehrung, und wenn in der Folge, als er keinen Einfluß mehr hatte, die Seemacht verstärkt wurde, äußerte er des öftern seine Bedenken über die Gefährdung des guten Verhältnisses zu England. Bismarcks Vernunftpolitik wurde hauptsächlich vom Fürsten Bülow vergessen. Der brachte es unter dem Druck des Admirals Tirpitz fertig, durch übermäßige Verstärkung der Flotte das offene Mißtrauen der britischen Regierung hervorzurufen. Statt englische Bündnismöglichkeiten mit Begier aufzugreifen, wurden alle Annäherungsbestrebungen zwischen den beiden Völkern sabotiert, wurde die foreign office un-

ausgesetzt vor den Kopf gestoßen. Besonders wurde durch die vernunftwidrige Flottenbaupolitik ein gefährlicher Antagonismus groß gezogen. „Vernunftwidrig“ — denn unsre Flotte war ein Luxus, dazu ein gefährlicher Luxus. Großbritannien mußte, wenns seine Seegeltung nicht bedrohen lassen wollte, die stärkste Flotte haben. Es ging um Sein oder Nichtsein des Landes. Deutschland hatte das stärkste Heer. Es brauchte überhaupt keine Flotte. Ueber seinen Handel und seine Kolonien wurde nach Bismarcks und jedes Urteilsfähigen Ansicht auf den europäischen Landkampfplätzen entschieden. Daß wir zum Schutz unsres Seehandels eine Kriegsflotte benötigten, war ein Irrtum. Wegen unsres Handels übersee hätte uns England nie mit Krieg überzogen. Es hatte das größte Interesse am deutschen Handel. Hätte England das deutsche Wirtschaftsleben zu vernichten gestrebt: es hätte das durch einige Zollgesetze, ein paar Niederlassungsbeschränkungen und dergleichen ganz leicht erreicht.

Die Deutschen mit ihrem engen Gesichtskreis, mit ihrer Kleinlichkeit konnten, ja wollten vielfach das Gebaren des „königlichen“ britischen Kaufmanns nicht begreifen, obwohl sie doch immer wieder erfuhren, wie ihre Angehörigen in England und seinen Kolonien freundlichste Aufnahme fanden, wie dem deutschen „Konkurrenten“ keinerlei Hemmnisse in den Weg gelegt wurden. Aber auch wenn man gelten ließe, daß England vorgehabt hätte, den — sagen wir freimütig: oftmals ungesunden, treibhausartig sich entwickelnden deutschen Handel über die Meere ein wenig einzudämmen: wärs da nicht vorzuziehen gewesen, etwas nachzugeben, anstatt nun durch den Krieg einfach Alles zu verlieren?

Heut wissen viele Deutsche, daß in der Vergangenheit ungeheuerliche Fehler gemacht, daß schwere Sünden gegen die Vernunft begangen worden sind, und daß unsre Politik sich von nun an nur im Sinne einer Verständigung mit den Engländern betätigen darf. Daß die Regierung in der Bekundung solcher Absichten zur Zeit nur mit äußerster Vorsicht verfahren darf, ist selbstverständlich. Umso mehr haben es die Völker in der Hand, den Regierungen die Bahn zu ebnen. Der bekannte englische Schriftsteller Jerome schrieb am einundzwanzigsten August 1914 im ‚Newyork Herald‘: „Nun haben wir gegen die Deutschen zu kämpfen, haben sie, noch betrüblicher, zu besiegen. Aber es darf keine Rache, keine Demütigung geben. Dafür zu sorgen, wird unsre Aufgabe sein. Deutschland zu demütigen und zu kränken, wenn es auf dem Boden liegt, hieße nur eine Erbschaft von Haß und Rachegefühl hinterlassen, die ein weiteres Jahrhundert lang Europa bedrohen würde. Wir werden Hilfe vom Deutschen brauchen, vom Deutschen, dem

Denker, dem Arbeiter, vom nüchternen, saubern, wieder zur Besinnung gelangten Deutschen, dem der Kult von Blut und Eisen abhanden gekommen ist.“ Sind diese prächtigen Worte Jeromes von seinen Landsleuten beherzigt worden? Ich denke nicht daran, aus den Reden und Taten Einzelner einem ganzen Volk einen Vorwurf zu machen. Aber Stimmen von hoher Stelle, von führenden Persönlichkeiten haben Gewicht, werden gehört. Ich muß auf sie hinweisen, denn ich will offen sprechen. Einige britische Admirale haben sich, wie londoner Blätter berichten, recht abfällig über die Deutschen geäußert. Ich sage den Herren: Wenn die Engländer das erduldet hätten, was die Deutschen in den verflossenen fünf Jahren erduldet haben, so hätten sie sich nicht anders benommen als die Deutschen. Vaterlandsliebe, Nationalstolz sind schöne Worte, solange der Magen satt ist. Wenn aber Hunger und Kälte nicht Monate, sondern Jahre in so grausiger Gestalt wie bei uns ertragen werden müssen, so möchte ich das Volk sehen, das nicht moralisch sinkt. Nicht mit Mißachtung sollte man heute über den Deutschen sprechen, sondern mit Verständnis für sein furchtbares Los. Das würde der Völkerverständigung dienen, für die sich einzusetzen jeder homo humanus verpflichtet ist.

Ich weiß, daß es vorläufig noch vielen Engländern schwer fällt, an die Wiederaufnahme der Beziehungen zu den Deutschen zu denken. In englischen Zeitungen war zu lesen, daß englische Kaufleute deutschen, die zu ihnen kamen, Photographien der belgischen Greuel vor die Augen gehalten und ihnen wortlos die Türe gewiesen hätten. Wissen diese Engländer nicht, daß deutsche Kaufleute schreckenerregende Bilder der unterernährten Bevölkerung als Resultate der Blokkade vorweisen könnten? Ein Parlamentsmitglied äußerte im Kriege, als im Unterhaus über die Opfer der Zeppelin-Angriffe verhandelt wurde: „Seien wir doch gerecht: es sind recht wenige Opfer, und ich für mein Teil würde vorziehen, durch eine Bombe rasch ins Jenseits befördert zu werden, als des langsamen Hungertodes zu sterben, zu dem wir jetzt die Deutschen verurteilt haben.“

Gewiß, es braucht Zeit, um die gigantischen Wogen des Kriegshasses abebben zu lassen. Ich habe manche Beweise von Versöhnlichkeit englischer Bekannten erhalten; aber auch nicht wenige frühere Freunde haben mir brieflich unumwunden ausgesprochen, daß sie mit einem Deutschen nicht mehr verkehren könnten. Ich werde mich bescheiden müssen. Aber diesen Herren rufe ich zu, was Sir Edward Grey in seinem 1914 vor Ausbruch des Krieges erschienenen Buch ‚The foundations of British Policy‘ geschrieben hat: „Wenn wir zu Deutschland bessere Beziehungen von Dauer bekommen

wollen, müssen wir allerlei Dinge glattweg vergessen und im Gedächtnis sorgfältig andre Dinge bewahren, die nicht der Anlaß zu Streitigkeiten gewesen sind." Was damals galt, gilt heute erst recht. Allerdings: vergessen, verzeihen müssen beide Völker — alle Völker — einander Vieles. Aber sie werden aus der Erinnerung an andre Dinge, die geeignet sind, der Versöhnung zu dienen, die Kraft schöpfen für das Verständigungswerk.

Es war im August 1919, als ich eine Karte erhielt von einem englischen Manne, der in seinem Vaterland einen guten Ruf hat. Er schrieb mir: „Ich habe vor dem Krieg in Ihrem Hause verkehrt. Wir verstanden uns, und waren bemüht, die Annäherung Englands an Deutschland zu fördern. Aus Ihren Schriften während des Krieges ersah ich, daß Sie Ihr menschliches Fühlen nicht aufgegeben haben. Darf ich erwarten, daß Sie mir gestatten, wenn ich nun wieder nach Deutschland zurückkehre, Sie aufzusuchen?" Ich schrieb: „Kommen Sie." Und er kam. Als er ins Zimmer trat, streckte er mir seine Rechte entgegen. Da wußte ich: Nichts stand zwischen uns. Das, was gewesen war, das lag zwischen England und Deutschland, nicht zwischen Engländern und Deutschen. Werden, wie wir zwei, sich nun auch bald die beiden Völker wieder die Hände zur Versöhnung reichen?

Die Sage von den gefallenen Aktiven

von einem Hauptmann

In Nummer 6 dieser Zeitschrift schreibt der Stabsoffizier gegen Ignaz Wrobel: „So leicht darf man sich meiner Ansicht nach die Sache nicht machen, wenn man über eine Berufsklasse urteilen will, die dreiundachtzig Prozent ihrer Mitglieder vor dem Feinde verloren hat."

Ich sagte mir, als ich das las: Wenn sogar Der in der Vorstellung von den fast bis auf den letzten Mann tot oder halbtot geschossenen Aktiven lebt! Und: Ist denn diese Vorstellung wirklich richtig? Und: Wenn sie es ist, dann wird, so oft man vom alten Offizier spricht, um das Haupt dieses Wesens ein Strahlenkranz leuchten, der niemals erlischt. In mir sträubte sich gegen diese Vorstellung nichts als mein Wahrheitsempfinden. Dieses aber so stark, daß es sich nicht überzeugen ließ.

Ich gehörte, solange ich an der Front war, zu einem Reserve-Regiment. Dieses hatte zwölf aktive Hauptleute, drei aktive Majore nebst drei aktiven Leutnants als Adjutanten, einen aktiven Oberstleutnant nebst einem aktiven Oberleutnant als Adjutanten. Von diesen zwanzig Aktiven sind bestimmt noch am Leben: vier Hauptleute, darunter einer schwer ver-

wundet, die andern heil; zwei Majore, einer leicht verwundet, der andre heil; der Oberstleutnant heil; der Regimentsadjutant heil; von den Bataillonsadjutanten einer heil. Wahrscheinlich sind aber der Lebenden mehr als diese neun, denn an Toten bringe ich in der Erinnerung nur vier Hauptleute und einen Major zusammen. Die überlebenden Hauptleute und Adjutanten erhielten schnell höhere Posten und wurden durch Reserveoffiziere ersetzt; die Bataillonskommandeure und der Regimentskommandeur, fast immer Aktive, wechselten. Von den spätern Majoren ist noch einer gefallen, die andern, wie auch die folgenden drei Regimentskommandeure, blieben heil. Dies ist der Befund bei einem Reserve-Regiment, das beim Vormarsch im Westen, Sommer 1915 im Osten, dann ununterbrochen im Westen focht; vom Frühjahr 1915 bis Ende 1917 im Verband einer Stoßdivision mit zwei aktiven Regimentern. Die Zahlen des Gesamtverlusts dieses Regiments sind mir nicht bekannt. Sie werden aber nicht unverhältnismäßig niedrig sein.

Als ich mich im Sommer 1915 zur Heilung einer Wunde in der Heimat aufhielt, traf ich eines Tages einen Kameraden des Regiments, bei dem ich im Frieden meine Uebungen gemacht hatte. Selbstverständlich fragte ich ihn nach den Andern. Der Gefragte selbst, ein aktiver Oberleutnant, bekannte sich stolz als „Kommandeur eines Landsturmbajons“, war rund und blühend und schien keinen blassen Gedanken mehr an die Möglichkeit des Todes zu haben. Von den Andern hieß es der Reihe nach: Gefallen, krank, gefangen, Nachrichtenoffizier beim A. O. K., Abteilungschef bei der O. H. L., krank, gefallen, gefallen, gefangen undsoweiter. Mir blieb der Eindruck, das Schicksal habe ungefähr so gewaltet, wie den Einzelnen zuzutrauen war, daß sie ihm dazu Gelegenheit bieten würden. Es gab Einige, die — man verzeihe dem alten Soldaten den Schein der Roheit — fallen mußten, wenn sie sich nur ein wenig treu blieben. Andre, darunter Herrchen aus der Friedenszeit, die den Kopf besonders hoch trugen, waren gefangen. Ich stellte sie mir in dem Augenblick vor, da sie die Hände hoch hielten, während sie vielleicht auch noch etwas andres hätten tun können. Geschieht ihnen Unrecht, wenn ich das sage, so leiste ich ihnen von Herzen Abbitte. Begabtere hatten den Weg zu einem hohen Stab oder gar zur großen Küche selbst gefunden, wie zu erwarten gewesen.

Dies der Befund bei einem aktiven Regiment, das an hervorragender Stelle der Front verdienten Ruhm geerntet hatte und noch erntete. Im Standort meines Ersatztruppenteils traf ich nicht wenige Aktive. Als ich wieder ins Feld kam, fand ich die Stäbe von der Division aufwärts verstärkt und,

soweit nicht Techniker nötig waren, durchweg mit Aktiven besetzt. Noch der zwanzigjährige Ulan, der beim Divisionsstab den Marschalk spielte, verhielt sich gegen den Frontoffizier wohlwollend. Das ist kein Hieb gegen die übrigen Aktiven. Ich habe mit aktiven Kavalleristen im Kampfgebiet nur gute Erfahrungen gemacht. Sondern es ist ein Hieb gegen den Geist der Hochmögendheit, wie er sich während des Stellungskrieges bei den Herren der Stäbe, die ja schon halb in der Etappe lagen, entwickelte. Wenn niemand von den Aktiven als die Offiziere der hohen Stäbe aus dem Krieg gekommen wären, so müßte man von einem Heer ehemals aktiver Offiziere in Deutschland sprechen. Man bedenke, welchen Apparat ein Oberkommando darstellte, und daß die O. H. L. am Rhein fast schon Städte bevölkerte. Aber auch in der Etappe wie bei den militärischen Stellen der Heimat arbeiteten g. v.-Aktive in Mengen, darunter viele, deren g. v.-Charakter im Interesse des Dienstbetriebes künstlich erhalten, oder die durch ausdrücklichen Befehl mit Feldbesoldung in der Heimat verwendet wurden. Wäre niemand aus dem Krieg gekommen als die Herren der Kriegsministerien und der Stellvertretenden Generalkommandos: man müßte doch von einem Heer ehemals aktiver Offiziere in Deutschland sprechen. Der Krieg hätte nur gut auszugehen brauchen: dann würde sich gezeigt haben, für wie viele Stellungen die Zahl der überlebenden Aktiven hingereicht hätte. Es gab auch ein Witzwort, das sagte, die Reserveoffiziere finde man in der Verlust-, die aktiven in der Kur-Liste, und dieses wäre nicht so oft hergebetet worden, wenn nicht ein Korn Wahrheit darin gewesen wäre.

Die Sage von den gefallenen Aktiven, gegen die ich mich wende, dient dem Stande, der sie verbreitet. Statistiken in Militärblättern kamen seinem Bedürfnis zu Hilfe. Aber wenn ich die Wahl habe, entweder meiner lebendigen Erinnerung oder einer irgendwie gemachten Statistik zu glauben, so entscheid' ich mich für die Erinnerung. Es ist leicht einzusehen, daß eine zuverlässige Aufstellung noch nicht vorhanden sein kann. Denn die amtlichen Verlustlisten bieten keinen sichern Anhalt. Sie melden sehr oft „Leutnant", „Oberleutnant" undsoweiter, wo „Leutnant", „Oberleutnant" undsoweiter „der Reserve" und „der Landwehr" zu melden gewesen wäre. Ich erinnere mich aus dem Anfang des Krieges, in meinen dienstlichen, vom Feldwebel weit hinter der Front wunderschön geschriebenen und an einem ruhigen Abend vorgebrachten Eintragungen mit Absicht das d. R. und d. L. weggelassen zu haben. Denn ich war der Meinung, daß im Kriege niemand mehr d. R. noch d. L. sei. Viele dachten ebenso. Oft war nicht einmal bekannt, ob Einer früher dem aktiven Stand an-

gehört hatte oder nicht. Die Forschung müßte weite Wege gehen, um allein die Fehler dieser Quelle zu berichtigen. Eine Statistik übrigens, die über die Verwendung von aktiven und von Offizieren des Beurlaubtenstandes für den Verlauf des ganzen Krieges Auskunft gäbe, schwebte mir jahrelang vor. Sie herzustellen, wäre eine Lebensarbeit nicht für Einen, sondern für eine Gemeinschaft. Die Ergebnisse würden wahrscheinlich die Arbeit lohnen. Aber Jemand, der imstande wäre, diese Statistik zu machen, kommt schwerlich an die Unterlagen. So werden wir uns an das Zeugnis der lebendigen Erinnerung halten müssen. Sie spricht dafür, dem aktiven Offizier die Ehre zu geben, die ihm gebührt, aber einer Ueberschwänglichkeit, die schon zur Parteigewohnheit wird und unbegründeten Ansprüchen gerührt nachhelfen möchte, auf ihr Maß zurückzuführen.

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XVII.

Die Chefs der Armeen

Welche Rolle der Chef einer Armee oder Heeresgruppe spielt, ist in diesen Aufsätzen schon wiederholt gesagt worden. Er ist der Mann, der die entscheidenden Befehle ausarbeitet und, besonders bei fürstlichen Heerführern, die Verantwortung trägt. Gewiß gab es unter den Armeeführern ein paar Männer — ich nenne: Gallwitz, Scholz, Bülow, Eichhorn —, bei denen der Chef nicht die ausschlaggebende Stellung hatte. Aber an der Westfront mit ihren schließlich nur noch fürstlichen Heeresgruppenführern: Kronprinz Rupprecht, deutscher Kronprinz, Herzog Albrecht von Württemberg war der Chef der wichtigste Mann. Er verkehrte täglich telephonisch mit Ludendorff und empfing von ihm seine Weisungen.

General Kuhl war erst Chef bei der ersten Armee des Generaloberst Kluck und später Chef der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht. Er hat kürzlich ein interessantes Buch veröffentlicht, das die Tätigkeit des Generalstabs im Frieden und seine eigne Tätigkeit im Kriege schildert. Kuhl galt schon im Frieden als einer der klügsten Köpfe des Generalstabs und als besonders guter Kenner Frankreichs, da er längere Zeit die französische Abteilung im Großen Generalstab hatte. Er war auch Lehrer an der Kriegsakademie gewesen und war bei seinen Schülern wegen seiner liebenswürdigen rheinischen Art sehr beliebt.

Der deutsche Kronprinz hatte anfangs als Chef den General Schmidt von Knobelsdorff, einen schroffen Infanteristen, der die übliche Generalstabskarriere hinter sich hatte

und in Berlin Kommandeur des 4. Garde-Regiments gewesen war, wo Falkenhayn ihn dann ablöste. Schmidt von Knobelsdorff war der Typ des Generalstäblers, der so von sich selber eingenommen ist, daß er für fremde Argumente unzugänglich ist. Wenn ihm Meldungen von einwandfrei zuverlässigen Offizieren, von bewährten Fliegern nicht in den Kram paßten, so erklärte er sie kategorisch für falsch. Oft stellte sich dann später heraus, daß die Meldung doch richtig gewesen war. Der von ihm entworfene große Angriff auf Verdun mißglückte, einmal wegen des schlechten Wetters, dann aber auch, weil der ganze Angriff auf zu schmaler Front angesetzt war und beim Vorschreiten naturgemäß flankiert wurde. Als sich zeigte, daß das Unternehmen nicht gelingen konnte, da hätte man es abbrechen sollen. Es noch monatelang mit unzulänglichen Kräften weiter zu führen, war ein Fehler und kostete ungeheure Verluste. Aber das paßte zu dem hartnäckigen Charakter des Chefs. Schließlich schickte er den General von Lochow, den sehr tüchtigen Kommandierenden General des dritten Armeecorps, zu andern Sündenböcken in die Wüste. Als aber Falkenhayns Stellung erschüttert war, hauptsächlich wegen Verdun, war Knobelsdorff gleichfalls unmöglich, wurde abgelöst und bekam das zehnte Armeecorps. Er wird wohl auch bald mit einem Buch hervortreten, denn er hat Manches zu verschleiern.

Der Kronprinz hatte später noch als Chef den General von Lüttwitz, der zu Kriegsbeginn Chef bei der vierten Armee (Herzog Albrecht von Württemberg) gewesen war. Lüttwitz galt nicht als großes Licht. Von ihm kursierte eine Redensart, die er zu gebrauchen pflegte, wenn ihm gemeldet wurde, daß mehrere Kolonnen aus Versehen nur eine Straße zugeteilt bekommen hätten, und daß Kreuzungen unvermeidlich wären. Er sagte einfach: „Ach, lassen Sie nur, das schiebt sich schon." Gewiß schob es sich schließlich; aber die Truppe hatte die Kosten, hatte das Leid zu tragen.

Nach Lüttwitz kam der Graf Schulenburg zum Kronprinzen, ein vornehmer kluger Mann, dessen Name bekannt geworden ist durch die Art, wie er beim Zusammenbruch des Großen Hauptquartiers für energische Maßregeln eintrat, ohne doch durchzudringen.

Beim Herzog Albrecht war, als er die alte vierte Armee hatte, Lüttwitz Chef gewesen. Als dann der Herzog die neugebildete vierte Armee in Flandern übernahm, wurde sein Chef der General Ilse, der bis dahin Oberquartiermeister der zweiten Armee gewesen war, und der aus der Fußartillerie stammte. Dieser Ilse, ein Schwiegersohn des berühmten Mediziners Kußmaul und Schwager des Professors Czerny, hatte wohl die beste Karriere in der ganzen Armee gemacht.

Er war zweifellos ein hochbegabter Mann, von bestechendem Wesen bei oberflächlicher Bekanntschaft. Aber ohne jede Spur von Vornehmheit, nutzte er seine Stellung rücksichtslos aus, um sich persönliche Vorteile zu verschaffen. Der Herzog, zurückhaltend und nobel, wie er war, ließ ihn vollständig gewähren. Ilse entwickelte sich zum Alleinherrscher von Flandern und führte, ungehemmt durch irgendwelche Skrupel, ein absolut persönliches Regiment. In seinem Hauptquartier herrschte ein schlemmerhaftes Leben, wie es seiner brutalen Genußsucht entsprach. Dabei war er militärisch ein Blender. Ihm fehlte die praktische Truppenerfahrung mit der Infanterie, die er als Waffe kaum kannte, und die berühmten Todesangriffe der Freiwilligen-Regimenter bei Langemark und Dixmuiden kommen auf sein Konto. Herz hatte er garnicht, wohl aber eine manchmal zur Schau getragene kitschige Sentimentalität, wie man das bei rohen Naturen oft findet. Alles in allem war er, gemessen an den Traditionen der Armee, kein erfreulicher Vertreter der Generalität.

Später, als in Flandern die Sache immer ernster wurde, rief man Ilse ab. Die Lage war militärisch höchst gespannt, schwere Durchbruchsversuche der Engländer drängten unsre Front zurück, und Ludendorff schickte schleunigst dem Führer der vierten Armee, dem General Sixt von Armin, den besten Chef der Westfront, den Spezialisten für Aufhaltung feindlicher Durchbruchsversuche, den General von Loßberg, der an der Westfront den Spitznahmen „der Abwehrbulle“ führte. Loßberg gehört zweifellos zu den tüchtigsten Offizieren, die die Armee hervorgebracht hat. Klug, von unbeugsamer Energie, von außerordentlichem Organisationstalent, verstand er es, der bösesten Lage eine Wendung zu unsern Gunsten zu geben. An der Somme, im Artois, in Flandern — überall hat er sich bewährt, überall brachte er Leben in die bequem gewordenen Stäbe, überall stellte er selber fest, was Jeder eigentlich zu tun hatte, und griff mit fester Hand durch. Dabei war er ein liebenswürdiger, vornehmer Mann, der immer auf vernünftige Einwände hörte, kurzum: in jeder Beziehung ein Chef, der seine Stellung ausfüllte, und der das unbedingte Vertrauen der untern Truppenführer genoß.

Der General Reinhardt, der letzte Kriegsminister, war zuletzt der Chef der Armee Böhm, nachdem er längere Zeit Chef des dreizehnten Armeecorps gewesen war. Reinhardt ist ein Mann von großem Wissen, eisernem Fleiß und bedeutendem Können, der aus der württembergischen Infanterie und aus dem Generalstab stammt. Typisch für ihn ist sein Idealismus. Er ist eine durchaus edle Natur und erinnert in seiner ganzen Art etwas an Scharnhorst. Er kennt nur die Arbeit und stellt an sich und seine Untergebenen die höchsten Anforderungen,

sodaß er ganz und gar kein bequemer Vorgesetzter ist. Als er Kriegsminister wurde, sagte ich mir unwillkürlich: Es spricht für die neuen Machthaber, daß sie mit diesem anständigen Kerl arbeiten können! Reinhardt hatte als Chef nur den Fehler, sich nicht denken zu können, daß es eine Grenze gibt, wo die Kräfte versagen, denn seine eignen Kräfte versagten nie.

Von den Chefs der Ostfront war bei weitem der bedeutendste: Seeckt. Er ist ein Mann, der gewohnt ist, sich zu beherrschen und sich nicht in die Karten sehen zu lassen. Seine Liebenswürdigkeit distanziert und ist nur Form. Er verbreitet um sich eine durchaus kühle Atmosphäre. Allzu großer Beliebtheit hat er sich daher nie erfreut. In seinem ganzen Wesen ist er ein waschechtes Produkt des altberühmten Alexander-Regiments. Dieses Regiment hatte „was voraus" und spielte in Berlin dieselbe Rolle wie das 1. Garde-Regiment in Potsdam. Die Alexandriner galten als „Klasse für sich" und trugen das auch zur Schau durch eine reservierte, etwas steife, oft leicht affektierte Vornehmheit. Der „Alexander-Geist" wurde oft und gern erwähnt, von den Angehörigen des Regiments mit Stolz, von den minder Begnadeten, mehr zur großen Masse Gehörenden mit Ironie. Jedenfalls hatte dieser Truppenteil seine Eigenart, die auch der alte Fontane sehr hübsch in einem seiner Romane schildert. Der Alexandriner, ich meine den mit dem richtigen Alexander-Geist, war klug, strebsam, korrekt und hatte die Vornehmheit sozusagen mit Löffeln gefressen. Seeckt, dessen Wesen diesem Geist durchaus entspricht, war der geeignete Mann, um mit den Oesterreichern zu arbeiten, denn er hatte sich immer in der Gewalt und schlug nicht auf den Tisch. Im Generalstab wurde er sehr hoch geschätzt. Man kann wohl sagen, daß Loßberg und Seeckt mit Ludendorff die besten Köpfe waren, die der Generalstab hervorgebracht hat. Viele Generalstäbler, die alle drei kennen, neigen dazu, Loßberg und Seeckt über Ludendorff zu stellen.

Georg Büchner von Siegfried von Vegesack

Komet, des Flammenspeer
Wild in den Himmel stieß,
Ein Feuermeer
Von Meteoren, Sternen, Sonnen uns verhieß,
Und jäh erlosch in Nacht.

Und doch: die Funken, die sein Hirn entfacht,
Als es gen Himmel schlug,
Sie sind genug,
Um, — mögen auch Jahrhunderte vermodern, —
In fernste Nacht als Götterstrahl zu lodern.

Danton

Den Büchner lassen wir aus dem Spiel. „Komet, des Flammenspeer . . .“: nein, das ist Rolland nie gewesen. Aber ein edler Mensch; ein milde verstehendes Hirn, André Gide nicht allein als Landsmann verwandt; ein Förderer jeder Humanität; der tapferste Schwimmer gegen den trüben Strom eines mörderischen Nationalismus; ein Völkerversöhner; ein gleichmäßig leuchtender Stern am pechschwarzen Himmel. Ohne seine Persönlichkeit wären wir in dem furchtbaren Lustrum der Weltgeschichte ärmer gewesen. Seine poetischen Werke dagegen sind zu entbehren. Wie man, zum Beispiel, sein Revolutionsdrama aufnimmt, das hat er selber verschuldet. Man empfindets von vorn herein nicht als Kunstwerk. Keine Gestalt gewänne Leben, wenn nicht unsre Erinnerung an die Geschichte hier eine Blutzufuhr vornähme, dort einen Knochen mit Fleisch bekleidete. Setzt einen gescheiten Menschen, der auf der Schule bei den Jahren um 1789 herum gefehlt hat, vor diese ersten beiden Akte, und er wird nie erfahren, worum es da geht. Im dritten Akt wird ihn kaum der Gehalt der seelischen Erregungen fesseln, aber ihr Tempo ähnlich mitreißen, wie ein Provinzler, der zu Friedenszeiten auf dem Verdeck eines Auto-Omnibus vom Wedding bis ans Hallesche Tor raste, vor und von dem Furor dieser schlaflosen Großstadt staunend erzitterte. Wer weder Provinzler noch historisch ungebildet ist, den reizt an diesem ‚Danton‘ außer dem vollen Hauch, den er von Rollands gütigem und weltkennerischem Wesen verspürt, schließlich nichts als die Aktualität. Man stellt, abwechselnd schadenfroh und geärgert, die Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten zwischen der großen französischen und der kleinen deutschen Revolution fest. Unser Reichswehrminister wird zustimmend nicken zu dem Wort Robespierres: „Mit Freiheit wird keine Freiheit gegründet.“ Es ist, damals wie heute, „Hohn und Spott, zu behaupten, man hätte jetzt das Recht, alles auszusprechen, alles zu tun“. Die Korruption greift entsetzlich um sich. Und das andre Uebel, woran, nach Dantons Ansicht, die Republik stirbt? Der Mangel an Mittelmäßigkeiten? Es übersteigt die Kräfte einer Nation, solche Männer besessen zu haben wie Mirabeau, Brissot, Vergniaud, Marat, Danton, Desmoulins, Robespierre. Ach, es übersteigt auch die Kräfte einer Nation, keinen einzigen solcher Männer, sondern nur nosegay, den Blumenstrauß, zu besitzen, der zwar wunderschön riechen mag, aber zu sonst nichts zu verwenden ist. Robespierre darf von den Lüttwitzen rufen: „Ich fürchte diese Haudegen nicht. Aus dem Kampf herausgenommen, sind sie hohles Getöse. Ihre Kniee zittern, sobald sie der neuen Macht gegenüberstehen, der ihr Eisen freilich nie im Getümmel begegnet ist: dem Gesetz.“ Robespierre darf das rufen. Bei uns ists umgekehrt. Bei uns zittern der neuen Macht die Kniee vor den alten Haudegen, und das Gesetz wird verletzt, um Idealisten abzuschlachten, und treulich erfüllt, um die Meuchelmörder der geringsten Bestrafung zu entziehen.

Zu so melancholischen Betrachtungen regen Rollands erste zwei Drittel ununterbrochen an. Ich höre gern, wenn kluge Männer sprechen, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen. Viel weniger gern höre ich, wenn sie brüllen, damit man sie versteht. Diese Dialoge sind wie geschaffen für die geschmähte Guckkastenbühne. Im Deutschen Theater hätten zuerst bei Desmoulins an dem Kamin eines bür-

gerlichen Wohnzimmers von phantastischem Geschmack und dann bei Robespierre in einem spartanischen Arbeitszimmer Freunde und Feinde eindringlich darüber disputiert, was man zu tun habe, um die Revolution vorwärtszutreiben. Weil diese Dialoge, von schwachem dramatischen Schwung, selbst vorwärtsgetrieben werden müssen, und weil dazu Regisseur und Schauspieler alle Nerven gebrauchen, ist eine Bühnenform zu meiden, deren Bemeisterung schon die Physis abnutzt, bevor die Kunstübung überhaupt beginnt. Im Großen Schauspielhaus hocken die Revolutionäre, Mann neben Mann, wie die Vögel auf einer Stange, hüten sich ängstlich, einander anzusehen, schlagen nicht Funken aus einander heraus, lassen uns nicht der Entstehung eines Gedankens beiwohnen, sondern schreien ihre eingelernten Ueberzeugungen auf uns ein. Daß zwischen dem ersten und zweiten Akt das „Milieu" wechselt, wird nicht fühlbar. Man wird dem nicht nachtrauern, wo eine feurige Aktion Milieu und Psychologie verzehrt. Daß hier die Aktion fehlt, die Psychologie auf die Ergänzung aus unserm „Wissensschatz" angewiesen bleibt, das intime Gespräch mit Donnergepolter niedergeht und das Milieu nicht zu „bringen" ist: alledem hätte Reinhardt früher, soweit es dem Regisseur und dem Besitzer verschieden großer und verschieden gearteter Bühnenhäuser möglich ist, irgendwie abzuhelfen getrachtet. Als Zirkuskönig gibt er zwei Akte preis und stellt seine Sach auf den dritten Akt.

Im Personenverzeichnis folgt hinter Madame Duplay als letzter Akteur: Das Volk. Das begegnet seinem Freund Danton nicht anders als seinem Feind Coriolan. Es hat und verdient die Verachtung Rollands wie Shakespeares. Reinhardt liebt es. Es soll sein Bundesgenosse sein. Mit zusammengebissenen Zähnen ringt er um den Erfolg, um unsre Anerkennung, die sich der ‚Orestie' und dem ‚Hamlet' versagt hat. Heute wird er jeden Widerstand brechen. Er wird den Olymp auf den Ossa wälzen. Er wird uns von vorn und hinten, von oben und unten und von den Seiten mit Volk erdrücken. Zu meiner Rechten, fast meinem Ellenbogen erreichbar, sitzt der Herr Präsident des Revolutionstribunals. Logeninsassinnen und Statistinnen sind nicht immer zu unterscheiden. Ueberall, auf die Ränge oder Ringe verstreut, kreischt der Pöbel, und man weiß nie, obs der altpariserische oder der neuberlinische ist. Die Anordnung der Gerichtssitzung ist nicht von den Gesetzen der Lebensähnlichkeit, sondern der Monumentalität bestimmt. Mit Recht. Umso komischer und stilloser wirkt ein Naturalismus, der durch das ganze weite Rund vom Anklägertisch zur Anklagebank einen Boten schickt — mit einem ins Ohr zu flüsternden Auftrag. Tatsächlich: der steht bei Rolland, und man mag ihn dort nachlesen. Im Theater, wo man zunächst noch nicht weiß, daß man ihn nicht erfahren wird, begleitet Erwartung den Boten mit Blicken auf seinem Gange, und es würde nicht schaden, daß man enttäuscht wird: aber man wird von der Rede, die grade steigt, abgelenkt und verliert den Faden. Dieses ist ein Beispiel für viele. Man wird nämlich immerzu abgelenkt. Immerzu muß man mit Ohr und Auge in eine andre Himmelsrichtung. Es entsteht durch den unentwirrbaren Lärm, durch die Hautnähe von Komparserie nebst Solisten, durch die Zeitnähe der gespielten Ereignisse, durch den mächtigen Aufriß des wüsten Bildes eine Kollektivüberreizung des Publikums von der Art, wie ich sie mir bei Stierkämpfen vorstelle. Genau so viel wie diese oder wie Looping the loop hat solch ein Bravourstück mit Kunst zu tun.

Die Darsteller werden in diesem Hause schneller oder langsamer vor die Hunde des Aubry gehen. An meinem Abend war einer total betrunken. Aber das merkte man nicht, das fiel nicht auf. Das heißt: wenn man sich hier wie ein Indianer benimmt, so ists grade recht. Dagegen wenn man wie etwa Hans Schweikart beschaffen ist, wenn man aus dreißig Druckzeilen einen Menschen macht, um den seine lange vergangene Jugend, die Stimmung seines Wesens, die Atmosphäre seines Metiers und ein durchaus persönlicher Adel ist: dann werden ihm das von dreißig Kritikern höchstens drei danken, und so wird er, um von siebenundzwanzig gelobt zu werden, allmählich vergröbern lernen. Wohl Allen, die von Hause aus „Bulldoggenschädel", „Stierstimme", „starkknochige und gewalttätige Kinnladen" haben. Das hat Wegener, und das kam in der Riesenmanege illuminiert und fresko zur Geltung. Aber selbst von Wegener möchte ich wetten, daß er die Rolle hundertmal lieber im Deutschen Theater spielen würde. Und wie hätte dort Werner Krauß gewirkt! Ein chargierter Polonius verträgt auch den Zirkus: Robespierres „modern" gemischtem Charakter möchte man innerhalb seiner abgeschlossenen, bezeichnend weiß getünchten Behausung auf den Grund dringen, unbehelligt von Stimmbandverrenkungen und dicken Beleuchtungseffekten. Wer erinnert sich noch, wie faszinierend jung er drüben Saint-Just war? Hüben war es Ernst Deutsch nicht unebenbürtig, und das will was sagen.

Aber so wenig wie bei Rolland an Büchner, so wenig darf man bei ‚Danton' von Reinhardt an ‚Dantons Tod' von demselben Reinhardt denken. Dann weint man einfach. Dann fühlt man sich in der Kunstentwicklung um dieselbe Strecke zurückgeworfen wie durch den Krieg in der Menschheitsentwicklung. Die wilden Völker stehen sicherlich dichtgedrängt um ihre Gaukler und Feuerfresser herum. Daß hierin auch für uns das Heil liegt, will uns der alt und kindlich gewordene Reinhardt beibringen. Da ist denn sein drittes Exempel gefährlicher als das zweite. Den ‚Hamlet' im Zirkus um alles zu prellen, was seinen Zauber und seine Bedeutung ausmacht: das ist eine Barbarei, auf die Keiner hereinfällt. Aber wirklich hat man davon gehört, daß das Problem des Großen Schauspielhauses mit dem dritten Akt von ‚Danton' gelöst sei. Nun ja: ein zweihöckeriges Kamel ist in der Wüste besser zu sehen als ein graues Mäuslein, und eine stürmende Masse von tausend Menschen füllt die Arena pompöser aus als ein still vor sich hin philosophierender Lymphatiker. Zum zweiten beruht der Erfolg dieser stürmenden Masse auf dem Moment der Ueberrumplung, und Ueberrumplungen sind nicht zu wiederholen. Drittens: wie dünket euch die Paradoxie, daß der Zirkus, wenn er sich einmal gemäß seinen angeborenen, angebauten Dimensionen betätigt, von seinem Rendanten im Stiche gelassen werden muß, der entweder dieses Quantum Rhabarber vierzig Abende hintereinander bezahlt und so die A. G. oder G. m. b. H. in die Liquidation treibt, oder es täglich mehr rationiert und sich so die Flüche unbefriedigter Vielfraße zuzieht? Das Problem ist eben nicht zu lösen; es sei denn, daß man Megaphon und Kothurn wieder einführt. Paßt man vernünftigerweise ein neues Bühnenhaus der grade lebenden Generation an? Nun also: dann stelle man diesem beklagenswert unterernährten Geschlecht nicht einen Musentempel für Enaksöhne hin. Leider steht er schon da. So verwandle man ihn — mein Ceterum censeo — lieber heute als morgen in ein Kino.

Der Invalid im Irrenhaus von Chamisso

Deutschland, Deutschland! arger Boden,
Schmach für Unbill schafftest du.
Freiheit! hieß es, vorwärts, vorwärts!
Trankst mein rotes Blut, wozu?
Freiheit! rief ich, vorwärts, vorwärts!
Was ein Tor nicht alles glaubt!
Und von schwerem Säbelstreiche
Ward gespalten mir das Haupt.
Und ich lag, und abwärts wälzte
Unheilschwanger sich die Schlacht,
Ueber mich und über Leichen
Sank die kalte, finstre Nacht.
Aufgewacht zu grausen Schmerzen,
Brennt die Wunde mehr und mehr;
Und ich liege hier gebunden.
Grimm'ge Wächter um mich her.
Schrei ich wütend noch nach Freiheit,
Nach dem bluterkauften Glück,
Peitscht der Wächter mit der Peitsche
Mich in schnöde Ruh zurück.

Gold- und Papierwährung von Validus

Mit leidlicher Sicherheit läßt sich heute berechnen, daß man bald keine Banknoten mehr wird drucken können, da das Papier dafür zu teuer sein wird. Was dann? Früher hatten wir die Goldwährung. Jede Banknote mußte zum mindesten mit einem Drittel Edelmetall gedeckt sein. In der Regel war aber die Deckung viel größer und betrug manchmal bis zu hundert Prozent. Dann kam der Krieg mit der Inflation. Das Verhältnis zwischen Papiergeld und Golddeckung wurde allmählich so, daß der Goldgeschmack unsres Geldes wie — der Leser liefere sich selbst den Vergleich. Und es wird lustig drauflosgedruckt. Die Noten vermehren sich von Tag zu Tag; im selben Tempo geht auch die Erhöhung der Bankguthaben vor sich. Die Folge ist eine Preisrevolution, wie man sie seit der Assignatenwirtschaft nicht mehr erlebt hat. Und das Ende?

Bis vor kurzem haben wir an Selbsthilfe gedacht. Heute sind wir in dieser Beziehung verzweifelt. Das Mißverhältnis zwischen Ausgaben und Einnahmen, die schlappe Steuerpolitik, die Unmöglichkeit, die Steuern rechtzeitig einzuziehen, weil technische Schwierigkeiten vorhanden sind: dies alles hat uns pessimistisch gemacht. Aber wer in den letzten Wochen einigermaßen aufmerksam englische und amerikanische Blätter gelesen hat, der kann sich Eines Eindrucks nicht erwehren: Drüben weiß man auch, daß es so nicht weiter geht; daß geholfen werden muß. Nicht, als ob die Amerikaner uns jene Milliarden herüberschicken würden, von denen unsre Optimisten träumen. Das fällt ihnen garnicht ein. Sie werden nicht einmal mehr ihren guten Freunden in Paris und London borgen, und zwar aus zwei Gründen nicht. Erstens können sie nicht, denn ihre eigne Steuerlast ist zu schwer, ihr Engagement von nunmehr zehn Milliarden gegenüber der Entente darf nicht mehr erweitert werden, und vor allem sind sie selbst in Gefahr, bei

einem grenzenlosen Weiterpumpen an Europa in ein schlimmes Schuldverhältnis zu den südamerikanischen und asiatischen Freunden zu kommen; schon jetzt sind sie gezwungen, ihre Verpflichtungen gegen diese Länder durch außerordentlich große Goldausfuhr zu decken. Zweitens aber, und das ist viel wichtiger, will der Amerikaner heut kein Geld mehr nach Europa geben. Er sagt sich: Europa verdient es nicht. Man lebt dort noch weit über die Verhältnisse, bringt die Staatsfinanzen nicht in Ordnung und gibt sich Illusionen hin, vor allem über die Forderungen an Deutschland. Der amerikanische Schatzsekretär Glaß hat das sehr deutlich ausgesprochen in seinem vielerwähnten Brief an die newyorker Handelskammer. Von neuen Staatskrediten könne keine Rede sein; im Gegenteil: sogar die den großen Exportgesellschaften in Europa gewährten Privatkredite seien zu hoch. Es blieben allenfalls private Kredite von Kaufmann zu Kaufmann. Aber, so sagt er, wenn Ihr euch in Europa helfen wollt, so fangt doch zunächst in Mitteleuropa an und zwar bei Deutschland. Ihr habt den Deutschen unsinnige Forderungen auferlegt, die ihr Land nie erfüllen kann, und diese bleierne Last nimmt den Leuten überhaupt den Mut und die Lust zur Arbeit. Mäßigt also eure Forderungen an die Deutschen, dann wird dort die Gesundung beginnen, und dann können auch wir wieder zusammen sprechen.

Das ist richtig und zu einem gewissen Grade auch ein Trost für uns. Freilich dürfen wir nicht allzu optimistisch sein. Die Engländer werden es zwar schneller einsehen als die Franzosen, aber man braucht nicht zu glauben, daß man nun auf einmal Deutschland mit besonderer Liebe und Schonung behandeln wird. Was wird sich vollziehen?

Mit den amerikanischen Erklärungen ist nämlich die Hoffnung auf die internationale Anleihe einstweilen erledigt. Die Situation hat sich dadurch für sämtliche europäische Großstaaten scharf verschlechtert. Man sieht dies aus den Wechselkursen. Der italienische Lire ist auf ein Viertel seines Nominalwerts, der französische Franc auf knapp ein Viertel gesunken, und selbst das englische Pfund ist nur noch 13 s wert. So treibts das gewissenhafte England nicht weiter. Es weiß: man muß sich jetzt aufraffen, um aus dieser Schwindelwirtschaft herauszukommen und nüchterner arbeiten zu können. Es wird dabei selbstverständlich seine Haltung gegen Deutschland ändern. Bei dieser Mäßigung muß man nicht nur mit Frankreich rechnen, sondern auch mit dem gesunden Egoismus des Gläubigers. Die Herren von Paris und London werden sich vielleicht auf eine, gemessen an den bisherigen phantastischen Ziffern erträglich scheinende, bestimmte Forderung einlassen; sie werden aber dafür große Ansprüche an Deutschland stellen und zunächst verlangen, daß wir einmal mit der Großmannssucht, an der wir heute noch leiden, aufhören. Also: keine Papiergeld-Emissionen mehr, Verringerung des Konsums, Steigerung der Produktion. Die Commission de Réparation bietet ja heute der Entente schon eine gewisse Handhabe für derartige Forderungen und Maßnahmen.

Wenn diese Vermutungen zutreffen, dann wird es nicht so weit kommen, daß wir wegen übermäßiger Papierpreise auf den Notendruck verzichten müssen. Es wird vorher von ausländischen Machthabern ein Riegel vorgeschoben, eine Art öffentlicher Schuldenverwaltung über Deutschland verhängt werden, wie die Türkei sie hat auf sich nehmen müssen. Man wird uns zwingen, das Uebermaß an Papier zu verringern, wird vielleicht auch eine neue Währung auf den Trümmern der alten aufrichten und wird die Steuern — wenn

nicht eintreiben, so doch mitverwalten. Kurzum: es wird eine Art Zwangsverwaltung beginnen. Vielleicht, daß wir auf diese Weise materiell gesunden oder wenigstens vor dem äußersten Verfall bewahrt werden. Für unser Selbstbewußtsein freilich ists fürchterlich. Aber haben wirs besser verdient? Haben nicht maßloser Egoismus und die kurzsichtige Politik grade der Besitzenden, die Regierung wegen angeblich sozialistischer Grundsätze zu sabotieren, zu dieser förmlichen Bankrotterklärung, zu dieser Art Offenbarungseid geführt?

Aus einer kleinen Republik

Erster Soldat: Wo hast du ihn hingetreten?

Zweiter Soldat: Auf den Bauch natürlich. Und du?

Erster Soldat: Ich hab ihm eine ans Schienbein gegeben, daß er genug hatte. Der Jude!

Zweiter Soldat: Er soll ja adlig sein! „von“ Gerlach — auch sicher so’ne Schiebung! Wo wart Ihr denn noch nachher?

Erster Soldat: Mensch, dufte! Erst haben wir alle Bücher, die da rumlagen, auf den Hof geschmissen, — und denn sind wir uff ihn mit Gebrüll und denn auf die Straße. Da haben wir gesungen, und denn sind wir runter, die ganze Kant-Straße. Na, und denn kam die Sicherheitswehr.

Zweiter Soldat: Hat sie euch was getan?

Erster Soldat: Nanu! Sie haben uns zum Spaß auf die Wache mitgenommen — meine Herren! haben wir gelacht! Was wollten sie uns denn? Meinst du, daß sie unsern Offizieren was tun? Wir hatten doch alle Ausweise. Schnieke Sache. Ich dachte erst, nu gehts schief, aber wie ich die Gesichter von unsern Offizieren sah, da wußt ich, das ist alles Spaß. Wo wart Ihr?

Zweiter Soldat: Wir ham mit die Noskitos noch ein paar Landwehrtöppe getrunken. Das sind famose Kerle. Alle ganz jung. Und feste, gib ihm — wen die mal in die Finger kriegen, der hat nischt zu lachen. Einer war dabei, der hat damals Liebknecht mit be—wacht . . . Ja.

Erster Soldat: Bei uns war Einer, der hat die Straßenkämpfe von vorm Jahr mitgemacht. Der sagte: Alles nischt wie an die Wand. Fein wärs gewesen, sagt er.

Zweiter Soldat: Bei uns war Einer, der hat die Matrosen in der Französischen Straße mit beharkt. Der kennt auch den Penther, der sie hat erschießen lassen. ’n feiner Kerl — sagt er.

Erster Soldat: Die sind gar nicht so ohne. Dabei haben wir uns erst nicht mit sie vertragen. Ob man da eintritt?

Zweiter Soldat: Bei dir piekt er wohl? Wir ham’n Kommando nach Pommern, ich weiß nicht, wie das Nest heißt — volle Verpflegung, Unterkunft, Reichswehrlöhnung und täglich sieben Mark Zuschuß. Na, das mit die Arbeit werden wir schon deichseln. Und nette Mädels sollen da sein.

Erster Soldat: Na, Mädels . . . Ich denke, du hast . . .

Zweiter Soldat: Na, wenn schon. Wenn woll die nächste Versammlung von den Gerlach ist —? Da gehn wir wieder hin.

Erster Soldat: Feste —!

(Man hört im Hintergrund einen Reichswehrminister langsam ein Dementi vorbereiten)

Der Fall Großmann

Dem ‚Vorwärts‘ war es nötig erschienen, von meinen und Victor Barnowskys Angriffen auf Herrn Stefan Großmann Notiz zu nehmen. Was dieser der Zeitung geantwortet hat, soll hier zum wichtigsten Teile wiedergegeben werden, weil man keinem Wahrheitsfanatiker die Gelegenheit einschränken darf, seine ganze Seelenschönheit zu entfalten. Der Theaterkritiker der Vossischen Zeitung schreibt:

Die Vorwürfe des Herrn Jacobsohn sind grade in jener Zeit lebendig geworden, in der meine neue Wochenschrift herauskam und rasch sich durchsetzte. Herr Barnowsky wirft mir als Antwort auf ein Resumé über seine Tätigkeit vor, ich hätte geschäftliche Interessen an berliner Theatern. Das ist eine zu dumme Unverschämtheit. Ich habe selbstverständlich nie einen Pfennig aus irgendeinem berliner Theater bezogen. Im vorigen Jahr erbat Reinhardt meine Hilfe gegen die grassierende Filmerei der Schauspieler, ich wies ihn an einen Anwalt, der mit Hilfe der Bühnengenossenschaft eine rettende Organisation versuchte. Ich selbst war ehrenamtlich bei drei oder vier Konferenzen anwesend, dann kümmerte ich mich um den Lauf der Sache nicht mehr, bis ich hörte, daß sie gescheitert sei. Mein Gewinn dabei bestand aus Zeitverlust. Herr Barnowsky erzählt dann von einem Lustspiel ‚Eckermann‘, das ich dem Lessing-Theater hätte anvertrauen wollen. In Wirklichkeit existiert nur der Einfall zu dem Stück, geschrieben ist nicht eine Szene davon. Weder Herr Barnowsky noch irgendein andrer Direktor weiß von dem ‚Eckermann‘ mehr als ein paar Sätze, die ich vor fünf Jahren einmal im Gespräch hingeworfen habe. Es handelt sich also, wie Sie sehen, um die trostloseste Kombination von Theater- und Literatenklatsch, mit der ich aus durchsichtigen Gründen behelligt werden soll.

Behelligt werden? Nichts weiter als behelligt werden? Ein bißchen mit der Plempe gekitzelt werden? Es ging mir, es geht mir um mehr. Aber da Herr Stefan Großmann eines sachlichen Angriffs unfähig ist, so begreift er auch keinen. Wenn er meine Attacke auf Geschäftsneid zurückführt, so vergißt er: erstens, daß ich ihn bereits angegriffen habe lange vor der Begründung einer Wochenschrift, von der er sich einbildet, daß ich sie als Konkurrenz empfinde; zweitens, daß ich vor ungefähr zwei Jahren alle persönlichen Beziehungen zu ihm abgebrochen habe, nachdem er einen Charakter enthüllt hatte, für den selbst ein größeres Talent, als ihm zuteil geworden, niemals entschädigen könnte. Trotzdem sagt er ausnahmsweise bis zu einem gewissen Grade die Wahrheit, indem er einen Zusammenhang herstellt zwischen meinen neuen Angriffen und der Tatsache, daß er seit anderthalb Monaten über eine Wochenschrift verfügt. Denn während es an der Vossischen Zeitung eine Redaktion und einen Verlag gibt, dank deren Kontrolle ein literarischer Paasche sein Handwerk: aus einer öffentlichen Tätigkeit privaten Vorteil zu ziehen, nicht gar zu auffällig treiben darf, befriedigt er in der eignen Zeitschrift seinen Herzensdrang, sich für den Mißerfolg von Einschüchterungsversuchen an seinen Opfern zu rächen, in einer Weise, daß sich das primitivste Sauberkeitsgefühl dagegen empören müßte. Vor Gericht wird leicht zu erhärten sein, daß ich meine Attacke nicht aus eignem Antrieb und am wenigsten aus Unbehagen an einer mir völlig gleichgültigen Zeit-

schrift begonnen habe, sondern auf die Beschwerden ebenso namhafter wie anständiger berliner Theatermänner hin, die mir Belege dafür brachten, daß das Standesansehen der berliner Theaterkritiker durch die schweigende Weiterduldung eines korrupten Mitglieds schweren Schaden erleiden würde.

Nun ist freilich Korruptheit ein überaus dehnbarer Begriff. Hermann Paasche hat auch mit freier eiserner Stirne Dinge getrieben, die seinem Kollegen Ludwig Frank undenkbar erschienen wären. Stefan Paasche kommt von der wiener Volksbühne, die er mißleitet hatte, zu uns und schreibt wiederum Theaterkritiken. Im Kuratorium der berliner Volksbühne ist der Platz eines künstlerischen Beraters, einer von mehreren, zu besetzen. Jemand schlägt den funkelnagelneuen Bürger der Reichshauptstadt vor. Gustav Landauer, ebenso rein wie scharfäugig, warnt. Diese Gemeinschaft — er spräche aus Erfahrung — sei sorgsam zu meiden. Er dringt nicht durch. Man macht einen Antrag. Stefan Paasche gesteht, daß ihn nur der Posten eines Direktors locke. Der sei nicht vakant; aber man könne doch auch als unbesoldeter Ehrenbeamter der Sache nützen. Es erfolgt eine widerwillige Zusage. Das Kuratoriumsmitglied ist niemals da, wenns gebraucht wird, und immer da, wenns zur Erfüllung eines persönlichen Wunsches eine Mehrheit zusammenbringen will. Mittlerweile ist der Pachtvertrag mit Max Reinhardt abgelaufen. Stefan Paasche propagiert eine Kandidatur Gerhart Hauptmanns. Zum Teil an dem Eifer des Propagators, der zu offenkundig daraufhinarbeitet, der Hausmajor dieses Hauptmanns zu werden, scheitert der Plan. Und jetzt, da Hauptmann aus dem Wege ist, tut sein Protektor sich keinen Zwang mehr an. Jawohl, heißts in seinem Bewerbungsschreiben, ob mans Größenwahn nenne oder nicht: er erkläre sich selbst für den besten Direktor, den die Volksbühne irgendwo finden werde. Man nennt es Größenwahn; und der Möchte-gern-Tespis muß weiter Ullsteine karren. Aber hoffentlich doch in andern Bezirken als auf dem Bülow-Platz? In dieser Gegend wird er sich doch selber befangen fühlen? Ein Richter, der mit einer Partei ein Geschäft abzuschließen gedacht hat und nicht auf Gegenliebe gestoßen ist, wird sich doch wohl des Urteils enthalten und sogar dann, wenn die Partei ihn nicht ausdrücklich ablehnt, seine Stimme an einen Kollegen abtreten? Stefan Paasche läßt grade dieses Theater nicht los. Sein verhindertes Schöpfertum setzt sich um in Spott und Gestichel, in versteckte und verstockte Ranküne. Sein Opfer seufzt. Da hört er plötzlich, daß der Regisseur Ludwig Berger von der Volksbühne weggehe — und in der nächsten Kritik gibt die Kehle des Kläffers die Girrtöne einer Nachtigall her. Die Gegenseite ist oder stellt sich taub — und die übernächste Kritik ist wieder ein einziges Gebelfer. So, genau so schildern die Männer der Volksbühne mir das reizvoll fluktuierende Innenleben eines Theaterkritikers, von dem über hunderttausend Leser unschuldig glauben, daß er jeweils nach bestem Wissen und Gewissen seine Eindrücke für sie formuliere. Diese Männer sind bereit, ihr gesamtes Material vor der Leitung der Vossischen Zeitung wie vor dem Verband der Berliner Theaterkritiker auszubreiten und vor Gericht ihre Aussagen zu beeiden.

Aber das ist einer der harmlosern Fälle. Barnowsky hat von dem seinen das vorige Mal in ziemlich allgemeinen Wendungen angehoben. Stefan Paasche bestreitet, und so wird man deutlicher werden. Er ist nicht abgeneigt, sich an der Leitung der Bühnen des kleinen,

so sehr verächtlichen Elegants aus Breslau zu beteiligen. Er bittet sich eine Bedenkzeit aus, weil er zur gleichen Zeit die gleichen Verhandlungen mit Max Reinhardt führt. Ueber Beide werden zwischendurch Kritiken verfaßt; wahrscheinlich, um ein Beispiel von Catonismus zu liefern. Ein ander Mal trägt der Verleger Ernst Rowohlt in Stefan Paasches Auftrag dem Herrn des Deutschen Künster-Theaters an, es gemeinsam mit ihm und diesem in ein literarisch-politisches Revue-Theaterchen zu verwandeln. Auch daraus wird nichts. Zum dritten: das Lustspiel ‚Eckermann'. Nicht vor fünf Jahren, sondern im Frühling 1917 wird behauptet, das man nur noch die Sommermonate brauche, um das Stück zu vollenden. Immerhin lohne bereits, sich über die Besetzung zu einigen, und im Gespräch erfolgt die Rollenverteilung. Lappalien? Zugegeben: Lappalien. Aber wenn Stefan Paasche sich nicht einmal traut, in Nebenpunkten die Wahrheit zu ehren und ruhig zu sagen: „Das und das habe ich getan, und nun rutscht mir gefälligst den Buckel lang" — was wird er erst dort anstellen, wo's ernst wird? Und die Kino-Affäre ist verdammt ernst, ist entschieden zu ernst, als daß man dem Delinquenten erlauben könnte, sie von seiner Höhe herab zu belächeln. Worum handelt es sich? Die Not, die Reinhardt und seine Kollegen mit ihrem filmenden Personal haben, zeugt das Projekt einer Organisation, die den Schauspielern ihre großen Nebeneinnahmen und den Direktoren trotzdem die Verfügung über die Zeit ihrer Mitglieder sichern soll. Wer wird einer der Leiter des Unternehmens werden? Stefan Paasche. Er versteht zwar von der Branche so viel wie eine Spinatwachtel vom Dadaismus — aber, du lieber Gott: der Mann ist Kritiker an einer der wichtigsten Zeitungen, und da man weiß, wie geschickt er in der Tönung seines Tadels und seines Lobes ist, so empfiehlt sich, einen Vertrag einzugehen, durch den man diesen gefährlichen Beller und Beißer fest an die Leine bekommt. Sein Jahresanteil an dem Gewinn? Sechzigtausend Mark. S'ist 'ne runde Summe; die damals, vor anderthalb Jahren, sogar noch eine gewisse Kaufkraft hatte. Wohlverstanden: dies ist das garantierte Fixum, das weit überschritten werden kann. Nun, es wird nicht erreicht und nicht überschritten. Das Register hatte ein Loch. Der dritte Direktor, den Stefan Paasche besucht, um seine — unentbehrliche — Unterschrift zu, zu er . . ., zu erlangen, hat die Courage, den Gast an die Tür zu geleiten. Der erhebt, Wut im Herzen, den Zeigefinger und stößt Drohungen aus. Denn diese unerwartete Weigerung macht seine Hoffnung zu Staub, in den Vollgenuß eines Vertrages zu treten, durch den — es ist selbstverständlich, aber unbedingt wiederholenswert — sein Theaterkritikervertrag mit der Vossischen Zeitung keineswegs außer Geltung gesetzt werden sollte.

Ich halte für heute inne, um zunächst abzuwarten, ob Stefan Paasche auch dies die „trostloseste Kombination von Theater- und Literatenklatsch" nennen wird: ob er darauf bestehen wird, als „ehrenamtlich" eine Tätigkeit zu bezeichnen, die sogar bei einem unbegrenzten Defizit der besoldenden Firma — ‚Comedia, Filmwerkstätten der vereinigten Theater Berlins' — ihm für sein Teil ein kleines Vermögen eingebracht hätte. Ich möchte die zugewanderte Zierde meines Berufs nicht nachträglich überschätzen: aber so leicht hätte ich mir den Kampf nicht gedacht. Nie hätte ich für möglich gehalten, daß sie mit so kläglicher Geste nach dem Strohhalm des Konkurrenzneides und sonst keinem ringsherum greifen würde. Dabei hat sie ja aber-

mals recht: ihre Wochenschrift war nicht allein nötig, damit sie den Mut bekam, sich ganz loszulassen und ungeahnte Angriffsflächen zu bieten — sie war auch nötig, damit ich meine letzten Hemmungen überwand. Unsereins kann nicht so ohne weiteres zu einer Frontattacke schreiten, die dem besiegten Gegner die Existenz kostet. Wenn die Vossische Zeitung ihren bemakelten Theaterkritiker auf die Straße geworfen und damit wirtschaftlich entscheidend erschüttert hätte, weil ja gleichzeitig alle Nebenvorteile aus so mühelos auszubeutender Stellung fortgefallen wären: ich hätte daran zu tragen gehabt. Aber nachdem ich ermittelt hatte, daß mein Konkurrent durch sein Blatt für lange Frist unanfechtbar gesichert ist, konnte mich nichts mehr abhalten, zur Reinigung der ohnehin genügend verpesteten Atmosphäre des berliner Theaterwesens beizutragen. Diesem gehört ein Stück meiner Liebe; immer und immer noch. Jene Wochenschrift bereitet mir nicht die geringste Sorge. Sie möge blühen wie eine Sonnenblume aus einem Komposthaufen. Sie möge bekümmerten Mitmenschen öfters das tröstlich erheiternde, das königliche, das herzogliche Schauspiel gewähren, daß Stefan Paasche so wahlverwandte Erscheinungen wie den Jobber der Republik verkennt und gegen sie erbittert vom Leder zieht — ein Schauspiel, als ob der würdigste Insasse einer Strafanstalt dem redlich bemühten Nachwuchs Vorwürfe machte, daß, zum Donnerwetter, die bürgerliche Moral der Gilde zu wünschen lasse. Ach, die schöne Zeit ist vorbei, wo Stefan Paasche vom Mangel an Beweisen gelebt hat. Es ist in dieser grauenhaft kärglichen Aera vermutlich der einzige Mangel, dem eine Fügung des Himmels jetzo von Grund auf und endgültig abgeholfen hat.

Rundschau

Im Tollhause

Nicht das große, jenes Deutschland aus den Mordjahren 1914—1918. Sondern ein kleines Tollhaus wird hier beschrieben — in einem Büchlein von Artur Zickler, das so heißt: ‚Im Tollhause' (und im Verlag der Buchhandlung Vorwärts zu Berlin erschienen ist).

Zickler hat etwas getan, wozu den Meisten— auch mir — der Mut gefehlt hat: er hat in der großen Zeit einfach nicht mehr mitgespielt. Er hat, was sittlich vollkommen gerechtfertigt ist, die Verpflichtung, sich für die falschen Ideale andrer Menschen — Menschen ist leicht übertrieben — totschießen zu lassen, nicht anerkannt, hat nicht geglaubt, deshalb Mneschen töten zu müssen, weil irgendwelche Wehrartikel das verlangen. Er stellte sich „rammdösig", wurde von den Soldaten fort, aus der Kaserne in ein andres Irrenhaus getan und verbrachte da bis zur völligen Entlassung seine Tage. (Wozu, liebe Nationalisten, mehr Mut gehörte, als mit der Kompagnie in den Graben zu kriechen. Zickler war allein.)

Die Schilderungen des Heftchens sind erschütternd. Vieles ist originaliter aus dem Leben übernommen, und aus welchem Leben!

Die kurzen Beschreibungen des Ausbildungskrams beim Militär sind prächtig, fast so bunt wie eine Leutnantsfriedensuniform. Fabelhaft erfaßt ist der Kernpunkt der Seuche: das Kollektivitätsgefühl. „Dann wurden wir, vom Zusammengehörigkeitsgefühl der Korporalschaft beseligt, nach unsern Stuben geführt." Und: „Wir neuen zweihundert Mann wurden nach

Größe ausgerichtet, in Korporalschaften eingeteilt und hießen nun ‚Kompagnie'. Ein Hauptmann war plötzlich da und sprach von der Ehrentafel der 5. Kompagnie, deren Glanz wir reinhalten sollten." Schneidend die paar Bemerkungen über die ekelhafte Unkultur der deutschen Kasernenkaschemmen: die schlechte Luft, die Schweinerei, die gegenseitigen Diebstähle. (Wir sind keine alte Weiber: aber dies war nur ekelhaft.) Und dann kommt das Tollhaus.

Wer einmal so eine Anstalt gesehen hat, hört die Klagen und die Laute, die hier aufgezeichnet sind. Hört, wie in diesen armen verrotteten Gehirnen die große Zeit selbständig weiterarbeitet, obgleich sie für die Besitzer längst aus sein sollte — sie wähnen sich noch immer im Graben, machen noch immer ihre Wendungen, ihre jämmerlichen Griffe, fortläuft die Romantik des Tempelhofer Feldes. Sie bekommt nicht Jedem. In drei Strichen sind die üblichen Vorgesetztentypen eingefangen, ohne daß viel Aufsehens davon gemacht wird. Und das Leiden. Und das Leiden. Und das Leiden.

Wißt Ihr, wer da alles — still und erstickt — draufgegangen ist? Wißt Ihr, wen alles es gefaßt hat? Trommelfeuer und Feldwebel haben gleichmäßig gewütet, und sie sind nicht Jedermanns Sache.

Wer aber mit so viel Kraft und Mitleid, mit so viel Haß und Liebe leben und schreiben konnte — der sei gepriesen. Wie schließt das Buch? „So werden einst, fest entschlossen, die Ungezählten in die Heimat fahren, und schneller als die Räder werden die heißen, heißen Herzen schlagen. Kameraden!" So werden einst . . . . Die Saboteure der Revolution haben diese Hoffnung zunichte gemacht Wir müssen sie vertagen. Aber vielleicht doch eines Tages?

Ignaz Wrobel

Brief an Haenisch

Sehr geehrter Herr Minister,
seit Wochen besuche ich an Sonntagen die berliner Museen. Das Kaiser-Friedrich-Museum, die Nationalgalerie im Kronprinzen-Palais erfreuen sich einer bisher noch nicht dagewesenen Fülle von Besuchern. Was das berliner Publikum heute so kunsthungrig macht, weiß ich nicht — aber gottlob: es ist da! Das große, wertvolle Museum für Völkerkunde und das Kunstgewerbemuseum sind — bis auf weiteres?!? — geschlossen. Warum werden sie nicht wenigstens an Sonn- und Feiertagen dem Publikum geöffnet? Zu heizen braucht man sie nicht, und ein paar ehrliche Militäranwärter werden sich zur Beaufsichtigung finden und bei den schlechten Zeiten den kleinen Sonntagsverdienst gern mitnehmen. Dafür kann man das Zeughaus, das die ganze Woche offen ist, endlich schließen. Das Volk der Dichter und Denker hat genug des Soldatenspiels gehabt. Freilich war der Gang nach Weimar ein dünnes Symbol, und der Zopf aus Potsdam steckt wieder samt dem Hut auf der Stange.

Daß man das Kronprinzen-Palais zum Museum machte, war ein guter Gedanke. Da man kein Geld hat, es umzubauen, müssen wir die Unzulänglichkeiten eines Privathauses in Kauf nehmen, und die persönlichen Geschmacklosigkeiten der Hohenzollern (die Treppengeländer mit den preußischen Adlern, einer von vorn, einer von hinten, Glasfenster und Deckenstukkaturen) übersehen. Auch mit Raum und Licht darf man nicht rechten. Die großen Schwierigkeiten, die das Hängen macht, hat man damit beseitigt, indem man frisch drauf los hängte. Es ist auch danach. Chronologisch hat man die Ausstellung insofern geordnet, als unten die

heute schon klassische Malerei naturalistischer Tage hängt, oben die Moderne. Man hat einige gute, historische Liebermanns aus der Nationalgalerie genommen, die auch noch immer nicht fertig wird, und die in der Republik nicht schöner geworden ist. Dann hängen da Manet, Skarbina, Corinth und andres, weniger Wertvolles. Ich wunderte mich über die vielen Neuanschaffungen, wurde aber belehrt, daß der größte Teil ausgeliehen und geschenkt sei. Im Obergeschoß hängen die ganz Modernen. Nun gibt es aber eine Kunst. die sich selbst der ärmste Staat nicht schenken lassen darf. Ich habe gewiß nichts gegen die Auswüchse, die sich eine snobistische Bourgeoisie von ihren Künstlern vorsetzen läßt, solange sie sich diese Kunst bezahlt. In ein Museum, in das das Volk strömt, gehört diese Kunst ohne Zukunft, ohne Inhalt und Idee, ohne Form and Farbe, nun und nimmer. Es ist auf die Verblüffung, die Ueberrumpelung des ahnungslosen und ganz unerzogenen Publikums abgesehen.

Was aber in einer sozialistischen Republik erschreckt, ist die gänzliche Abwesenheit einer sozialistischen Kunst! Warum bietet man dem Publikum nicht, was es versteht, wodurch es erzogen würde? Wir können uns jetzt keine sozialistischen Ausländer leisten — die Franzosen sind in der glücklichen Lage, mehr soziale Künstler zu haben als wir —: aber wir haben in Berlin Käthe Kollwitz und Hans Baluschek. Hans Baluschek hat ein ganzes Atelier voll ungehobener Schätze, tiefer, sozialistische Bilder. Ueber seine Kunst, seine Form und Farbe braucht man heute, wo er längst anerkannt ist, kein Wort zu verlieren.

Sie werden tief bedauernd die Achseln zucken, werter Herr Minister, und versichern, man wolle ja alles tun, wir müßten warten, man habe kein Geld. Wir müßten uns immer vor Augen halten, daß wir in einem wirtschaftlich vollkommen zusammengebrochenen Staate leben, und die Kunst erst in zweiter Linie komme. Gewiß! Aber wir bedrucken ja genug Scheine, um das liebgewordene Soldatenspiel nicht zu missen. Auch könne man die hart mitgenommene Kaste der höhern Offiziere nicht verhungern lassen? Beim Künstler hat dies nichts zu sagen. Er ist ja seit Generationen gewohnt, am Hungertuche zu nagen.

Aber ich will gern noch mit andern praktischen Vorschlägen kommen. Es stand kürzlich in einer Zeitung, die Hohenzollern sollten mit hundert Millionen Mark abgefunden werden. Wie wäre es, wenn der völlig zusammengebrochene Staat ihnen zehn Millionen böte? Davon könnten ihre erwerbsunfähigen Mitglieder für den Rest ihres Lebens unvergleichlich besser leben als die weitaus meisten Deutschen. Und mit neunzig Millionen Mark könnte man allerhand für Kunst und Wissenschaft tun! Und wie wäre es, wenn wir unsern Kitsch, der noch immer die Nationalgalerie ziert, unsre Anton von Werner, Deffregger, Henneberg und Spangenberg für teures Geld nach Dollarika verkauften? Dieser einst gekrönte Geschmack würde den ungekrönten Königen, dem Autokönig, dem Oelkönig, dem Cornedbeefkönig gewiß mächtig imponieren. Dann haben wir Geld, und es wird sich zeigen, was damit zu machen ist. Denn das Volk ist herzlich müde, zu warten und immer zu warten auf Gebieten, wo schnell abzuhelfen ist. Der moralischen Verlotterung, die sich in allen Schichten breit macht, ist nur durch geeignete Erzieher in

Kunst und Wissenschaft zu helfen. Wir wenden uns deshalb an Sie, werter Herr Minister. Sie werden schon Rat wissen. Wir haben ja lauter kluge Männer in der Regierung!

Cläre Meyer-Lugau

Aenn Häusinger

Heraus kam ein Mädchen in schwarzem Seidentrikot und in schwarzen dünnen Florstrüpfen, ein wenig befangen, nicht hübsch, und sang zur Laute.

Ich kann die kleine Stimme nicht vergessen. In meiner Jugend heulte ich tagelang, wenn mich mein Papa einmal ins Theater mitgenommen hatte — ich verliebte mich regelmäßig in die Schauspielerinnen mit den Hosenrollen (und in den Kinderstücken spielte immer eine Schauspielerin eine Hosenrolle), ich verguckte mich in dieses Zwitterding zwischen Mädchen und Junge, das von beiden Fakultäten nur die Vorzüge hatte. Das ist sie: Aenn Häusinger.

Sie sang mit ihrer kleinen Stimme ein paar Lieder Klabunds — sie tupfte nur, sie stellte nicht dar, sie ist eine von den ganz Wenigen, die wissen, was ein Chanson ist. (Das nämlich kein dramatischer Sketch ist, sondern ein Chanson, mit Melodie und Strophenbau und Rhythmus, Rhythmus, Rhythmus.) Sie sang ein „kesses Lied" von Walter Mehring — und der Tonfall war aufrührerisch, aufreizend und gemein. Was ist das mit ihrer Stimme?

Es ist das Selbe wie mit den Grammophonen im Felde. Sie waren nicht immer besonders schön — o nein! (womit nicht gesagt sein soll, daß die Häusinger-Stimme wie ein Grammophon klingt, gar nicht) —; aber sie weckten die Sehnsucht, man wollte mehr hören und mehr, weil hinter den dummen kleinen Liedern eine versunkene, ersehnte, wiederzuerlangende Welt lag. Das kann sie: einen sehnsüchtig machen. Ich war immer zwischen Lachen und Weinen, wenn sie sang — schade, daß der Raum zu groß war. Ihre kleine Stimme zitterte leise, sie sang wie ein kleiner Vogel, der im Bauer herumhüpft und von der Freiheit singt. Und sie befriedigte unsre Sehnsucht nie.

Man sollte etwas aus ihr machen. Sie hat es verdient, denn sie hat etwas, was man nicht erlernen kann.

*

Lieber S. J., darf ich das Alles schreiben, obgleich ich für dieselbe Kunstanstalt tätig bin, wie Aenn Häusinger war? Sie ist jetzt nicht mehr in Berlin, wann sie wieder auftritt, weiß ich nicht, und wenn ich, als einer der Hausdichter von ‚Schall und Rauch', etwas für sie getan habe, so nehmen Sies als ein Zeichen liebevollsten Interesses für ein entzückendes Menschenkind auf dem Podium. Und weil das so selten ist, verzeihen Sie diese Doppelstellung von Kollegen und Kritiker

Ihrem

Peter Panter

Rechtsprechung

„Der Vorsatz ist bedingt dann gegeben, wenn der Täter den Erfolg nur für möglich hielt; nämlich unter der Voraussetzung, daß der Täter den Eintritt des Erfolges nicht abgelehnt hat."

von Liszt

„Ich habe mit dem Tode Erzbergers gerechnet."

von Hirschfeld

Die Frage des versuchten Totschlages wurde von den Geschworenen verneint.

Antworten

Rathenau-Leser. Nicht zusammenzunennen mit Ihrem Jesus im Frack ist ein wirklich denkender Kapitalist: Richard Merton aus Frankfurt am Main. Besorgen Sie sich (vom Verlag Voigt & Gleiber in Frankfurt am Main, Bieber-Gasse 6) seine Hefte: ‚Diktatur der Idee' und ‚Gedanken zur Vergesellschaftung von Produktionsmitteln und Abänderung des Erbrechts'. Zwei Sätze: „Eine Revolution besteht nicht darin, daß die Zahl unsrer staatlichen und kommunalen Verwaltungsbeamten, das heißt: derjenigen, die an der Regierung und Verwaltung von Land und Stadt im großen und im kleinen mitzuarbeiten als ausschließlichen Beruf betreiben, verzehn-, ja verhundertfacht wird, damit möglichst viel Köche den Brei verderben und möglichst viele Milliarden hemmungslos zum Fenster hinausgeschmissen werden." „Der Wohlfahrtsausschuß der französischen Revolution, die Arbeiter- und Soldatenräte der unsern, der Zentralrat der Arbeiter- und Soldatenräte, der kommen soll und vielleicht schon da ist, die Diktatur des Proletariats, die gefordert wird, und die Diktatur der Proletariatsführer bedeutet — sie alle beginnen damit, das Mittel sein zu wollen, das der Idee der Revolution zum Sieg verhelfen soll, und sie enden damit, der Zweck der Revolution zu sein." Wer diesen Mut hat, an dem höchsten Heiligtum des Deutschen: am Apparat zu rütteln, der scheint mir revolutionärer zu sein als . . . „das Weitere verschweig' ich." Man muß bei jedem Sozialreformer nach dem Resultat fragen, denn da offenbart sich, wes Geistes Kind er ist. Die radikalen Parteien tun nicht gut daran, sich solch einen Mann entgehen zu lassen.

Asch. Hier ist der gewünschte Wink mit dem Zaunpfahl.

Münchner Student. Sie schreiben mir: „Lucifers Schilderung des ‚Münchner Studententheaters' in Nummer 5 verdient eine kleine Ergänzung. Denn nicht nur, daß man einstiges Abrücken von der Freveltat Arcos heute durch pathetische Demonstrationen in Straße und Haus (nämlich in der von dem Rektor bereitwilligst zur Verfügung gestellten Aula — einem Rektor, der unter jeden reaktionär-antisemitischen Wisch sein Signum setzt und ihn in der Universität anzuheften gestattet) gut zu machen sucht und Jeden, der einer Verklärung des politischen Mordes sein Veto entgegensetzen will, wüst beschimpft — nicht nur das: die studentische Reaktion entblödet sich auch nicht, Professor Max Weber, den besten Gelehrten seines Fachs in Deutschland, der ein kräftiges Wort gegen rektorale Uebergriffe und studentische Unmanieren zu sagen als Einziger den Mut hat, im nächsten Kolleg mit einem Pfeifkonzert und entsetzlichem Tumult am Wort zu hindern, ihn zu beschimpfen und zu verhöhnen, in einer so unanständigen Weise, daß vor diesem allerschlimmsten Mob selbst seinen Führern graust. So traurige Bursche wollen das Adelsprinzip verteidigen und prügeln einen tapfern Kommilitonen braun und blau, der als Einziger in einem Kolleg des Anatomen Mollier sitzen blieb, als der Dozent nach der üblichen alldeutschen Hetzrede aufforderte, sich zu Ehren des Grafen Arco von den Sitzen zu erheben. Sogar die Freie Studentenschaft wagt nicht, entschieden von diesen Lumpen abzurücken. Wir paar dem Geiste und sonst nichts in der Welt huldigenden Studenten leben auf den Universitäten unter dem weißen Terror. Es wäre an der Zeit, daß die Regierung sich um diese Sachen kümmerte. Vielleicht reserviert man eine von all den Universitäten für geistige Dozenten

und Studenten, um die andern den sympathischen jungen Kleinbürgern mit der unverdauten konservativen Ideologie zu belassen. Seit Arco vor dem Richter erschien und nur ein Wort alle Zeitungen, Straßen, Gespräche erfüllte: nämlich, wie sympathisch der junge Mann doch sei (derselbe Tölpel, der durch seine Untat unsern Besten beseitigt hat und mindestens die jämmerliche Veranlassung wurde zu all den Untaten und Attentaten seither) — seitdem ich an allen Ecken und Wänden ‚Hoch Arco!' lese und sein nettes, ausdrucksloses, wohlfrisiertes Kadettengesicht bei allen Postkarten verkäufern sehe, seitdem ich hier Hymnen auf dieses Vorbild für deutsche Jugend unter der Ueberschrift ‚Macht Euch bereit!' öffentlich gedruckt lese, seitdem ich diese Fülle von sympathischen jungen Leuten um mich her erblicke, und wie sie sich spreizen und reden dürfen, während der Einwand: ‚Schließlich hat Arco doch . . .' sofort mit Roheitsakten beantwortet wird — seitdem kenne ich die Zukunft." Ach, Jeder kennt sie, der sich nichts vormachen will. Fast das gesamte Offiziercorps der Reichswehr, zu schweigen von den Sicherheitstruppen, der Einwohnerwehr und den übrigen Feuerwehrvereinen, würde bei nationalistischen Unruhen — sagen wir: nicht auf der Seite der Regierung stehen. Diese Gesellschaft nimmt das Geld von der Republik und die Ueberzeugung von ihren Gegnern. Und die Republik zahlt, lächelt und schweigt. Dem Offiziercorps schließt die Studentenschaft sich an. Sie ist fast ganz und gar — von winzigen Ausnahmen in den großen Städten abgesehen — nationalistisch. Und die Republik siehts, lächelt und schweigt. Dies wird ihr Tod sein. Das Volk aber? Bei Romain Rolland spricht Camille Desmoulins: „Das Volk trug durchaus kein Verlangen nach der Republik: ich habe es ihm erst klargemacht. Ich habe es überzeugt, daß es frei sein wollte, damit es die Freiheit wie sein eignes Werk liebte. Das ist das unsterbliche Mittel, mit dem man die Schwachen lenkt. Man überzeugt sie, daß sie gewollt hätten — an was sie nicht im Schlaf gedacht hatten; und ohne Zögern stürzen sie sich darüber her wie Löwen." Bei uns hat man die paar Menschen, die auf dem Sprunge waren, das Volk zu überzeugen: die Liebknecht, Luxemburg, Eisner, Leviné, Landauer, kurzerhand abgeschlachtet; und wie die Schafe werden die Deutschen in den Augiasstall ihrer Monarchie zurückkriechen.

Revolutionär. Ein Land macht eine Revolution, setzt einen Untersuchungsausschuß ein und stellt die Entscheidung über dessen Befugnisse — wem anheim? Nun, den Richtern des alten Systems. Die urteilen selbstverständlich dahin: der Untersuchungsausschuß, der ja in ihren Systemen auch wirklich keinen Platz hat, dürfe Geldstrafen nicht verhängen. (Aber über die Politik eines Landes darf er urteilen.) Die Feigheit, nicht einmal nach einer — sagen wir: Revolution neues Recht zu schaffen, sondern sich in das bestehende einzufügen, führt . . . Sie führt entweder zu einer zweiten Revolution oder zur Restauration. Und dieser schleicht Deutschland apathisch entgegen.

Heinrich Ströbel. Skandale über Skandale. Die Kenntnis des letzten verdanke ich Ihnen. „Der Redakteur der ‚Freiheit' A. Stein, ein kluger und kritischer Politiker, wurde Montag, am sechzehnten Februar, auf Veranlassung eines Polizeirats, der wohl auf eine idiotische Denunziation hineingefallen war, verhaftet. Man stellte ihm die Alternative: Schutzhaft oder Ausweisung binnen acht Tagen. Die rechtssozialistischen Minister und auch der rote Polizeipräsident Eugen

Ernst empfinden das Vorgehen offenbar selbst als Blamage, haben aber, um den schuldigen Bureaukraten nicht zu desavouieren, bis zur Stunde noch keinen Rückzugsweg gefunden. Schließlich wird man ja die Ausweisung zurücknehmen — aber ähnliche Ungeheuerlichkeiten können sich täglich und Wehrlosern gegenüber wiederholen! Stein lebt seit fünfzehn Jahren in Deutschland und betreibt seit fünfviertel Jahren seine Einbürgerung. Er ist seit Gründung der ‚Freiheit' einer der politischen Redakteure des Blattes, vertrat es auch in der Pressekonferenz. Er ist Russe, aber Menschewik, der seit allem Anfang den Bolschewismus bekämpft hat, in anständiger Weise selbstverständlich. Daß einen solchen Mann die Ausweisung treffen konnte, verrät die grenzenlose politische Ahnungslosigkeit und Taprigkeit der reichshauptstädtischen Polizeibureaukratie. (Daß auch ein die Gesetze nicht verletzender Bolschewist von der Republik nicht des Landes verwiesen werden dürfte, versteht sich von selbst!) Wieviel klüger und anständiger hat sich da das alte Regime benommen! Es wußte, daß Stein die Sozialistische Auslandskorrespondenz redigierte und in diesem Organ der Unabhängigen die deutsche Kriegspolitik mit aller von der Zensur zugelassenen Schärfe bekämpfte. Dennoch blieb es der demokratischen Republik vorbehalten, den ‚lästigen Ausländer' zweimal, das erste Mal vor Monaten, in Schutzhaft zu nehmen und ihn das zweite Mal mit der Ausweisung zu bedrohen. Dafür haben die Strauß, Sklarz und Parvus umso bessere Tage." Das war der letzte Skandal, als Ihr Brief bei mir eintraf. Zwei Tage später ist es der vorletzte. Inzwischen hat sich ein Rudel feiger Bestien mit genagelten Stiefeln über den einen ebenso tapfern wie unbewehrten Hellmut v. Gerlach hergestürzt, offenbar in der Absicht, ihn totzutreten. Da das nicht gelungen ist: mundtot werden sie ihn nicht machen. Aber ein hübsches Regime das, worunter wie leben: das den Geist für vogelfrei und die bewaffnete rohe Gewalt für unantastbar erklärt.

Zeitungsleser. Wenn dein Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt einen Artikel ‚Treue um Treue' benamst, so kannst du drauf schwören, daß es sich um die Erhöhung der Abonnementsgelder handelt. In dem schmalzigen Aufsatz findet sich folgende Stelle: „Es ist unter diesen Umständen wohl am Platze, daran zu erinnern, daß eine Zeitung etwas andres ist als eine Ware, die man jederzeit kaufen kann. Sie ist, wohlverstanden, ein Repräsentant und Förderer gewisser Gesinnungen die denen der Bezieher entsprechen." Da muß man denn immer wieder feststellen, daß keine deutsche Zeitung so unzweideutig wie der Berliner Lokalanzeiger eine Ware ist, die man jederzeit kaufen kann. Er ist grade erst von einer neuen schwerindustriellen Gruppe gekauft worden, die sich für ihr Geld nicht allein die Redaktion beigebogen hat, sondern auch — was viel schlimmer ist — die Abonnenten. Die ahnungslosen Abonnenten. Der ganze Jammer der Pressezustände von heute faßt einen bei diesem Vorfall an, eben weil er garnicht mehr ungewöhnlich ist. Wer ein paar nennenswerte Kriegsgewinne zu buchen hat, darf öffentliche Meinung machen. Sie ist danach.

Rektor Eduard Meyer. Du hast dein Ehrendoktordiplom den Universitäten Oxford, Liverpool, St. Andrews, Chicago und der Harward-Universität zerrissen zurückgeschickt. Sie hättens dir, Liebling der Grazien, zerrissen zuschicken sollen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Völkerverhetzung und Völkersolidarität

von Heinrich Ströbel

Für die schmachvollen Szenen, die Baltikumer und Reichswehr-Offiziere in jener berliner Versammlung des Bundes Neues Vaterland aufgeführt haben, trägt neben der alldeutschen Verhetzung die über die Maßen törichte Politik der Entente die Verantwortung. Ueber das tollwütig-feige Attentat einer schwer bewaffneten Rotte gegen wehrlose Pazifisten selbst, über die viehische Mißhandlung Gerlachs und seiner Freunde ist hier schon das Nötige gesagt worden. Unterstrichen sei heute nur, daß es sich bei diesen Vorgängen (auch Moissi in Hamburg und Professor Nicolai in Stuttgart entgingen nur mit knapper Not alldeutschen Lynch-Akten) um Symptome handelt, die garnicht ernst genug genommen werden können. Die Putsch- und Pogrom-Stimmung liegt in der Luft und hat breite Schichten des Bürgertums ergriffen. Sie wird psychologisch gespeist aus reichlich fließenden Quellen. Der nationalistische Größenwahn wurde ja durch den militärischen Zusammenbruch nicht erstickt, sondern krankhaft angestachelt, und sucht sich, da ihm äußere Betätigung versagt ist, in den Formen des weißen Terrors nach innen zu entladen. Und die Revolutionsregierung stimulierte durch Wort und Tat den Nationalismus, organisierte selbst die militärische Gegenrevolution! Aber auch die Wirtschaftszerrüttung und Geldzettelentwertung und die immer schamlosere Korruption treiben den Putschisten und Pogromisten die Spießbürger scharenweise ins Netz. Die tägliche moralische Stäupung Erzbergers hat das neue System bis auf die Knochen diskreditiert. Die Revolution und die Revolutionsregierung sind nun für den blöden deutschen Philister die Urheber des Wirtschaftsbankerotts und der ganzen „Sauwirtschaft". Daß das alte System und die Diktatur Ludendorff durch ihre sinnlose Kriegspolitik das Wirtschaftsleben ruiniert haben, daß Helfferich durch seine Papierzettel- und Pumpwirtschaft den Grund zum heutigen Valuta-Jammer gelegt hat: das weiß man nicht, will man nicht wissen. Die ungeheuerliche Völkerauswucherung durch das Schiebertum tut dann das Uebrige. So gerät die Volksseele ins Sieden, bis sie eines Tages überkocht: Nieder mit den Roten! Schlagt sie tot, die Juden! Fiebernd harrt man des großen Tages. Der neue Militarismus lechzt nach Arbeit. Nur über das Wie ist man sich noch nicht recht im Klaren. Aber wenn es im Osten losgeht, wenn Rußland und Polen aneinandergeraten, dann schlägt auch für unsre Revanche-Schwärmer und Pogromisten die Stunde!

Und die Entente darf sich rühmen, Deutschland das nationalistisch-reaktionäre Fieber erst recht eingehaucht zu haben. Durch ihre unsinnigen, unerfüllbaren Friedensbedingungen, durch ihre imperialistische Sicherungspolitik, durch die kindisch-unbedachte Auslieferungsforderung, deren unvermeidliche Preisgabe für sie zum unerhörten Prestige-Verlust wurde. Wir haben nie die ungeheuern Schwierigkeiten für die Entente verkannt, einen allseitig gerechten Ausgleichsfrieden zu schaffen nach einem solchen Kriege, der ganz Europa zerrüttet und in wildesten Aufruhr versetzt hat. Erst der Völkerbund wird in Jahren und Jahrzehnten all die nationalen Probleme lösen können, die der Krieg aufgeworfen. Aber die Entente-Politik mußte an den großen Richtlinien einer internationalen Verständigungs- und Versöhnungspolitik festhalten: an dem Prinzip der innern und äußern Selbstbestimmung. Sie mußte sich überall auf die Demokratie stützen, durfte nicht mit Denikin und Koltschak komplottieren, sich nicht einen Augenblick mit dem Schandregiment der Friedrich und Horthy solidarisieren, durfte nicht Eisner ignorieren, um mit Noske und seinen Generalen als Schützern der „Ordnung" zu liebäugeln. Diese Politik bald des Peitschens, bald des Streichelns des Nationalismus und Militarismus hat die deutsche Reaktion ungeheuer gestärkt und damit für die Pazifizierung Deutschlands und den Weltfrieden unberechenbare Gefahren heraufbeschworen. Noch ist es Zeit, diesen Gefahren zu begegnen. Aber das einzige wirksame Abwehrmittel ist ein politisch-wirtschaftliches Weltfriedensprogramm!

*

Die unmittelbare Praxis fordert internationale Lösung auf pazifistische Weise: im Falle Rußlands. England muß und wird seinen Frieden mit der Sowjet-Republik machen, denn es weiß, daß Hunger und neue Kriegs- und Revolutionswirren auch Westeuropa Vernichtung drohen. Aber England hat nicht nur in Amerika einen wirtschaftlichen Konkurrenten bei der neuen Wirtschaftserschließung Rußlands, sondern auch in Deutschland. Nichts freilich wäre törichter und verhängnisvoller, als wenn England oder die Entente sich unter Zurückdrängung Deutschlands eine Monopolstellung in Rußland zu sichern suchten. Denn erstens bedarf Deutschland des Wirtschaftsaustausches mit Rußland zu seinem industriellen Wiederaufbau, und zweitens triebe man Rußland ja Deutschland gewaltsam in die Arme, wenn man es mit imperialistischer Ausplünderung bedrohte. Und darauf lauern ja alle Alldeutschen und Kontinentalpolitiker, deren Anhang in einer solchen Situation sehr groß werden könnte; haben doch während des Krieges sogar die meisten Rechtssozialisten Naumanns Traum von Mitteleuropa lebhaft mitgeträumt, wie die

Verhandlungen der deutsch-oesterreichischen sozialdemokratischen Delegiertenkonferenz vom neunten Januar 1916 bewiesen. Man dachte damals an die Schaffung eines deutsch-oesterreichischen Wirtschaftsimperiums, das von Berlin bis Bagdad reichte, und dem man möglichst auch Holland, die skandinavischen Länder und die Schweiz anzugliedern gedachte. Heute käme ein deutsch-russischer Zusammenschluß in Frage, der in seinen Auswirkungen noch weiterreichend sein könnte als selbst Naumanns Mitteleuropa. Und wenn auch die berauschenden Illusionen unsrer Weltpolitiker sich keineswegs von heute auf morgen erfüllten, so müßte doch die Herausbildung neuer imperialistischer Gegensätze, so müßten schon Ansätze zu neuen antagonistischen Staatengruppierungen nach den Erfahrungen dieses Krieges als furchtbare Drohungen wirken. Denn wenn die neue Katastrophe auch erst in einem halben oder ganzen Menschenalter über die Welt niederginge — wäre das für Menschen von lebendigem Kulturempfinden eine minder entsetzliche Vorstellung?

Immer sieghafter bricht sich in England und Amerika die Ueberlegung Bahn, daß der Versailler Frieden eine arge Mißgeburt war, deren Lebensunfähigkeit sich immer krasser offenbart. Ganz ungeniert fordern einflußreiche Politiker und mächtige Parteien eine Revision dieses Vertrages durch eine neue internationale Schlichtungskommission, durch die Vertretung eines wirklichen, allgemeinen Völkerbundes, in dem man auch Deutschland selbst Sitz und Stimme nicht verweigern dürfe. Nicht ideale Regungen und pure Gerechtigkeitserwägungen verursachten diesen gewaltigen Stimmungsumschwung, sondern die schlimmen Erfahrungen mit dem Versailler Frieden. Man begriff, daß man mit den bisherigen Methoden einer plumpen Machtpolitik Mittel- und Osteuropa nicht zur Ruhe zu bringen, der unheilvollen Zersetzung der Weltwirtschaft, der internationalen Ausbreitung der Valuta-Krise nicht zu steuern vermag. Man braucht Getreide, Rohstoffe, Arbeitsgelegenheit für Europa, und nicht für die Entente-Länder, sondern auch für die besiegten Staaten. Im Altertum und im Mittelalter konnten Weltreiche zerfallen, blühende Staaten sich entvölkern, während ihre Konkurrenzstaaten zu Macht und Blüte gediehen. Aber das moderne Deutschland ist nicht Babylon, nicht Karthago, nicht Rom, nicht Spanien. Es ist das Herzstück des modernen Europa, dessen Agonie auch die übrigen Glieder lähmen, dessen Verwesung die Säfte des ganzen Weltorganismus vergiften müßte. Welche innerpolitischen und sozialen Wirkungen hat schon der russische Bolschewismus in der ganzen Welt hervorgerufen, und welche Kräfte erwüchsen gar der Weltrevolution

durch den Anschluß eines zur Verzweiflung getriebenen Deutschland mit seiner unendlich viel größern Arbeiterschaft, seiner an Kopfzahl reichern Intelligenz, seiner unvergleichlich entwickeltern Wirtschaftstechnik! Alles das weiß, fühlt man in England und Amerika, und so kommt man nach dem imperialistischen Zwischenspiel wieder auf die weltwirtschaftliche Verständigung und den Völkerbund zurück.

Darum: man gebe Rußland den Frieden und die natürliche Entwicklung und Deutschlands wirtschaftlichem Wettbewerb in Rußland freie Bahn. Man verzichte auf alle unerfüllbaren Forderungen des Versailler Vertrags und leiste jede mögliche Hilfe bei dem wirtschaftlichen und finanziellen Wiederaufbau Deutschlands. Nur so lassen sich Bolschewismus und Militarismus überwinden und die demokratischen Kräfte der Völker für Pazifismus und stetige Kulturentwicklung entbinden!

*

Das erste Interesse der Demokratie aller Länder erfordert, daß die Diktatur des Militarismus gebrochen wird. Ist nur für die nächste Zukunft erst die Kriegsgefahr und die Gefahr der imperialistischen Sonder- und Gegenbündelei beschworen, so sind die Kulturvölker bereits ein gutes Stück vorwärts gekommen. Denn die demokratisch-sozialistische Entwicklung der wichtigsten Staaten wird dann schon dafür sorgen, daß nicht skrupellose kapitalistische Beutegier die Länder in neue Katastrophen stürzt.

Und die Entwicklung der Demokratie und des Sozialismus selbst kann sich dann in ruhigen Bahnen vollziehen. England beweist weitschauende Klugheit, daß es sich nicht durch hysterische Bolschewistenangst von dem Frieden mit Sowjet-Rußland zurückhalten läßt. Lloyd George selbst meinte, daß Rußlands Wiedereinbeziehung in den Weltverkehr den Bolschewismus wirtschaftlich umso rascher überwinden werde. Und so sicher das bolschewistische System schon jetzt einschneidende Wandlungen erfahren hat, so sicher wird er sich weiter zu wandeln gezwungen sein. Ebensowenig wäre freilich ausgeschlossen, daß grade die Versorgung Rußlands mit Industriematerial, mit Technikern, Ingenieuren und qualifizierten Arbeitern lebensfähige Elemente der kommunistischen Wirtschaft in Rußland erhielte und fortentwickelte. Schwinden wird dagegen die Diktatur; aber wenn ihre Nachfolgerin, wie das bei allmählichem Abbau der Diktatur zu erwarten, eine proletarisch-bäuerliche Demokratie wäre, so könnte diese russische Demokratie der mächtige Verbündete der proletarischen Demokratie und des Sozialismus der westlichen Länder werden. Bleibt Rußland vor dem Schicksal Ungarns bewahrt, so ist die deutsche Reaktion

isoliert und ohnmächtig, sodaß auch in Deutschland die Entwicklung zur sozialistischen Demokratie sich ohne Rückschläge vollziehen könnte. Und gesellte sich den beiden Ländern England als Dritter im demokratisch-sozialistischen Bunde — eine Hoffnung, zu der die Entwicklung und Erstarkung der englischen Arbeiterbewegung durchaus berechtigt —, dann besäße der Weltkapitalismus bereits ein so gewaltiges Gegengewicht, daß er seine imperialistischen Gelüste niemals mehr schrankenlos auszuleben vermöchte. Der Völkerbund würde dann tatsächlich das zwischenstaatliche Schiedsgericht für alle Völkerstreitigkeiten politischer und wirtschaftlicher Natur werden, der erste und wichtigste Schritt zu einer Verbrüderung der Nationen, wie sie Pazifisten und Sozialisten ersehnen.

Die russische Frage wird der Prüfstein für die internationale Reife der Entente-Politiker sein. Zunächst kommt alles darauf an, daß man einen Ausgleich zwischen Polen und Rußland zustande bringt und den Spekulanten auf neue Völkerzerfleischung und Revolutionswirren die Trümpfe aus der Hand schlägt. Damit und mit der Erschließung Rußlands erst bekommt man freie Bahn zum wirtschaftlichen Wiederaufbau Europas und zum Ausbau der Demokratie.

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XVIII.

Aktive, Reserve- und Landwehr-Offiziere

Die Ausführungen von einem Hauptmann in Nummer 9 der ‚Weltbühne' betreffen Dinge, über die während des Krieges viel gesprochen und geklagt wurde. Es gehörte sehr viel Takt und Ueberlegung des Truppenführers dazu, um in seiner Truppe nicht das Gefühl aufkommen zu lassen, daß der aktive Offizier bevorzugt würde, was zweifellos in vielen Regimentern ganz offenkundig der Fall war. Es gab Kommandeure, die die Adjutanturen nur mit aktiven Offizieren besetzten und dafür die fadenscheinige Begründung hatten: dem Reserve-Offizier könne es ja ganz egal sein, ob er Karriere mache oder nicht. Auf der andern Seite gab es bereits Anfang 1915 Reserve-Offiziere, die Brigade-Adjutanten waren, und die Zahl der Regiments-, Bataillons- und Abteilungs-Adjutanten aus der Reserve war später sehr groß. Auch bei den höhern Stäben waren später die Reserve-Offiziere und die Offiziere a. D., die vielfach fälschlicherweise als aktive angesprochen wurden, bei weitem in der Ueberzahl. Für die Reserve-Offiziere galt ebenso wie für die aktiven, was der Hauptmann sagt: „Das Schicksal waltete ungefähr so, wie es dem Einzelnen zuzutrauen war." Die Gewandten und Gerissenen

waren bei der Reichskohlenstelle, beim Freiwilligen Automobilcorps oder in der Etappe und Heimarmee, und an der Front blieb der anständige Kerl, der an seiner Truppe hing, und die große Masse der Jugend.

Was nun die Verluste betrifft, so stammt meine Zahl: dreiundachtzig Prozent tatsächlich aus einer Statistik. Die Zahl wird stimmen für das aktive Offiziercorps, das 1914 in den Krieg ging. Damals sind, zum Beispiel, von dem Infanterie-Regiment 97 oder vom Augusta-Regiment sämtliche verheirateten Offiziere gefallen. Im Kriege hat sich allerdings das aktive Offiziercorps enorm vergrößert durch die Massenbeförderungen von Kriegsleutnants, und jener hohe Prozentsatz wird für das Gesamtoffiziercorps daher möglicherweise nicht zutreffen. Genaue Zahlen sind mir nicht bekannt. Ein großer Teil der aktiven Offiziere (Hauptleute und Oberleutnants) wurde im Kriege vom Generalstab absorbiert, ebenso war der älteste Adjutant bei den höhern Stäben, der sogenannte II a fast immer aktiv. Uebrigens hat Ludendorff zweimal im Kriege ziemlich gründlich „ausgemistet". Das erste Mal 1916, als allmählich auch bis zur O. H. L gedrungen war, daß bei den einzelnen Schwadronen der Divisionskavallerie bis zu vierzehn Offizieren waren. Ich erinnere mich einer derartigen Schwadron im Hinterland von Laon, wo sieben Offiziere immer — sagen wir einmal: Dienst taten, während die andern sieben beurlaubt waren. In dies Stillleben fuhr Ludendorff mit rauher Hand und frischte die Infanterie-Regimenter mit den überzähligen Kavallerie-Offizieren auf. Das zweite Mal geschah dies im folgenden Jahre, wo aus den Stäben jeder irgendwie entbehrliche ältere aktive Offizier herausgeholt und in die Front gesteckt wurde. Als Ersatz kamen Schwerverwundete, ältere Reserve-Offiziere oder Offiziere a. D. Natürlich: Drückeberger gab es immer und mußte es immer geben, solange ärztliche Atteste entscheidend waren, und solange man einen hohen Gönner hatte, der einen als unabkömmlich bezeichnete. Die vielen Söhne oder Anverwandten höherer Führer, die in den väterlichen Stäben als Ordonnanzoffiziere ein schönes Leben führten, können hier nicht gut unerwähnt bleiben. Viele einflußreiche Generale wiederum taten grundsätzlich nichts, um ihre Söhne an ungefährliche Stellen zu schaffen, und es steht fest, daß die Söhne von Männern wie Plessen, Lyncker, Moltke, Plettenberg, Lochow, Bock und Polach, Ludendorff in der Kampftruppe gefallen sind. Wie oft haben Offiziere, aktive und Reserve-Offiziere, eine Verwendung im Stabe oder in der Heimat abgelehnt aus Anhänglichkeit und Liebe zur Truppe! Ich gedenke dabei unter andern eines körperlich zarten, klugen, feingebildeten Assessors, den ich selbst zum Regimentsadju-

tanten machen wollte, der aber auf Bitten seiner Leute hin ablehnte und seine Kompagnie behielt. Ein zweiter Kompagnieführer war herzkrank und blieb doch bei seiner Kompagnie bis zum Ende. Ein Bataillonsführer (Hauptmann) sollte in seiner Heimatstadt Schiffahrtskommissar werden, lehnte aber ab und blieb bei seinem Bataillon.

Ich persönlich habe immer sehr gern mit Reserve-Offizieren gearbeitet. Ganz allgemein gesagt hat der ältere Reserve-Offizier meist unverbrauchtere Nerven als der gleichaltrige aktive und gehorcht besser. Er sieht in dem Vorgesetzten nicht nur den Menschen, den Gott eigens zum Aerger der Untergebenen geschaffen hat, sondern hat eine Art naiven Respekt vor dem höhern Offizier und ist, was militärisches Wesen betrifft, oft „katholischer als der Papst“. Bei der langen Dauer des Krieges freilich hatte der ältere Reserve-Offizier sich allmählich derartig „akklimatisiert“, daß er sich in der Abfassung von falschen Meldungen und Berichten und in der Umgehung von Befehlen mit dem ältesten Kompagniechef messen konnte. Schließlich gab es überhaupt kaum noch einen Unterschied zwischen aktiven und Reserve-Offizieren, was die praktische Verwendbarkeit als Führer betrifft. Für die Ausbildung der Truppe fehlte natürlich die Praxis und die Erfahrung im innern Dienst, da war der Aktive dank seiner Friedensschulung überlegen.

Die Umwandlung der Charaktere durch den Krieg war oft amüsant zu beobachten. Ich erinnere mich, zum Beispiel, eines ganz famosen Landgerichtsdirektors, der sein Bataillon Jahre hindurch mit Auszeichnung geführt hat. 1914 im Bewegungskrieg als Kompagnieführer war er noch ganz Jurist. In dem Hof, wo er lag, fand sich ein fettes Schwein, das der entflohene französische Bauer zurückgelassen hatte. Hocherfreut wollte die Kompagnie schlachten, aber der Führer verbot es, denn das sei unberechtigte Requirierung — das Schwein sei beim Bataillon abzuliefern, mit einer Meldung des Vorfalls. Die Kompagnie murrte. Das Schwein hat das Bataillon nie erreicht, sondern ging noch dieselbigte Nacht den Weg alles Fleisches, und ahnungslos aß der gestrenge Herr Richter am nächsten Tag selbst davon. Es gelang ihm nicht, den Fall aufzuklären; Keiner hatte was gesehen, aber Jeder gegessen; er hatte seine ganze Kompagnie geschlossen gegen sich. In Zukunft bekümmerte er sich nicht mehr um „zugelaufene“ Schweine und Hühner und sah nicht mehr Sachen, die übersehen sein wollten.

Man kann sich schwer etwas Buntscheckigeres vorstellen als so ein Offiziercorps gegen Ende des Krieges. Außer den aktiven Offizieren gab es Reserve- und Landwehr-Offiziere, Offiziere a. D. und Feldwebelleutnants. Von irgendwelche-

gesellschaftlichen Homogenität war keine Rede mehr. Ich erinnere mich noch eines Leutnants, der Heimaturlaub erbat, weil er seinem Vater beim Schlachten helfen sollte. Es war gut, daß es solche Leutnants jetzt gab; aber ein paar Jahre früher hätte man für völlig unmöglich gehalten, daß es sie jemals geben werde. Mit ein bißchen Liebe und Takt geleitet, leisteten diese Offiziercorps Alles, was man wollte, und hielten auch in sich zusammen. Wiederholt kam es vor, daß Offiziere aus Lazaretten oder Sammelstellen einfach ausrissen, um wieder ins alte Regiment zu kommen. Zwischen Reserve- und Landwehr-Offizieren bestand kein Unterschied. Vielfach baten die Offizieranwärter darum, Landwehr-Offiziere zu werden, weil sie im Frieden teils aus Altersrücksichten, teils aus pekuniären Gründen nicht üben wollten. Ueber die Offiziere jüdischer Konfession kann man kein summarisches Urteil abgeben; es waren unter ihnen ganz hervorragend tüchtige und tapfere Männer, und sie hatten es alle nicht leicht gehabt, sich durchzusetzen.

Eine große Dummheit war es, daß 1917 das Militärkabinett plötzlich das Dienstalter der aktiven Leutnants, aber nicht der Reserve-Offiziere festsetzte. Durch diese Verfügung vom grünsten aller Tische hatten auf ein Mal in den Regimentern die aktiven Offiziere ein höheres Dienstalter als die Reserve-Offiziere von demselben Tage und übersprangen sogar noch einen Teil der ältern Reserve-Offiziere. Einige Regimenter zogen daraus die Konsequenzen und nahmen den Reserve-Offizieren die Kompagnien und Batterien ab, um sie den plötzlich vorpatentierten Aktiven zu geben; die meisten Regimentskommandeure waren jedoch verständig genug, die ganze Sache zu ignorieren und keinerlei Veränderung in der Stellenbesetzung daraus herzuleiten — ohne freilich verhindern zu können, daß die Sache sehr viel böses Blut machte.

Ueber die Feldwebelleutnants habe ich schon früher gesprochen. Sie waren das bedauernswerte Produkt einer halben Maßregel, waren nicht Fisch noch Vogel, und es war ein schwerer Fehler, ihnen, und ein besonders schwerer, den Unteroffizieren die Offizierslaufbahn zu verschließen. Der Geist der Offiziercorps der Feldregimenter richtete sich nach den dienstlichen Verhältnissen; die Persönlichkeit des Regimentskommandeurs war dabei das wichtigste Moment. Landsmannschaftliche Zusammenhänge spielten eine große Rolle in den alten Regimentern, deren Ersatzbezirk namentlich in den ersten Jahren immer derselbe war. Die Drückeberger kannte man und hielt mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge. Ein bekannter Typ war der Mann, der immer etwas Neues anfing, sich mehrere Monate ausbilden ließ, sei es als Flieger, Tankführer oder dergleichen, dann wieder herausging, nach wenigen Wochen prompt mit den Nerven zusammenbrach

und vergnügt und munter wieder in dem wohlbekannten Sanatorium auftauchte.

Ich möchte aber doch vor dem Versuch warnen, einen merklichen Unterschied zwischen aktiven und Reserve-Offizieren, was ihre Sünden betrifft, zu konstruieren. Das führt nur dazu, daß jede Seite gute Beispiele von sich und schlechte von der andern Seite aufzählt. Auch eine allgemeine Statistik über die Verwendung dieser beiden Offizierskategorien dürfte kaum aufstellbar sein, da die Stellenbesetzung zu oft wechselte. In beiden Offiziersklassen gab es tapfere Leute und Drückeberger, gute und schlechte Offiziere, Offiziere mit und ohne Konnexionen. Die Ueberwindung des sogenannten „moralischen Schweinehundes", die doch schließlich der Kernpunkt der Frage ist, hängt einzig vom Charakter des Einzelnen ab und nicht vom Titel hinter seinem Namen.

Bitte, nicht schießen! von Sebald

Aus einem kleinen, weltentlegenen Ort kam ich am neunten November 1918 in später Nacht ahnungslos mitten in die Revolution hineingeschneit. Der Zug war kaum in die Halle des leipziger Hauptbahnhofes eingefahren, da ging ein wüstes Toben der Maschinengewehre los. Wie ein Schlag durchzuckte es die erbleichenden Passagiere, die unterwegs manches hatten munkeln hören, aber ohne rechtes Verständnis: Revolution. Und in dem entfesselten Lärm der in der weiten Halle belfernden, vom Echo verstärkten Schüsse riefen Stimmen beherzter Männer und schlotternder Frauen: Nicht schießen! Bitte, nicht schießen! Es war eines der wenigen vernünftigen, wahrhaft revolutionären Worte, die in der Revolution gefallen sind.

*

Da erinnere ich mich auch noch der Qual einer Pressereise in das Gebiet von Ob.-Ost, das die politisierende Etappentruppe „fest in der Hand" zu behalten die Absicht hatte. Welche berückende Gastfreundschaft, welche opulenten Mahle! Wo gab es damals Journalisten aus dem verhungerten Hinterland, die vor einem Diner von sechs Gängen nicht schlankweg kapitulierten! Und welche Quantitäten: Landwirtschaft, Holzwirtschaft, Rohstoffwirtschaft, Etappenwirtschaft — und alles war fest in unsrer Hand. Und welche Hand war dies! Halb Koofmichspranke, halb Oberstenfaust. Und alles wurde uns gezeigt, damit der gutbewirtete Kuli das Werk seines Meisters in der Heimat gebührend preise. Beileibe kein Wort der Kritik, des leisen Zweifels, der Frage —: Werdet ihr auch verschlingen können, wonach euer weit aufgerissener Rachen schnappt? Die Aufsätze, die wir zu liefern hatten, mußten vor Abdruck schön brav den militärischen Stellen in Ober-Ost zur Durchsicht und Korrektur vorgelegt werden. Aber die Zensoren konnten zufrieden sein: wer wagte denn damals, an die immense, alles erdrückende Quantität mit leisester Kritik zu rühren!

Man zeigte und erläuterte uns die traurige Arbeit, die deutsche Kanonen verrichtet hatten. In allen Zivilistengesichtern

ekle, breite Freude über die Zerstörung, in der sich der Triumph der Quantität ausprägte. Mich, den man aus einigen von der Zensur verstümmelten Beiträgen in der ‚Weltbühne' als einen unablässigen Ankläger der Waffe kannte, die, je siegreicher, umso verruchter ist — mich umschwirrten höhnische Bemerkungen einer vom Militär faszinierten Kollegenschaft. „Ei, ei", persiflierte ein Herr von der Deutschen Zeitung und spitzte die nationalistische Klappe zum Mündchen und tat kindlich: „Ei, ei, wie kann man nur — die bösen, bösen Tanonen — bitte, bitte, nicht schießen!"

Ich steckte es ein. Ich merkte es mir gut. Es sind drei Jahre vergangen. Die Kanonen haben sich selber zerstört. Noch nicht ganz. Der Rest muß folgen.

*

Während der Revolutionstage des Vorjahres wurden in einigen Städten Maschinengewehre und andre Waffen in die Flüsse geworfen. Es war die glorreichste, unvergänglichste Tat dieser armen Revolution, ihre hellste Erkenntnis. Nie noch waren Flüsse höherer Aufgabe geweiht. Aber es gibt noch viele Flüsse in Deutschland; es gibt noch viele Maschinengewehre.

Die Revolution hätte gründlichere Arbeit machen müssen. Sie hätte der Welt das unerhörte befreiende Schauspiel einer allgemeinen Vernichtung jeder Bewaffnung, die über das Minimum des Schutzes gegen Verbrecher hinausgeht, bieten müssen. Kein Putsch hätte dann mehr mit Waffen drohen, keine Gegenrevolution mit Waffen auftrumpfen können. So aber wirkt das Uebel endlos fort: Einer fühlt sich bedroht und bewaffnet sich bis an die Zähne, der Andre fühlt sich dadurch provoziert und sucht, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ebenfalls die Waffe. Die Unfähigkeit, politische Gegensätze ohne Gewalt auszutragen, weil man keinen Geist hat, darf nicht durch das Vorhandensein der Arsenale noch genährt werden. Deshalb löse man die Arsenale auf! Die Zufälligkeit der Entladung politischer Gegensätze, die das Gewehr geschultert tragen, muß auf ein Minimum, muß auf den Nullpunkt vermindert werden. Deshalb reiße man die Gewehre von den Schultern und zerbreche sie! Die Geschichte kennt viele Arten von geistigen Epidemien: Christenverfolgung, Hexenverbrennung, Tanzwut, die Autodafés der Inquisitionen — warum soll nicht ein Taumel der Waffenvernichtung die Welt ergreifen?! Diese Epidemie wäre die gesündeste: nach ihr wären die Völker von ihrer fressenden, schlimmsten Krankheit erlöst.

Wenn die Flüsse nicht ausreichen, nehme man die Seen und Meere dazu. Zeigt doch, Waffenlose, was Ihr mit euern scharfen Köpfen und blanken Seelen vermögt! Noch ist das Volumen der Waffe nicht größer als das Volumen ihrer Vernichtungsmöglichkeit. Aber man hüte sich vor einem entsetzlichen Zustand, da die Waffe mächtiger ist als ihr Erzeuger und sich von ihm nicht mehr meistern läßt.

*

Wir haben in Deutschland trotz Revolution noch den alten Waffengeist, den Glauben an die Quantität der Waffe, die die Quantitäten: Kapitalismus, Export, Revanche zu schützen hat. Auf Kanzeln und in der Presse sitzt dieser Geist fest. Man er-

wägt die Möglichkeit kommender Veränderungen mit Hilfe der Waffe. Man streichelt in der Phantasie und in verschwiegenen Träumen Stahlhelm und Panzerauto. Der vereinigten Anstrengung aller Köpfe und Seelen muß es gelingen, diesen Geist zu vernichten.

Dies aber ist seine Sprache, und sein Mund heißt Senfft von Pilsach; nichts Menschliches hat dieser Name. Ein viereckiger Nußknackermund, in nichts anderm geübt, als quasselnd zu rasseln: „. . . wird militärischerseits rücksichtslos mit Waffengewalt entgegengetreten werden. Vor allem warne ich auch Jugendliche, Frauen, Kriegsverletzte, sich an den Demonstrationen zu beteiligen. Ich habe Befehl gegeben, keinesfalls erst Schreckschüsse abzugeben: Der Gebrauch der Waffe wird nötigenfalls den Vorschriften entsprechend sofort in vollem Umfange einsetzen." (Aus einem „Beruhigungs"-Anschlag des Befehlshabers für Westsachsen.)

Ich bin gegen Putsche. Ideen, vorausgesetzt, daß man welche hat, sind anders auszukämpfen. Aber ich bin auch gegen Maschinengewehre, die man gegen Putsche auffahren läßt, die nicht kommen; die man auffahren läßt, weil Putsche vielleicht kommen könnten, und damit man sagen kann: Seht Ihr, daß alles ruhig geblieben ist, dankt Ihr unsern Maschinengewehren! Dieser Trugschluß wird so lange trügen, wie man Putschen, die nicht kamen, zuvorgekommen ist. Viel näher liegt die Möglichkeit und der Causalnexus, daß Maschinengewehre, die man gegen nicht vorhandene Putsche auffahren läßt, diese hervorrufen.

Der fiebernde Betätigungsdrang des Waffengeistes hat bei einer leipziger Wachtmeisterswitwe eine Haussuchung nach Waffen gehalten. In seiner ganzen imposanten Macht und Theatralik, von deren Entfaltung er lebt und an der er sich selber berauscht — zwei Maschinengewehre gegen eine kränkliche Wachtmeisterswitwe —, ist er aufgezogen und fand zu Feuerungsholz verarbeitete Gewehrschäfte. Diese Entdeckung ist eine der wenigen des Militarismus, die mich mit ihm versöhnen könnten. Er zog aus, um ein geheimes Waffenlager zu finden, und fand es zu Brennholz verarbeitet. So soll es jedem Waffenlager, so jeder militärischen Expedition ergehen.

Er soll Dein Herr sein von Anna Siemsen

Es ist eine Sonderbarkeit in unsrer Art, die Beziehungen zwischen Mann und Frau anzusehen, daß wir eigentlich immer nur den Zustand der Leidenschaft in Betracht ziehen, ihn wenigstens in den Mittelpunkt stellen, sozusagen als den Normalfall, von dem man ausgehen muß. Während in Wahrheit dieser Zustand der Brunst etwas Vorübergehendes, Nichtnormales ist, das an Bedeutung dem leidenschaftsfreien, alltäglichen Leben durchaus untersteht. Unsre Betrachtungsweise ist denn auch durchaus nicht die allgemein menschliche. Ja, sie ist im Grunde auf eine ganz kurze Zeit und einen engen Kreis beschränkt. In der Dichtung freilich nehmen die Schilderungen der Leidenschaft zwischen den Geschlechtern

einen vergleichsweise großen Raum immer ein. Aber das rührt daher, daß die Dichtung überhaupt krisenhaft gesteigertes Leben, nicht Leben im Gleichmaß schildert: Krieg und nicht Frieden; Familien- und Freundeshader, nicht Eintracht; Verbannung und Irrfahrten, nicht Daheimhocken; Sterben und Wiedergeburt, nicht gleichmäßige Entwicklung — also auch Geschlechtsleidenschaft, nicht normales Nebeneinander. Daß diese Krisen der Leidenschaft nicht lebenbestimmend sind für die meisten Menschen — Künstler und alle Menschen von gesteigerter Sinnlichkeit bilden die regelbestätigenden Ausnahmen —: das ist indes eine Wahrheit, die gesunden Zeiten und Völkern und die noch heute dem natürlich empfindenden Menschen, dem Bauern und Arbeiter ganz selbstverständlich erscheint.

Unsrer bürgerlichen Gesellschaft blieb es vorbehalten, das Verhältnis der Geschlechter in den Mittelpunkt „offizieller" Lebensbetrachtung zu rücken und dabei wieder den Kampf der Leidenschaft als tragisches Hauptstück anzusehen. Das ist falsch. Und es rückt das Verhältnis von Mann und Frau überhaupt in ein falsches Licht. Während nämlich, solange die Leidenschaft währt, die Frau eine natürliche Ueberlegenheit über den Mann hat — tausendfach geschildert, am schärfsten und freilich auch am einseitigsten von Strindberg gesehen —, währenddes behält im Normalzustand der Nichtleidenschaft das alte Wort seine Wahrheit: Er soll Dein Herr sein. Ich rede nicht von der grausamen, wirtschaftlichen Wahrheit dieses Wortes, nicht von politischen Verhältnissen. Ich rede von den menschlich gefühlsmäßigen Beziehungen.

Nehmen wir hier, welches Verhältnis wir immer wollen: Ehe, Freundschaft, Verwandtschaft zwischen Eltern und Kindern oder Geschwistern, Kameradschaft, Arbeitsgemeinschaft — immer werden wir, wo eine leidenschaftliche Note hineinkommt, den Mann als den „Ritter" sehen, der seiner „Dame" Gefolgschaft leistet. In den viel häufigern Fällen aber, wo dies nicht der Fall ist, wandelt sich das Verhältnis.

Ganz selbstverständlich wird die Frau zum Käthchen von Heilbronn, wenn sie liebt oder verliebt ist, ohne Erwiderung zu finden. Aber auch da, wo auf keiner Seite Leidenschaft mitspricht, ist die Hingabe der Frauen stärker.

Wer kennt nicht die Ehefrauen, die ohne eine Spur von Liebesleidenschaft dem ganz ungeliebten Mann mit Treue, Sorgfalt, oft mit Selbstaufopferung den Haushalt führen, die Kinder erziehen, die Geschäfte leiten, oft ihm das Leben erst ermöglichen? Die — oft ganz unvernünftig — abgearbeiteten Hausfrauen, denen ein abgesprungener Hemdenknopf und ein verspätetes Mittagessen einen Sturm heraufbeschwören würde, den sie als eine Selbstverständlichkeit ansehen? Und unsre Bauernfrauen, die mit dreißig Jahren vor Arbeit alt

sind? Und unsre Arbeiterfrauen, die garnichts andres kennen und wissen, als daß sie den Haushalt in Ordnung halten, während der Mann seine freie Zeit unter den Kameraden zubringt?

Gibt es eine einzige Freundschaft zwischen Mann und Frau — immer vom Fall der Leidenschaft abgesehen —, wo die Frau nicht die Suchende, Dienende, Helfende, Fürsorgende ist? Ich kenne keine. Ja, je stärker die Freundschaft ist, desto mehr nimmt der Mann eine gewisse Pascha-Miene an, erlaubt der Frau den Dienst und läßt ihr die Sonne seines Angesichts strahlen.

Das ist sogar der Fall bei Mutter und Sohn. Und wem das befremdlich scheint, der lasse einmal die Paare vor sich vorüberziehen, denen er begegnet ist. Bei Vater und Tochter wird er durchweg die Fürsorge, die Hingabe, die Unterordnung auf seiten der Tochter finden; je inniger das Verhältnis ist, umsomehr. Cordelia und Lear ist das Natürliche. Goneril empört als widernatürlich. Dreht die Sache um: eine männliche Goneril, Lear als alte Frau. Die Geschichte wird rührend und sentimental; aber widernatürlich, sodaß sie unser Blut empört, ist sie dann nicht mehr. Einfach deshalb, weil wir unzählige alte Frauen kennen, die sich Aehnliches von ihren Söhnen bieten lassen, ohne daß sie daran zugrunde gehen, ja ohne daß die Söhne schlechte Menschen wären. Selbst bei den allerreinsten, innigsten Verhältnissen bleibt stets ein wenig von jener altdeutschen Auffassung Utes: „Du bist der Herrscher, ich bin Magd", oder von der Stellung des Jesus in den Evangelien, der seine Mutter draußen warten läßt, ihre Bitten abweist und dennoch sterbend an sie denkt. Und wo in ganz vereinzelten Fällen das Verhältnis sich umkehrt und eine besonders herrschgewaltige alte Frau ihren Sohn zum frommen Knecht Fridolin erzieht, da wirkt der so erzogene Sohn leicht komisch.

Am stärksten aber kommt dies alles wohl unter Geschwistern zum Ausdruck. Wie selbstverständlich ist es, daß Schwestern „an ihren Brüdern hängen", daß sie ihr Leben zwischen Freude, Sehnsucht und Sorge um sie teilen, daß sie ihr eignes Leben sozusagen nur als Hilfskonstruktion für das der Brüder auffassen. Wir sind diesen Typus der „treuen Schwester" so gewöhnt, daß er beinahe schon langweilig und trivial erscheint. Der Typus des „treuen Bruders"? Soweit es sich nicht um Zärtlichkeit gegen jüngere Schwestern handelt — und dabei spielt fast immer ein gut Teil Verliebtheit mit —, soweit gibt es diesen Typus nicht, oder er stellt sich dar als eine Art gutmütiger Schutzbereitschaft für die Schwächern, aber ohne eine Spur von jener „Freude am Andern", die bei der „guten Schwester", ebenso wie bei der guten Mutter, guten Frau und guten Freundin durchaus vorherrschend ist.

Vielleicht steckt hier der Schlüssel des ganzen Geheimnisses. Die Freude am andern Menschen; das Bedürfnis, ihm zu helfen, für ihn zu sorgen, ihn zu pflegen; das Bedürfnis, seine Entwicklung, seine Vorzüge, sein ganzes Wesen zu bewundern und stolz darauf zu sein; das Bedürfnis oder die Fähigkeit endlich, sich ganz in diesem Andern zu vergessen (im reinsten Falle), nichts mehr für sich zu wollen als das freudige Anschauen des Andern: das ist alles durchaus und ausschließlich mütterlich. Und diese Mütterlichkeit trägt jede gute Frau in ihr Verhältnis zum Manne hinein.

Dem Manne aber fehlt das durchaus. Wo er Freude hat am Andern, da ist es die Freude des Kameraden. In vereinzelten Fällen wird er die Frau so als guten Kameraden gelten lassen: das ist dann stets das höchste Lob. Meist ist die Anziehung vom Mann zum Manne eine viel stärkere. Wie lebhaft wehren sich die „Männerbünde", bewußt und unbewußt, gegen einbruchslustige Frauen. „Frauenbünde" werden immer künstliche und lebensschwache Gebilde bleiben, weil die Frau vom Manne stärker angezogen wird, ihn weit schwerer entbehrt.

Wir müssen uns eben damit abfinden, daß unsre Herrschaft über den Mann eine sehr vorübergehende, daß unser Thron ein schnell gestürzter ist. Wir sind wie Aschenbrödel, dem seine Königskleider nur für die Stunden vor Mitternacht geliehen waren. Eine Stunde der Leidenschaft, und unsre Herrschaft ist vorüber. Was uns dann bleibt, ist das Los der Schwachen: das Dienen, und das Glück der Mutter: das Sich-selbst-vergessen. Das ist eine sehr altmodische Weisheit, und eine bittere dazu. Aber das Leben ist nicht minder bitter und hat doch seine verborgene Süße, die freilich nur aus vielen Schmerzen und viel Selbstüberwindung keimt.

Womit nun nicht gesagt werden soll, daß die Frauen gut tun, auf politische Rechte und wirtschaftliche Befreiung zu verzichten. Es gibt freilich Menschen genug, die aus der Tatsache, daß die Natur uns ungleich schafft, daß sie blind, wahllos, ungerecht und oft grausam ihre Lose verteilt, die Folgerung ziehen, auch die menschlichen Einrichtungen sollten unvernünftig, ungerecht und grausam sein. Ich folgere das Gegenteil: natürliche Ungleichheit ist nicht zu überwinden, aber ihre Grausamkeit läßt sich mildern durch menschliche Weisheit und Gerechtigkeit. Zu nichts anderm ist uns die Vernunft geworden, als daß wir aus dem natürlichen Chaos einen menschlichen Kosmos gestalten. Das aber kann nur geschehen, wenn wir in all unsern gesellschaftlichen Ordnungen möglichste Freiheit schaffen auch für die Schwächern, auch für die Frauen, uns gleichzeitig in unsern persönlichen Beziehungen erkennend beugen unter das Gesetz unsres Seins und so aus unserm Schicksal selbst und seinen Schmerzen

Kraft zu ziehen suchen für ein wahrhaft menschliches, wahrhaft weibliches Leben.

So nur vermögen wir den alten Fluch: „Er soll Dein Herr sein“ zu besiegen und uns zum Segen zu wandeln.

Richard Dehmel von Harry Kahn

Den der Eisenhagel der Picardie verschont: das Papier von Versailles hat ihn erschlagen. Kaum einen Monat war es Gesetz: da ist Richard Dehmel gestorben. Daß dieses Post ein Propter hoc war, darüber kann Keiner im Zweifel sein, der diesen stolzen Menschen nur einmal gesehen, nur ein einziges Mal mit ihm hat sprechen dürfen. Das Bewußtsein, Beispiel zu sein einem großen und stolzen Volke, hat ihn mit grauen Haaren in die Reihen der milchbärtigen Freiwilligen getrieben; der Gewissensbiß, es nicht so getan zu haben, daß dieses Volk auch im Unglück Größe und Stolz bewahrte, hat ihn, sicherer als der embolische Tropfen, den die Aerzte konstatierten, in die Grube gebracht. Sein Tod war, wie sein Leben war, wie er immer sein Werk wollte: repräsentativ.

Der holsteinische Boden, auf dem er gestorben ist, war nicht deutsch, als er auf märkischem geboren wurde. Genau an jenem Novembertag vor sechsundfünfzig Jahren, da Richard Dehmel zum ersten Mal seine Augen zur schönen wilden Welt aufschlug, riß Dänemark die Herzogtümer vom Deutschen Bund los und verleibte sich die bisher nur durch staatsrechtliche Spitzfindigkeiten mit ihm verbundenen ein, mit diesem Gewaltakt den Anstoß gebend zu der Reihe von Kriegen, die die Fortsetzung von Bismarcks Reichsgründungspolitik bedeuteten. Ebenso wie in unsern Tagen Aehrenthals Ausnutzung des vermeintlich günstigsten Moments zur gewaltsamen Annektierung zweier bisher nur durch diplomatische Sophismen an Oesterreich gebundenen Grenzfürstentümer den Auftakt bildeten zu der Reihe von Kriegen, die den elenden Epigonen des Ersten Kanzlers als eine Fortsetzung seiner Politik auszugeben und auszuführen so erbärmlich danebengelang. Und kaum vierundzwanzig Stunden nach der Februarnacht, in der Richard Dehmel das letzte Mal zum Sternenhimmel emporgestaunt haben mag, daß nicht bloß Eine Sonne lacht, riß sich ein Teil der angeblich „up ewig ungedeelten“ Bruderprovinzen von Deutschland aus eignem Willen wieder von Deutschland los, und damit zerbröckelte auch der erste Stein, den Bismarck in seinen Reichsbau eingefügt hatte.

Aber nicht nur zeitlich spannte sich der gleiche Bogen über Richard Dehmels und des Deutschen Reiches Dasein. Seine Dichtung und fast mehr noch seine Persönlichkeit stellten, wenn auch auf die in jedem Betracht sublimierteste Weise, dieses „Reich“ dar. Denn in ihm kristallisierten sich zu Einheit und Schöpfertum, zu einer Gestalt darum unendlich ehrfurchtgebietender als irgendeine noch so hoch gestellte seit Bismarcks Tode, die widerspruchsvollen Komponenten des so kurzlebigen Traums von Reich und Kraft und Herrlichkeit der neuen Deutschen: das edle Erbe der Väter und der ekle Erwerb der Enkel, die tief-

strömende Kraftquelle und der oberflächliche Machtwille, das geballte Ansetzen und das brüchige Vollbringen, das echtbürtige Pathos und die angenommene Pose.

An seinem einundfünfzigsten Geburtstag, den er im Kot und Frost des französischen Grabens feierte, schreibt er in sein Tagebuch: „Ich bin stolz darauf, daß ich weiß, wer ich bin; aber in Demut bekenne ich mir, daß ich mich erst würdig erweisen muß, so viel Begnadung hinzunehmen. Ich bitte Gott um ein langes Leben, damit ich diese Dankschuld teilweise abtragen kann, obgleich ich mich gern als Schuldner fühle. Sollte ich fallen im Krieg, wärs mir ein Zeichen, daß mein gottgewolltes Werk zwar getan ist, aber nicht so vollkommen, wie ich hoffte.“ Diese drei Sätze sind vielleicht die echtesten, sicherlich die nach Form und Inhalt aufschlußreichsten, die dieser rast- und rücksichtslose Selbstbekenner wider Willen (er „schätzte autobiographische Konfidenzen nicht“, und „Konfessionen“ selbst von Rousseau, Goethe, Carlyle waren ihm „einfach unangenehm“; dabei ist seine ganze Dichtung eine einzige Abrechnung mit sich, ein einziger Gerichtstag gegen sich selbst) je geschrieben hat. Alle drei zerfallen sie in zwei durch „Aber“ und „Obgleich“ getrennte Teile: dem Stolz steht immer die Demut entgegen und lindert ihn; die kindliche Bitte wird gleich wieder durch herrischen Trotz eingeschränkt. Höchst charakteristisch dieses versucherische Schaukelspiel mit Gott; es läßt an Hebbel denken, der ja innerhalb seines — der Zeit höchsten deutschen Geistesaufschwungs nähern — Umkreises tatsächlich eine ähnliche Stellung wie Dehmel eingenommen und viele Wesenszüge mit ihm gemein hat. Noch weit charakteristischer aber ist der fatale Gleichklang dieser Sätze mit Aussprüchen, worin jener unselige Mensch, der Vor- und Sinnbild der deutschen Menschheit dieser Zeit hätte sein sollen, und der nichts als ihr Zerrbild war, sein Verhältnis zu Gott und seinem Amt kundgab. Fatal vor allem in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes (fatum heißt Schicksal); denn die tiefe Verwandtschaft mit jenem Eschatotyp der Epoche beweist, bis zu welchem Grade Richard Dehmel ihr Prototyp war; beweist aber auch allein e contrario, welch ein reiner klarer, hoher Mensch dieser Dichter war, der zeit seines bis zum Rand erfüllten Lebens dieses Leben als des Lebens Lust zu empfinden, hinein mit blinden Händen zu greifen gelehrt, und der sich wahrlich und weidlich mit Inbrünsten jeder Art herumgeschlagen hat.

Ja, sein Leben war erfüllt; in jedem Sinn. Gott hat ihm seine Bitte um ein langes Leben nicht, dafür eine rasche und — man möchte sagen: ironische Antwort auf die Frage nach der Vollkommenheit seines Werkes gewährt. Wenn die Fragestellung richtig war, so konnte die Antwort nicht anders lauten; denn zur Vollkommenheit war Richard Dehmels Werk nicht bestimmt, so wenig wie das irgendeines Genossen dieser Epoche. Aber Richard Dehmel hat ihren Kreis wohl am weitesten ausgeschritten, und er ist am sichersten stets zu ihrem Mittelpunkt vorgestoßen. Er hat von Volk und Menschheit, zwischen denen zu stehen er noch durch sein letztes Buch bekannt hat, schon gewußt und in aufwühlenden Gedichten gesagt, da die Schreib-

hände, die die Welt nach den letzten Rezepten der derzeitigen literarischen Modeapotheke kurieren wollen, noch ganz andre Pillen drehten; er hat aus Sohnestrotz und Geisteseinsamkeit in erschütternden Rhythmen schon aufgeschrien und ist erhobenen Siegerhaupts schon aus diesen urewigen Stellungskriegen herausgeschritten, da die Schreihälse, die jetzt mit den Feldrufen dieser furchtbarsten und fruchtbarsten Zwiespälte des schöpferischen Menschen über die Märkte und Gassen einer reklamebeflissenen Cliquenliteratur johlen, ein noch unartikulierteres Deutsch krähten, als sie jetzt tun. Er hat die Schlachten zwischen Tier und Gott, in die die denkfaulen, aber tamtamkundigen Nachtreter und Neukneter des verranntesten Neunziger-Naturalismus noch immer mit der niedrigen Losung ihres vergötzten Wedekind hineingehen, auf der Seite Gottes mitgeschlagen und für ihn entschieden; er hat die Kämpfe um das Weib und mit dem Weib im Flug auf eine ganz andre Ebene — auf eine Hochebene voll geistigster Freiheit und Kühle — getragen, als eben jener mit ihm den Anstieg beginnende Wedekind, der sich auf seinem Weg immer tiefer in die Fallstricke und Dickichte einer verstockten und versprießten Moralisterei verirrte. Früher als sein Zelt- und Zechgenosse Strindberg hat Dehmel gelernt, diesen Streit als den schicksalhaften mit dem Du, Weib und Welt als eines zu begreifen. Und er hat nicht nur mit Tier und Weib, den apokalyptischen Abgesandten Gottes, er hat auch mit Gott selber gerungen: wie ein jüdischer Prophet trotz einem Beer-Hofmann und wie ein russischer Mönch trotz einem Rilke. Und vor allem: wie wenige deutsche Dichter vor ihm und kaum einer nach ihm, hatte er Teil an dem einzigen neuen, dafür aber auch echtesten und wertvollsten Formbesitz des Jahrhunderts: dem vertieften Naturgefühl.

Wohl verdirbt er sich grade die herrlichsten Gedichte oft durch den Umschlag von Naturpathos in Gedankenpose (etwa die in Einzelheiten grandiose ‚Harfe'); aber Gedichte wie ‚Manche Nacht', ‚Die Stille Stadt', ‚Drückende Luft', ‚Stimme im Dunkel', ‚Nacht für Nacht', ‚Geheimnis' und das überirdisch schöne ‚Aus banger Brust' können sich dem Hehrsten, was die Lyrik aller Völker und Zeiten hat, ohne Scham vergleichen. Wohl ging er peinlich in die Irre, als er die ersten paar Gedichte von den ewigen ‚Verwandlungen der Venus' durch gerenkt spintisierende Interpolationen und hohl schematisierende Permutationen zu einem Band auswalzte; aber die wenigen ursprünglichen Stücke gehören mit zum künstlerisch Stärksten, was es in der gesamten, ja nicht kleinen erotischen Literatur gibt. Wohl steht Dehmel dem Aufstieg des Vierten Standes noch mit dem halb hilflosen, halb überheblichen Mitleid gegenüber, das die Renegaten des grade erst zur Ruhe gekommenen Dritten allein dafür aufbrachten, und zum größten Teil heute auch noch allein aufbringen. Typisch ist der romantisierend-kleinbürgerliche Titel seines berühmtesten „sozialen" Gedichts: nicht ‚Der Arbeiter' nennt er es, sondern ‚Der Arbeitsmann'; und daß diesen Männern und Frauen der Arbeit, um so schön, so kühn, so frei zu sein, wie die Vögel sind, „nur Zeit" fehle, das ist wenig mehr als ein, wenn auch sehr geistreiches, Epigramm. Aber er hat ihnen doch auch das

geniale Lied von den vielen Mühlen, die „am Himmelsrand“ stehen, gesungen, und erkannt, daß morgen oder übermorgen die Arbeit, die ganze Arbeit losgehen könne, und daß dann der Sturm die Felder reinfegen werde. Er hat mit dem Instinkt des wahrhaften Dichter-Sehers geahnt, daß es sich um kein ressentimentales Wirtschaftsproblem, sondern um eine geistige Weltbewegung handelt, wenn kein Mensch mehr Hunger schreien soll; und mit der Intuition des ganz großen Dichter-Künstlers hat er diese Ahnung in ein Bild von überzeugendster Simplizität und zugleich unüberbietbarer Monumentalität gebracht. Für dieses Gedicht allein kann man ruhigen Gewissens seine drei Dramen herschenken, die am stärksten unter der verblasenen — sit venia verbo — wilhelminischen Pathetik und ihrer — sit etiam venia — schier siegesalleehaft leeren Symmetrik und Symbolik leiden; und nicht minder kalten Bluts kann man noch sämtliche Proletarier- und Rebellentragödien junger, jüngerer und jüngster Deutschländer als Zuwage geben.

In der fast ironischen Zuspitzung der innern Form könnte ‚Der Arbeitsmann‘ und mit der äußern Form des immer hämmernder, drohender wiederholten Kehrreims könnte das ‚Erntelied‘ von dem Dichter sein. dem Richard Dehmel. sich in die Rolle und auf den Thron seines fürstlichen Zeitwiderparts versetzend, ‚Ein Heinedenkmal‘ gestiftet hat. Anderswo meint man Schiller, wieder wo anders Goethe zu hören, und nicht wenige Strophen glaubte man bei Nietzsche oder Novalis, bei Meyer oder Mörike, ganze Gedichte oft bei Storm oder Eichendorff schon gelesen zu haben, wenn einen nicht doch wieder die außerordentliche, unbedingt moderne impressionistische Sprachschärfung oder eine verstimmende rhetorische Entgleisung eines Andern belehrte. Aber das sind nicht die einzigen Anklänge: bis in die Volkslieddichtung des fünfzehnten Jahrhunderts hinab und wieder bis in die Butzenscheibenlyrik der ersten Reichsjahrzehnte hinauf reicht die nähere oder fernere Väter- und Gevatterschaft des Lyrikers Dehmel. Denn dessen Größe war die jedes wahrhaft großen, unverwechselbar einmaligen Menschen und Künstlers: daß er (und die ihm zunächst Lebenden) glauben, er sei weiß Gott wie revolutionär, aber daß sich sein Wesen und Werk immer mehr als eine Zusammenfassung und damit Weiterführung der Tradition darstellt. (Was nicht zu verwechseln ist mit einfacher Anknüpfung oder gar Nachahmung, die nur zu schierem und schalem Epigonentum führen.) Der späte Dehmel war sich dieses Eingegliedertseins in eine unzerreißbare Kette menschlichen und künstlerischen Zusammenhangs klar, sogar vielleicht allzuklar, bewußt. Daß sich auch der Dichter der vor nun beinah drei Jahrzehnten erschienenen ‚Erlösungen‘ nicht wie jeder Dichterling von heute, hinter dessen Ohren es nicht trockener aussieht als in seiner unerschöpflichen Füllfeder, einbildete, gleich Minerva, recta aus dem Haupt des Zeus gesprungen zu sein, das beweist schon das Einleitungsgedicht jenes ersten Bandes, das bereits, nicht weniger dehmelsch als — es hilft nichts — wilhelminisch, ‚An mein Volk‘ gerichtet ist. „Zehn Völkern schuldet meine Stirn Dies bißchen Hirn“ heißt es da mit dem demütigen Stolz, der hochmütigen Bescheidenheit, die nun einmal Dehmels Kenn- und

Kainszeichen war. Wenn man seiner zum Teil wundervollen Nachdichtungen Villons und Verlaines, Shakespeares und Dantes, moderner Italiener und Spanier, alter Orientalen und Ostasiaten gedenkt, so sieht man noch einmal, wie sehr auch in die Breite die bewußt verarbeiteten Einflüsse dieses angeblichen Umstürzlers aller lyrischen guten Sitten gehen, und man ist geneigt, dem Hirn, von dem allein Dehmel es ja auch behauptet, die Zehnzahl der Erzeuger als unmetaphorisch gemeint zuzugeben.

Wie es darum mit den übrigen sterblichen Teilen seines Kopfes und Körpers, wie es darum mit den unterschiedlichen Teilen seiner unsterblichen Seele: Gefühl, Gemüt, Temperament stand, darüber hat sich der Dichter, soweit mir bekannt ist, nicht allzuviel Spekulationen hingegeben. Ohne indiskreter sein zu wollen als er selbst, ohne vor allem rassenpsychologische und -biologische Rätselraterei betreiben zu wollen, darf man doch wohl annehmen, daß weder die Zehn- noch eine Einzahl der Blutströme, aus denen sich sein Leben bildete, stimmen mag. Ein Blick auf ein Abbild dieses von der ganzen Generation deutscher Geistigen, die jetzt im Mannesalter stehen, gewiß noch immer sehr geliebten Antlitzes gibt guten Aufschluß über die Geblütssynthese dieses repräsentativen Preußen. Dieser große deutsche Dichter sah nämlich keineswegs so aus, wie sich das läppische Gelichter, das ihn früher kaum kannte, geschweige anerkannte, das ihn aber nun großmütig und -mäulig für sich allein in Anspruch nimmt, weil ihn seine gar nicht farben- oder sonstwie blinde Vaterlandsliebe eine Strecke schwersten deutschen Wegs mit ihnen geführt hat, wie sich diese Hiphiphurrah-Helden und Hepphepp-Hetzer einen christgermanischen Poeten in ihrer Blauveiglein-Fibel für die Dummen im Lande vorstellen. Gleich dem des Mannes, der den Reichsbau auf dem Fundament des germanisch-slawischen Mischvolks aufführte, das heute am lächerlichsten und lautesten in Teutsch-Völkischkeit arbeitet, um vergessen zu machen, daß es mit dem alten Hochdeutschtum von Rhein, Main und Neckar überhaupt nichts mehr zu tun hat, zeigen seine Züge fast noch östlichere Einschläge als nur slawische.

Vielleicht liegt hierin die Antwort auf die Frage nach der Vollendung seines Werks beschlossen, die Richard Dehmel an jenem ahnungsvollen einundfünfzigsten Geburtstagsmorgen an den Herrn der Heer- und Völkerscharen richtete. Vielleicht biegt hier der Weg zur Lösung des Problems von der geschichtlichen Straße des deutschen Volkes ab, das aus „all den fremden Völkerhimmeln einst das Paradies der Menschheit schaffen“ sollte; des Problems, das heute das Problem der bewohnten Erde ist, und das der achtundzwanzigjährige Dehmel in die Worte kleidete:

„. . . . . . daß der Mensch allein
dem hunderttausendfachen Bann
entwachsen kann:
bis auch die Völker sich befrein
zum Volk —
mein, Volk, wann wirst du sein?

Gaben Gottes

Der Aesthetiker Lindau, der zu der kärglichsten Praxis größeres Zutrauen hatte als zu der üppigsten Theorie, erkühnte sich doch ein Mal zu einer Definition aller Spielarten des erheiternden Dramas; die denn auch dank ihrer Seltenheit besonders bezwingend ausfiel: Komödie ist, wenn man unter Tränen lächelt; Lustspiel ist (was später der ‚Parsifal' wurde), wenn man lacht; Schwank ist, wenn man noch mehr lacht; Posse ist, wenn man ununterbrochen lacht. Was wäre da für ihn ‚Komische Tragödie' gewesen? Wahrscheinlich: wenn man unter Gelächter weint. Diese Begriffsbestimmung träfe ‚Die Gabe Gottes' schlecht: sie erregt weder Gelächter noch Tränen noch gar beides in einem Sack. Man hört sich Moritz Goldstein überaus achtungsvoll mit an. Ein musterhaft anständiger Bühnenschriftsteller. Ein solider Arbeiter alten Schlages. Einer, der um keinen Preis mehr geben würde, als er hat. Was hat er? Theatertalent. Unbedingt. Manchmal wirkt sein Dreiakter wie geschaffen zur Illustrierung der literarischen Eigenschaft: Handfestigkeit. Die hat er zuverlässig aus sich heraus. Vermutlich kennt er von seinen Konkurrenten weder Salten noch Schönherr (trotzdem dessen Totenweibl herumgespenstert — ach, leider nicht, sondern aufs Stichwort eintritt und abtritt). Arglos verlegt er ‚Auferstehung' in das bäuerliche Milieu von ‚Erde'. Ein altersschwacher Knecht erbt das Gut seines Herrn, wird davon scheinjung und scheinstark, kauft sich ein dralles Weib, um nicht ohne Nachwuchs zu erlöschen, und . . . Das trägt sich in wenigen Stunden zu, und so vernünftig jede Einzelheit aus jeder hervorgeht: die Geschichte bekommt teils durch das Tempo, teils durch die wundersame Glattheit des Ablaufs, den widernatürlichen Mangel an Hindernissen, die fehlende Tücke des Objekts einen Anstrich von Irrealität, von Phantastik, von Märchenhaftigkeit Es ist eine spaßhafte Paradoxie, daß Einer, weil er die vita ipsa nicht faßt, weil ihm nicht zuströmt und nicht aufsteigt, welch ein vielfach gebrochenes und schillerndes Ding das erste beste Dasein ist — daß Einer, bei dems zur Reportage der Wirklichkeit reicht, diese liefert und eben dadurch für die Kunst, die besondere Gesetze hat, eine Unwirklichkeit hervorbringt. Sein Vorteil, sich in ein zu günstiges Licht gesetzt, nämlich für unscharfe Augen einem Dichter geglichen zu haben, ist nicht von Dauer. Wäre Moritz Goldstein — eine Zierde des Zeitungsgewerbes — ein Dichter, dann hätte er so viel eingeborenes Stilgefühl, um seinen erdigen Auferstehер, dem eine fabel- und fibelhafte Gnade des Himmels zuteil geworden, nicht vor unsern Augen vom Schlage getroffen werden zu lassen, dann würde er dafür sorgen, daß unser skeptisches Gemüt sich ein Mal an dem unangefochtenen glücklichen Abschluß eines schön gewendeten Schicksals erbaue. So aber

erwägt er, daß jähe Aufregungen einen Greis fällen werden; und das dürfte logisch und biologisch stimmen. Nur künstlerisch war ein Anlauf genommen, der zu einem andern Sprung führen mußte. Oder es hatte eine Fülle des innern Gesichts zu walten, daß die Personen im eignen Safte strotzten und ihre Erlebnisse gleichgültig wurden vor ihrer Lebendigkeit, ihrer Lebenskraft. Durchhaltendes Verzauberungsspiel oder farbiges Zustandsgemälde. Was wurde statt dessen? Das unschmalzige, sinnfällig komponierte, gut gelaunte Theaterstück eines Berliners, das die gesamte Provinz umso sicherer erobern wird, als es für den Bassermann jeder Bühne eine Bombenrolle enthält. Jeder Bühne. Denn den Anteil des Autors soll die Leistung des echten Bassermann nicht verkümmern. Der hat, wessen Moritz Goldstein enträt: Intuition, die ihm hier und da fälschlich abgestritten wird, weil er über die Virtuosität verfügt, sie zu unwiderstehlicher Geltung zu bringen. Sein Perigault kommt in allen funkelnden Prächten des mächtigen Menschengestalters daher. Dieser jählings erwachende Bastardknecht wäre von Zola, wenn Zola gleichzeitig Strindbergs Differenziertheit hätte. Vor seiner Torschlußpanik erbebt man. Eine ‚komische Tragödie'? Im Staatstheater war von Komik nichts mehr zu merken.

*

Im Deutschen Künstler-Theater dagegen schrie man dermaßen, daß jener simple Aesthetiker Lindau der ‚Menagerie' die Gattungsbezeichnung ‚Posse' zuerkannt hätte. Kurt Götz hat für seine vier Einakterchen den Untertitel: Vier Uebungen. Es sind Uebungen zur Zwerchfellsprengung, die eingetreten wäre, wenn uns nicht im kritischsten Augenblick der Nummer Vier ein paar Längen gerettet hätten. Atelierscherze von der Art dieser Filmprobe, so erschütternd sie sind, lassen dennoch selbst den Versteher jeder Anspielung nicht unbeeinflußt davon, daß die Lachlust der Laien ringsum allmählich ermattet. Anders ists mit den ersten drei Nummern. Da braucht kein Hörer im sozusagen stofflichen Komplott mit dem Autor zu sein. Da wirkt die Kunstform, die dem theaterspielenden Charmeur aus Wied und Wilde und seinem Metier entstanden ist. Von dem Dänen ist der Witz extra dry, von dem Briten die Neigung zu Aperçus, die erstaunlich selten ebenso gut von Paul Rosenhayn sein könnten, und von dem Mimen die Fertigkeit, die Mischung brettergerecht zu machen. Besonders aber mimengerecht. Möge Kurt Götz nicht die Vermutung kränken, daß er das Angenehme dem Nützlichen verbinden: daß er sich einen Theaterabend lang von seiner verführerischsten Seite zeigen und Geld verdienen will, indem er Maxen Adalbert ausgiebige Gelegenheit schafft, die Zugkraft seines zustoßenden, immerfestedruffgehenden, rettungslos niederbügelnden Neuberlinertums zu bewähren. So oder so: die Beiden sind zwei wahre Gaben Gottes.

Zwei Einakter von Alfred Polgar

Der verwandelte Komödiant‘ von Stefan Zweig. Ein Rokokospiel. Der arme Komödiant erbittet die Gnade der fürstlichen Favoritin. Sie hat aber für Schauspielerei nicht viel übrig. Indeß der Komödiant noch seine Sache verficht, erscheint jener törichte Chevalier, der die Frau liebt; und indeß der Chevalier, die Anwesenheit des Gauklers hochnäsig ignorierend, von seiner Liebe spricht, erscheint der eifersüchtige Fürst. Der Chevalier versteckt sich hinter einer Portiere, der Komödiant aber legt a tempo einen Marc Anton so leidenschaftlich hin, daß dem Fürsten Hören und Sehen vergeht; infolgedessen kann er den Chevalier nicht wahrnehmen, der seinerseits die fürstliche Gebanntheit nützt, um zu echappieren. Dem Komödianten ist Dank gewiß: die Favoritin erkennt, daß die Schauspielerei doch nicht ganz zu verachten.

So weit wäre die in pretiöse Verschen gefaßte Anekdote ganz herzig. Nun kommt aber ein vertiefendes Nachspiel. Der Komödiant hat nämlich seine Seele entdeckt. Er fühlt sich verwandelt. Von seiner Kunst hochgerissen wünscht er auch ein höheres Leben, Erleben. Er wirft sich der Dame zu Füßen und den Chevalier hinaus. Worauf die Dame in lächelnder Güte solch jugendlichen Ueberschwang sänftigt. Verbeugung der Beiden vor einem huldvollen Publico (nebst kleiner Apostrophe an dieses) schnörkelt dem Rokokospiel die Abschlußarabeske.

Für derlei niedlich-altmodisch kostümierte Geistigkeit hat man das Lobwort „artig“ erfunden. Also: der ‚Verwandelte Komödiant‘ ist ein artiges Spiel. Es hat zierlich dünnen Spinettklang, der nur manchmal durch ein papierenes Geräusch überdeckt wird: dort, wo Seele raschelt.

Herr Onno, der Protagonist der wiener Kammerspiele, verwandelt den Komödianten, so weit die Figur dies zuläßt, in einen Menschen. Die Metapher: er trägt sein Herz auf der Zunge, trifft bei diesem Künstler exakt zu. Es pocht und zuckt in jeder Silbe seiner neurotischen Rede.

*

‚Der arme Narr‘ von Hermann Bahr behandelt den Gegensatz von Genie und Anständigkeit, der sich, in einem beispielmäßigen dramatischen Kampfspiel zur Austragung gebracht, zugunsten (wie denn nicht?) des Genies entscheidet. Aber der Gegensatz ist literarisch-konstruktiv. Die beiden hier in erbittertem Widerstreit gezeigten Welten sind nicht auf Einer Ebene. (Ihre Ideen können einander gar nie dramatisch kreuzen.) Daß sie eben doch auf Eine Ebene gestellt werden, ist die Grundlüge des Stückes, der mit Folgerichtigkeit alle andern sentimentalen Unwahrheiten und mildweisen Fiktionen des Aktes entfließen.

Der Herr kaiserliche Rat hat stets den Grundsätzen starrer Korrektheit (er ist Kaufmann) nachgelebt. Seine Brüder nicht. Der eine, Musiker (gemeint ist Hugo Wolf), schmachtet im Irrenhaus; der andre, der sich vor Jahren am väterlichen Eigentum vergriffen, führt im Haus des Bruders die bedrückte Existenz eines gnadenweise Geduldeten. Daraus nun, daß es den beiden Brüdern schlecht geht, konkludiert der kaiserliche Rat, daß seine Weltanschauung und Lebensführung die einzig richtige, und daß es mit den Genies Essig sei. Um sich — er fühlt den Tod nahe — sozusagen noch einen guten Lebensabend zu machen, läßt der Rechtschaffene den irren Bruder Musikus in sein Haus kommen. Das Zusammentreffen mit dem Geisteskranken endet aber nicht so, wie es die verknöcherte, giftige, dürre Seele des kaiserlichen Rates erwartet hätte. Denn der Paralytiker spricht bahrische Koloraturen und trillert sieghaft auf dem hohen C der ekstatischen Lebensbejahung. Infolgedessen bricht der kaiserliche Rat — von dem Irren, der Pointe zuliebe, „armer Narr!" geheißen — nieder und versteht die Welt nicht mehr. Das Genie also behält recht. Behielte es das weniger, wenn der arme Hugo nicht in dichterischer Appretierung, sondern in seiner wahren finstern Notdurft gezeigt worden wäre, des Leibes Unflat nicht halten könnend und Stumpfsinn lallend? Wie falsch süßlich wirkt diese Vision von dem sieghaften Genie! Alles ist verrenkt, unwahr, geschminkt, kalt pathetisch, das krudele Tier von Bürger sowohl, wie der leuchtend verblödete Bruder, die Problemstellung wie die Beweisführung, das Gefühl wie die Logik, die Stimmung wie die Aktion, das Schlichte wie das Schwärmerische, die dramatische Kontrast-Stellung wie die Kleinmalerei in Lebensfarben. Man wird seekrank, so schief steht die ganze Stube. Nein, der Gegensatz von genial ist nicht: anständig. Sondern: ungenial. Und der Gegensatz von Kunst nicht: Bürgerei. Sondern: Geschicklichkeit und Theater. Das lehrt der ‚Arme Narr'.

Dantons Tod von Kaspar Hauser

Bei Reinhardt wogte der dritte Akt.
Es rasten sechshundert Statisten.
Sieh an — wie das die Berliner packt!
Es jubeln die Journalisten.
Mir aber erschien das Ganze wie
eine kleine Allegorie.

Es tost ein Volk: „Die Revolution!
Wir wollen die Freiheit gewinnen!
Wir wollten es seit Jahrhunderten schon —
laßt Herzblut strömen und rinnen!
Es dröhnt die Szene. Es dröhnt das Haus.
Um Neune ist alles aus.

Und ernüchtert seh ich den grauen Tag.
Wo ist der November geblieben?
Wo ist das Volk, das einst unten lag,
von Sehnsucht nach oben getrieben?
Stille. Vorbei. Es war nicht viel.
Ein Spiel. Ein Spiel.

Ueberfremdung von Validus

Während des Krieges hat der nationalistische Teil der schweizer Presse — man ist in gewissen bürgerlichen Teilen der Schweiz sehr nationalistisch geworden — ein neues Wort erfunden, das bald zum Schlagwort wurde: die Ueberfremdung. Darunter verstand man die Erscheinung, daß so viele Gesellschaftsgründungen mit ausländischem Kapital und unter ausländischer Führung erfolgten. Das war eine an und für sich selbstverständliche Erscheinung, die mit der Kriegswirtschaft zusammenhing. Man denke nur an die schwarzen Listen, die es vielen Firmen unmöglich machten, von Deutschland aus unmittelbar mit ihrer alten Kundschaft zu verkehren, und an dergleichen. Ein Teil der schweizer Presse hat damals Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um dieses angebliche Ueberhandnehmen der Ausländer zu verhindern. Ob das weitsichtig war, ist eine Frage für sich, denn im allgemeinen lehrt die Erfahrung, daß derartige auswärtige Kolonien dem Lande mehr Nutzen als Schaden bringen.

Wer hätte damals gedacht, daß in wenigen Jahren jenes Schlagwort von Ueberfremdung in Deutschland Heimatrecht bekommen werde! Der ungünstige Ausgang des Krieges und vor allem der damit zusammenhängende Valutasturz hat das zuwege gebracht. Nun sind bei der Valuta von heute für einen Ausländer nicht grade große Kapitalien erforderlich, um sich in Deutschland die ansehnlichsten Unternehmungen zu erwerben. Wenn eine Aktiengesellschaft ein Kapital von fünf Millionen hat, so ist sie selbst heute noch doch wohl als ansehnliches Unternehmen zu bezeichnen. Erwirbt man auch nur die Hälfte der Aktien, so kann man den bestimmenden Einfluß auf die Geschicke der Gesellschaft ausüben. Wenn nun die Aktien der Gesellschaft 300 stehen, so sind das 7 500 000 Mark, für den Amerikaner aber nur lumpige 75 000 Dollars. Jede Firma, die einigermaßen gute Beziehungen zum Auslande unterhält, kann ein Liedchen davon singen, in welchem Umfange heute das Ausland in Deutschland kauft. Ein sehr großer Teil der augenblicklichen Börsenhausse ist zurückzuführen auf jene Aufträge. Kurse, die für den Einheimischen fraglos äußerst bedenklich sind, sind für den Ausländer sehr billig. Es gibt heute Aktiengesellschaften, die 12 Prozent Dividende verteilen und deren Kurs auf 500 getrieben ist. Das ist also eine Rentabilität von knapp 2,4 Prozent, an und für sich gar kein Verhältnis, und darum ist es vom deutschen Standpunkt eigentlich nicht recht begreiflich, warum die Leute diese Aktien kaufen. Der Ausländer dagegen rechnet anders. Ihm wird die Aktie zwar auch mit 5000 Mark angerechnet, aber sofern er ein Schweizer ist, kosten ihn die 5000 Mark nur etwa 300 Franken. Würde die Valuta immer so niedrig bleiben wie heute, so wäre er in keiner bessern Lage als der Deutsche, denn die 12 Prozent Dividende sind für ihn ja nicht wie für den Deutschen 120 Mark, sondern nur 7,20 Franken, also ebenfalls nur eine Verzinsung von 2,4 Prozent. Deshalb rechnet der Schweizer anders. Er hofft auf das bestimmteste, daß die Valuta steigt, und wenn sie nur auf den dreifachen Stand von heute geht, so bekommt er als Dividende nicht 7,20 Franken, sondern 21,60 Franken, also eine Verzinsung von 7,2 Prozent.

Es wird nun viel darüber gestritten, ob diese Ueberfremdung für uns ein Glück oder ein Unglück ist. Normalerweise wäre der

Uebergang von sehr erheblichen Teilen des Volksvermögens an Landesfremde zweifellos unerwünscht. Denn wenn man als sozial oder sozialistisch Denkender es schon als schwer erträglich empfindet, daß eine gewisse Schicht von Nichtarbeitenden, und das sind doch die Aktionäre, die Früchte der Arbeit Andrer mühelos genießt, so konnte man immer beruhigend sagen, daß diese Früchte ja im Inland verzehrt würden und eine Belebung der Volkswirtschaft mit sich brächten. Das ist bei ausländischen Aktionären nicht der Fall. Hier wird der Mehrwert zu allem Ueberfluß auch noch jenseits der Grenzen zur Befruchtung von fremden Volkswirtschaften verwendet. Heute aber, in unsrer gradezu verzweifelten Lage müssen wir wohl anders sprechen. Heute müssen wir leider froh sein, wenn wir überhaupt ausländisches Kapital bekommen. Das Schlimme ist nur, daß dieses ausländische Kapital zu so lächerlichen Preisen Gelegenheit hat, Deutschland auszukaufen. Das Beispiel jener Aktien ist charakteristisch dafür. Und beunruhigend ist, daß solche notorisch großen Käufe die Valuta nicht heben, wie man es hätte hoffen und erwarten dürfen. Man kann wohl mit einem gewissen Recht anführen, daß jene Aktienkäufe das Interesse des Auslands an Deutschland erhöhen werden. Man wird ein Land, in dem man, wie jetzt der Fall ist, Milliarden angelegt hat, nicht gleichgültig untergehen lassen, sondern zum Schutz des eignen Kapitals darauf halten, daß es dem Lande nicht zu schlecht geht. Wir werden auf diese Weise fraglos zur Hausindustrie der hochkapitalistischen Länder werden. Der Geldgeber eines Hausindustriellen aber muß immer dafür sorgen, daß ein Arbeitssklave nicht verhungert. Wie wir dann aus diesem Verhältnis wieder einmal herauskommen, ist eine spätere Sorge. Erfahrungsgemäß kann ein tüchtiger Hausindustrieller bei der nötigen Geschicklichkeit und dem nötigen Fleiß aus seinen Ersparnissen unter Umständen Geldgeber auszahlen. So muß es mit uns kommen.

Einstweilen hat diese Ueberfremdung auf dem Gebiet des Bank- und Börsenwesens zu den merkwürdigsten Erscheinungen geführt. Es ist eine groteske Steigerung aller Aktienwerte zu beobachten. Kurssprünge um 100 und mehr Prozent an einer einzigen Börse sind keine Seltenheit, und im Zusammenhang damit herrscht an den Börsen ein Treiben, wie man es noch nie gesehen hat. Jedermann möchte an den Kursgewinnen teilnehmen, so daß die Börsenaufträge garnicht mehr alle ausgeführt werden können und neuerdings jeden zweiten Tag die Börse geschlossen wird, auf daß die Makler und Bankfirmen ihre unerledigten Aufträge ausführen. An der Börse stehen bei den Maklern die Angestellten der Banken Queue, und die Provinzfilialen der Banken wenden sich neuerdings teilweise garnicht mehr an die Mutterinstitute, weil diese zu sehr mit Aufträgen überlastet sind, sondern an kleinere und mittlere Privatfirmen. Das sind die Begleiterscheinungen der Katastrophenhausse, die für eine spätere Zeit festgehalten werden sollten.

Die andre Folge jener Ueberfremdung ist die Aufgabe von Vorzugsaktien durch hunderte von Gesellschaften. Vorzugsaktien sind sonst in Deutschland gewöhnlich bei Sanierungen ausgegeben worden. Das war die hauptsächlichste Form. Wenn irgendeine Aktiengesellschaft schlecht gearbeitet hatte und auf ihre alten Aktien eine Zuzahlung verlangte, so wurden diejenigen Aktionäre, welche diese Zuzah-

lung leisteten, dadurch entschädigt, daß man ihren Aktien gewisse Sicherheiten und Vorrechte in Form von Vorzugsaktien einräumte. Heute aber wird der Zweck der Vorzugsaktien ein andrer. Man gibt sie aus, um die Gewalt der derzeitigen Machthaber, der augenblicklichen Verwaltung, zu wahren. Das geschieht in der Weise, daß man einen verhältnismäßig kleinen Posten von Vorzugsaktien ausgibt, die nun mehrfaches Stimmrecht erhalten. Man hat in der kurzen Periode von vier oder fünf Monaten, seitdem diese Maßnahme in Gang ist, Fälle beobachten können, wo Vorzugsaktien zwanzig- und dreißigfaches Stimmrecht erhielten. Auf diese Weise nun ist es furchtbar einfach, die Herrschaft in den Händen zu behalten, selbst wenn die Mehrheit des Kapitals in ausländische Hände übergegangen ist. Nehmen wir etwa den Fall an, daß eine Gesellschaft bisher 10 Millionen Kapital gehabt hat und 500 000 Mark Vorzugsaktien mit zwanzigfachem Stimmrecht ausgibt, so kann man mit diesen 500 000 Mark die ganze Gesellschaft beherrschen. Denn sie haben ja so viel Stimmrecht wie 10 Millionen Stammaktien. Das Verhältnis wird phantastisch, wenn man bedenkt, daß ja die Vorzugsaktien zu annähernd Pariwert zu erwerben waren, während die Stammaktien, wie das heute vorkommt, 500 Prozent und darüber stehen. Dann wird also mit 500 000 Mark dieselbe Macht ausgeübt wie mit 50 Millionen Mark! Dieser Vorgang ist nun selbstverständlich nicht ohne Bedenken. Denn offenbar wird die Ausgabe von Vorzugsaktien sehr oft auch nur als Ausrede benutzt, um billig eine Macht zu verewigen. Vor allem wird der Besitzer von deutschen Stammaktien auf diese Weise völlig entrechtet. Ob man sich darüber sehr aufzuregen hat, ist eine andre Frage. Denn bei den vielen hunderten von Gesellschaften, bei denen bisher die Vorzugsaktien geschaffen und somit die Stammaktionäre entrechtet wurden, ist kaum ein halbes Dutzend Mal aus den Kreisen der Stammaktionäre irgendein wesentlicher Einwand erhoben worden. Die Erfahrung lehrt eben, daß der Aktionär, wie Rathenau mit Recht ausgeführt hat, heute nur Geld verdienen will, und daß die Rolle, die ihm das Gesetz zuschreibt, Mitverwalter und Mitunternehmer seiner Gesellschaft zu sein, nur auf dem Papier steht. Die meisten Aktionäre wissen garnicht, was bei ihren Gesellschaften vorgeht, ja sie wissen manchmal kaum, welche Aktien sie besitzen, denn die Verwaltung hat ja irgendein Bankier oder sonstwer in die Hand genommen.

Die ganze Art unsrer Aktiengesetzgebung ist durch und durch veraltet und war es eigentlich vom ersten Tage an. Heute, im Zeitalter der Betriebsräte, sollte das Recht der Aktionäre, den Aufsichtsrat zu wählen, im stärksten Maße modifiziert werden, sollten statt dessen, wie das teilweise übrigens jetzt vorgesehen ist, die gehobenen Angestellten, die Arbeiter und in besondern Fällen wohl auch die Konsumenten ihre Vertreter in die Verwaltung entsenden.

In der Zwischenzeit aber zerbricht man sich den Kopf, wie man auf der einen Seite um die Herrschaft der Ausländer in den deutschen Gesellschaften herumkommt, auf der andern Seite einzelne Kreise verhindert, durch geschickte Manipulationen in den Besitz der Vorzugsaktien zu kommen. Zum Beispiel wird verlangt, daß die Besitzer von Vorzugsaktien nur dann von ihrem mehrfachen Stimmrecht Gebrauch machen können, wenn sie nachweislich auch einen entsprechenden Posten Stammaktien besitzen. Das ist vielleicht garnicht so von der Hand zu weisen, denn heute machen sich bereits Banken daran, durch

geschickte Operationen mit Hilfe von Vorzugsaktien ohne Aufwand von größern Geldmitteln die Gesellschaften zu beherrschen. (Etwa die Kaliwerke Aschersleben) Neuerdings wollen aber die Zulassungsstellen der deutschen Börsen sich um die Sache kümmern. Sie scheinen die Absicht zu haben, künftig nur Aktien von solchen Unternehmungen zum Börsenhandel zuzulassen, bei denen durch die Ausgabe von Vorzugsaktien nicht etwa die Rechte der Aktionäre völlig illusorisch werden. Der weitere Vorschlag, die Landesbehören sollten bei Neuausgabe von Vorzugsaktien besonders kritisch vorgehen, ist darum nicht immer durchführbar, weil jede Gesellschaft das Recht hat, 300 000 Mark Aktien ohne irgendwelche staatliche Erlaubnis zu emittieren, und man mit 300 000 Mark bei Einführung eines entsprechend hohen Stimmrechts schon allerhand Macht ausüben kann. Auf alle Fälle wird das Kapitel der Vorzugsaktien als angebliches oder wirkliches Mittel gegen die Ueberfremdung im deutschen Aktienwesen noch viel von sich reden machen und vielleicht zu einer Aenderung der Aktiengesetzgebung führen. Dann aber muß man auf der Hut sein, daß diese Aenderung nicht allein von privatkapitalistischem, sondern auch von allgemein volkswirtschaftlichem, sozialem Geiste diktiert wird.

Rundschau

Studenten als Vaterlandsretter

In richtiger Erkenntnis der nationalen Notlage hatte unlängst auch die Arbeitsstelle der Berliner Studentenschaft eine studentische Versammlung ins Auditorium maximum der Universität einberufen. Zweck der Veranstaltung war die Schaffung einer „nationalen Einheitsfront" — ein schönes Wort, „wers recht verstände". Die jugendlichen Herren Einberufer hatten es aber nicht für nötig gehalten, die sozialistischen Studentengruppen einzuladen: merkwürdige Begriffe von „national" und „Einheit" tun sich damit kund. Zu dieser Front werden die sozialistischen Kommilitonen nicht für würdig erachtet. Wenn aber die große Abrechnung, der heilige Rachekrieg, dessen Gedanke aus so manchem jungen Auge leuchtete und aus noch jüngerm Munde angedeutet wurde, einst kommen wird, wenn es gilt, zu bluten und zu verbluten: dann werden wohl auch die sozialistischen Akademiker wieder von ihren bürgerlichen Kommilitonen „front"-würdig befunden werden

Vorläufig ist diese „nationale Einheitsfront" ja noch recht ungefährlich, es wird noch nicht geschossen, und das Heldentum ist nicht immer vom reinen Maulheldentum zu unterscheiden. Denn was war das Ergebnis dieses großen akademischen Anlaufs? Unter den Dutzenden von Rednern nicht einer, der irgendeinen neuen fruchtbaren Gedanken aussprach, keiner, der sich von den banalen, bis zum Erbrechen abgebrauchten Schlagworten aus dem nationalen Begriffsarsenal einer zusammengebrochenen Welt freimacht, keiner, der sich über das Niveau des für unsre ungeheuerliche Gegenwart unzulänglichen politischen Geistes erhob.

Oder vielleicht doch? Ein Redner, der sich als Kaufmann bezeichnete, also ein Mann der Praxis rief nach dem Wirtschaftsdiktator. forderte Sperrung der Grenzen, Einstellung der ohne Grund Arbeitslosen in Zwangskompagnien, die mit militärischer Gewalt zu ihrer Arbeitsstelle geführt werden sollen. Welche Persönlichkeit aber die Diktatur übernehmen könnte oder wollte, wo er das schieber- und korruptions-

freie Personal zur Bewachung der Grenzen, wo die gehorsamen, zu solchen Sklavenhalterdiensten bereiten Truppen (außer bei den Offizieren des alten Systems) herbekäme, hat der schlaue „Praktiker“ nicht verraten.

Ungeteilten Beifall fand übrigens fast keiner der Redner: Trampeln und Scharren begleiteten fast alle Ausführungen. Nur als einer von den studierenden Herren auf den glücklichen Einfall kam, gegen den „Falschmünzer“, gegen den „Subalternen“ an der Spitze, gegen den leider noch am Leben gebliebenen Reichsfinanzminister mit donnerndem Pathos seine grollende Stimme zu erheben: da jubelte man. Und auch der Barde erntete begeisterte Zustimmung, der voll Hoffnung den Tag herbeisehnte, wo die Deutschen das „gefürchtetste Volk“ (!!) sein würden. Am Ende artete die erschreckend öde Diskussion in gegenseitige Vorwürfe und Anbrüllereien aus: als Abschluß einer Akademikerversammlung in den kritischsten Tagen des kritischsten Jahres 1920 von beängstigend symbolischer Bedeutung!

Freilich: wer das Verhalten des akademischen Deutschland im Kriege erlebt, wer insbesondere das Verhalten der akademischen Jugend bei der Revolution und ihre Entwicklung seither beobachtet hat, dürfte über die Eindrücke dieser Versammlung weniger erstaunt sein. Die Geist- und Hilflosigkeit unsrer Studentenschaft vor den heutigen europäischen, den Welt-Problemen bedurfte kaum mehr einer neuen Bestätigung. Die billigen Wutausbrüche gegen die Entente, die wüsten Schmähungen gegen Erzberger und die Juden, die Rückfälle gar in die wunderliche Welt des Couleurstudententums und des Corpsschneids werden Deutschland ebensowenig retten wie die burschikosen Roheiten gegen pazifistische Professoren. Wahrlich, wenn das Heil unsrer Zeit vom heutigen deutschen Studenten zu erwarten wäre, sähe es um unsre Zukunft gradezu hoffnungslos aus: Spenglers ‚Untergang des Abendlandes‘ wäre jedenfalls für Deutschland kaum mehr aufzuhalten. Doch zum Glück gibt es im Volke auch noch nicht-akademische Schichten, oder sagen wir besser: außerhalb der akademischen Schablone und der platten Geistigkeit der heutigen Studentenschaft denkende und wollende Kreise. Vielleicht, daß aus diesen die Persönlichkeit oder die Bewegung hervorgehen wird, die zu einem Ausweg aus der Hölle der Gegenwart führen wird.

Victor Eschbach

Vilma v. Medgyaszay

Sie ist in Budapest geboren, wurzelt im Asphalt — wenn man so sagen darf — dieser west-östlichen Stadt, wie sonst nur noch Franz Molnar, aber ihre Wiege hätte irgendwo in Clichy oder Batignolles stehen können, dort, wo die kleinen Mädchen frühzeitig von den Blinzellichtern der Moulin de la Galette angelockt werden; und ihr lustig stupsnäsiges Gamingesicht könnte von Wilette gezeichnet sein, so gut wie das der Yvette Guilbert, der Unvergleichlichen, von der die Medgyaszay Alles hat und längst Alles hatte, ehe sie sie zum ersten Mal zu sehen bekam. Die Verwandtschaft in Geist, Witz und Lebensrhythmus, die zwischen Donau und Seine unverkennbar herrscht, die Jahrzehnte lang die ganze europahungrige Jugend Ungarns nach Paris zog (und sie Berlin bewußt umgehen ließ) — sie fand in der Erscheinung dieser Chanteuse ihre stärkste Inkarnation. Sie schuf gleichzeitig ihr Programm: Kaum war die Medgyaszay da, als gleich ein Dutzend Versemacher und Musiker das

Talent entdeckten, dieser ungarischen Montmartroise Lieder zu schreiben, die in den Quatz-arts und in der Boîte à Fursy gewachsen sein konnten. Es sind die bald rührseligen, bald erschütternden, gern bluttriefenden Balladen und Romanzen der Yvette, manchmal magyarisch verschnürt, meist budapesterisch pointiert, doch in Struktur und Ton so völlig französisch wie die Kunst der Medgyaszay selbst. Der glich und gleicht in Deutschland Keine. Auch von den Besten keine. Nicht Mella Mars, die Andeutungen gab, Lichter hintupfte, verschmitzt und diskret war, nicht Gussy Holl (über die ich nichts weiter sage, weil mich sonst Peter Panter auf Maschinengewehre fordert). Die Medgyaszay ist unbedenklicher, zugreifender, drastischer, impulsiver, spielt nie mit gedeckten Registern und will bei jedem ihrer Chansons über den erzählenden und musikalischen Gehalt hinaus die dramatische Situation, das Milieu verlebendigen. Sie gibt Bühnenwirkungen in letzter Prägnanz. So wie Altenberg einmal vom „Rind im Liebigtiegel“ sprach, könnte sie vom „Theater in Geste und Miene“ sprechen. Wobei es schließlich nur auf die Kraft der Illusionierung ankommt. Die ist mitunter so überwältigend, daß tausend brüllende Statisten Max Reinhardts samt Reflektorengefackel und Sternenhimmel sie nicht erreichen. Ein Blick, ein Sichräkeln, eine Grimasse, eine Handbewegung — und blutechte Menschen stehen da, die man sieht, erkennt, begreift und noch lange nicht vergessen hat, wenn vom Chanson kein Ton, kein Wort mehr in der Erinnerung hängt. Die Yvette hatte diese unerhörte Intensität des Ausdrucks mehr für Situationen. Wenn sie sich etwa beim „Marlborough s'en va-t-en guerre“ auf die Fußspitzen hob und die Augen beschattete — im Nu sah man sie im Gedränge über tausend Köpfe hinweg nach der sonnigen Landstraße spähen, auf der sich der Heerbann einherwälzt. Der Medgyaszay glücken die Gestalten besser. Da ist ein Provinzjüngling, der zum ersten Mal parfümiertes Frauenfleisch schnuppert: man glaubt seine Haarpomade zu riechen, seine Röllchen klappern zu hören. Oder der kleine Seekadett, der die große Lady anschmachtet: man kennt ihn plötzlich vom Elternhaus, von der Marineschule her. Und die patschierliche, honette, liebebedürftige Kaffeeschankbesitzerin: war es wirklich nicht die Grüning in einer ihrer besten Rollen? Man hört Liedchen — die sogar richtig gesungen werden — und erlebt oder ahnt doch Menschenschicksal.

Von der Yvette sagte, ich glaube, Lemaître: „Elle a donné au monde un nouveau frisson.“ Man fühlt diesen Schauer, mag er nun gleich nicht mehr neu sein, auch bei Vilma v. Medgyaszay.

Ernst Goth

Eine Allegorie

Der Kopf eines bestimmten Protokollbogens sah früher so aus:

Oeffentliche Sitzung
des Königlichen Amtsgerichts
Berlin-Mitte, Abteilung . . .

Die sogenannte Revolution kam, Ludendorff floh nach Schweden, der Kaiser nach Amerongen. Der Kopf sieht nun so aus:

Oeffentliche Sitzung
des   Amtsgerichts
Berlin-Mitte, Abteilung

Das heißt: Wir wollens auf alle Fälle mal offen lassen. Das heißt: Mer weeß es noch nich genau! Das heißt: Königlich waren wir mal; die Wilhelm-Straße bildet sich ein, sie regiere eine Republik — aber in Wirklichkeit sind wir das, was da in der Lücke steht.

Antworten

Deutsche Friedensgesellschaft. Der Ueberfall auf Hellmut v. Gerlach bestimmt dich, „energisch zu fordern: erstens, daß der verantwortliche Reichswehrminister auf das schleunigste für die Entwaffnung dieses gemeingefährlichen Gesindels sorgt; zweitens, daß der verantwortliche Minister des Innern der immer gefährlich werdenden Judenhetze mit allen Machtmitteln entgegentritt; drittens, daß die polizeiliche Aufsichtsbehörde der pazifistischen, gegen jede Gewalt sich auflehnenden Gesinnung ebenso viel Schutz gewährt wie der chauvinistischen Hetze, die sich hier täglich mehr mit Propaganda des Fremdenhasses breit machen darf; viertens, daß die Gerichte die vorgefallenen Ausschreitungen mit allen Mitteln der gesetzlichen Sühne entgegenführen, damit der Schein vermieden wird, als gäbe es in Deutschland keine Gerechtigkeit mehr, und dem Ausland nicht noch mehr Gründe in die Hand gespielt werden, uns Deutsche für eine unheilbar der Gewaltverherrlichung verfallene Nation zu halten." Ein Reichswehrminister, ein Minister des Innern, eine polizeiliche Aufsichtsbehörde und Gerichte, die Verantwortung fühlen — was man nicht hat, das eben brauchte man. Und was man hat, das ist nicht zu gebrauchen.

Philologe. Das Wort Verantwortung kommt in Ludendorffs Kriegserinnerungen dreiundsechzigmal vor.

Historiker. Ludendorff floh im November 1918 nach Schweden.

Arno Voigt. Sie schreiben mir: „Die Deutsche Tageszeitung greift mich als ‚Fälscher und Enthüllerich' an, weil ich gesagt hätte, Fort Vaux sei nie in deutschem Besitz gewesen. Wo ich das gesagt habe, verschweigt sie. Denn wenn sies verriete, würde ein pedantischer Leser leicht feststellen können, daß sie lügt. Ich erzählte am elften September 1919 in der ‚Weltbühne' von meiner dienstlichen Antrittsunterredung — ich sollte als Offizierkriegsberichterstatter Verwendung finden — mit dem Nachrichtenoffizier der O. H. L. bei der Heeresgruppe Kronprinz, Herrn Major Wille, der auf meine Angriffe gegen die Kriegsberichterstatter zu sprechen kam und dabei sagte: ‚Hier wird sich Ihnen Gelegenheit bieten, zu sehen, wie schwer es bei einer Darstellung oft ist, bei der Wahrheit zu bleiben. Oft geht es überhaupt nicht anders. Wie energisch haben wir etwa im Heeresbericht die Eroberung des Forts Vaux hervorgehoben, und dabei ist nie ein einziger deutscher Soldat ins Fort Vaux hineingekommen.' Diese Worte des Herrn Major Wille waren von mir in Anführungsstriche gesetzt worden. Jedermann ersah also ohne weiteres, daß hier die Rede eines Dritten wiedergegeben war. Das hat auch der Herr erkannt, der mich in der Deutschen Tageszeitung angreift. Trotzdem aber unterstellt er mir die Aeußerung eines Dritten als meine eigne, weil er mich ja sonst garnicht ‚Fälscher' schimpfen könnte. Für mich ist so etwas aber nicht Schimpf, sondern nur ein interessantes Beispiel dafür, wie die reaktionäre Presse Meldungen zustande bringt." Womit Sie der nichtreaktionären Presse Unrecht tun. Dieser Konkurrenz ist sie gewachsen.

Idiot der Reichshauptstadt. Du erfreust mich mit einer Nummer deines Leibblattes und der Bemerkung, was du mir angestrichen habest, das sei nun endlich selbst dir zu bunt. Na ja. Da haben sie den Friedrich Hussong nach Danzig geschickt, wo er aber leider nicht abgetreten werden, sondern einen schönen Schreibebericht über den Aus-

marsch der Deutschen aus Danzig liefern sollte. Und darin findet sich bei Gott folgende Stelle: „Noch einmal bewähren die glatten, rundlichen Hinterbacken preußischer Schutzmannsgäule ihre strenge und gelinde Kunst im Räumen an dem Volk von Danzig. Noch einmal empört sich hundertfach geprellte Pfiffigkeit und Vorwitzigkeit, die schon den besten Platz zu haben glaubte, gegen den Schutzmannsgaul, vor dessen Hinterbacken alle gleich sind, die Pfiffigen und die Blöden." Und so ist diese Hinterbacke in Wahrheit ein Symbol des alten Staates Preußen.

Glaubensgenosse. Die Razzien in der berliner Grenadier-Straße haben den liberalen Zeitungen nicht die Gelegenheit gegeben, den alldeutschen Zeitungen mit der Entschiedenheit entgegenzutreten, die außer der ‚Freiheit' nur die Jüdische Rundschau aufbringt. „Jedem denkenden Menschen ist es klar, daß die kleinen Leute in der Grenadier-Straße, die eben ihr nacktes Leben aus der Hölle gerettet haben und nach den eignen Beschreibungen des Polizeipräsidenten Ernst im tiefsten Elend und unter entsetzlichen äußern Bedingungen mühselig ihr Dasein fristen, keine Gefahr für das deutsche Wirtschaftsleben bilden. Diese Gefahr droht von ganz andrer Seite, und es ist gradezu kläglich, daß man, weil man den großen Schiebern nicht beikommen kann, seinen Heldenmut und seine Tüchtigkeit an diesen schwachen Elementen bewährt. Niemals würde man es wagen, den Kurfürstendamm polizeilich abzusperren und eine Razzia nach Valuten vorzunehmen, die wahrscheinlich viel ergiebiger wäre, als in der Grenadier-Straße." Die Absicht dieser Razzien? „Den antisemitischen Instinkten des Volkes zu schmeicheln und die Aufmerksamkeit von der Unfähigkeit der Regierung zur Sanierung der wirtschaftlichen Verhältnisse auf unschuldige, aber schwache und wehrlose Elemente abzulenken. Wenn man die paar hundert jüdischen Ausländer in unmenschlicher Weise irgendwo einsperrt, wird dem Deutschen Reich noch lange nicht geholfen sein. Die staatsmännischen Fähigkeiten hätten sich ganz anderswo zu erweisen." Leicht gesagt. Aber wie und wo soll man erweisen, was man nicht hat?

Postbezieher. Du schreibst: „Als unglückseliger Postbezieher wende ich mich an dich, liebe Expedition, nachdem alle meine Petitionen, Reklamationen, Bittschriften und Urgrenzen bei meinem zuständigen Postamt vergeblich geblieben sind. Mit den königlich bayrischen Republikanern ist nichts zu machen. Sie geben und geben mir die und die Nummer der ‚Weltbühne' nicht. Obwohl ich doch nach jeglichem Recht Anspruch darauf hätte. Soll ich prozessieren?" Prozessiere nicht. Denn wahrlich, ich sage dir: Eher geht Noske durch ein Nadelöhr als eine deutsche Zeitschrift pünktlich ihren Postweg.

Reichswehroffizier. Ein Industriekapitän sagte kürzlich einmal von dem Armeechef Seeckt zu einem weiland Abteilungschef der weiland Obersten Heeresleitung: „Ein Jammer, daß dieses Genie nur das Morden gelernt hat." Ein womöglich noch größerer Jammer, daß es das nicht vergessen kann. Sie schreiben mir: „Hamburg hatte letzthin herrliche Tage. In Einer Woche weilten und sprachen hier Kurt Hiller, Gustav Noske, Dada Baader und General von Seeckt. Die ersten Drei halten sich für stark und bedeutend, ohne es zu sein, der Vierte wird in seiner Stärke und Bedeutung leider noch verkannt. Seiner leise und ohne Pathos vorgelesenen Rede lauschte andächtig und angestrengt im Auditorium maximum der Universität die dichtgedrängte Herde hamburgischer Jugend. ‚Wehrmacht und Friedensvertrag' besprach er.

Beifall der Attentäter auf Moissi umtobte ihn, als er gelobte, die Reichswehr zum Instrument der Rache zu gestalten, sie mit dem ‚Geiste von einst' zu erfüllen, in der Hoffnung ‚auf den Tag'. Es ist schon oft erwogen worden, den durch keine Sachkenntnis beeinträchtigten ‚mächtigsten Mann Deutschlands' — wie Noske sich selbst genannt hat — durch einen Fachmann zu ersetzen. In solchem Zusammenhang ist immer Seeckts Name genannt worden, und seine hamburger Ausführungen beheben die letzten Zweifel an seiner Eignung für den Reichswehrministerposten der ‚deutschen Republik', die sich ja längst überlebt hat. In Hamburg schlagen alle Kaufmannsherzen für den Kronprinzen, und in frischgewählten Provinziallandtagen haben Deutschnationale und Deutsche Volkspartei die Majorität." Und so weiter. Wer zweifelt da noch, daß Herr v. Seeckt Deutschland bald aus der Nacht von Revolution und Republik zum heiligen Revanchekrieg und zum leuchtend neuen Kaisertum emporführen wird!

Partikularist. Ihr großdeutschen Revolutionäre seid eine merkwürdige Gattung. Vor der Weltrevolution schreckt Ihr nicht zurück. Aber wenn sichs um die Landesgrenzen vom Reichsdeputationshauptschluß handelt, dann habt Ihrs doch mit der Angst. Da geht, zum Beispiel, ein Ministerialerlaß unter anderm an „den Herrn Oberpräsidenten in Magdeburg wegen der Stolbergschen Grafschaften". Ist das nicht nett? Und ich bin fest davon überzeugt, daß die Sozialdemokraten aller Schattierungen, die in diesen Grafschaften wohnen, einen großen Spektakel machen würden, wollte Jemand diese ihre geheiligten Grenzen antasten. Bolschewismus ist eine schöne Sache: aber Reservatrechte müssen sein.

Oesterreicher. In euerm Militärwochenblatt stellt ein General die Frage: „Braucht Oesterreich eine Armee?" Na, und ob! Na, und wie! Soll man etwa nicht eine Institution rechtfertigen, die einem das ganze Leben ausgefüllt hat, und ohne die man nicht denkbar ist? Braucht England Bordelle? Frau Warrens sagt: Ja.

Süddeutscher. Ein erfolgreicher deutscher Schwankdichter sprach zwei Stunden vor seinem Tode: „Wenn ick ma meine Erben anseh, vajeht ma de janze Lust zu sterben." Und wenn ich mir den Triumphator Helfferich ansehe, so bringe ich keine Freude auf, daß Matthias Erzberger außer Gefecht gesetzt ist. Die Frankfurter Zeitung sagt wohltuend richtig von Helfferich: „Es ist eine der unglaublichsten Erscheinungen unsrer Tage und ein Beweis für die moralische Verwirrung ebenso wie für die politische Instinktlosigkeit ganz großer Schichten unsres Volkes, daß dieser Mann jetzt diese Rolle spielen darf. Er hat in entscheidenden Augenblicken des Krieges, als er zur Rettung des Vaterlandes hätte beitragen können, keinen Charakter und keinen Mut gehabt, und er hat dadurch Deutschland mit ins Verderben geführt: sein jammervoller Umfall in der U-Boot-Frage ist das wichtigste, nicht das einzige Zeugnis dafür. Dieser Mann müßte jetzt schweigen, endgültig und vollständig, er hat das Recht verwirkt, dem deutschen Volke ein Führer zu sein, weil er der sittlichen Eigenschaften des Führers entbehrt." Also werden wir ihn in sechs Monaten als Ministerpräsidenten begrüßen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Der Fall Erzberger von Heinrich Ströbel

Was wir von Helfferich halten, brauchen wir nicht noch einmal zu sagen. Von der Berlin-Bagdad-Politik angefangen, hat er mitgeholfen, Deutschland das Grab zu schaufeln. Kriegsverlängerung, U-Boot-Krieg, Pumpwirtschaft, Wirtschaftsverwüstung: für all das trägt er schwerste Mitverantwortung. Und seine politische Physiognomie? Er war halt der Agent des deutschen Finanzkapitals. Mit kleinen Lumpereien und Schiebergeschäften hat er sich nicht abgegeben; bei seinen Beziehungen, seiner Karriere und den achtzigtausend Mark Gehalt, die er als Direktor der Deutschen Bank einstrich, hatte er das nicht nötig. Daß die sittliche Entrüstung des Mannes, der die kapitalistische Verseuchung des ganzen Staatsorganismus so genau kannte wie nur Einer, dem minder glückbegünstigten Erzberger gegenüber zur pharisäischen Pose wird, ist ersichtlich. Aber darf es Erzberger retten, daß grade ein Helfferich sein Ankläger ist? Wir sollen doch nicht zwischen Helfferich und Erzberger wählen, sondern zwischen der politischen Unmoral und der politischen Sauberkeit. Der badische Demokrat und Minister Ludwig Haas hat ganz richtig gesagt, daß Junker und Schwerindustrie seit jeher die Politik mit dem Geschäft verquickt hätten, und daß die Mächlereien Erzbergers nur Kleinigkeiten seien gegen die Korruption des alten Systems. Aber dieses System soll doch gebrochen, die Korruption ausgefegt werden! Da darf man einen typischen Korruptionsträger nicht exkulpieren.

Verrät es nun Abscheu vor der Korruption, wenn man Erzberger in der linksdemokratischen und sogar in der sozialistischen Presse mit sozusagen aesthetischem Wohlwollen behandelt, ihn zu einem Stück Nietzschischen Uebermenschen macht? Der kleine Journalist und Vereinsdemagoge sei von unstillbarem Machthunger besessen gewesen und habe sich um jeden Preis und mit allen Mitteln durchgesetzt. Als armer Teufel habe er nicht so wählerisch sein können und hier und da schmutzige Manschetten bekommen. Aus dem feisten, stets vergnügten Streber wird so fast ein dämonischer Proletarier, der sich aus Not und Mißachtung unter ungeheuerm Druck ans Licht emporarbeiten mußte. Dabei ist das unverwüstliche Schmunzeln auf Erzbergers wohlgenährtem Antlitz nur der Abglanz des Glücks, das ihm seit frühen Jünglingstagen gelächelt. Für die braven Gesellenvereinler war er schon mit Zweiundzwanzig ein kleiner Herrgott, und mit Achtundzwanzig saß er im Reichstag. Sein anständiges Einkommen hätte er auch gehabt ohne Thyssens Stipendium, ohne das Husten-

mittel Pnignodin, das Anhydat-Leder und hundert Geschäfte und Geschäftchen. Aber er hatte nicht nur Machthunger, sondern auch starken leiblichen Appetit.

Der Machthunger selbst ist ja eine ganz hübsche Sache, wenn er dem Kaliber der Persönlichkeit entspricht. Hat Erzberger je für eine Idee gekämpft, eine Sache um ihrer selbst willen betrieben? Wenn er enthüllte, sei es die koloniale Mißwirtschaft, seien es die Treibereien des Flottenvereins, dann dachte er nur an den Skandal, an die persönliche Reklame. Und gar der Erzberger der Kriegszeit! Erst wildester Annexionist, dann der Vater einer Presse-Propaganda, die damals schon Deutschland in den Ruf der verächtlichsten Korruption brachte und dem Friedensmacher und Ministerstürzer von vorn herein jeden Kredit raubte. Einem Genie, einem Fanatiker mag man schließlich Vieles verzeihen — aber wie man in der Gerissenheit und Skrupellosigkeit von Erzbergers Reklame- und Schieberpolitik einen Zug zur Größe entdecken kann, das bleibt rätselhaft. Man müßte sich denn zur Umwertung aller intellektuellen und sittlichen Werte bekennen, die im Kulturleben bis dahin Geltung hatten.

*

Die politische Uebermenschen-Moral, daß dem Starken, dem Machthungrigen alles erlaubt sei, hat schon vor dem Kriege und durch den Krieg Unheil genug über Deutschland gebracht. Oder hat man vergessen, was wir der Doktrin der Nietzsche, Treitschke und Bernhardi zu danken haben? Schon lange vor Kriegsausbruch hatte sie Mißtrauen erregt. So, wenn Nietzsche in ‚Jenseits von Gut und Böse‘ lehrte: „Leben ist wesentlich Aneignung, Verletzung, Ueberwältigung des Fremden und Schwächern, Härte, Aufzwingung eigner Formen“, oder: „Der Egoismus gehört zum Wesen der vornehmen Seele, ich meine jenen unverrückbaren Glauben, daß einem Wesen, ‚wie wir sind‘, andre Wesen von Natur untertan sein müssen und sich ihm zu opfern haben.“ Treitschke übertrug diesen sacro egoismo ins Staats- und Völkerleben: Es gebe kein höheres Sittengesetz für den Staat als die Pflicht der Selbstbehauptung um jeden Preis. Meinecke und Andre unterstrichen diese jede Moral im Völkerleben ausschaltende These, bis Bernhardi die lapidaren Sätze schrieb: „Recht hat in solchen Fällen, wer die Kraft hat, zu erhalten oder zu erobern. Die Kraft ist zugleich das höchste Recht, und der Rechtsstreit wird entschieden durch den Kraftmesser, den Krieg, der zugleich immer biologisch gerecht entscheidet, da seine Entscheidungen aus dem Wesen der Dinge selbst hervorgehen.“

Trotzdem danach Deutschland mit dem „Schmachfrieden“ nur sein „Recht“ widerfahren wäre, windet sich jetzt

All-Deutschland in moralischen Entrüstungskrämpfen über die Brutalität und Infamie der Gegner. Unsre Demokraten aber treiben die Verlegenheiten des Falles Erzbergers dazu, Treitschke-Bernhardis Völkermoral nunmehr für die innere Politik zu adaptieren und die offenbarste politische Unsauberkeit mit dem Machthunger, dem Ehrgeiz und dem Geltungstrieb des kompromittierten Parlamentariers zu entschuldigen! Wenn Börsenredakteure einmal — was ja freilich nur in den seltensten Fällen geschah — der Beteiligung an Emissionen überführt werden konnten, wagte sich selbst die kapitalistische Presse dieser Sündenböcke nicht anzunehmen; einem Parlamentarier aber sollen ganz ähnliche Geschichten verziehn werden, weil ihn politische Großmannssucht bis zum Platzen blähte und er unwiderstehlich hungrig auf Trüffeln war!

Das neue System behauptet, nun erst recht das schon von Bethmann verheißene Versprechen: „Freie Bahn jedem Tüchtigen!“ einlösen zu wollen. Aber das soll doch wohl nicht heißen, daß die Geschäftstüchtigen vom Schlage der Paasche und Erzberger in der demokratischen Republik die erste Geige spielen sollen! Auch auf die Korruption unter dem ancien régime sollten unsre Koalitionsmänner sich nicht allzu laut berufen. Denn diese Korruption wurzelt zwar im Kapitalismus, der sich schon den alten Staat dienstbar gemacht hatte; aber sie hat in der Republik noch gigantischere Formen angenommen, dieweil ja in der „sozialen“ Republik der Kapitalismus sich noch weit schrankenloser und gemeinschädlicher ausleben konnte als selbst während des Krieges. Auch vor dem neunten November waren die Schwerindustriellen allmächtig; aber daß der Teilhaber eines Riesenunternehmens, das auch während der Revolution noch hunderte von Millionen verdiente, sich als Geheimrat und wichtigste Person in ein wichtiges Ministerium einnisten und dort den Kampf gegen die murrenden Hungerleider organisieren konnte: das wurde möglich doch erst in der glorreichen Renaissance des Kapitalismus und der schwerindustriellen Reaktion, die wir seit dem „Siege‘ der Revolution erlebt haben.

Ja, erst unter der republikanischen „Volksregierung“ haben wir so recht die Allmacht eines wahren Mammutkapitalismus zu spüren bekommen. Was die Kohlenbarone und Stahlmagnaten durch ihre Monopol- und Wucherpreise aus dem ausgepowerten Volke herauszupressen vermochten, geht ins Unwahrscheinliche. Allein die Eisenbahnverwaltung muß einen Extratribut von Milliarden bezahlen, und wenn die Tarifverteuerung mitsamt den unsinnig hohen Eisen- und Stahlpreisen unser Wirtschaftsleben vollends zugrunde richtet, unsre Valuta bis zur Lächerlichkeit herabdrückt — ein Paar Stiefel wird bald tausend Mark kosten —, so haben wir das

der wahrhaft Bernhardischen Herren- und Eroberungsmoral unsrer Schwerindustrie zu danken. Mit den erwucherten Milliarden wird die Presse aufgekauft, werden Volks- und Arbeitervertreter korrumpiert, wird die Demoralisation durch tausend Kanäle im Staats- und Volkskörper verbreitet. Und jede politische Entschuldigung des politischen Herrenmenschentums, des Machthungers und des gesunden Appetites der Erzberger-Naturen verschlimmert diese Korruption!

*

Man mag sich zur Demokratie bekennen oder zum kapitalistischen Schiebertum, aber man soll nicht beides vermengen. Wenn man mit Schopenhauer die Herrschaft des Demos, dieser „Fabrikware der Natur“, verächtlich machen und vom schlichten Bürger als von einem „ordentlichen Mitglied des Packs der Menschheit“ sprechen will, wenn man mit Nietzsche die Demokratie als den Sklavenaufstand zu betrachten liebt, der hervorgegangen sei aus einem falschen und instinktlosen Mitleid mit der großen Masse, so haben wir nichts gegen die Bekundung einer solchen Auffassung, die schließlich nur die Ideologie eines hemmungs- und skrupellosen Kapitalismus ist. Aber man soll nicht Schopenhauer und Nietzsche, Treitschke und Bernhardi auf den noch so zarten Stamm unsrer jungen Demokratie aufpfropfen wollen!

Und im übrigen: wir sehen wirklich nicht ein, was das unveräußerliche Vorrecht des Talents mit schmieriger Erwerbs- und Genußgier zu tun haben soll. Der seelische Beherrschungsdrang eines starken Könners hat mit dem eitlen Geltungstrieb eines geistigen Parvenus absolut nichts gemein. Wie in der Republik der Geister wird sich die wirkliche Begabung auch in der realen Republik umso sicherer durchsetzen, je demokratischer diese ist, je weniger Vorsprung der Geburt und dem Besitz gelassen wird. Die unvoreingenommene Masse ist viel duldsamer und im Urteil viel intelligenter als eine kapitalistische oder parlamentarische Clique oder sonst ein Interessentenklüngel. Nicht durch Aneignung kapitalistischer Methoden, durch Anpassung an die Korruption wird deshalb dem politischen Talent die Bahn entriegelt, sondern durch kräftige Eindämmung des Kapitalismus und weitestmögliche Ausschaltung seiner Korruptionsmittel. Wie aber kann man von Parlamentariern und Regierungsmitgliedern eine antikapitalistische Politik erwarten, wenn ihre Finger selbst von Korruption befleckt sind! Und selbst wenn sie wollten: ihre Vergangenheit würde sich gegen sie aufbäumen und sie zerschmettern. Hat doch den Erzberger nicht seine Steuerpolitik zur Strecke gebracht, sondern sein Naschen von den verbotenen Früchten des Kapitalismus.

Zudem: dieselben Leutchen, die Erzberger in Schutz nehmen und meinen, daß man nicht nur vom vielen Trinken, sondern auch vom großen Durst sprechen müsse, jammern unaufhörlich über die Verwahrlosung der Geschäftsmoral, über die Bestechlichkeit der Beamten, über die Disziplinlosigkeit der Arbeiter, die Verlotterung unsres ganzen öffentlichen und privaten Lebens. Glaubt man denn, daß durch die sichtbarliche Korruption in den höchsten Stellen die moralische Gesundung der Massen günstig angeregt werden könnte? Nein, solange es noch Sklarz- und Erzberger-Affären gibt, wird auch die Fäulnis in den Volkstiefen erschreckend um sich greifen. Und treiben wirs nur noch ein Weilchen so fort, so wird es uns gar pestilenzialisch um die Nase wehn. Lassen wir drum den Uebermenschenschwindel und halten wirs lieber, ohne Tartüfferie, mit bürgerlicher Korrektheit und unverfälschter Demokratie!

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XIX.

Die Etappe

Auf keine militärische Einrichtung ist im Kriege so viel geschimpft worden wie auf die Etappe. Dabei hat sie ihre gewaltigen Aufgaben: Versorgung der Truppe mit Ersatz jeder Art, Munition, Lebensmitteln, Post undsoweiter im großen Ganzen immer erfüllt. Wäre der Krieg 1915 zu Ende gegangen: kein Mensch würde die Etappe tadeln. Wie ja auch in dem kurzen deutsch-französischen Kriege dieser allgemeine Haß gegen die Etappe nicht bestand. Die Verhältnisse lagen damals freilich ganz anders. In der Etappe waren Landwehrtruppen, der Landsturm wurde überhaupt nicht eingezogen, und die Feldarmee gönnte den braven Landwehrleuten den ruhigen gefahrlosen Etappendienst. In diesem Krieg aber kämpfte sogar der Landsturm teilweise im vordersten Graben, den Landsturmtruppenteilen der Etappe wurden mehrfach die jüngern altgedienten Leute entzogen, um vorne verwandt zu werden, und die Fehlstellen wurden ausgefüllt mit ungedientem Landsturm aus der Heimat oder mit Kriegsbeschädigten. Von den Offizieren der Etappe waren nur die paar Generalstabsoffiziere kriegsverwendungsfähig. Alle andern waren entweder zu alt oder zu kränklich, oder sie drückten sich unter irgendeinem Vorwand hinten in der Etappe herum. Das war garnicht schwierig, wenn man Verbindungen hatte. Man ließ sich einfach „anfordern". Das Generalgouvernement oder eine seiner zahllosen Unterabteilungen oder sonst irgendeine Etappen-

behörde forderte den Assessor oder Kaufmann Soundso an, ein ärztliches Attest war immer leicht zu beschaffen, und so zog Einer den Andern nach. Das beschränkte sich nicht etwa auf die Offiziere, obgleich es da am häufigsten stattfand, sondern auch Unteroffiziere und Mannschaften wurden angefordert, wenn sie eben „Verbindungen“ hatten. In der kämpfenden Truppe übersetzte man daher bekanntlich k. v. mit „keine Verbindungen“ und g. v. mit „gute Verbindungen“.

Das Leben in der Etappe war begreiflicherweise köstlich im Vergleich mit dem Dasein, zu dem die Kampftruppen verurteilt waren. So ein Ortskommandant in einer kleinen belgischen Stadt führte ein vollendetes Faulenzerdasein und lebte vom Fett des Landes, besonders wenn sein Ort nicht zu weit vorne lag. Seine Verpflegung war gut und reichlich, an Wein fehlte es ihm auch nicht, und um seine ganze Familie versorgen zu können, stand ihm ja die Eisenbahn zur Verfügung. Mit etwas weitem Gewissen und einem Fahrscheinblock konnte man schon allerhand machen und allwöchentlich Mannschaften nach Hause schicken, die schwerbeladen die Vorräte in die Heimat brachten. Mit den Einwohnern stand man sich vielfach sehr gut, eine Hand wusch die andre, das weibliche Geschlecht spielte eine große Rolle, und das Idyll wurde nur unterbrochen, wenn die verdammte kämpfende Truppe einmal zu Erholung in das Städtchen kam. Voll Wut betrachtete der rauhe Frontsoldat das Etappenleben. Was ihm fehlte: ein Dach überm Kopf, Alkohol und Weiber gab es hier in Hülle und Fülle; aber alles war in festen Händen und mußte teuer bezahlt werden. Ganz unverhohlen zeigten die gemästeten Etappenleute ihre Abneigung gegen die verlausten, verdreckten Soldaten von der Front, die, je länger der Krieg dauerte, immer geneigter wurden, sich Das einfach fortzunehmen, was sie haben wollten.

Die Erwerbsmöglichkeiten in der Etappe waren mannigfaltig. An der Grenze zwischen dem Generalgouvernement Belgien und dem Etappengebiet, zum Beispiel, herrschte eine rege Schmuggeltätigkeit, da die Preise in beiden Gebieten sehr verschieden waren. Da arbeiteten Belgier und Etappensoldaten in schöner Einträchtigkeit zusammen. Pferdebohnen über diese Grenze zu schmuggeln, war ein sehr einträgliches Geschäft; es gab Leute, die damit zwanzig- bis dreißigtausend Mark in kurzer Zeit verdienten. In Brüssel blühte dagegen wieder ein reger Handel mit beschlagnahmten Sachen, Mehl, Stoffen undsoweiter, die unter der Hand verkauft wurden, mit stillschweigender Duldung der Behörden, deren Offiziere und Beamte dabei in erster Linie bedacht wurden.

Der Ortskommandant und überhaupt die Offiziere der Etappe hatten selbstverständlich die besten Quartiere, oft

reizende kleine Schlösser. Da wohnte so ein Mann, der vielleicht von Haus aus arm und dürftig war, in einer Umgebung, die seine kühnsten Träume überstieg. Meist waren die Besitzer garnicht da, denn grade die reichsten waren noch rechtzeitig im Auto entkommen; dann wanderte oft ein Stück nach dem andern, Teppiche, Bilder, Bronzen, fein säuberlich in Kisten verpackt, als Frachtgut nach Deutschland. Schränke, Klaviere, Klubsessel, ganze Einrichtungen wurden abbefördert; Waggons standen ja immer auf Anforderung zur Verfügung. Als wir nach schweren Kämpfen in die Siegfried-Stellung zurückgingen und uns darauf freuten, endlich einmal wieder Betten und Stühle in unsern Ruhequartieren vorzufinden: da stellte sich heraus, daß die zurückgehenden Etappenleute alle Möbel mitgenommen hatten; tagelang waren Lastautos hin- und hergefahren. Die neuen Quartiere dieser Etappenleute waren völlig unberührt gewesen; aber man lebt doch gern in seinen gewohnten Möbeln, und die Truppe kann ja sehen, wie sie sich einrichtet. Lagerstroh war oft nicht zu haben — vorne in den Stollen lagen Offiziere und Leute auf der bloßen Erde, und in der Etappe verfaulten die Strohdiemen. Mich machte einmal ein Feldwebel bei der Revision der Mannschaftsquartiere darauf aufmerksam, daß die Einwohner ihrem Vieh ungedroschenes Getreide einstreuten, und zwar so reichlich, daß die Tiere bis an den Bauch im Stroh standen. Wir fragten, ob wir nicht wenigstens das Stroh nehmen dürften, das auf den Misthaufen käme, und auch das wurde uns abgeschlagen. Ein älterer verheirateter Soldat zeigte mir, wie der französische Bauer seinem Hofhund den ganzen Eßnapf voll Milch goß, und sagte, daß seine Frau zu Hause keine Mich für die Kinder hätte. Was war die Folge? Die Truppe half sich eben einfach selbst, unter stillschweigender Billigung ihrer Vorgesetzten. Es wurde gestohlen, daß es nur so eine Art hatte: Hühner, Kälber, Stroh — alles verschwand, und die Gerichtsakten wurden immer dicker. Meist kam ja nichts dabei heraus, denn Keiner hatte etwas gesehen. Die Gendarmen in der Etappe trieben teilweise einen blühenden Butterhandel, und wo die vielen abgelieferten Eier geblieben sind, wird wohl niemals mehr festzustellen sein.

In den großen Etappenstädten herrschte ein reges Leben. Da gab es Theater, Kinos, Bordelle, kurz: alles, was das Herz des Soldaten erfreut. Aber in das allgemeine Wutgeheul über die Schlemmerei der Offiziere, die von den Kampftruppen in die Etappenorte kamen, kann ich nicht miteinstimmen. Der Durchschnittssoldat, ob Offizier oder Mann ist ganz egal, legt, wenn er endlich mal in Ruhe ist, sein Geld gern in Alkohol und Liebe an. Der Offizier hatte im-

mer sehr viel mehr Geld, und es setzt doch eine beinah übermenschliche Selbstverleugnung voraus, daß der Leutnant aufhören soll, zu saufen und zu lieben, weil der Musketier mit seinem Gelde bereits fertig ist. Man hätte, wie die Franzosen, einfach offen und ehrlich viel mehr Gelegenheiten zu derartig rauhen Erholungen schaffen sollen, anstatt in heuchlerischer Weise das Bedürfnis abzuleugnen. Das verzieh die Kampftruppe der Etappe nie, daß die Einen nur Mars, die Andern nur Bacchus und Venus dienten; daher kam auch die liebevolle, in der ganzen Armee verbreitete Bezeichnung der Etappenleute als „Etappenschweine". Die Kommandanten waren meist faul und bequem, oft im höchsten Grade versoffen. Die Landsturmleute führten förmlich ein Stilleben, und ihre bejahrten Offiziere boten keineswegs einen kriegerischen Anblick, trotzdem sie alle das Eiserne Kreuz hatten.

In der belgischen Zivilregierung hatte sich ein Teil der bessern Regierungsassessoren und Landratsanwärter eingefunden; der Rest war wahrscheinlich in Polen, im Generalgouvernement. Der vornehme Rittergutsbesitzer und alte Garde-Kavallerist war bei den höhern und höchsten Stäben, und was dann kam, also etwa der Kavallerist, der bei der Garde-Kavallerie einjährig gedient hatte, aber bloß in der Provinz oder sogar beim Train Reserve-Offizier geworden war, war Ortskommandant, oder wenn seine Verbindungen noch etwas schlechter waren, so führte er eine Kolonne.

Viele Etappen-Offiziere sündigten, ohne sich viel dabei zu denken. Viele Kaufleute, als Offiziere verkleidet, gingen ganz ungeniert ihrem Gewerbe nach und trieben einen schwunghaften Handel; Soldaten mit Fahrscheinen kosteten ja weniger Spesen als Reisende. Die Korruption wurde immer allgemeiner. Wer anfangs nur Lebensmittel zum Gebrauch seiner Familie geschickt hatte, duldete mit der Zeit, daß die Frau an dem Weiterverkauf verdiente. Es entstand ein neuer Typ: der Schieber in Offiziersuniform. Da wurde mit Seife, Seide und Spitzen gehandelt. Offiziere drängten sich heran mit der Versicherung, irgendeine Ware „an der Hand" zu haben, zu fünf Prozent Provision. Gerüchte über Beteiligung selbst höherer Offiziere an solchen Geschäften kursierten, kurzum: die Dinge waren reif für einen eisernen Besen, denn Jedermann wußte Bescheid, wie hoch die Fäulnis gediehen war.

Nur die maßgebenden Stellen hatten keine Ahnung — oder sie griffen nicht durch. Es wurde munter weiter unterdrückt, beschönigt, angefordert, so daß allmählich jedem Frontsoldaten aufstieg: In diesem Kriege ist Der hereingefallen, der das Pech hat, vorn in der Front zu stehen. Mit verbissener Wut sah man, wenn man vom Urlaub aus der

Heimat kam, das Leben in Brüssel und Gent und ging verdrossen wieder an die Blutarbeit im Schlamm, Dreck und Wasser der flandrischen Lehmgräben.

Wer Konnexionen hatte, saß irgendwo auf einem warmen Pöstchen und lebte herrlich und in Freuden, und vorne waren schließlich nur noch die wirklich vornehm und anständig denkenden Leute (die Rindviecher von Idealisten) und die große Masse Derjenigen, die Niemand anforderte, die weder Kohlenbergleute noch Regierungsassessoren noch befreundet mit einem Fabrikdirektor waren, und die sich selbst mit grimmigem Humor als „Frontschweine" bezeichneten.

Der Bolschewismus und Hans Vorst

von Elias Hurwicz

Hans Vorst — das ist: Dr. phil. Karl Johann von Voß — hat sich im Kriege zu einer Art doctor rerum russicarum des Berliner Tageblatts entwickelt. Nicht ohne Legitimation. Er führte sich in die Presse mit einer journalistischen Rekordleistung ein: mitten im Kriege reiste er, wohl im Besitz eines russischen Passes, als deutscher Journalist nach Paris und London und sandte aus diesen, der deutschen Journalistenwelt damals verschlossenen, Städten lebensvolle Berichte über die dort herrschenden Zustände nach Deutschland. Nach seiner Rückkehr wandte er sich ausschließlich den russischen Dingen zu. Deutschrusse von Abstammung, bekundete er nicht nur Kenntnis von Land und Leuten, sondern auch jene pazifistischen Tendenzen, welche die Erbschaft des russischen Geistes von Tschaadajew bis auf Mereschkowski darstellen. Dieser Pazifismus, der nicht, wie die grobschlächtigen „Realpolitiker" behaupten, den politischen Blick verblendet, sondern im Gegenteil schärft, bekundete sich schon in den ersten Aufsätzen Vorsts, aber auch nachher bei der Einschätzung des Friedens von Brest, als sonst die Welt, besonders die deutsche, noch von Kriegs- und Siegestaumel voll war. Nur das Eine, freilich sehr Wichtige, fand nicht Hervorhebung: daß nämlich der Bolschewismus ebensosehr wie ein einheimisches Gewächs Rußlands ein deutsches Importprodukt war — eine der verhängnisvollsten und folgenschwersten Taten des preußischen Militarismus, der nicht nur mit physischen, sondern auch mit geistigen Giftgasen arbeitete. Den Bolschewismus schilderte Vorst dann eine Zeitlang mitten aus der neuen Residenz Sowdepiens, und seine Berichte fanden die wohlverdiente Beachtung, wenn ihn auch Alfons Paquet an dichterischer Intuition — die bei einem Volke und einer Bewegung von der dichterischen Veranlagung der Russen und des Bolschewismus durchaus nicht überflüssig war — noch übertraf.

Schon hier aber zeigte die politische Sehschärfe Vorsts eine Abnahme. Er erklärte von Anfang an dieses neue Gestirn am politischen Himmel nur für einen Kometen, nur für eine ephemere Erscheinung und erneuerte im Lauf der Jahre dieses

Horoskop periodisch, ohne zu bemerken, daß eine solche nachgrade kuriose Wiederholung der Prognose diese doch Lügen straft. In derselben Weise haben sich freilich Viele geirrt. Aber an einen politischen Journalisten müssen wir doch höhere Anforderungen stellen (oder etwa nicht?). Ein aufrichtiges non liquet wäre heilsamer gewesen. Und ein kategorischer Imperativ zur Prophezeiung besteht in politicis nicht.

Während dieser Todesprophezeiungen von außen erholte sich der Bolschewismus im Innern, erwehrte sich nach und nach auch aller äußern Feinde und steht heute stärker denn je da. Und hier beginnt erst recht die Sonderbarkeit von Vorsts Rußlandpolitik. Er nimmt sich der geschlagenen russischen Generale Koltschak und Denikin und ihrer Genossen mit dem gradezu als Witz anmutenden Argument an, sie wären durchaus nicht jene Reaktionäre, als welche sie verschrien sind, sondern liberal gesinnte Männer — stünden doch auch viele „Kadetten" hinter den Generalen. Ein liberaler russischer General! Kann es eine unvollziehbarere Vorstellung, eine größere contradictio in adjecto geben? Vielleicht nur die eines sozialistischen ostelbischen Junkers. Grade die politischen Dummheiten ersten Ranges, die Denikin — zum Schaden der eignen Sache — beging, erklären sich doch daraus, daß ihm das Konservative noch höher ging als das Militärische selbst. So beraubte er sich der Bundesgenossenschaft der Ukrainer im gemeinsamen Kampfe gegen die Roten und machte sie statt dessen zu seinen eignen Feinden; so verstand er sich Feinde zu machen selbst im Gebiete seiner ureigensten Wirksamkeit — im Kuban-Gebiet. Und so wurde er von den Roten geschlagen. Was nun weiter? „Eine Intervention ausländischer Truppen kommt auf Grund der gegenwärtigen politischen Situation ja nicht mehr in Frage. Was aber noch möglich und dringend erforderlich ist, das ist die reichliche finanzielle und materielle Unterstützung der russischen antibolschewistischen Bewegung durch die Hilfsmittel der abendländischen Demokratien", sagt Vorsts jüngster russischer Gewährsmann, der Kadettenführer J. W. Hessen. Hier rückt die Redaktion des Berliner Tageblattes in einer Anmerkung selbst ab: „Für die deutsche Demokratie kann auch das nicht in Frage kommen." Und für die andern Demokratien? Vergegenwärtigen wir uns, was dies bedeutet: eine Fortsetzung des russischen Bürgerkriegs, ein mehrmaliger Uebergang russischer Städte von einer Hand in die andre, eine systematische Ermordung nicht nur der Kombattanten, sondern auch der „Anhänger" der jeweils Besiegten aus der Zivilbevölkerung. Und wo ist das Ende? Wo ist die Garantie, daß die Bolschewiki besiegt werden? Daß dieser Sieg nicht rasch errungen werden kann, scheint auch Hessen-Vorst einzusehen. Der ecclesia militans im Bolschewismus würde nur neues Material zugeführt, die „Arbeitsarmee", die eben in Bildung begriffen ist, würde der roten Armee einverleibt werden, und ein Krieg würde wieder beginnen, dessen Ende nicht abzusehen ist.

Die Sowjet-Regierung bekundet heute das Streben nach einer friedlichen Verständigung mit den Außenmächten und will mit ihnen in Warenaustausch treten. Nach Vorst: eine politische

Komödie. Lloyd George, Asquith, Nitti — sie gehen alle mit „einiger Nervosität“ auf den Leim, er aber bleibt standhaft und ruft: Timeo Russicos et dona ferentes. Er empfiehlt eine Taktik, die sehr an die Taktik der deutschen Kriegsdiplomaten erinnert, grundsätzlich jedes Wort des Gegners in sein Gegenteil umzukehren. Für ihn planen die Bolschewiki nicht Warentausch, sondern Warentäuschung. Aber was ist natürlicher, als daß die Bolschewiki, denen der wirtschaftliche Landesruin in die Augen sticht und auch durch eigne Vertreter (vor allen den trefflichen Krassin) fortwährend vorgehalten wird, sich nach Abhilfe umsehen? Eine Reihe von Symptomen weist darauf hin, daß auch im Innern ins bolschewistische System der „Oekonomismus“ einzieht: die Organisierung einer „Arbeitsarmee“, die Steigerung der Arbeitszeit, das Gewährenlassen des freien Handels. Die Vertreter der Sowjet-Regierung und der „Kooperative“ (Produktivgenossenschaften) weisen auf verschiedene russische Vorräte hin: Korn, Flachs, Erze, Baumwolle. Demgegenüber weist Vorst auf die ungeheure Abnahme der russischen Produktion hin. Mit Recht! Aber er kann von hier aus zwar diese summarische Tatsache, aber keine Einzelheiten festgestellt haben. Schließt diese Tatsache die Möglichkeit aus, daß in den und jenen wichtigen Wirtschaftszweigen doch genügende Warenmengen vorhanden sind? Die jüngste Veröffentlichung von Barbara Polovtseff, in dem bolschewikifeindlichen Organ der pariser russischen Sozial-Revolutionäre (‚Pour la Russie‘, vom vierzehnten Februar) behauptet eben dies für die Tätigkeit der russischen Kooperations-Zentrale („Zentrossojus“). Das englische Board of Trade Journal übermittelt aus Südrußland Zahlen von großen Mengen an Weizen und Roggen, und wenn wir auch die Genauigkeit der Zahlen anzweifeln können, so steht doch das Eine danach wie nach andern Erklärungen fest: daß die Ernte von 1919 so reichlich war wie seit vielen Jahren nicht. Aber die Hauptsache scheint uns, daß man diese ganze Handelsfrage nicht ausschließlich händlerisch betrachten darf. Sie ist nur ein Symptom, neben vielen andern, eines Willens zur Wirtschaftlichkeit, zum wirtschaftlichen Aufbau in Rußland, und dieser Anfang, dieser Versuch, mag er zunächst quantitativ noch so geringfügig sein, muß kräftig gefördert werden.

Das letzte und schwerste Argument ist für Hessen und Vorst die Wellenflut bolschewistischer Broschüren „in 32 Sprachen“ und andrer bolschewistischer Agitation, die sich mit der Aufnahme friedlicher Beziehungen zu Rußland über Europa ergießen wird. Wir wollen diese Gefahr nicht verschweigen, wenn wir sie uns auch nicht so apokalyptisch denken. Und trotzdem muß der Weg beschritten werden. Ideale Lösungen, Deckung nach zwei Fronten gibt es nicht in der Politik, wohl aber ist nötigenfalls technische, polizeiliche Sicherung möglich.

Europa steht in der russischen und sofern auch der eignen Frage vor der Alternative: entweder einen kriegerischen circulus vitiosus von neuem zu beginnen und bestenfalls auf dem toten Gleise liegen zu bleiben — oder den socialismus asiaticus in einen socialismus europaeus verwandeln zu helfen. Was zu wählen ist, scheint mir unzweifelhaft.

Dämmerung von Kurt Tucholsky

„Es konnte die Augen aufschlagen: wie ein richtiger Mensch. Es konnte lange Sätze sprecnen und die Arme hin- und herschlenkern: wie ein richtiger Mensch. Es konnte sich an- und ausziehen, laufen, springen, tanzen und Criket spielen, Whisky trinken und Zeitungen lesen: alles wie ein richtiger Mensch."

Diese Zeit hat etwas durchaus Gespensterhaftes. Die Leute gehen täglich ihren Geschäften nach, machen Verordnungen und durchbrechen sie, halten Feste ab und tanzen, heiraten und lesen Bücher —: aber es ist alles nicht wahr.

Was man so gemeinhin Kunst und Kultur nennt: sie sind nicht möglich ohne gemeinsame Voraussetzungen. Die sind nicht mehr da. Die Grundfesten wanken. Es ist durchaus nicht Allen gemeinsam und selbstverständlich, daß das Vaterland das Höchste ist, woran sich anzuschließen Pflicht und Gewinn sei — sondern das ist sehr bestritten. Es ist durchaus nicht Allen gemeinsam, daß die Familie der Endpunkt der Entwicklung und etwas Selbstverständliches sei — das ist sehr bestritten. Es ist durchaus nicht selbstverständlich, daß der Kapitalismus notwendig oder gar nutzbringend sei — das ist sehr bestritten. Sie reden verschiedene Sprachen, die babylonischen Menschen, und sie verstehen einander nicht. Sie sprechen an einander vorbei, und sie haben weniger gemeinsam denn je.

Seltsam, dieses Bürgertum. (Und in Deutschland sind Alle Bürger.) Seltsam dieses starre Festhalten an Formen, die leer sind, an Dingen, die es eigentlich nicht mehr gibt. Vorbei, vorbei — fühlt Ihr das nicht?

Berühmtheiten, die kaum welche sind — denn es dämmert eine Zeit herauf, die das nicht mehr anerkennt; Feste, die keine sind — denn es rumort in der Tiefe, und der Boden schwankt leise; Geschäfte, die zwar immer noch nach einem alten „Recht" abgeschlossen werden — aber die Vorstellungen von diesem Recht lösen sich auf, lösen sich langsam auf wie Kristalle im Wasser und zergehen zu nichts. Wohin führt das alles —?

Wir versuchen, dem gänzlich Neuen mit den alten Mitteln, den alten Witzchen beizukommen. Und werden seiner nicht Herr. Es verfängt alles nicht: Humor nicht, Satire nicht; offener Kampf, Gewalt, Propaganda — die Pfeile fallen matt zu Boden. Wohin führt das alles —?

Wir wissen es nicht. Töricht, sich dagegen zu sträuben. Töricht, die Zerfallsymptome zu leugnen. Eine Welt wankt, und Ihr haltet an den alten Vorstellungen fest und wollt euch einreden, sie seien so nötig und natürlich wie die Sonne. Empfinden nur wir in den großen Städten das stärker als

Andre? Haben wir zu wenig Distanz? Leuchtet hier, in den Brennpunkten des Hohlspiegels, alles stärker auf? Richtig mag sein, daß die Provinz das alles noch nicht fühlt — daß dort noch die Leute über uns und unsern scheinbaren Uebereifer lächeln und vermeinen, das gute Alte sei noch nicht tot und werde eines Tages wiederkommen. Es kommt nie wieder, und der erste August 1914 hat nur beschleunigt, was so wie so schon im Rollen war. In leisem Rollen — und nun stürzt es.

Spaßmacher besingen die neue und die alte Zeit; in bürgerlichen Zeitschriften untersucht Einer ganz ernsthaft, ob die Exposition in dem neuen Roman des Schriftstellers W. ganz geglückt sei; Theater spielen in viele Akte zerdehnte Aphorismen, die wir ohnehin gewußt haben; Schemen wanken auf der Erde einher — und es ist alles nicht wahr. Der Sinn des Lebens ist in Frage gestellt, und ich glaube fest daran, daß diese grauenvolle Krankheit auch kräftigere Länder als dieses arme Deutschland anfressen wird.

Was es ist, weiß ich nicht. Ich glaube auch nicht, daß die russischen Theoretiker es ganz genau wissen — sie sind sicherlich mehr Werkzeug als Inspiratoren, Werkzeug, wie Luther ein Werkzeug war. Ist es die geknebelte Menschenseele, die nicht mehr Maschine einer Maschine sein will — ist es das Aufbegehren, der Aufschrei der Mutter selbst? Ich weiß es nicht. Ich fühle nur dumpf, daß da etwas herankriecht, das uns Alle zu vernichten droht. Uns: das ist unser altes Leben, das sind die grünen Inseln, die wir uns im Strom des lächerlich lauten Getriebes noch zu bauen verstanden haben — uns: das ist unsre alte Welt, an der wir — trotz allem — so gehangen haben. Wohin treiben wir?

Horcht hin, und Ihr hört einen neuen Herzschlag der Zeit. Ich wundere mich jeden Tag, daß noch die Zeitungen erscheinen, daß die Leute ernsthaft über Bilder disputieren, über Musik sich ereifern. Ist das noch wahr? Gibts das noch?

Ein tiefes Erschrecken ist jäh durch Alle gegangen, und sie hangen an viel mehr als nur am Geld, wenn sie in blinder Wut die Bolschewisten bekämpfen und bespeien. Es geht um viel mehr als um den Bolschewismus, der ein dummes Schlagwort geworden ist, dazu da, daß sich jeder nationalistische dumme Junge den Mund dran verbrenne. Fest steht und treu . . . Aber Ihr wankt, leugnet nicht, Ihr wankt.

Kultur und Kunst sind ihre verschlungenen Pfade so oft gegangen, daß die Bahnen ausgeschliffen sind — wir legen sie mit einem Ruck zurück. Die Alten haben, nach dem schönen Satz: „Der Weg ist das Ziel“, freiwillig der Form geopfert, und sie haben weise daran getan. Wir tun es nicht mehr. Wir brauchen die fünf Akte eines Dramas nicht mehr,

nicht mehr die feierlichen Formen des Rechts und der verschleierten Egoismen. Wir wissen zu viel, haben zu tief in den Menschen hineingesehen und entblößen ihn fast ganz. Der Materialismus ist eine platte und öde Sache — in der Hand eines Geistigen ist er eine gefährliche Waffe. Lange Reden und dicke Bücher schaffen es nicht mehr; ungeduldig steht etwas an dem großen Tor und klopft und klopft. Und es wird ihm wohl eines Tages aufgetan werden müssen . . .

Manche verkriechen sich. Nicht nur die Feigen — auch die Feinen und die Stillen. Sie wollen nicht mehr mittun. Aber es wird mit ihnen etwas getan; es reißt sie immer wieder hinein; es hilft garnichts, Scheuklappen anzutun. Armselig versagt selbst die aus dem Alten herübergenommene Sprache mit den alten Floskeln, mit den schwerfälligen Bildern, mit den Ornamenten einer alten Zeit. Nichts stimmt mehr, kraftlos fallen die alten Worte herunter, weil sie am Neuen keinen Halt mehr haben. Mit keinem Scherz, keinem Witzwort, keiner Weisheit triffst du in diese Höhen.

Das bürgerliche Zeitalter ist dahin. Was jetzt kommt, weiß Niemand. Manche ahnen es dumpf und werden verlacht. Die Massen ahnen es dumpf, können sich nicht ausdrücken und werden — noch — unterjocht. Was sich da träge gegeneinanderschiebt, gereizt sich anknurrt und tobend aufeinander losschlägt —: im tiefsten ist es der unüberbrückbare Gegensatz zwischen Alt und Neu, zwischen dem, was war, und dem, was sein wird. Das sind Worte: Bolschewismus und Preußentum, Revolution und Konsistenz — gemeint ist die Angst vor dem Neuen, das Keiner kennt.

Was wissen wir von der Zeit? Wir stehen davor wie der Wanderer vor der roten Felswand, viel zu nah, um ihre Struktur, geschweige denn ihre Schönheit zu sehen! Was wissen wir von unsrer Zeit? Wir sind ihre Instrumente, und ich glaube, daß Der noch ihr bestes ist, der sich ihr nicht entgegenstemmt.

Eine Welle flutet über die Erde. Sie ist nicht rein oekonomischer Natur, es geht nicht nur ums Fressen und Saufen und Verdienen. Es handelt sich nicht nur um die Frage, wie man die wirtschaftlichen Güter der Welt verteilen wird, wer arbeiten und wer ausnutzen soll. Es geht um mehr, um alles.

Es scheint wieder eine der Perioden gekommen zu sein, wo ganz von vorn angefangen werden wird, wo wieder der Mensch auf der Scholle steht und Gräser, Tiere und sich selbst mit grenzenlosem Erstaunen betrachtet. Und die Hände ausstreckt und nichts wissen will als von einem ausgestirnten Himmel und von seiner eignen Macht. Erwachen sie aus dem dumpfen Traum von Bräuchen und Kulturen?

Daß uns das die Kunst kosten wird, nebenbei. Daß wir die „ewigen Werte“ draufgeben müssen, sei erwähnt. Urtriebe bestehen — aber die Modalitäten ihrer Auswirkung sind keinen immer gültigen Gesetzen unterworfen. Wohin treiben wir?

Die Form ist angefressen, an vielen Stellen gesprengt, hinfällig und unnütz. Der Inhalt fiktiv wie des Königs Kleider. Man muß an ihn glauben, wenn man ihn sehen will.

Wohin treiben wir? Wir lenken schon lange nicht mehr, führen nicht, bestimmen nicht. Ein Lügner, wers glaubt. Schemen und Gespenster wanken um uns herum — taste sie nicht an: sie geben nach, zerfallen, sinken um. Es dämmert, und wir wissen nicht, was das ist: eine Abenddämmerung oder eine Morgendämmerung.

Wilhelm von Abfundien von Kaspar Häuser

Herr Rechtsanwalt, presse den Helm ins Haar!
Gürt um dein lichtblau Schwert!
Zieh an den schwarzen Seidentalar!
Und schaffe dir Auto und Pferd —!“

Und der Rechtsanwalt rollt in die Reichshauptstadt.
Ganz Deutschland hört ihn handeln.
Mit der Instruktion, die er bei sich hat,
will er Schloß und Land und Gut und Stadt
in Privateigentum verwandeln.

Und sieh! es gelingt! Denn die Republik
ist doof im Prozessieren.
Gewiß, ER war etwas schuldig am Krieg —
aber das kann Jedem passieren.

Nimm hin! Nimm hin! Den Genter Altar!
Nimm hin Million auf Million!
Dies ist dein Land, wie es immer war:
es rackert für deinen Thron.

Nimm hin! Nimm hin! Es geht uns schlecht!
Es hungert der Ohnebein.
Du bist aus armem Burggrafengeschlecht —
du sollst unser Kaiser sein!

Herr Cassel verbeugt sich vor Majestät;
zur Verdauung tut er das gern.
Er lauscht mit dem Köpfchen schief gedreht
auf die Stimme seines Herrn.

Und es liegt ein Land in tiefster Not
in Blut und Tränen und Schmerz.
Doch im Portemonnaie, das schwarz-weiß-rot,
ruht Kaiser Wilhelms Herz.

Zwei Postkarten und ein Buch von Hans Siemsen

Ich muß mit einem Personenzug von Osnabrück nach Bremen fahren. Ich fahre ungern Personenzug. Ich fürchte mich vor dieser langen, langsamen Fahrt durch die dunklen Wiesen und durch die Heide. Ich habe niemanden, der mit mir fährt. Ich bin allein. Und die Wagen der dritten Klasse sind kalt und schmutzig. Ich fürchte mich.

Aber ich habe doch eine Art von Begleitung, eine Begleitung, auf die ich mich freue, mit der, auf der Fahrt, allein zu sein ich mich freue. Es sind zwei Postkarten und ein Buch. Die Karten sind Ansichtskarten und kommen aus der Schweiz. Das Buch ist von Emmy Hennings und heißt ‚Gefängnis'. Ich werde wohl garnicht darin lesen. Ich habe garnicht das Bedürfnis, darin zu lesen. Ich will nur dasitzen und es in der Hand halten und mich an Emmy Hennings erinnern. Ich habe sie oft gesehen, in Cabarets, auf der Straße, auf Bildern, ich weiß nicht wo. Ich habe sie vor allem in Paris gesehen. Das war ein Jahr oder zwei vor dem Kriege. Da kam sie zuweilen in unser Café und saß vor einem bunten Apéritif. Sie sah so jung aus. Wie ein kleines Mädchen, das seine Schultasche vergessen hat. Sie malte kleine Bildchen auf Papier, so groß wie ein ganz kleiner Briefbogen. Heiligenbilder waren es meistens. Zuweilen reichte sie mit ihrer kleinen Hand so ein Bild über den Tisch herüber: den heiligen Antonius oder den heiligen Johannes. „Sieht er nicht aus wie ein süßer kleiner Strich-Junge?“ Ja, er sah aus wie ein süßer kleiner Strich-Junge. Und sie selber sah aus wie ein süßes kleines Mädchen.

Ich habe nicht hundert Worte mit ihr gesprochen, habe sie immer nur so aus der Ferne verehrt. Nein, „verehrt“ ist ein häßliches Wort. „Lieb gehabt“ würde das richtige sein. Jetzt sitze ich da mit ihrem Buch in der Hand, auf dem steht so traurig: ‚Gefängnis'. Schwarz auf Weiß.

Es ist kalt, und ich friere. Ich habe einen Wintermantel an aus schwarzer Wolle und einen bunten seidenen Shawl, einen schwarzen Hut und schwarze Schuhe. Ich klemme das Buch unter den Arm, die Hände tief in der Manteltasche, strecke die Füße weit von mir und denke an die beiden Postkarten aus der Schweiz, die ich in meiner Brusttasche habe. Auf ihnen ist Charlie Chaplin zu sehen. Ich habe schon viel von ihm gehört, aber ich habe ihn noch nie gesehen. Er ist Filmschauspieler in Amerika. Er soll entsetzlich viel Geld verdienen, mehr Geld als alle andern Schauspieler der Welt. Ich habe viel Anekdoten über ihn gehört. Anekdoten, wie sie Manager erfinden, die für ihren Schauspieler Reklame machen müssen. Aber wenn man meine beiden Photographien ansieht,

vergißt man das Alles. Sie sind viel schöner und viel sonderbarer als Alles, was man über einen Menschen erfinden könnte.

Auf der einen sieht man ganz groß seinen Kopf. Ein von Schminke und Puder ganz weißes Gesicht. Ein steifer Hut, ein schäbiger Anzug, kein Kragen und eine zerrissene Weste. Ueber ganz herrlichen Zähnen ein kleiner Schnurrbart, schwarz und die Augenbrauen auch schwarz gemalt. Aus diesem weiß und schwarz gemalten Porzellan- und Pierrot-Gesicht sehen zwischen gemalten Brauen, gemalten Schatten und gemalten Wimpern zwei Augen, die man nicht sieht, nach der Seite. Man sieht sie nicht, weil er lacht. Man sieht nur zwischen gemalten Rändern einen schelmischen Schimmer von Schwarz und Weiß. Das ist kaum noch ein Menschengesicht, das ist die Maske eines chinesischen Schauspielers. Die Augen rollen darin wie in ausgeschnittenen Löchern, und der Mund ist sicher ganz giftig rot.

Auf der andern Photographie sieht man ihn, den Charlie Chaplin, ganz. Er trägt denselben Hut und denselben Anzug. Derbe, etwas zu große Schuhe und eine ganz unmögliche Hose. Er sitzt auf einer Treppe, und neben ihm sitzt ein kleiner Hund. Der Film ist sehr komisch und heißt: ‚Ein Hundeleben'. Aber Charlie sitzt dort so armselig und so rührend, daß man nicht weiß, ob man lachen soll oder weinen, und ihn gleich „Charlie" bei Namen nennt. Er sitzt mit hochgezogenen Knieen, die Arme über der Brust gekreuzt und die Hände, mit denen er nicht recht weiß, was anfangen, zu kleinen wehmütigen Fäusten geballt. Das bleiche Gesicht mit dem kleinen Schnurrbart und dem großen steifen Hut darüber ist ihm ein wenig herabgesunken, halb auf die Schulter, halb auf die Brust. Aus dem mondscheinweißen Puder sehen unter hochgezogenen Brauen zwei große, vorwurfsvolle Augen, schüchtern, bekümmert und völlig ratlos. Und neben ihm sitzt sein kleiner Hund. Der sieht genau so aus wie er. Er ist ganz weiß, nur die Augen sind schwarz und die Schnauze ist schwarz, und um das eine schwarze Auge ist ein großer schwarzer Fleck. Er hat sich hingesetzt und lehnt sich an seinen Herrn. Die kleinen Pfoten, die noch ganz weich und jung sind, rutschen ihm etwas zur Seite: er lehnt sich an. Er sieht ganz aus wie sein Herr. Aber sein Herr ist noch sanfter und hilfloser und sieht mit seinen großen Augen noch vorwurfsvoller in die Welt. Möge Gott ihnen Beiden helfen!

Es ist eine Szene aus einem komischen Film. Alle Welt lacht darüber. Ich auch. Aber ich lache vor Rührung. Ich könnte auch weinen. So süß, so zart, so sentimental ist diese Photographie. Ein ausgestoßener Mensch, der mit seinem Hund vor einer Tür sitzt. Die ist verschlossen. Ein Vaga-

bund und sein Hund. Weiter nichts. Ich kenne kein Bild von Picasso und kein Gedicht von Jammes und keine Geschichte von Charles Louis Philippe, die zarter und schöner und zärtlicher wäre.

Ich habe die beiden Karten schon drei Tage. Ich kenne sie ganz genau. Ich brauche sie garnicht mehr anzusehen. Aber ich nehme sie aus meiner Tasche und sehe sie doch noch einmal an. Erst die eine. Und dann die andre.

Draußen wird die Landschaft immer flacher. Kein Wald mehr. Nur Wiesen und kleine Gebüsche. Bald sieht man nichts mehr. Es wird schon dunkel.

Ich nehme das Buch und fange an zu lesen. Es ist ein trauriges kleines Buch. ‚Gefängnis'. Ja, Gefängnis. Ich kenne das. Von außen und von innen.

Emmy Hennings erzählt nur ihre kleine Geschichte. Ganz einfach und ordentlich. Wort für Wort. Erst Untersuchungsgefängnis. Und dann Strafgefängnis.

Ein Herr tritt ein. „Also ich komme da von der Polizei." Und ein paar Seiten später: „Sie sind verhaftet."

Und nun geht das kleine Schulmädchen aus Paris mit ihren blonden Haaren und ihrer Handtasche den Leidensweg, der auf der Polizeiwache anfängt, zwischen Schutzmännern, Wärtern und Wärterinnen, Gefängnismauern, Gefängnistüren, Gefängniswagen und den Gefangenen. Es passiert ihr nichts besonders Schreckliches. Nur Das, was täglich, ununterbrochen passiert, was passieren muß, da es ja Gefängnisse gibt. Sie wird aufgeschrieben und eingekleidet, sie sitzt und liegt in ihrer Zelle, sie fürchtet sich und hat Angst und weint, sie wird krank und kommt in eine andre Zelle, sie muß den Korridor aufnehmen und ihren Kübel leeren, sie unterhält sich mit den Mitgefangenen, sie steht und wartet auf das Essen, und eines Tages wird sie entlassen.

Das war die Untersuchungshaft. Und dann geht sie, nachdem sie verurteilt ist, mit der „Zustellung" in ihrem Handtäschchen vor die Stadt hinaus zum Strafgefängnis. Wie ein kleiner Rekrut, der seinen Gestellungsbefehl erhalten hat und zur Kaserne geht, zu seiner eignen Hinrichtung.

„Ich will nicht fliehen. Es wäre nicht richtig. Ich werde hineingehen müssen. Ich habe mein Urteil unterschrieben, so werde ich jetzt auch bis zu Ende gehen müssen. Je früher ich hineingehe, desto früher komme ich heraus." Aber gleich danach: „Wäre ich doch allein geblieben! Das Gefängnis kommt von der Gemeinsamkeit."

Ja, das tut es.

Dies kleine Buch ist traurig, schön und schrecklich. Es erzählt ganz still und bescheiden, wie etwas Furchtbares geschieht. Daß Emmy Hennings ins Gefängnis muß? Nein,

so heißt diese Geschichte durchaus nicht. Sie heißt ganz kurz und bescheiden: „Es gibt Gefängnisse.“

Ja, es gibt Gefängnisse. Weshalb? Damit wir sicher und wohl beschützt in unsern Häusern sitzen können bei unserm Geld und unsern Büchern, damit wir Geld verdienen und ausgeben können, damit unser Leben in Ruhe und Ordnung — ja, damit Ruhe und Ordnung herrschen. Unser Leben ist so geordnet, daß es Gefängnisse geben muß. Das ist der Inhalt dieser Geschichte.

Ich wünschte, daß jeder Richter sie läse. Ich wünschte, daß Jeder von uns sie läse. Ihr Alle, die ihr noch nicht im Gefängnis wart!

Daß dann zuweilen in eure Gedanken, in euer Lachen und in eure Gespräche, einerlei, wovon Ihr grade sprecht, eine leise Stimme sagt: „Gefängnis“. Es gibt Gefängnisse — während du nachdenkst, lachst und dies liest.

Wiener Theater von Alfred Polgar

Der blaue Bienenkorb‘, eine sympathische Vereinigung zur Pflege solcher Kunst, die das Echtheits-Zeichen trägt, brachte als Nummer Eins ihrer Unternehmungen — im wiener Komödienhaus — eine Aufführung des Raimundschen Zauberspiels ‚Die gefesselte Phantasie‘.

Vorweg sei bemerkt, daß ich mir dieses Zauberspiel kaum an einem andern Theater aufgeführt denken kann als an einem Pappendeckeltheater, mit Figürchen, die aus Papier geschnitten sind und in schmalen Ritzen eines hölzernen Bodens nach rechts und links geschoben werden.

In der Realität und den Maßen der lebendigen Bühne scheint die kindliche Phantasiewelt wie von einem absurden Vergrößerungsspiegel auseinandergereckt und -gezerrt. Ich kann mir auch nicht denken, daß erwachsene Menschen zu diesem überlebensgroßen Puppentheater, zu diesem niedlichen Getümmel von Zauberern, Spassetlmachern, Göttern, verkleideten Königssöhnen eine andre Gefühlseinstellung haben als etwa die der lächelnden Rührung ob einer herzigen, gemütvollen, von ehrwürdigem Staub patinierten Spielerei. Zu der Naivität, die nötig wäre, um den Vorgängen, Faxen, Scherzen solches Rumpel-Kammerspiels nicht ein trostlos distanzierter, sondern ein innerst beteiligter Hörer zu sein, finde ich keinen Weg. Er führte auch, denke ich, durch die Zonen der Verlogenheit oder zumindest der literargeschichtlichen Affektation. Die Minuten, da aus dem Allegorien-Tand ein Bild, ein Szenchen in poetischer Leuchtkraft aufschimmert, sind kostbar. Aber es sind Minuten. Zwischen ihnen streckt sich halbe Stunden lange

Weile, kaum erträglich auch für den Schätzer rührend blümeliger Pathetik und altväterlicher Kasperlkomik. Schwebte nicht der große Name Raimund darüber, man möchte sagen: Des Dichters Aug' in holdem Schwachsinn rollend.

Karl Etlinger als Bearbeiter und Regisseur der Aufführung hat sich den Ausstattungs-Firlefanz der ‚Gefesselten Phantasie' geschenkt. Die beiden bösen Zauberschwestern hat er tunlichst ins Spaßige transponiert. Im Sinne Raimunds war das kaum; er dürfte es mit der Dämonie der beiden schlimmen Schwestern: Neid und Hochmut ganz redlich finster gemeint haben. Aber es ist begreiflich, daß auch ein Raimund-Fanatiker wie Etlinger nicht alles ernst nehmen kann, was der Dichter so genommen hat und gewissermaßen nestroyisch interpretiert, was raimundisch gedichtet war. Das versuchte auch der Dekorationszeichner Herr Wacik. Seine Blumenlandschaften waren ulkig, aber plump. Der Blütenkelch, zwischen dessen Staubgefäßen der Harfenist Nachtigall herumklettert, geriet recht hanebüchen; wie eine monströse Vorstadt-Attrappe sah das Zeug aus, wie ein Riesenmodell aus einer botanischen Lehrmittelsammlung.

Als Harfenist Nachtigall zeigte Etlinger, was für ein prächtiger, menschlicher, echtblütiger Schauspieler er ist. Das Rabiate, das Gutmütige des wiener Typs pulste in der Figur, das Täppische und die Schlauheit war da, innig verschwistert, und als freundliches Zentrallicht strahlte aus dieser niedrigen Harfenistenseele: der Mutterwitz. Dabei hatte der Mensch Format, das Gewicht einer vollsaftigen Natur, die Breitspurigkeit und Festigkeit eines Kerls, der sich Teil und Genosse einer unbesiegbaren, gewaltigen Mehrheit weiß: des Volkes.

Gäbe es hier eine wirklich auf altem wiener Kulturboden fußende und aus ihm ihre künstlerischen Säfte ziehende Bühne, hätte sie sich längst Etlingers versichern müssen. So erspielt sich diese seit Girardis Tod stärkste, persönlichste, humorvollste aller in wiener Erde wurzelnden Theaterbegabungen ihren Lebensunterhalt in Cabarets.

Duftig, schwerlos, erdfern wie die Vorstellung ‚Phantasie', war, als solche, Grete Wiesenthal. Ihre Körperlichkeit hat wirklich was Abstraktes; zart, schwebend, windgetragen fließt die Bewegung hin. Daß sie nicht deklamieren konnte (teils weil sie's eben nicht kann, teils weil ihr der Atem in der Erregung zu knapp wurde), scheint höchst nebensächlich. Von der vollkommenen Anmut ihres Wesens, Lächelns, Schreitens strahlt ein Schimmer auch über den holden Dilettantismus ihrer Schauspielerei. Feinerer Zauber und lieblichere Poesie ist um diese Frau, als in Worte zu binden, aus Worten zu erlösen wäre.

*

Im Burgtheater zum ersten Mal: ‚Reise in die Mädchenzeit', Lustspiel in drei Aufzügen von Alexander Engel und Hans Saßmann. Die junge Frau will fort von ihrem Mann. Warum? Darum. Genug an dem, sie will fort, zurück ins Elternhaus. Da erfährt sie vom Hausfreund: der Standesbeamte, der ihre Ehe geschlossen, war ein Schwindler; die Ehe ist ungültig und muß erneuert werden. Nun sieht sich die Zartfühlende genötigt, ihren Mann erst zu einer neuen Eheschließung herumzukriegen, ehe sie ihn verläßt. Das Herumkriegen gelingt dank einem rosa Nachtgewand, einer einladend offenen Schlafzimmertür und etlicher Kamin-Traulichkeit. Andern Tags aber stellt sich heraus, daß die ganze Geschichte nur eine neckische Erfindung des Hausfreundes gewesen, der den Ehebund und mit ihm sein wohliges Plätzchen am Kamin retten wollte. Der Schlimme wird denn auch von dem wiederversöhnten glücklichen Paar nicht übel geknufft und gepufft! . . . Da ist also ein Hausfreund, der den dümmsten Schwindel ausheckt, um seiner gewohnten Bequemlichkeit nicht verlustig zu gehen. Dann ist eine junge Frau da, die den Mann, den sie nicht mehr liebt, brünstig macht und sich ihm hingibt, damit er sie de jure heirate, ehe sie ihn verläßt. Ferner gibt es einen Vater dieser Frau im Stück, der der Tochter dringendst rät, lieber bei dem reichen Schwiegersohn zu bleiben als ihn, den oekonomisch schwachen Vater, zu belasten. Weiter tritt ein frischverheirateter unger Gatte auf, der — auch von jenem Standesbeamten getraut und an die Erfindung des Hausfreundes glaubend — noch am selben Tag die Gelegenheit nützt, sein geliebtes Weibchen allein zu lassen und auf die Gaudé zu gehen; er kommt erst in den Morgenstunden betrunken heim. Und so weiter. Kurz: das Lustspiel, so unbeträchtlich an Einfall, Laune und Fasson es ist, scheint doch bemerkenswert durch das Bild süßlich-gemeiner Denk- und Lebensart gutbürgerlicher Kreise, das es aufrollt. Unbarmherzig zeigen die beiden listigen Autoren, was hinter Frackhemden und Guipure-Spitzen für Dreckseelen atmen. Den finstern Eindruck, den solcher Art das Stück macht, konnte auch Herr Treßler nicht wegschmeicheln. Er gibt mit der leichten, federnden Virtuosität, die seiner Lustspieltechnik eigen, den braven Ehemann. Es ist um ihn, um seine Arm-, Bein- und Kopfbewegungen ein reizvoller Schimmer von Knockaboutismus. Zum Beispiel, wie er, auf dem Diwan liegend, Kreuz hohl machte, um rückwärts zu blicken; oder wie er aus Versehen einen am Boden liegenden Zylinderhut mit der Fußspitze wegstieß. Nur der locus genii, vermute ich, hinderte ihn, das Hütchen so wegzustoßen, daß es auf seinem Haupt landete. Schade!

Gabriel Schillings Flucht

Ueber das Drama und seine frühern Aufführungen stehen im ersten und zweiten 'Jahr der Bühne' zwölf Seiten, von denen vorläufig noch nichts fortzunehmen ist. Im neunten Band hätte ich gerne nachgetragen, daß sich endlich einmal für Hauptmann der Generalvertrag mit Reinhardts Bühnen gelohnt hat. Dessen Zweck war, unter mehreren Zwecken, ja wohl: diejenigen Werke, die bei der Premiere nicht gut genug weggekommen waren, in neuem, in gebührendem Glanz erstrahlen zu lassen. Da ist nun nach dem bürgerlichen Gesetzbuch der literarische Vertragspartner keineswegs betrogen worden. Die Zugkraft des Modelieblings Reinhardt ist ungeheuer. Zu dem Gekrächz seiner zweiten Garnitur unter Leitung irgendeines Stallwächters ist der Andrang stärker als seinerzeit zu der Meistersingerei der kanonischen Brahminen. Aber der Kunstbetrug ist herzzerreißend. Während am Schiffbauerdamm der Torero mit Lasso und Lanze wider adlige Dichtergestalten auf in den Kampf zieht und sie erbarmungslos zur Strecke bringt, ist ihre Todesart gegenüber der Alexander-Kaserne nur weniger blutig. Sie siechen hin. Sie werden falsch oder überhaupt nicht ernährt. Sie saugen nicht einer aus dem andern das Leben, auf das hier Spiel und Gegenspiel seelischer Beziehungen gestellt ist. Schillings „echt deutsche Ehefrau", die in England Gouvernante war, ist Frau Bertens, die oft kann, was sie will, aber hier garnicht soll, was sie kann. Sie hat von jenseits der Leitha in die Nachbarmonarchie hinübergegriffen, um sich den „echt deutschen" Ehemann statt aus dem Maleratelier aus dem Caféhaus und einem allzu viel jüngern Jahrgang zu holen. Nicht wahr: Hauptmanns Trauerspiel hat Farbe und Sinn, wenn nordische Protestanten an einer Jüdin aus Odessa zugrundegehen. In den Kammerspielen streitet gegen Raoul Aslan oder Aronsthal aus der Leopoldstadt und eine Glaubensgenossin aus Budapest nicht Hanna Elias, sondern Walpurga Lindpaintner aus der Walhalla bei Regensburg, weizenblond, knochig, reisig und riesig, also Frau Agnes Straub, die sich pierrothaft weiß schminkt, damit man ihr Nerven glaubt, die aber vergißt, daß zu dieser Maskerade das Scheinwerferlicht des Zirkus gehört, und ihre Plakatwirkungen von der Intimität des Guckkastentheaterraums ausgespottet sieht. Entweder artistisch schief oder menschlich schief oder zwiefach schief ist an diesem Abend fast alles. Gregori ein Landarzt von der Insel Wollin? Ein Oberlehrer aus der Fabrikstadt Pirna. Herr Delius ein berühmter Bildhauer? Er ist zu Max Klingers Bart und Brille legitimiert wie dessen verehrungsvoller Akademiepedell. Und doch . . . Und doch wird das ganze unzulängliche Ensemble erträglich, sooft die Thimig dazwischentritt, sobald sie mit einem tiefen Frauenblick sich für beide keifenden Weiber schämt, solange sie Wärme, Humor, Kameradentreue, Charakterfestigkeit, Herzensanstand und ähnliche schöne Eigenschaften in lauterer Deutschheit, in niemals zu karger Schlichtheit bekundet. Vor acht Jahren schien mir, daß ihr für Lucie Heil drei, vier Jahre fehlten. So müßte sie jetzt drei, vier Jahre zu viel haben. Aber es stimmt genau. Sie ist jetzt auch nicht mehr zu unerotisch. Sie ist, klar, beschwingt, bunt, reizvoll, tönend und quellend, wie die Verkörperung von Reinhardts großer, kaum mehr erinnerlicher Vergangenheit. Daß ihm dieser holde und reine Besitz nicht seine scheusälig schwindelhaften Arenakünste verleidet: das ist . . . Nimm ihn, Amerika!

Die angebliche Not der deutschen Presse

von Validus

Die deutschen Zeitungsverleger müssen für ihre Rohmaterialien mehr zahlen als früher, sogar erheblich mehr. Zeitungspapier ist um 1000 Prozent teurer als vor dem Kriege. Das ist für den Käufer kaum angenehm. Aber eine derartige Preissteigerung soll augenblicklich nicht vereinzelt sein. Wenn wir uns nicht sehr täuschen, ist die Steigerung bei andern auch nicht grade unwichtigen Dingen noch viel höher. So kostet beispielsweise die Baumwolle annähernd 10000 Prozent mehr als früher, und bei Stiefeln wird die Steigerung demnächst 2000 bis 3000 Prozent betragen. Kurz: den Zeitungsverlegern geht es nicht schlechter, vielleicht sogar besser als allen andern Käufern von Rohstoffen. Der Unterschied ist nur der: die Fabrikanten von Baumwollwaren oder von Stiefeln haben höchstens Interessenverbände, die für sie jammern und stöhnen können. Die Zeitungsverleger aber haben als das mächtigste Sprachrohr, das es gibt, ihre Zeitungen. Und diese erheben nun ein lautes Geklage. Das wäre an und für sich nicht so schlimm, wenns dabei bliebe. Es bleibt nicht dabei. Es werden positive Vorschläge gemacht. Es wird, wenn auch nicht in dürren Worten, verlangt, daß das Reich die erhöhten Kosten zum Teil übernehme. Das Reich soll nämlich den Papierfabriken billiges Holz für Zeitungspapier liefern, da die Holzlieferanten, das sind meistens die Einzelstaaten, nicht gewillt sind, auf Gewinne zu verzichten. Mit andern Worten: der Staat und damit seine Bürger sollen einige hundert Millionen Mark aufbringen, um den Zeitungsindustriellen ihr Handwerk zu erleichtern. Ist das kulturell, privatwirtschaftlich und staatsfinanziell zu rechtfertigen?

Die kulturelle Seite. Die außerordentlich hohen Aufgaben der Presse kann man nicht gut bestreiten. Die Aufgaben! Während der Pfarrer nur ein Mal in der Woche sprechen kann, wäre dem Zeitungsschreiber sieben bis vierzehn mal wöchentlich Gelegenheit geboten, einer Riesengemeinde die ewigen Wahrheiten zu predigen. Geschieht das? Einstweilen sind auch die wenigst schlechten Zeitungen arge Sünder. Man überlege sich nun, wer außer den verhältnismäßig guten Zeitungen, gleichgültig welcher Parteirichtung, aus jenem Reichsfonds noch unterstützt werden soll. Wir wollen nicht von den Generalanzeigern und ähnlichen Organen sprechen, von denen einige vielleicht etwas besser sein mögen als ihr Ruf, sondern von jenen unzähligen Schmarotzern und unverhüllten Geschäftsunternehmungen, die manchmal nahezu vollständig auf redaktionellen Text verzichten. Verdienen diese kulturell eine Unterstützung?

Zweitens: die privatwirtschaftliche Seite. Stehen die Zeitungsunternehmungen wirklich so furchtbar schlecht, wie man uns erzählt, und wenn ja: gibt es keine andern Mittel, um Geld zu sparen, als einen Reichszuschuß? Ein Blick auf die Dividenden der Zeitungsunternehmungen lehrt, daß es mit der Not nicht so schlimm ist. Namentlich die großen Verlage, aber auch mittlere, haben die letzten Jahre gut abgeschlossen, sehr viele von ihnen haben trotz allen möglichen Steuerkunststücken sogar Kriegsgewinnsteuer bezahlt. Man wird einwenden, daß das im laufenden Jahre anders werden wird. Da wäre doch zunächst einmal zu untersuchen, ob man nicht noch sparen könnte. Man könnte Unsummen sparen. Kaum ein Gewerbe wirft derartig mit dem

Gelde um sich wie die Tageszeitungen. Ob diese Zeitungen in Berlin oder Paris oder New York erscheinen: die Verschwendung ist fabelhaft. Das Nachrichtenwesen ist allmählich zum Nachrichtenunwesen geworden. Man läßt sich das unsolideste Zeug aus der ganzen Welt zusammendrahten, schmeißt davon einen sehr großen Teil in den Papierkorb, und was man bringt, hätte oftmals dasselbe Schicksal verdient. Man treibt eine unsinnige Prestige-Politik: man unterhält, zum Beispiel, an Orten, die ganz bedeutungslos sind, eigne Korrespondenten und bezahlt sie natürlich heute in der ausländischen Valuta. Hier setze ein durchdachtes Sparsystem ein.

Aber auch die Papierverschwendung hat noch lange nicht aufgehört. Raumfressende sensationelle Ueberschriften sind ebenso sehr an der Tagesordnung wie langatmige und langweilige Artikel. Glauben denn Verleger und Journalisten immer noch, daß das Publikum solche Riemen will? Wäre nicht diejenige Zeitung, die alles möglichst knapp und scharf formuliert, die angenehmste? Und schließlich: warum soll denn die breite Masse der sozialistischen Leser Geld hergeben, um große konservative Verlage zu finanzieren? Und umgekehrt: warum sollen konservative Leser Steuern aufbringen, um irgendwelchen radikalen Blättern das Erscheinen zu ermöglichen? Dazu ist doch wohl in erster Linie der Interessentenkreis dieser Zeitungen selbst da.

Man erhöhe den Bezugspreis und erhöhe die Inseratenpreise. Oder noch besser: man mache die Inserate nach englischem Muster kleiner, ohne die Preise zu ermäßigen.

Nun wird man sagen, das alles träfe für die großstädtische Presse zu, nicht aber für die kleine und mittlere. Gewiß. Es ist denkbar, daß wir in der nächsten Zeit ohne Reichshilfe einige Dutzend oder einige hundert Blättlein in Niedergiekem und Buxtehude werden sterben sehen. Ist das aber wirklich ein Unglück? Ist nicht grade die Zwergpresse die eigentliche Trägerin des übelsten Dilettantismus, jener schweren Krankheit der Tagesjournalistik, und der borniertesten Reaktion? Wäre es nicht besser, wir würden statt einiger tausend miserablen Zeitungen wenige hundert anständige Zeitungen in den verschiedenen Landesteilen haben?

Drittens: die staatsfinanzielle Seite. Kann man von einem Staat, der blühenden Universitäten die Zuschüsse verweigert und die Zukunft der deutschen Wissenschaft: die Privatdozenten verhungern läßt oder verhungern lassen muß, alles Ernstes verlangen, daß er eine Journalistik wie die von heute aufpäpple? Auch diese Frage ist zu verneinen. Und trotzdem besteht die Gefahr, daß der Antrag der Zeitungsverleger durchgeht. Denn sie verfügen ja über das Sprachrohr der öffentlichen Meinung. Hier wird auf ein Mal die gesamte deutsche Presse von ganz links bis ganz rechts einig sein wie nie vorher und nie nachher. Denkt doch Jeder an sich.

Warum hat es bis jetzt in Deutschland nie eine Inseratensteuer gegeben, obwohl das eine der gerechtesten Steuern ist, die man sich denken kann? Weil auch hier die Presse eine einheitliche Phalanx gebildet hat. Das Publikum ist indolent, der Parlamentarier überlastet, und der Minister fürchtet sich vor den Zeitungen. Und deshalb, so fürchten wieder wir, wird hier von einem Staat, der am Ertrinken ist, noch ein durch und durch unberechtigtes Opfer verlangt und durchgesetzt werden.

Rundschau

M. d. E.

Mitglied des Elternbeirats" wird in nächster Zeit die Bezeichnung für die Vertreter der neuesten Form parlamentarischer Betätigung sein. Neben den alten M. d. R. und M. d. A. und der Revolutionsgeburt M. d. N. nun noch das M. d. E. auf den Visitenkarten. Welchem dieser Anhängsel klanglich der Vorzug einzuräumen ist, ist Geschmacksache. Jedenfalls wird sich M. d. E. erst dann zu parlamentarischem Ansehen durchpauken, wenn der Elternbeirat etwas ganz andres geworden ist, as der Erlaß des Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom fünften November 1919 über Konstituierung der Elternbeiräte an Schulen zunächst für ihn vorsieht.

Denn seine Tätigkeit soll hiernach „beratender Natur" sein und sich nur „auf Wünsche und Anregungen des Elternkreises" erstrecken, während er selbst rechtlos und artig im Kielwasser des Lehrerkollegiums segeln würde. Seine Zuständigkeiten reichen über platonische Regungen nicht hinaus, und alle so zu Stande gebrachten geistigen Produkte sind protokollarisch „dem Lehrkörper der Schule mitzuteilen", wohl zur Korrektur. Im allgemeinen sitzt das Lehrerkollegium bei Anfertigung der Schularbeiten zur Aufsicht dabei. Was dabei herauskommt, dafür hat man ein Beispiel in den Leistungen der Kirchenräte kleiner Städte. Deren Sitzungen finden halbjährlich in der Sakristei der Kirche nach dem Sonntagsgottesdienst, so von elf bis zwölf Uhr statt. Den Vorsitz hat der Pastor, und auf seine Vorschläge hin ist die Betätigung der Kirchenväter dauernd gleich der jener niedlichen Porzellan-Buddhas, deren Kopf eine zwangsläufige Bewegung mit nur einem Freiheitsgrad ausführt. Das Alter dieser Karyatiden des Kirchenbaus ist denn auch im allgemeinen nicht bekannt. Kann aber mit einiger Wahrscheinlichkeit so zwischen Siebzig und Achtzig angesetzt werden. Oder es gewinnt die Befürchtung feste Form, daß unter der suggestiven Herrschaft von Schulmonarchen sich über die Sitzungen eine lähmende Unfreiheit verbreiten werde, ähnlich der Atmosphäre bei Kriegsgerichtsverhandlungen, an denen die Beisitzer Gemeiner Schultze III und Gefreiter Krause teilnehmen. Alle guten Geister mögen den Elternbeiratsgedanken vor einer solchen Verkalkung oder Vergewaltigung bewahren. Anerkennenswerterweise ist der Erlaß insofern fortschrittlich, als er nur zeugungsfähige Menschen mittlern Alters mit schulpflichtigen Kindern zur Mitgliedschaft zuläßt. Aber auch sie können, falls sie nicht charakterstark und revolutionärer Schulideen schwanger sind, zu leicht der Einflüsterung der mitberatenden Lehrerschaft, die ihnen als Fachleute auf dem Gebiet der Schule formal überlegen sind, unterliegen.

Deshalb ist, was auch der Ministerial-Erlaß als erlaubt vorsieht, grundsätzlich darauf zu halten, daß die Elternbeiräte für sich tagen und hier eigne Ideenbildung und selbständiges Leben pflegen. Hier muß sich das angeborene Naturrecht der Erzeuger auf Mitbestimmung der Erziehungsgrundsätze für die eignen Kinder ganz auswachsen. Erst nach rein herausgearbeiteter Thesenbildung finden Verhandlungen mit den andern Organisationen wie Lehrerkollegium und Kuratorium oder Schuldeputation statt. Das ist erst der richtige Weg gedeihlichen Zusam-

mengehens der für die Bildung und Erziehung zuständigen Faktoren. Gebt den Elternbeiräten ganze Freiheit, damit aus diesem neuen Sprachrohr ein eigner voller Ton hervorklinge. Wir brauchen diese Freiheit beim Neuaufbau unsres veralteten Schulwesens. Wenn der Herzog fällt, muß der Mantel nach.

Wo in den Elternbeiräten die richtigen Vertreter sitzen, beseelt von hohen Schulzielen und begabt mit revolutionärem Willen, da wird sich diese Einrichtung auch zu einem Schulparlament herausbilden, das durch die Lauterkeit und Bestimmtheit seiner Forderungen zu einer moralischen Macht wird. Vermöge dieser Macht wird die neue Körperschaft zur Legislative im Schulstaat, der sich die Exekutive fügen muß.

Otto Lier

Ein Knabenmord

Ein Durchgangslager liegt im Land. Eines wie alle. Versorgungsanstalten für monarchistische Offiziere. Mit Klimbim und Klamauk werden die Heimkehrer empfangen. In demselben Sinne, in dem sie hinausgetrieben wurden. In vaterländischem Sinne. Wie es Herr Rösicke im Zirkus Busch offenbarte: „Das Erbgut unsrer Väter ist in schwerer Gefahr!“

Man empfängt die Heimkehrer mit patriotischer Musike. Dieselben Glocken, die auf das Schlachtfeld trieben, rufen: Willkommen! Den Wenigen, die wiederkehren. Dieselben Pfaffen von damals, die wilhelminischen Pfaffen, halten Ansprachen aus derselben Gesinnung wie damals.

Starke Eisenhut-Kommandos „schützen“ die Durchgangslager. Gegen wen? Jeder Tropfen Aufklärung soll von unsern Brüdern offiziell ferngehalten werden.

Mit Halli und Hallo zieht die Reichswehr den ankommenden Gefangenen entgegen. Das neue Waffen-Deutschland empfängt mit Fackeln, Hurrarufen, Glitzern der Gewehrläufe und mit stierköpfigem Eisenhut die Trümmer des alten Waffen-Deutschland. Alles ist darauf eingestellt, die Wahrheit zu meucheln. Die Komik all dieses Tuns liegt darin, daß es nur für weniger Tage Dauer ist. Ach, nicht einmal. Von vorn herein traut kein Heimkehrer den alten Schwindlern. Sie haben draußen zu viel gesehen von des „Reiches Herrlichkeit“ und von den „erhabenen Zeiten“. Diese Heimkehrer sind kritisch.

Es ist die Reichswehr nicht allein der Schutz des Heimkehrers, nämlich Schutz gegen „verbrecherisch-bolschewistische Umtriebe“: die Reichswehr in den Dulags bewacht auch das Eigentum des Staates. Als da sind: Holzschober, Kartoffelställe, Mannschaftsküchen, Offiziersspeisehallen und was nicht noch mehr — alles schützt die Reichswehr. Mit Handgranaten und Teufelsmaschinen. Gegen wen? Gegen Hungernde. Gegen Frierende.

Fluch den Waffen! Wo sie drohen, wächst Unheil. Immer und immer.

Zwei Knaben. Zwei Hoffnungen armseliger und beladener Eltern. Die Knaben gehen über Land. Eine kleine Wanderfahrt. Sie kommen an das Durchgangslager. Da hinein! Und sei es auch über den Zaun.

Drinnen spaziert man herum. Freut sich über bunte Fahnen. Weiß nicht, daß diese schwarzen Adler auf weißem Grunde und diese alten Reichsfarben das Unglück und den Tod vieler Millionen bedeuten.

Nun hat man genug gesehen. Man will heim. Man klettert wieder über den Zaun. Da: ein

herrisches „Halt!“ Welcher rechte Knabe läßt sich wohl einschüchtern! Man hat ja ein gutes Gewissen. **Ein Schuß und noch** einer — Fluch den Waffen! Ein elfjähriger Knabe liegt erschossen, von hinten durch den Kopf geschossen. Das Kind heißt Karl Broggi. Der Name des Mörders ist uns unbekannt.

Fluch allen Waffen! Und sie werden eifrig geschärft. Die Reaktion rüstet immer offener. Und morgen wird das Schlachtfest beginnen. Die Opfer? Juden und Revolutionäre.

Hört es: wehren wir uns!

Max Dortu

Mukkepikke

Im Cabaret erzählt ein Komiker die simple Geschichte einer Motorbootfahrt, die eine kinderreiche berliner Familie als Sonntagsvergnügen nach „Jrünau“ unternimmt. Aber er erzählt sie so, daß das Geticke des Motors die Hauptsache wird, dadurch, daß er andauernd leiert: Mukkepikke, mukkepikke, mukkepikke, mukkepikke! und dieses Geleier nur unwillig unterbrechen läßt von der Unterhaltung der Bootsinsassen.

Mir will das Mukkepikke nicht mehr aus dem Kopf, und andern Besuchern dürfte es ebenso gehen.

Mukkepikke — was ist das? Mukkepikke ist das beste Zahnwasser der Welt, ist die unübertroffene, dreimal mit dem ersten Preis ausgezeichnete Pomade, ist die noch nie dagewesene Schuhcreme.

Mukkepikke: so heißt der neuste Operettenschlager, der letzte große Sensationsfilm mit Henny Porten, Asta Nielsen und Gunnar Tolnaes in den Hauptrollen, verfaßt von Gerhart Hauptmann.

Mukkepikke, mukkepikke: so heißt das neue politische Losungswort. Der Sozialismus, der Kommunismus, der Syndikalismus, der Anarchismus haben abgewirtschaftet. Es war ein Wahn, zu glauben, daß diese Ideen die Menschheit erlösen könnten. Mukkepikke: das ist die einzig wahre menschliche Gesellschaftsordnung, das ist das neue Staatsideal, das ist zugleich das Patent eines Völkerbundes. Mukkepikke wird die Menschheit befreien von mühseliger Arbeit und männermordendem Krieg, Mukkepikke wird den Menschen endlich Glück und ewigen Frieden bringen. Schon hat sich eine neue Partei gebildet: Mukkepikke. Wählt Alle Mukkepikke, nur Mukkepikke!

Verdammter Komiker, mit deinem Mukkepikke! Solltest du recht damit haben, daß es nur darauf ankommt, oft genug mukkepikke, mukkepikke zu sagen, damit dir Alle alles aus der Hand picken?!

Eugen Neuberger

Tagebuch

Dr. Caligari

Seit Jahren, seit den großen Wegener-Films, habe ich nicht so aufmerksam im Kino gesessen wie beim ‚Kabinett des Dr. Caligari‘.

Dieser Film, verfaßt von Karl Mayer und Hans Janowitz, inszeniert von Robert Wiene mit Hilfe der Maler Hermann Warm, Walter Reimann und Walter Röhrig, ist etwas ganz Neues. Der Film spielt — endlich! endlich! — in einer völlig unwirklichen Traumwelt, und hier ist ohne Rest gelöst, was seinerzeit bei der Inszenierung der ‚Wupper‘ im Deutschen Theater erstrebt wurde und nicht ganz erreicht werden konnte. Wenn man nun noch die Schauspieler in weniger reale Kostüme steckte — wo gibt es in diesen schiefen, verqueren, hingehauenen Häusern solche so-

liden Kragen? —: dann wäre alles gut. (Fast alles: Herr Fehér ist es nicht, weil er sich, wie seine Partnerinnen, grade so bewegt, als ob er in einem schlechten Porten-Film mitwirkte.)

Aber nun laßt mich loben. Ein Wahnsinniger erzählt einem Kollegen der gleichen Fakultät sein Schicksal. Das Ganze unheimlich aufgebaut, verwischt, aber nicht ganz vom Raisonnement befreit. Fast jedes Bild ist gelungen: namentlich jene kleine Stadt auf dem Berge (alle Szenerien sind gemalt, nichts spielt vor wirklichen Dingen), ein Platz mit Karussells, merkwürdige Zimmer, entzückend stilisierte Amtsräume, in denen Hoffmannsche Beamte auf spitzen Stühlen sitzen und regieren. Verzwackt die Gebärden, verzwickt Licht und Schattenspiel an den Wänden . . .

Die Fabel vom Mißbrauch des Somnambulen eben nicht neu — aber höchst einprägsam gemacht. Manche Bilder haften: der Mörder in seiner hohen Zelle, Straßen mit laufenden Leuten, ein dunkle Gasse — man muß an Wunder glauben, um das gestalten zu können. Und die Mimen?

Werner Krauß wie aus einer Hoffmannschen Erzählung herausgeschnitten, er ist wie ein dicker Kobold aus einem deutschen Märchen, ein Bürgerteufel, eine seltsame Mischung von Realistik und Phantasie. Besonders bei ihm ist zu spüren: Niemand geht durch solche Gassen, weil es sie nicht gibt — ginge aber Einer, dann könnte er nur so gehen wie dieser unheimliche Kerl. (Goethe nannte das einmal die solide Mache in der Phantastik.) Veidt stelzt dünn und nicht von dieser Erde durch seine wirre Welt: einmal ein herrlicher Augenaufschlag, einmal wie von Kubin, schwarz und schattenhaft und ganz lang an einer Mauer hingespensternd.

Ein Mord wird sichtbar — als Schattenspiel an einer grauen Wand. Und zeigt wieder, wie das Geahnte schrecklicher ist als alles Gezeigte. Mit unsrer Phantasie kann kein Kino mit. Und daß in diesem Film, von einer geraubten Frau, ein Schrei ertönt, den man hört, wirklich hört (wenn man Ohren hat) — das soll ihm unvergessen sein.

Das Publikum schwankte zwischen Heiterkeit und Unverständnis: der Berliner hat, wenn er sich grault, einen Lacher zur Verfügung, der durch die Nase geblasen wird, das ist höchst effektvoll. Ein Provinzgeschäft ist es nicht, und ich fürchte, nicht einmal ein berliner Geschäft.

Aber — die größeste von allen Seltenheiten —: ein guter Film. Mehr solcher!

Kleine Berichtigung

Eljen! So riefen die Ungarn neulich im Bechstein-Saal, als Vilma v. Medgyaszay ihre Liederchen sang. Aber sie riefen es leider nicht nur im Saale, sondern auch in der Presse, und — eheu! — sogar hier in unsrer ‚Weltbühne'. Ich bin dabei gewesen und muß sagen: Ich glaube, so eljenhaft war es nicht.

Vielleicht lag es daran, daß sie Deutsch sang? Ich hatte immer das Gefühl, daß sie gar nicht verstand, was sie da von sich gab. Nein, es kann nicht nur daran gelegen haben. Die Frau ist kalt. Das ist doch keine Yvette! Das ist eine Medgyaszay, weiter nichts. (Und das ist nicht viel.) Sie „machte" es alles gut: diese Technik ist durchgebildet, jeder Ton sitzt, jede Geste sitzt — aber was geht das mich an? Ich habe gar nichts gesehen: keinen Heerbann, der auf der Landstraße entlangzieht, keine eitle Frau, keinen Geck, sondern immer nur eine ganz nette Vortragskünstlerin mit

den Mitteln der Künstler aus meiner guten Mama Jugendzeiten. Eine, die man nachts um zwölf aus dem Bett holen kann, und die dann mit derselben Sicherheit ihren sterbenden Trompeter hinlegt wie ein Orchestrion die Nationalhymne. Sie kann es. Aber sie ist nichts.

Das Ganze war eine ungarische Familienangelegenheit.

Womit ich denn also die Ehre und das Vergnügen habe, auftrags der Weltbühnen-Redaktion feierlichst zu erklären, daß wir Fräulein Marcelline Salzer aus Kèsczekemét nicht grade auspfeifen wollen, jedoch weitere Lieferungen mit bestem Dank abzulehnen uns leider in die traurige Lage versetzt sehn. Eljen —!

Peter Panter

Liebe Weltbühne!

Als der Schauspieler Jacques Morway, hundertundachtzigjährig, am Deutschen Theater engagiert war, sagte er eines Tages zu Max Reinhardt: „Herr Professor! Das soll kein Mißtrauensvotum für Ihnen und Ihr Unternehmen sein —: aber ich möcht gern meine Gage täglich ausbezahlt haben!"

Antworten

Victor G. Ich kann nicht gut alle Kriegsgeschichten drucken, die mir von Lesern zugehen. Aber mit Ihrer muß ich eine Ausnahme machen. „Der, dem sie passierte, ist ein Vetter von mir, Rittergutsbesitzer, Doctor juris, und als er eingezogen wurde, war er vierzig Jahre alt. Eines Morgens sucht er die Locüsse auf (ich weiß nicht, ob Sie dieses Plurale militaricum mal gesehen haben) und findet alles besetzt. Er steckt dem überwachenden Gefreiten (das gabs!) fünfzig Pfennige zu, und der schließt ihm einen Offizierslocus auf. Er hat sich grade gesetzt, da geht die Tür wieder auf, von höchst energischer Hand gerissen, vor ihm steht sein Herr Leutnant und brüllt ihn an: ‚Was, Kerl, hier sitzen Sie? Sie sind wohl größenwahnsinnig?'" Und Sie, Kerl, wissen Sie nicht, daß Bande unlöslicher Kameradschaft den einfachen Mann mit dem höchsten Heerführer verbanden? Die kaiserlich deutsche Republik aber hat es nicht einmal zur Latrinenrevolution gebracht. Die Unterschiede auf den Locüssen sind nur komplizierter geworden.

Stabsoffizier. Ein Anonymus, der Ihren Aufsätzen viel zu verdanken behauptet, spricht sein Bedauern aus, daß Sie in Ihrer Charakteristik des Armeechefs Seeckt nicht auch mitgeteilt haben, wodurch dieser schon im Frieden Stabschef des III. A. K. in Berlin, also ein sehr hohes Tier wurde; welche Rolle er 1914 beim Vormarsch an die Marne spielte; welchen Anteil er im Januar 1915 an der Soissons-Schlacht hatte; ob man ihm mit Recht die „Erfindung" des Trommelfeuers bei Gorlice zuschreibt, die die Franzosen 1915 in der herbstlichen Champagne zum ersten Mal nachmachten. Der Anonymus erinnert an das pathetische Telegramm des Kaisers nach Galizien: „Ich und mein Volk werden Ihnen Ihre Taten nie vergessen!" Er fragt nach der Triftigkeit des Vorwurfs, daß Seeckt die Serben habe davon laufen lassen, statt sie zu fangen. „Wäre er denn nicht doch mächtig genug gewesen, um die Erlaubnis zum Vormarsch bis Saloniki von der deutschen Regierung zu erzwingen? Ein Jahr drauf beim Kriegsausbruch mit Rumänien Seeckts vielleicht größte Leistung: die Tätigkeit als Stabschef (lies: Oberbefehlshaber) der Heeresgruppe Erzherzog Carl

von Tarnopol bis zum Eisernen Tor! Zar Ferdinand von Bulgarien sagte damals von Seeckt: ‚Das ist der klarste Kopf von allen Deutschen!‘ Als er im Herbst 1917, ein zur Untätigkeit verurteilter Generalstabschef des Erzherzogs Josefs, an der Dreiländerecke saß und Deutschland nach einem Ersatz für Michaelis suchte, wollte man Seeckt zum Reichskanzler machen. Es hat wenig Zweck, sich nachträglich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob und in welcher Weise er Deutschlands Schicksal beeinflußt hätte. Anfang 1918 scheint er sich mit Bulgarien überworfen zu haben. Er zog nach Konstantinopel als Generalstabschef der türkischen Armee, die ihm keine Gelegenheit gab, Lorbeeren zu erwerben. Jedoch sein Wert, als er im Oktober 1918 nach Deutschland zurückkehrte, war bekannt. In der Obersten Heeresleitung wurden Loßberg und Seeckt stets mit Ludendorff genannt. Hätte der Reichstag kurz vor der Revolution nicht darauf bestanden, daß der ihm bekanntere Groener Generalquartiermeister würde: Ludendorffs Nachfolger wäre damals Seeckt geworden. Man behielt ihn aber auch so im Auge. Er ging als Otto v. Belows Chef zur Ostpreußen-Armee, wurde von dort nach Versailles berufen und redigierte die Kriegsgefangenen-Note vom Mai 1919. Nach jener unglücklichen Rückkehr löste er als letzter Generalstabschef und somit Nachfolger Hindenburgs den Großen Generalstab auf und übernahm darauf das Truppenamt in der Heeresleitung. Er wandte sich gegen das unnütze Baltikum-Abenteuer, wurde dafür von der ‚Post‘ angerempelt, prozessierte (man hört garnichts über den Ausgang!?) und leitete zuletzt die militärische Räumung Ostpreußens. Seeckts Bescheidenheit war so groß, daß er außerhalb des Generalstabs in Deutschland fast unbekannt geblieben ist. In Ungarn, Bulgarien und der Türkei dagegen war er populär. Nichts schmeichelhafter als ein Angriff, den das ungarische Parlament einmal gegen ihn führte: ein Abgeordneter sagte, an allen K. u. K. Fronten sei nur Ein K. u. K. Oberbefehlshaber — Erzherzog Josef —, und der habe auch noch einen deutschen Stabschef!“ Vielleicht benutzen Sie diese Mitteilungen für das Buch, das wir aus den Artikeln über das alte Heer zu machen planen.

Idiot der Reichshauptstadt. Dein Leibblatt berichtet von einem Major St., der im Feld eine schwere Kopfverletzung und dadurch Schaden an seiner geistigen Gesundheit erlitten hatte. Dieser Mann hat einen Mobilmachungsbefehl an eine Reihe von Militärbehörden gesandt und ist daraufhin in Schutzhaft genommen worden. Und was ist mit dem, der damals anno 14 den Mobilmachungsbefehl unterzeichnet hat? Ach, die Spitzmarke war nicht dieselbe: „Mobilmachungsbefehl eines Geisteskranken“!

Lichterfelder. Im Attentatsprozeß Erzberger ist Einer als Zeuge aufgetreten und hat auf die Frage, was er von Profession sei, geantwortet: „Chef der Propaganda-Abteilung der Einwohnerwehr Lichterfelde.“ Ein Reisender, der aus der Negerrepublik Liberia zurückkam, hat einmal deren Armee ergötzlich geschildert: ein meist halbbesoffener Neger in einer abgetakelten Operettenuniform mit furchtbar dicken Generalsepauletten befehlige eine wacklige Kanone und einen dreibeinigen Esel. Und die republikanisch liberianische Armee habe weitaus mehr Offiziere als Mannschaften, denn Mannschaften habe sie überhaupt nicht. Und weil wir grade von Liberia reden: ich glaube, mein Lichterfelder, man würde deinen Einwohnerwehronkel auch zum Bolschewismus herüberkriegen, wenn man ihm nur einen netten

schönen Titel verspräche. Etwa: „Der Chef des Sonderausschusses der bolschewistischen Vollzugskommission für den Bezirk Lichterfelde Nord.“

Kurt Tucholsky. Sie schreiben mir: „Hans Landsberg ist gestorben. Nach den üblichen kleinen und kurzen Nachrufen in den Zeitungen ist er nun schon auf dem besten Wege, vergessen zu werden. Sehr zu Unrecht. Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller, also nicht die Schlechtesten von uns haben allen Grund, seiner stets in Dankbarkeit zu gedenken. Es war ein ganz seltener Fall: ein Mann, der einem der großen berliner Zeitungskonzerne tributpflichtig war und doch eine eigne Meinung hatte, und zwar eine Meinung, die dem wirtschaftlichen Interesse dieser Unternehmer sehr oft entgegengesetzt war, und die er zu unser Aller Gunsten immer mutig in Wort und Schrift durchzusetzen bestrebt war. Er hat auch bei Ihnen, lieber S. J., sein Herz ausschütten dürfen, wenn ihm seine Zeitung dazu keinen Raum gab. (Schriftsteller inserieren ja nicht.) Die Ueberzeugungsfestigkeit hat dem Armierungssoldaten Hans Landsberg sehr geschadet, und es ist ihm bei den Preußen nicht gut ergangen, was ja im allgemeinen für einen Menschen spricht. Wir Alle sollten dem anständigen und tapfern Kameraden mit den aufrichtigen Gefühlen des Dankes nachtrauern. Ich wünschte, auch die Größern unter uns besännen sich öfter auf die Pflichten, die sie gegen ihren Stand haben, und wären ebenso wie er.“ O glücklich, wer noch wünschen kann! Die Pflichten gegen den Stand werden gewöhnlich in dem Moment vergessen, wo der Lohn für die Vergeßlichkeit eine reichlich bezahlte Staatsstellung ist.

Symbolist. Das ganze Elend der kaiserlich deutschen Republik hat Adolf Hoffmann neulich einmal in einem Zwischenruf an Leinert ausgesprochen: „Robert, dort hat dich die Polizei herausgetragen, und jetzt redest du so!“ Mehrheitssozialdemokratie! Einst hat dich...

Theaterbesucher. Ich setz den Fall, daß sowohl Matthias Erzberger wie Eugen Robert als Propagandachef für mein Blatt zu haben wäre: die Wahl würde mir nicht leicht werden. Der Theaterdirektor wird ausersehen, die ‚Tribüne‘ vor der Pleite zu schützen. Er nimmt sich von dem toten Wedekind den läppischsten Langweiler, an dessen Text kein Provinzler mehr sechs Dreier riskieren würde, stellt nach so vielen dreiviertelnackten Frauen eine ganz nackte auf die Bühne — und Ehemann wie Junggeselle, die das am Morgen nach der Premiere in ihrer Zeitung lesen, sagen sich schmunzelnd: Da machen wir hin. Resultat: eine lange Serie. Es war, milde ausgedrückt, die ekelhafteste aller neuberlinischen Kunstschieberspekulationen; und wenn mir jemals fraglich gewesen ist, ob ich den smarten Thespis in frühern Jahren nicht manchmal zu hart behandelt habe: seit jenem Abend ist mein Gewissen beruhigt und meine Gewißheit bestärkt, daß vor der Bühne mein Urteil, aber nicht mein Instinkt irren kann, daß eine ungewöhnlich scharfe Ablehnung vielleicht nicht immer durch die absolvierte Leistung gerechtfertgt ist, aber durch eine spätere Leistung schon gerechtfertigt werden wird, und wo nicht durch eine bestimmte Leistung, so doch durch die Gesamterscheinung, die sich allmählich entfaltet. Nichts ist ja Zufall; und so war auch kein Zufall, daß Eugen Robert in die Gesellschaft der beiden Bindelbands geriet. Er entwickelte sich zu ihrem würdigen Genossen; und heute ist er so weit, daß zweifelhaft ist, ob sie seiner noch würdig sind. Der Reichstheaterrat spricht ihm „die sittlichen Eigenschaften zur Führung eines Theaters“ ab. Wer in ein

— zugestanden: lächerlich miserables, aber immerhin ernst gemeintes — Drama, um Publikum anzulocken, ein Nuditätenkabinett einbauen muß, der mag zum Geschäftsführer des Palais de Danse taugen und an dem Erlös aus den Getränken beteiligt werden: der Reichstheaterrat, der die Acht über ihn verhängt, sei gepriesen. Die beiden Bindelbands nun hätten zu diesem Spruch die Achseln gezuckt und schweigend die Eintrittspreise erhöht. Diese Stümper. Ihr schnell fortgeschrittener Schüler nutzt das Verfahren zu einer faustdicken Reklame aus. Wie Einer, dem die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt worden sind, einen Gerichtshof nach eigner Wahl zusammenstellt und sich von diesem wieder honorig erklären läßt, so lädt der dritte Bindelband in eine Sondervorstellung zu ein paar Autoritäten aus verschiedenen Branchen der Kunst zwar Keinen von uns, die wir kontrollieren könnten, inwiefern sich die inkriminierte Vorstellung seit der Premiere verändert hat, und was für Potemkinsche Dörfer dieses eine Mal aufgerichtet werden, wohl aber die „Autorität" des Professors Max Dessoir, der den Typ des Bellac, des Fanfarons der Aesthetik, makellos rein verkörpert. Unvergeßlich die Szene, wie ihn vor dreiundzwanzig Jahren die Studenten Martin Buber und Monty Jacobs in einem Privatissimum als eiteln Renommisten und verantwortungslosen Schönschwätzer dermaßen kompromittierten, daß kein Dozent von Schamgefühl uns je wieder vor die Augen gekommen wäre. Weder Schulter an dieser Schulter noch überhaupt hätte Theodor Wolff dem dritten Bindelband das Zeugnis erteilen dürfen, daß „die Nacktheit sich aus der Intention des Dichters ergibt". Hat er sich wirklich überlegt, was er damit tut? Wahrhaftig: die Allegorie der Nacktheit hat aufzutreten. Und das heißt, daß die Darstellerin nackt aufzutreten hat? Für manche Szenen von Wedekind, Shakespeare und andern Dramatikern wird also nächstens das Oberleutnantsehepaar aus der Motz-Straße unentbehrlich sein. In vielen Stücken werden Menschen getötet: damit das genau nach Vorschrift des Autors vor sich gehe, wird man nächstens Selbstmordanwärter heuern (die obendrein keinen Wert auf Gage legen). Was Theodor Wolff da befürwortet, ist das Ende der Kunst. Das ist freilich unaufhaltsam. Ein Volk, das, statt jenes Kulturschandmal am Schiffbauerdamm zu demolieren, die Verwandlung der Tragödie in den Stierkampf brünstig bejubelt, erbringt damit den Beweis, daß sein politisches Schicksal nicht von ungefähr stammt. Es braucht seinen Frauen garnicht mehr die Kleider vom Leibe zu reißen, um uns die Sicherheit zu geben, daß einfach keine Gosse ersinnlich ist, worin sichs nicht mit Behagen sühlen würde. Dieses Volk ist für Jahrzehnte verloren. Zu seiner Wiedergeburt müßte eine völlig neue Generation heranwachsen, und selbst das würde wenig helfen, da diese Generation ja die Erbschaft von Gift und Kot in den Adern hätte. Hier kann nur noch die alte ehrliche Sintflut retten. Ach, sogar die nicht. Denn wenn sich die Wogen geglättet hätten, würde sich zeigen, daß Eugen Robert übrig geblieben ist, der gegen Entree mit Vorkaufsgebühr und Luxussteuer die Tierlein aus der Arche sich öffentlich paaren lassen würde.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Nach dem Putsch von Heinrich Ströbel

Nur politisch Blinde, nur Leute von der bodenlosen Unfähigkeit eines Noske und eines Heine, konnten nach all den Anzeichen des reaktionären Uebermuts daran zweifeln, daß ein Militärputsch bevorstehe. Höchstens konnte man über seinen Zeitpunkt verschiedener Meinung sein. War die Reaktion klug, so wartete sie noch ein paar Monate ab, weil die fortschreitende proletarische Zersetzung und die bürgerliche Konsolidierung ihr den Triumph mühelos in die Hand spielten. Aber Militärs sind Draufgängernaturen. Nun, ihr Staatsstreich ist für dies Mal mißglückt. Die reaktionären Parteien und Generale hielten es für opportun, aus ihrer für die Putschisten so wohlwollenden Neutralität herauszutreten und sich mit treuherziger Unschuldsmiene wieder auf den „Boden der Verfassung" zu stellen. Mit dem innerlichen Gelöbnis: nächstes Mal wird das Ding besser gedreht!

Wer hat den Anschlag der Kapp und Lüttwitz zu schanden gemacht? Das schaffende Volk, die Arbeiter, Angestellten und Beamten, die so einmütig und heldenhaft den Kampf gegen die Baltikumer aufnahmen. Die alte Regierung hat keinen Anteil am Triumph des Volkes. Sie riß in Nacht und Nebel aus, und ihre Proklamationen und Regierungshandlungen (wie die Ernennung Seeckts) bewiesen nur ihre Kopflosigkeit und Ohnmacht. Die „regierungstreuen" Truppen aber, Reichswehr wie Sicherheitswehr, standen in den kritischen Tagen entweder Gewehr bei Fuß, um sich nach der Entscheidung für den Sieger zu erklären, oder sie machten, wie in den meisten Teilen des Reichs, mit den Baltikumern gemeinsame Sache. Daß Noske das jetzt noch im ‚Vorwärts' zu leugnen und die Loyalität seiner Prätorianer zu behaupten wagt, beweist nur, daß dieses Unteroffiziershirn Tatsachen überhaupt nicht mehr zu registrieren vermag. Und neutral, trotz allem Geschimpfe auf die alldeutschen Kursverschlechterer und Pogromisten, blieb auch die Bourgeoisie. An der Tatkraft der Arbeiter, Angestellten und Beamten allein zerschellte der Militärputsch. Sie waren die Retter der alten Regierung, der Verfassung, der Demokratie. Und sie sind sich dessen bewußt und stellten mit Fug und Recht ihre Bedingungen, bevor sie den Generalstreik abbrachen: die bekannten neun Bedingungen des Gewerkschaftsbundes und der Angestelltenverbände. Eine Arbeiter-Regierung, Sicherung der Republik durch sofortige militärische Reorganisationsmaßnahmen, Demokratisierung der Staatsverwaltung, sofortiger Beginn der Sozialisierung waren die wichtigsten dieser Forderungen.

Aber sieht es nicht aus, als ob man den Mohren, der seine Schuldigkeit getan, wieder einmal mit Undank verabschieden wolle? Von einer Arbeiter-Regierung ist schon gar keine Rede mehr. Es bleibt bei der alten Koalitions-Regierung, in der ein paar Posten mit andern Männern, aber kaum mit Trägern eines andern Geistes besetzt worden sind. An Noskes Stelle ist der Demokrat Geßler getreten. Schlechter als der militarisierte Pseudo-Sozialist kann der bürgerliche Demokrat seine Sache unmöglich machen — aber ob er sie erheblich besser machen wird? Und auf den Reichswehrminister kommt alles an! Von seiner Tatkraft, von den Machtmitteln, die er hinter sich bringt, hängt es ab, ob die Republik sich künftig ruhig entwickeln kann oder von neuem durch reaktionäre Putsche und endlosen Bürgerkrieg zerrüttet wird. Die Einsicht vor allem tut dem neuen Manne im Reichswehrministerium not: daß mit dem System Noske radikal gebrochen werden muß, daß sich die Regierung nicht länger ins Schlepptau der Generale nehmen lassen darf. Auch für den Reichswehrminister muß die Parole gelten: Der Feind steht nicht links, sondern rechts! Nicht Kommunisten und Spartacisten bedrohen den Bestand der Demokratie und der Gesellschaft, sondern Monarchisten und Militaristen! Mit diabolischer Schläue hetzt die Reaktion gegen die Kommunisten und Roten Garden, und, schmachvoll, selbst das Berliner Tageblatt übernimmt aus dem Münsterischen Anzeiger die blödesten Schauergeschichten über die angeblich nach Bolschewistenart organisierte und geführte Rote Armee im Ruhr-Revier, die unter dem Befehl von Beerfelde und Hauptmann Boelcke stehe. Die Verlogenheit dieser Meldung hätte das Blatt mit Leichtigkeit feststellen können; aber der Boschewistenschreck umnebelt wieder einmal jedes Bourgeoishirn, und die Militaristen wissen diesen geistigen Defekt vortrefflich zu nützen. Da mögen der neue Reichswehrminister und die ganze Regierung sich gesagt sein lassen, daß jeder Rückfall in die blöde Angstpolitik eines Noske das Land unfehlbar in neue furchtbare Katastrophen stürzen wird! Schickt man Truppen gegen das Ruhr-Revier, sucht man den Arbeitern mit brutaler Gewalt die Waffen zu entreißen, die doch die Verfassung gegen die Putschisten schirmten und, bis zum Augenblick, die einzigen realen Machtmittel der neuen Regierung gegenüber einem, milde gesagt, durch und durch unzuverlässigen Militarismus bilden, so verübt man nicht nur Selbstmord, sondern man treibt auch die ins Tiefste aufgewühlten Arbeitermassen zu den wildesten Verzweiflungsausbrüchen!

*

Macht die Regierung nicht neue, unerhörte Dummheiten und bewahrt die Arbeiterklasse, wie in den letzten Wochen, kühles Blut und klaren Verstand, so könnte man den verfrühten Militärputsch als ein wahres Gottesgeschenk betrachten. Denn er hat erreicht, was alle Mahnungen zu politischer Vernunft bisher nicht vermochten: er hat das Proletariat zu einer Einheit zusammengeschweißt. Als die Baltikumer einrückten und Prätorianerfäuste sich um die Gurgel der Demokratie legten, da war alle faselnde Revolutionsromantik und aller dogmatische Sektenfanatismus mit einem Schlage zerstoben, und das Gebot des Augenblick: der einmütige Kampf gegen die Piraten der Republik trat machtvoll an die Stelle des Parteigezänks. Endlich hatte man begriffen, daß man, statt sich über das entlegene Problem der Räte-Diktatur zu erhitzen, erst einmal das bereits Errungene verteidigen und gegen jeden neuen Angriff sichern müsse. Und wie unsinnig der ganze theoretische Hader über „formale" Demokratie und proletarische Diktatur gewesen, dieser Hader, der das Proletariat so lange zerrissen und der kapitalistisch-militaristischen Willkür ausgeliefert hatte: das ergab alsbald die einstimmige Festlegung der im Gewerkschaftsbund vereinigten proletarischen Richtungen auf die neun Punkte eines Aktionsprogramms. Diese Punkte konnten, mußten Alle annehmen, Rechtssozialisten wie Unabhängige. Aber mußte wirklich erst der Militärputsch kommen, um dem Proletariat die Erleuchtung zu bringen, daß Klasseninteresse und politische Einsicht alle sozialistischen Richtungen zur Einhaltung der gleichen Entwicklungslinie zwingt? Die Erleuchtung hätte nur ein paar Monate früher zu kommen brauchen, und der Putsch war unmöglich.

Freilich: die Arbeiter dürfen nicht gleich wieder kopfscheu werden, wenn ihre späte Einsicht und Einigung nicht sofort die erwünschten Früchte trägt. Wenn, beispielsweise, die Arbeiter-Regierung, das heißt: die Regierung, die sich speziell als Vertreterin aller arbeitenden Volksschichten zu betätigen hat, heute noch nicht realisierbar ist. Als ich vor dem leipziger Parteitag der Unabhängigen für diese Arbeiter-Regierung als die Grundlage einer sozialisitischen Zusammenarbeit mündlich und schriftlich warb, fand ich grade bei den unabhängigen Führern kühle Abweisung. Hätte man damals schon seine Politik auf dies Ziel eingestellt, dann hätte man jetzt vermutlich die Arbeiter-Regierung durchgesetzt. So war die Idee zu neu, zu wenig vorbereitet (namentlich auch in den Kreisen der demokratischen und Zentrums-Arbeiter), um sofort Verwirklichung zu finden. Es bleibt darum vorläufig bei der Koalitions-Regierung. Aber wenn das Proletariat sich nicht wieder von perfiden reaktionären

Drahtziehern und von gewissenlosen Demagogen eines läppischen Phrasenradikalismus auseinander- und gegeneinanderhetzen läßt, sondern seine Kraft auf erreichbare Ziele zu konzentrieren versteht, so wird, namentlich durch eine gemeinsame Wahlfront gegen rechts, die Arbeiter-Regierunng, die Regierung der schaffenden Kräfte des Volkes, tatsächlich die Form werden, in der die Demokratie die Vollstreckerin der Revolution und der Hebel der Sozialisierung werden kann!

*

Der erste reaktionäre Putsch ist mißglückt. Aber die Gefahr ist noch lange nicht vorüber. Bleibt das Proletariat samt den Angestellten und Beamten nicht einig, nicht alarm- und abwehrbereit, so kann über Nacht ein zweiter, vielleicht verhängnisvollerer Schlag folgen. Denn die Reaktion starrt noch immer in den Waffen des Noske-Militarismus, während das Proletariat noch immer wehrlos ist. Entwaffnung der Reaktion und Bewaffnung zuverlässiger Arbeiter erst vermag die Demokratie wirksam zu schützen. Und keine militaristischen Flausen dürfen die geeinte Arbeiterschaft von dieser Forderung ablenken. Die lächerliche Behauptung rechtssozialistischer Angstmeier, daß eine Arbeiterarmee der Schrittmacher des Bolschewismus sein werde, ist durch Oesterreichs Rote Armee längst schlagend widerlegt! Aber auch hier darf Ungeduld die Arbeiter nicht kopfscheu machen! Die Proletarier müssen unter allen Umständen eine Kampfeseinheit bleiben. Nicht nur im Gewerschaftsbund! Auch die Parteien, deren Mitwirkung unentbehrlich ist, und deren geistige Führung dem Wirtschaftskampf erst Zielklarheit und Stoßsicherheit verleihen kann, müssen sich zur Einheitsfront zusammenfinden. Ein interfraktionelles Aktionskomitee ist unentbehrlich, um Reibungen zu verhüten und rascheste Verständigung für jeden Konflikt zu ermöglichen. Gemeinsame Fraktionssitzungen wären nicht minder notwendig. Aber der Druck zur Einigung, zum gemeinsamen Schlagen wenigstens, muß auch von unten kommen. Schon gibt es gemeinsame Zahlabende, gemeinsame Bezirks- und Ortsversammlungen der sozialistischen Parteien. Diese Zusammenarbeit muß zur Regel werden! Von der breitesten Basis an bis zur Spitze der Organisationspyramide müssen alle Körperschaften und Instanzen gemeinsam beraten, gemeinsam beschließen. Das ist das vorzüglichste Mittel, sich spielend über alle Fragen der Gegenwartspolitik zu verständigen und überängstlichen Führern die Bolschewistenangst auszutreiben. Schon stehen die ersten Grundmauern der proletarischen Einigkeit, von der Sein oder Nichtsein der Revolution abhängt. Ein Verbrecher, wer diesen Aufbau sabotiert!

Kapp-Lüttwitz von Ignaz Wrobel

Sechzehn Monate Nichtstuns haben sich gerächt: am dreizehnten März 1920 hielten die deutschen Militaristen ihre Stunde für gekommen und packten zu. Der Fang entglitt ihnen — merkwürdigerweise. Aber wie hatte es so weit kommen können?

Die alte Regierung Ebert-Bauer hatte sechzehn Monate durch geschlafen. Sie ist gewarnt worden, sie sah nicht, was um sie herum leise oder auch manchmal recht vernehmlich vorging, was sich vorbereitete, heranschlich: sie schlief.

Um den im Kern unpolitischen Militärputsch richtig zu verstehen, muß man die Psyche des deutschen Militärs kennen.

Der aus dem Kriege zurückgekehrte Offizier kannte nur eine Sorge: seine militärische Sinekure so lange wie möglich aufrechtzuerhalten. Sie kämpften alle: den bitterharten Kampf um die Dienststelle. Der Soldat braucht Krieg, damit er gerechtfertigt ist. So wie Richard Wagner eine Kunsttheorie aufstellte, in deren Mittelpunkt er, mit seinen Gaben, als Erfüller stand, so brauchen die Soldaten einen „Feind", den Feind schlechtweg — sonst wären sie überflüssig. Sie hatten also alles Interesse daran, daß es solche Feinde gab, zu deren Bekämpfung man sie benötigte — mehr: deren Existenz ihre eigne nötig machte und hob. Mit dem äußern Feind war es nun nichts mehr — also suchte man sich einen im Innern. Die Reichswehr, die Sicherheitswehr, die Einwohnerwehren — sie waren pure Polizeitruppen (die übrigens ihren Zweck nur sehr unvollkommen erfüllten).

Nun lag die Sache für den altgedienten Unteroffizier, für den Offizier wirtschaftlich besonders ungünstig: sie hatten nichts weiter gelernt und konnten ihre Kenntnisse nirgends sonst verwerten. Angenommen etwa, daß ein Reichsgesetz die Versicherungsbranche auflöst, so sucht sich der kaufmännische Angestellte dieser Anstalten anderswo eine neue Position und findet sie; der Soldat ist völlig aufgeworfen und steht ziemlich wehrlos im harten Zivilleben.

Sie suchten also — wie menschlich ist das! — ihre militärische Stellung so lange wie möglich zu halten. Sie wollten das nicht missen: die Löhnung nicht, nicht die bunte Uniform, die ihnen in Familienkreis und bei den Mädchen doch immerhin noch ein gewisses Relief gab, nicht die stolze Stellung als „Vorgesetzter" im Dienst — sie brauchten das, um zu leben, weil sie kein andres Leben kannten und sich auch kein andres vorstellen konnten. Und das wollte man ihnen entreißen?

Sie malten die Bolschewisten an die Wand. Bei ihrer Gewohnheit, in jedem Zivilisten ein minderwertiges, ja feindliches Wesen zu sehen, wuchs ihr Mißtrauen gegen die Republik ins Maßlose. Sie hielten fest und treu zusammen. Wehr reihte sich an Wehr, Abwicklungsstelle an Abwicklungsstelle, und alle pflegten einen Geist, der ihnen die Fortdauer ad calendas Graecas verhieß: also den preußisch-konservativen. Im Grunde ihres Herzens waren sie alle unpolitisch: sie wollten sein. Und seis auch als Selbstzweck. Und sie fanden kaum Widerstand: in der

Regierung Unterstützung, in der Presse fast ausnahmslos freundliche Nichtbeachtung ihrer Fehler, beim Bürgertum Hilfe.

Zwei Männer waren es besonders, die dieses gemeingefährliche Treiben förderten: Noske und Heine.

Der § 316 des deutschen Strafgesetzbuches (Fahrlässige Gefährdung eines Eisenbahntransportes) hat leider kein staatsrechtliches Gegenstück: wer als schläfriger Lokomotivführer einen Stadtbahnzug zur Entgleisung bringt, fliegt ins Gefängnis — bei einem Staat kommt das nicht so genau darauf an.

Noske gehorchte ausschließlich dem bürgerlichen Kommando: „Die Augen links!" Er sah überhaupt nicht, was rechts vor sich ging. Sicherlich hat er einige kleine Verdienste um die Aufrechterhaltung der Ordnung — im großen Ganzen hat er eine Schuld auf sich geladen, die ihn in jedem parlamentarisch regierten Staate vor einen Staatsgerichtshof brächte. Unter seiner Amtsführung geschah Folgendes:

Die Truppen ließen sich die schlimmsten Uebergriffe gegen die Bevölkerung zu schulden kommen — Niemand wurde bestraft oder gar aus dem Heeresverband ausgestoßen. Offiziere mordeten ihre politischen Gegner und kamen so gut wie unbestraft davon. Noske vermochte nicht einmal, die neuen Abzeichen durchzusetzen, geschweige denn eine neue Gesinnung. Nichts wurde aufgelöst: die Reichswehr war viel stärker, als sie nach dem Friedensvertrage sein durfte. Der Kern des Rumpfheers bestand in den Abwicklungsstellen fort — Baths ‚Einteilung und Standorte der Reichswehrtruppen' füllt allein sechseinhalb engbedruckte Seiten mit diesen Stellen. Die lächerlichste Ueberorganisation benutzte Bureaus als Vorwand, den alten Offizieren ihre alten Stellen zu erhalten: da gab es ein Allgemeines Truppenamt und ein Heeresverwaltungsamt mit sechs Unterabteilungen — und das alles nicht etwa gegen einen äußern Feind, sondern ausschließlich gegen uns selbst und letzten Endes, damit Oberstleutnants und Majore und Obersten weiter Gehalt empfangen und eine gewichtige Stellung einnehmen konnten. Noske war in der Hand seines persönlichen Adjutanten, des Majors von Gilsa, eines Mannes, dessen Einfluß alle Kenner der Reichswehr für verderblich hielten. Zweimal, 1919 und 1920, wurde Kaisers Geburtstag in der Reichswehr offiziell feierlich begangen, ohne daß der Reichswehrminister dagegen einzuschreiten vermochte: er forderte, wie in allen Fällen, „Berichte" ein und wollte nichts davon wissen, daß er angelogen wurde.

Seine Haltung nach außen hin war würdelos. Er warf mit aufgeschnappten Redewendungen des Kaisers um sich, drohte, seinen frühern Arbeitskollegen „die Knochen zu zerschlagen", wenn sie etwa von ihrem Streikrecht Gebrauch machen wollten, beschimpfte Jeden, der wagte, das Offiziercorps als unrein anzusprechen — dem gehörten aber Verbrecher an — und befand sich völlig im Bann der Militärs, geblendet durch den Glanz der Achselstücke: ein zweiter Bürger Schippel, der, einmal hochgekommen, den geborenen Bürger noch übertrumpft.

Ein ähnliches Kaliber war der feinsinnige Wolfgang Heine. Dieser Sozialist eigner Prägung verleugnete seine Herkunft aus einer alten preußischen Beamtenfamilie nie, und es war nur nicht

einzusehen, warum er nicht die Landratskarriere eingeschlagen hatte. Unter seiner Aegide erstanden neue Titel, erstand auf Anregung Noskescher Offiziere die Sicherheitswehr, die neue Offiziersstellen eröffnete, und Wolfgang Heine sah nicht oder wollte nicht sehen, wie dieser ganze Apparat eine einzige Verhöhnung der Republik war. Auch er stand in der Preußischen Landesversammlung seinen Mann: Mißgriffe leugnete er ab, oder er deckte sie, und seine Reden heute nachzulesen, ist ein wirklicher Genuß. Unter seiner Aegide wurde eine Zentralversorgungsstelle für Einwohnerwehren begründet: die Familie jedes Einwohnerwehrmannes, der bei Ausübung seines Wachtdienstes verunglückte, sollte jährlich sechstausend Mark erhalten. Man vergleiche damit die kümmerlichen Renten der Kriegsinvaliden. Was gingen Herrn Wolfgang Heine die Invaliden an!

Die Presse? Ihre Kritik an diesem Treiben? Noske war der „starke Mann"; er wurde gefeiert und durch dick und dünn gehalten. Rechts war man noch immer mißtrauisch — das Lustige war, daß den ehemaligen Arbeiterführern ihr Verrat nichts nützte, und daß alle ihre Konzessionen den Reaktionären noch nicht weit genug gingen. Das Bürgertum aber war mit geringen Ausnahmen auf ihrer Seite. Seine völlige Instinktlosigkeit hatte sich noch niemals besser dokumentiert als hier.

Die bürgerliche Presse duldete keinen Tadel an Noske. Sie ignorierte das ihr dargebrachte reichliche Material gegen diesen Reichsverderber, oder sie kannte es gar nicht. Mit ein paar leichten Scherzworten glitt man über die Schutzhaftschande, über die Verbrechen der Offiziere hinweg, um sich mit Wonne und Wutgeschrei gegen die „Kommunisten" zu stürzen. Da war der Leitartikler in seinem Element.

Die Mehrheitssozialdemokratie war geteilt: einige tapfere Organe im Reich wandten sich von Noske ab — das berliner Zentralorgan streichelte ihn manchmal leicht tadelnd, aber zu einer energischen Aktion konnte es sich nicht aufschwingen.

Sie alle haben bis zu allerletzt, bis zu jenem letzten Sonnabend, die Gefahr verkannt, und die letzten Leitartikel all dieser Blätter zeigen ihre glatte Blamage und ihre Unfähigkeit, in politischen Dingen weiter als bis um die nächste Ecke zu sehen. Einzig die Berliner Volkszeitung hat von Anfang an, ununterbrochen, sechzehn Monate durch, tapfer Wacht gegen die Militaristen gehalten und hat, unermüdlich, immer und immer wieder, die klare Linie erkannt. Sie stand fast ganz allein.

Von radikalen Organen wurde die Regierung genugsam gewarnt. (Was wir dazu getan haben, steht an andrer Stelle aufgereiht.) Die Regierung schlief.

Das Verderben brach herein. Den äußern Anstoß gaben, wie nicht anders zu erwarten, die Baltikumer.

Die Offiziere und Mannschaften, die sich da in Kurland zur Verteidigung der bolschewistenbedrohten Heimat (und ihrer Diensstellung) zusammengefunden hatten, bildeten eine schwere Gefahr für die Republik. Noske wurde gewarnt. Man veröffentlichte Material, aus dem hervorging, wie diese Truppen offenen Monarchismus betrieben, wie sie räuberten, plünderten, die weibliche Bevölkerung infizierten — die Regierung schlief.

Das Verderben brach herein. Wenn diese Zeilen erscheinen, werden ja die rechtsstehenden Parteien längst erklärt haben, daß sie mit diesem Putsch nicht das Mindeste zu tun hätten. Sie sind seine geistigen Väter.

Die nationalen Parteien haben dauernd gegen die Republik gehetzt und das Militär verherrlicht, ja, es als ultimum refugium hingestellt. (Das war es auch: aber peccatorum.) Eine Erörterung der Kriegsschuld hat durch die alte Regierung nie stattgefunden — als Mitschuldige hatten diese von der Straße heraufgekommenen Minister allen Grund, sich darüber auszuschweigen. Das fürchterliche Leiden des deutschen Volkes im Kriege unter seinen eignen größenwahnsinnig gewordenen Landsleuten, das Leiden des gemeinen Soldaten — das wurde verschwiegen. (Töricht genug: hier ist der Keim einer ganz großen Volksbewegung; hier der Angelpunkt für eine wahrhafte Demokratie.) Aber so, wie man sich niemals getraut hatte, die Wehrpflicht gesetzlich abzuschaffen, so schwieg man sich auch über die geistige Struktur der preußischen Pest aus — das Militär war tabu. Und solange diese alten Offiziere mit ihren Epauletten herumliefen und vier Jahre Diebstahl, Unterschlagung, Schlemmerei und Unterdrückung vergessen machen wollten —: so lange war an eine Demokratie nicht zu denken. Wohl aber an eine gefährliche Stärkung der Reaktion.

Wie sich diese Generalstabsgehirne die Welt vorstellten, haben wir Alle schaudernd erlebt. Die kindliche Regiererei des Herrn Kapp hat gezeigt, was Deutschland von einem Ludendorff zu erwarten gehabt hätte. (Der Zusammenhang Ludendorffs mit dem Hochverrat ist unwiderleglich geklärt. Der Herr General läuft in Berlin frei herum. Und Leviné?) Die alten vergilbten Mittelchen wurden hervorgeholt: W. T. B. mußte, was ihm nicht schwer fiel, Lügen verbreiten — auch in diesem Amt hatte niemals eine demokratische Reinigung stattgefunden — und W. T. B. verbreitete, Kapp wolle die gesamte Kriegsanleihe zurückzahlen; er veröffentlichte einen Ukas, wonach er das für die Juden bestimmte Mehl zur Herstellung von Ostergebäck unter die Arbeiter verteilen wollte — und ein Befehl: „Wer . . . ., wird erschossen“ fehlte gleichfalls nicht. Kurz: preußischer Generalstab.

Die Soldaten fuhren in ihren Lastautos durch die Stadt und waren treu. Wem — davon stand nichts in den Kriegsartikeln. Aber treu waren sie, mit jener stumpfsinnigen Treue, die um ihrer selbst willen da ist, ohne sich um den Herrn zu kümmern. dem zu dienen ist. (Ja, nach Schluß der Operette sah man auf den Panzerautos die Aufschrift: „Wir stehen hinter der Regierung Ebert-Bauer“ — aber zum Glück war das mit Kreide angemalt und leicht wegzulöschen. Es war eine auswechselbare Treue. Und die Pointe schließlich bildete, daß in den allerletzten Tagen jene Aufschrift, auch auf den Stahlhelmen, durch ein Fragezeichen ersetzt wurde — das Loreley-Regiment: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.)

Der erwartete Jubel der Bürgerschaft blieb aus. Keine Jungfrauen schwenkten Tücher, kein Blumenregen, nichts. Die Deutsche Tageszeitung stellte sich selbstverständlich den Verschwörern zur Verfügung — bis zum dritten Tage; dann verließ

diese Ratte das sinkende Schiff. Herr Johannes W. Harnisch vom Berliner Lokalanzeiger hielt länger durch. Die andern warteten ab. (Daß sie, wenn Kapp Erfolg gehabt hätte, fast alle umgefallen wären, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.) Mit Freuden funktionierte die Technische Nothilfe. Die Lehrer in den Schulen trieben die Schüler dieser Streikbrecherorganisation zu. Die Einwohnerwehr, unpolitisch, wie sie sich hatte, stellte gleichfalls Posten — sie benahm sich, im Gegensatz zu den eingerückten Soldaten, herausfordernd. In Eisenhelmen liefen die als Landsknechte verkleideten Commis umher und freuten sich, daß ihnen die ganze Straße ehrfürchtig nachsah, und wenn sie gar vor einem richtigen Offizier stramm stehen durften, so schlug ihr Herz. Auch sie wird selbstverständlich aufgelöst werden müssen.

Der Streik setzte ein. Es muß gesagt werden, daß die Demokraten die schwere Schuld, die sie durch Duldung der Vorbereitung eines solchen Putsches auf sich geladen haben, in den drei kritischen Tagen wettzumachen suchten. Sie hielten mit den Arbeitern zusammen und verweigerten der Regierung Kapp die Gefolgschaft. Die Reaktionäre verhielten sich feige abwartend.

Die große Masse der Bürger blieb auch dieses Mal indolent. Soweit sie nicht organisiert waren, und soweit nicht die Angestellten- und Beamten-Verbände den Streik aufrecht erhielten, dominierte der Spießer, den es ärgerte, daß die 54 nicht ins Geschäft fuhr, und daß die gewohnte Morgenzeitung ausblieb. Die Frage, wer „da oben“ regiere, interessierte ihn wenig.

Als es nicht mehr ging, flohen Kapp und Lüttwitz, so wie Wilhelm geflohen war und Ludendorff und Noske. Und nun?

*

Und nun wird ganze Arbeit gemacht werden müssen. Die Forderungen, die man der Regierung abgerungen hat, sehen auf dem Papier ganz nett aus — wichtig ist, wie und von wem sie durchgesetzt werden. Und wichtig ist vor allem Eines:

Es muß einmal Allen — Politikern, Publizisten und Soldaten — gezeigt werden, daß man nicht ungestraft aufs falsche Pferd setzt. Es muß einmal Gesinnung richtig gewertet werden. Bei uns ist das so: der Monarchist plustert sich auf und bekämpft die Republik; der Offizier verteidigt seinen Posten gegen die Zivilisten; der Publizist prophezeit, und dem Publikum genügts, daß Einer überhaupt prophezeit — richtig brauchts nicht zu sein. Hier muß ein Ende gemacht werden. Hier muß einmal gezeigt werden, daß es auch praktische Folgen hat, wenn man in einer demokratischen Republik monarchistisch, militaristisch, nationalistisch agitiert. Diese Männer müssen entfernt werden.

Glückt wieder nur eine Schein-Reorganisation, so haben wir das Selbe in mehr oder minder kurzer Zeit noch einmal — aber dann erfolgreicher. Keiner kommt bei uns auf den Gedanken, daß Politik auch in die engsten Verbände, in die Kommunen, in die kleinen Aemter, in die Kasernen greifen dürfe. Aber grade dahin muß sie greifen. Es geht unter keinen Umständen an, daß Alle, die an diesem Hochverrat teilgenommen haben, nun einfach, da er mißlungen ist, ruhig nach Hause gehen. „Du! du! wenn

du noch einmal einen Hochverrat begehst, dann bekommst du einen Tadelstrich!" Wenn dieses Offiziercorps es schon mit seiner sogenannten Ehre vereinbaren kann, von der Republik Geld zu nehmen und sie dann doch zu bekämpfen —: wir könnens nicht mehr.

Wir brauchen unser Geld zu notwendig, um es mit vollen Händen als Arbeitslosenunterstützung für unnütze Truppen herauszuwerfen. (Sie nennens Sold.) Wir können uns den Luxus dieses großen militärischen Apparats als Selbstzweck und reaktionäre Polizeitruppe nicht mehr leisten. Hier muß Ordnung geschaffen werden.

Es muß Publizisten, die dauernd daneben raten, die Berechtigung abgesprochen werden, noch ernstlich mitzureden. Verpflichtet denn bei uns eine Ansicht zu gar nichts mehr? Alle tragen die Verantwortung, die schwere Verantwortung — und wenns zum Klappen kommt, dann laufen sie weg oder haben es anders gemeint oder haben nichts gesagt . . . und beginnen morgen von vorn. Keiner tritt ab — es sind noch immer Alle, Alle da.

Wenn Einer heute noch glaubt, daß Menschentöten im Kriege kein Mord ist, daß Waffen Argumente sind; wenn Einer heute noch meint, eine Kaste — die Militärs — dürfe, mit besondern Gerichten, Ehrenanschauungen, Lebensbedingungen versehen, als Staat im Staate das eigne Volk schädigen, so soll ihm diese Meinung unbenommen sein. Aber die Republik hat die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, diese Männer aus ihren Aemtern und Betrieben herauszusetzen — und die Presseleser täten gut, ihren blamierten Führern nicht mehr zu glauben. Das geht nicht an: vorgestern für den Krieg zu sein und gestern für die Republik und heute für Noske und morgen für Reorganisation. Meinungen verpflichten. Das ist hart und unbequem — aber sauber. Und Presseschreiber, die die jeweils moderne Meinung tragen, sind keine Führer des Volkes. Glaubt ihnen nicht.

Hier muß ganze Arbeit getan werden.

Entfernung der konservativen Preußenoffiziere aus der Reichswehr. Sofortige Aufhebung der Militärgerichtsbarkeit. Verwandlung der Reichswehr in eine zuverlässige Volksmiliz. Und vor allem: Aufklärung von Staats wegen.

Aufklärung darüber, daß ein Offizier auch nur ein Mensch ist, und vielfach nicht einmal der beste. Aufklärung darüber, daß der Offizier, genau wie jeder andre Staatsbürger, den Gesetzen unterworfen ist, daß Hochverräter nicht immer Ballonmützen und rote Schlipse tragen, und daß rohe Gewalt auch dann zu verachten ist, wenn sie sich militärisch kostümiert. Ihr liebt noch Alle zu sehr das Tempelhofer Feld, mit einer stillen, unterirdischen, unausrottbaren Liebe. Man muß sie ausrotten.

Aufhebung der Technischen Nothilfe. Auflösung sämtlicher Einwohnerwehren. Nicht etwa: Umwandlung. Wir kennen das: dann wird „gemeldet", daß hieramts alles republikanisch sei, und es wird nichts geändert. Hier muß ganz bis zu Ende gegangen werden — eher bekommen wir keine Ruhe.

Aufklärung der Oeffentlichkeit darüber, wie sehr die „nationalen" Parteien an diesem unabsehbaren Unglück die Schuld ge-

tragen haben. Aufklärung über die Schuld der reaktionären Offiziere und Beamten.

Und vor allem, vor allem: Reorganisation der Schule. Da steckt das Unheil, da die zukünftige Generation, da unsre Hoffnung und unsre Furcht. Den Kindern muß — nicht Parteipolitik —: demokratische Gesinnung eingepflanzt werden. Politik gehört in die Schule, hat immer hineingehört, solange sie monarchistisch gefärbt war. Pensioniert lieber nationale Lehrkräfte mit vollem Gehalt, als daß Ihr die Kinder noch einmal zu einer Generation werden laßt, die, wie die von 1914, ein Blutbad bejubelt.

Wenn die Republik Deutschland, erweckt durch den Militärputsch, Das nachholt, was sie im November 1918 versäumt hat: dann ist er nicht umsonst gewesen.

Gegen eine Reorganisation der großen Aemter wird niemand etwas einwenden. Der Widerstand der kleinen Gruppen und Kollektivitäten — bis zur Familie herunter — wird stark sein. Brecht ihn. Wir haben keine Revolution gehabt. Macht eine.

Abschied von Noske von Kaspar Hauser

Da gehst Du hin und singst nicht mehr.
Wir haben oft von Dir gesungen,
hell hat hier unser Lied geklungen.
Es ist uns stets vorbeigelungen:
Du bliebst und ruiniertest uns noch mehr.
Jetzt gehst Du hin und singst nicht mehr.

Du warst der Bürger starker Mann.
Du schliefst, indes die Adjutanten,
die den Proleten rasch erkannten,
die Trupps für ihren Zweck verwandten —
Landauer, Liebknecht! was lag Dir daran!
Du warst der Bürger starker Mann.

Du gehst. Koch Dir Kamillentee.
Und denk im Käppchen Du an Kappen.
Einst fuhrst Du mit den Lanzknechtsknappen
Jetzt hältst Du es mit Schusters Rappen —
vorbei Importen und Gesangssoiree
Du gehst. Koch Dir Kamillentee.

Gehst Du? Noch ist Dein Ungeist da.
Noch wollen Alle sie's nicht wissen:
Wir bleiben tief in Kümmernissen,
bis wir das Achselstück zerrissen.
Wie lange noch Tatü-tata?
Du gingst. Und bist noch immer da.

Kassandren

Was sich am dreizehnten März ereignet hat, ist hier immer und immer wieder vorausgesagt worden. Wers nicht glaubt, für den erschalle ein winziger, ein kaum nennenswerter Bruchteil der Unkenrufe noch einmal. Leider scheint es in Deutschland undenkbar, daß Regierungsmänner Ratschläge und Warnungen von Publizisten überhaupt in Betracht ziehen — es sei denn, um unbequeme zu verfolgen. Sollte aber eine Regierung nicht vielmehr dankbar sein, daß sie auf ihre Fehler gestoßen wird? Ist es wirklich ganz unter ihrer Würde, unterrichtete, wohlmeinende, unantastbar sachliche Freunde des Vaterlands anzuhören? Bei uns hat die Unsachlichkeit, der Opportunismus, die Konjunkturbeflissenheit größern Einfluß. Jammer und Elend hätten vermieden werden können, wenn die Vertreter der Reichsregierung und der Landesregierungen sich in den vergangenen anderthalb Jahren entschlossen hätten, an ihrer Unfehlbarkeit zu zweifeln und ihre Ohren zu öffnen. Werden die Herren wenigstens aus der Katastrophe gelernt haben? Daß sich die meisten der Herren weiter für unentbehrlich halten, ist ein Maßstab, wie gering unsre Hoffnung zu sein hat.

27. März 1919

Der jungen deutschen Demokratie droht schwerste Gefahr. Von rechts sammeln sich alle einstigen Nutznießer des Klassenregiments und der Kapitalsherrschaft zur Wiedereroberung der verlorenen Macht. Was könnte die Gemüter auch mit heißerer Leidenschaft erfüllen? Glaubt man, die Junker könnten es vergessen, daß sie einst Krone und Militärkabinett beherrschten, als Oberpräsidenten und Landräte unumschränktes Regiment führten, Rekruten und Landproletarier mit der Reitpeitsche traktieren durften? Heinrich Ströbel

Gegenrevolution ist lächerlich, wird mir gesagt, seitdem sie im Anzuge ist, das heißt: von dem Tage an, wo die Alldeutschen als normal gebildete Soldaten volle Deckung nahmen, indem sie sich „auf den Boden der Tatsachen stellten" und in zäher, stiller Arbeit daran gingen, den Militarismus wieder aufzurichten.

Wir nähern uns rasch den alten Zuständen, die die Deutsche Tageszeitung und jeder Philister jeden Tag preisen. Die Lockspitzelei blüht, nur erfährt niemand etwas davon, da die kapitalistische Presse, genau wie während des Krieges, gefesselt ist an den Lügenapparat der militärischen Berichterstattung. Gibt es noch eine Rettung vor der immer weiter fortschreitenden Verseuchung mit Militarismus?

Ich möchte schon etwas von der Vernunft erwarten, auch von der der Spartaciden, die durch ihre fixe Idee, man könne mit dem Maschinengewehr sozialisieren, der Reaktion erst den Auftrieb gaben. Aber diese Hoffnung wird trügen. Hingegen eine andre nicht: die Hoffnung auf die Dummheit und Maßlosigkeit der preußischen Reaktionäre. Der Größenwahnsinn wird kommen, wie er am Anfang des Krieges einsetzte, wie er nach der Niederwerfung Rumäniens, mit dem U-Boot-Krieg von 1917 und dann noch einmal mit der März-Offensive von 1918 wiederkehrte. Der Größenwahnsinn wird aufsteigen, man wird, wo man kann, unausdenkbar dumme Dinge begehen — und das wird hoffentlich dann das Ende der Junkerherrschaft in Deutschland sein. Ist überhaupt noch eine Möglichkeit gegeben, daß Deutschland erwacht und endlich seine Peiniger, Ausbeuter und Betrüger abschüttelt: dies ist sie. Von der politischen Einsicht und Entschlußfähigkeit der Deutschen ist nichts zu erwarten. Einzig und allein die so oft bewährte Dummheit und Maßlosigkeit der Reaktionäre ist Deutschlands letzte Hoffnung. Otto Lehmann-Rußbüldt

. . . Die Mörder Liebknechts, die Mörder harmloser alter Berliner werden weiter als Leutnants herumlaufen: denn erstens hat ein preußischer Offizier nicht unrecht, und zweitens gesteht mans nicht ein, und drittens wird er niemals bestraft. Glaubt Noske im Ernst, wir vergäßen das? Er wird, wenn er abtritt, was nächstens fällig ist, für sein Teil vergessen sein — nicht aber die Kerle, von denen dem wild gewordenen Spartacus allzu wenige in die Hände gefallen sind. Sie, Herr Rechtsanwalt, haben löbliche Arbeit zu leisten versucht. Leider geht es nach Ihrer Methode nicht. Mit andern Mitteln als Eingaben wird der Regierung klar zu machen sein, daß ihre Unzulänglichkeit jeden Rekord schlägt. Wir brauchen eine zweite Revolution. Nein: wir brauchen eine Revolution. S. J.

8. Mai 1919

Tag für Tag offenbart sich grausamer die Ohnmacht der Regierungssozialisten und die Allmacht des leichtfertig großgezüchteten Militarismus. Klingt da die Erzählung der ‚Freiheit' noch unglaubhaft, daß ein Oberst ihrem Gewährsmann, einem Professor, ganz offenherzig auseinandergesetzt habe, wie man eines schönen Tages mit dem ganzen Unfug der Revolution aufräumen, nämlich ein paar tausend der unbequemsten Revoluzzer aller Richtungen einfach an die Wand stellen werde? Und wäre es bei solchen Sturmzeichen nicht dringend geraten, dem Machtwahn der Knüppel- und Säbelpolitik zu entsagen und es lieber selbst einmal im Innern mit der Versöhnungs- und friedlichen Konfliktsschlichtungspolitik zu versuchen, die man doch für die Außenpolitik in saubere Paragraphen gebracht hat? Heinrich Ströbel

22. Mai 1919

. . . Aber wie soll Deutschland je vom militärischen Geiste genesen, wenn der Militarismus sich immer riesenhafter auswächst und immer rücksichtsloser alles Leben vergewaltigt! Rast nicht wieder der Kriegswahnsinn durch die Straßen Berlins, durch Deutschlands Gaue, wie im Juli und August des Jahres 1914? Führt nicht der unselige General Liebert wieder wie ehedem den Chorus der Kriegsbrüller? Zücken nicht schon Offiziere am Königsplatz in heller Schlachtenbegeisterung den blanken Säbel? Werden nicht schon harmlose Mehrheitssozialisten verprügelt, weil sie in der Orgie des Nationalismus die kleinste Spur des revolutionären Rot vermissen? Hat nicht der Gouverneur von Graudenz den Ruf zu den Waffen angekündigt? Hat nicht der Staatskommissar von Oberschlesien öffentlich mitgeteilt, daß „militärische Verstärkungen zum Teil bereits eingetroffen, zum Teil im Anrollen" seien? Was soll diese nationalistisch-militärische Orgie, was soll diese ganze Vorbereitung der Gewalt? Will Hirnverbranntheit es wirklich noch einmal . . .

Heinrich Ströbel

29. Mai 1919

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und heute?
Ach heute! Die Herren oben
tun ihren Pater Noske loben
und brauchen als Stütze für ihr Prinzip
den alten trostlosen Leutnantstyp.
Das verhaftet, regiert und vertobackt Leute,
damals wie heute, damals wie heute —.
Und fällt Einer wirklich mal herein,
setzt sich ein Andrer für ihn ein.
Liebknecht ist tot. Vogel heidi.
Solchen Mörder straft Deutschland nie.

Na und —?
Der Haß, der da unten sich sammelt,
hat euch den Weg zwar noch nicht verrammelt.
Aber das kann noch einmal kommen . . .!
Nicht alle Feuer, die tiefrot glommen
unter der Asche, gehen aus.
Achtung! Es ist Zündstoff im Haus!
Wir wollen nicht diese Nationalisten,
diese Ordnungsbolschewisten,
all das Gesindel, das uns geknutet,
unter dem Rosa Luxemburg verblutet.
Nennt Ihr es auch Freiwilligenverbände:
es sind die alten schmutzigen Hände.
Wir kennen die Firma, wir kennen den Geist,
wir wissen, was ein Corpsbefehl heißt . . .
Fort damit —!
Reißt ihre Achselstücke
in Fetzen — die Kultur kriegt keine Lücke,
wenn einmal im Lande Der verschwindet,
dessen Druck kein Freier verwindet.
Es gibt zwei Deutschland — eins ist frei,
das andre knechtisch, wer es auch sei.
So laß endlich schweigen, o Republik,
Militärmusik! Militärmusik!

Kaspar Hauser

5. Juni 1919

— — — — — — — — — — — — — — —

Deutschland! hast du eine Lammsgeduld!
Läßt dir heute nach diesem allen
Frechheit von Metzgergesellen gefallen?
Lern ihre eiserne Energie!
Die vergessen nie.
Die setzen ihren verdammten Willen
durch — im lauten und im stillen
Kampf, und sie denken nur an sich.
Deutschland! wach auf und besinne dich!

Nur Einen Feind hast du deines Geschlechts!
Der Feind steht rechts!

Kaspar Hauser

12. Juni 1919

An den Unteroffizier Noske

— — — — — — — — — — — — — — —

Da stehen wir Alle, verfolgt vom Staat,
und bewahren nur mühsam die Ruh'.
Der übt im tiefsten Herzen Verrat,
der die Heimat verhetzt wie Du.
Konservativ nach Aufstandsgebärden,
gegen die Arbeiter barsch
Noske. Er sollte noch Feldwebel werden —
und dann:
„Kehrt, marsch!"

Kaspar Hauser

26. Juni 1919

. . . . . Aber die Burschen, die diese katastrophalen Fehler verschuldet, verhüllt, ja dem Volke als besondere Finessen aufgeschwatzt haben, sitzen heute schon wieder, beschützt von Pater Noske, in hohen Würden, bekommen Gehälter und werden nicht eingesperrt. Im Gegenteil: sie dürfen zu neuem Kriege hetzen. Sie wollen ihre dritte Marne-

Schlacht haben. Schade, daß deren Folgen auch wir zu tragen hätten. Sonst müßte man wünschen, daß sie sie bald geliefert kriegten.

S. J.

24. Juli 1919

Ein republikanischer Führerbund soll diejenigen Führer und Unterführer der Reichswehr umfassen, die nicht monarchistisch gesinnt. Das wird sich zerschlagen, würde Max Adalbert sagen, nämlich aus Mangel an Mitgliedern garnicht zustande kommen. Nun rächt sich die Nachgiebigkeit gegen die Offiziere des alten Schlages, die man, voll Angst, nicht entbehren zu können glaubte. Die er rief die Geister, wird er nicht mehr los, und die konservative Offizierskaste hat glücklich ihre alten Betätigungs-Rieselfelder in eine neue Zeit hinüber gerettet.

S. J.

14. August 1919

Bezeichnend für die ungeheure Lebenskraft dieser Kreise und für ihre Ungeistigkeit ist das maßlose Erstaunen darüber, daß die kleinen Fortschritte der Republik für sie persönlich etwa Nachteile im Gefolge haben sollten. Sie hielten ihre militärischen Dienststellen aufrecht, und ein Spiel mit Aemtern hub an ganz wie im Kriege. Da gibt es Staffelstäbe und Brigade-Stabsquartiere und Detachements und Corps und Oberkommandos Süd und Nord. . . . Die zerrüttete Finanzlage des Reiches ist für diese nutzlose Arbeit offenbar kein Hinderungsgrund. Man meinte: Erholungsurlaub — und sagte: Inspektionsreise; man sagt: Verteidigung der Heimat gegen die Bolschewisten — und meint: Stellenversorgung.

Ignaz Wrobel

28. August 1919

Gewalt überall. Wollt Ihr den Pazifismus im Innern, so beseitigt vor allem die Autokratie des Militärs, das nicht wartet, bis man es braucht und holt, sondern, wie der Ochs im Porzellanladen, das Geschirr zertrampelt, aber seinesteils die Verwaltungsbehörden erst dann alarmiert, wenn der ganze Ausschank brennt. Friede auf Erden, und ohne die Generalkommandos den Menschen ein Wohlgefallen.

S. J.

4. September 1919

. . . Und ein Reichswehrminister, der in dem verdächtigen Eifer der hohen Offiziere, mit denen er umgehen darf, und die ihm ungeheuer imponieren, nicht merkt, wie da Stellen um der Stellungsuchenden willen geschaffen werden, wie der alte Unfug genau so auflebt, wie er damals hoch zum Himmel blühte: mit Aemtern und Posten und Pöstchen und Dienststellen und Bureaustuben und Beförderungen um der Gehälter willen . . . und wie der ganze Apparat eine unangenehme Aehnlichkeit mit einer Hundehütte hat, darinnen ein Kettenhund sitzt, der die zerlumpten Bettler zähnefletschend ankläfft und dafür eine Wurst hingeworfen bekommt.

Ich mag keine Kettenhunde. Sie sind bösartig, wedeln mit dem Schweif und haben einen schlimmen Charakter.

Ach, entschuldigen Sie, haben Sie nicht einen andern Reichswehrminister? Dieser ist uns drei Nummern zu groß.

Ignaz Wrobel

25. September 1919

Und mit einem Mal wandte sich Oberst Reinhard, ziemlich unvermittelt, an mich mit der Frage:

„Wie sehen Sie die nächste Zukunft an?“

„Pessimistisch.“

„Sehr?“

„Sehr! Der Winter . . .“

„Das ist ganz meine Meinung.“

„Und dann?"
„Ja, dann muß gehandelt werden."
„. . . ? . . ."
„Dann muß zugepackt werden."
„Eine Militärdiktatur?"
„Nennen Sies, wie Sie wollen. Dann gehts grade oder ungrade. Aber seien Sie versichert: wir Militärs wollen mit den Zivilisten Hand in Hand gehn."
„Mit den Zivilisten?"
„Jawohl, mit den Zivilisten. Dann muß dafür gesorgt sein, daß eine starke Regierung neben und zu uns steht. Ordnung schaffen wollen wir — und, wenn es sein muß, mit Gewalt."
„Eine solche zivil-militärische Diktatur würde sich nicht drei Tage halten können", wandte ich ein. „Die Arbeiter würden in den Generalstreik treten und Ihre schönsten Berechnungen über den Haufen werfen."
„Da bin ich doch andrer Ansicht. Lassen Sie sich erzählen, wie ichs in Oberschlesien gemacht habe. Die paar Reichswehrtruppen waren, als es dort unten drunter und drüber ging, so verängstigt und eingeschüchtert, daß sie sich nicht aus den Kasernen herauswagten. Die Einwohner, Frauen und Kinder, waren entschlossener als die Soldaten, auf die es die Aufrührer vor allem abgesehen hatten. Nachts brachten sie den Truppen heimlich was zu essen. So war die Lage, als ich nach Oberschlesien mit meiner Truppe kam. Ich fuhr wie ein Donnerwetter drein. Ein paar Rädelsführer, die schlimmsten, wurden niedergeknallt. So was muß sein. Arbeitszwang wurde ausgesprochen. Und Sie hätten nur sehen sollen, wie die Arbeiter am nächsten Morgen auf der Arbeitsstätte erschienen! In ihren schwarzen Bratenröcken kamen sie angelaufen. Die Ordnung war wiederhergestellt."
„Und dieses Rezept würden Sie dann ganz allgemein anwenden wollen?"
„Gewiß."
„Also Gallifet?"
„Jawohl: Gallifet!"

Johannes Fischart

23 Oktober 1919

Die baltischen Helden wollen ihr altes Leben weiterführen. Sie wollen fortsetzen, was sie 1914 begonnen, und durch vier Jahre getrieben haben: geschäftig zu sein, ohne stark zu arbeiten, zu disponieren, ohne eine Verantwortung zu tragen (denn wie am Fall Ludendorff ersichtlich, ist diese Verantwortung ein leeres Wort) — sie wollen das Mißverhältnis zwischen Leistung und Löhnung nicht aufgehoben haben und auch fürder in einer Gemeinschaft, ja, in einem kleinen Staat leben, wie er sonst nirgends zu finden sein kann, weil er unrettbar zusammenbrechen müßte.

In der Regierung sitzt zur Zeit kaum ein Mann, der weiß, was der Militarismus auf geistigem Gebiet bedeutet, und wie man einen geistigen Kampf gegen ihn inszenieren kann. Ich halte es nicht für meine Aufgabe, in einem Blatt wie diesem ernsthaft über Herrn Noske zu debattieren. Wenn wir die Ritterkaste bekämpften, so meinten wir damit nicht, daß ein Wachtmeister die Führung übernehmen solle. Die Bürger laufen heute, von Rentenpsychose getrieben, zu jedem, der ihnen Schutz vor Verdienstminderung verspricht; sie halten sich, wie früher, bissige Hofhunde und wundern sich dann später, wenn die nach ihren Herren schnappen.

Die Regierung hat dreiviertel Jahre lang die Oeffentlichkeit über das kurländische Abenteuer hinweggetäuscht und zweimal bewußt die Unwahrheit gesagt: einmal hat sie eine Grenzsperre angekündigt, die nicht vorhanden war, und das zweite Mal eine Abberufung des Generals von der Goltz proklamiert, die nicht ausgeführt wurde.

Kurland ist ein Stoffmuster des großen Tuchballens der Republik: die Regierung zage, die Offiziere wacker zugreifend und das Ganze eine Katastrophe in der äußern Politik. Muß man in Deutschland als kommunistischer Unabhängiger verschrieen sein, weil man leidenschaftslos und kühl-objektiv die Wahrheit sagt? Ignaz Wrobel

6 November 1919

Exzellenz von Lüttwitz . . . Nein, das muß ich ganz hersetzen: „Exzellenz von Lüttwitz, der bekannte und vielgerühmte Heerführer aus dem Kriege, weilte gestern in Beuthen, um die hier liegenden Reichswehrtruppen zu besichtigen. Vormittags elf Uhr hatten sich die Truppen auf dem Moltkeplatz aufgestellt. Exzellenz von Lüttwitz schritt die Fronten ab und unterhielt sich leutselig mit vielen Soldaten. In seiner Begleitung befand sich Generalmajor von Höfer aus Gleiwitz. Der Parademarsch zeigte, daß in unsrer Reichswehr vorzüglich gearbeitet wird, um die Truppe wieder mit der alten Disziplin und dem alten Geist zu erfüllen. Zu dem militärischen Schauspiel hatten sich viele Zuschauer auch aus Arbeiterkreisen, eingefunden, und man hörte über die vortreffliche Haltung der Truppen grade aus diesem Munde manche Anerkennungen.“ Ich habe nie daran gezweifelt, daß in unsrer Reichswehr vorzüglich gearbeitet wird, um die Truppe wieder mit dem alten Geist zu erfüllen. Daß für diese Geistesfüllung der Parademarsch wie geschaffen ist, steht ebenfalls fest. Ich habe nur noch nicht eingesehen, weshalb von dem sauer verdienten Gelde, das ich der Steuerbehörde zahle, Leute erhalten werden sollen, die uns so maßlos geschadet haben. Es ist nicht einerlei, in welchem Sinne die hunderttausend Mannen erzogen werden, und es ist nicht auf die leichte Achsel zu nehmen, daß notwendige Ordnung und kurzstirnige Brutalität wiederum miteinander vermengt werden. S. J.

22. Januar 1920

Was dem völlig unfähigen Noske immer wieder und wieder vorgeworfen werden muß, ist eben, daß dieser ehemalige Sozialdemokrat die gute Gelegenheit nicht benutzte, alle Nutznießer des alten Systems auf die Straße zu setzen. Er sieht nicht, wie er zum Narren gehalten wird. Kaum besteht die Möglichkeit, daß die Militärgerichtsbarkeit abgeschafft wird, so heckt einer der ehemaligen Kriegsgerichtsräte den Plan aus, die ganze Gesellschaft als „Heeresjustitiare“ beizubehalten. (So beziehen sie das alte Gehalt.) Und vielleicht braucht dieser Militärverein wirklich einen ständigen Rechtsbeirat für seine ständigen Uebergriffe. Ignaz Wrobel

5. Februar 1920

Der Abgrund kriecht immer schwärzer gegen uns heran, und nicht Gewalttat, reaktionäre oder revolutionäre Abenteuer können uns retten, sondern einzig Vernunft, Gerechtigkeit, tatfreudig-friedliche Organisationsarbeit. Der Militarismus ist der Anfang und das Ende aller Uebel, das schlechthin Verwerfliche. Heinrich Ströbel

19. Februar 1920

Auch in Ihren Kreisen, Genossinnen und Genossen, ist man sich jetzt nicht mehr im Zweifel darüber, daß die Frage: Kommt es zur Gegenrevolution? sich verdichtet hat zu der Frage: Wann und aus welchem Anlaß beginnt der Kampf?

Tun Sie Ihre sozialistische Pflicht! Gehen Sie daran, den Weg zu bereiten zur Wiedervereinigung aller nützlichen Teile der Arbeiterklasse. Noch ist es nicht zu spät. Aber es scheint, daß die Zeiger sich zur letzten Stunde neigen. Cyrill Soschka

Die Reaktion in Pommern von einem Rittergutsbesitzer

Dieser Aufsatz war vor dem dreizehnten März druckfertig. Er ist, trotz der Entlassung des Erzreaktionärs Wolfgang Heine, durch die Ereignisse nicht überholt — wenn die Regierung sich endlich entschließt, auf die Warnungen von Sachkennern zu hören.

Pommern war das klassische Land der Reaktion in Deutschland. Abgesehen von einer Großstadt, Stettin, und von wenigen kleinen Mittelstädten, beherrscht die ganze Provinz wirtschaftlich und politisch der Wille der Rechten. Schwerer, mühsamer als in irgendeinem andern Teil unsres Vaterlandes rang selbst der kleinste Fortschritt sich durch.

Auch noch im Kriege erhielt sich Pommern unter der Militärdiktatur mit Recht seinen Ruf als schwärzester Landesteil in Deutschland.

Da kam die Revolution. Wer heute rückwärts schaut, der muß sagen, daß der Umschwung in Pommern sich ungemein friedlich vollzog. Es war die Eigenart der Bewohner des flachen Landes, die sprichwörtliche pommersche Ruhe, die fast nirgends Gewalttätigkeiten aufkommen ließ. Die Herren Agrarier schlotterten mit den Knien, und die Bevölkerung begrüßte die Befreiung wie eine Selbstverständlichkeit, wie das natürliche Ergebnis der Geschichte. Man pflückte die pommersche Freiheit wie eine reife Frucht.

Wie würden sich die Verhältnisse entwickeln: das war die Frage!

Daß das herrschende Groß-Kapital in der Landwirtschaft Alles tun würde, um die Entwicklung zurückzuschrauben: das war klar. Es kam darauf an, wie die Gegenseite und die neue Volksmacht sich verhalten würden.

Die Demokratie in Pommern, wo das Zentrum fast gar keine Rolle spielt, beruht auf den Demokraten und auf den Mehrheitssozialisten. Beide Parteien hatten bedeutenden Zulauf, die Mehrheitssozialisten einen erheblich größern als die Demokraten. Beide Parteien litten darunter, daß viele Menschen ihnen zuströmten, die bis dahin sich politisch nicht betätigt hatten, und die als Neulinge das politische Leben nicht immer richtig und sachgemäß beeinflußten. Beide Parteien traten übrigens in die Revolution ein mit ungemein geschwächten Kräften. Die Organisationen waren zurückgegangen, wenn nicht aufgeflogen: der Krieg hatte auch hier das Seine getan — massenhaft lagen die tüchtigsten Mitglieder der Organisationen begraben im Westen und im Osten. Der zweite Schlag war der Zwiespalt in der Arbeiterklasse. Die Unabhängigen machten Fortschritte; die Kommunisten, offenbar mit sehr stattlichen Geldmitteln versehen, tauchten hier und da auf, wie in den Städten, so auf dem flachen Lande, brachen in die jungen Organisationen der Landarbeiterschaft und richteten dort Verwirrung an. Und heute?

Die geeinigte, geschlossen geführte Reaktion steht gegenüber einer gebrochenen Schlachtlinie der Demokratie, die sich rückwärts zu wehren hat gegen Unabhängige und Kommunisten. Die beiden Mächte rechts und links von den Demokraten und Republikanern stützen und fördern sich gegenseitig, sind eins

im Kampf gegen die Demokratie und betreiben diesen Kampf mit allen Mitteln, oft genug mit Mitteln, die ein ehrlicher Demokrat anzuwenden ablehnt. Was immer von der Regierung getan und gelassen werden möge: beide Gegner der Demokratie verwerten es gleichmäßig. Beide schreien: Fort mit dieser Regierung und diesem Staat! Zwei Todfeinde haben denselben Schlachtruf.

Kommt hinzu, daß die Regierung der Republik nicht überall das rechte Verständnis für Leben und Wirtschaft auf dem flachen Lande gezeigt hat. Braun kennt das flache Land. Er hat manches angeordnet, manches unternommen, was sachlich unbedingt gut war. Aber wie vieles mag unterblieben, wie vieles in der Ausführung verpatzt worden sein dadurch, daß im Ministerium des Innern noch heute genau derselbe reaktionäre Geist lebt wie früher. Der eine oder andre Ministerialdirektor macht den Kohl nicht fett. Seit Menschengedenken verlangt die Demokratie Deutschlands und insbesondere Pommerns die Abschaffung der Gutsbezirke und Amtsvorsteher. Nichts ist geschehen. Seit Menschengedenken weiß Jeder, der die leiseste Ahnung von Ostelbien hat, daß die festeste Stütze der Reaktion der ostelbische Kreistag war. Hier war zuerst anzufangen, hier hätten schon die Volksbeauftragten acht Tage nach der Revolution ansetzen müssen. Aber es dauerte sechs Monate, bis wir endlich ein Wahlrecht bekamen, das jedem demokratischen Herkommen widersprach. Sämtliche Landstädte, in denen selbstverständlich die Demokratie ihren Sitz und ihre Stütze hatte, sind ausgeschaltet — sie wählen indirekt. Das flache Land der Kreise wurde völlig willkürlich, wurde sinnlos zerschnitten wie eine Torte, massenhaft gingen Stimmen verloren, und die Wahlvorbereitung war außerordentlich erschwert. Die Landwirtschaftskammer, die wichtige Stelle, die von der Opposition des alten Deutschland niemals anders angesprochen wurde denn als die einseitige Klassenvertretung des landwirtschaftlichen Groß-Kapitals, ist noch unverändert. Fast überall ist der Einfluß der alten Reaktion auf die Besetzung der vielen Aemter, die der Kreistag vergibt, der alte geblieben. Auf den Bänken der Schöffen und Geschworenen, auf deren Zusammensetzung der Kreistag Einfluß hat, sitzen noch heute überwiegend Groß-Agrarier. Hier und da unter ihnen ein oder einige Renommier-Arbeiter! Es beginnen schon wieder in Pommern die politischen Prozesse, natürlich gegen die Kämpfer der Demokratie, vor allem gegen Sozialdemokraten. Die Staatsanwälte, die von heute auf morgen abberufen werden können, amtieren nach wie vor, im alten Geist. Aus der ganzen Provinz kommen Beschwerden über das Verhalten der Soldaten bei Uebungen und Festlichkeiten. Irgendwo ist ein Wille am Werk, der zwischen Militär und Zivil die schwersten Gegensätze heraufbeschwört und aufrecht erhält. Wir wünschen, daß der neue Soldat der Reichswehr als geachteter und angesehener Mitbürger unter uns wandele! Was geschieht? Man mißbraucht ihn zu monarchistischen Kundgebungen oder zur Stützung von Agrarier-Putschen.

Alles aber, was im Ministerium des Innern verpatzt worden ist — und das ist eine Menge — dürfte weit in den Schatten gestellt werden durch die unglückseligen Einwohnerwehr-Ver-

fügungen, für die der Minister des Innern, Wolfgang Heine, persönlich verantwortlich ist. Von Anfang an waren es reaktionäre Offiziere, die, als Werbe-Offiziere, gemeinsam mit reaktionären Landräten die Einwohnerwehren betreuten. Die Einwohnerwehren haben tatsächlich bewirkt, daß die Agrarier des flachen Landes bewaffnet wurden. Sie haben ja auch im Kreise Neu-Stettin unzweideutig erklärt, sie würden weitern Aushebungen von Lebensmitteln Gewalt entgegensetzen. Mit welchem Erfolg? Wolfgang Heine kroch vor ihnen ins Mauseloch! Eine Handvoll republikanisch gesinnter Soldaten unter geeigneten Offizieren hätte diese Gesellschaft kurzerhand zur Ordnung gebracht. Aber: wo war solches Militär?

Solches Militär brauchen wir und müssen wir haben! Es gibt nach der Ansicht vieler Kenner des politischen Lebens in Pommern nur zwei Möglichkeiten. Entweder wir bekommen eine Truppe zuverlässiger Anhänger des heutigen Staates, eine Truppe aus Demokraten und Republikanern, die es sind und bleiben, die entschlossen sind, nötigenfalls auch mit ihrem Leben einzutreten für die Aufrechterhaltung dieses Staatswesens, also den ersten Versuch einer Reaktion in einer Weise niederzuschlagen, daß andern Leuten für die Zukunft die Lust vergeht! Entweder wir bekommen solchen Schutz unsrer Einrichtungen, unsrer Arbeit, unsres Eigentums, unsrer Person — oder: wir bekommen den Bürgerkrieg! Das Eine ist sicher: wenn nach Pommern eine Truppe käme, die geschlossen, ob Mann, ob Offizier, demokratisch und republikanisch wäre und sich gäbe: sie würde sich wohl fühlen unter uns und wir uns mit ihr. Freilich: auf Gelage und Jagd-Diners bei Groß-Agrariern müßten die Offiziere verzichten.

Inzwischen spitzen sich die Dinge zu. Darüber muß man sich klar sein. Man hat festgestellt, daß Wolfgang Heine mit dem Militär in Verbindung steht und eine Nebenregierung eingerichtet hat. In einem bestimmten Falle ist diese militärische Nebenregierung durch einen „Werbe-Offizier“ erwiesen. Auf vielen Gütern halten sich als sogenannte Landwirtschafts-Eleven viele frühere Offiziere auf, selbstverständlich lauter Monarchisten. Auf einzelnen Gütern (wer weiß, auf wie vielen) hausen kleine Trupps von Baltikum-Truppen, die im Besitz von Waffen sind. Unter den Kriegsteilnehmern der Landarbeiterschaft ist dank einer wüsten Agitation des Pommerschen Landbundes die Stimmung derart geworden, daß die Kommunisten an Anhängern gewinnen und in einzelnen Bezirken die Parteien sich gegenüberstehen, wie zum Sprunge bereit. Kein Zweifel, daß die äußerste Linke ausnützt, was ihr die äußerste Rechte an Agitationsstoff bietet. In der Mitte die Demokratie. Nur sie ohne Waffen. Ihr zur Seite nichts an realer Staatsmacht, worauf sie sich verlassen, auf die gestützt man eine ruhige Entwicklung erstrebenswerter politischer Ziele betreiben könnte. Im Gegenteil: ihr todfeindlich ein Minister des Innern, der aus der Sozialdemokratie hervorgegangen ist, sich noch heute Sozialdemokrat nennt und in Wahrheit arbeitet, als empfinge er sein Gehalt nicht von der Republik, sondern zu dem Zweck, sie hinterrücks ums Leben zu bringen.

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XX.

Prinz Eitel Friedrich von Preußen

Für den dicken Prinzen gibt es nur eins im Leben, wofür er durchs Feuer geht, und worin sich für ihn das alte Preußen und das Königtum der Hohenzollern verkörpert: das ist das alte Erste Garde-Regiment zu Fuß und — Potsdam. Prinz Eitel Friedrich ist kein großer Geist, wahrhaftig nicht, ihm fehlt auch die Prachtliebe und die Rednergabe seines Vaters, aber er hat Takt und gesunden Menschenverstand und ein wirklich warmes Herz für seine Soldaten. Er erinnert, ganz zweifellos mehr als alle Söhne des Kaisers, an seinen Urgroßvater, den alten Kaiser Wilhelm. Eine gewisse Einfachheit und Zurückhaltung im Auftreten beweisen, daß er klug genug ist, die Grenzen seiner Begabung zu kennen. Sein Traum war, einmal Kommandeur des Ersten Garde-Regiments zu werden, und im Kriege erfüllte sich dieser Herzenswunsch. Schwitzend und beschmutzt, aber immer gleichmäßig munter lag der beleibte Prinz im schwersten Feuer inmitten seiner Grenadiere. Angst kannte er nicht; nur die Flieger waren ihm in den spätern Kriegsjahren unangenehm, als er schon die erste Garde-Division kommandierte. Auch da blieb er innerlich bei „seinem" Regiment, von dem er jeden Feldwebel und jeden Grenadier seiner alten Kompagnie kannte. Unwillkürlich kam er im Gespräch immer wieder auf das berühmte Regiment — „das erste Regiment der Christenheit" — zurück, und seine Umgebung wußte das schon und ließ ihn gewähren.

Als Divisionskommandeur hatte er auf die Führung wenig Einfluß, denn er war viel zu bescheiden, um sich nicht den alten bewährten Brigade- und Regiments-Kommandeuren unterzuordnen. Das Erste Garde-Regiment verkörperte nicht nur für den Prinzen Eitel Friedrich das alte militärische Preußen. Hier lebten die alten Traditionen der friderizianischen Armee und der Befreiungskriege fort. Jeder königliche Prinz trat mit zehn Jahren als Leutnant in dies Regiment, das sich als eine harte Schule erwies. Es war beinahe Mode im Ersten Garde-Regiment, einen Prinzen schlecht zu behandeln. Sonnabend nachmittag, wo man immer nach Berlin fuhr, hielt einmal das Erste Garde-Regiment in Döberitz Strafexerzieren ab mit fünf königlichen Prinzen. Ein ander Mal wollte am Wochen-Ende der dicke Eitel Friedrich, der damals Kompagniechef war, von Döberitz nach Potsdam fahren, um die Prinzessin zu sehen (mit der er übrigens in glücklichster Ehe lebt). Aber sein Bataillonskommandeur erwiderte ihm kurz und grob: „Die Kompagnie Eurer Königlichen Hoheit ist nicht

so ausgebildet, daß der Kompagniechef anderthalb Tage fortbleiben kann."

Der Dienstbetrieb in diesem Regiment war beinahe unheimlich und erzog Fanatiker des Militarismus. Aber Jeder machte mit. Der Leutnant wurde kräftig angefaßt und stramm erzogen. Wer nicht hineinpaßte, wurde versetzt; ein scharf ausgeprägter Standesdünkel schloß das Offiziercorps zusammen. Wer aus einem andern Regiment in die Garde kam, galt als „Parvenu". Der ganze Geist dieses Truppenteils war so fest in den Traditionen begründet, daß er sich eigentlich immer unverändert erhielt und auch den Krieg überdauert hat. Die Grenadiere machten im Graben an der Somme ebenso Honneur wie in Potsdam, und im Regiment herrschte ein ungebrochener Angriffsgeist bis zuletzt. Natürlich mußte man im Frieden über Vieles lächeln, was diese Löwen von Potsdam taten; aber wenn man eine Kompagnie sah, so war schon allein der Anblick dieser ausgesucht schönen Menschen ein Genuß, und man konnte ihnen trotz aller ihrer Ueberhebung nicht böse sein.

In diesem Milieu hat der Prinz Eitel Friedrich, seit er zu denken begann, gelebt. Man kann ihn sich nur in Potsdam vorstellen und an der Spitze seiner Grenadiere. Seine kurze Gastrolle im Frieden bei den Garde-Husaren vermochte aus dem Infanteristen keinen Kavalleristen zu machen. Er verkörpert den Geist von Potsdam, den soldatischen, gewollt beschränkten, engen Geist des alten Preußen, den man ablehnen und mißbilligen kann, aber doch immer beachten muß, denn die ganze Welt hat ihn gefürchtet. Sein Wesen ist: Abtötung jeder Individualität zu Gunsten des Gesamtzwecks; Erzielung von Höchstleistungen durch straffste Zusammenfassung aller Kräfte; eine ausgesprochene Ungeistigkeit in der Ueberschätzung des rein Soldatischen; Schablonisierung des ganzen Lebens. Was Jeder zu denken und zu sagen hat, ist vorgeschrieben, und man ist stolz darauf, sich in den Jahrzehnten nicht verändert zu haben. Daß von dieser ganzen Art doch eine Suggestion ausgeht, lehrt die preußische Geschichte, und zwar bis in die letzten Tage.

Wie sich der Geist von Berlin mit dem Geist von Potsdam abfinden wird, ist ein Problem der Zukunft. Mit einiger Geschicklichkeit müßten kluge Männer verstehen, diese Summe von Pflichtgefühl, Einfachheit, Loyalität und Vaterlandsliebe für ihre Zwecke einzuspannen. Der Soldat ist ja im Grunde so leicht zu behandeln; man muß ihn nur kennen. Auch nach und trotz dem Staatsstreich, den wir hinter uns haben, sollten die Machthaber von heute mir glauben, wenn ich ihnen versichere: Potsdam erzieht ideale Untergebene.

Minister, König und Marquis

Daß geistesschwache Kanaillen sich das zermürbte Deutschland zum Raube ersehen hatten: es ist ein weniger scharfer Einschnitt als der Erste August und der Neunte November — aber es ist ein Einschnitt. Es ist die Krisis. Jetzt beginnt die Gesundung oder der Todeskampf, der Zusammenschluß oder die Auflösung, der Zerfall. Eine verdammt schlechte Zeit der schönen Theaterkünste. Man hat keine innere Sammlung für sie, wo ihr eignes Dasein davon abhängt, ob das Wasserwerk, aus dessen Beständen viele ihrer Filialen kochen, geht oder stillesteht. Kein Interesse und kein Gedächtnis. Nur durch ein Fernglas, wie von weitem, erkenn' ich noch, was in der Woche jenes Dreizehnten — nimm vor des Märzen Idus dich in Acht! — über die Bühnen schlich oder tobte und entweder durch seinen Stoff oder dessen Gestaltung oder die Art der schauspielerischen Verkörperung eine abgekürzte Chronik der Läufte zu sein versuchte. Aus dem ‚Herrn Minister', dem Nachkriegsersatz einer aktuellen politischen Komödie, haftet eine einzige Szene. Nach dem Umsturz ist Alex Badekow Kultusminister geworden; und da er einige Züge mit Adolf Hoffmann gemein hat, so haben die Blätter der Unabhängigen von einer plumpen Verhöhnung und Verzerrung sozialistischer Kulturpolitik gejammert. Jotte doch. Meines Erachtens ist überaus sympathisch und ehrenwert — und in der wilhelminischen Aera nie vertreten gewesen — ein Mann, den die Erkenntnis seiner Unzulänglichkeit zum Verzicht auf seine Stellung bestimmt. Ach, solch einen Mann gibt es auch in der nachwilhelminischen, in der fritzischen Aera nicht. Herr Paul Schirmer, ein Feind der Wirklichkeitsnachahmung, saugt ihn sich aus den Dichterfingern. Die Not der letzten Tage, die Kämpfe im Ruhr-Revier, die andauernde Erregung in und um Berlin: das alles stammt ja zu einem Teil daher, daß die Nullen, die, im Reich und in Preußen, auf hohe Posten gelangt waren, diese lieber behalten als die Volkszerfleischung vermeiden wollten. Aber in jener einzigen Szene ist unser Autor, der Antinaturalist, der Verlobungsstifter, der Benedixianer, doch aus dem Stil gefallen. Da stellt er in einer glaubhaften Beamtenexistenz einen Repräsentanten hin. Weil der neue Kultusminister mit seinen Untergebenen ohne Ausnahme kollegial zu verkehren wünscht, verlangt der Geheime Kanzleidiener Wolgast seine Entlassung. Es beleidigt ihn, gebeten zu werden. Er ist gewohnt, Befehle zu kriegen. Er muß „zu Befehl" sagen dürfen. Er muß stramm stehen. Er muß — wie der demokratische Lehrer Lembke vor dem sozialistischen Würdenträger — Hackenschluß machen. Eine Lustspielszene von drei Minuten erklärt, was in Deutschland seit anderthalb Jahren geschehen und, leider, leider, nicht geschehen ist. In Deutschland allein? Die Staatsform Ungarns, verfügt die Regierung, sei, wiewohl die königliche Macht nicht mehr ausgeübt werde, auch weiterhin das Königtum. Wo ist der Offenbach? Wir haben, immerhin, unsern Pallenberg. Im Komödienhaus ist der Wahlspruch dieses wild-genialen Gauklers: „Ich dien'"; und seis Herrn Paul Schirmer. Mit einer rührenden Bescheidenheit bemüht er sich, in den Grenzen der Rolle zu bleiben. Es gelingt ihm. Kein Extempore, keine Verdickung der Linien, keine Ensemblesprengung. Aber er kann nichts dafür: aus der Rolle wird ein bezaubernder Mensch.

•

Nur durch ein Fernrohr . . . Wo ‚König Nicolo‘ schon so blaß ist. Ich bin immer vergnügt, wenn das ‚Jahr der Bühne‘ mich der Arbeit enthebt, für das Theater einen tiefern Anteil aufzubringen, als ich ihm augenblicklich freiwillig zuwende. Diesmal, nach diesen zwei Wochen bin ich besonders vergnügt, daß über Wedekind im ersten, dritten, vierten und sechsten Band drei Dutzend Seiten zu lesen sind. Dort erfährt man, welchen biographischen, welchen Bekenntnis-Wert für den Autor die blutarme Königstragödie einstmals gehabt hat. Am elften März 1920 erwies sich höchstens der Aktualitätsreiz des tränenreichen Bänkelsangs von dem gestürzten Monarchen als stark. Nach dem Dreizehnten März werden manche Sätze bejubelt werden. „Geben wir unserm Staat eine Verfassung, die seine Kinder in Zukunft vor der Mordwaffe schützt!“ „Es gilt, die erstrittene Macht derart zu befestigen, daß sie uns, solange wir leben, nicht entrungen werden kann.“ Wie eine Warnung klingt, möge weiter klingen, daß „unter dem Schutze republikanischer Freiheit die verjagten Herrensöhne“ alles aufbieten werden, „um uns unversehens während des nächtlichen Schlummers wieder in Ketten zu schmieden“. Was soll man mit einem Drama, das sich vorsetzt, in der Seele Schlünden zu wühlen und durch das dunkle Menschentum zu schweifen, aber bei dieser Wühlerei und Schweiferei nichts erbeutet — was soll man mit solch einem Schaustück sonst anfangen, als daß mans dazu benutzt, mit seinen zeitgemäßen Sentenzen die dicken Spießer zu befeuern? Der Regisseuer Meinhard — nicht um die Welt! Er ist vornehm, objektiv, texttreu und altmodisch. Keine Passage ertönt fanfarenhaft. Ihm schwebt vor, daß diese Mär wie ein Gobelin anmuten müsse — und das heißt: gemessen, mattfarbig, lau. Was erfolgt in diesen neun — doch nicht durchweg pedantischen — Bildern? Der Possenreißer Wedekind weint sich herzbrechend aus, daß sein Pathos nicht ernst genommen wird. Im Theater der Königgrätzer Straße ward das Pathos zu ernst genommen, ward zu wenig betont, daß es ja eben das Pathos eines echtbürtigen Possenreißers, eines Komödiantengeblüts, eines Bürgerschrecks ist. Es gab keinen Unter- und Hintergrund von Hanswursterei: es gab einzelne Hanswurstereien, die unorganisch, zufällig, chargenhaft wirkten. Musik, zu viel Musik umspielte, umspülte den Pomp und den Spaß, der in der Darstellung, statt in einander zu greifen, neben einander verharrte. An Schauspielkunst übertrifft Ludwig Hartau bei weitem den seligen Wedekind. Aber wie dieser unter dem Galgen und auf dem Jahrmarktspodium innerlich schluchzte, ließ Keinen kalt — während jener zu den Schmerzen Distanz hielt und von einem Jambenkönig nicht durchweg zu unterscheiden war.

*

‚König Nicolo‘ oder so ist das Leben, daß eher als dessen zitternder Gram das kalte Gelächter eines ‚Marquis von Keith‘ auf Gegenliebe zu rechnen hat. Der Marquis von Keith oder der erfolglose Sklarz. Jeßner erstrebt und erreicht die Vehemenz, die nötig ist, um uns aus dem unschuldsvollen Milieu der Vorkriegszeit — der Mangel an hundert, an tausend Mark ist ein Verhängnis — mitten hinein in unsre schwärzere Gegenwart zu schleudern. „Mehr Tempo, bitte!“ heißts auf dem Gründungsfest des Feenpalasts und im Staatstheater. Die Boten springen durch Türen, die sich selber öffnen, herein und hinaus. Szene, Kostüm und Haare sind auf zwei Farben gestellt:

schwarz und weiß oder schwarz und rot. Von den einfarbigen Wänden heben die ein-, aber andersfarbigen Figurinen sich silhouettenhaft ab. Nur die Karyatiden, münchner Philister, sitzen eine Stufe tiefer längs der Rampe auf bayrischen Bauernstühlen und gröhlen ihren behaglichen Dialekt. Ein Klingelzeichen ist ein Tschinellenwirbel. Zur Unterstreichung oder Dämpfung der Situation wird es heller und dunkler. Die Komödie ist sensationell. Herauszuarbeiten, daß sie das ist, wird kein altes noch neues Bühnenmittel verschmäht, kein handfestes und kein geistiges. Das geistigste ist die Behandlung des Wortes. Fast nirgends so wie im ‚Marquis von Keith' ist Wedekind dem Wortkünstler Ibsen verwandt. Es wird nicht leicht sein, im Text zu streichen, ohne daß das Verständnis leidet oder zum mindesten das Milieu an Gespenstigkeit verliert. Das sprechtechnische Problem für den Regisseur: die Reden aus überzeugend erregten Gemütern herauspuffen und nicht naturalistisch verpuffen, sondern rhetorisch — und doch nicht deklamatorisch — erstarren zu lassen. Das Ensemble des Staatstheaters umfaßt vier Generationen. Selbst wenn die Greise und die Jünglinge gleichen Wertes wären: wie wäre eine stilistische Einheit zustande, wie wären die Schüler Heinrich Laubes und Ludwig Bergers auf Einen Nenner zu bringen! Was Jeßner wollte, brach am deutlichsten aus Herrn Müthel heraus, leider auch am lautesten, gleichmäßig überlaut. Der Durieux kam zu gute, daß sie bereits vor achtzehn Jahren zu stilisieren begonnen und deshalb heute diejenige Selbstverständlichkeit der Linienführung hat, bei der die Menschlichkeit nicht asthmatisch wird. Ihr Keith unterliegt. So wäre eine siegreiche Dämonie des Schauspielers schädlich. Aber Kortner hatte diesmal vielleicht ein paar Volt Elektrizität zu wenig. Der Funke, durch den er vor den meisten seiner Genossen bevorzugt ist, zündete nicht genügend oft und leuchtete selten. Seine Sardonik war ein bißchen forciert, und ein Schimmer von Liebenswürdigkeit hätte wohlgetan. Oder ist es nicht so? Möglicherweise sind jene kurzstirnigen Banditen, die Deutschland in frische Wirren geworfen haben, schuld daran, daß man noch immer zu sehr von Wut und Ekel geschüttelt ist, um eine kritische Dezimalwage abzugeben.

Hölderlin von Siegfried von Vegesack

Zersprungne Saite, die zu voll geschwungen,
Zu volles Herz, das sich im Ueberschwang
Verblutete, und noch verblutend klang,
Bis auch die letzte Ader heiß zersprungen . . .

Hyperion! Dein Sang ist nicht verklungen:
Weit übers Meer und ferne Völker drang
Er aus Kalaureas Cypressenhang
Zu Bellarmin: er hält Dich fest umschlungen!

So laß, wie einst, uns in die Augen schauen,
Der Gottheit uns, der Menschheit anvertrauen:
Daß Bruder wir im Bruder uns erkennen.

Und wenn verklärt dann, zum Olymp getragen,
Die Herzen uns im gleichen Takte schlagen,
Dann laß uns brennen, — auch wenn wir verbrennen!

Erzbergers Finanzpolitik

von Hetta Gräfin Treuberg

Erzberger geht. Die Presse, die ihm bis jetzt untertane wie die ihm feindliche Presse, begräbt ihn. Kein Mensch trauert ihm nach. Seine Partei läßt ihn fallen. Das partikularistische, das unitarische, das linke und das rechte Deutschland wendet sich von dem Manne, der seit 1914 das Bindeglied der Mehrheitsparteien war, der die Verbindungsbrücke zwischen dem regierenden und dem regierten Deutschland bildete.

Erzbergers Person ist erledigt. Sie war es aber für alle Sehenden schon lange, bevor der frühere Staatssekretär Helfferich die schmutzige Wäsche deutscher Monarchie und Republik im Gerichtssaal zu Moabit wusch.

Bei Dante wird die Sühne dieses Kampfes, der sich vor unsern Augen jetzt abgespielt hat, geschildert. In den Eisspalten der Gletscher der Antenora hungernd und frierend, nagt Ugolino della Gherardesca am Haupt seines Feindes, des Erzbischofs Ruggieri aus dem Hause der Ubaldini. Beide büßen für Sünden, die sie im Amt und im Parteileben begangen.

Dieser Prozeß hat wie die Person Erzbergers, so Helfferichs Finanz- und Steuerpolitik in ihrer Hilflosigkeit gerichtet. Ist aber mit der Beseitigung von Erzbergers Person auch eine Aenderung seiner Finanz-, Steuer- und Zollpolitik notwendig geworden? Hat Erzberger etwas geschaffen, was erhalten oder ausgebaut zu werden verdient?

Mit der Unterzeichnung des Friedens in Versailles am achtundzwanzigsten Juni 1919 wurde Finanzminister des Reiches Matthias Erzberger, der diesen Moment seit dem neunten November 1918 in seinem Bureau durch Umstellung auf das Wirtschaftliche und Finanzielle vorbereitet hatte.

Die erste Pflicht des Reichsfinanzministers wäre gewesen, das deutsche Volk darüber zu unterrichten, daß die Blockade unsre Valuta künstlich gehalten hatte, daß jetzt die größte freiwillige Beschränkung notwendig, die straffste Zentralisierung der Einfuhr geboten sei.

Das wurde versäumt, und als gar die Devisenordnung aufgehoben wurde, herrschte einige Zeit, im August und September 1919, ein wirtschaftliches Interregnum.

Erzberger hätte sich über einen Rückweg zur Goldwährung und zu geordneten Finanzen alsbald klar werden müssen. Statt dessen führte er Goldzölle ein. Verbot den Handel erst mit Goldmünzen, später mit Silbermünzen, ließ die Papiermark als einziges Inlandszahlmittel und entwertete sie, denn der Staat nimmt als Zoll nur Goldmark oder fremde Scheine. Anstatt Freihandel Protektionismus in seiner schlimmsten Form. Schutzzoll, Ausfuhrauflagen, dabei ein absolutes Verbot der privaten Metallausfuhr, des privaten Metallmünzverkehrs.

Eine gesunde Finanzwirtschaft ist nur möglich, wenn die Papiernoten gegen Metall eintauschbar oder durch Werte garantiert sind, die im Ausland Kaufkraft haben. Wir konnten bei Aufhebung der Blockade mit Metall im Inlande Papiermark einkaufen und vernichten; wir konnten vielleicht durch Erhebung einer Steuer, die als Garantie diente, wie jetzt das Reichsnotopfer, nur nicht in dieser Höhe oder Form,

eine amortisierbare Anleihe oder Note schaffen, die wir dazu benutzten, um die im Ausland befindlichen Markguthaben einzulösen. Nichts davon geschah.

Erzberger mußte sich bei Antritt seines Amtes die Frage vorlegen, ob für Deutschland, um es wirtschaftlich bündnisfähig zu machen, die privatkapitalistische Wirtschaft richtig, oder ob die Verstaatlichung der Industrie, der Kraft, der Erdschätze geboten, ob also eine Sozialisierung ratsam sei.

Wählte er den ersten Weg, dann mußte er den Privatbesitz, besonders der Rentner und Grundbesitzer, schützen; mußte den Wert dieses Steuerobjekts, das Vermögen des Individuums heben; mußte mit den Einzelministern der Einzelstaaten, auf Grund des Friedensvertrages, der Gleichbesteuerung des deutschen mit dem höchstbesteuerten Entente-Untertanen vorschreibt, den Mindeststeuerbetrag ausmachen, der nach diesem Wortlaut möglich ist.

War er für Verstaatlichung, dann mußte er die großen Privatbetriebe, Banken, Industrie, Bergwerke, Kraft, Schiffahrt undsoweiter verstaatlichen, den Aktienbesitz in festverzinsliche Fonds, in konsolidierte, in amortisierbare Papiere konvertieren. Er mußte für jeden dieser Betriebe, die noch nicht diese leicht umwandelbare Form der Aktiengesellschaft hatten, eine Frist vorschreiben, in der diese Umwandlung zu geschehen habe. Ein Reichszinsfuß von dreieinhalb oder vier Prozent mußte Vorschrift, die Aktionäre und Besitzer mußten in diesen Fonds abgefunden werden. Der erfolgreichste Privatunternehmer mußte als Staatsbeamter dem Ressort, der Branche, die ihm Dank schulden, vorstehen, ohne Rücksicht auf Parteistellung. Chemische Industrie: Geheimrat Duisberg, Carl von Weinberg; Stickstoff: Professor Haber, Professor Nikodem Caro; Elektrizität: Carl von Siemens, Walther Rathenau; Bankwesen: Gwinner, Urbig. An Spezialisten, die es in ihrem Fach sehr weit gebracht haben, ist doch Ueberfluß, kein Mangel. Nur daran, daß diese Kräfte und das Einzelunternehmen der Allgemeinheit dienten, haperte es.

Für die Sozialisierung existieren genug Sachverständige, da bedarf es keiner Vorschläge. Gegen den Gedanken spricht freilich die augenblickliche Wirtschaftslage Deutschlands, seine oekonomische Hilflosigkeit.

Statt nun einen Allgemeinweg zu suchen und, wenn dieser gefunden, durch eine Beruhigung und Stetigung der Finanzen und des Wirtschaftslebens dem deutschen Auslandslieferanten die Aufstellung eines Budgets und die Festsetzung von Lieferpreisen zu ermöglichen, verursachte unsre unbestimmte Finanzwirtschaft und Zoll- und Steuerhandhabung eine vollständige Desorientierung des Auslandmarktes. Kein Deutscher konnte einen Preis festsetzen, eine Lieferung, einen Termin ohne größten Schaden einhalten. Unsre Freunde im Ausland, die uns Vertrauen entgegenbrachten, haben große Verluste erlitten. Wer, um mit uns Handel zu treiben, sich bei Aufhebung der Blockade oder vorher mit Mark eingedeckt hatte, wer sich bei Erteilung eines Auftrages, der sich dann als unausführbar erwies, Mark gekauft hatte, wer in Neutralien deutsche Kriegsanleihe besaß, wer Vorkriegsbesitz an deutschen Aktien oder deutschem Grund und Boden hatte, der versuchte, vor der Mark zu flüchten, und wird es weiter versuchen. Diesen Zustand verdanken wir der Zoll-, der Steuer- und der ganzen übrigen Finanzunsicherheit von Erzbergers Finanzsystem.

Noch ein Moment kommt hinzu. Dank dem Ueberfluß an Papiergeld und dank dessen Entwertung schießen Aktiengesellschaften wie Pilze hervor, vergrößern alle bereits bestehenden Unternehmen ihr Kapital. Dies gibt ein besser erfaßbares Steuerobjekt; aber die bestehenden wirklichen Anlagen haben kaum noch den frühern inneren Wert.

Erzbergers Steuerpolitik hat den fleißigen Deutschen, den Durchschnittsdeutschen zum Muß-Börsenspekulanten gemacht. Deutschlands Vermögen sind Börsenwerte, die Schwankungen von hundert und mehr Prozent verzeichnen.

Die Linke sagte zu Beginn dieses Prozesses: Erzberger wird wegen seiner Steuern angegriffen — das Reichsnotopfer, die Erbschaftssteuer sind den Reichen unbequem. Der Fehler von Erzbergers Steuer- und Zollpolitik ist aber nicht die zu scharfe Erfassung des Kapitals oder des Steuerobjekts, ist nicht die zu geringe Belastung des Besitzes, sondern seine dauernde Schädigung. Erzbergers Finanzpolitik hat uns für ein Wirtschaftsbündnis unfähig gemacht. Das war sein Fehler. Ihm fehlte alles feinere Empfinden für die Finanzlage Europas, der Welt. Ob ein paar Millionen, selbst Milliarden Papiermark durch die Goldzölle mehr einkommen, macht leider bei unserm Budget wenig aus. Daß aber der Goldzoll, das Goldagio in dieser Form, den Wert der Papiermark vernichtet, den Inlandspreis steigert, die Ausfuhr nur von minderer Qualitätsware oder uns notwendiger möglich macht: das ist ein Fehler, ein Raub an unserm Volke, an seiner Kraft, an seiner Gesundheit. Nur das Fallen der Zollgrenzen, die absolute Zollfreiheit kann uns bündnisfähig machen, nicht die Ueberspannung aller erdenklichen Einnahmequellen zum Reichsverbrauch.

Erzberger hat Privatkredit für Staatseinkäufe angespannt — ein Weg, der schon zur Kaiserzeit betreten worden war. Er hat die kapitalistische Wirtschaftsordnung anerkannt und zugleich eine den Sozialdemokraten entgegenkommende Politik getrieben. Er hat der Kuh nichts zu fressen gegeben, hat sie gemolken und hat dann noch das Kalb anlegen wollen. Das geht nicht. Eine Kuh, die Milch geben soll, muß fressen; ein Kalb, das gedeihen soll, braucht die Milch der Kuh ganz und gar. Wenn das Huhn kein Korn bekommt, legt es kein Ei. Erzberger hat auf der einen Seite eine dilettantische Finanzpolitik gemacht mit dem alten bureaukratisch hochgebildeten Geheimrat, der alle Weisungen auszuführen und auszuarbeiten, nicht zu kritisieren oder zu ändern gewöhnt war. Auf der andern Seite hat er sein Propagandabureau, seine Waffenstillstands-kommission und ihre Vertreter und alle die alten Methoden mit herübergenommen in das Finanzministerium. Das aber ist ein Unglück, das hat Deutschland enorm geschadet. Die Welt lehnt dieses System ab.

Deutschland braucht jetzt einen parteipolitisch unbelasteten, außenpolitisch und wirtschaftlich bekannten Mann als Finanzminister, zu dem die Welt das Zutrauen hat, er werde Deutschlands Finanzen so verwalten, daß sie keinen Hinderungsgrund zum Wiederaufbau Europas bilden. Europa steht vor seinem Untergang; nur kluge Zusammenarbeit, gegenseitiges Vertrauen, höchster Altruismus kann es retten. Deutschland müßte seine Mission als Bindeglied zwischen Ost und West auffassen und keine Wünsche kennen als die, dem Allgemeinwohl, der Erhaltung Europas zu dienen.

Der Portier vom Reichskanzlerpalais spricht

Ja, man hat ja so allerhand erlebt in der letzten Zeit. Früher — Gott! war diß jemietlich! Da kam wirklich mal hier und da Majestät zu Bethmann zum Frühstück, aber sonst war alles still, janz still. Und wenn ick noch an den Pudel vom ollen Bülow zurückdenke, denn wird mir janz schwummrig, und ick muß jleich 'n Schnaps trinken . . . Ja, früher . . . Also diß is nu vorbei. Schon in'n Krieg jing die Aufrejung los. Da kam eines Tages ein Mann her, das war der neue Reichskanzler Michaelis, der bekam so'n mächtigen Schreck bei seiner Ernennung, daß er sich die janze Zeit nicht davon erholen konnte . . . Und denn kam so'n alter Herr, der wackelte immer mit 'n Kopp, und denn dachten die Leute, er sahrt: Ja — und da machte Jeder, wat er wollte. Na, und denn kam Prinz Max von Baden — und denn jing der Klamauk los . . . Sehn Se ma, früher, da stand ich morjens um Neune auf, und denn fegten die Frauen das Gärtchen und den Flur, und ick sah mir das alles mit an, und wenn nicht jrade een Besucher kam, den ick anschnauzen müßte — denn jing es mir soweit janz gut. Aber nu? Also am neunten November — det weeß ick noch wie heute — da kamen auf einem Male Autos anjesaust, und denn kamen solche Kerls hier rin, die guckten an die Decke, fühlten sich mächtig unbehaglich, und ick sahrte: „Zu wen wünschen Sie?" sahrte ick. Aber die sahrten: „Nu regieren wir!" Und ick jing denn janz ruhig in meine Portierklause und dachte: Immer regiert Ihr man! Ihr werdet det schonst über kriejen! Und denn regierten sie. Und einmal, einmal, da stand Liebknecht vor die Türe und hielt eine große Rede — und ick dachte schon, nu kommt der mir hier ooch noch rin — aber dann schrien se alle „Hoch!" und „Nieder!", und denn war es ja wieder jut. Na — und eines Morgens — ick sahre noch zu meine Olle: „Du", sahre ick, „mir is heute so merkwürdig" — da kam denn so'n Herr an, so einer mit'n Bart und 'n Jesicht wie'n Bureauvorsteher — der sahrte: „Morgen! Ich bin hier nu Reichskanzler!" Na, ick jing denn janz ruhig in meine Klause und dachte: Mach man! Diß wird Dir bald über werden! — und denn jing det so 'ne janze Weile. So fein wie früher war es ja nu nich. Die feinen Leute, die noch so manchmal so von früher herkamen, die lachten mir denn immer so vertraut an, so, als wollten sie sahren: Was? Wir zwei Beide haben doch schon bessere Tage gesehn! Aber ick sahrte janischt und stand mit meine Olle auf den Boden der gegebenen Tatsachen. Na — und neulich, am dreizehnten März — ick sahre noch zu meine Olle: „Du", sahre ick, „jib mir mal 'n Kümmel — mir is heute so merkwürdig" — da kloppt et janz frühmorgens zu nachtschlafende Zeit an mein Guckfenster, und draußen steht 'n Herr — und lacht und sagt: „Nu regieren wir hier!" Na, ick jing denn janz still in meine Klause und dachte: Macht man! Diß wird euch bald über werden! Und richtig: das wurde sie auch. Erst liefen ja da mächtig ville Offiziere rum, mit Monokel, und Ludendorff kam auch, und ick riß die Knochen zusammen und jrüßte ihm, und er winkte jnädig ab — und denn rejierten sie da. Aber wie das so is: eines Morgens — da waren sie weg — und zwei Stunden später — da kloppt et an meine Türe und da stand der Herr von früher und sahrte: „Morgen! Morgen!" sahrt er. „Ja — nu rejieren wir hier!" Und ick jing janz still in meine Klause . . . Und jeden Morgen, wenn ick uffstehe un meine Olle sich die Zeppe uffstecken tut, denn steh ick ans Fenster und guck so uff die leere Wilhelm-Straße, wo die Spatzen in die Pferdeäppel pieken, und denn denk ick mir so: Wer kommt nu —?

Rundschau

Alte Zeitungen

Der Herausgeber schickt mir eine Wurst, eingewickelt in alte Zeitungen, die — wie die Wurst — noch aus dem vorigen Frieden stammen. Und während ich die Wurstzipfel träumerisch in der Stube verstreue, denke ich nach. Hat nicht schon Goethe...? Richtig, er hat. „Wenn man einige Monate die Zeitungen nicht gelesen hat, und man liest sie alsdann zusammen, so zeigt sich erst, wieviel Zeit man mit diesen Papieren verdirbt. Die Welt war immer in Parteien geteilt, besonders ist sie es jetzt, und während jedes zweifelhaften Zustandes kirrt der Zeitungsschreiber eine oder die andre Partei mehr oder weniger und nährt die innere Neigung und Abneigung von Tag zu Tag, bis zuletzt Entscheidung eintritt und das Geschehene wie eine Gottheit angestaunt wird."

Alte Zeitungen sind spaßig. 1910, 1911 — Gott schenke uns solche Sorgen, solche Liliputanersorgen. „Der sozialdemokratische Hofbericht." „Rücktritt des Erbprinzen Hohenlohe aus dem Reichstagspräsidium." (Der Reichstag hatte nichts zu sagen, sein Präsidium hatte nichts zu sagen, also was hatte es zu sagen, wenn ..?) „Der Kampf gegen Hermann Nissen." Ach ja, es war eine fröhliche, eine harmlose, eine gute alte, eine kleine Zeit.

Alte Zeitungen sind spaßig. Wie kommts, daß man bald traurig wird, wenn man sie liest?

Weil man sieht, wie schlecht sie ihre Aufgaben erfüllt haben. Weil man sieht, wie wenig Voraussicht sie hatten, wie sie die Welt nicht kannten, wie sie es nicht einmal fertig brachten, gute Nachrichtenblätter zu sein, die Bewohner der Erde objektiv und zuverlässig von einander zu unterrichten. Wie sie durch Lyrik und Schmalz ersetzten, was ihnen an Korrektheit und Information abging.

Denn es war damals so, daß die meisten Zeitungen gegen ihre eigne Zeit arbeiteten, deren Herzschlag sie vielleicht hörten, aber nicht hören wollten.

1910 — man möchte, heute, rufen: Aber um Gotteswillen! Noch vier Jahre! Tut etwas! Es glimmt! Gießt Wasser drauf! Ihr Glücklichen, Ihr habt noch Zeit! Und dann? „Der Kampf gegen Hermann Nissen." Und gradezu grotesk wird das Bild, wenn man die Zeitungen aus dem Juli 1914 durchblättert: wie da acht Tage vorher noch kein Zeilenschinder etwas von der großen Zeit weiß, die da gleich über ihn hereinbrechen wird, wie da kein Annonceteil, kein Bildredakteur, kein Chef, kein Politiker auch nur irgendetwas von dem Zusammenbruch einer Kultur ahnt, der dicht bevorsteht, näher rückt, immer näher rückt . . . Am zweiten August waren sie im Bilde und wateten in Blut und Phrasen.

Die leidige Ephemere... Nun ja, über alte Zeitungen bringe ich euch Alle zum Lachen. Wie mache ich es, daß Ihr zu dem Schluß kommt: da die alten Zeitungen nichts getaugt haben, da sie sich inzwischen nicht geändert haben, so . . .?

Aber ich sehe schon die Manuscripte, die sich auf dem Herausgebertisch zu Hauf türmen. Eins trägt den Titel: ‚Die deutsche Presse als kulturfördernder Faktor in der Weltwirtschaft'. Von Professor Nöhleken. So lob ich mir den Mann: erst Deutscher, dann Abonnent, und dann, so abends zwischen Neun und Zehn, wenn er die Hausschuhe anhat —: Mensch.

Und nun ist die Wurst alle, und ich wickle nachdenklich die alten Zeitungen zusammen und lege sie unter den linken Vorderfuß meines Schreibmaschinentischchens, das wackelt, und so erfüllen sie doch einmal in ihrem Dasein einen guten und vernünftigen Zweck.

Peter Panter

Antworten

Simplicissimus. Du wehrst dich emphatisch gegen den Vorwurf, du habest dich an die Schwerindustrie verkauft. Als Peter Panter hier diesen Vorwurf registrierte, da fügte er rechtens hinzu: „Es war ein überflüssiger Kauf — denn der ‚Simplicissimus' war ja seit dem August 1914 so national, wie man es bei der Schwerindustrie nur wünschen konnte." Vor Tische las mans so: „Frühling 1913. Will denn der Kriegsgott die Erde noch immer mit seiner lastenden Rüstung beschweren, Daß sich die Blümlein in Sehnsucht verzehren Tief in der Dunkelheit drückender Qual? Möchten so gerne die Menschen beglücken, Wiesen und Hügel möchten sie schmücken. Aber sie können nicht heben noch rücken Ihn, den Gewaltigen, starrend in Stahl." Und: „Der Krieg. In starren Knäueln, Hauf' an Hauf', Zerhackt, zerfetzt . . . wozu? warum? Die Sterne ziehen hoch herauf Und glitzern kalt und bleiben stumm." Und heute, nachdem Frieden geschlossen ist, druckt du Schmierblatt einen — sagen wir: Witz, wie ein verstorbener englischer Matrose, mit großen Kohlenstücken beschwert, von Bord den Wellen übergeben wird und Einer dazu sagt: „Ich habe ja schon manchen Engländer zur Hölle fahren sehen — aber daß einer seine Kohlen selbst mitnimmt, ist mir doch neu." Neu oder alt: wenn saubere Menschen es künftig ablehnen, dein Papier auch nur landwirtschaftlichen Zwecken zu widmen, so ist dir geworden, was dir gebührt.

Bibliophile. Die Leipziger Illustrirte (beileibe nicht: Illustrierte) Zeitung preist ihre Kriegsnummern an. „Die Kriegsnummern der altbewährten ‚Leipziger Illustrirten' sind zweifellos die beste Kriegschronik." Man muß diesen Wust von schlecht erfundenen Kriegsfabeln, von knalligen Bildern „unsrer Spezialkorrespondenten", von übelm Hurrapatriotismus gesehen haben, um gebührend die Unverfrorenheit eines Unternehmens zu bewundern, das seine ganze Produktion auf einen ungeheuern deutschen Endsieg eingestellt hatte und — sie weiter verschleißt, sie heute von neuem anpreist, trotzdem keine einzige Voraussetzung mehr stimmt, keine einzige Prophezeiung eingetroffen ist. Auf den Gedanken, die potemkinschen Ludendörffer abzureißen und einzustampfen, kommt Niemand; denn das ist der Fluch des Kapitalismus, daß immer verbraucht werden muß, was da ist, ganz gleich, obs gebraucht wird oder nicht. Nächstens werden auch noch die Lustigen Blätter ihre Kriegsnummern ausblasen. Der ewige Friede? Märchen für Kinder. Daß in dieser verlogenen Fasson der Krieg auf die Nachwelt kommt, läßt verstehen, weswegen wir immer wieder einen haben werden.

Verabschiedeter Offizier. Aus einem Kitschroman springt das Leben heraus. Und Kulturhistoriker können, wenn sie die Lebenssehnsucht und den Willen unsrer Zeit suchen, aus den Ullsteinbüchern mehr lernen als von Jakob Wassermann. ‚Wie Leutnant Jürgens Stellung suchte', Roman aus den Spartacustagen — dazu lautet der Waschzettel folgendermaßen: „Der vorstehende Roman erscheint uns als ein

voller Wurf, eine ganz eigenartige Schöpfung. In ihm wird — ohne jede politische Tendenz — erzählt, wie der Fliegerleutnant Jürgens nach der Revolution gleich Tausenden seiner Kameraden sich genötigt sieht, den Kampf gegen den Hunger aufzunehmen, sich Arbeit und Brot zu suchen. Er entscheidet sich für den Film. Das ganze bewegte, zum Teil gemischte Treiben der Filmwelt taucht vor uns auf. Enttäuschung, Hoffnung und wieder Enttäuschung in buntem Wechsel. Und endlich der Lichtblick, die Einstellung in die Reichswehr, der feste Boden." Und endlich der Lichtblick . . . Ja, wenn wir unsre Reichswehr nicht hätten! Aus seiner alten Stellung hatte er sich, unbemerkt vom Feinde, gelöst, aber nun hat er eine neue Siegfriedstellung bezogen, und das ist gut so: denn es scheint, leider, als sei er zu nichts anderm zu brauchen, als gegen Feinde anzurennen. Sind keine Feinde da? Dann zögern wir nicht, uns welche zu machen.

Historiker. Die meisten politischen Morde der sogenannten Revolution haben sich gegen links gerichtet. Die wenigen Uebeltäter, die auch einmal nach rechts schossen, sind — mit Recht — schwer, sehr schwer bestraft worden. Die Andern . . . „Und schlimmer noch: diese Mordtaten wurden durch die Machthaber stillschweigend, durch einige Regierungsmitglieder ausdrücklich gut geheißen. Kein einziger Uebeltäter ist bisher bestraft, sie gehen alle frei umher und spielen eine Rolle im öffentlichen Leben." Was ist das? Das ist ein Bericht aus Bruck an der Leitha. Nicht etwa aus Berlin an der Spree.

Antimilitarist. Doktor Wilhelm Appens, der Verfasser der nicht genug zu rühmenden Broschüre über ‚Charleville' (erschienen bei Gerisch & Co. in Dortmund), schreibt mir unüberrascht: „Die Wut der Alldeutschen über meine Broschüre muß fabelhaft sein. Ein anonymes Wesen hat mich in der Deutschen Zeitung begeifert. Ein Staatsanwalt will mir den Prozeß machen. Na, meinetwegen. Ich habe meine Broschüre mit Ueberlegung geschrieben. Das Meiste habe ich verschwiegen. Ich hielt es für meine vaterländische Pflicht, die Broschüre zu schreiben. Der Etappenmilitarismus hat gewissenlos gehandelt. Doch eins muß ich sagen: Der Kronprinz hat sich als Mensch ausgezeichnet benommen. Als Strategen kann ich ihn nicht beurteilen. Während der beiden Jahre in Charleville lebte der Kronprinz sehr solide. Er war der Liebling der Zivilbevölkerung, deren Not er zu lindern versuchte, wo und wie er konnte." Auch dieses anständige Zugeständnis, das Appens in der Berliner Volkszeitung öffentlich wiederholt hat, wird ihm bei seinen alldeutschen Freunden wenig nützen. Sie werden sagen, er sei ein Jude. Und weil das nicht stimmt, werden sie es zum zweiten Mal sagen und hinzufügen, er sei von Kindesbeinen an in der Etappe gewesen. Und dann werden sie ihn schließlich totschweigen, weil es unbequem ist, Vorwürfe zu widerlegen, die wahr sind.

Mitteilung

Da alle Herstellungskosten der ‚Weltbühne', wie sämtlicher Zeitschriften und Zeitungen, sprunghaft steigen, sind auch wir gezwungen, den Bezugspreis zu erhöhen. Vom ersten April an kostet das Abonnement für das Vierteljahr: 16 Mark, für das halbe Jahr: 30 Mark, für das Jahr: 55 Mark, die Nummer 1,50 Mark.

Verlag der Weltbühne

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die neue Krise von Heinrich Ströbel

Die friedliche Lösung der Wirren im Ruhr-Revier war die Probe auf den Geist und die Fähigkeiten der neuen Regierung. Denn hierbei mußte sich offenbaren, ob noch immer ungebrochen das System des Noskismus und Militarismus herrscht, oder ob man konsequent und unbeirrt die Methode der Verständigung einzuhalten entschlossen war. Von der Wahl der Mittel zur Beruhigung des Ruhr-Gebiets hing alles ab: die Stärkung oder Schwächung des Militarismus und damit der erneuten Staatsstreichgefahr, die Aussöhnung oder Verbitterung der Arbeiterklasse und damit die Milderung oder Verschärfung der sozialen Erschütterungen. Leider scheinen die Müller und Geßler entschlossen, getreulich in den Spuren der Bauer und Noske zu wandeln. Der Staatsanwaltsgeist des seltsamen Sicherheitskommissars Weismann hat offenbar über den Minister des Innern Severing den Sieg davongetragen, trotz allen Vollmachten, mit denen man diesen ausgestattet. Denn der Reichskanzler Müller hat jetzt ganz im Stile Weismanns die Bolschewistenschrecknisse geschildert und das militärische Eingreifen binnen achtundvierzig Stunden angekündigt. Wenn es also gelingt, den Einspruch der Entente gegen den Einmarsch der Armee Watter wegzuräumen, werden wir im Ruhr-Revier in den nächsten Tagen ein Blutbad erleben, das die berliner Märzgreuel und die münchner Blutwoche wahrscheinlich noch in den Schatten stellen wird. Denn von der verheißenen Ueberwachung der militärischen Aktion durch Zivilkommissare halten wir nicht das Geringste. Wann hätte sich je der preußische Militarismus im Augenblick seiner kriegerischen Allmacht von einem zivilen Schwätzer in den zu brutalem Zuschlagen erhobenen Arm fallen lassen!

Nun sagen die Hermann Müller und ihre Einbläser, die Militärs, die Bürgermeister, die Schwerindustriellen, die Zentrumspolitiker und gewisse proletarische Kreise, daß nicht die Regierungsmitglieder die Verantwortung für das Blut und Unheil trügen, sondern die exzedierenden Banden, die sich den Abmachungen des Zentralrats nicht fügten, die Anarchisten und Bolschewisten, die raubten und plünderten und die friedliebende Mehrheit der Bevölkerung terrorisierten. Daß es in einzelnen Teilen des Ruhr-Reviers drunter und drüber geht, daß politische Desperados und disziplinlose Haufen hier und dort die Herrschaft an sich gerissen haben, wird auch von linkssozialistischer Seite nicht bestritten. Heißt es doch in einem Flugblatt des Zentralrats: „Zweifelhafte Elemente haben sich in manchen Orten in andre Kampfreihen

geflüchtet und schädigen unsre revolutionäre Bewegung durch eigenmächtige Handlungen.“ Und selbstverständlich müssen diese Marodeure der Revolution entwaffnet und unschädlich gemacht werden. Nur sollte man das den Arbeitern selbst überlassen, statt das Ruhr-Revier mit gegenrevolutionären Truppen zu überschwemmen, deren Auftreten auch die ruhigsten und diszipliniertesten Arbeiter wieder in hellen Aufruhr versetzen könnte! Warum ist man denn nur exzedierenden Arbeitern gegenüber so ungeduldig, während man den Baltikumern und andern Putschisten gegenüber eine so grenzenlose Langmut zeigt? Warum? Weil auch die neue Koalitionsregierung unter der Diktatur des Noskismus steht, weil sie ganz wie die alte nur Bolschewistenfurcht kennt und gleich der Reichswehr nur auf den Kampf gegen die Linke gedrillt ist! Weil die Müller und Bauer die schwächlichen Werkzeuge einer aus Portemonnaie-Aengsten hinter die Reichswehr sich verkriechenden Bourgeoisie sind, und weil der neue Reichswehrminister Geßler schon heute bewiesen hat, daß er nur Noske II. ist, wenn nicht gar Noske^2!

*

Daß sich das durch den Militärputsch zum revolutionären Kampf entflammte Ruhr-Revier nicht sofort, wie durch den Wink mit einem Zauberstab, wieder entwaffnen und beruhigen ließ, mußte jedem Vernünftigen klar sein. Auch die Abrüstung revolutionärer Volkshaufen erfordert Zeit. Aber wenn man die meuternden Baltikumer während vieler Monate nicht zu entwaffnen wagte — konnte man da den aufgeregten Arbeitermassen im Ruhr-Revier nicht wenigstens ein oder zwei Wochen Besinnungsfrist gewähren? Konnte man nicht dem Zentralrat und den disziplinierten Arbeiterschichten Zeit lassen, dem gütlichen Zureden zur Waffenniederlegung auch den allmählich sich verschärfenden Zwang folgen zu lassen? Konnte man es nicht den Arbeitern selbst anheimstellen, sich nötigenfalls auch der Machtmittel der Regierung zu bedienen, wenn der Appell an die Vernunft und der organisatorische Druck versagten? Aber die Regierung verdarb alles durch ihre Ueberstürzung, durch die Provokation des Generals Watter. Schrieb doch der des Bolschewismus unverdächtige Bürgermeister von Hagen, der demokratische Abgeordnete Cuno, der Vossischen Zeitung: „Die Waffenniederlegung war durch fortgesetzte Verhandlungen bis einschließlich Mülheim gesichert; aber das Ultimatum der Reichsregierung, insbesondere die schroffe Form der Zusätze des Wehrkreiskommandos . . . hat den Ruhr-Bezirk entflammt . . . Die Arbeiterschaft ist überzeugt, daß der weiße Terror nach ungarischem Muster durch eine Militärdiktatur Watter beabsichtigt sei. Sie ist erfüllt von ver-

zweifelter Entschlossenheit, die Industrie mit sich zu begraben, und scheut vor Sprengung der Schächte nicht zurück.“ So vereitelte der noch unheimlich lebendige Noskismus die rasche Pazifizierung des Ruhr-Beckens. Dann erst schickte man Severing, verlängerte man die Ultimatum-Frist um achtundvierzig Stunden, vereinbarte man mit dem Zentralrat neue Bedingungen.

Aber auch das neue Ultimatum war zu kurz befristet. Die Regierung wirft den Arbeitern Vertragbruch, Fortdauer der Anarchie vor und will die Reichswehr marschieren lassen. Der Zentralrat wiederum beschwert sich für sein Teil über den Vertragsbruch durch die Reichswehrtruppen! In dem schon erwähnten Flugblatt des Zentralrats heißt es: „Die Regierung hat sich verpflichtet, den Vormarsch der Reichswehr sofort aufzuhalten. Das ist der Reichsregierung nicht gelungen. Offiziere handeln auf eigne Faust. Sie drängen die wohlorganisierten, schwer bewaffneten Truppen in das Industriegebiet.“ Und der offizielle „militärische Lagebericht“ vom zweiten April bestätigt das. Danach haben die Reichswehrtruppen vorrückend Pelkum besetzt. Natürlich nur in der Abwehr-Offensive! Aber dieser Heeresbericht verdient auch sonst, sehr aufmerksam gelesen zu werden. Danach haben die „Aufrührer“ in einem Zusammenstoß „etwa achtzig Tote“ gehabt. Von Verwundeten wird nichts gesagt. Sollte wieder einmal kein Pardon gegeben worden sein? Schafft man wieder die Atmosphäre für Schreckenstaten, wie in München und Berlin? Höchst seltsam ist auch die Behauptung des „militärischen Lageberichts“, daß die „Bolschewisten“ ihre eignen Gefallenen in der gemeinsten Weise verstümmelten und photographierten, um die durch Krankenschwestern verbreiteten photographierten Greuel der Reichswehr zur Last zu legen. Selbst der ‚Vorwärts‘ meint dazu: „Das ist schon höherer Generalstabs-Bericht.“ Es könnte noch Schlimmeres sein: die verhängnisvollste Vorbereitung zu einem Greuel-Krieg, der trotz allen Bestialitäten des verflossenen Jahres nicht seinesgleichen gehabt hätte! Und die Regierung schweigt dazu? Die Müller und Geßler fahren nicht mit einem Donnerwetter dazwischen?!

*

Im ‚Vorwärts‘ diagnostiziert Erich Kuttner Noskes Geistesverfassung als — viel zu milde — „unheilbaren Optimismus“. Zug um Zug zeigt er, wie dieser ungeschlachte Schwächling die Reichswehr systematisch entdemokratisiert und verwallensteinert hat. Wie er alle Warnungen in den Wind schlug, das massenhafteste Beweismaterial als belanglos abtat, wie er die republikanisch zuverlässigen Offiziere und Mannschaften malträtieren und hinauswerfen und sich

von der „aalglatt lügenden Offizierskamarilla" immer wieder hilflos einwickeln ließ. Wo noch ein wirklich treuer Truppenkörper bestand, wurde er als „bolschewistisch unterminiert" verdächtigt und aufgelöst. „Während Noske die Parteigenossen zum Eintritt in die Reichswehr aufrief, setzte man die darin befindlichen Parteigenossen zu Tausenden aufs Pflaster." Nun, über den Fall Noske könnten die Akten geschlossen werden, wenn das System Noske nicht so unverwüstliche Lebenszähigkeit zeigte. Kuttner selbst teilt mit, daß die zwei einzigen wirklich regierungstreuen Regimenter in Berlin und Altenburg nach dem Putsch „gesäubert" worden seien, daß man die Unteroffiziere und Mannschaften, die in den kritischen Tagen die eidbrüchigen Offiziere davongejagt hatten, grade jetzt als „Meuterer" aus der Truppe herausgeworfen habe! So führen die Geßler und Seeckt den Kampf gegen Reaktion und Putschismus! Wozu ausgezeichnet paßt, daß der neue Reichswehrminister auch die in Wilhelmshaven als Kapp-Putschisten festgenommenen Seeoffiziere wieder auf freien Fuß gesetzt hat! Trotz dem Einspruch des zuständigen Reichskommissars, auf Grund einer Reichsmilitärgerichtsentscheidung, die schon deshalb belanglos ist, weil alle Putschisten durch Gesetz ja dem Zivilgericht überwiesen worden sind! Aber was kümmert das alles unsre Noskiden? Die Militärkaste, und sei sie hundertmal des Putsches überführt oder verdächtig, wird auch heute noch geschont und gehätschelt; dafür bekommen verwirrte und erbitterte Proletarier, die unter diesem System jeden Glauben an die Ehrlichkeit der feierlichen Notversprechungen verloren haben und nur noch an Selbsthilfe glauben, Zivil- und Militärgewalt umso rücksichtsloser zu kosten!

Trotzalledem: das Proletariat darf sich auch durch die unerhörtesten Regierungsakte grade jetzt nicht provozieren lassen. Es muß unter allen Umständen seine Geschlossenheit bewahren. Nichts käme der Reaktion und dem Militarismus gelegener als Teilstreiks, als vereinzelte Verzweiflungsaktionen, gegen die man dann wieder eine großartige Campagne inszenieren könnte, um sich vollends unentbehrlich zu machen und seine Allmacht restlos wiederherzustellen. Nur Aktionen, die von der Arbeiterschaft in voller Geschlossenheit und in brüderlicher Gemeinschaft mit den Angestellten- und Beamtenverbänden geführt werden, vermögen der Reaktion tödliche Schläge zu versetzen. Man sollte deshalb nun endlich wirklich einmal alle Tüfteleien über die dereinstige Räte-Diktatur und alle Deklamationen von der Weltrevolution beiseite lassen, um die Arbeiterklasse gegen die schweren Gefahren des Augenblicks zu vereinen!

*

Was wir am Ostersonnabend schrieben, hat die Osterdienstags-Post bestätigt. Der Noskismus ist wieder obenauf. Trotz allen Abmachungen sind die Truppen eingerückt. Schon ist viel Blut geflossen, schon arbeitet das Standrecht, schon kommen Schreckensschreie über weißen Terror. Geßler und Seeckt verheißen Manneszucht und Vermeidung aller Härten. Auch am zwölften Januar 1919 verhieß der ‚Vorwärts', „die Spartacisten mit Handschuhen anzufassen". Und die Erfüllung? Die Ermordung von Liebknecht und Luxemburg, von Jogiches, von Lojewski und den Spandauern und all die andern Greuel. Aber selbst wenn der Militarismus sich zügelte: mußte man ihn wieder zum Herrn machen und die Arbeiter, auch in den Einwohnerwehren, entwaffnen? Im Ruhr-Revier wie in Wilhelmshaven? Noch sind die Iden des März nicht vorüber!

Der Fall Nicolai in seiner internationalen Bedeutung

von Alfred H. Fried

Kürzlich habe ich für eine amerikanische Revue einen Artikel über „Die geistige Not in Deutschland und Deutsch-Oesterreich" geschrieben. Darin habe ich ausgeführt, wie die Verteuerung der Bücher und Zeitschriften, die Verarmung der wissenschaftlichen Institute, die Erschwerung und Verteuerung des Reiseverkehrs im Inland und nach dem Ausland und die durch die finanzielle Not herabgedrückte Lebenshaltung des Gelehrtenstandes die wissenschaftliche Arbeit und die volkstümliche Verbreitung des Wissens fast unmöglich machen. Ich legte dar, daß das Hilfswerk für unsre Kinder einem auch durch den Krieg nicht ertöteten Gemeinschaftsinstinkt der Menschheit entsprungen sein mag, der die frühern Feinde zu dem Versuch trieb, wenigstens die Zukunft zu retten — die Zukunft, an deren Rettung Alle ein Interesse haben. Und ich wies darauf hin, daß auch in der materiellen Not des deutschen Geisteslebens eine Gefahr für die Gesamtheit der zivilisierten Menschheit liegt, und daß auch hier die Notwendigkeit sich ergibt, rettend für die Zukunft zu wirken. Es schien mir, daß die vor dem Krieg weltumfassende Wertschätzung der deutschen Wissenschaft die internationale Bedeutung der drohenden Gefahr erkennen lasse, und daß daher der Versuch zur Rettung international, im Geiste der wahren Völkerbundsidee, unternommen werden müsse. Der Völkerbund soll uns ja nicht allein vor künftigen Kriegen bewahren: er soll auch jene Nachwehen beseitigen helfen, die überall die Keime künftiger Kriege enthalten.

Wenn dieser ernste Ruf in Amerika erscheint, wird er grade zusammentreffen mit der Nachricht über die vom Senat der Universität Berlin abgegebene Erklärung zum Fall

Nicolai. Meine Hoffnung fällt unter den Gefrierpunkt. Dem deutschen Geistesleben haben deutsche Geistesarbeiter einen schweren Schlag versetzt. Wir stehen abermals vor einem geistigen Débâcle, dessen Tragweite sich noch nicht übersehen läßt. Es ist nicht allein die Wahrung eines ultranationalen Standpunkts, die in dieser Zeit nationaler Not aufpeitschend und die Not verschärfend wirken muß: es ist die vollständige Weltfremdheit, die aus jener Kundgebung spricht, der Mangel jeder psychologischen Erfassung der gegenwärtigen Geistesbeschaffenheit in der Welt draußen. Man scheint nicht zu wissen, daß das moralische Kapital, über das die deutsche Geisteswelt dem Auslande gegenüber verfügt, mehr zusammengeschmolzen ist als die Goldreserve der Reichsbank, und daß der Stand unsrer moralischen Valuta zur Zeit tiefer ist als der der Mark auf den neutralen Börsen. Auch geistig leiden wir an einer Inflation, die nur erträglich wird durch die Hoffnung, daß die in der Vergangenheit vom deutschen Volk produzierten geistigen Werte uns jenen Kredit gewähren werden, der notwendig ist zu einer Wiedererstarkung des deutschen Geisteslebens. Man vergißt, oder man weiß es noch immer nicht, daß zu den Faktoren, die den Krieg verloren gehen ließen und den Versailler Frieden herbeiführten, in erster Linie unsre Intellektuellen gehören, deren Verzagen, deren Zusammenbruch die gegen uns gerichtete Koalition gestärkt hat. Wenn von einem Dolchstoß in den Rücken des Heeres gemeldet werden kann, so ist er von jenen Geistigen, von jenen Gelehrten gekommen, die sich freiwillig der militärischen Disziplin untergeordnet haben, die dienstreglementmäßig und feldmarschmäßig ihre Wissenschaft, ihr Können und ihre Autorität in den Dienst der militärischen Maschine gestellt haben. Die deutsche Wissenschaft hat ihre Größe und Bedeutung errungen durch den Kritizismus, den sie in der Religion, in der Philosophie, in der Naturwissenschaft, in der Staatslehre und in der Kunst geübt. Im Kriege aber hat sie sich jeder Kritik begeben und damit der Denkarbeit des Militärs und Diplomaten, die in den bewegten Zeiten eines Krieges der Irreführung nur zu sehr ausgesetzt ist, jenes wohltuende und notwendige Hemmnis genommen, das eine abgeklärte und über den Dingen stehende Intelligenz ihr hätte geben müssen. Indem sie in die Vaterlandsliebe exzedierte, hat sie in Wirklichkeit dem Vaterland den denkbar schlechtesten Dienst erwiesen.

Die deutschen Gelehrten haben alles, was der Heeresleitung an kriegerischen Maßnahmen nötig erschien, nicht nur gebilligt: sie haben deren Berechtigung und Notwendigkeit mit Uebereifer bewiesen. Sie haben den „ruchlosen Ueberfall“ geschichtlich dokumentiert, sie haben den Einfall in Belgien gerechtfertigt, sie haben die Versenkung der ‚Lusi-

tania', den U-Boot-Krieg, die Härten und Greuel in den Besetzungsgebieten, auf dem Wasser und in der Luft, den Frieden von Brest-Litowsk und von Bukarest gutgeheißen und begründet und sich durch das Manifest der Dreiundneunzig mit dem Militarismus identifiziert. Ist es ein Wunder, wenn das feindliche Ausland grade zu jenen Kreisen das Vertrauen verloren hat, durch die die Wiederannäherung, die Rehabilitierung, der Anfang des Aufbaus zu erwarten war? Dank der Durchdringung der deutschen Wissenschaft mit dem militaristischen Geist sah man sich drüben einem Abgrund gegenüber, den zu überbrücken man keine Hoffnung hegte. Dieser Blick ins Leere schuf erst jene Stimmung, in der Wilson seinen Tag von Paris erleben konnte.

Und dennoch gab es draußen noch einige Hoffnung. Sie lenkte sich auf die wenigen Männer in Deutschland, die ihren Patriotismus anders verstanden als die Uebrigen, die den Mut aufbrachten, ihre Ueberzeugung der riesigen Maschine entgegenzustellen, und die mit ihrer Kritik nicht zurückhielten. Es gab solche Männer. Der Tag wird kommen, wo das deutsche Volk ihnen Denkmäler setzen wird. Heute und gestern errichtete es ihnen, verblendet, Scheiterhaufen. Man erwartete im Auslande nicht, daß jene Gelehrten, die während des Krieges eine extrem kriegerische Gesinnung bekundet hatten, sich plötzlich zu der bessern Erkenntnis der Wenigen bekehren würden, die bei unsern frühern Feinden als die einzigen übriggebliebenen Tragbalken für die Brücke der Zukunft angesehen wurden. Man erwartete jedoch, daß man sie unbehelligt lassen und die Entwicklung geistigen Kämpfen überantworten werde, die einer bessern Einsicht zum Siege verhelfen könnten. Das verstand man aber im Deutschen Reich nicht. Man trieb Foerster von der Universität München weg, man verweigerte Schücking die vom Kultusministerium empfohlene Berufung nach Berlin, man hatte Heldmann in Halle verjagt und entschloß sich nun, Nicolai für „unwürdig" der Erfüllung seines Lehramts an der Universität Berlin zu erklären. Man verbrennt die Balken, die die Brücke tragen sollen. Man hat zwar kein Schwert mehr, das „scharf geschliffen", kein Pulver, das „trocken gehalten" werden könnte: aber man verbeugt sich noch immer vor dem Geist, der dieses Dogma schuf und uns zugrunde gerichtet hat.

Nur wer während des Krieges im Ausland gelebt hat, vermag zu erkennen, welche verheerende Wirkung für unser Volk dieser gegen Nicolai gerichtete akademische Bannfluch in den uns feindlichen Ländern und auch bei den Neutralen hervorrufen wird. Man hat anscheinend hierzulande keine Ahnung, wie vernichtend das Manifest der Dreiundneunzig gewirkt hat. Damals haben Kriegsgegner und Demokraten

bei den Feinden sich geäußert, daß nun keine Unterschiede mehr zu machen seien: das ganze deutsche Volk müsse bekämpft und (was noch schlimmer war) verachtet werden. Die Dreiundneunzig haben die innerpolitische Phalanx in den Entente-Staaten ebenso gefestigt wie dessen außenpolitische. Das Urteil des akademischen Senats wird an Wirkung jenes, heute von vielen der Unterzeichner schon bereute Manifest noch übertreffen. Nicolai hat durch seine Schriften über den Krieg, durch seine wissenschaftliche Leistung und seinen persönlichen Mut sich neben der Wertschätzung weiter Kreise des deutschen Volks auch die Achtung des Auslands erworben. Dieser eine Mann allein brach eine Lücke in jene Mauer von Haß, die gegen das Deutschtum in der Welt errichtet ist. Diese Lücke hat der berliner akademische Senat wieder schließen helfen.

Es ist in dem Urteil zwar gesagt, daß die Professoren der Universität Berlin den akademischen Schutz „auch der pazifistischen Ueberzeugung und ihrer Lehre" zuteil werden lassen. Das vermag aber den Eindruck nicht zu verwischen, daß dieser Mann dennoch grade wegen seiner pazifistischen Ueberzeugung wie ein Fremdkörper entfernt wurde. Denn diese Ueberzeugung war ja der Anstoß zu Handlungen, die, von einem nur-nationalistischen Standpunkt aus und unter der Optik der Kriegszeit gesehen, die Handhabe für die Aechtung gab. Man hat vergessen, daß diese Handlungen vor allen Dingen etwas bewiesen, was sonst als kriegerische Tugend belohnt wird: den Mut; und man hat ebenso vergessen, daß der Krieg vorüber ist und die schwere Zeit dieses Friedens Verständigung von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk benötigt. Hätte man das nicht vergessen, so wäre man zu diesem verhängnisvollen Schritt nicht gelangt. Auch die gegnerischen Länder haben Männer des Geistes in ihren Reihen, die den Krieg nicht mitgemacht, die den öffentlichen Gewalten und der aufgepeitschten Volksstimmung zum Trotz gegen Das angekämpft haben, was ihrer Ueberzeugung widersprach. Aber ist je vernommen worden, daß man dort gegen Romain Rolland, gegen Barbusse, gegen Shaw, Russel oder Morel den Fluch der Unwürdigkeit geschleudert hätte? Nein! Man erkennt dort den Geist und die freie Ueberzeugung selbst dann an, wenn die Gegner die Produkte jenes Geistes zur Propaganda für ihre nationalen Zwecke ausnützen, wie wir es mit den Schriften dieser Männer tun.

Nicolai wird die berliner Verdammung nicht schaden. Sie wird seinen Weltruf erhöhen. Aber für das deutsche Volk wird sich dieses Produkt akademischer Kurzsichtigkeit wieder umsetzen in vermehrten Haß, vermehrtes Mißtrauen und letzten Endes in Arbeitsnot und Hunger, Hunger, Hunger!

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XXI.

Soldat und Politik

Ignaz Wrobel hat voriges Mal zu dem Thema ‚Kapp-Lüttwitz‘ manches wahre Wort gesprochen. Aber seine blinde Abneigung gegen Alles, was Uniform trägt, macht ihm leider unmöglich, die Gedankengänge der Soldaten, die schließlich auch Menschen und Kinder des Volkes sind, zu verstehen. Er verurteilt sie ungehört und ist dabei einseitig. So schreibt er, zum Beispiel: „Hier muß einmal gezeigt werden, daß es auch praktische Folgen hat, wenn man in einer demokratischen Republik monarchistisch, militaristisch, nationalistisch agitiert.“ Und wenn man nun kommunistisch agitiert in einer demokratischen Republik? Die Rote Armee schießt auf offene Städte, wie die frühere Festung Wesel, mit schwerer Artillerie, und die dreimal verfluchte Reichswehr unter ihren verrohten Offizieren kämpft wieder einmal für den Bestand der Republik, genau so, wie Teile von ihr diese Republik gegen Kapp-Lüttwitz geschützt haben.

An Putsche muß man sich in schlecht fundierten Republiken gewöhnen. (Südamerika beweist es.) Was sich am dreizehnten März abgespielt hat, ist in der Geschichte junger Republiken ziemlich alltäglich und war nur für uns in Deutschland überraschend neu: eine verhältnismäßig kleine, vorzüglich bewaffnete Truppe rückte in Berlin ein, bemächtigte sich der Ministerien und öffentlichen Gebäude, ohne nennenswerten Widerstand zu finden, verjagte die Regierung des Deutschen Reichs und von Preußen und setzte an ihre Stelle eine neue Regierung aus eigner Machtvollkommenheit. Anfangs ging alles gut und glatt; dann aber erwachte und befestigte sich der fast einmütige Widerstand der Bürger und Arbeiter und zeigte sich stärker als der Wille der Truppenführer und ihrer Drahtzieher, die allzu geringe Teile der Armee hinter sich hatten. Das ganze, auf etwa zehntausend Bajonette gestützte Gebäude brach zusammen, und wenn uns der Vorfall nicht unendlichen Schaden zugefügt hätte, könnte man fast von einer Tragikomödie sprechen. Wir waren grade im Begriff, uns langsam etwas zu kräftigen, die Valuta begann, zu steigen: da fuhr in das feine Gewebe der Männer der Toga die plumpe Faust des Mars und zerriß die mühsam geknüpften Fäden. Politiker von erstaunlichster Weltfremdheit hofften, durch Entfaltung der alten Reichsfahne die Massen mit fortzureißen zu einer großen nationalen Bewegung, deren erste Betätigung der Krieg gegen Polen gewesen wäre. Eine Bewegung, die vielleicht im Osten Aussicht auf Erfolg gehabt hätte, mußte in Berlin kläglich zu-

sammenbrechen. Hier will man endlich einmal in Ruhe arbeiten und aufbauen und ist kriegsmüde bis zum Ekel vor allem, was mit Krieg zusammenhängt. Man hat den wahrscheinlich richtigen Instinkt, daß die soziale Bewegung allein imstande ist, die Wunden des Krieges zu heilen. Aus manchen Symptomen in den Ländern unsrer ehemaligen Gegner war zu schließen, daß es für uns darauf ankam, zunächst einmal abzuwarten und uns wirtschaftlich zu erholen. Nicht wenige Bedingungen für den Wiederaufbau waren gegeben — wenn auch allmählich immer klarer wurde, daß die Regierung viel zu wünschen übrig ließ.

Unter den Sünden der alten Regierung ist eine der größten, daß das Wesen der Armee den Machthabern von gestern nie klar geworden ist. Dabei stützen sie sich doch auf das Heer. Macht geht, leider noch immer, vor Recht. Was Rechtsansprüche ohne Macht bedeuten, lehrt das Schicksal unsrer Proteste gegen die Uebergriffe der Entente. Alle Anordnungen und Gesetze der Regierung haben Gültigkeit, weil die Regierung die Macht hat, ihren Verordnungen Nachdruck zu verleihen, da sie in letzter Linie über die Armee verfügt. Auch eine Regierung der Mehrheit bedarf oft des Heeres, um sich durchzusetzen, was die vielen Kämpfe der Truppen in Berlin und im Reiche lehren. Die Waffe ist, immer noch, die ultima ratio, wobei es ganz gleichgültig ist, ob sich die Truppe Reichswehr oder Rote Armee nennt. Soldat ist Soldat, und äußerlich und innerlich wird zwischen einer Weißen und einer Roten Armee nie ein großer Unterschied sein, wenn die Truppe in sich gefestigt und diszipliniert ist. Auch die Rote Armee würde bald merken — vielleicht sogar früher als die Reichswehr —, welche Macht sie darstellt. Daß mit solcher Macht sogar eine Minderheit regieren kann, ist selbstverständlich. Der Terror der Maschinengewehre kann die Massen lange im Zaume halten, wenn ein rücksichtsloser Wille, der einfach vor nichts zurückschreckt, dahintersteht.

Unsre Reichswehr ist aus der alten deutschen Armee entstanden, ebenso wie die Truppen, die am dreizehnten März in Berlin einrückten. Die ältern Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften kennen noch die Zeit, wo des Königs Rock als das vornehmste Kleidungsstück galt, wo der Inhaber der obersten Regierungsgewalt nie anders als in Uniform sichtbar war und bei jeder Gelegenheit betonte: „Ich und die Armee.“ Der Soldat war gewohnt, als vornehm und wichtig zu gelten. Durch Generationen hindurch gingen die Traditionen der alten Regimenter, in denen jeder Mann der Familie, und nicht nur der Familie von Offizieren, gern gedient hatte. Unter schmerzlichen Zuckungen wurde diese stolzeste aller Armeen aufgelöst, die alten Fahnen und

Standarten verschwanden, und die Reichswehr entstand. Wer will den Leuten der Reichswehr verdenken, daß ihnen die neue Zeit nicht gefiel! Den natürlichen Schutz und die Interessenvertretung mußte die Reichswehr in der Regierung finden, deren Organ und deren Schöpfung sie war. Aber für das republikanische Heer, auf das sich die Regierung stützte, trat eigentlich nur die Presse der Rechtsparteien ein — aus alter Gewohnheit. So wurde die Mißstimmung in der Armee immer größer. Dazu kam noch die Unsicherheit der Stellung jedes Einzelnen, eine Unsicherheit, die verschiedene Ursachen hatte: die dauernde Verringerung der Reichswehr; die angekündigte Kürzung der Pensionen; die gehässige Gleichgültigkeit gegen die Soldaten, die der zielbewußte Republikaner mehr oder weniger deutlich zeigen zu müssen glaubt.

Man durfte das Heer nicht so sich selbst und unverantwortlichen Politikern wie Kapp überlassen. Es spricht für das Pflichtgefühl eines großen Teils der Reichswehr, daß er treu blieb. Allerdings hat wohl für die klügern unter den Führern die Aussichtslosigkeit dieses Putsches zutage gelegen, und der Name Lüttwitz hatte für Leute, die Bescheid wissen, auch keinen suggestiven Klang. Alle Politiker müssen sich aber bei dieser Gelegenheit darüber klar werden, daß der Soldat, wo es hart auf hart kommt, doch stärker ist als der Arbeiter, wenn dieser auch die Betriebe beherrscht. Es ist ja diesmal nicht hart auf hart gekommen, weil die Partei Kapp-Lüttwitz vorzeitig zusammenbrach. Im zu Ende gekämpften Bürgerkrieg — Soldaten gegen Arbeiter — würde zunächst einmal der Bürger verhungern, dann würde der militärisch schlechter organisierte und bewaffnete Teil — also wahrscheinlich die Arbeiterschaft — vernichtend geschlagen werden, und das Ende wär' die Ruhe eines Friedhofs.

Eins nämlich steht fest: die Wirkung der modernen Waffen ist so überwältigend und niederschmetternd, daß ein Kampf dagegen mit technisch nicht vollwertigen Truppen kaum möglich ist. Das weiß heutzutage Jeder, der den Krieg mitgemacht hat und Maschinengewehre, Tanks, Gasgranaten. Minenwerfer und dergleichen kennt. Der Zusammenbruch der Parteigänger von Kapp und Lüttwitz wurde daher in erster Linie dadurch verursacht, daß Teile der Reichswehr fest blieben. Der Generalstreik kam erst in zweiter Linie. Einem rücksichtslosen Führer (vom Schlage Lenins etwa) wäre es ja ganz gleichgültig, ob Tausende verhungern, wenn nur das „große" Ziel erreicht wird. Seine Soldaten wird er schon satt kriegen. Er braucht schließlich nach Absetzung der Regierung nur aus Berlin herauszugehen, die Bahnlinien zu besetzen, die Stadt abzusperren und im eignen Fett schmoren zu lassen — nach Bismarcks Rezept von 1871 — und erst

zurückzukommen, wenn er kniefällig von den verzweifelten Bürgern darum gebeten wird und sicher ist, „unter dem Jubel der Bevölkerung“ einzuziehen.

Unter den Stützen der jungen deutschen Republik ist die — für ihre Zwecke viel zu kleine — Armee eine der wichtigsten. In diesen ersten Jahren des neuen Staates wäre daher eine feste Führung doppelt nötig, die Führung durch einen Mann, der als bewährter Soldat die Armee zum mindesten **genau kennt**, ihren Geist und auch ihre Ausbildung überwachen kann, ohne vom Reichswehrminister abhängig zu sein. Ich mache einen Vorschlag. Man sollte als Nachfolger des Präsidenten Ebert einen Mann wählen, der das Vertrauen der Arbeiter genießt, trotzdem er einer der bekanntesten Militärs des Weltkrieges ist. Ein solcher Mann ist der General Groener. Als Württemberger und Demokrat wird er nie daran denken, die Hand zu royalistischen Putschen zu bieten. Wenn ein Mann wie Groener an der Spitze des Reiches stünde, hätten Bürger und Arbeiter Jahre ruhiger Arbeit vor sich. Wir sind noch nicht wieder in normalen Zeiten, und an das Steuer des Staatsschiffs gehört ein energischer Mann, der bewiesen hat, daß er etwas kann.

Hindenburg ist zu alt, und einen Präsidenten, der erst in Amerongen um Erlaubnis fragt, kann Deutschland nicht gebrauchen. Solcher im Geist der Zeit lebenden Männer wie Groener gibt es nicht wenige in Süddeutschland, wo, dank der ältern Kultur die Demokratie viel festere Wurzeln hat als in Norddeutschland. Ich wüßte unter unsern bekannten Generalen keinen, der sich besser zum Präsidenten der Deutschen Republik eignete. Der Mann, der fünf Jahre lang den deutschen Heeren im Westen und Osten mit der Bahn ihren Lebensbedarf zugeführt hat, hat sich in schwierigster Lage als Fachmann ersten Ranges bewährt, und die Arbeiter würden ihn noch mehr schätzen, wenn allgemein bekannt würde, wie Groener ihre Interessen wahrgenommen hat im Kampfe gegen die Schwer-Industrie, die damals stärker war als er.

Als Frankreich 1871 den Krieg verloren hatte, wählte die junge Republik den General Mac Mahon zum Präsidenten. Die Armee, in der die napoleonische Legende fortlebte, war damit in fester Hand und blieb ruhig. Ein Zivilist als Präsident hätte vielleicht bald einem Kaiser weichen müssen. Meines Erachtens sind die Reichswehr-Regimenter qualitativ erheblich besser als viele der alten Truppenteile aus der Aera der allgemeinen Wehrpflicht. Sie haben das, was Clausewitz den „geläuterten Bandengeist“ nennt. Ein Präsident, der in Kontakt mit dieser Armee steht, wird niemals nach Stuttgart zu fliehen brauchen, und die Republik wird trotzdem, wenn er Groener heißt, nichts zu befürchten haben.

Der Bolschewismus und die Juden

von Elias Hurwicz

Der Weltkrieg hat uns allerdings den Stolz auf unsre Moral abgewöhnt; aber wir haben wenigstens den auf unser begriffliches Denken behalten. Trotzdem leben in uns heute noch Schuldbegriffe primitiver Menschenhorden, die nur die Kollektiv-Verantwortung kannten und das Vergehen eines Volksangehörigen oder Volksteils an dem Volksganzen heimsuchten. Der Weltkrieg hat für diesen Atavismus genug Beweise geliefert. Aber auf kein Volk werden diese primitiven Schuldbegriffe in dem Maße angewandt wie auf die Juden. Dieses Volk ist in seiner ganzen Existenz schon an und für sich exponiert; nehmen nun Mitglieder dieses exponierten Volkes auf irgendeinem Gebiete eine exponierte Stellung ein, dann wird das sogleich dem Volksganzen zugerechnet. Und wiederum auf keinem Gebiet, seit den mittelalterlichen Verfolgungen wenigstens, ist dies in dem Maße geschehen wie bei der Teilnahme der Juden am Bolschewismus. Die tausende ermordeter russischer Juden sind Blutzeugen dieser Wahrheit. Aber auch die in Westeuropa sitzenden russischen Emigranten arbeiten eifrig daran, ihre primitiven Schuldbegriffe dem westeuropäischen Bewußtsein einzuträufeln. So tut eine leidenschaftslose und umsichtige Betrachtung dieser Dinge dringend not.

Ende 1918 hat die Sowjet-Regierung das Ergebnis einer Erhebung über die Zusammensetzung der petersburger kommunistischen Organisation veröffentlicht. Es stellten: die Russen 74,2 %, die Letten 10,6 %, die Polen 6,3 %, die Esthen 3,7 %, die Litauer 2,6 % — die Juden 2,6 %! Daß auf dem flachen Lande unter der Agrarbevölkerung, die ja in Rußland über 80 % der Gesamtbevölkerung ausmacht, bolschewistische Juden nur spärlich vertreten sind, ist klar. Wir haben allerdings über die bolschewistischen Juden in den Provinzstädten keine Zahlen, aber es leuchtet doch ein, daß die Juden, die es zu Macht und Einfluß drängt, sich vor allem in Petersburg und Moskau konzentrieren, und daß der Vorwurf des Bolschewismus als Judenbewegung grade im Hinblick auf diese exponierten Stellungen erhoben wird. Betrachten wir daher einmal möglichst vollzählig alle die Juden, die diese Stellung einnehmen. Es sind das außer den auch in Westeuropa viel genannten Trotzki (Bronstein), Radek (Sobelsohn), Sinowiew (Apfelbaum), Litwinow (Finkelstein) und Joffe noch folgende: Stieklow (Nichamkes), Schriftleiter des Regierungsorgans ‚Istwestja'; Uritzkij (wir zählen sogar die Verstorbenen mit) — war Vorsitzender der außerordentlichen Untersuchungskommission und ist von dem menschewistischen Juden Kannegießer ermordet worden —; der unlängst verstorbene Swerdlow, Vorsitzender des allrussischen Zentralkomitees; Larin (Lurie), Mitglied des volkswirtschaftlichen Rates; Kameniew (Rosenfeld), Vorsitzender des moskauer Rates der Volkskommissare; Kamkow (Katz), Führer der linken Sozialrevolutionäre; höchstwahrscheinlich, wenigstens nach seinem Vornamen zu urteilen (Wigdor — nicht zu verwechseln mit Viktor — stammt vom biblischen Awigdor ab), auch der bolschewistische Abgesandte Herr Kopp.

Besteht nun wirklich die Führerschaft des Bolschewismus aus diesen Juden? Ihnen gesellen sich folgende Christen: Lenin; Tschitscherin, Minister des Auswärtigen; Lunatscharskij, Kultusminister; Kollontaj, Chef der Propaganda; Bitzenko, der von den brester Friedensverhandlungen her bekannt ist; Peters und Dzerschinskij, Vorsitzende der Untersuchungskommission; Krassin, Eisenbahnminister; Dybenko, Marineminister; Krylenko, militärischer Befehlshaber; Rakowskij, Führer der ukrainischen Bolschewiki; Bucharin, Mitglied des Rates der Volkskommissare; Kalinin, jetzt anstelle von Swerdlow Vorsitzender des Zentralkomitees; Worowskij, früher stockholmer Gesandter; ferner Stasowa, Pokrowskij, Weressajew, Antonow, Owanessow und Andre mehr.

Auch die in Westeuropa weniger bekannten Mitglieder spielten und spielen eine Rolle, die der Tätigkeit der viel bekanntern Juden zumindest ebenbürtig ist. So haben in der Organisation des Terrors Peters, Dserschinskij und Stasowa nicht Geringeres geleistet als Uritzkij; Krylenko hat als Erster den Bürgerkrieg in die Tat umgesetzt; Kollontaj, Koslowskij, Bucharin und Worowskij können es in der Propaganda-Organisation mit Steklow und Joffe aufnehmen, ebenso wie Krassin mit Larin.

Und wie ist es mit der roten Armee, diesem Hauptfaktor, bestellt? Aus was für Männern setzt sich die Generalität zusammen? Zumeist aus frühern zaristischen Generalen und Militärtechnikern — deren Tätigkeit Juden nie ausgeübt haben. Nennen wir einige Namen: General Tscheremissow, früher Kommandeur der 12. Armee; General Klembowskij, früher Befehlshaber der Südwestfront; General Swjetschin, früher Divisionskommandeur; General Radus-Sinkowitsch, früher Stabschef der 6. Armee; die Generale Bajow, Seliwatschew, Nadeschnyj, Sytin, Jegorjew, Bontsch-Brujewitsch, Welitschko und andre, zu denen sich zuletzt, aber nicht als „Letzter“, einer der hervorragendsten Zarengenerale: Brussilow gesellt hat.

Was nun die seelischen Grundkräfte des Bolschewismus betrifft, so knüpft er unmittelbar an urchristliche Anschauungen an, die das Erbteil der russischen Literatur seit ihren ersten Anfängen bilden. Insonderheit ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß Dostojewskij in seinen ‚Dämonen‘ die Bolschewiki vorausgeahnt hat. Auch mit Tolstoj ließe sich manche Geistesverwandtschaft nachweisen; nur ersetzen die Bolschewiki in der Durchführung der gleichen Grundgedanken Tolstojs Appell an die Mildtätigkeit der Besitzenden durch einen rücksichtslosen staatlichen Eingriff. Der Bolschewismus, der offiziell seit 1903 datiert, ist eine russische Partei, die immer Lenin geführt hat.

Aber freilich: die von diesen Kräften hervorgerufenen geschichtlichen Umwälzungen mußten auch unrussische Elemente herbeilocken. Es wiederholte sich hier in Rußland dasselbe Schauspiel wie im vor- und nachmärzlichen Deutschland: die einmal begonnene Auflösung der alten Gesellschaft wurde durch den Eintritt einer Reihe emanzipierter Juden (Börne und Heine, Lassalle und Marx) gefördert. Es war aber hier wie dort nicht die pure Lust an geschichtlicher „Dekomposition“, nach Mommsens geflügeltem Wort, die diese Juden bewegte, sondern gleichzeitig das Streben nach sozialer Gerechtigkeit, worin ein andrer,

nicht minder eindringlicher Kenner des Judentums (Renan) ein Kennzeichen des jüdischen Geistes erblickt. Es waren hier wie dort, genau so wie gegenwärtig in Deutschland, „lauter gesinnte, aber weltfremde Literaten", wie Max Weber als Sachverständiger der münchner Kommunistenprozesse die Eisner und Mühsam, Toller und Landauer genannt hat.

Wodurch gelangen deren Volksgenossen in Rußland zu ihrer Exponiertheit? Nicht durch besondere jüdisch-sozialistische Talente, sondern durch eben Das, was andern Juden zu „exponierten" Stellungen im Theater, in der Presse und — im Kapitalismus verhilft: durch ihr schneller fließendes Blut, durch ihre größere Beweglichkeit. Wer also auf die bolschewistischen Juden schimpft, die die Wirtschaft untergraben, muß auch auf ihre Volksgenossen schimpfen, die diese Wirtschaft aufrecht erhalten.

Dieser Gruppe bolschewistischer Juden stehen nun aber gegenüber: die jüdischen Kapitalisten; die große Mehrheit des apolitischen Kleinbürgertums, das ja den Hauptteil des jüdischen Volkes in Rußland wie überall sonst ausmacht; die nationalgesinnten Parteien (Zionisten); die zur Kadetten-Partei gehörenden Juden (mit Winawer an der Spitze); ferner innerhalb der sozialisitischen Parteien selbst jener bolschewistischen Judengruppe nicht nur die Zionisten-Sozialisten (mit Chasanowitsch, Kaplanskij und Rewutzkij an der Spitze), sondern auch die jüdischen Sozialrevolutionäre, die Bundisten (mit Abramowicz-Rein und Lieber als Führern) und die jüdischen Mitglieder der menschewistischen Partei, unter ihnen hervorragend: Axelrod, Isgojew (Lurie) und Dan (Gurewitsch). Der alte Führer dieser Partei, der Jude Martow (Zederbaum) hat sich von allem Anfang, von 1903 an gegen Lenin gestellt und diese Position bis heute beibehalten. Die Feindschaft hat hier zuweilen recht bedrohliche Formen angenommen: es sei daran erinnert, daß die jüdische Sozialrevolutionärin Dora Kaplan ein Attentat gegen Lenin versucht hat, und es sei wiederholt, daß der bolschewistische Inquisitor, der Jude Uritzkij von dem menschewistischen Juden Kannegießer ermordet worden ist.

Fassen wir alles zusammen, so sehen wir: der Anteil der Juden am Bolschewismus schrumpft zu dem Anteil einer qualitativ hervorragenden Gruppe zusammen, der eine qualitativ ebenbürtige, quantitativ aber weit überwiegende christliche Führerschaft und im eignen, dem jüdischen Volke eine erdrückende andersgesinnte Mehrheit gegenübersteht.

In Ewigkeit von Ivar v. Lücken

Oh, wie lieb ich Dich, Hölderlin,
Du in liebender Schönheit Wandelnder,
Du das Wort Suchender, das zündende,
Ueberzubrücken Zeiten trostloser Irre.
Oh dort, wo tiefes Leid bohrte
Ein Labyrinth, ein rhythmisches,
Dort ruht geheimnisvoll,
Unfühlbar und unfindbar dem Ischarioth —
Gott.

Der weiße Heiland

Betrüblicher Fall. So groß, so irreführend groß war nach meiner Erinnerung nie zuvor der Unterschied zwischen gedruckter und gespielter Dichtung. Allerdings wurde sie im Zirkus gespielt. Also schien es gar keine Dichtung. Sondern etwa: Die Afrikanerin. Vasco de Gama wider Nelusco; und wenn Selicas Liebe auch nicht im Vordergrund stand, so wurde sie doch ersichtlicher als die Seelenmalerei, durch die erfahrungsgemäß lebendige deutsche Dramatiker den toten Wälschling Meyerbeer übertreffen. Mildern Herzens mochte man an ‚Aida' denken. Rhadames, Amonasro, Amneris. Ein paar Fackeln beleuchten eine Terrasse, während bei wachsender Morgenröte unter dem Klange einer fremdartig melancholischen Musik eine Königsbarke geglitten kommt. Aethiopien, Aegypten, Westindien, Mexiko. Exotische Reize. Zungenzerbrechende Namen von Menschen, Orten und Dingen: Quetzalcoatl, Tenochtitlan, Huitlipochtli, Culhuacan. Dicke Kontraste: geschiente Spanier im Kampf mit befederten Indianern; hie Tempelleben, hie Lagerleben; paradiesische Unschuld als Opfer blutiger Schlangenlist. Ein Schwall von vierfüßigen Trochäen. Geheul und Gelaufe und Getanze und lokalkolorierte Orchesterweisen von einer Szene zur andern. In bunten Bildern wenig Klarheit. Von wem eigentlich ist das geräuschvolle Schaustück da unten in der Manege? Würde es ohne Nennung des Autors aufgeführt: ob wohl irgendwer ihn erriete?

*

Dann liest man die zweihundert Seiten; und obzwar nicht jede von Gerhart Hauptmann sein muß — viele könnten von Keinem als ihm sein. Schon das Thema ist ja seines seit jeher: der Narr in Christo Emanuel Quint — Montezuma, der Narr in Tonatiuh, dem aztekischen Jesus, und Ciucoatl, der Maria dieses Gottessohnes. Des Kaisers Geschichte hat Heine dem Hauptmann im selben Versmaß auf fünfzehn Seiten vorweggedichtet. „Dieser unzivilisierte, abergläubisch blinde Heide glaubte noch an Treu und Ehre und an Heiligkeit des Gastrechts." Solch seligen Kinderglaubens ekstatisch voll empfängt er liebreich die weißhäutigen Besucher. „Anfangs glaubten wir, sie wären Wesen von der höchsten Gattung, Sonnensöhne, die unsterblich . . ." Aber „die fremden Strolche" verhehlen nicht lange ihre Absicht, Mexiko fest in der Hand zu behalten. „Was ist ihr Begehr? Sie stecken unser Gold in ihre Taschen, und sie wollen, daß wir droben einst im Himmel glücklich werden." Schamloser Annexionismus mit Bibelzitaten im gierigen Maul. Für kostbare Bodenschätze soll eine wohlfeile Religion eingetauscht werden. Aber, o Wunder, daß einen ähnlichen Kultus Mexiko selber hat! Dramatische Wirkung — zu einem Teil beruht sie auf Ueberraschung. Sie entsteht zweimal in dieser Dichtung, wenn die Indianer und die Castilier die gleiche Entdeckung machen. „Leidensträgers heiliges Bildnis, unser allertiefst bewahrtes, dunkelstes Mysterium führen sie im Bilde mit sich." Einmal halten die Räuber den Ureinwohnern das Kruzifix, einmal diese jenen die Mutter Gottes entgegen. In beiden Fällen hofft die eine Partei die andre durch ein unbekanntes und eben dadurch mysterienumflossenes, andachtgebietendes Weihgerät an den Fleck zu nageln. Aber die angestrebte Entgeisterung des Gegners zur Statue tritt grade deshalb ein, weil das Instrument des Heils ihm vertraut ist.

Von diesen beiden starken Auftritten bis zu dem dritten, dem letzten vergeht lange, für das Theater wie für den Zirkus zu lange Zeit. Mit Gedankenlyrik, ethnologischem Anschauungsunterricht, umständlicher Zelebrierung ritueller Gebräuche wird der Raum vollgestopft, den Hauptmann nicht mit einer zwingenden Ausgestaltung des Gegenspiels zu Montezuma organisch zu füllen gewußt hat. Sein Cortez hat kein geschichtliches Format. Sein Cortez hätte Karl dem Fünften Mexiko so gewiß erobert, wie Ludendorff Wilhelm dem Zweiten Flandern und Polen erobert hat. Ein kurzstirniger, kleinzügiger, verschlagener Bandenführer, dessen Brutalität durch sentimentale Anwandlungen eher unterstrichen als abgeschwächt wird. Merkmale seelischer Feinhörigkeit berühren, als habe Hauptmanns wägende, um Gerechtigkeit bemühte Menschenkennerschaft sie schandenhalber nachträglich draufgesetzt. Des Fanatismus rauher Henkersknecht ermangelt zu sehr des Fanatismus, der Flamme. Wenn der Dichter bei Cortez an Ludendorff gedacht hätte, wäre zur Hälfte erklärt, warum kein imposanter Condottiere herausgekommen ist, sondern ein Massenmörder, dem man zutraut, daß er feige fliehen wird, sobald er Verantwortung tragen soll. Zur andern Hälfte erklärt es sich daraus, daß die Bildnerkraft des alternden — nicht des jungen — Hauptmann von seiner Gefühlsbeteiligung bestimmt wird. Und die gilt nun einmal nicht den Albas, sondern den Egmonts; dem Geyer, der von einem Schäferhannes niedergestreckt wird; dem Hannele, das der Maurer Mattern zertrampelt; der Rose Bernd, die dem Streckmann erliegt; dem Montezuma schließlich, der mit dem Tode büßt, daß er der Raffsucht, dem Betrug, der Gewalt blauäugig sein Land und seine Arme geöffnet hat.

Montezumas Kreuzigung ist der dritte, der letzte starke Auftritt. Dieser wahre König — kaum nötig, daß der Poet Las Casaz den Ruhm seiner Sanftmut, seiner Abseitigkeit, seiner Umrauschtheit singt. Auch ohne solchen Raisonneur würde Hauptmann uns überzeugen, daß sein greiser Mondprinz wie an einem Gängelband von bleichen Strahlen durch jene Sonnenwelt schwebt, der von Urbeginn verhängt ist, an der Eiswelt der Errechenbarkeit, der platten Geschäftemacherei, des Länder- und Menschenschachers, der Verpönung aller echten Adligkeit zu erstarren. Aber nachdem Montezuma den Passionsweg des Nazareners beinah vollendet hat; nachdem er durch seine Gottergebenheit das Anrecht auf die Dornenkrone erworben hat; nachdem er dem Henker lächelnd die andre Wange hingehalten hat; nachdem er sich wundenbedeckt wie für die Gruppe der Pietà hingelegt hat— danach riskiert er von dem graden Wege zur Heiligkeit noch schnell einen kurzen Abstecher. Sein frommes Gemüt ist durch die bösen Elemente, die wolkenbruchartig hineingehagelt sind, in Gärung geraten und wirft brodelnd giftige Blasen. Haß, Verachtung und Wut lassen sich länger nicht zähmen. Der zeitlebens Verständnis und Güte war, der segnet zehn Minuten vor Toresschluß seine Peiniger — aber eine Minute vorher verflucht er sie, verflucht er schäumend „dies Gezücht, das unsrer Mutter Erde Antlitz mit dem Unrat seiner Greuel so entehrt“. Es ist nicht unerheblich, daß diese Entladung psychologisch wahrscheinlicher ist als eine Lämmchenhaftigkeit um und um bis ins Grab hinein. Trotzdem: nach diesem Kriege, nach diesem Putsch müßte selbst ein dramatisch unbegründeter Ausbruch gegen die Rotte der Cortez uns namenlos erleichtern, wenn er nur wild genug wäre.

Schade, daß Hauptmann, wie er erst spät dahinter gekommen ist, welch eine Pestilenz der Krieg ist, dem er am Anfang ein Sänger gewesen, auch erst zum Schluß seines Dramas die volle Beschwingtheit aufgebracht hat. Ganze Teile sind zu entbehren. Manche Strecken rascheln papieren. Seine Zunge ist des Trochäus so ungewohnt wie unser Ohr, und vermutlich steht dieser Rhythmus überhaupt der Komödie besser an als dem Trauerspiel. Aber peinlich unter allen Umständen für einen Dichter solchen Grades, daß er harte, holprige, mühsam geflickte Verse nicht zum mindesten in der Reinschrift ausmerzt. Einer ist kein Mensch mit klaren Sinnen, „sondern durchaus ein Verrückter", weil zwischen „sondern" und „wie" zwei Silben benötigt werden. Einer zeigt „festern Mut als wie bisher", weil für das grammatikalisch unmögliche „wie" der Sprachbeherrscher Hauptmann nicht eine andre Silbe findet. In der ersten Satzhälfte brauchen wir unsre schwer erkämpfte Beute „nicht im Stich zu lassen", wie sichs gehört, in der zweiten brauchen wir nicht „mit Spott und Schande abziehn", was auch ohne die Nähe der richtigen Verwendung von „brauchen" unerträglich wäre. „Sonst bekommst du Katzenköpfe mitten in dein kannibalisch tausendschönes Angesicht" — ein Angesicht nämlich, das genau so willkürlich und zeilenfüllend kannibalisch druckgeschwärzt oder affenschwänzig oder lorbeerkränzig genannt werden könnte. In der unsterblichen Posse von der ‚Partie Klabrias' war es immer der Höhepunkt, wenn der nie zu vergessende Donat Herrnfeld die Frage mauschelte: „Was tutt sich mit Natthan?" (Die klassische Antwort lautete: „Er spaziert mit sei Weib.") Ich hätte nie erwartet, diesem Jargonausdruck in einer Tragödie zu begegnen. Aber ausgerechnet — auf daß ich den Tonfall des Kurfürstendamms beibehalte — an einen christlichen Kultusbeamten wird anno 1500 zwischen Popocatepetl und Ozean die Frage gerichtet: „Was tut sich im Tempel, Pater?" Reinhardts Premierenpublikum wird dieses Zugeständnis eines germanischen Dichters geschmeichelt haben. Jetzt, nach dem Premierenerfolg, bin ich für Tilgung.

*

Der Zirkus hat diesmal von seinen natur- oder richtiger: unnaturnotwendigen Verbrechen gegen Dramenwerke das bedauerlichste begangen. ‚Orestie' und ‚Hamlet', die Jahrhunderte und Jahrtausende vor Reinhardt geatmet haben, lachen seiner Attentate auf ihren Lebensnerv; und ‚Danton' ist und bleibt eine zähe Literaturleiche. Diesen ‚Weißen Heiland' aber verfälscht das Große Schauspielhaus für, schlecht gerechnet, dreitausenddreihundert mal vierzig, also hundertundzweiunddreißigtausend Menschen von Grund auf. Wer nicht das Buch gelesen hat — und das wird kaum der Tausendste sein —, ist außerstande, an den ethischen und aesthetischen Kern zu dringen. Brimborium verbirgt ihn von allen Seiten. Daß die technische Struktur eines geistigen Dramas in einem Lokal verbogen wird, dessen Dimensionen auf Montezumas Landsmann Buffalo Bill berechnet sind, ist wohl selbstverständlich. Es wird ja doch nicht einmal der tatsächliche Inhalt faßbar. Szenenlang saß ich vor einem Rätsel. Hinterher, bei der Lektüre wards mir durch eine Regiebemerkung gelöst. „Der Vorhang öffnet sich, und man erblickt das abgeschlagene Haupt eines spanischen Ritters in einer goldenen Schüssel auf dem Altar." Ich, kilometerweit entfernt von der Schüssel, hatte es nicht erblickt — und das Verständnis der Vorgänge hängt eben davon ab, daß mans erblickt! Acht Millionen Mark hat man in dieses Etablissement zur

Förderung, zur Hinausbeförderung der dramatischen Kunst gesteckt, geschwellt von der Hoffnung, eine Monumentalisierung der Schauspielerei, der Regie und vielleicht der Dramatik heraufzuführen. Was ist monumentales Theater? Die dramaturgischen Kannegießer um Reinhardt sind der Meinung, daß ein Riesenraum die erste Voraussetzung sei. Du lieber Himmel! Wenn Matkowsky, wie er einmal im Jahre pflegte, auf der Liliputbühne der Reichenberger Straße Othello oder Sigismund oder selbst Kean spielte: das war monumentales Theater. Was im Zirkus geschieht, ist von äußerster Kümmerlichkeit. Gut: ich habe mich damit abgefunden, daß ich den Sinn der Dichtung von S. Fischer beziehe. Dann soll Reinhardt mein Auge entzücken. Dann soll Cortez auf einem herrlichen Schimmel in die Arena sprengen. Dann verlange ich mir die Ausstattung eines modernern Olympia-Theaters. Statt dessen? Verdi in der Provinz; denn in Berlin gehts am nächtlichen Nil beträchtlich höher her. Außerdem wird dort labesam gesungen. Hier wird geschrieen. Dramatische Wirkung — zu einem Teil beruht sie auf Abwechslung und auf Steigerung. Nichts davon. Nichts als ein angestrengtes Fortissimo. „Donnern war des Gottes Rede, Brüllen war des Gottes Flüstern, Dröhnen war des Gottes Atem." Wenn man nicht physisch gezwungen wäre, sich gegen diesen trommelsprengenden Stimmaufwand dadurch zur Wehre zu setzen, daß man minutenlang einfach verzweifelt weghört, so würde man wenigstens akustisch verstehen. Daran hindert einen manchmal auch das geringe Stilgefühl des Regisseurs Karlheinz Martin. Ganz wie Reinhardt zersetzt er die beabsichtigte Monumentalität, um sie nur ja nicht zu erreichen, durch Naturalismen. Während einmal, zum Beispiel, vorn die Solisten ein Gespräch oder ein Geschrei führen, ist im Hintergrund Unterhaltung der Statisterie angeordnet. Man lasse sie lebhaft die Köpfe und Arme bewegen, und der Eindruck der Unterhaltung wird da sein. Herr Martin läßt die Leute tatsächlich reden, nicht etwa so, daß vernehmbar wird, was sie sagen, aber so, daß sie den Dialog der Solisten zudecken. Ich weine diesem Regisseur eine Träne nach. Er schien berufen, Max Reinhardt zu überwinden. Nicht dessen Fähigkeiten, die ohne Beispiel in der Theatergeschichte sind — nein, sein Prinzip, seine Schule, seine Irrtümer, seine Auswüchse. Ach, wer hat heute noch künstlerischen Charakter! Herr Martin wird der Verräter seiner Sendung und Reinhardts Angestellter und Nachahmer. Von den Quadratzentimetern der ‚Tribüne' zu den Quadratmeilen der Arena — ein Sprung. Für diese quält er sich im Schweiß seines Angesichts ab, die Schauspieler zuzureiten. Selica oder Marina: da unter den Mitgliedern zweiten Ranges zu reiche Auswahl ist, so mietet man einen Gast dritten Ranges. Der Cortez ist Hauptmann wie Ludendorff geraten: Emil Jannings gerät der Ludendorff wie sein Lüttwitz. Von dem männlichen Nachwuchs erweisen sich immer wieder am hoffnungsvollsten und sogar für den Zirkus geeignet: Hans Schweikart und, stählern funkelnd, Raul Lange. Moissis zitternder, inniger, zarter, von herzergreifender Not gestoßener, markerschütternd schluchzender Montezuma verliert sich im Mammutbassin und erregt somit unendliche Sehnsucht, die Dichtung auf einer richtigen Bühne zu sehen, wo sie nicht, wie in diesem „Born des Grauens", ihre eigne Lehre demonstriert, daß der Seele beschieden ist, unter dem Stiefelabsatz der Feldwebel und der Theaterschwerindustriellen zu sterben.

Die Schwestern von Alfred Polgar

Uraufführung im Burgtheater: ,Die Schwestern' oder ,Casanova in Spa', Lustspiel von Arthur Schnitzler.

Erster Akt. Casanova irrt sich im Fenster, steigt nachts statt in das Zimmer der ihn erwartenden Flaminia in das der braven Anina. Das perplexe Mädchen, obzwar in tiefer Liebe einem Dichter verbunden, unterliegt — die Seele ist Eines und das Nervensystem ist ein Andres! — der à-la-minute-Verführung. Andern Tags gesteht sie's dem Dichter, gleich Nora eine große Geste des Verstehens und Verzeihens erwartend. Der Dichter aber rast in Schmähung und Vorwürfen, worauf Anina sagt, sie sei mit ihm fertig und gehe nun zu Casanova.

Zweiter Akt. Casanova, des Glaubens, er sei bei Flaminia gewesen und die Rache ihres Galans, eines bedenkenlosen Glücksritters fürchtend, will fort. Von dem Dichter entlehnt er Geld zur Reise Der Dichter, im Verlauf dieser Darlehnsbesprechung den Irrtum erkennend, in dem sich der Marquis befindet, will nun gern seiner Anina verzeihen. Aber sie besteht auf ihrem Casanova. Auch Flaminia besteht auf ihm. Heftiger Konflikt zwischen den beiden Frauen. Der Dichter will zur Entscheidung der Frage, wer das höhere Anrecht auf Casanova habe — die Frau, die er de facto besessen, oder die, die er zu besitzen geglaubt — jenen Freund Flaminias, den Hochstapler, zum Schiedsrichter aufrufen. Der Hochstapler erklärt sich für inkompetent, schlägt Casanova als Richter vor.

Dritter Akt. Casanova entscheidet (der Fall wird ihm in Form einer der Lösung harrenden Novelle vorgetragen), daß in der ganzen Sache eigentlich der Liebhaber der Betrogene sei. Dann fallen, zwischen den handelnden Personen, die Verschleierungen der Tatsachen, es kommt zum Degenstreit der Männer gegen Casanova und zur Schlichtung durch eine plötzlich auftretende ältere Geliebte des Marquis, die ihn nach Wien entführt.

Das Stück, in Versen geschrieben, ist durchsetzt von dem halb bittern, halb sentimentalen Skeptizismus, der dem Humor wie der Schwermut Schnitzlerscher Dichtungen ihre in bessern Kreisen hochgeschätzte Opalfarbe gibt. Es ist zum Teil frisch und lustig, zum Teil auch ohne Frage: weise. Die Erkenntnis, daß alle Frauen Schwestern, alle Männer Brüder in genitalibus, wird mit Sinn und Witz vorgetragen. Dennoch ist die Komödie nicht sehr erquicklich. Sie fängt als Problemstück an und wird ganz mechanisch zum Lustspiel umgebogen. Nach dem vielverheißenden ersten Akt wandeln sich die Menschen auf der Bühne plötzlich zu Puppen. Und das Ineinander von Persönlichkeiten, Schicksalen, Trieben löst sich in ein weitläufiges artistisches Worte-Spiel. Die Meinung der Ausleger, solche Wandlung ins Leichte, Je-m'en-fichestische bewirke eben Casa-

novas Erscheinung, ist nicht stichhaltig, denn hierzu wäre es wohl nötig gewesen, den Casanova als wahrhaft bezaubernde, das Dicke und Trübe der Menschendinge in der essentiellen Schärfe seines Lebensgefühls lockernde und lösende Persönlichkeit zu zeigen. Er ist aber im Stück nur ein recht belangloser, wenn auch körperlich wie geistig beweglicher beau (als solchen stellt ihn auch Herr Treßler dar), der nicht viel wäre, hieße er nicht Casanova. Ueberraschend ist die sonderbare Undelikatesse mancher Szenen. Der Eindruck wird wach, daß der Autor hier mit Fäusten zugegriffen, weil er der Kraft seiner Fingerspitzen nicht mehr recht getraut. Zulänglich, nicht überwältigend gespielt, fand das Stück viel Anklang. Nicht einmal der dritte Akt, der nicht aufhören kann, seiner selbst nicht froh sich durch episodische Hinzutat und Verbiegung des Weges in Zick-Zack immer wieder prolongiert, immer noch ein Stückchen Sinn, tiefern Sinn, tiefsten Sinn hinzuredet, störte Behagen und Beifallslust der Hörer.

‚Bahrol', Tagebuch-Ersatz von Egon Friedell

8. April. Die Leute zerbrechen sich schon wieder einmal sehr meinen Kopf, weil ich „so plötzlich" Wien und das Burgtheater verlassen habe. Die wildesten Gerüchte schwirren herum und dringen selbst bis in mein liebes salzburger Schlössel. Die Einen sagen, es habe sich ein Schauspielerrat gebildet, der kategorisch meine Entlassung forderte, die Andern, es hätte eine furchtbare Szene mit Albert Heine gegeben, die Dritten, schon wohlwollender, begnügen sich damit, zu munkeln, ich sei plötzlich schwachsinnig geworden. Weit entfernt nun, den Leuten derlei Konjekturen zu verübeln, sehe ich darin einen der vielen Schlüssel, mit denen man das Wesen des Menschen aufsperren kann oder, weil dies ja doch zu viel versprochen wäre, einen Spalt, eine Ritze, einen Riß in der Wand, durch den man in die Seelen hineinzuspähen vermag, die, wenn man sie erst einmal von einer Seite aus erblickt hat, und sei diese auch noch so sekundär und abgelegen, sich dem Betrachter oft sogleich und mühelos ganz zu eröffnen pflegen. Was nämlich die Wiener an meinem „Abgang" so erbittert hat, das war, daß er eben so gar kein Abgang war, sondern ein freundliches Auseinandergehen nach einigen für mich sehr lehrreichen und, wenn man das Wort vom jetzigen Burgtheater in den Mund nehmen darf, genußreichen Versuchen. Aber das genügt den Leuten nicht, ihrem Empfinden fehlt da etwas, nämlich, um es in Kürze zu sagen, der Sardou. Die Wiener wollen aber Sardou, in allem und jedem, ohne Sardou freut sies nicht, auf den Sardou können sie nun einmal nicht verzichten, Sardou muß da sein, und wenn es malheureuserweise passiert, daß einmal keiner da ist,

nun so erfinden sie sich halt ihren Sardou, in dem Punkt haben sie schrecklich viel Phantasie. Und wenn ichs recht überlege, so haben sie ja recht, denn das wird schon wirklich der tiefere Grund sein, warum ich nicht das Richtige für das Burgtheater bin und für Wien überhaupt: es fehlen bei mir immer die knallenden Szenen, die die wiener Lebensluft braucht, die großen verlogenen Gesten, die Aktschlüsse. Und mein Weggang vom Burgtheater war halt so gar kein Aktschluß, er hat sich ganz von selber gemacht, und ein Aktschluß, der sich von selber macht, ist doch kein Aktschluß! Dies, freilich wohl mehr unbewußt, war ihnen ja auch an Burckhard so zuwider, bei dem alles immer höchst naturalistisch und fast gewöhnlich zuging, und an Klimt, der täglich vierzehn Stunden in seinem weltfern über der Stadt träumenden Atelier arbeitete, ohne je in die Theateratmosphäre der Kärtnerstraße hinabzusteigen, und an Mahler und an Hugo Wolf und an Stifter und allen Anderh. Sie hätten uns Alle ganz gut brauchen können, und sie waren nicht einmal gegen uns, nein, das kann man nicht sagen, aber wir waren ihnen irgendwie unheimlich, sie hatten keine Sprache, in der sie sich mit uns unterhalten konnten, ihre Zeichen waren nicht unsre Zeichen, wir hatten halt Alle zu wenig Sardou.

11. April.. Nach Schauta und Bernatzik nun auch Viktor Rosenfeld. So fällt ein Stück der altoesterreichischen Mentalität nach dem andern ab, und wo sind denn Die, die nachkommen? Dem Viktor Rosenfeld haben sie das Taferl „Zierde des Barreaus“ umgehängt, so lakonisch pflegt man bei uns die Großen zu ehren und glaubt dann, damit sich von ihnen losgekauft zu haben; man gibt ihnen ein Taferl mit einem angenehmen Sprüchel um den Hals, das soll ein jeder von ihnen jetzt nur sein Leben lang tragen und im übrigen schön brav und stad sein, denn was kann er denn noch wollen, sein Taferl hat er ja, und höher, davon ist der Wiener aufs tiefste überzeugt, höher als bis zum Taferl kann es ja doch kein Mensch auf der Welt bringen. Einmal, vor Jahren, bin ich mit Rosenfeld nach dem Nachtmahl am Grundelsee spazierengegangen, die Nacht dampfte, der See stand ganz weiß, und da ließ er, mitten zwischen konventioneller Rede und Gegenrede (denn in ihm war bei allem Revolutionarismus viel Konventionelles, er war sozusagen der Bourgeois-Ouitsider, wie Luther der Mönch-Outsider gewesen ist, Mirabeau der Aristokrat-Outsider und Nietzsche der Theolog-Outsider) den Satz fallen: „Jeder Mensch hat ja immer hinter sich noch einen zweiten Menschen.“ Dies Wort sprengte mir wie mit einer Stichflamme urplötzlich sein ganzes Wesen auf. Was ihn nämlich so unwiderstehlich stark machte, das war, daß er in jedem Menschen immer jenen zweiten zu sehen ver-

mochte, den wir nie sehen, er aber sah ihn sogleich, der andre, an den wir glauben, war für ihn nur eine dünne Hülle, Aura, Draperie und Maskerade, die er mühelos wegschob. Und so mußte er, wenn er zu den Geschworenen sprach, immer unfehlbar wirken, weil er nie zu dem Herrn Uhrmacher oder Strumpfwirker sprach, der vor ihm saß, sondern zu jenem zweiten, von dem er unbekümmert die Riegel wegriß. Und vielleicht, wenn wir eben nicht im Lande der Taferln lebten, vielleicht hätte er so der große Befreier der oesterreichischen Seele werden können.

12. April. Zum ersten Mal wieder auf den Gaisberg und hinunter. Mein Gaisberg und mein Walt Whitman, das sind halt doch die einzigen, die ich wirklich verstehe. Vielleicht weil sie mich so gut verstehen.

14. April. Heute ist Emanuel Kohn sechzig Jahre alt geworden. Wie viele Wiener wissen, wer Emanuel Kohn ist? Ihn wird es wohl wenig kümmern in seinem stillen Häusel in der Sieveringer Straße, wo er, längst allen irdischen Ehren abgewendet und nur noch ganz tief in sich hineinhorchend, seine Tage lebt wie ein weltversöhnter griechischer Zyniker, der nichts braucht, nichts will und alles verlacht, oder vielleicht noch besser, wie ein sanfter und heitrer Mönch, einer von denen, wie sie Fra Prosciutto gemalt hat, denen in einem Antlitz voll müden Friedens ein paar zwingend lustige Augen glühen. Und doch müßten Alle heute hinwallfahrten in seine ganz in Grün versteckte Klause, wo ein Größter Deutschoesterreichs in dreißigjährigem Ringen das Geheimnis der Musik entzaubert hat. Aber das kleine gelbe Büchel, das, es sind jetzt auch schon acht Jahre her, bei Moritz Perles erschienen ist, kennt Keiner (mein alter Josef Hofmann etwa ausgenommen) und Keiner weiß, wie darin auf die behutsamste und sicherste Art jenes furchtbare Urphaenomen, das wir Töne nennen, enträtselt und rein und groß, seinen tausendjährigen Schleiern und Hüllen entnommen, vor uns hingestellt ist. Aber ich habe für deinen demütigen Sinn schon zu viel von dir geredet, verzeih', lieber Emanuel!

16. April. Ein herrliches Versbuch ‚Geröll' von Franz Xaver Hinterbichler (erschienen in Hallstadt im Verlag deutscher Jungsteirer ‚Wir wollen!') reißt einen pfauchenden, lavaspuckenden Abgrund auf zwischen uns und aller Erscheinung. Ich habe mich oft gefragt; woher denn der wilde narkotische Krampf kommt, der mich jedes Mal schüttelt, wenn ich Hinterbichlers dampfende Verse auf mich wirken lasse. Es wird wohl daher kommen, daß er stets und unfehlbar mit magischem Finger an unser Tiefstes zu rühren weiß, das, uns selber fremd, stark und gefährlich in uns waltet, unser geheimstes Sehnen, vor dem wir, obschon es das Siegel unsres

wahrsten Wesens enthält, dennoch angstvoll zurückschauern, flehend, daß es unerschlossen bleibe. Aber Hinterbichler erhört unser Flehen nicht. Herrisch bricht er die flammenden Siegel und streut uns in grausam funkelnder Triumphfreude unser Innerstes vor die Füße.

19. April. Li-Hä-Dsi sagt in seinem Dayu-Ku (Buch des südlichen Blütenlandes): „Der Mensch ist eine Töpferscheibe, wird sie zu langsam gedreht, so bringt sie nichts vorwärts, wird sie zu rasch gedreht, so fällt sie um.“ Dran muß ich jetzt immer denken, wenn ich auf unser armes Oesterreich blicke.

Namensänderung von Kaspar Hauser

Ich darf nun wieder Theo Tiger heißen.
Die Maske fällt: kein nürenberger Kind
bin ich — laßt mich in Menschen beißen,
die gut genug zu meiner Fütterung sind.

Die Politik hat ihre Frühjahrsmoden.
Zur Zeit trägt man sich demokratisch — nicht zu knapp.
Man steht im Dreß auf jenem Hängeboden
der Wirklichkeit und weiß nichts mehr von Kapp.

Der Tiger knurrt. Er spuckt die Emballage
der Opfer gähnend in sein Raubtierhaus.
Er sieht den Knaben gern in die Visage
und zieht sie alle splitternackend aus.

Nackt will ich sie. So kann ich sie verdauen.
Nackt will ich sie. Ich pfeif auf Uniform.
Nackt will ich Militärs und Kinofrauen —
ich weiß: die Tünche lügt enorm.

Sieh den Professor an! Er gibt sich fachlich
und spricht von Rhamses und vom Erbschaftsstreit
und täglich infiltriert er, scheinbar sachlich,
den jungen Herrn die alte Kaiserzeit.

Sieh die Beamten! Sieh die Landratsbande!
Sie tun nur so. Dreht sich einmal das Rad?
Nackt will ich sie. Dann lieg ich still im Sande
und wünsche träumend diesem deutschen Lande . . .
Da knirscht die Tür.

Ich werde niemals satt.

Das Problem Europa von Validus

Welch andrer Zukunft wäre Europa entgegengegangen, wenn entweder Lloyd George oder Wilson verstanden hätten, daß der allerernsteste der ihnen vorgelegten Pläne nicht politisch oder territorial, sondern finanziell und wirtschaftlich war, und daß die Gefahren der Zukunft nicht in Grenzlinien oder Oberhoheiten liegen, sondern in Nahrung, Kohle und Verkehr.

Keynes: Die wirtschaftlichen Folgen des Krieges

Wer die Schuldigen am Kriege sind, wird bis zu einem gewissen Grade immer eine Streitfrage bleiben. Die Schuldigen am Frieden aber sind festgestellt. Seitdem John Maynard Keynes, einstmals Vertreter des englischen Schatzkanzlers beim Obersten Wirtschaftsrat, sein J'accuse in die Welt geschleudert hat, jenes Buch des gesunden Menschenverstandes, der unerbittlichen volkswirtschaftlichen Erkenntnis, des meisterhaften Stils und der prachtvollen Charakterstärke — seitdem ist die Welt sich klar über die verbrecherischen Dilettanten, die Erzeuger neuen Völkerhasses und die Verantwortlichen für all das unendliche Nachkriegselend, das erst in der Entwicklung ist. Die Schuldigen sind: der Rat der Vier. Sie werden sich vor dem Forum der Geschichte zu verantworten haben. Die Kläger sind alle die Hungernden und Verhungernden, die körperlich und geistig Heruntergekommenen. Die Klageschrift also ist bereits abgefaßt; eben von Keynes.

Bevor es zur Verhandlung kommt, suchen jetzt die Beschuldigten das Praevenire zu spielen. Auch sie treten mit einem Schriftsatz vor die Welt. Der Oberste Wirtschaftsrat hat vor wenigen Wochen ein außerordentlich lesenswertes wirtschaftliches Manifest veröffentlicht, worin die derzeitige Lage Europas analysiert und nach Heilmitteln für die verzweifelt schlechte Lage gesucht wird. Die ganze Welt, so ungefähr heißt es dort, ist in einem Stadium der schlimmsten Teuerung. Von 1913 bis 1919 ergibt sich folgende Steigerung für Großhandelspreise:

Nordamerika	England	Frankreich	Italien	Deutschland
120 %	170 %	300 %	300 %	300 %

Der Grund liegt in der unsoliden Geldwirtschaft aller Länder Mit Krediten und Papiergeld hat man die Bedürfnisse des Krieges befriedigt und damit die Illusion eines Wohlstandes hervorgezaubert, die umso verhängnisvoller ist, weil das Gegenteil: eine Zerstörung ungeahnten Umfanges eingetreten ist. Dazu komme noch, daß von einem wirklichen Frieden heute keine Rede sein könne, weil immer noch Millionen von Soldaten unter den Waffen stehen und so von friedlicher Beschäftigung abgehalten werden. Die Abnahme der Produktion sei überall außerordentlich. Millionen der Kräftigsten lägen unter dem Boden, andre Millionen seien als Kriegsinvaliden erst recht unfähig. Zu gleicher Zeit sei ein wesentlicher Teil aller Maschinen und Transportmittel zerstört. Aber selbst, wo man arbeite, fehle es an Material und Kredit. Bedenklich stehe es mit der internationalen Getreideversorgung. Rußland, die wichtigste Kornkammer Deutschlands, und Rumänien lieferten keine Ueberschüsse. Die Kohle zeige einen erschreckenden Produktionsausfall. Großbritannien, Frankreich und Deutschland, die noch im Jahre 1913 509 Millionen Tonnen Steinkohlen hervorbrachten, konnten 1919 nur 365 Millionen Tonnen fördern. Aehnlich sei es mit den andern Industrien.

In krassem Gegensatz hierzu stehe es mit dem Verbrauch. Nicht nur Lebensmittel, sondern auch Kleider, Schuhe und andres werde in ungeahntem Maße verlangt. Es herrsche eine Verschwendung in der ganzen Welt, wie sie stets nach großen Katastrophen zu beobachten sei. Eines der wichtigsten Probleme sei es, die Menschen zu einer Verminderung des Verbrauchs zu bewegen. Darauf sei aber nur dann zu rechnen, wenn die Kredit- und Noten-Inflation bekämpft werde. Einstweilen sei diese erschrecklich; überall seien die Notenpressen in fieberhaftester Tätigkeit. Dazu komme die übermäßige Gewinnsucht, die Auswucherung aller Konsumenten. Der Zusammenbruch der Valuta steht mit allen diesen Dingen in engstem Zusammenhang. Der Umfang der Valuta-Entwertung betrage für

England	Frankreich	Belgien	Italien	Deutschland
30 %	64 %	62 %	72 %	96 %

Als Heilmittel schlägt der Oberste Wirtschaftsrat die Beschränkung der staatlichen und der privaten Ausgaben vor. Beides will er durch eine scharfe Besteuerung herbeiführen. Darüber hinaus aber wird eine internationale Krediterleichterung für alle vom Krieg betroffenen Länder, eine Verteilung der Kriegsrohstoffe und Lebensmittel auf internationaler Basis empfohlen. Hierbei werden die Bedürfnisse Deutschlands nicht unterschlagen, sondern ausdrücklich mit Namen genannt.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß England und namentlich Italien eine erheblich verständnisvollere Berücksichtigung der Bedürfnisse Deutschlands gewünscht haben. Tatsächlich standen entsprechende Sätze bereits in der Denkschrift: da telephonierte nachträglich Millerand noch an seinen Kollegen Lloyd George und überredete ihn, die Denkschrift zu ändern und die für Deutschland günstigen Stellen zum Teil herauszustreichen. Immerhin ist manches stehen geblieben; zum Beispiel: eine Nachfrist für Deutschland, um sein Zahlungsvermögen festzustellen. Nach dem Friedensvertrag würde diese Frist bereits am ersten Mai ablaufen.

Ist das nun eine Lösung, oder ist es nichts? Weder dies noch das. Die Lösung hieße: schnellste Abänderung des Pfuschwerkes von Paris. Daran ist aber, wie Keynes versichert, nicht zu denken. Das ist wohl neuen Regierungen vorbehalten. Indessen, bei aller Verschwommenheit des londoner Memorandums kann man doch wohl eine gewisse Erkenntnis zwischen den Zeilen lesen. Man weiß heute zum mindesten in New York, London und Rom, welch verbrecherische Dilettantenarbeit unter dem verhängnisvollen Einfluß Clemenceaus im vorigen Jahre vollendet worden. Es dämmert allmählich, daß das Problem der nächsten Jahre nicht so sehr ein politisches wie ein wirtschaftliches ist, und daß ohne Deutschland das außerordentlich komplizierte Räderwerk der europäischen Wirtschaftsmaschine nicht funktionieren kann.

Das war der Stand der Dinge vor dem Zwischenfall Kapp-Lüttwitz. Wie wird nun aber dieser auf die Gestaltung der Dinge wirken? Man sollte denken: gut — denn die Tage um die Iden des März haben wie ein Gewitter reinigend gewirkt und auch das vernünftige Ausland davon überzeugt, daß auf der einen Seite grade die Waffenstillstands- und Friedensbedingungen erst die Reaktion in Deutschland möglich gemacht, und daß auf der andern Seite für absehbare Zeit in Deutschland die Militärs ausgespielt haben.

Rundschau

Berliner Modewoche

Wir haben Energie, und wir haben Pläne. Eine ganze Menge von beiden zu einer leidenschaftlichen Verstandesehe verbunden. Damit wollen wir nicht etwa nach erzwungener Unterbrechung wieder die bei den Andern verhaßte Konkurrenzattitüde annehmen: wir wollen nur als Gleichberechtigte . . . Forsch fangen wir an, zu organisieren, haben einige tüchtige, einige aus überkommenem Ramsch zusammengeschmolzene Ideen, und jetzt kann es losgehen. Tatsächlich kommen auch die Einkäufer aus den Staaten, deren Banknoten in der Schweiz und in Paris nicht einmal nach dem Papiergewicht honoriert werden, messen krausstirnig die Modelle mit dem Kurszettel und haben zur Gesellschaft Vertreter skandinavischer Firmen, wohnhaft im besetzten Gebiet, die rechts ihre rechtsrheinischen und links ihre linksrheinischen Einkäufe notieren und als, sozusagen, Einheimische vielleicht nicht einmal die festgelegten, doppelten Preise zahlen.

Für den Anfang ganz gut. Aber ob aus solchem Anfang . . .? Die einzige Stadt, die da steht, wo wir gern stehen möchten, ist: New York. Es ist die Stadt der Mammutvermögen und einer Jahrhunderte alten Frauenvergötterung. Noch jetzt tritt jede Einwandernde in das Fluidum dieser Atmosphäre, und kommt sie zurück, so sind Amerikas Spuren unverwischbar an ihr hängen geblieben. Umriß und Haltung sind verändert. Denn dort sind das billigste Kostüm, der einfachste Hut, die weiße Bluse des kleinen Laufmädels damenhaft, haben den Sinn jeder Mode und auch im Massenartikel persönliche Anmut. Jeder Schicht wird zu den günstigsten Bedingungen Ware vom ersten Range geboten. Und darauf kommt es an. Nicht auf die Prunkstücke einzelner Königinnen der Eleganz, sondern auf jedes Glied der Eindruckskette, an der sich der Fremde und der Mode-Einkäufer entlangsieht.

Woher sollte man das Vertrauen zu uns nehmen, daß wir Liebe, die zeugungskräftig ist, zu diesen Dingen haben? Kaum hat man die smarten Ateliers verlassen, so findet man sich provinzieller Begriffsverwirrung gegenüber. Durch Generationen darauf dressiert, beim Kleide das Sinnige und nicht das Sinnliche zu wollen, sich bei der Farbenwahl von allen möglichen wesensfremden Materien abhängig zu machen und dem stattlichsten Volumen Linien fünfzehnjähriger Mädchenhaftigkeit aufzuwingen, fehlt dem gesunden Bürgertum die Instanz, welche Reinlichkeit und Sachlichkeit in die Vorstellungen bringen würde. Die billige Schneiderin klammert sich zu jeder Saison an ein andres Mode-Detail, das ihr nun zeitgemäß scheint, und der Fabrikant, ob er mit Blusen oder Hutblumen handelt, „belauscht die Psyche“ seiner Kundschaft. Man ist sich des Mangels an verfeinerter — nicht grober — Sinnlichkeit gar nicht bewußt. Die Deutsche hat, zum Unterschied von der Romanin und der Amerikanerin, keinen Instinkt für die aesthetische Mission der Frau. Die Empfindung für den Körper, der in katholischen Ländern, wenn auch bei protestantischer Nachbarschaft unterdrückt, aber heimlich hold blühend vorhanden ist, kennt man nicht. Wir sind entweder handfest oder haben die individuelle, seelenlose Mannequin-Gebärde.

Typisch ist zweierlei für den Boykott der Grazien, den wir zu

tragen haben. Einmal die Stullenesserei. Im Kriege — gut. Man hatte das Bedürfnis, sich recht oft Nahrung zuzuführen und konnte fern vom Hause nirgends etwas bekommen. Aber statt den Notkomment so rasch wie möglich zu verabschieden, kauen wir schon vor Beginn der Veranstaltungen im Theater und in den Vortragssälen, kauen in der Elektrischen, kauen fremden Leuten ins Gesicht. Und dabei wollen wir für ein Modekulturzentrum gelten.

Was uns zweitens entstellt, ist die Ungepflegtheit in der Haltung und in der Bewegung. Wir produzieren Tänzerinnen über Tänzerinnen. Aber es ist wahrhaftig kein Vergnügen, auch unsre jüngern Frauen die Stufen der Elektrischen hinaufklettern zu sehen. Die Reizmöglichkeiten, die sich aus dem Zusammenprall des Körpers und einer räumlichen Situation ergeben, bleiben völlig unausgenutzt.

Alles Dies fiele in die Propaganda des Verbandes der Mode-Industrien, der uns doch zu einem Exportfaktor großen Stils machen will. Man hat sich bemüht, der Mittelstandsschneiderinnen-Misere beizukommen durch gute handwerkliche Ausbildung, mit Akademien, Prüfungen und ähnlichen Versuchen. Fruchtloser Aufwand. Was wir zuerst brauchen, sind Leute, die unserm Typ die korrigierenden Einheitslinien schaffen, wie man sie in Amerika gefunden hat, und für diesen — natürlich elastischen — Kanon alle Fabrikanten interessieren, die bisher die Forderungen dieser Art mit dem Hinweis auf den Umsatz abgetan haben. Diese Aufgabe wäre für den Verband und seine Ziele viel drängender als die Verkuppelung des Kunsthandwerks an die Mode. Zweitens müßten wir die Ansprüche der Konsumenten erhöhen, damit die Fremden uns auf ihrem Niveau finden, was allein ihnen das Vertrauen zu uns geben kann. Es ist nicht leicht, die Formel für den notwendigen, kulturbildenden Geschmacksunterricht zu treffen. Vielleicht sichert man sich die Hilfe des Films. Man stelle gegenüber: Abschreckungsmodelle unsres Stils einem richtig gearbeiteten Kleidertyp derselben Preislage, die sich gut bewegende Normalfrau — nicht die Kinoprinzessin — der nur ehrenwerten und tue dies voll zähen Zweckbewußtseins mit dem erforderlichen Verantwortungsgefühl in der Auswahl immer wieder. Das müßte uns, wenn auch nicht von einer Modewoche zur andern, doch jene allgemeine Verfeinerung der Kleider und Bewegungssitten bringen, die Phantasie und Sinne als selbstverständliche Kultiviertheit genießen.

Annette Langer

Leo Blech

Leo Blech war eine späte Erfüllung. Wie sehr auch Zucht und Arbeit an Dem Anteil haben, was der Mann heute ist: die Tatsache, daß er, den lange Zeit Strauß und Muck beschatteten, in vorgeschrittenen Jahren vom neutralen Kapellmeistertyp zur Persönlichkeit durchreifte, erklärt sich aus dem Spezifikum seines Talents und der Charakteranlage. Nicht nur bei reproduktiven, auch bei schaffenden Künstlern großen und größten Formats finden wir ja dasselbe Begabungsphaenomen: Richard Wagner etwa oder Conrad Ferdinand Meyer bieten das gleiche Schauspiel eines mählichen Werdens. Vielen ist nun der langsame Entwicklungsprozeß bei Blech ganz unbemerkt geblieben. Aber auch die Wertschätzung Derer, die ihn bemerkt haben, beruht zumeist auf einer falschen kritischen Einstellung. Man sieht in ihm gemeinhin den

Temperaments-Musiker, der er tatsächlich nicht ist. Nicht Leidenschaft ist die Signatur seines Künstlertums, sondern Nervosität. Eine Nervosität, die hysterische Urkraft und nimmermüde spirituelle Beweglichkeit ist. Den Typus des heißatmigen, brennenden Opernmenschen stellt unter den Jüngeren Selmar Meyrowitz dar. Leo Blech atmet in einer dünnern Luft: er ist ein vorwiegend geistiger Dirigent. Ich sage: geistig, nicht: intellektuell. Der Geist ist ein essentielles Element der Phantasie. Er ist Energie und Wille. Er läßt das Zufällige, das Stoffliche im Wesentlichen auf gehen. Er richtet die Phantasie und verleiht ihr Stoßkraft.

Blech taucht nicht, wie Gustav Mahler, im Kunstwerk völlig unter: die Einheit von Subjekt und Objekt tritt bei ihm niemals ein: er steht über der Sache. Man muß ihn also unter die distanzierenden Orchesterführer rechnen, wenngleich diese Distanz bei ihm minimal (und den Meisten unsichtbar) bleibt. Seine Künstlerschaft ruht nicht so sehr auf dem Boden eines kräftigen Menschenals dem eines festen und feinen Musikertums. Eine gewisse seelische Unberührtheit läßt sich nicht leugnen: Lyrik trifft auf tote Stellen seines Wesens. Dieses Manko wird aber selten fühlbar, da Blechs Musikalität immer erfolgreich in die Bresche springt. Und wie gering auch bei dem Mangel eines breiten Naturelles die Exosmose: die Aussickerung der Persönlichkeit sein mag — die Endosmose wächst bei diesem Manne zu einer fast beispiellosen Komplexität der Begabung. Zuchtvolle Arbeit hat nicht zum Letzten mitgewirkt, um diese vollkommene Beherrschung des Handwerks zu erreichen. In all den Opern, wo der reinmusikalische Spieltrieb stärker ist als der dramatische Wille und der menschliche Urgrund, auf dem sie ruhen, ist Leo Blech natürlich souverän: im Lustspiel, in der Konversationsoper, als Carmen- und als Verdi-Dirigent. Er weiß den Stil dieser Werke aufs subtilste herauszuarbeiten, grade deswegen, weil er nicht auf ihn hinarbeitet, sondern ihn von innen erwachsen läßt. Bei Wagner bringt ihm seine Nervosität Gefahr; dort wird er, im ‚Tristan‘ oder im ‚Ring‘, entweder spitzig oder gewollt monumental.

Wären Gefühlsvorgänge nicht irrational, spotteten sie nicht der verstandesmäßigen Auslegung, so würde ich sagen, daß Blechs scharfer, dialektischer Geist zum Tondrama kam, weil er das logische Element, das Wort, nicht entbehren konnte. Dieser Aachener wurde nun freilich kein Opernkapellmeister von der Spannweite Bruno Walters.

Er hat in den Jahren seines berliner Wirkens (ob wohl oder übel, bleibe unentschieden) vor der Bühne. vor den optischen Dingen Halt gemacht und hat, aufs Musikalische beschränkt, auch nicht jene schwarze Dämonie gezeigt, die Mahlern auszeichnete. Aber es geht doch eine unentrinnbare Suggestion von seiner Person aus. Wenn er dasitzt, jede Fiber zum Reißen gespannt, ganz unbetrügliches Ohr, des Stoffes völlig Herr, kann sich Niemand der Magie seiner unglaublich präzisen Zeichengebung, die kein Sechzehntel zu schenken bereit ist, entziehen. Kaum Einer unter den lebenden Stabführern hat ein solches Handgelenk, diese manuelle Eleganz, diese Diaphanie der Finger- und Gebärdensprache. Blechs Nervosität — spürbar in den schnellen Tempi, die er beliebt — mag ihn gewissen Schwankungen in der Interpretation unterwerfen und ihn das Kunstwerk nicht in der ebenmäßigen Ruhe,

wie es der metronomisch akkurate Muck hinzustellen weiß, nachschaffen lassen: man muß ihn gleichwohl unter die objektiven Dirigenten rechnen; denn wie er keine schmiegsame Nachgiebigkeit gegen die Sänger kennt, so dient seine auf Einsicht und Uebersicht gegründete Künstlerkraft ganz dem Werk, dessen Linien er getreulichst, in tagesklarer Deutlichkeit, nachzieht und dessen „Valeur“ sein ungemein empfindlicher Klangsinn tönend sichtbar macht.

Joachim Beck

Die Kloake

Hans Reimann hat wieder einmal ein Buch geschrieben. Oder nicht eigentlich geschrieben, sondern nur tausenderlei zu einem Buche gesammelt. (Es heißt: ‚Die Kloake‘ und ist bei Kurt Wolff erschienen.) Dieses Tausenderlei ist lauter Kitsch. Nicht immer formal, aber immer inhaltlich. Gesinnungskitsch nämlich hat Reimann gesammelt. Witzblätter und Journale, Zeitungen, Bücher, Ansichtskarten hat er zu diesem Zwecke durchstöbert und eine Ueberfülle von Material gefunden. Wir — ach nein, nicht: „wir“, denn da wäret Ihr ja mit einbegriffen, die Ihr all diesen Dreck nur zu oft mit Behagen gelesen habt — aber Du und ich stehen erschüttert vor so viel Geschmacklosigkeit, Lüge, Kleinlichkeit, Gemeinheit, Jämmerlichkeit, die aus diesen Ausschnitten schreien. Dabei ist nicht jeder der Einzelbeiträge an sich etwa schlimm. Aber jeder ist ein Symptom. Und wer letzte Zusammenhänge zu sehen versteht, weiß nach der Lektüre der ‚Kloake‘: Weil das und das und das an dem und jenem Datum geschrieben wurde oder geschehen ist, mußte der Krieg kommen, mußten wir ihn verlieren, müssen wir heute hungern. Nämlich weil ein wiener Blatt im Jahre 1913 uns in einem Rennbericht dreiundfünfzig detaillierte Beschreibungen von Damentoiletten gab; weil in einem leipziger Blatt behauptet wurde: „Der Deutsche hat die Arbeit zum Genuß umgeweiht — darin liegt seine Größe“; weil eine berliner Tageszeitung dichten ließ: „Jeder Schuß ein Russ’! Jeder Stoß ein Franzos! Jeder Tritt ein Brit!“; weil der gesunde Bewer über den „kranken Franzosen“ verste:

> Ein blaß Französchen kroch ins Bett
> In einem deutschen Lazarett . . . .
> Ein Doktor schnell ihn untersucht
> Und lächelnd in die Listen bucht:
> Hat Nikotinvergiftung! [matt
> Sein Herz schlägt schwach, sein Puls geht
> Weil man ihn so vertobakt hat;

weil ein Unteroffizier seinem Lieblingsblatte freudig schrieb: „Während meiner Anwesenheit in Berlin hatte ich das Vergnügen, zweiundzwanzig Mal ‚Immer feste druff‘ zu sehen . . .“; weil die Deutsche Tageszeitung das Schweifwedeln vor Hindenburg so weit trieb, daß sie schrieb: „Legt man das Zeitungsblatt quer, daß der Namenszug nicht nach vorn, sondern von der Seite betrachtet werden kann, so ähnelt der Anfangsbuchstabe H dieses berühmten Mannes einem Violinschlüsselteil, so daß wir annehmen können, daß Hindenburg in seinen Mußestunden auch viel Liebe für Musik und Gesang hat und edlere Künste pflegt“; weil eine essener Familie 1917 inserierte, daß sie ihren prächtigen Kriegsjungen Steckrübe zu benennen beabsichtige; weil Bernd Aldor im ‚Film‘ von 1917 (während der Somme-Kämpfe) ganzseitig ankündigte, daß er im Ostseebad Bansin, Villa Carmen, weile und telephonisch durch Amt Heringsdorf 392 zu erreichen sei; weil ein Kriegsberichterstatter seiner Zeitung telegraphierte, daß der Kaiser beim Frühstück ausgezeichneter Stim-

mung war und seine lebhafte Genugtuung über die schweren Verluste des Gegners äußerte; weil nach der Revolution eine viel gekaufte hundsmiserabel schlecht gezeichnete Ansichtskarte eben diesen Kaiser einen Kahn nach Korfu rudern ließ und die Ueberschrift trug: Es ist erreicht!! Meine Zukunft liegt im Wasser!!; weil die ‚Illustrierte Film-Woche' die neun schönsten Beine „unsrer Flimmersterne" photographisch ihren Lesern zeigte; weil alles dies gedruckt wurde und tausenderlei andres noch dazu; weil es für all diese Eseleien, Brutalitäten, Kitschereien, Geschmacklosigkeiten Millionen von Lesern gab; weil die Gesinnungen vorherrschten, die wir kondensiert in den Ausschnitten finden: deshalb ist alles so gekommen! Das Buch ist wirklich eine Kloake. Nichtskönner, Herzlose, Streber, Tagediebe haben diesen gesellschaftlichen und patriotischen Schund geschrieben. Vielleicht auch ab und zu einmal Einige, denen wir nicht ernstlich böse sein können, die nur einmal abwichen, die sich einmal verhauen haben. Seien die gewarnt. Und die Andern angeprangert.

Hans Bauer

Wirtinnen-Verse

In Klabunds Sammlung ‚Das deutsche Soldatenlied' lautet eine Anmerkung: „Es steht ein Wirtshaus. Aus dem Rheinland. Durch ganz Deutschland. Es existieren noch ungefähr 200 rein erotische Strophen." Gemeint ist das vielgerühmte Wirtshaus an der Lahn, und zweihundert stimmt nicht, mein Freund Karlchen weiß allein zweihundertundeine. Und da der Deckel dieser Zeitschrift schon rot ist, wollen wir uns das einmal begucken.

Ich kann mir denken, daß es junge Leute gibt, die dieser Abkühlung nicht bedürfen. Unsern aber schadets nicht. Bei dem unseligen Hang der Deutschen, die allerrealsten Dinge mit dem Zauber einer falschen Romantik, mit einem ganz falschen Pathos zu umgeben, steht der Trieb obenan, die Liebe — nicht etwa zu veredeln, sondern mit einem Pelzbesatz zu verbrämen, den sie nur sonntags tragen. Den reißt das Wirtshaus allerdings herunter. Diese plumpen Derbheiten zeigen dem Jüngling zum ersten Mal die Komik in der Erotik, die groteske Außenseite, sie zeigen ihm, wie sie der Unbeteiligte sieht. Dieser feierliche Ernst, in dem „das" Thema abgehandelt wird, diese unbeirrbare Sachlichkeit, die noch an die verdrehtesten Vorgänge eine Moral anhängt — das sind die lustigsten Strophen —: all das kühlt ab. Ich kann mir denken, daß es Leute gibt, die zugleich das Heilige und das Skurrile in der Liebe sehen — aber sie sind selten. Und für die Andern ist es eine Brause.

Und eine Kinderkrankheit. Schrecklich, wenn ein ausgewachsener Mann die Masern hat, schrecklich, wenn ein alter Spießer von diesen Dingen seiner Jugend nicht lassen kann. Das sollte nicht sein. Aber für die ersten Semester scheint mir jenes Hotel an der Lahn nicht eben gefährlich, eher heilsam zu sein.

Und ich habe immer gefunden, daß der später mit Frauen am zartesten und liebevollsten umzugehen versteht, der einmal jenes Moorbad genommen hat. Er ist gefeit.

Peter Panter

Soldatenplage

Diese kann man länger haben als echte Soldaten, so wie Zahnschmerzen länger als Zähne.

Jean Paul

Antworten

Alter Berliner. Hübsch, was die ‚Freiheit' über unsern neuen „Staatskommissar für die öffentliche Ordnung" schreibt: „Herr Weismann ist einer der berüchtigsten Spieler von Berlin. Dieser Mann müßte ein Objekt der Staatsanwaltschaft sein, statt sich als deren Vertreter gegenüber der Arbeiterschaft aufzuspielen. War es schon ein Skandal, daß Herr Hirsch dem urreaktionären Herrn von Berger eines der höchsten Aemter in Preußen übertragen hat, so ist es ein nicht viel kleinerer Skandal, daß er die letzten Tage seiner Ministerschaft dazu mißbraucht hat, zu dessen Nachfolger diesen Staatsanwalt Weismann zu ernennen. Wir erwarten von dem neuen preußischen Ministerium auf das Bestimmteste, daß es diesen Menschen ungesäumt fortschicken wird." Wenn Herr Weismann wirklich „einer der berüchtigsten Spieler von Berlin" ist, so wird er ja wohl nicht Sechsundsechzig, sondern eines der Spiele spielen, durch die man berüchtigt werden kann. Diese aber, ohne Ausnahme, sind verboten. Und ein Staatskommissar für die öffentliche Ordnung, der selber verbotene, also die öffentliche Ordnung gefährdende Dinge treibt, wäre immerhin reif, ungesäumt fortgeschickt zu werden. Nur ist der Regierung Braun so wenig wie der Regierung Hirsch die Energie zuzutrauen, die neuerdings offenbar nötig ist, um selbstverständlich scheinende Entschlüsse zu fassen und auszuführen.

Carl Meinhard. Sie schreiben mir: „Leben wir denn in weniger gefährlichen Zeiten als zwischen 1914 und 1918? Ist es nicht ein üblerer Verrat am Volke als damals, es noch wilder und verzweifelter zu machen? Darf von Leuten, die bestimmt wissen, daß die Rote Armee vierzigtausend Mann beträgt, verbreitet werden, sie betrage vierhunderttausend Mann? Dürfen die Gewerkschaften bezichtigt werden, für den Fall der Entwaffnung ein Ultimatum gestellt zu haben — wenn grade das Gegenteil wahr ist? Darf mit dem Wort Generalstreik so gespielt werden, daß die Bevölkerung irregeführt und niedergedrückt wird? Das alles soll straffrei sein? Ich schlage vor: Wer derartige Nachrichten in Zeitungen verbreitet, ohne für die Stichhaltigkeit bürgen zu können, bekommt Zuchthaus nicht unter einem Jahr." Dafür bin ich schon deshalb, weil dann binnen drei Tagen die gesamte Zeitungsschreiberschaft mit abgeschorenen Köpfen Holzpantinen fabrizieren müßte und ihr Vaterland ein Jahr lang Ruhe hätte, seinen Wiederaufbau zu betreiben.

Student. Sie erzählen wonneschmunzelnd, wie neulich im Kolleg ein Professor — allerdings einer der gräßlichsten und dümmsten Berlins — von den „Quellen" zu ‚Lumpacivagabundus' gesprochen und mitgeteilt habe, daß in der Vorlage alles viel bürgerlicher und ordentlicher zugehe als bei Nestroy. Noch schärfer würde da betont, daß der Schuster bei seinem Leisten bleiben solle und der Schneider bei seinem Bügeleisen und der Sattler . . . Begeistertes Getrampel der jungen Herren, deren Stand anno Achtundvierzig zur Opposition zählte. Schöne Zeit. Heute wünschen die Söhne der Regierungsräte nichts inständiger, als in Vaters Geschäft eintreten zu können, und sind zu jeder Revolution und jeder Gewalttat zu haben, wenn sich die gegen den verhaßten Fortschritt richten. Schöne Zeit. Burschen heraus! Ja, wenn es Ludendorff wäre, der ruft!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Zwischen zwei Militarismen von Heinrich Ströbel

10. April 1920

Die ohnehin so schwierige Lage der deutschen Demokratie und des deutschen Sozialismus hat eine neue Komplikation erfahren: durch den Einmarsch der französischen Truppen in Darmstadt, Frankfurt, Homburg und durch den blutigen Zusammenstoß in Frankfurt. Der französische Militarismus ist als Helfer des deutschen Militarismus erschienen, wenn nicht bewußt, so doch de facto. Denn jede nationalistische Welle hebt den Militarismus empor, und der französische Einmarsch stimuliert die nationalistischen Instinkte. Voll Entzücken werden alle deutschen Reaktionäre und Militaristen von dem Blutbad an der Hauptwache vernommen haben. Das Rollen der französischen Salven übertönt die Füsilladen im Ruhr-Revier. Der Gewaltstreich des französischen Militarismus lenkt die Aufmerksamkeit von der Gewaltherrschaft der deutschen Soldateska ab — und hätten unsre Staatsstreichler sich mehr wünschen können? Der Kampf der deutschen Arbeiterklasse gegen die Reaktion ist nun noch schwerer geworden, denn das Proletariat steht jetzt zwischen zwei Militarismen: dem der Seeckt und Maercker und dem der Foch und Degoutte. Doppelte Klugheit und doppelte Energie sind ihm vonnöten. So berechtigt sein Groll über die Einmischung des französischen Militarismus sein mag: es muß von vorn herein auch das kleinste Flämmchen eines etwa aufzüngelnden Nationalismus ersticken und seine ganze Aufmerksamkeit und Tatkraft auf den deutschen Militarismus konzentrieren. Bekommt der wieder Luft, so war aller proletarische Heroismus der Märztage umsonst, so droht der deutschen Republik und ihrer einzigen wirklichen Trägerin, der Arbeiterklasse, neues namenloses Unheil!

Die Niederringung des deutschen Militarismus ist zudem auch die schwerste Niederlage des französischen. Denn dessen Pläne gedeihen umso besser, je hemmungsloser unsre Generale sich betätigen können. Wie jubelten die französischen Chauvinisten über den Kapp-Putsch, der ihnen die Erfüllung aller Träume von einer Zerstückelung Deutschlands verhieß! Die Niederlage der Putschisten zog ihre schmunzelnden Gesichter wieder in die Länge, bis dann der frivole Einmarsch der Watter-Truppen ins Ruhr-Revier den französischen Truppen den Vorwand zur Erweiterung der Okkupationsgrenze lieferte. Daß diese angebliche Sicherungsaktion gegen den deutschen Militarismus durch Entflammung des Nationalismus die deutsche Reaktion nur stärkt, ficht die gallischen Chauvins

nicht an. Gegen das Borussentum glauben sie ja ein unfehlbares Rezept zu besitzen: die Auflösung Deutschlands, die Abtrennung Süddeutschlands und die Gründung der Rheinischen Republik. Daß eine solche Politik verbrecherische Hirnlosigkeit ist, begreifen diese engen Militaristenschädel nicht. Sie sehen weder die enorme Gefahr eines grade dadurch heraufbeschworenen Revanchekriegs noch die ungeheuern sozialen Folgen einer wirtschaftlichen Zerreißung und Erdrosselung Deutschlands, die den Triumph des Welt-Bolschewismus herbeiführen müßten. Dieser französische Militarismus ist genau so borniert, genau so kulturmörderisch wie der deutsche. Aber der Kampf gegen ihn ist heute Sache des französischen Proletariats und der verständigen, politisch weitsichtigern Entente-Kreise. Das deutsche Proletariat darf sich nicht eine Sekunde lang von seiner Aufgabe ablenken lassen: dem Kampf gegen den deutschen Militarismus!

*

Die Unabhängigen haben den französischen Einmarsch als „gewaltsame Einmischung“ in innerpolitische deutsche Verhältnisse „aufs schärfste verurteilt“, aber seine Qualifizierung als „Rechtsverletzung“ und die Unterstützung der Abwehrmaßnahmen der deutschen Regierung, die der Gewerkschaftsbund gelobte, abgelehnt. Und mit gutem Grunde; denn daß die Reichswehr im Ruhr-Revier gegen die vertraglichen Verpflichtungen verstoßen hat, ist kaum zu bestreiten, und welche Mittel der „Abwehr“ diese so wenig vertrauenswürdige Interims-Regierung anzuwenden gedenkt, müßte zum mindesten erst abgewartet werden. Jede kleinste Entgleisung in den Nationalismus wäre ein verhängnisvoller Fehler! Wohin die Politik der Eisernen Brigade führt, beweist der Kapp-Putsch, beweisen abschreckend genug die Fälle Noske und Winnig! Und schon haben wir den neuen Fall Quarck. In einem Augenblick, wo der Gewerkschaftsbund, wo die vereinigten sozialistischen Parteien den „Rückzug der Reichswehr aus der neutralen Zone“ forderten, weil sie „die Berichte ihrer ins Ruhr-Revier entsandten Vertrauensleute“ von der Verderblichkeit und Ueberflüssigkeit der militaristischen Invasion überzeugt hatten, unterzeichnete der rechtssozialistische Abgeordnete Quarck als angeblicher Vertreter seiner Partei eine Erklärung der bürgerlichen Parteien Frankfurts, die im allerbösesten Scharfmacherstil diese Invasion rechtfertigt! Die Regierung sei „gezwungen“ gewesen, Reichswehr ins Ruhr-Revier einrücken zu lassen, „um Leben und Arbeit der Bevölkerung gegen räuberische Banden zu schützen und die Kohlenbergwerke gegen drohende Zerstörung sicherzustellen“. Sogar die militaristischen Märchen, daß auch die Unabhängigen und Kommunisten sich „den immer dringender werdenden

Hilferufen der Bevölkerung aller Kreise" angeschlossen hätten, fehlten nicht in diesem unglücklichen Protest. Ein Skandal, daß ein Quarck dergleichen unterzeichnete! Denn auf die Entente wird es umso weniger Eindruck machen, als sie über die wirklichen Vorgänge im Ruhr-Revier genauestens unterrichtet war. Die proletarische Einheitsaktion gegen den deutschen Militarismus aber wird dadurch in der ärgerlichsten Weise gestört!

Hoffentlich wird den Quarck und Konsorten rechtzeitig das Handwerk gelegt! Nicht die Truppen Degouttes bedrohen die deutsche Republik, sondern die Watter, Maercker und Loßberg, all die reaktionären Wallensteiner, in deren Händen noch heute die wirkliche Macht in Deutschland liegt. Jede Nummer des ‚Vorwärts' wimmelt von schreienden Beweisen. Noch ist keinem Staatsstreichler ein Haar gekrümmt, im Gegenteil: alle verhafteten Putschisten sind wieder freigesetzt worden. Und während die hilflose Koalitionsregierung noch nicht das Geringste zur Sicherung ihrer Macht unternommen hat, fahren die Staatsstreichler fort, mit der größten Rücksichtslosigkeit ihre Truppenteile von allen republikanisch und demokratisch zuverlässigen Elemente zu „säubern". Und so löblich die neue Aktion des Gewerkschaftsbundes und der ihm angeschlossenen Organisationen war: sie bliebe eine schöne Pose, wenn die Führer der Verbände sich durch die flauen Versprechungen des Reichswehrministers Geßler abspeisen und einlullen ließen. Die Zurückziehung der Reichswehr aus dem Ruhr-Revier muß erzwungen werden, trotz dem Entente-Einmarsch, trotz den Prestige-Schmerzen demokratischer Schwachköpfe und aller nationalistischen Verhetzung! Und unerbittlich muß kontrolliert werden, ob auch den andern Versprechungen des Reichswehrministers die Einlösung folgt: ob die Zeitfreiwilligenformationen und Einwohnerwehren ungesäumt aufgelöst und durch wirklich zuverlässige Ortswehren ersetzt werden. Versprochen wurde ja schon so manches, gehalten so gut wie nichts! Und Herr Geßler hat ja selbst seine Ohnmacht gegenüber dem Militarismus gestanden: wer wolle es unternehmen, die fünftausend bis an die Zähne bewaffneten Baltikumer zu entwaffnen! Die ‚Freiheit' hat schon die Antwort gegeben: die Arbeiter! Aber auch sie sind dazu ja nur imstande, wenn die Regierung sich endlich auf sie stützt, statt auf die Offiziere, die Studenten und die herrschende Klasse! Und die Regierung wird erst dann Respekt vor den Arbeitern bekommen, wenn ihre organisatorische und geistige Geschlossenheit nicht den leisesten Sprung bekommt, wenn ein unbeirrbar auf das Ziel gerichteter Kampfeswille die proletarischen Massen beseelt!

*

Der deutschen Revolution wäre endgültig das Rückgrat gebrochen, wenn sich die deutschen Arbeiter noch einmal durch nationalistische Phrasen verwirren ließen. Die Pläne des französischen Militarismus und Chauvinismus werden am sichersten dadurch durchkreuzt, daß das deutsche Proletariat erst einmal die Allmacht seiner Offizierskamarilla niederzwingt und durch Schaffung einer wahrhaft demokratischen Macht die Etappenstraße zum Sozialismus sichert. Bleibt die Arbeiterklasse in Deutschland siegreich, so ist der proletarische Aufstieg auch in den Westländern unaufhaltsam, der Entente-Imperialismus zur Ohnmacht verdammt. Aber noch ist in Deutschland der Militarismus die ausschlaggebende Gewalt. Noch ist jeden Tag ein neuer Militärputsch möglich! Den einzigen Schutz dagegen bildet der engste Zusammenschluß des ganzen sozialistischen Proletariats, die ständige wachsamste Kampfbereitschaft der Arbeitermassen, der Angestellten und der Beamtenschaft. Die Zusammenarbeit der gewerkschaftlichen und politischen Körperschaften darf auch nicht eine Stunde lang unterbrochen werden. Und, wir wiederholen es, nicht nur der Gewerkschaftsbund darf die Sammelstelle sein: auch die politischen Parteien müßten täglich gemeinsam beraten und beschließen. Ihre örtlichen Vertretungskörper wie ihre Fraktionen und Parteileitungen. Nur so lassen sich Mißhelligkeiten vermeiden, nur so die Zaudernden von den Energischern vorwärts treiben. Gelingt es erst wieder den Intransigenten von rechts und links, einen Keil in die Arbeiterschaft zu treiben, so ist es mit ihrer Schlagkraft vorbei. Und die Militaristen nicht nur, sondern auch die kapitalistischen Schieber im Zentrum und unter den Demokraten werden es nicht an Versuchen fehlen lassen, durch listig gelegte nationalistsiche Minen die proletarische Einheitsfront in die Luft zu sprengen.

Alles kommt darauf an, daß die geschlossen aufmarschierende Arbeiterklasse der Regierung stündlich die Einsicht dafür schärft, daß nicht die dreißigtausend Offiziere und auch nicht die paar Millionen Besitzenden die Träger der deutschen Republik sind, sondern die vielen Millionen, die hinter dem Gewerkschaftsbund, hinter den sozialistischen Parteien stehen. Die Wahlen werden ja bald entscheiden, welchem Lager die Mehrheit des Volkes angehört. Bis dahin aber gebietet in dem Machtkampf zwischen Militarismus und Proletariat der Regierung schon die Selbsterhaltungspflicht, sich auf das Proletariat zu stützen. Und je lauter offene und verschämte Reaktionäre sich über die „antidemokratische Nebenregierung" der proletarischen Organisationen entrüsten, desto unwiderstehlicher sollten diese Körperschaften ihren Einfluß zur Geltung zu bringen wissen. Sie sollten den sozialistischen Ministern

in jedem kritischen Augenblick erklären: entweder handelt Ihr als unsre Mandatare, oder wir behandeln euch wie einen Winnig als Abtrünnige! Flausen und Redensarten dürfen nicht länger verfangen, denn in dem gegenwärtigen Kampf um die Macht gilt nur ein Hüben und Drüben. Es geht um die Rettung der Republik, der Demokratie, des Sozialismus. In diesen Tagen und Wochen wird die Entscheidungsschlacht der deutschen Revolution geschlagen! Die Rechte weiß das — möchte sich auch die Linke dessen bewußt sein!

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XXII.

Die Heimarmee

Eine Erfahrung, die ich während der China-Expedition gemacht habe, hat der Weltkrieg durchaus bestätigt. Es gibt verhältnismäßig sehr wenig Menschen, die sich aus innerm Muß, aus Ueberzeugung anständig benehmen, die einfach nicht anders können. Weitaus die Mehrzahl aller Menschen, sowohl der gebildeten wie der übrigen, lebt in normalen Zeiten den allgemein gültigen sittlichen Anschauungen entsprechend und ohne die Strafgesetze zu verletzen, weil das Gegenteil unvorteilhaft wäre.

Kommt nun ein Krieg mit seinem Ausnahmezustand, mit seinen vielen Gelegenheiten zu Roheiten, zu Raub und Diebstahl, so zeigt sich in erschreckender Weise, wie dünn der Kulturfirnis aufgetragen ist, wie tief wir noch im Mittelalter stecken. Ist der Gegner ein farbiges Volk, mit dem eine Verständigung erschwert ist, so nimmt der Krieg besonders widerwärtige Formen an. Ich muß dabei an den Ausspruch eines ältern väterlichen Freundes denken, dem ich als junger Leutnant mein Leid klagte über einen unangenehmen Vorgesetzten: Es liegt eine große Anmaßung darin, vornehme Leute als Vorgesetzte haben zu wollen, denn vornehme Leute sind so selten wie Genies.

Nicht selten ist der Spießer. Der schwimmt immer oben. Den Heldentod schätzt er keineswegs, und das Ideal aller dieser Leute, all der kalten, schwunglosen Geschäftsnaturen war daher die Heimarmee.

Wer leidlich gesund war, mußte sich eigentlich schämen, der Heimarmee anzugehören. Die Ueberwindung dieser Scham war jedoch äußerst gewinnbringend und gelang den Meisten sehr gut. Manchmal drohte so Einer in täuschend nachgemachtem männlichen Zorn: „Wenn das so weiter geht, lasse ich mir ein Bataillon geben und gehe raus!" Jeder wußte, daß er drinbleiben würde, und bei der nächsten ärztlichen Untersuchung klopfte denn auch das durch allerhand

Mittel künstlich erregte Heldenherz in solchem Tempo, das der gefällige Arzt das rettende „g. v. Heimat“ anstandslos niederschreiben konnte.

Das mit jedem Kriegsjahr schlimmer werdende Reklamationswesen war eine einzige große Schweinerei. Bestechungen in jeder Form waren an der Tagesordnung. Es fing damit an, daß einfach Geld in die Hand gedrückt wurde, und stieg auf bis zu den feinern und feinsten Methoden. Der kaufmännische Geist siegte auf der ganzen Linie. Höhere Offiziere in einflußreichen Stellungen der Heimarmee, zum Beispiel Chefs der stellvertretenden Generalkommandos, gelangten in Aufsichtsräte, natürlich nur ihrer schönen Augen wegen, beileibe nicht, um bei den Reklamationen der Firma etwas nachzuhelfen.. Mancher gerissene Schieber in Offiziersuniform fand den Uebergang in die Industrie und nennt sich jetzt Direktor, während seine Altersgenossen, die dumm genug waren, den eigenwilligen Kopf dahin zu halten, wo die Kugeln flogen, hungernd und stellungslos von Bureau zu Bureau laufen. Das ist ja die große Wut der anständigen Offiziere, die immer in der Front waren, daß sie zuhause angespuckt wurden für die Gemeinheiten entarteter Standesgenossen. Davon hatte man in der Front zwar gewußt; aber den ganzen Umfang der Korruption hatte man niemals geahnt.

Wie kam so eine Reklamation zu stande? Ich will nur einen Fall erzählen, der typisch ist für unzählige andre. Der Inhaber eines vornehmen Weinrestaurants wird durch die Vermittlung eines Fabrikanten von dessen Fabrik angefordert als „Arbeiter in einem Kriegsbetrieb“. Die maßgebenden Leute wissen Bescheid, denn sie essen sehr oft in der Kneipe. Nach einiger Zeit bringen die Arbeiter zur Sprache, daß in der Lohnliste ein Mann figuriere, den sie noch nie gesehen hätten. Daraufhin verzichtet der vermeintliche Arbeiter auf seinen Lohn, stiftet den doppelten Betrag ständig der Arbeiterkasse, und die Einwände der Arbeiter verstummen begreiflicherweise. Die übrigen Gegenleistungen des Restaurateurs bestehen in Lieferungen von Nahrungsmitteln (ohne Marken) und Wein an seine verschiedenen Gönner. Allen Teilen ist geholfen, und die Front hat einen Soldaten weniger.

Die heimischen Behörden vergrößerten sich ständig. Es wimmelte überall von Offizieren, die oft einen verflucht rüstigen, martialischen Eindruck machten, und die auch alle das Eiserne Kreuz hatten. (Die es noch nicht haben, bekommen es heute, wie man täglich aus den Notizen der Zeitungen über Ordensverleihungen ersieht.) Die höhern Offiziere gingen manchmal sogar wirklich an die Front und aßen dort in den Stabsquartieren beinahe ebenso gut wie zu-

hause. Manche drangen an den ruhigen Fronten, wenn sie Glück hatten, bis in den Graben vor. Man nannte sie die Kreuzfahrer, denn nach solcher Heldenfahrt bekamen sie unrettbar das Eiserne Kreuz. Das Drückebergertum war allmählich eine Wissenschaft geworden. Der bessere Literat, Rechtsanwalt, Kaufmann und Ingenieur bevölkerte die zahllosen Kriegsämter, und die Offiziere waren entzückt, was das alles für nette, umgängliche Leute waren. Eine Hand wusch die andre, und es herrschte eine allgemeine Gesinnungslosigkeit, eine unbedenkliche Lumperei, da im Hintergrund immer das Gespenst des Schützengrabens stand. Die Ehrenpflicht jedes Bürgers von alters her, mit der Waffe sein Land zu verteidigen, wurde eine Strafe und ein Drohmittel in diesen Kreisen. „Wer nicht pariert und irgendwie muckst, kommt an die Front", hieß es in den hohen militärischen Stellen der Heimarmee. Im Kampfe zwischen dem bessern Ich und der Bequemlichkeit, Sauberkeit und Gefahrlosigkeit des Lebens in der Heimat — welche Partei mochte da wohl siegen? Aber es sammelte sich ein Haß an gegen die Machthaber, die die Peitsche der Verschickung an die Front schwangen und dabei angenehm überrascht waren, wie leicht doch das Regieren sei: „Man muß der Bande nur energisch die Zähne zeigen."

In den Ersatztruppenteilen versteckte die Korruption sich je länger, je weniger. Wer das Geld in die richtigen Hände zu leiten wußte, blieb daheim, während kaum genesene Verwundete sofort wieder hinausgeschickt wurden. Die Führer der Ersatztruppenteile waren oft alte ahnungslose inaktive Offiziere, die ganz in den Händen ihrer Schreiber waren. Die Leutnants bevölkerten die Badeorte, und die Ausbildung wurde von Jahr zu Jahr schlechter. Die Offiziere und ganz besonders die Unteroffiziere der Heimarmee haben, ungehemmt durch energische Vorgesetzte, großen Schaden angerichtet. Der Mangel an intelligenten Führern hatte das denkbar ödeste, den Geist tötende Drillsystem zur Folge. Dazu kam noch jene Brutalität, jene Roheit des Tons, wie man sie leider nur allzu oft bei unfähigen Vorgesetzten findet. Das alles wurde Leuten zum Teil von vorgerücktem Alter geboten, die nie gedient hatten. Ein Bekannter von mir, ein Regierungsassessor, ruhte nicht eher, als bis er trotz seinem steifen Arm erreicht hatte, Soldat werden zu dürfen. Der ausbildende Unteroffizier empfing ihn mit den Worten: „Na, Du adliges Schwein, Dir werden wir die Nücken hier schon austreiben!" Als er sich beschwerte, bekam er die Hölle auf Erden und wurde ein erbitterter Feind des Militarismus. Alle Auswüchse des Systems blühten in der Heimarmee und verwandelten die meist gutwilligen Bürger in fanatische Gegner

der Armee. Mancher änderte seine Ansicht wieder, wenn er ins Feld kam und wirkliche Soldaten sah statt der heimischen Karikaturen; aber bei den Meisten blieb der Groll haften.

In der Heimarmee wurde nichts verbessert oder abgeändert. Man ließ die Sache auch dann noch laufen, als die ersten Sturmzeichen der Revolution sich zeigten. Ganze Transporte weigerten sich, von Osten nach Westen zu gehen, und meuterten. Auf einem Bahnhof wurde geschossen, und es stellte sich heraus, daß die Offiziere dieses bestimmten Truppentransports bis auf einen alle beurlaubt waren. Ein alter Ersatz-Major eilte herbei, geriet, ganz gegen seine Absicht, ins Feuer der Meuterer und entfloh mit den Worten: das sei der schwerste Tag seines Lebens gewesen. Schließlich parlamentierte man mit den Leuten herum, die einen Soldatenrat nach russischem Muster ernannt hatten, und es gelang, sie zur Weiterfahrt dadurch zu bewegen, daß man auf ihre Bedingungen einging. Das war im Frühjahr 1918. Seitdem wußten Einsichtige, daß die Heimarmee unzuverlässig und unruhig war. Die wiedereingestellten Kriegsgefangenen aus Rußland, die zum Teil in der roten Armee gekämpft und große Beute gemacht hatten, verbreiteten den revolutionären Geist in den Kasernen. Auf den Bahnhöfen erscholl gelegentlich der Ruf: „Messer heraus, Offiziere kommen!"

Die militärischen Machthaber in der Heimat jedoch fühlten sich ihrer Sache immer noch sicher und glaubten eine Armee zu kommandieren, während sie nur über ein buntes Gemisch von altem, stumpfem, unterernährtem Landsturm, von Drückebergern, unsichern Kantonisten und achtzehnjährigen Rekruten verfügten. So gut wie die Achtzehnjährigen im Felde waren — keiner greift todesmutiger an als der ganz junge unerfahrene Soldat —, so verhängnisvoll wurden sie in dem korrupten Milieu der Ersatztruppenteile. Als dann schließlich bei der Marine die Sache losging, fiel die ganze Herrlichkeit der Heimarmee in Trümmer. Dabei zeigte sich die innere Fäulnis in widerlichster Form. Die Führer, die stolzen, allmächtigen Herrscher, flohen entsetzt. In einer kleinen Stadt stiegen zwei Matrosen aus dem Zuge, gingen zur Kaserne, alarmierten das Landsturm-Bataillon, setzten dessen Offiziere vor versammeltem Kriegsvolk ab — der Kommandeur floh in Zivil mit einem Handköfferchen — und ernannten einen Soldatenrat.

Gottseidank schafften die Soldatenräte an den meisten Stellen zunächst wenigstens notdürftig Ordnung, bis ganz allmählich die alten Machthaber hervorgekrochen kamen, zuerst in Zivil, dann auch wieder in Uniform. Die Zeit ihrer Größe war aber, seit Abschluß des Waffenstillstands, dahin, denn

ihre stärkste Waffe: die Strafverschickung an die Front war ihnen entwunden.

Man fragt sich, wie es möglich war, daß die Revolution die Heimarmee so überraschen konnte. Zunächst liegt es im Wesen jeder Revolution, überraschend aufzutreten. Ihre Vorbedingung ist grade die Verständnislosigkeit, Korruption und Schwäche der herrschenden Kreise in Verbindung mit allgemeiner Not und Teuerung. Diese Kreise waren weder so verderbt (leider auch nicht so graziös) wie die herrschende Schicht vor der großen französischen Revolution noch so mit Verbrechen, Grausamkeit und Roheit belastet wie das russische Aristokratentum. Daher ist die deutsche Revolution verhältnismäßig unblutig verlaufen. Der deutsche Sozialist stand an Bildung und Organisiertheit weit über dem russischen Arbeiter und hatte immerhin mehr Rechte besessen als der französische tiers état.

Die Revolution war die Offensive des entkräfteten und zur Verzweiflung gebrachten Volkes gegen das unheilvolle persönliche Regiment Wilhelms des Zweiten und gegen die damit verbundene Korruption, die in der Heimarmee am sichtbarsten, in der Feldarmee am wenigsten sichtbar auftrat.

Wenn daher der Frontsoldat vom Dolchstoß der Heimat in den Rücken der Armee spricht, so tut er das in gutem Glauben: er weiß nicht, daß die Heimarmee und die Heimat überhaupt durch Schwäche, Eigennutz und Unfähigkeit der leitenden Stellen längst hinterrücks erdolcht worden waren.

Mahnung an Eltern! von Willi Wolfradt

Sie müssen die Zeitschrift der Jugend: ‚Der neue Anfang' lesen, sofort, regelmäßig, intensiv. (Sie erscheint im Verlag Der neue Anfang zu München, Adalbert-Straße 14.) Diese Zeitschrift ist nicht gut. Diese Zeitschrift hat auch garnicht die Absicht, literarisch wertvoll zu sein. Sie wird Ihnen nichts beantworten. Aber: sie wird Ihnen Fragen vorlegen, von denen Sie nichts ahnen, oder die Sie doch vergessen haben. In dieser Zeitschrift klagen Ihre Kinder! Wenn Sie der Gedanke schmerzt, Ihre Kinder könnten an etwas leiden und verkümmern, wovon Sie nicht wissen, wovon Ihre Kinder Ihnen, selbst bei größtem Vertrauen nicht reden können: dann greifen Sie zu diesen Seiten. Hier reden die jungen Menschen freimütiger, als sie zu Hause aus Furcht oder aus Takt je vermögen, von Nöten, die zwischen den Generationen unaussprechbar sind, wie andre Dinge zwischen den Geschlechtern unaussprechbar bleiben müssen trotz Freundschaft und Vertrauen.

Ich stehe unter dem Eindruck des Betroffenseins von zwei Heften dieser kleinen (billigen) Halbmonatsschrift, die mir zu-

fällig in die Hand kamen. Vor Jahren stand ich mit meinen Freunden ihrem Vorgänger, dem ‚Anfang‘ nahe, einer mutigen Kampfschrift, die der ihrer eignen Wesensart inne gewordenen Jugend das Rückgrat stärkte, den an Schule und Elternhaus Leidenden ihre Gemeinschaftlichkeit deutlich machte, praktische Hilfe durch Sprechsäle und Vertrauensleute organisierte. Dieses Blatt stand ganz im Banne der Fragen der Jugend, das heißt: nicht aller möglichen, die, wie andre, so auch junge Menschen angingen, sondern der Probleme, die sich aus den ewigen Generationsrhythmen ergeben, die mit mythischer Macht die Verhältnisse zur Dissonanz bringen, den Konflikten des tragischen Mißverstehens zwischen einer Welt ideenerfüllter Unerfahrenheit und einer mit Macht ausgestatteten bejahrten Welt resignierter Gesättigtheit. Später drang dann die Jugendpolitik überwuchernd in diese Blätter ein, Berichte über Tagungen verdrängten das Stammeln der Sehnsucht eingeengter junger Menschen, bis der Krieg diesem Organ den Mund verschloß, indes die Jugendbewegung immer mehr die Ahnung für das verlor, was ihr hätte wesentlich sein müssen, und sich in abseitige Gebiete verirrte, zu denen der Gereifte sich gewiß mit mehr Befugnis zu äußern hatte. So wurde die Jugend Beute der verschiedenen politischen Gruppen, tat mit noch lauterer Emphase, was die Eltern taten, schwelgte einerseits in Bruder-Arbeiter-Ideologie, huldigte andrerseits dem „verratenen Heldenkaiser“. Als vor einem Jahr ihr Organ neu erschien, als „Neuer Anfang“, war er nur ein Abbild dieser Entratenheit der Bewegung, ein Symptom des fraktionierten Bewegungscharakters als solchen. Nun aber fand ich plötzlich in diesen Blättern das Zurücklenken auf die vom Schicksal seit je zugewiesenen Probleme, ein Sichbesinnen auf die Nöte des Standes der Jugend. Und deshalb kann und muß ich nun alle Eltern, denen es nicht genügt, Literatenklugheiten über sich ergehen zu lassen, ohne gewonnene Einsichten dem eignen Handeln nutzbar zu machen, aufrufen und dringend ermahnen, die Nase in diese Hefte zu stecken.

Nochmals: es ist recht spärlich, was da vorgetragen wird. Im alten ‚Anfang‘ gab es Aufsätze von so kluger Art und geistiger Glut, daß jeder selbst entwickeltere Mensch da wertvolle Einsichten gewinnen mußte. Davon ist nicht die Rede in den vorliegenden Heften. Wir von damals sind herausgewachsen, die Jugend ist politisiert, nur zaghaft erinnert sie sich ihres Wesens, des ihr zugewiesenen Kampfes. Sie sind blind und taub, Leser, wenn Sie sich hier über Unreife, mittelmäßiges Niveau, Unoriginalität, Geringfügigkeit der Ansichten, Glanzlosigkeit des Stils beschweren. Sie sollen diese Blätter nicht genießend lesen, sondern forschend belauschen. Glauben Sie auch nicht, Ihre Kinder hätten es dank einsichtigern Eltern besser als jene, die sich hier zum Verständnis ihrer Kameraden flüchten

müssen. Grade deshalb lege ich Ihnen diese Zeitschrift ans Herz, weil Sie endlich aus ihr erfahren sollen, daß es nicht institutionell reformierbare Dinge sind, die die Jugend bedrücken, daß diese nicht so sehr unter Verpflichtungen, vereinzelten Härten, Ungerechtigkeiten, Unberechtigtsein äußerlicher Art seufzt, sondern unter Subtilitäten und Imponderabilien des Taktes, des Distanzgefühls, der Ehre, die selbst bester Wille der Eltern in der Plumpheit bürgerlicher Abstumpfung so leicht verletzt, die die Plattheit und Selbstsicherheit der Scholarchen dauernd mit Füßen tritt, ohne daß selbst wohlwollendste Eltern auch nur etwas bemerkten von der chronischen Gemütsschändung und Sehnsuchtsverstümmelung an ihren Kindern. Sie sollen durch diese traurigen Bezeugungen endlich auf die wahren Fehlerquellen aufmerksam gemacht werden, die Sie nur geneigt sind in pharisäischer Sorge um Ihre Kinder zu übersehen. Wenn Sie hören wollen, dann müssen Sie hier hören, daß nichts so entsetzlich die Existenz der Jugend bedroht wie die Stumpfheit der Eltern. Im Januar-Heft (Jahrgang II., Nummer 1) stehen ein paar Briefe abgedruckt, stammelnde, unbeholfene Briefe, die Sie nicht als Nörgeleien überspannter Schriftsteller abfertigen können. Sie mögen da erschreckend lesen, wie reinliche junge Seelen schaudern vor dem Komödienspielen zu Hause, wie sie unglücklich sind, leer laufen zu müssen, wie ihre lautern Bemühungen verhallen und abprallen. „Ich werde in der Welt meiner Eltern nie glücklich werden . . .“: das ist der Grundton. Ihre Kinder schreiben das. Suchen Sie Ihr schlechtes Gewissen nicht zu betäuben, indem Sie Ihre Kinder fragen, ob es ihnen schlecht gehe; Sie können da keine unverlegene Antwort erhalten. Schon aus Takt können Kinder kaum je ihren Eltern sagen, was sie leiden; ja, sie wissen es selbst oft nicht, verdrängen die Qual, scheinen glücklich.

Deshalb sollen Sie nicht über „unreifes Geschreibsel von grünen Jungens“ schelten, sondern dankbar sein, daß es wenigstens Eine Stelle gibt, wo der Jugend das Wort gegeben ist (nicht von der Redaktion, sondern vom Schweigen her), und wo Sie, Mensch andern Bezirkes, zuhören dürfen. Hören Sie achtsam und geduldig hin! Was ahnen Erwachsene vom leisen Eros, vom unhemmbaren Wahrheitstrieb, von der Sucht zum Ernst in der Jugend. Noch sind die Formen ihrer Sprache gering, aber bald wird der jugendliche Genius wieder Stimme werden in jenen Blättern. Grade weil ich spüre, nicht mehr dazu zu gehören, möchte ich mir und Ihnen ans Herz legen, unermüdlich zu lauschen, auf die Quelle zu lauschen, auf das Tasten der Wurzeln. Wohl dann Ihren Kindern, wohl dann vor allem Ihnen selbst! Denn, ob Sie es merken oder nicht: Sie selbst müssen verdorren an der Verbannung und Verwüstung jugendlicher Möglichkeiten.

Die angelsächsische Bruderhand von Lilli Jannasch

Im August 1914 bot Wilson sich für jede mögliche Friedensgelegenheit Deutschland als Mittler an. Damals so vergeblich wie später. Jetzt, da Größenwahn und militaristische Psychose uns in Nacht und Verzweiflung gestürzt, streckt sich uns abermals die angelsächsische Bruderhand entgegen. Völkerbundhand. Eine amerikanische Quäker-Mission nimmt Sitz in Berlin, will umfassende Hilfstat organisieren. Schon seit Waffenstillstand geschlossen ist, haben englische und amerikanische „Freunde", wie sich die Quäker nennen, größere Summen gesammelt, um dafür unsern Bedürftigen Lebensmittel und Kleidung zu senden. Diesmal nun handelt es sich um eine Spende von mehreren Millionen Dollars, gesammelt auf Grund der trostlosen Berichte, die die „Freunde" erstatteten, als sie von ihrer Missionsreise durch Mitteleuropa im vergangenen Sommer heimkehrten. Auch die Notstandskonferenz in London ist zum größten Teil ihr Werk. Dies beweist, wie groß ihr Einfluß in ihrer Heimat ist. Trotz Deutschenhaß. Ihre neue Hilfstat ist nur die Fortsetzung ihrer Kriegsarbeit. Seit Kriegsbeginn hatten sie in großzügigster, liebevollster Weise für die in England verbliebenen 60 000 Deutschen gesorgt. Sie verschafften, obwohl deshalb als Landesverräter verfolgt, den stellungs-, brot- und wohnungslos Gewordenen Arbeitsmöglichkeiten, stellten ihnen ihre eignen Häuser zur Verfügung, nahmen die Kinder in ihren Schulen auf. In Frankreich errichteten sie hinter der Front Heime, Waisenhäuser, Spitäler; bei Verdun begannen sie 1916 mit dem Wiederaufbau, indem sie Baumaterial, landwirtschaftliche Maschinen, Ingenieure und Handwerker hinsandten. Sie haben auch in Deutschland dafür geworben, daß sich freiwillige Hilfsarbeiter unter ihrer Führung dorthin begäben, um das Versöhnungswerk zu fördern. So halfen sie ohne Unterschied bei Freund und Feind, denn sie kennen keine „Feinde". Aber dieses greifbare Liebeswerk ist für sie nicht ausschlaggebend. Es ist ihnen nur der Ausdruck einer Heilsbotschaft göttlichen Geistes, für die sie die Menschheit gewinnen wollen, damit sie imstande sei, sich eine lichtere Zukunft zu bereiten. Wer das große Glück hat, in persönlichen Austausch mit den „Freunden" zu kommen, fühlt bald das Fluidum dieses Geistes, der ihnen Mut und Kraft verleiht, auch die schwerste Pflicht auf sich zu nehmen mit heiterer Zuversicht. Sie sind die einzige große Körperschaft gewesen, die nicht nur nicht vom Kriegsgift, von Haß, Lüge, Verleumdung ergriffen wurden, sondern für die der Krieg sogar zu neuer Quelle religiöser Tat geworden ist. Diese Tatsache ist für die Zukunftsarbeit aller Völkerbundfreunde tief bedeutsam.

Man kann die „Freunde" als religiös-sittliche Revolutionäre bezeichnen. Trotz zweihundertfünfzigjähriger Tradition haben sie sich revolutionäre Kraft bewahrt, wie ihr Verhalten im Krieg, besonders ihre Kriegsdienstverweigerung gezeigt hat. Sie wanderten zu Tausenden ins Gefängnis, waren grausamster Behandlung ausgesetzt um ihrer Ueberzeugung willen. Sie konnten diese seelische Standhaftigkeit aufbringen, weil sie stets persönliche Initiative und Verantwortung mit regem Gemeinschaftsgeist

praktisch verbunden und geübt haben; ihre lockere Organisation läßt keine Autoritätsherrschaft aufkommen. Geistige Aehnlichkeit, Gotteskindschaft ist ihnen Bindemittel. Sie erkennen weder Rangunterschiede noch Titel noch äußere Würden an. Diese wahrhaft demokratisch-christliche Gesinnung hat die Bewegung vor Korruption und Verflachung bewahrt. Priesterschaft, Dogmen, vorgeschriebene Gesänge und Gebete sind verpönt als Paraden, die die Seele vom Suchen nach göttlicher Wahrheit ablenken. Predigen soll nur, wer sich berufen fühlt. Schon der Begründer der Quäker, George Fox, verkündete, die Bibel sei nicht das Wort Gottes, nur die Psalmen, Propheten, Evangelien atmeten göttlichen Geist. Worte Gottes sind auch die Werke großer Dichter und Denker, wenn sie göttlichen Geist atmen.

Trotzdem die Bewegung der „Freunde" religiöser Natur ist, und trotzdem sie nach nichts trachten, als durch ein Leben der Wahrhaftigkeit, der Gerechtigkeit, der opferfreudigen Nächstenliebe ein edles Beispiel zu geben, waren sie doch viel zu tatkräftig und verantwortlich, um nicht den Kampf gegen die Schäden des öffentlichen Lebens aufzunehmen. Man kann sagen, daß sie seit zweihundertfünfzig Jahren das öffentliche Gewissen der angelsächsischen Rasse sind. Sowohl in England wie in Amerika. Kein öffentliches Unrecht geschieht dort, ohne daß sie als Warner und Kämpfer die politische Arena betreten. Am heftigsten waren sie von je für Gewissensfreiheit und gegen den Krieg. Schon 1656 stellten sie die Forderung äußerer und innerer Gewaltlosigkeit und traten für Schiedsgerichte und Völkerbund ein. Als gute Psychologen erkannten sie die wahren Kriegsursachen in der Macht- und Habgier und wendeten ihre Sorgfalt auf Erziehung zur wahren Friedensgesinnung durch Wort und Beispiel, indem sie nur mit den giftigen Waffen der Ueberzeugung und Güte hantierten, trotzdem ihnen gegenüber die roheste Gewalt galt. Ihre Methoden waren so eindrucksvoll, daß dank ihnen England 1689 die Gewissensfreiheit proklamierte, für die tausende von Quäkern qualvoll in Gefängnissen geschmachtet hatten. Desgleichen setzten sie nach schweren Kämpfen die Aufhebung des Sklavenhandels durch und viele andre soziale Reformen. Durch intensive Berührung mit dem Sozialismus kamen auch sie zu der Ueberzeugung, daß unser Wirtschaftssystem eine Hauptursache des menschlichen Elends, insbesondere der Kriege ist, durch welche alle Aufstiegmöglichkeit vernichtet wird. 1915 setzten sie ein Komitee ein zur Untersuchung der oekonomischen Kriegsursachen. Eine Regelung von Produktion und Konsum erscheint auch ihnen dringend. Die große Frage ist ihnen, wie man eine dafür verantwortliche Instanz schafft und doch die persönliche Freiheit wahrt.

Für die Zukunft hat die Arbeit der „Freunde" weltpolitische Bedeutung. Das Prinzip der Gewalt, der „gegenseitigen Ausrottung", wie es in Politik und Wirtschaft bisher üblich, muß bei dem Stande und der Entwicklung der Technik zum Untergang aller Kultur führen. Ja, wir stehen schon mitten im Untergang, da überall Bürgerkriege den Weltkrieg ablösen. Die Rettung? Daß statt Ausrottung das Prinzip der „gegenseitigen Hilfe" sieghaft wird. Seelische Voraussetzung hierfür ist „Friedensgesin-

nung", die, wie das Beispiel der „Freunde" lehrt, nur durch tägliche Praxis, durch Selbsterziehung errungen werden kann. Durch dauernde Gewaltgewöhnung sind unsre moralischen Kräfte völlig verkümmert. Langsam müssen sie wieder wachsen. Von vorne muß ein Jeder anfangen. Meisterschaft in Friedenstüchtigkeit fällt nicht vom Himmel: sie ist Resultat einer lebenslangen Uebung. Gegenseitige Hilfe ist Rückkehr zur geistigen Natur des Menschen; gegenseitige Ausrottung brutale Körperherrschaft, die in letzter Auswirkung auch den Körper vernichtet, wie Krieg und Hungersnot beweisen. Es gibt für uns nur noch: Entweder — oder. Kompromiß ist ausgeschlossen.

Die „Freunde" sind sich ihrer weltpolitischen Mission voll bewußt, da alle andern Instanzen, wie Kirche, Wissenschaft, Sozialismus versagt haben. Sie mußten versagen, weil sie ihre Mission: die Brüderschaft aller Menschen zu fördern, nicht erkannt haben. Die „Freunde" sehen, daß sich in allen Ländern neue Gruppen von Suchenden bilden, die von Gewaltlosigkeit und Brüderlichkeit das Heil erhoffen, die zu neuen Ufern streben. Ihnen wollen sie Halt und Kraft bieten aus dem Schatz ihrer Zuversicht und Erfahrung. Weil sie sich nie parteipolitisch oder religiös festgelegt haben, weil ihr Streben dauerndes Suchen nach Wahrheit und Gerechtigkeit ist, können sich Alle anschließen, die gutes Willens sind. Das beweist die Anhängerschaft von Sozialisten, Intellektuellen, Konservativen, Freidenkern und Kirchlichen, die sie in England während des Krieges gefunden haben.

In ihrer neuen Botschaft an die Welt verkünden sie: Die Sicherheit unter den Völkern kann nur durch geistige Kräfte wie Gerechtigkeit nach innen und außen garantiert werden. Wir müssen unsre wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und politischen Kenntnisse erweitern, um die Menschen zu beeinflussen. Wir begrüßen daher jede wissenschaftliche Kritik, weil sie zur Vertiefung führt. Unsre universelle Tendenz erlaubt uns, die Mitarbeit aller Kreise zu wünschen.

Diese Botschaft, die die Sozialisierung des Herzens predigt, setzen inmitten einer Welt von Haß und Gewalt die Quäker täglich in Taten um. Sollte es nicht möglich sein, dieses Ideal, ohne das alle Sozialisierung nur inhaltloser Formalismus bleibt, als treibende Kraft in den Sozialismus aufzunehmen? Dann könnte noch Rettung werden aus Wildheit und Wahnsinn Rettung durch Friedensgesinnung und Völkerbund.

1912 von Alfred Polgar

Der Balkankrieger auf Vorposten und der türkische Vorposten sind einander auf Sprechweite nahegekommen.

Der Balkankrieger: Wieviel Kinder hast du?

Der Türke: Vor dem Kriege warens zwei. Die habt Ihr mir massakriert.

Der Balkankrieger: Warum seid Ihr so halsstarrig? Es hätte schon längst Friede sein können.

Der Türke: Ich bin nicht schuld, daß noch kein Friede ist.

Der Balkankrieger: Na, jetzt tagt, Gott sei Dank, in London die diplomatische Konferenz . . .

Der Türke: Was ist das: eine diplomatische Konferenz?

Der Balkankrieger: Das ist, wenn die Diplomaten zusammensitzen und beraten, was geschehen soll.

Der Türke: Was sind das: „Diplomaten"?

Der Balkankrieger: Diplomaten? . . . Das sind Männer, die zum Soldaten oder zu sonst einer männlichen Beschäftigung nicht taugen, und die deshalb dazu verwendet werden, aufzupassen, daß Ordnung ist.

Der Türke: Bei uns nennt man das Eunuchen . . . In London, sagst du — wo ist das?

Der Balkankrieger: Mensch, du bist von einer Unwissenheit! Höchste Zeit, daß euch von uns ein bißchen Kultur beigebracht wird. Werden wenigstens eure Kinder was wissen!

Der Türke: Meine nicht, die habt Ihr massakriert.

Der Balkankrieger (ablenkend): Also in London sitzen die Diplomaten und schauen, daß der Friede zustandekommt.

Der Türke: Wie machen sie das?

Der Balkankrieger: Das ist doch ganz einfach. Unsre Diplomaten verfassen eine Note und schicken sie den Großmächten. Die Großmächte verfassen eine Note und schicken sie euern Diplomaten. Darauf schicken eure Diplomaten den Großmächten eine Note zurück, und die schicken dann wieder uns eine Note. Inzwischen haben aber unsre Diplomaten auch nicht die Hände in den Schoß gelegt, sondern eine Note verfaßt und euern Diplomaten geschickt. Die antworten uns darauf mit einer Note, und die schicken wir natürlich den Großmächten, damit die eine Note an eure Diplomaten schicken, und das geht so lange hin und her, bis eine Partei aufhört, Noten zu schicken, weil sie keine Antwort mehr weiß auf die Note, die man ihr geschickt hat. Dann ist Friede.

Der Türke: Das kann aber noch hübsch lange dauern... Warum kehren wir nicht lieber um und gehen nach Hause, jeder an seinen Herd? Dann ist gleich Friede.

Der Balkankrieger: Du redest wie Einer, der keine Ahnung hat von den Großmächten und von Europa und vom Völkerrecht und von der Politik . . . Und Kultur muß hinein nach Mazedonien, sonst gibts überhaupt keinen Frieden.

Der Türke: Was ist das: „Kultur"?

Der Balkankrieger: Das weißt du nicht? Das weiß doch jedes Kind!

Der Türke: Meine kann ich nicht fragen, die habt Ihr massakriert.

Der Balkankrieger: Kultur ist, wenn wo die Tramway verkehrt . . . und so.

Der Türke: Liegt dir denn gar so viel daran, daß in Mazedonien die Tramway verkehrt?

Der Balkankrieger: Mir persönlich eigentlich nicht . . . aber ich bitte dich, sag' das niemandem. Ich müßte mich bis in den Tod schämen vor den Großmächten, wenn das eine hören möchte, daß mir nichts an der mazedonischen Kultur liegt . . . Und du? Du läßt dich wohl eher schinden, als daß du die Aegäischen Inseln hergibst?

Der Türke: Ich gebe noch meinen Bernsteintschibuk und meinen neuen Fez dazu, wenn ich endlich nach Hause darf . . .

Ein Offizier (aus dem türkischen Lager kommt herangesprengt und ruft): Friede! Friede! Vorgestern hat der Große Rat in Konstantinopel Adrianopel abgetreten!

Andre Soldaten (laufen herzu. Sie rufen): Es lebe der Friede! Nieder mit dem Krieg! Hoch Kiamil Pascha!

Der Offizier: So ists recht. Ihr seid Patrioten. Hoch Kiamil Pascha! (Der Offizier und die Soldaten kehren ins Lager zurück.)

Der Balkankrieger: Bruderherz!

Der Türke: Freund!

Der Balkankrieger: Aber jetzt bekomme ich den Bernsteintschibuk und den neuen Fez, den hast du ja für den Frieden hergeben wollen!

Der Türke: Und Aegäische Inseln, so viel du willst. (Sie umarmen einander.)

Der Offizier (aus dem türkischen Lager kommt herangesprengt und ruft): Krieg! Krieg! Die landesverräterische Regierung ist gestürzt! Krieg!

Andre Soldaten (laufen herzu. Sie rufen): Es lebe der Krieg! Nieder mit dem Frieden! Nieder mit Kiamil Pascha!

Der Offizier: So ists recht. Ihr seid Patrioten! (Der Offizier und die Soldaten kehren ins Lager zurück.)

Der Türke (traurig): Jetzt sind wir wieder Feinde!

Der Balkankrieger: Alles wegen Adrianopel! Ihr dickschädelige Bagage ihr! (Sie werden abgelöst und kehren jeder in sein Lager zurück.)

•

Am andern Tag stehen sie wieder auf Vorposten.

Der Balkankrieger: Was haben wir heute für einen Tag?

Der Türke: Montag. Warum fragst du . . .?

Der Balkankrieger: Ich frage nur so . . . Wieviel Uhr ist es?

Der Türke: Zwei Minuten fehlen auf sieben.

Der Balkankrieger: Was? Schon so spät? (Er zählt bis Einhundertzwanzig, dann nimmt er das Gewehr an die Schulter und schießt den Türken nieder.)

Der Türke (sterbend): Warum denn, Bruderherz?

Der Balkankrieger: Warum . . .? Siehst du, das kommt von eurer Unbildung und Unkultur. Heute Montag, punkt sieben Uhr, ist der Waffenstillstand abgelaufen. Du hast natürlich keine Ahnung davon gehabt.

Der Türke: Meine Uhr . . . geht . . . um drei Minuten . . . vor. (Er stirbt.)

Der Balkankrieger (schmerzvoll über ihn gebeugt): Ich Unglücklicher! Noch nicht sieben! Das Völkerrecht verletzt! Europa beleidigt! Wie steh' ich jetzt vor den Großmächten da . . .? (Er nimmt dem Toten die Uhr ab; bekümmert): Sie soll mich immer an meinen gröblichen Verstoß gegen das Völkerrecht erinnern. (Er weint.)

Aus vier Jahrhunderten

Aus dem siebzehnten: ‚Dame Kobold‘. Daß diese reizende Frauensperson dort immer blieb und von unserm Jahrhundert nicht geschätzt wurde, war die Schuld der Uebersetzer und Regisseure. Bis Hofmannsthal sich mit Reinhardt zusammenfand. Beider Verwandtschaft zu Calderon ist ein bißchen entfernt, aber nicht abzuleugnen: über Madrid und Wien ist ja einmal dieselbe Sonne nicht untergegangen, die dem oesterreichischen Habsburg nun wohl für eine Weile erloschen ist. Trotzdem: so unzureichende Katholiken wie Reinhardt und Hofmannsthal werden sich den De la Barca an Leib und Seele beschneiden. Er wird einfacher, untropischer, in erheblich geringerm Grade Repräsentant des Barocks. Seltsam: Reinhardts Ausrufer preisen in ihm den Erneuerer des Barocks und haben da recht, wo die Erneuerung keineswegs wünschenswert ist. Diesmal, wo sie durchaus erwünscht wäre, fühlt man sich eher gotisch berührt. Aber höchst angenehm heiter berührt, da es garnicht Gotik, sondern Rokoko ist. War nicht von jeher dem lauten Reinhardt der lautlose überlegen? Nach all dem Zirkusgebrüll ist man für eine schmeichlerisch sanfte Stimme, nach dem wagnerisch dröhnenden Heldenbariton für einen mozartisch lyrischen Tenor besonders empfänglich. Er singt von Lust und Liebe, von töricht-seliger Zeit, und ein Buffo brummt den burlesken Baß betulich dazu. Die „Moral“, der „goldene Spiegel“ andrer altspanischer Spiele fehlt diesem. Was es von den Situationsschwänken der Pariser und Budapester und ihrer deutschen Nachahmer unterscheidet, ist erstens die Ungepfeffertheit, zweitens die Durchsichtigkeit des Aufbaus. Hier waltet eine rein artistische Spannung ohne stoffliches Rätsel. Die Lösung liegt gewissermaßen von Anfang an unzweifelhaft deutlich auf einem Hügel, der in der geistig klaren Luft mit zwei Schritten erreichbar scheint, aber, nachdem die zwei Schritte getan sind, wiederum zwei Schritte weit ist. „Die neue Kunst, in jetziger Epoche Komödien zu schreiben“ — wie der geschäftstüchtige Lope de Vega einen praktischen Traktat für angehende Dramatiker betitelt hat — ist heute auf raffiniertere Techniken angewiesen. Unverändert gemeinsam dagegen ist dem Schwank des zwanzigsten und des siebzehnten Jahrhunderts das Requisit: hier ein drehbarer Schrank; gemeinsam ist die Verlobung am Schluß, die hier vierfach glücklich macht. Aber wen! Das ist wieder einer der Unterschiede, der dritte. Nichts von dem sexuellen Zynismus der später geborenen Franzosen und Ungarn; selbstverständlich nichts. Spanische Ritterbrüder sind, klirrend und rasselnd in voller Waffenzier, unermüdlich doch hinterher, daß ihre Schwestern sich dem strengen spanischen Ehrbegriff unterwerfen. Nur ist dieser Calderon ein Dichter — und das heißt: daß der Sittenpanzer die Seele nicht wegschnürt; das heißt: daß die steife Gangart einer Kultur, die von der Vergangenheit geschaffen ist, noch Menschen mit sich nimmt, die, eben als Geschöpfe eines Dichters, in ihrer Herbheit, ihrer Verträumtheit, ihrer Herzensnoblesse schon der Zukunft angehören, nämlich durch ihre Existenz die Zukunft bereiten helfen (so, wie abertausende unverstandener Frauen den Mut, das Wunderbare zu erwarten, erst von Ibsens Nora bezogen haben). Damit ist dem Regiekünstler, dem ein lustig wirbelnder Spuk nicht genügt, seine Aufgabe ungefähr umschrieben.

Als der ‚Dame Kobold' vor achtzehn Jahren in Herrn Neumann-Hofers Lessing-Theater Gewalt geschehen war, da weinte ich über die „unbeschreibliche Darstellung, die das Land des Weins und der Gesänge für ein Weißbierdorf hielt". Reinhardt stellt die comedia de capa y espada sinn- und stilgemäß auf Musik: die Musik eines kleinen Orchesters, zu der sich Bühne und Wandschrank drehen, und die Musik einer witzigen, feinen, graziösen Schauspielkunst, die nach Möglichkeit des menschlichen Untergrunds nicht ermangelt. Nach Möglichkeit. Rhythmik des ganzen Körpers, ungeziert schwebender Gang, harmonischer Wechsel von Hebung und Senkung in der Führung eines geschliffenen Gesprächs, die passende Haltung für höfisches Kleid und adlige Luftschicht: das alles, womit es hier nicht durchweg zum besten stand, ist ja immer noch leichter zu lernen als Menschentum. Das hat man nun einmal oder nicht. Da waren denn einige Besetzungsfehler den Abend über nicht auszugleichen. Es ergaben sich dünne Strecken, wo Calderon ohne seine Schuld Valabrègue und Hennequin ähnlich wurde. Die Aehnlichkeit gedieh bis zur Uebereinstimmung, wo Eine, die auf das Zuspiel angewiesen ist, bei Partner oder Partnerin keine Hilfe fand. Aber ich akzentuiere selber falsch, wenn ich zu sehr an Einzelheiten einer Aufführung hafte, die insgesamt von einer tröstlichen Duftigkeit und Beschwingtheit ist. Trotzdem sie nicht den richtigen Mittelpunkt hat. Der müßte die Dame Kobold sein. Else Heims, in Versdramen stets von einem leise schnippisch-berlinischen Tonfall gefährdet, zählt unter ihre Tugenden nicht grade geistige Ueberlegenheit. Mittelpunkt ist auch nicht Raoul Aslan, der ein Kavaliersgewand glaubhafter trägt als den Anzug von heute. Vielleicht wäre Paul Hartmann, der mir keinen Wunsch unerfüllt läßt, der Mittelpunkt, wenn — ja, wenn nicht doch noch frischer, noch farbiger, noch fülliger, noch knirschender im Fleisch, noch beweglichern Blutes denn jemals zuvor Hermann Thimig als das Faktotum Cosme wäre. Ein Hanswurst, der die seltenste aller Gaben hat: Stilgefühl, aber mehr als ein allgemeines — ein untrügliches spezielles Stilgefühl. Wie er Calderon spielt, danach ist man überzeugt, daß er nicht allein Prehausers und Hans Sachsens Pickelhäringe, daß er sogar Molières Valers und Goldonis Truffaldino, also verwandte romanische Clowns von dem quiekenden, quirlenden, schlotternden Sprech-Leporello in jedem Zug unterscheiden würde.

*

Aus dem achtzehnten Jahrhundert: Lenzens ‚Buhlschwester', aus dem neunzehnten: Büchners ‚Wozzeck'. Dieser ist im dritten ‚Jahr der Bühne' beschrieben. Jener wissen böse Zungen mehr nachzusagen als ich. Sie ist von Plautus her durch die Zeiten wie durch Männerhände gewandert und macht sich diesmal besonders nützlich. Eine überaus glückliche Zusammenstellung: der arme Teufel, der an der Liebe stirbt, und das gerissene Frauenzimmer, das von ihr lebt. Nachdem man sich satt geweint hat, lacht man sich wieder hungrig. Aber die Leistung des Lessing-Theaters ist ein Opfer der Kapp-Woche. Schade drum; denn Barnowsky hat selten eine bessere geliefert. Hier haben sich die Schauspieler einmal in Tragik und Komik genug tun können. Eine Freude, wie die spezifische Theaterbegabung der Dagny Servaes zusehends umfassender wird, und wie das Naturell Eugen Kloepfers sich immer voller entfaltet. Wird Barnowsky dieses Ensemble nicht endlich doch künsterisch rationeller ausbeuten als bisher?

*

Aus dem zwanzigsten Jahrhundert: ‚1913'. 1913 zu 14 geschrieben. 1915 in einer Zeitschrift veröffentlicht und für die Bühne verboten. Weswegen? Deutsche werden „gegeißelt"; und das wünschte man damals nicht. Aber Deutsche werden in einem Sinne gegeißelt, der sogar der Militärzensur hätte willkommen sein müssen — freilich einer, die zum Wohle des Landes, nicht zum Schutze der Schwerindustrie bestimmt war. Der Snob Christian Maske hat sein Snobtum früh abgestreift und ist fleißig — was fleißig!: arbeitsfanatisch, werkfiebernd, groß und millionenschwer geworden. Und spricht im biblischen Alter: „Ich mache Bilanz und fühle, von menschlichen Empfindungen mehr als von eignen besessen: möchte es Diesem oder einem Andern gelingen, von Grund auf die Zustände zu erschüttern, die wir geschaffen." Gemeint sind die Zustände vor dem Krieg. Etwas ist faul im Staate Deutschlands: das wollte Carl Sternheim damals sagen. Der Zuschauer, von einem willensstarken Drastiker mit der Faust im Genick gepackt, hätte vielleicht für sein Teil zu der allgemeinen Reinigung beigetragen, die man sich von dem Blutbad versprach. Satiriker bessern durch Züchtigung die Sitten. Hier schien selbst der Skepsis ein moralischer Erfolg nicht unmöglich. Hier lag ein Fall vor, wo das Theater wirklich Spiegel und abgekürzte Chronik hätte sein können. Noch einmal laßt des Dichters Phantasie die düstre Zeit an euch vorüberführen und blicket froher in die Gegenwart und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne. Aber die scheußlichsten Kriegspossen wurden erlaubt, und dieses Schauspiel blieb in dem Kriege, dens an die Bühnenleinwand gemalt hatte, eisern gehemmt, die Sehergabe seines Verfassers zu rühmen. Nun, das war kaum eine Ueberraschung. Bei uns werden Ernst und Wahrheit nur dann erkannt und bewertet, wenn sie pompös, pathetisch und tendenziös einherwuchten — nicht, wenn sie lachen, schillern und unparteiisch sind.

Und das ist Sternheims Fehler und Vorzug: ihm erscheint ein Mensch nicht leicht weniger komisch als der andre. Er weiß, daß auf materialistische Epochen idealistische folgen: aber wie an den Materialisten Licht-, so entdeckt er an den Idealisten Schattenseiten. Ich würde nicht zu entscheiden wagen, wer seinem kalten Herzen ferner steht: der Geschäftsmann Christian Maske, der das Leben errechnet, gleich der Rotte Ludendorffs als Rezept aller Rezepte „Skrupellosigkeit" kündet, aber sich an dem Umfang seiner Unternehmungen wie ein reiner Künstler berauscht; oder der Ideologe Wilhelm Krey, der das Leben erdichtet, phantasievoll Mirabeau und Marat zu einem deutschen Revolutionsmann verschmilzt und diese Rolle für sich erträumt, aber im kritischen Augenblick die Begleitung der reichen Tochter des Todfeindes nicht verschmäht. Heilige deutsche Ideen erheben sich wider den krassen kapitalistischen Geist; aber der Geist des Kapitalismus ist lange nicht so fraglich, so fragwürdig wie die Heiligkeit der Ideen von 1913. Vor dem Nationalsozialisten Wilhelm Krey empfindet unsereins etwa dieselbe Ehrfurcht wie vor Herrn Professor Paul Lensch, der an der Leipziger Volkszeitung anfängt und nie wieder von Hindenburg weggewollt hätte, wenn dieser Kachelofen nicht schließlich ausgegangen wäre. Bei den Kreys wird gepredigt, daß wir von der charakterzerfressenden Rentenhysterie zu sittlicher Oekonomie kommen müssen; aber der Prediger verheimlicht sich — nicht uns, beileibe nicht uns — seine Gier nach einer minder sittlichen Oekonomie, deren Repräsentant genügend satt wäre, um sich in voller Unabhängigkeit ein ungezügeltes Lebensbewußtsein zu

gönnen. Höchst reizvoll, weil höchst selbstverräterisch schwankt Carl Sternheim zwischen den beiden Welten. Sein Hohn auf die emporgestiegene Finanzaristokratie ist gemengt mit einer Bewunderung, die für den Adel der Geburt nicht liebevoller sein könnte. Wo imbecile Nachkommenschaft von Mister Eaton aus London eingekleidet wird und sich ein Markt der albernsten Eitelkeiten entfaltet: da hört man am Ton, der die Musik macht, daß Sternheim zu Berlin SW hinterm Halleschen Tor und nicht bei Bretelles und Pumps und Houbigant und latest fashion aufgewachsen ist — daß er dergleichen ungefähr mit fünfundzwanzig Jahren kennen gelernt haben wird. Seine Zugelassenheit ist so frisch wie der Titel Christian Maskes: Freiherr von Buchow, Exzellenz. Er erwägt die Möglichkeit, „dem Lande ein neuer Beaumarchais zu werden“, für seinen mitgiftfrohen Weltverbesserer Wilhelm Krey, nicht für sich; aber er denkt nur an sich. Was hindert ihn? Er hat weder die stolze Abneigung des eingesessenen Herrn gegen den Eindringling noch die wilde Wut des berechtigten Erben auf den unberechtigten. Er ist ein Künstler voll Widerwillen gegen verdorbene Luft, mit der unbezwinglichen Neigung, Götzen anzurempeln, die Leerheit von Attrappen nachzuweisen, den Spießer zu giften. Deshalb soll man für ihn sein; wenigstens so lange, wie er nicht selber gegen sich ist, wie er nicht aus Willkür, Sensationssucht und Neutönerfurcht vor der nächsten Generation seine eigne Kunstform zerstört.

Für ihn sein soll man um seiner Wortkunst willen, die in ‚1913‘ keine Verrenkung vornimmt, ohne eine Begründung dafür zu haben, ohne sie zur Charakteristik zu gebrauchen; um seiner Bildkunst willen, die hier nicht Selbstzweck, sondern symbolisch bedeutsam ist. Was bestrickt an diesen Dialogen aus der großen oder möchte-gern-großen Gesellschaft? Die behandschuhte Frechheit. Man geht über Leichen; jedoch mit Manieren. So konzis die Sprache ist, so viel Raum läßt sie immer noch einem Liebhaber der Nuance für die individuelle Abtönung. Mancher Satz scheint von Wedekind. „Seit sechzig Jahren stehe ich Menschenbataillonen als Kommandeur gegenüber und habe mir nicht mehr als ein paar Kommandos, die auf uralte primitive Empfindungen zielen, zurechtlegen können.“ Das ist Christian Maske, Bruder des Marquis von Keith, von diesem nur durch das positive Vorzeichen: durch seine Einnahmen und seine Fruchtbarkeit geschieden. Drei Kinder: der lebemännisch entartete Sohn: die sentimental entartete Tochter; die ebenbürtige Tochter mit Nägeln und Klauen, die kampflustige Fortsetzerin der aufsteigenden Linie — wofern es Aufstieg ist, daß man sich immer gehetzter verzehrt, immer glückloser dem Gehirnschlag entgegenreift. Jedes der Drei mit Jedem; Jedes mit dem Erzeuger; Jedes mit der — flüchtig angedeuteten — Außenwelt: das bringt in die Tragikomödie die Abwechslung, die sie für die Bühne benötigt. Grade bei ihrer Penetranz. Denn hier blakt keine Oelfunzel — hier sprühen Funken. Hier brennt, hier verbrennt Extrakt die Zunge. Wie das Schauspiel wirklich als „Schau“-Spiel endet: wie der siebzigjährige Stammvater Maske zum letzten Mal siegt, über seinen Samen siegt, siegestanzt und sterbend zusammenbricht, spät am Abend; wie aus dem ganzen Haus die Bewohner teils herbeisausen, teils herbeikriechen; wie die Leiche ins Nebenzimmer getragen wird; wie durch die offene Tür ein lebhaftes Hin und Her zwischen beiden Zimmern entsteht; wie Alle einander heuchlerisch um den Hals fallen; wie grelles Licht die übertriebene Pracht der Nacht-

kostüme enthüllt; wie sich Wilhelm Krey schluchzend mit seiner goldhaltigen Waise davonschleicht; wie sein unverdorbener Freund sich entsetzt auf den einsamen Weg zum hehren Ziel macht; wie mit einem Schlag sämtliches Licht erlischt — das ist eine Situation von so balladenhafter Gedrängtheit und trotzdem so dramatischer Bewegtheit, daß allein ihre Schärfe, allein ihr Tempo bezwingen müßte. Dafür hätten und haben wir Sternheim vor fünf Jahren als Artisten gepriesen und gekrönt. Aber jetzt wissen wir, daß hier nicht Kunst für die Kunst geübt worden ist: daß Einer beizeiten Krieg und Revolution, Hochmut, der vor dem Fall kommt, und diesen selber, einfach die Höllenfahrt einer Kultur, einer Antikultur geahnt, geschaut und auf seine Weise gestaltet hat. Sternheim, die Hypertrophie des Verstandes in Person? Der Verstand ist gewöhnt, von Allen, die ihn nicht haben, beschimpft zu werden. Nun, ein Verstand, der Visionen hat, Visionen gar, die der Weltlauf realisiert — solch ein Verstand ist von derjenigen Eigenschaft des menschlichen Geistes, der die dichterischen Intuitionen entspringen, gewiß nicht dem Wert nach, aber vielleicht nicht einmal allzu sehr der Art nach verschieden. Leider ist er seit ‚1913‘ „verschieden“; wenn anders man aus dem Mangel an Lebenszeichen auf Mangel an Leben schließen darf. Ist Sternheim gelähmt davon, daß er Recht behalten hat? Ist er weicher, als man vermutet? Ihn hat der Haß geheizt und getrieben. Diesen Haß hat die alte Welt verdient. Der Haufen Unglück, der von der alten Welt übrig geblieben ist, verdient, ja, verträgt keinen Haß mehr: ihm stehen nur Schmerz und Mitleid zu. Möglich, daß Sternheim, weil er sich solcher Regungen schämt, sie ins Kostüm der ‚Marquise von Arcis‘ gesteckt hat. Die drückte mit Erfolg auf die Tränendrüsen aller der Zuschauer, denen die dicke historische Schminke den Krampf verbarg. In der Tracht von heute würde er weithin sichtbar und allgemein fühlbar werden. Aber Nero, der Kettenhund, der Amie, das Schoßhündchen, spielen will, nachdem sich der Vorrat an zerreißbaren Gegenständen erschöpft hat: das ist wider die Natur. Lieber in Zukunft gar keinen Sternheim als einen künstlich gezähmten!

Dieser Sternheim hat ja auf alle Fälle seine Verdienste um die Zukunft. Er in der ersten Reihe hat einer expressionistischen Bühnenkunst Material geliefert. Sie grassiert jetzt auch ohne Material. Wo ein Stück und ein Ensemble nichts taugen, versucht die Regie, es mit Expressionismus zu machen. Da glaubte wohl Altman — wofern ihm nicht Selbstkritik eine zu schwere Belastungsprobe seiner Fähigkeiten verboten hat — sich tapfer gegen die neue Mode zu stemmen, wenn er ein Schauspiel, das halb Produzent, halb Produkt dieser neuen Mode ist, bewußt nach der alten Methode gab. Es ist die Methode, nach der das Kleine Schauspielhaus den Schwank ‚Er kann nicht befehlen‘ gespielt hat. Man vertausche Speyers und Sternheims Familienszenen in dieser Darstellung, und kein Unterschied des Milieus und der Formung des Milieus wird zu merken sein. Keiner? Einer. Bassermann — „siebzig Jahre; aber Flamme noch immer“ — flammte, flackerte, blitzte und donnerte durch die drei Akte. Daß dieser freudige Impressionist bis in den dritten Akt hinein Sternheims anders gerichtetem Stilwillen widerstand, spricht für die Stärke seiner Persönlichkeit. Daß er ihm schließlich doch erlag, spricht für die Pranke dieses Dramatikers.

Der Reichsbankausweis einst und jetzt

von Validus

Den deutschen Zeitungslesern wird jede Woche der Ausweis der deutschen Reichsbank vorgesetzt. Von den gebildeten Lesern gehen aber sehr viele über den Zahlenwust hinweg, weil sie aus den Ziffern nicht klug werden. Deshalb sei hier der Versuch gemacht, den Reichsbankausweis zu zergliedern. Wir machen uns die Arbeit bewußt etwas schwer, indem wir nicht nur den Ausweis von Mitte Februar 1920 kurz besprechen, sondern ihm auch den von Mitte Februar 1914 gegenüberstellen. Diese Gegenüberstellung wird uns so recht eigentlich zeigen, wie die Dinge sich bei uns verschlechtert haben.

Mitte Februar 1920	Aktiva	Mitte Februar 1914
1 629 404 000	Metallbestand	1 112 597000
1 309 341 000	darunter Gold	1 090 853 000
70 231 000	Reichskassenscheine und Darlehnskassenscheine	12 030 172 000
25 723 000	Noten andrer Banken	3 149 000
787 107 000	Wechselbestand, Schecks und diskontierte Schatzanweisung	37 888 663 000
62 179 000	Lombard-Darlehen	14029 000
275 996 000	Effektenbestand	195 072 000
198 061 000	Sonstige Aktiva	2 593 606 000
	Passiva	
180 000 000	Grundkapital	180 000 000
70 048 000	Reservefonds	99 496 000
1 825 652 000	Notenumlauf	38 778 663 000
907 923 000	Depositen	11 955 623 000
65 078 000	Sonstige Passiva	2 875 606 000

Mitte Februar 1914 sehen wir auf der Reichsbank einen Metallbestand von 1629 Millionen Mark, bei dem 1309 Millionen aus Gold bestanden; der Rest entfiel also vor allem auf Silber. Dann kommen etwa 70 Millionen Reichskassenscheine. Dazu ist folgendes zu bemerken. Deutschland hatte an und für sich vor dem Krieg eine sehr gute und solide Währung. Alle Banknoten waren, wie wir später sehen werden, gut gedeckt. Eine kleine Ausnahme bildet nur ein Ueberbleibsel aus den Zeiten der Gründung des Reiches: die Reichskassenscheine, die eigentlich reines, ungedecktes Papiergeld darstellten. Davon gab es bis zur Wehrvorlage 120 Millionen. Später ist der Bestand auf 240 Millionen erhöht worden. Diese Reichskassenscheine waren im Verkehr, mit Ausnahme der hier erwähnten 70 Millionen, die die Reichsbank in ihren Kellern hatte. Die nun folgenden 25¾ Millionen Noten andrer Banken rühren daher, daß es in Deutschland neben der Zentralnotenbank noch vier private kleine Notenbanken gibt (die bayrische, württembergische, badische und sächsische). Deren Noten zog zum Teil die Reichsbank an sich. Viel wichtiger ist nun der nächste Posten: die 787 Millionen Wechselbestand. Die Reichsbank hat im Frieden Geldbedürftigen, vor allem aber Banken, die Geld nötig hatten, die erforderlichen Mittel in weitgehendem Maße zur Verfügung gestellt gegen Einreichung von guten, sichern Handelswechseln. Sie hat vor allem auch durch ihr großes Filialnetz den Banken die Einziehung von Wechseln auf eine große Anzahl von Städten besorgt und vermittelt. Weniger wichtig sind die 62 Millionen

Lombarddarlehen, das sind Vorschüsse, die die Reichsbank der Kundschaft der ihr angeschlossenen Firmen gewährt hat. Die 275 Millionen Effekten waren vor allem kurzfristige Schatzanweisungen des Reiches. Jeder Finanzminister muß in der Lage sein, die ihm bewilligten Ausgaben auch auszugeben, bevor die nötige Deckung durch Steuern undsoweiter bei ihm eingetroffen ist. Er hilft sich durch kurzfristige Anweisungen, die mit Vorliebe von der Reichsbank gekauft wurden. Die 198 Millionen sonstige Aktiven enthalten die mannigfachsten Posten, so nicht zuletzt den sehr bedeutenden Häuserbesitz der Reichsbank.

Unter den Passiven steht in erster Reihe das Grundkapital. Die Reichsbank arbeitet ähnlich wie eine Aktiengesellschaft mit einer ihr von privaten Geldgebern zur Verfügung gestellten Summe, die sie je nach dem Ergebnis verzinst. Die Leitung aber liegt in Händen von Reichsbeamten. Der Reservefonds von 70 Millionen ist ebenfalls ähnlich wie bei Aktiengesellschaften aus nicht verteilten Gewinnen entstanden. Der Notenumlauf von 1825 Millionen Mark diente dem Geldbedürfnis des Reiches. Die Bank war in ihrer Notenausgabe scharfen Bestimmungen unterworfen, denn ihr Notenumlauf mußte zum mindesten mit einem Drittel durch Metall, Reichskassenscheine oder Noten andrer Banken, im wesentlichen durch Metall gedeckt sein. Die übrigen zwei Drittel bedurften der Deckung durch gute Wechsel. Man sieht, daß an dem hier gegebenen Tag weit mehr als die erforderliche Dritteldeckung vorhanden war. Allein der Metallbestand war nicht viel geringer als der Notenumlauf. Die Depositen sind Einlagen der Kundschaft der Reichsbank. Diese hat ein sehr fein verzweigtes Netz von Kunden über Deutschland geworfen, durch das der einzelne Kunde ohne besondere Gebühren jeglichem andern angeschlossenen Kaufmann oder Industriellen Zahlungen auch in den größten Beträgen überweisen konnte. Es ist das sogenannte Giro-Netz. Diese Aufgabe hat die Reichsbank übernommen, um auf die Weise möglichst viel Gelder an sich zu ziehen, was ihr auch, wie der Posten zeigt, gelungen ist. Unter den sonstigen Passiven mögen die nicht verteilten Gewinne und eine ganze Reihe andrer Dinge verrechnet sein.

Die Zahlen zeigen, wie solide und vorsichtig in Deutschland die leitende Zentralnotenbank gearbeitet hat. Welch ein Unterschied aber, wenn wir uns nun den Ziffern von Mitte 1920 zuwenden. In der Gegenüberstellung zeigt sich das ganze Elend unsrer finanziellen und wirtschaftlichen Lage. Zwar ist, um von vorne anzufangen, der Metallbestand gar nicht so schrecklich zurückgegangen. Wir haben immer noch über eine Milliarde Gold, gegenüber 1300 Millionen vor sechs Jahren. Was ist aber in der Zwischenzeit geschehen? Seit damals war der Goldbestand unter dem Schlagwort: „Das Gold gehört in die Reichsbank“ auf 2500 Millionen angewachsen, da man alles Edelmetall aus dem Verkehr gezogen hatte. Und dieser Mehrzuwachs und darüber hinaus noch enige hundert Millionen sind nun teils freiwillig, teils unfreiwillig an das Ausland abgegeben worden. So vor allem im vorigen Jahr, im Jahr des sogenannten Brüsseler Abkommens, wo wir einen großen Teil unsres Goldes für Lebensmittel hergeben mußten. Und der harmlose Posten Reichskassenscheine ist von 70 Millionen auf 12 Milliarden angewachsen! Er enthält eben jetzt auch Darlehnskassenscheine, und damit hat es folgende Bewandtnis.

Zu Anfang des Krieges wurde teilweise zum Schutz der Geldbedürftigen, in der Hauptsache aber doch wohl zur Erleichterung der

Kriegsfinanzierung eine Darlehnskasse ins Leben gerufen, die jegliche Wertpapiere und Waren beleiht. Sie gibt dafür die ja jedermann bekannten Darlehnskassenscheine aus. Sie macht es aber nicht direkt, sondern sie leitet die von ihr gegen Pfänder ausgegebenen Scheine zunächst in die Reichsbank, die nun die Wahl hat, ob sie die Scheine ausgibt oder selbst zurückbehält. Wie das Beispiel zeigt, behält die Reichsbank einen sehr großen Teil für sich zurück. Es ist ungefähr die Hälfte aller bisher ausgegebenen Darlehnskassenscheine in den Kellern der Reichsbank geblieben. Dieser merkwürdige Umweg wird gleich verständlich, wenn man eines beachtet: seit August 1914 ist bestimmt, daß auch weiter eine Notendeckung vorhanden sein muß — aber neben Metall, Reichskassenscheinen und Noten andrer Banken dürfen auch die Darlehnskassenscheine dazu gezählt werden. Daß das ein Taschenspielerkunststück ist, braucht wohl nicht gesagt zu werden. Denn auf diese Weise kann eigentlich niemals die Dritteldeckung unterschritten werden. Es wird immer so ausgekünstelt, daß durch einen entsprechenden Bestand an Darlehnskasenscheinen zum mindesten 33⅓ Prozent aller Banknoten bei der Reichsbank pro forma gedeckt sind. Die Noten andrer Banken bedürfen hier keiner weiteren Erklärung. Umso mehr aber muß von den folgenden Posten gesagt werden, der neben den Wechseln auch diskontierte Schatzanweisungen enthält, oder besser gesagt: ausschließlich aus diesen zusammengesetzt ist. Hier sehen wir in eine der Hauptquellen der derzeitigen Reichsfinanzierung. Bei Ausbruch des Krieges hat das Reich, ähnlich wie ein Kaufmann, der kein Geld hat, aber braucht, sich die Mittel durch Wechseldiskontierungen verschafft, und zwar gab man sogenannte Schatzanweisungen an die Reichsbank, die dafür dem Reich Banknoten oder Bankguthaben zur Verfügung stellte. Das ist nun, seitdem Kriegsanleihen nicht mehr ausgegeben werden können und auch sonstige festverzinsliche Anleihen nur schwer unterzubringen sind, „das“ Mittel der Reichsfinanzierung geworden. Ein ungeheurer Posten von Schatzanweisungen ist im Umlauf. Auch hier ist es wie bei den Darlehnskassenscheinen: sie gehen in die Reichsbank, und diese behält soviel für sich, wie sie braucht. Im übrigen verkauft sie ständig an Banken und Andre, die kurzfristige Anlagen zu machen haben, von ihren Beständen. Immerhin sind fast 38 Milliarden, also ein ungeheurer Betrag, bei der Reichsbank selbst. Lombarddarlehen spielen keine Rolle. Effektenbestände sind ebenfalls unwichtig. Unter den sonstigen Aktiven, die nunmehr außerordentlich hoch gestiegen sind, werden jetzt vermutlich Bestände an ausländischen Devisen, also Forderungen auf London, Paris, Schweiz undsoweiter sich befinden, vielleicht aber auch gewisse Ansprüche an das Deutsche Reich aus Garantien, die die Reichsbank übernommen hat.

Bei den Passiven springt uns vor allem der Notenumlauf in die Augen. Er ist von weniger als 2 Milliarden auf mehr als 38 Milliarden gewachsen. Wenn man bedenkt, daß noch etwa 12 Milliarden Darlehnskassenscheine im Umlauf sind, so kommen wir auf eine Belastung unserer Wirtschaft mit 50 Milliarden derartiger Scheine, eine Belastung, die neben der Aufblähung der Bankguthaben einer der Gründe unsrer Geldentwertung ist. Die Depositen sind zwar auch außerordentlich gestiegen; aber sie erklären sich zum Teil wohl daraus, daß die Banken heute unvergleichlich viel größere Bestände an Guthaben bei der Reichsbank unterhalten als früher. Die sonstigen

Passiva sind aus denselben Gründen wie die sonstigen Aktiva gewachsen. Es sind da neben unverrechneten Gewinnen vermutlich mit Vorliebe die Verbindlichkeiten, welche die Reichsbank gegen Privatbanken hat, aufgeführt. Denn die Privatbanken sind unter der Garantie der Zentralnotenbank in erheblichem Maße Bürgschaften für das Deutsche Reich eingegangen.

Wer Ziffern zu lesen versteht, der wird nach diesen kurzen Andeutungen aus der kleinen Tabelle den ganzen Umfang unsrer wirtschaftlichen, finanziellen und währungstechnischen Not ermessen.

Canzonetta von Theobald Tiger

Bellevue. Fahrt Ihr einmal auf euern Wegen
durch das Gewirr der Häuser in Berlin —
es dampft der Zug durch grauen Großstadtregen,
Ihr seht den Droschkentrott, die Bahnen ziehn —
fahrt ihr da oben, seht Ihr in die Zimmer
der Hinterhäuser, seht die Wäsche wehn . . .
Doch wer da wohnt — da habt Ihr keinen Schimmer . . .
Das kann man von der Stadtbahn aus nicht sehn —!

Fahrt Ihr da oben, seht Ihr die Paläste,
die goldene Kuppel unsres Reichstagbaus,
den Friedrichstrich . . . die Friedrichstraßengäste
und hier und da ein großes Pressehaus.
Da sitzt der Chef und informiert die Leute.
Er kann für Wilhelm, Kapp und Nosken grade stehn . . .
Und welche Ueberzeugung hat er heute . . .?
Das kann man von der Stadtbahn aus nicht sehn —!

Fahrt Ihr da oben, seht Ihr in die Stuben.
Ein Mädchen zieht sich scherzend grad herum
mit einem blonden, langen, frischen Buben —
vorbei! Nun gar nichts mehr. Wie ist das dumm!
Man sieht so gern, wenn andre Leute lieben.
Wie mag das wohl mit jener Kleinen gehn?
War sie noch keusch? War sie noch unbeschrieben?
Das kann man von der Stadtbahn aus nicht sehn —!

Da liegt Berlin. In öligen, bunten Flecken
zieht Mutter Spree, andante wie zumeist.
Wo mag sich Kapp & Lüttwitz wohl verstecken?
Und wo ist nun der neue saubre Geist?
„Wir bauen um“, hörst du den Kanzler sagen.
Was ist denn nur bis jetzt dazu geschehn?
Und wann wird man sich an die Achselstücke wagen . . .?
Das kann man von der Stadtbahn aus nicht sehn —!

Rundschau

„Schlag sie tot, Patriot!"

Ich bin kein Jude. Auch kein besonderer Judenfreund. Aber wenn das so weiter geht wie jetzt, dann könnte man wohl bald das vogelfreie Dasein eines Ostjuden der Schmach, Deutscher zu sein, vorziehen.

Gewiß, man mußte sich auch früher zuweilen als Deutscher schämen. Als alle Welt uns anspie und wir Vertrauen und Achtung wiederzuerringen hofften, indem wir uns selbst bespuckten. Aber damals, als man sich nackt und wehrlos am öffentlichen Pranger der ganzen Welt verhöhnt fühlte — grade damals rief etwas in unserm Innersten: Jetzt kannst du dich, jetzt mußt du dich als Deutscher bekennen, denn deutsch sein heißt: verworfen sein — und ist es nicht immer rühmlicher gewesen, statt mit Allen über Einen zu triumphieren, allein von aller Welt verworfen zu werden? Und grade damals, als Millionen von uns ans Auswandern dachten, konnte es für einen Auslandsdeutschen eine schmerzliche Lokkung sein, sich im verfolgten und gepeinigten Deutschland dauernd niederzulassen, um an der innersten Gemeinschaft teilzuhaben: an der Gemeinschaft des Unglücks.

Aber heute? Kann man heute noch Deutscher sein, ohne vor Scham sich in den Wäldern verkriechen zu wollen? Heute, wo wir nichts Besseres zu tun haben, als alles Unrecht, das man uns zugefügt hat, am wehrlosen Dritten — am Juden auszulassen! Gibt es denn für uns Deutsche nur dies eine Mittel, unser seelisches Gleichgewicht zu bewahren: zu treten, wenn man getreten wird? Gibt es überhaupt etwas Erbärmlicheres, als Prügel eines Stärkern mit dem Fußtritt gegen einen Schwächern zu quittieren?

Wenn unsre Alldeutschen ahnten, wie undeutsch sie sind! Denn wenn es einen wirklich deutschen Wesenszug gibt (oder richtiger: gab!), der weder bei den Franzosen noch bei den Russen (von den Engländern ganz zu schweigen) so stark entwickelt ist wie bei uns, so ist es der: daß wir Deutsche für fremde Eigenart ein ganz besonderes Verständnis haben, von Shakespeare bis Strindberg, von Dante bis Dostojewski den fremden Herzschlag wie unsern eignen spüren. Und nun sollen wir unser „Deutschtum" durch Pogrome betätigen!

Aber ganz abgesehen von allen Gründen der Moral, des Anstandes und unsrer nationalen Würde (wenn es die noch gibt), ist die Judenhetze wohl das Dümmste, was alldeutscher Eifer zur Erreichung seines Zieles anstellen konnte. Denn wenn es so weiter geht, wird voraussichtlich der anständige Jude mit Selbstgefühl Deutschland verlassen. Und grade die Minderwertigen, die sich unter allen Umständen anpassen, werden bleiben, werden, wenns nötig ist, ihr Judentum verleugnen und umso schneller in den deutschen Volkskörper eindringen. Es ist so wie mit einer Vergiftung: je heftiger man sich sperkelt, desto rascher und sicherer schreitet sie vor.

Gewiß: das deutsche Volk in seiner Mehrheit steht noch nicht hinter den Pogromhelden. Aber so, wie unsre Feinde von gestern durch unablässiges Hetzen schließlich die ganze Welt von unsrer Minderwertigkeit überzeugten — genau so wird es auch der alldeutschen Agitation zuletzt gelingen, alle Verbrechen (und erst recht ihre eignen!) auf die Juden abzuwälzen, wenn nicht eine Gegenaktion erfolgt.

Nicht von jüdischer, sondern von deutscher Seite müßte diese erfolgen. Nur dann könnte sie vielleicht etwas von dem ungeheuern Schaden wieder gut machen, den alldeutsche Berserkerwut wieder angerichtet hat. Die besten Köpfe, die besten Namen aller Derer, denen deutsch sein mehr bedeutet als gesinnungstüchtiges Gebrüll in Jägerhemd und Lodenmantel, sollten sich zu einer eindrucksvollen Kundgebung schnell zusammentun: „Schlag sie tot, Patriot!“ — nicht die Juden, sondern die für jeden Deutschen schmachvolle Judenhetze!

Siegfried von Vegesack

Gisella Selden-Goth

Komponieren ist keine feminine Angelegenheit. Dies ist ein Axiom, unbeweisbar wie je eins — ein Axiom: solange wenigstens wir der Versuchung widerstehen, letzte Zusammenhänge, jenseits aller Psychologie und Physiologie, ergründen zu wollen. Woran liegt es, daß die Fähigkeit, musikalisch-schöpferisch eignes Erleben zu gestalten, die, mehr als sonst eines künstlerisch Schaffenden Gabe, Hingabe ist, Hingabe weiblichster Art, bislang nur Männern verliehen ward? Gewiß, es gibt auch weibliche, frauenhaft zarte Musik, doch Männern eingegebene; und es gibt auch weibische Musik: aber in der Vorstellung etwa, Musik, wie Massenet sie schrieb, wäre von einer Frau hervorgebracht, ist irgend etwas Widerliches. Sicher ist: eine Komponistin, die ernstlich in Betracht kommt, auch an dem freundlichern Maßstab gemessen, den alle weiblich-künstlerische Produktion erheischt, hat es nie gegeben. Doch, heute gibt es eine: sie heißt Gisella Selden-Goth, stammt aus Budapest und lebt in Berlin.

Im musikalischen Berlin ist Frau Selden-Goth keine Unbekannte. Man hat von ihr größere Orchesterwerke, Kammermusik, Lieder kennen gelernt, erinnert sich, daß sich schon viele unsrer besten Künstler für ihr Schaffen eingesetzt haben, hat viel Anerkennendes (bis zu Aeußerungen höchster Wertschätzung), wohl auch Absprechendes (doch nie bis zu dem Grade, daß ihre Daseinsberechtigung bezweifelt würde) über ihre Arbeiten gelesen, hört oft mit Vertrautheit, mit Interesse, mit Achtung ihren Namen nennen, fühlt, daß ihre Existenz als schaffende Musikerin anerkannt, von ihrer Zukunft manches erwartet wird. Noch ist es kein klar umrissenes Bild, in dem sie der Mitwelt erscheint; genug aber: man weiß, daß sie da ist, und wird es nicht wieder vergessen. Mit einem Wort: Gisella Selden-Goth kommt ernstlich in Betracht.

Auch als Musikschriftstellerin (die sich heute eines noch zarten, aber entwicklungsfähigen Rufes erfreut) — als Schriftstellerin von sicherer Intelligenz und scharfem, männlich-scharfem Verstand. Ja, in dieser Frau, deren menschliche Art weiblich-weich ist, lebt viel Männliches, in all ihren geistig-künstlerischen Emanationen. Ihr erstes Orchesterwerk, das die budapester Philharmoniker aufführten, hatte sie unter irgendeinem Pseudonym eingereicht; als die Komponistin zu einer der letzten Proben erschien, wollte Keiner, vom Dirigenten Stephan Kerner bis zu dem Saaldiener, der ihr, als einer Unbefugten (selbstverständlich) den Zutritt in den Saal zu verwehren suchte — Keiner, der um ihre Musik wußte, wollte glauben, daß dies die Musik einer Frau sei. Männlichkeit, Kraftvoll-Herbes, klarbewußt gestaltet, ist in ihrer Musik (nur selten etwas

wie gewollte Unsentimentalität), männlicher Wille, männliches Format. Gisella Selden-Goth rüttelt irgendwie an dem Axiom, daß Komponieren nicht Frauensache ist.

Klaus Pringsheim

Sonette an einen Knaben

Sonette an einen Knaben' hat Alfred Grünewald (im Verlag Ed. Strache zu Wien) veröffentlicht. Weil doch die Form jedem lyrischen Erlebnis an die Seele greift, sei hier die vollkommene Uebereinstimmung von Form und Inhalt, von Seele und Erlebnis mit Ehrfurcht festgestellt. In dieser Zeit der Probleme, der nichts problematischer ist als die reine dichterische Begabung, ist erst der Beweis nötig, ob der Höhe eines Gefühls auch wirklich die Tiefe des Ausdrucks entsprechen mag. Wo nun gar ein Dichter es verschmäht, die chaotische Leidenschaft zeitgenössischer Ungebundenheit zu benutzen und sich an das starr Gegebene einer organisch-eingeborenen Versform bindet, muß sich die Echtheit des lyrischen Anlasses entscheiden.

Alfred Grünewald, der Dichter dieser zwanzig ‚Sonette an einen Knaben', verwebt sein ursprüngliches Erlebnis den vierzehn Zeilen der geheiligten Versform; ist nicht seit Petrarca und Shakespeare der schmerzvolle Bruch aller reinen Liebe in den Glockenton silberner Sonette gebannt? Ergriffen stehen wir immer wieder vor diesen Offenbarungen reiner Gefühle, ahnen bloß die Leidenschaft, die hier keusch im Rhythmus der Strophen und Terzinen verhüllt ist. Und nun vor diesen Versen Grünewalds: wieder ist ein Strahl großer Liebe in die dunkle Welt getreten; wieder offenbart sich hier an der harten Form die Unendlichkeit eines Gefühls, das sich mitteilt, wo es Dunkles verschweigt. Die Landschaft dieser Verse blüht in den Farben Hölderlins; sie ist der Wirklichkeit entrückt und spielt Vergessen, wo sie sich an ein Erdenleben erinnert. Manchmal aber neigt der Himmel sich zur Erde nieder: „Da werden Spiegelungen zu Wirklichkeiten", und Alles, was zwischen Himmel und Wirklichkeit ums Dasein ringt, sucht scheu den vorgeahnten Reim auf Liebe.

Wer schrieb in dieser Zeit des Hasses schönere Liebesgedichte? Wo wurde Sehnsucht so zur Form wie hier? Dieser Zyklus verkündet einen Dichter, der zum Ursprung der Lyrik heimgefunden hat und nun des Lohnes harrt. Die Besten dieser Zeit aber werden ihn erhören; lebt er auch (— weil ein Leben in Schönheit nicht an den Tag gebunden ist —) an ihr vorbei: diese Welt aus Wohllaut muß den seelischen Oberton bilden im lyrischen Furioso der Gegenwart. Alfred Grünewald ist der zeitlose Dichter dieser Zeit. Sie danke ihm, was er ihr nicht verdankt; sie blicke auf zur Höhe einer Formkunst, die nicht formalistischen Talenten entspringt, sondern Erlebnissen innerster, seltenster Art. Drei Zeichnungen Georg Ehrlichs deuten sanft an, was hier hinter den Worten deutlich wird: Liebe und Unendlichkeit.

Paul Hatvani

Ein Mädchentagebuch

Wenn wir unsrer Cousine oder unsrer ältern Schwester nur ein Mal jenes braune Lederbuch hätten klauen können, mit dem sie sich immer so geheimnisvoll tat! Was mochte da alles drin sein? Liebesgeschichten? All jene unheimlichen Dinge, die wir von den Mädchen wußten und doch nicht wußten? Es war furchtbar aufregend — aber das

Ding war immer gut verschlossen, und wir kamen nie heran.

Nun kommen wir doch einmal heran. Der Internationale Psychoanalytische Verlag in Wien hat das ‚Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens' (ohne Angabe des Verfassers oder der Herausgeberin) ediert, und alles, was ein junges Bürgermädchen aus guter wiener Familie zwischen elf und vierzehneinhalb Jahren erlebt, ist hier von ihr selbst aufgezeichnet. Und was ist das —?

Professor Freud hat sich in der Vorrede zu dem Buch geäußert. Mir ist an diesem großen Gelehrten immer jenes Wort am sympathischsten gewesen, das er einmal von seinen Schülern gesagt haben soll. „O daß sie alle nur Einen Hintern hätten —!" Wirklich: O daß sie . . .! Sie haben aber leider jeder einen, und auf dem sitzen sie und schreiben Bände und Bände und tragen ihrerseits zu einer lächerlichen Ueberschätzung der Sexualität bei, die uns grade noch gefehlt hat.

Also, was das kleine Mädchen da aufgemalt hat, ist sehr interessant. Es zeigt doch, wie ein Kind denkt, es zeigt, wie es die Dinge auffaßt, und es zeigt, wie man ein Kind erziehen und vor allem: wie man es nicht erziehen soll. Fast immer, wenn es ratlos ist, hat einer einen pädagogischen Fehler gemacht, über den es in seiner Unschuld schwer hinwegkommt.

Daß Kinderjahre nicht immer glücklich, nicht immer leicht und kummerlos sind, haben wir gewußt. Es ist töricht, anzunehmen, Sorgen über zerbrochene Puppenköpfe schmerzten nicht so wie die Sehnsucht nach einer ausgerissenen Geliebten. Das ist nur in der Art verschieden — in der Intensität gewiß nicht. Das zeigt sich auch hier.

Ja, und das Geschlechtliche . . . Die Psychonalytiker, die an keiner Tischkante vorbeigehen können, ohne in ihr einen verkappten Phallus zu vermuten, werden ja nun aus dieser Fundgrube mit großen Kochlöffeln schöpfen. Ich habe ganz etwas andres gesehen. (Wenn ich von einer unerhörten Stelle absehe, wo das Kind schildert, wie es zum unfreiwilligen Zeugen einer ausführlichen Liebesszene wird.) Ich sah dies:

Je größer durch Erziehung und Tradition die Spannung zwischen den Geschlechtern wird, desto größer wird eine aufgeblasene Sexualromantik, auf der die Neurosen nur so blühen. Wenn da das leiseste Malheur passiert, ist so ein Menschenkind für sein ganzes Leben unglücklich, und der Ehemann muß es ausbaden: die unverstandene Frau. Man lese einmal nach, zu welch aberwitzigen Vorstellungen die Worte „geschlechtskrank" und „Folgen haben" anschwellen. Das wimmelt von Komplexen und Assoziationen und andern schönen Dingen, aber die Unbefangenheit ist dahin.

Ich bin ein altmodischer Hund und glaube, daß man seinen Kindern den größten Segen erweist, wenn man sie ruhig und vernünftig über den zugefrorenen Bodensee der Sexualität hinüberführt. Sie mögen nachher wissen, worüber sie gegangen sind. Ob und wann man sie aufklärt — darüber läßt sich reden. Worüber sich aber nicht reden läßt, das ist: daß man sie in einer Gespensterfurcht vor der Fortpflanzung hält, tuschelnd das „grause Geheimnis" verschleiert und ihnen vielleicht eine lebenslange Angst und Zwangsvorstellung aufpflanzt.

Dies kleine Tagebuch ist eine Warnung für alle Mütter und solche, die es werden wollen. Lests —!

Peter Panter

Antworten

Oesterreicher. Moriz Benedikt, der Herausgeber der Neuen Freien Presse, ist, nachdem er euer Land zugrunde gerichtet hat, ihm nachgestorben, und ob es nun die Abneigung der Rivalen gegen den Mann ist oder die Reaktion auf seine maßlose Ueberschätzung oder was sonst: bei August Scherls Tode würde kaum eine deutsche Tageszeitung die Ehrlichkeit aufbringen, die bei euch plötzlich eingerissen ist. Sie sagen auf einmal ganz offen, wie oft und wie abgründig dieser Mann gelogen hat, sie erzählen reizende Geschichtchen von ihm und seinem Sohn — „In einer jüdischen Religionsstunde stellte der Sohn an den Professor die Frage: ‚Woher wissen Sie das alles?' Der Professor, fassungslos, ruft den Jungen heraus, besinnt sich aber auf seine pädagogischen Pflichten und sagt: ‚Ich werde Ihnen den Begriff der Tradition erklären. Wenn Ihnen Ihr Vater etwas erzählt, glauben Sie das?' ‚Nein, Herr Professor.' Der Professor, verdutzt: ‚Was ist Ihr Herr Papa?' ‚Herausgeber der Neuen Freien Presse' — ja, sie berichten sogar von dem furchtbaren Kampf, den Karl Kraus ein Menschenalter hindurch gegen Benedikt geführt hat, und den sie bisher immer totgeschwiegen haben. Wie lange wirds noch in Deutschland dauern, bis man sich dazu entschließt, das Problem der Presse vor aller Welt zu erörtern? Zeit wäre es, denn die Presse ist kein von Gott gewolltes Instrument und keine Naturkraft, die sich nicht ändern ließe. Aber freilich: vom Spiegel ist nicht zu erwarten, daß er sich über sich selbst Gedanken macht.

Kindskopf. Der Kapitän Ehrhardt hat nach einer verlogenen und aufreizenden Rede mit seinen Meuterern Berlin verlassen. Als Sieger. Die Regierung hat bis heute keine Möglichkeit gefunden, den Mann auch nur zu entlassen.

Süddeutscher Student. Was aus der Angelegenheit des Professor Nicolai geworden ist? Das empörende Tendenz-Urteil der berliner Universität — deren Rektor Meyer in den Kapp-Tagen nicht verfehlt hat, „durch sein Verhalten die sittlichen Prinzipien des Rechtes und der Gerechtigkeit schwer zu verletzen" — besteht noch immer. Eben darum, weil die Anwürfe gegen Nicolai fast alle auf die verkalkten Bonzen von Professoren und ihre reaktionäre Hammelherde zurückfallen, ist unbedingt Revision geboten. Hier handelt sichs nicht um eine Personenfrage: es muß sachlich festgestellt werden, daß die Republik gewillt ist, einen Pazifisten zu schützen, der einzig wegen dieser seiner Gesinnung von den Studenten angerüpelt worden ist. Wir wollen uns nach vier Wochen wieder sprechen.

T. V. Sie finden in einer Geschichte Preußens von Johann Voigt diesen Satz: „Auch die alten Preußen glaubten, daß, wenn Jemand in diesem Leben vornehm oder gering, reich oder arm, mächtig oder schwach sei, er dasselbe nach der Auferstehung im Jenseits sein würde." Die alten Preußen? Das Adjektivum ist ein Versehen der Druckerei.

Verteidiger der Presse. Sie werden kein Glück bei mir haben. Unter dem Strich gehts genau so blödsinnig und unzuverlässig zu wie über dem Strich. Daß über eine Theateraufführung dreißig verschiedene Kritiker dreißig verschiedene Ansichten haben, ist selbstverständlich. Aber sollte nicht wenigstens die Haltung des Publi-

kums zweifelsfrei festzustellen sein? Ueber ein und dieselbe Vorstellung von Barnowskys ‚Buhlschwester' heißts in der einen Zeitung: „Die Zuhörer jubelten wie die losgelassenen Kinder" — und in der andern: „Die Schauspieler tragen gewiß keine Schuld, wenn dem lauten Frohsinn auf der Bühne immer melancholischer der Grabesernst des Publikums antwortete." Glauben Sie mir: die Zeitungen sind nur zerschnitten zu gebrauchen.

Historiker. „In diesen Tagen erscheint: Für den Frieden! Eine Streitschrift in Wort und Bild, Preis 50 Pfennige. Das circa hundert Seiten starke Oktavbändchen enthält eine Sammlung der besten Zeichnungen, mit denen der ‚Simplicissimus' im Laufe der Jahre gegen die Kriegshetze und für den Völkerfrieden eingetreten ist; desgleichen zahlreiche Textbeiträge in Prosa und Versen von Schlemihl . . ." Ja, früher!

Richter. Ihr seid sicherlich eine der wenigen Beamtenkategorien, die nicht korrumpiert sind. Wollte der Himmel, es bliebe so. Ich muß aber sagen, daß eine plumpe und schmutzige, nur eben offene Bestechung mit Geld mir lieber ist als eine von Tradition und Erziehung herrührende politische Voreingenommenheit, die überhaupt nicht zu fassen ist. Wir wollen uns doch nichts vormachen: Neun Zehntel aller Juristen, die in den Staatsdienst treten, sind schon auf den Universitäten rechtswärts gerichtet und werden es in der Zeit ihrer Amtstätigkeit immer mehr. Ich halte es allerdings für ausgeschlossen, daß der normale deutsche Richter einen Dieb deshalb härter bestraft, weil sich im Lauf des Verfahrens zufällig herausgestellt hat, daß der Delinquent Kommunist ist. Dagegen versagt Ihr fast vollständig in politischen Prozessen. Es ist eine Ueberheblichkeit sondergleichen von euch, in corpore jedes liebe Mal aufzubrausen, wo man eure politische Voreingenommenheit feststellt, die sich in jedem politischen Prozeß seit Jahrzehnten aufs klarste dokumentiert hat. Ihr seid doch fast alle nationalliberal, und Ihr könnt doch fast alle nicht aus eurer Haut, nämlich aus eurer meist engen Lebensanschauung heraus. So grotesk wie jetzt wars allerdings nie, wo Die ans Ruder gekommen sind, die Ihr in der Kaiserzeit durch Verhör, Verhandlung und Verurteilung nach Belieben geächtet habt. Eine Staatsumwälzung hats für euch nicht gegeben. Wenn man in einen deutschen Gerichtssaal tritt und sich betrachtet, wie Ihr heute noch — grade heute — mit oppositionellen Politikern umspringt, so könnte man glauben, es habe die konstitutionelle Monarchie sich in eine absolute verwandelt, aber nicht: sie sei weggelaufen. Als Ebert und Noske eine (sinnlose) Beleidigungsklage gegen ein Witzblatt der Reichshauptstadt anstrengten, weil man sie darin als Schwein und Affe abgebildet hatte: da spracht Ihr den armen Sünder frei. Der Vorsitzende konnte sich nicht verkneifen, in seinem Schlußwort darauf hinzuweisen, daß wir doch nunmehr in einer freien Demokratie lebten. Ob der Mann einen Schnurrbart getragen hat, ist mir unbekannt, ich hoffe es aber, denn sonst hätte man sehen können, wie verräterisch seine Mundwinkel zuckten. Ich möchte nicht wissen, wie das Urteil ausgefallen wäre, wenn Einer Erich Ludendorff als Europas Revierbullen abgebildet hätte. Es gibt eben Dinge, die unwägbar und niemals vor Gericht zu beweisen sind. Tatsache ist, daß Ihr in durchaus nicht ohnmächtiger Wut dem verhaßten System eins auswischt, wo Ihr nur könnt. Wie soll das erst werden, wenn unsre militärischen Schwerverbrecher,

die die Universität als „Deutschlands beste Männer" bezeichnet, vor das Reichsgericht kommen? Vor dasselbe Reichsgericht, von dem ein Angehöriger, der Reichsgerichtsrat H. Dietz, in der München-Augsburger Abendzeitung vom achten Februar, den Mord Eisners als eine straffreie, ja lobenswerte Handlung besingt. „So hat Arco ihn erschossen: von Rechts wegen. Es ist die Notwehr gegen den Landesfeind; ein Grundrecht, das bei allen Völkern gilt, und schon bei den Römern, diesem Staatsvolk, gegolten hat: ut imperium populique Romani majestas conservaretur. Dieses Urrecht ist ebenso unentbehrlich wie gefährlich. Es konzentriert in der Hand des Einzelnen die ganze Energie der Staatsgewalt und legt sie auf sein Gewissen; es ist des Mißbrauchs fähig, wie jedes Recht. Bei der Revolution vom November 1918 hatte Arco, wie jeder Deutsche, das Recht, den Rebellen in flagranti zu erschießen, und keine Rechtsschule, keine handwerksmäßige Juristerei wird die Anwendung des § 53 Str. G. B. (Notwehr) bestreiten; die Rechtslage war am zweiten Februar vorigen Jahres die gleiche. Das Urteil wird vergessen werden; die Tat des Grafen Arco nicht; sie stellt der Menschheit verlorenen Adel wieder her; sie hat die Bahn der Unsterblichkeit beschritten." Wenn die Regierung der kaiserlich deutschen Republik wirklich regierte und nicht ein häßliches Ornament wäre, so würde dieser Reichsgerichtsrat die Bahn der Pensionierung beschreiten. Und Ihr, Richter, die Ihr so aufs Prestige aus seid, schüttelt ihn nicht von euch ab?

Anton Lehmann. Die Nachricht, daß Gustav Noske Kommandant der Berliner Wach- und Schließgesellschaft geworden ist, bewahrheitet sich nicht. Er kniff aus, als es brenzlich wurde, schrieb dann seine Memoiren, um seine Unschuld zu beweisen, und wird sich nunmehr wahrscheinlich ganz und gar mit Ludendorff assoziieren.

Provinzler. Von Kapp: „Mitschuld hieran trifft das ganze Volk, das nicht wachsam genug gewesen ist und die Zeichen der steigenden militärischen Reaktion gern zu leicht genommen hat; auch wir selbst machen uns heute Vorwürfe, daß wir, statt jeden dritten Tag, wie wir es getan, nicht lieber dreimal an jedem Tage auf die Gefahr hingewiesen haben, die man da heraufziehen fühlte, auch wenn man nur einen kleinen Bruchteil der Einzelheiten sah, daß wir nicht ununterbrochen so laut gewarnt haben, bis man es schließlich auch im Kabinett und im Parlament rechtzeitig gehört hätte." Wo steht das? In der Frankfurter Zeitung. Die berliner Blätter gleicher Parteirichtung haben sechzehn Monate lang bei jedem Uebergriff der Offiziere Noske gedeckt, sind jedem Bolschewistenschwindel des W. T. B. gläubig aufgesessen und haben ihr gerüttelt Maß Schuld daran, daß der Kapp-Putsch überhaupt möglich war. Und heute? Heute machen sie froh und unbekümmert ihre klappernde Tagespolitik weiter, spekulieren mit Recht auf das erstaunlich schlechte Gedächtnis der Leser, die ja garnicht mehr wissen, daß der Leitartikler noch vor vier Wochen das Gegenteil geschrieben hat, und sind so unverfroren, politisch ernst genommen werden zu wollen, nachdem sie über ein Jahr lang entweder bewußt gelogen oder in ihrer Instinktlosigkeit falsch prophezeit haben. Und man glaubt ihnen heute kritiklos, wie man ihnen gestern geglaubt hat, und so hat denn jedes Publikum die Presse, die es verdient.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne. Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Köster, Kapp-Schutz und Koalitionswechsel

von Heinrich Ströbel

Durch den Aufstieg Hermann Müllers zum Reichskanzler war ein Posten frei geworden, so daß die Möglichkeit bestand, zum Minister des Aeußern eine geignetere Persönlichkeit zu ernennen. Aber während man in der Presse und der Oeffentlichkeit auf den Grafen Bernstorff oder den Grafen Brockdorff-Rantzau tipte (höher als bis zu den minder kompromittierten Männern der alten Diplomatie reicht der Phantasieflug der Koalitions-Politiker nicht) — währenddessen machte ein Außenseiter das Rennen: Adolf Köster, der Reichskommissar für Schleswig-Holstein. Einer, an den Niemand von der Zunft gedacht hatte, konnte nun grade der Rechte sein. Aber leider war Herr Köster nur eine Verblüffung, keine Erlösung. Daß er erst siebenunddreißig zählt, wäre kein Fehler: in dem Alter hatte Alexander längst die Welt, Napoleon den Kaiserthron erobert, hatten Rafael, Mozart und Byron die Menschheit mit einer Fülle unsterblicher Schöpfungen beschenkt. Und weil er flüssig zu schreiben versteht, brauchte man ihn noch nicht als Portefeuilletonisten zu verspotten. Aber Köster verkörpert als Journalist und Politiker leider einen Typ der übelsten Sorte: das geschmeidige Strebertum, die vollendete Charakterlosigkeit. Er ist nicht ohne Gaben — aber in einer Zeit, die Männer und Charaktere braucht, für das Ministerium des Auswärtigen eine Katastrophe!

Köster hat sich wiederholt Selbstcharakteristiken geschrieben. Zum Beispiel in seinem autobiographischen Roman: Die bange Nacht, wo er die Sehnsüchte schildert, die einen lebenshungrigen Proletarierjungen nach den eleganten Stiefeln, den sichern Umgangsformen, dem Wohlleben und dem Machtgefühl der herrschenden Oberschicht verzehren. Mit naiverer Ungeniertheit ist in deutscher Sprache niemals die Lebensgeschichte eines intelligenten Strebers, eines geistigen Domestiken geschrieben worden. Und den Wert der Selbstanalyse besitzt auch das Porträt, das Köster vor einem Dutzend Jahren in der ‚Neuen Zeit' von Friedrich Naumann entworfen hat. Der ist ungewönlich scharfäugig und schonungslos erfaßt. In seltsamer Verkennung habe man Naumann für einen „Idealisten" gehalten. Er sei, soweit es auf den Willen ankomme, exzessiver Realpolitiker. Seine Verteidigung der kaiserlichen „Hunnen"-Losung verrate Wirklichkeitsanpassung bis zum Zynismus. Aus politischem Machthunger habe er sich dem Imperialismus in die Arme geworfen und den Liberalismus mit dem Geist des Militarismus durchseucht. Der „Idealist" Nau-

mann sei der skrupelloseste Demagoge, dessen Tragik nur darin liege, daß der proletarische Demos von seinem Sozial-Imperialismus so gar nichts wissen wolle. Auch sonst mache man von Naumann viel zu viel Wesens. Er habe als Politiker sozusagen die Poesie des Industrialismus entdeckt und verstehe die nüchternsten und abstoßendsten Dinge des Kapitalismus in blühende rhetorische Phrasen zu kleiden — aber diese stilistischen Tricks seien doch nur in Deutschland neu, in Frankreich und England schon recht abgegriffen. Und Köster schloß seinen Artikel mit der Bemerkung, daß die deutschen Sozialisten nicht den geringsten Anlaß hätten, Herrn Naumann auf den Leim zu gehn, wohl aber alle Ursache, ihrer revolutionären Taktik treu zu bleiben.

Das war 1908. Im Jahre 1914 aber, da Naumann mit seinem Sozial-Imperialismus plötzlich Recht zu behalten schien, entpuppte sich Köster als sein gelehrigster Schüler. Der Kriegsberichterstatter erwarb sich das besondere Lob der militärischen Stellen. Dazu das Vertrauen der Tirpitzianer, für die er (ich habe das hier schon einmal erzählt) die Idee des schonungslosen U-Boot-Kriegs propagierte. Der Militarist und Imperialist Köster ließ sich von dem „Hunnen-Pastor" Naumann also auch an Zynismus nicht übertreffen! Wie dann aber die Revolution kam, zeigte Köster sich nicht minder als Realpolitiker und Konjunktur-Nützer. Das Hoch, das er in Weimar auf den eben gewählten Reichspräsidenten Ebert ausbrachte, trug guten Zins. Zuerst Reichskommissar für Schleswig-Holstein, jetzt Minister des Aeußern!

Und von dieser Sedez-Ausgabe eines Friedrich Naumann, diesem Apostel des schonungslosen U-Boot-Kriegs, diesem geschmeidigen Streber, dieses ideen- und charakterlosen Parvenu sollen wir Hebung des deutschen Ansehens in der Welt, sollen wir Gewinnung des Vertrauens bei der Entente erwarten? Im besten Falle hätte er das Zeug zu einem listigen Schacherer, zum verschmitzten Betrüger. Aber mit solchen Künsten kommt die deutsche Außenpolitik heute nicht mehr aus. Sie erfordert leidenschaftlichen Glauben an den Völkerbund und die Völkerversöhnung, Kraft, Ehrlichkeit, Idealismus — alles Dinge, die eine Natur wie Köster nur dem Namen nach kennt. Warum hat man nicht an Friedrich Wilhelm Foerster gedacht? Weil diese Regierung überhaupt nicht denkt, überhaupt keine politischen Gedanken produziert, sondern hoffnungslos an politischer Inzucht und Nepotenwirtschaft dahinsiecht!

*

Auch in der innern Politik schreckt man vor dem Beschreiten neuer Bahnen zurück, was doch einzig die Republik und die Demokratie retten könnte. Man weiß, daß die

Putschisten in jedem Augenblick vom Neuen losbrechen können und tut nichts, um den drohenden Schlag zu parieren. Daß die Kappisten fieberhaft komplottieren, daß die Offiziere einschließlich der Kommandierenden mit ihnen unter einer Decke stecken, daß die Agrarier in Pommern und anderswo ihre Hilfstruppen für den neuen Putsch bereit halten, wissen die Regierenden genauer als wir Draußenstehenden — und dennoch wagen sie nichts Durchgreifendes! Ein Mindestmaß an Vorsicht geböte, daß man schleunigst aus zuverlässigen Proletariern eine republikanische Schutzwehr organisierte — nicht nur auf dem Papier, sondern in Kasernen, Schulhäusern, Fabriken: — aber aus Angst vor den Kappisten und aus Mißtrauen gegen die Arbeiter kommt man über die allerersten Vorbereitungen nicht hinaus. Als Großtat schon läßt man verkünden, daß man zwanzig — ganze zwanzig! — Unteroffiziere der Sicherheitswehr zu Offizieren befördert habe. Warum wendet man das Mittel nicht wenigstens im großen Stil an? Warum verkündet man nicht programmatisch, daß künftig in allen Truppenkörpern jedem befähigten Subalternen die Offizierskarriere offen stehe? Hätte Noske eine Spur wirklichen Organisationstalents gehabt: es wäre kinderleicht gewesen, durch eine solche Maßregel, die für eine wahrhafte Demokratie doch eine Selbstverständlichkeit sein müßte, den politischen Einfluß der Offizierskaste auf die Mannschaften zu brechen. Aber man sollte jetzt wenigstens im Eiltempo alle Versäumnisse gutmachen!

Viele Soldaten schenken freilich schon aus bloßer Furcht vor dem Existenzverlust den Putschisten Gehör. Sie glauben, nach ihrer Entlassung aus den nach dem Friedensvertrag aufzulösenden Truppenverbänden dem Hunger und womöglich dem Boykott der revolutionären Arbeiter preisgegeben zu sein. Auch ein demokratisch-sozialistischer Staat aber hat nicht die geringste Ursache, der kapitalistisch-agrarischen Reaktion noch eine proletarische oder proletarisierte Hilfstruppe von existenzlosen Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren zuzuführen. Vielmehr liegt es durchaus in seinem Interesse, sich auch dieser Schichten von Arbeitslosen mit aller Entschiedenheit anzunehmen. Grade die soziale Republik hat die Pflicht, jedem ihrer Mitglieder zu einem angemessenem Fortkommen zu verhelfen. Schon aus Klugheit sollte sie nicht knausern. Wenn uns der Wiederaufbau des Militarismus im letzten Jahre zwölf Milliarden gekostet hat, so darf es uns auf ein paar Milliarden nicht ankommen, sobald sichs um seine Auflösung und um die Zivilversorgung seiner bisherigen Mitglieder handelt. Also Bewaffnung der Arbeiter und Demobilisierung der Reichs- und Einwohnerwehr. Höchste Energie in der gebotenen Sicherung — aber ver-

ständnisvolle Rücksicht auf die Befürchtungen und die seelische Verfassung der zu Entlassenden. Man sage und beschließe im Reichstag das Nötige und sorge dafür, daß es auch den Betroffenen rasch und unentstellt zur Kenntnis kommt. Und die großzügige Putschorganisation der pommerschen und der andern Großgrundbesitzer beantwortet man am wirksamsten mit einem Siedelungsgesetz, das Siedelungsland da hernehmen sollte, wo es zu finden ist: bei den Herren Großagrariern!

*

Mit den alten Koalitionsparteien ist freilich die neue Politik nicht zu machen. Wie wenig soziales Verständnis bei den Demokraten zu finden ist, beweist selbst das doch linksdemokratische Berliner Tageblatt. Und der Fraktionsredner des Zentrums, Herr Trimborn, brachte es sogar fertig, die Gefahr von links für die größere zu erklären! Geht es aber mit der alten Direktionslosigkeit weiter, so müssen die Putsche und Generalstreiks chronisch werden. Und der Wirtschaftsruin ist dann unabwendbar. Durch das bißchen Valuta-Besserung darf man sich nicht täuschen lassen. Noch stehen nordische Kronen, schweizer Franken, englische Pfunde und Dollars zehn- bis vierzehnmal so hoch wie die Mark. Noch müssen Staat und Kommunen beim Einkauf ausländischer Lebensmittel Milliarden und Abermilliarden zuschießen, trotz der enormen Preissteigerung für Brot, Fleisch und Speck. Wir brauchen darum endlich eine einheitliche Wirtschaftspolitik, die eine Steigerung der Produktion und eine gleichzeitige Herabsetzung der Preise ermöglicht. Das ist nur zu ermöglichen durch die rationellste Planwirtschaft, durch durchgreifende Sozialisierungsmaßnahmen. Für die aber ist unser Mehrheitsblock nicht zu haben.

Eine neue Koalition muß kommen: die Koalition aller schaffenden Schichten: der Arbeiter, Angestellten, Beamten, der Hand- und Kopfproletarier. Sie muß kommen, ob die Neuwahlen eine sozialistische Mehrheit bringen oder nicht. Auch die rote Mehrheit müßte sich mit den Arbeitern des Zentrums und der Demokratie verbinden; eine sozialistische Minderheit erst recht. Die Revolte, die im Zentrum vom katholischen Adel, von den rheinischen und bayrischen Bauernorganisationen gegen die Politik der Arbeiter- und Gewerkschaftsvertreter inszeniert worden ist, kann diese Entwicklung nicht hindern, sondern nur beschleunigen. Die sozialen Kräfte der Revolution beginnen sich erst jetzt sichtbar auszuwirken. Der Interessengegensatz zwischen Unternehmern und Arbeitern, zwischen den Parasiten und den produktiven Elementen der Gesellschaft verschärft sich immer mehr, kommt täglich auch den Angestellten, Beamten, dem

geistigen Proletariat schärfer zum Bewußtsein. Noch verschleiert die rapide Arbeit der Notenpresse — eine Milliarde die Woche! — notdürftig die ungeheure Schwere der sozialen Krise. Aber einmal wird doch die Pleite offenbar. Dann geht es im alten Stil einfach nicht mehr weiter. Dann muß dem Luxus in Verbrauch wie Produktion ein Ende gemacht und die Erzeugung des Lebensnotwendigen planvoll organisiert werden. Dann wird auch die Sozialisierung wirklich marschieren.

Und soll sich diese Entwicklung nicht in furchtbaren Konvulsionen, unter den Wettern eines fürchterlichen Bürgerkriegs vollziehn, sondern in den Formen der Demokratie, so muß man jetzt schleunigst das Proletariat zu jeder Art von Mitarbeit heranziehen. Je eher und zahlreicher man die Arbeiter in die Sicherheitswehr einstellt, in desto sicherer Hut würden sich Staat und Gesellschaft befinden. Und je eher die Vertreter des Proletariats Gelegenheit erhalten, ihre Fähigkeiten an der sozialen Neuorganisation zu erproben, desto rascher wird sich ihr Verantwortlichkeitsgefühl entwickeln. Das Festhalten am Militarismus und Klassenregiment führt ins sichere Verderben. Nur schleuniges Einlenken in neue Bahnen kann uns retten!

Der Prisyw von Elias Hurwicz

Als wir, der Herausgeber dieser Zeitschrift und ich, uns vor einiger Zeit vornahmen, das deutsche Publikum mit russischen Dingen, vor allem mit den Strömungen der öffentlichen Meinung im heute so ausgebreiteten Auslandsrussentum bekannt zu machen: da war mir klar, daß in den Vordergrund der ‚Prisyw', dieser eigenartige, grell leuchtende Stern am berliner Pressehimmel, dieses lebendige Stück russischer Pressekultur auf deutschem Boden, treten mußte. Nun aber, nach Erledigung des jüngsten monarchistischen Putsches, ist auch er vom Horizont verschwunden (post hoc — propter hoc?). Ueber Tote soll man zwar entweder gut oder garnicht sprechen. Aber in diesem Falle ist das Eine ebenso schwer wie das Andre. Uebrigens berichten „Eingeweihte", daß der angeblich Tote bald wieder auferstehen wird, allerdings nach links orientiert. Auch das ist nicht unrussisch. Wir sind gespannt, wie die Wölfe in Schafpelzen aussehen werden.

Politisch beschlagene Leute lieben es zuweilen, eine Parallele zwischen dem deutschen, insbesondere preußischen und dem englischen Konservativen zu ziehen. Ergebnis? Daß der englische Konservative etwa dem deutschen Fortschrittler entspreche, der preußische Junker aber an Rückschrittlichkeit überhaupt nicht zu überbieten sei (Adolf Grabowsky nennt ihn „antediluvial"). Aber sie irren wohl: der russische Reaktionär übertrifft noch die deutschen Konservativen, und sie können von ihm lernen, wie man „arbeitet".

Der Prisyw (zu deutsch: Der Ruf), der sich im Untertitel „Unparteiische russische Zeitung“ nannte, war die publizistische Zufluchtsstätte, der Hort dieser Reaktionäre. Die Leute haben, trotz allen umwälzenden Ereignissen der letzten Jahre, wirklich nichts vergessen und nichts zugelernt. Sie vertreten noch immer, in ungeminderter Frische, die bereits von den Koryphäen des russischen Geistes Pobjedonoscew und Leontjev vor Jahrzehnten ausgegebene Losung: „Theokratie und Autokratie“. Ich kenne keine politische Zeitung, die so viel mit Gott arbeitete wie der ‚Prisyw‘. Als im amerikanischen Senat ein frommer Herr einmal am Versailler Friedensvertrag bemängelte, daß darin kein einziges Mal der Name Gottes erwähnt werde: da griff der ‚Prisyw‘ — der ja in seinen eignen Spalten sich fortwährend gegen das Verbot, den Namen Gottes zu mißbrauchen, versündigt — diesen Ausspruch, gewissermaßen als Legitimation seines Verhaltens, mit Freuden auf und widmete ihm einen — Leitartikel. Aber getreu der Regel: „Vertrau auf Gott und tu das Deine“ unterließ er doch nicht, seine Hoffnungen für die russische Zukunft auch in durchaus irdische Kräfte zu setzen. Es schwebte ihm ein Deutschland vor, das seine Truppen nach Rußland schickte und dort den Bolschewismus mit Stumpf und Stiel ausrottete. Inzwischen aber vertraute man auf die russischen Freiwilligen-Armeen. Die erste Seite des Blattes sah oft gradezu aus wie ein ausführlicher Heeresbericht von den russischen Fronten. Daß es sich dabei auch mit der Innenpolitik Denikins identifizierte, war nur folgerichtig. Die „selbständigen“ Nationalitäten und Staaten des ehemaligen Rußland erschienen nie anders als mit Gänsefüßchen. ‚Der Ruf‘ schmetterte aber seine Rufe nicht nur gegen Lenin, Trotzki und Genossen, sondern überhaupt gegen alles, was von seinem Programm abwich, auch wenn es heute mit ihm den Kampf gegen den Bolschewismus gemein hat. Er war eben der typische Vertreter der für den Russen so typischen Gefühlspolitik, die mehr mit Temperament und Phantasie als mit Vernunft arbeitet.

In welcher Weise die Phantasie arbeitete und bearbeitet wurde, zeigen die zahllosen und fortwährenden Schauergeschichten, denen er kritiklos seine Spalten öffnete. In einem der ‚Tschreswytschaika‘, dem außerordentlichen revolutionären Untersuchungsgericht gewidmeten Artikel heißt es unter anderm: „Die Mittel, die zum Martern der Opfer dienten, waren so raffiniert und mannigfaltig wie nie zuvor in der Geschichte. Den Einen wurden die Augen ausgerissen, Hände und Füße ausgerenkt, Ohren und Nase abgeschnitten oder auf der Stirn der Stern der Rotgardisten ausgebrannt. Andre wurden in Badewannen mit siedendem Wasser gesetzt. Nach dem Bad wurde von den verbrannten Körperteilen die Haut abgezogen, und so ließ man die unglücklichen, todgeweihten Märtyrer auf dem Hofe liegen. Einigen der Verurteilten wurde geschmolzenes Blei in die Kehle gegossen. Außer jenen Badewannen wurden im gleichen Gebäude der ‚Tschreswytschaika‘ noch zwei Marterwerkzeuge gefunden. Das erste war ein Faß, innen mit Nägeln ausgeschlagen, in welchem der Häftling herumgerollt wurde. Das zweite Werkzeug war eine Presse mit drei Bohrstangen, so beschaffen, daß

das hineingepreßte Opfer von drei Seiten durchbohrt wurde. Diese Bohrstangen wurden dann durch eine besondere Schraube im Körper des Gepeinigten zusammengeführt und durchschnitten ihn von drei Seiten."

Daß der ‚Prisyw' einen glühenden Haß auf die Juden hat, versteht sich. Es verging keine Nummer, wo nicht die Juden irgendwie angeschwärzt wurden. Auch darin erschien er als der treue Hüter altrussischer Presse-Traditionen, namentlich als der würdige Fortsetzer der vorrevolutionären ‚Nowoje Wremja' (der ‚Neuen Zeit'), die ja das Wort Jude, in Widerspruch mit der russischen Grammatik, eigens groß schrieb und die Juden auch sonst in jeder Nummer bedachte. Ein jüdischer Feuilletonist erzählte einmal von dem schrecklichen Traum eines Redakteurs dieses Blattes: alle Juden haben Rußland verlassen — und nun erwacht er von Angstschweiß triefend und auf den Lippen die bebende Frage: Worüber soll ich jetzt schreiben? Gewiß saugt der Haß des ‚Prisyw' heute die kräftigste Nahrung aus dem nicht wegzuleugnenden Anteil der Juden an der Leitung des Bolschewismus. Aber er wirft bolschewistische und antibolschewistische Juden unbesehen in einen Topf zusammen, nur weil die antibolschewistischen auch Sozialisten sind, und droht dem ganzen jüdischen Volk mit „Gericht". Und er sucht auch hier seine Politik durch Phantasiemärchen zu stärken. In der Nummer vom sechsten Februar 1920 brachte er als ‚Ein interessantes Dokument' die folgende Räubergeschichte:

„Am Abend des neunten Dezember 1919 wurde bei einem Treffen mit den bolschewistischen Truppen an der esthnischen Grenze in der Tasche des gefallenen Bataillonskommandeurs des 11. Schützenregiments Sunder ein interessantes Dokument in hebräischer Sprache gefunden, das die Tätigkeit der Juden und ihre Geheimorganisation in Rußland schildert. Wir geben dieses Dokument ohne irgendwelche Aenderungen und Kommentare wieder.

> Vertraulich. Den Abteilungsvorstehern des internationalen Israelitenbundes.
>
> Söhne Israels! Die Stunde unsres Endsieges naht. Wir stehen am Vorabend der Weltherrschaft. Das, wovon wir früher nur träumen konnten, wird jetzt zur Wirklichkeit. Indessen müssen wir vorsichtig sein, denn über gestürzte Altäre und Throne hinweg müssen wir auf dem vorgezeichneten Wege noch weitergehen.
>
> Wir taten alles, um das russische Volk der jüdischen Herrschaft zu unterwerfen und es endlich vor uns auf die Kniee zu zwingen. Wir haben all das erreicht, müssen aber vorsichtig sein, denn unser alter Feind ist das unterjochte Rußland. Der durch unser Genie erreichte Sieg kann in den neuen Geschlechtern sich gegen uns wenden. Die heilige Sorge um unsre Sicherheit darf kein Mitleid in uns aufkommen lassen. Endlich sehen wir die Armut und die Tränen des russischen Volkes. Nachdem wir ihm seine Habe und sein Gold entrissen, haben wir dieses Volk in erbärmliche Sklaven verwandelt.
>
> Seid vorsichtig und schweigsam! Kein Mitleid dem Feinde gegenüber! Seine besten leitenden Elemente müssen beseitigt werden, damit das unterjochte Rußland keinen Führer hat. Man muß den Parteihaß und den Bürgerkrieg unter Arbeitern und Bauern entfachen. Bronstein, Apfelbaum, Rosenfeld, Steinberg — sie alle

sind treue Söhne Israels. In den Städten, Kommissariaten, Verpflegungskommissionen, Hauskomitees spielen Vertreter unsres Volkes die erste Rolle. Berauscht euch aber nicht an dem Sieg! Seid eingedenk, daß die Rote Armee unzuverlässig ist, denn sie kann plötzlich die Waffe gegen uns kehren. Söhne Israels! Schließt die Reihen enger zusammen, propagiert lauter die nationale Politik unsres Volkes . . .

Das Zentralkomitee der Petersburger Abteilung des internationalen Verbandes der Israeliten."

Auch wir geben dieses „Dokument" ohne jeden Kommentar wieder.

Weltgericht von Eduard Saenger

Falsche Wertung und falscher Handel sind die Seele unsrer Zeit. Weil man sich aber schämt, von Seele zu sprechen, sagt man jetzt „Mentalität". Hauptwerte, wie Religion, Moral, Kunst, und abgeleitete Werte, wie Patriotismus, Nationalismus, Heldentum, waren als tote Begriffe überliefert; daher mischte man sie nicht nur unklar durch einander, sondern trieb mit ihnen vorsätzlich den unreinsten Handel. Der wuchs sich aus, bis die mörderische, die schiefe Zeit da war, die nach Verlust ihres großen Namens nicht grade geworden ist. Wer sich nicht biegen oder brechen lassen, wer noch die Seele einer Menschheit retten wollte, der mußte ein Held sein. Nicht vor Kanonenrohren und Gaswellen, sondern vor einer noch unehrlichern und noch tödlichern Waffe: der öffentlichen Meinung ein Held.

Ein solcher ist Karl Kraus, dessen Kriegswerk, aus Vorträgen und Aufsätzen der ‚Fackel' zusammengestellt, unter dem Titel ‚Weltgericht' (im Verlag der Schriften von Karl Kraus, München, Luisen-Straße 31) soeben erschienen ist.

Ueber Karl Kraus zu schreiben, erschien mir erst fast unmöglich. Denn mir war beim Lesen, als hätte ich nur immer zu unterschreiben, was ich selbst diktiert haben könnte — wenn ich so etwa der größte Schriftsteller seit einhundertfünfzig Jahren wäre. Nun aber spricht Karl Kraus tatvoll, wo ich erst ein neues Bewußtsein suche. Er ist verbittert und gütig wie der rechte Satiriker, der auch Humorist ist. Er glüht für eine Welt die er scheinbar verworfen hat, und überwindet das Niederträchtige beinah schon dadurch, daß er es mit jedem seiner heimlichsten Namen nennt.

Das schlagende Wort entspringt bei ihm aus einem Prozeß bohrender Analyse. Man denkt an Lessing und an Schopenhauer. Seine Schlagfertigkeit beruht auf unheimlicher Kombinationskraft, Fühlung mit dem Wort in seiner Grundbedeutung und seinen Analogien, innerm Blick für die Symbolik des Vorgangs in Realität und Dichtung. Man kann von genialer Gründlichkeit sprechen, die sich pedantisch verrennt. Die Idee um jeden Preis klarzulegen,

ist ihm mehr als Tat. Er muß sichs niederschreiben, daß Einer lächeln kann und immer lächeln und doch ein Schurke sein. Niemals kommt er zu nihilistischer Ueberlegenheit; denn in ihm leiden Menschlichkeit, Religion, Volk; alle Werte. Sein Pathos spricht „im Namen einer Irredenta des sittlichen Ideals“.

Es dreht sich um die Schuld am Weltkrieg, an seiner Verlängerung, seinen Formen und Folgen. Entlarvung, Schläge, vernichtender Hohn stürzen wie ein längstbeschlossenes Gericht über die Presse als Stifter und Schürer und reißen an den Pfeilern der Niedertracht: Preußentum und Habsburgertum. Denn sie atmen jene „Mentalität“, aus der alle Phantasie, alle Schätzung, alles Gefühl entschwunden ist und ein seelloses, nur mit Dimensionen und Geräusch arbeitendes Unternehmen wie das „technisch-romantische Abenteuer“ hervorgehen konnte.

Kraus beruhigt sich nicht, wie die Sozialpolitiker, bei der Aufdeckung des internationalen Kapitalismus als Schuldquelle, sondern sucht, mehr individualistisch, die Verbreiter der „politisch geistigen Gaswelle“. Er findet sie in unsrer Presse, in unsrer Diplomatie, in unserm Militarismus. Und darum konstatiert er frühzeitig das strikte Gegenteil aller Prophezeiungen vom Sommer 1914: Deutschland verliert den Krieg, weil es unsittlicher ist als seine Gegner. Und nichts ekelt ihn mehr an als die Mobilisierung der Moral in einem Krieg, dessen Möglichkeit die Moral negiert.

Er weiß auch die rechte Umdeutung geheiligter Werte, wie vaterländische Idee, Einigkeit der Parteien, Wehrpflicht, Fahneneid und Heldentod, und die rechte Bezeichnung für Etappenoffiziere, Heimatkrieger und patriotische Frauen.

Es wäre ein Segen, wenn unsre intellektuelle Jugend, statt sich als lärmende Demonstrierautomaten ihrer standesverbissenen Eltern in den Hörsälen zu präsentieren, sich ein paar Stunden in die bittern Wahrheiten dieses Buches vertiefte. Sie würde daraus wenigstens etwas lernen und käme um einen sachlichen Widerspruch, soweit dieser noch möglich wäre, nicht herum.

Für uns aber bleibt die Frage, ob über einen (schnellen oder langsamen) politischen Umschwung hinweg das Heil zu erhoffen ist, oder ob erst Das geschaffen werden muß, was ich ein neues Bewußtsein nenne: nämlich ein Anderswerden der Seele, unter Preisgabe der letzten — religiösen — Grundvorstellungen, auf individualistischem Wege.

Auch hierzu wäre Karl Kraus durch die Kraft seiner negierenden und zugleich sittlich schaffenden Unbedingtheit ein berufener Führer.

Die Revolution hinterm Stacheldraht

von Leonhard Fritzsching

Und neues Leben blüht aus den Ruinen." Mit diesen Worten schloß ich im englischen Offiziers-Gefangenenlager am fünften November 1918 meinen täglichen Vortrag über die politische und militärische Lage. Das übliche dankende Beifallsgetrampel folgte. Da sprang der deutsche Lagerälteste, ein Major, auf: „Deutschland", rief er, „ist noch keine Ruine — schlagkräftige Armee — Schwarzseherei — verlogene englische Presse — solche Stimmungen dürfen nicht aufkommen — wir sind noch lange nicht am Ende." Lauter Beifall.

Schon seit Ende September raunte mir bald Der, bald Jener zu, daß meine — an sich gewiß begrüßenswerten — Vorträge manches Gefühl verletzten. Einer stellte sogar das Ansinnen an mich, nur die deutschen, nicht die englischen Heeresberichte bekannt zu geben. Ein ostelbischer Rittmeister hielt es mit der Ehre eines aktiven Offiziers für unvereinbar, die Person des Kaisers zu erwähnen und von der Möglichkeit der Gefährdung der Monarchie zu sprechen.

Die Schatten der Niederlage und der Revolution waren auch auf uns gefallen. Jedoch kamen uns die neuen Ereignisse nicht so überraschend wie der Heimat. Die meisten Offiziere des Lagers waren Anfang September 1918 gefangen worden. Wir hatten die Ermattung unsrer Widerstandskraft und die Unsicherheit der höhern Führung deutlich gespürt. Die Stimmung in der englischen Truppe verblüffte uns. Wir überzeugten uns von der Ruhe und Sicherheit des ganzen Betriebes in und hinter der englischen Front. Als wir die feurigen Reitpferde, die fixen Maultiere, die weißen, schwarzen und gelben Arbeiterkolonnen betrachteten; als wir die Sorglosigkeit gegenüber der deutschen Artillerie und den Fliegern feststellten; als man uns in Le Havre an den gewaltigen englisch-amerikanischen Depots vorbeiführte; als wir sahen, wie man dort über die U-Boot-Gefahr lächelte; nachdem wir die Verschwendung mit Lebensmitteln an der Front und die gefüllten Läden in England bestaunt hatten — wer da nur irgend etwas von unserm Geschäft verstand, der mußte sagen: Der Anfang vom Ende ist gekommen.

Die Entente-Presse war selbstverständlich schon Wochen vor dem Waffenstillstand über die militärische und innerpolitische Lage Deutschlands vollkommen unterrichtet. Ein Unsinn, zu behaupten, die Gegner hätten ihre Bedingungen nach dem Zusammenbruch der Moral des Heeres in den letzten Kampftagen und infolge der Revolution verschärft.

Und als das Ende kam — da sah man Tränen in manchem Auge. Wegen des verlorenen Krieges? Ach, weniger. Der politische Umsturz war es, der Wut erregte. Den Gerbern waren die Felle weggeschwommen. Am untröstlichsten waren die ostelbischen Junker, die gegen meine Vorträge gehetzt hatten.

Nun erfolgte eine politische Schichtung unter den Lagerbewohnern, die sich ganz nach der Heimat richtete; und mit fortschreitender Zeit trat genau die gleiche Umgruppierung ein wie dort. Vier Fünftel stellten sich anfänglich auf den Boden der ge-

gebenen Tatsachen. Die Einen begrüßten die neue Richtung, Andre lernten um, Viele ergaben sich in Resignation.

Aber im Stillen arbeitete die „Reaktion". Sie hatte bald wieder Mut gefaßt. Sie agitierte, sie hetzte. Es bildete sich eine „Clique", die zunächst einmal die wirtschaftliche Leitung des Lagers an sich zu reißen suchte, um damit einen Druck auf Mißliebige auszuüben. Klug wurden Privat-Angelegenheiten ausgenützt, um die Gegner bloßzustellen.

Hatte in den ersten Wochen nach Gefangennahme ein kameradschaftlich-loyales Verhältnis bestanden, so riß jetzt ein scharfer, militärischer Ton in der deutschen Lager-Leitung ein. Das Kommandieren machte wieder Spaß; es gab strenge Lagerbefehle, Belehrungen, strenge Rügen. Die Leitung schob sich geschickt zwischen den Engländer und die deutschen Offiziere. Sich direkt an den Engländer zu wenden, war „Verrat."

Und die Masse riß — wenn auch murrend — gewohnheitsmäßig wieder die Knochen zusammen. Militarismus wurde wieder Trumpf.

Ich bin nie mit Jemand in politischen Streit geraten. Mit meinen vier Frontjahren konnte man mir nichts am Zeuge flicken. Zudem waren meine militärischen und politischen Voraussagen eingetroffen. Wer mich von früher her kannte, der sah ein, daß ich mich auf den Boden der Revolution stellen mußte. Deshalb versuchte die „Clique", mich heimlich zu packen. Sie steckte sich hinter den Engländer, erklärte ihm, daß ich mich „mißliebig" gemacht hätte, und im Januar 1919 kam ich in ein andres Lager.

Hier war der politische Prozeß schon weiter fortgeschritten. Die „Radikalen" waren zunächst in der Ueberzahl gewesen und hatten eine Art „Räte-System" eingerichtet. Aber die reaktionäre Clique hatte sich durch den Engländer decken lassen und schrittweise wieder die „altpreußische Zucht" eingeführt, so daß sie bereits am siebenundzwanzigsten Januar eine gut besuchte Kaisergeburtstagsfeier riskieren konnte. Noch im Februar erklärte der deutsche Lager-Aelteste, der mich vom „Ehrenrat" über mein politisches Glaubensbekenntnis „vernehmen" ließ, von der Absetzung des Kaisers sei ihm nichts bekannt.

Die Hetze gegen mich erreichte den Höhepunkt, als ich mich im April an einer vom deutschen Lager-Aeltesten angezettelten Meuterei nicht beteiligte und das falsche Gerücht verbreitet wurde, ich hätte die Absicht dem Engländer „verraten". An die hundertfünfzig Mann stürmten meine Baracke. Nur durch ein bestimmtes Auftreten konnte ich Tätlichkeiten verhindern, wobei mich einige Getreue wacker unterstützten. So beschränkte sich die Bande auf unflätige Schimpfereien. Ich will mir die Schilderung ersparen von den abgefeimten Bosheiten und gemeinen Quälereien, die mir die Lager-Leitung und andre „Kameraden" antaten. Nach dreimonatiger Bearbeitung des Engländers drückten sie wieder meine Versetzung durch.

In dem neuen Lager nun war die politische Lage wieder anders. Die Reaktion war stets am Ruder geblieben, weil sich hier eine ausnehmend große Anzahl von Stabsoffizieren, Hauptleuten und Rittmeistern (vorwiegend Ostelbier) befand, die alle wichtigen Posten der Lager-Leitung innehatten. Nur ein Major war

von ihnen ausgestoßen und als „Schwein“ bezeichnet worden, weil er im Gespräch behauptet hatte, er sei für eine Aburteilung des ehemaligen Kaisers. Auch mich „schloß“ man selbstverständlich bald „aus“. Gleichzeitig bestand allerdings eine oppositionelle Majorität der Leutnants mit einem „Ausschuß“, der fortwährend gegen die Lager-Leitung kämpfte. Aber mit dem Brotkorb in der Hand und in dem festen Vertrauen, daß sich Keiner beschwerdeführend an den Engländer wenden würde, tyrannisierte die Leitung mit ihrer Clique das ganze Lager.

Als Ende Dezember 1919 die Stunde der Befreiung für uns nahte, war die Spannung auf den Höhepunkt gelangt. Der Leutnants-Ausschuß war vom Lager-Aeltesten aufgelöst worden. Man drohte, ihn nach der Heimkehr zu verhauen.

Auf dem Schiffe benahm sich alles sehr friedlich. In Wilhelmshaven empfing uns in einem aufdringlich mit den schwarzweiß-roten Farben dekorierten Exerzierhaus die erzreaktionäre Rache- und Hetzrede eines Pastors. Der Lager-Aelteste, der die Situation sofort erkannt hatte, wagte sich mit einer offenkundig antirevolutionären Rede „auf die alten Farben“ hervor. Und die Leutnants, die ihn vor drei Tagen noch verprügeln wollten? Sie heulten, klatschten und trampelten Beifall. Ludendorffs Tochter, die als Ehrendame die Offiziere umschwänzelte, wurde angestaunt. Als aber ein Begrüßungstelegramm des Reichspräsidenten verlesen wurde, nahm mans mit Hohngelächter auf. Auf dem Bahnhof in Bremen, der von den abgeschafften Reichsfarben gradezu triefte, steckten Damen des ‚Vaterländischen Frauenvereins‘ in kokettester Weise den Offizieren und Mannschaften schwarz-weiß-rote Fähnchen an.

So präsentierte sich uns das „neue“ Deutschland! Mein Schmerz war groß. Aber ich habe ihn überwunden. Die Hauptsache ist, daß wir daraus lernen.

Der deutschen Regierung ist die Lösung der Gefangenenfrage völlig mißlungen. Ihre Protestnoten haben stets das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erzielt. Die Gefangenen durch Gegenleistungen „loszukaufen“, wäre meiner Ueberzeugung nach von Anfang an möglich gewesen. Die Gestellung von Arbeitern ins zerstörte Gebiet wäre der Kaufpreis gewesen. Bequemer, als ihn zu leisten, war es, die hilflosen Gefangenen einfach „hängen“ zu lassen. Durch diese Interesselosigkeit verlor die Regierung bei den verzweifelnden Gefangenen fortwährend an Anhang.

Sie hat es unterlassen, ihren Anhängern in den Gefangenenlagern, denen so bös mitgespielt wurde, den Rücken zu stärken. Ein Schreiben des Präsidenten im Frühjahr 1919 war alles, was wir offiziell von der Republik erfuhren, trotz unsern Notschreien. Fünfmal habe ich einem führenden Politiker geschrieben: „Helft uns, tut was für uns, sonst kommt der größte Teil von uns als Reaktionäre, der Rest als Spartacisten nach Haus!“ Die einzige Antwort war jener unser Empfang im Befehlsbereich eines sozialistischen Reichswehrministers.

Eine raschere Freigabe der Gefangenen wäre weiterhin zu erwirken gewesen durch den Nachweis der Abkehr des Volkes vom alten System. Aber man hat zugelassen, daß die reaktionäre

Hetzpolitik den Feind, der diese Vorgänge genau verfolgte, fortdauernd vom Gegenteil überzeugte.

Um aus diesen Vorgängen zu lernen, wollen wir Parallelen ziehen:

In den Gefangenenlagern haben die Reaktionäre verstanden, ihren zunächst verschwindend kleinen Anhang allmählich zu verstärken — genau wie im Reich.

In den Gefangenenlagern haben sie durch ihre zähe, zweifellos geschickte Politik und durch ihre rücksichtslosen Methoden die diktatorische Gewalt an sich gerissen — genau wie . . .

Nun, ihr erster Versuch ist abgeschlagen worden. Aber es wird nicht ihr letzter gewesen sein.

Ich sage: Respekt vor diesen Leuten, die anfänglich Einer gegen Zehn kämpften. Kläglich und verspottenswert sind nicht sie. Die andern Zehn sind die Jammerlappen.

Zu den stärksten Kampfmitteln der Reaktion gehört die Köderung von Schwankenden durch Aeußerlichkeiten. Es war im Lager für einen neunzehnjährigen Leutnant verlockender, am Tisch mit Grafen und Baronen, mit geschniegelten Rittmeistern und monokeltragenden Gardeleutnants zu sitzen als mit einem verfehmten Sozi. Auch hier im Lande ist es für manches brave Männlein ein angenehmerer Kitzel, wenn ihm eine Gräfin die Teetasse präsentiert, als wenn ihm ein „Genosse" die schwielige Pratze reicht. Sollte die Republik nicht doch vielleicht auch auf Lockmittel für solche Ueberläufer ins reaktionäre Lager sinnen?

Besonders wichtig aber scheint mir, daß kein Kämpfer gegen die Reaktion hilflos unter deren Knutenschlägen zusammensinken darf, sondern daß er brüderlicher Hilfe — moralischer und materieller — unbedingt sicher ist. Selbst bei den schärfsten innern Meinungsverschiedenheiten muß jeder Angegriffene gedeckt, jeder Schwankende gestützt werden.

Gern will ich die schwere Gefangenschaft sechzehn Monate lang erduldet haben, wenn meine Erfahrungen nur einige Früchte tragen.

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XXIII.

Beseler

Der Bezwinger zweier großer Festungen, Antwerpen und Modlin, Generaloberst von Beseler war in der alten Armee ein bekannter Mann. Daß er etwas konnte, wußte man allgemein; sein Name wurde genannt, als sichs um Schlieffens Nachfolge handelte. Schlieffen selbst schätzte den General, der unter ihm im Generalstab Oberquartiermeister gewesen war, sehr hoch und blieb ihm bis an sein Lebensende ein treuer Freund. Beseler hatte jedoch im Frieden kein Glück; er gehörte nicht zu der kleinen einflußreichen Clique, die einen Garde-Infanterie-Extrakt darstellte und die Armee souverän beherrschte. Er war — horribile dictu — Pionier gewesen und einzig durch eigne Tüchtigkeit im Ge-

neralstab hochgekommen. Er ist der würdige Sproß einer bürgerlichen Gelehrten-Familie; sein Bruder war der Justizminister Beseler, und seine für einen Soldaten ungewöhnlich große allgemeine Bildung, seine Gabe, gut und durchdacht und eigentlich immer druckreif zu sprechen, sein Ernst und sein Fleiß verrieten, immer wieder, seine Abstammung aus gut bürgerlichem Patriziat.

Sein Horizont war bedeutend weiter als der der meisten andern Generale, und sein Pflichtgefühl zwang ihn oft, unbequeme Dinge zur Sprache zu bringen, sodaß er oben keineswegs beliebt war. Schließlich wurde er als General-Inspekteur des Ingenieur- und Pionier-Corps im Frieden ehrenvoll kaltgestellt, obgleich er natürlich viel lieber ein Corps gehabt hätte. Aber er hatte eben so recht keine Partei und sollte nicht hochkommen. Moltke als Chef des Generalstabs und Heeringen als Kriegsminister waren sehr viel konzilianter als der wuchtige Beseler mit dem dicken holsteinischen Gelehrtenschädel. Als General-Inspekteur warf er sich mit Eifer ins Geschirr, denn die Arbeit war ihm Lebensbedürfnis. Aber selbst in dieser Stellung, die doch nur einer ehrenvollen Aufbahrung gleichkam, wurde er dem Kriegsminister unbequem. Er wies nach, daß unsre gesamte Küstenbefestigung im Argen lag; persönlich klapperte der General auf seinem Sommerurlaub die ungeschützten Nordsee-Inseln ab und entwarf seine naturgemäß kostspieligen Befestigungspläne. Als er vom Urlaub zurückkam und wieder die Uniform anhatte (was für ihn immer der schönste Moment seines Urlaubs war), berichtete er dem Kaiser und wies die Unterlassungssünden des Kriegsministeriums nach; gleichzeitig kritisierte er die längst veraltete Organisation der ganzen Pionierwaffe und gab von seinem Immediatbericht auch den Kommandierenden Generalen Kenntnis, um den Druck auf das Kriegsministerium zu verstärken. Heeringen, dessen Lebensprinzip war und ist: „Quieta non movere!“, wandte sich schutzsuchend an Lyncker, den allmächtigen Chef des Militär-Kabinetts. Der lästige Pionier mußte weg. Ein Vorwand wurde an den Haaren herbeigezogen. Damals beschäftigte die Oeffentlichkeit grade ein Prozeß: eine geschiedene Offiziersfrau klagte gegen den General von Gagern auf Alimente für ein Kind, das er als Kommandeur eines Pionier-Bataillons mit dieser Frau eines seiner Untergebenen gezeugt hatte. Man stellte nun fest, daß Beseler, der die Beteiligten kaum kannte, zu Gagern irgendwie in einem Vorgesetztenverhältnis gestanden hatte, und verabschiedete den General-Inspekteur Knall und Fall mitten in seinem rüstigsten Schaffen. Der ganze Vorfall ist bezeichnend für die alte Armee, in der ein hochverdienter, für die Armee und damit

für das Volk denkbar wichtiger Mann so über einen Zwirnsfaden stolpern konnte, wenn er eben — keine Partei hatte.

Tief verletzt und im Innersten getroffen, ging Beseler damals ab, ein rüstiger, intelligenter, kerngesunder Mann, einer der besten Köpfe der Armee, deren kranker Generalstabschef dem schnöde „abgesägten" Beseler nicht das Wasser reichen konnte. Aber Moltke klingt so sehr viel besser als Beseler, und man ist eben nicht Pionier gewesen, sondern Garde-Infanterist, und wenn man Pionier war, hält man gefälligst den Mund. Als der Krieg kam, eilte Beseler sofort herbei und bekam das III. Reserve-Corps. Mit diesem brandenburgischen Corps, dessen Ersatz er noch von seiner Divisionär-Zeit in Brandenburg her besonders schätzte, eroberte er schnell und geschickt Antwerpen und trat dann zur neugebildeten 4. Armee in Flandern über. Mit dem Chef dieser Armee, dem General Ilse, verstand sich Beseler sehr schlecht. Die Ansichten der Beiden über die Möglichkeit, im Herbst 1914 die Yser mit den jungen, neu formierten Corps zu forcieren, gingen weit auseinander. Der Erfolg hat später Beseler recht gegeben. Damals jedoch galt er in dem Hauptquartier der 4. Armee als ein Mann, der seine Truppen schonen wollte und Verluste scheute, und man war froh, als er samt seinem Corps nach dem Osten ging.

Hier eroberte er die zweite große Festung: Nowo-Georgiewsk (Modlin), und dann wurde er wieder einmal ehrenvoll kaltgestellt. Was man ihm in diesem Falle vorgeworfen hat, weiß ich nicht; aber er hatte nun einmal in seiner Karriere kein Glück. Sein alter Gegner Lyncker war ja noch immer am Ruder und mag mit geringer Mühe den Kaiser veranlaßt haben, grade Beseler nach Warschau zu schicken. Seine Tätigkeit als General-Gouverneur von Polen ist sehr umstritten. Die Frage, ob er den Plan der Gründung eines selbständigen Polen ausgeheckt hat, ist bisher nicht beantwortet worden. Sein Glaube, daß die Polen in Massen zu den Fahnen eilen würden, erfüllte sich jedenfalls nicht. Ob er, der biedre, gradsinnige Bürgersmann, in Warschau, dieser Mischung von Katholizismus, Polentum und Russentum, der geeignete Mann war, erscheint zweifelhaft. Seine Abreise von Warschau beim Ausbruch der Revolution ist vielfach sehr ungünstig kommentiert worden. Ich bin jedoch überzeugt, daß er seine Pflicht erfüllt hat, denn er pflegte sich selbst treu zu bleiben. Alles in allem ist er ein Mann, der dem deutschen Bürgerstand Ehre macht. Ihm fehlte die angeborene herzenskalte Ueberlegenheit des Aristokraten. Er war warmherzig und lebhaft und liebte nichts so sehr wie seinen Beruf. Seine Denkwürdigkeiten werden manchen interessanten Aufschluß geben.

Militärbilanz von Ignaz Wrobel

Im kapitalistischen Zeitalter erfüllt der Produzent nicht mehr die Bedürfnisse: er versucht, Bedürfnisse zu erregen, und ist stets geneigt, viel eher der Wirklichkeit als sich selbst die Existenzberechtigung abzusprechen. Schnell entschwindet wohl ein Bedürfnis; aber es dauert lange, ehe eine kapitalistische Institution zerfällt. Sie verteidigt sich und steht unerschütterlich — aus keinem andern Grunde, als weil sie nun einmal da ist.

*

Das preußische Heer, unter der ehemals armen Dynastie der Hohenzollern begründet, war die Stütze der Monarchie. Friedrich der Zweite konnte seine Offiziere (genau wie seine Beamten) nicht so bezahlen, daß nicht jeder Privatmann imstande gewesen wäre, sie ihm durch Ueberbietung aus dem Staatsverbande herauszuholen. Was er ihnen an Gehalt nicht zu bieten vermochte, gab er ihnen an Geltung im Gesellschaftskörper: der Offizier (und in zweiter Reihe der höhere Staatsbeamte) war durch Machtspruch des Königs, der das damals noch durchzusetzen fähig war, der erste Mann nicht nur im Staate, sondern, was dem Einzelnen mitunter wichtiger war, im gesellschaftlichen Leben. Titel und Rangordnung — von den Orden ganz zu schweigen — gaben in tausenderlei Aeußerlichkeiten des täglichen Lebens den Ausschlag; der Offizier kam leichter als der Zivilist durch Torwache und Bureauschwierigkeiten, er dominierte bei Damenwahl und bei Pferderennen, und gesellschaftliche Schranken nach oben hin waren für ihn kaum gezogen.

Was ursprünglich Mittel einer verarmten Dynastie gewesen war, wurde langsam Selbstzweck. Eine klassenbewußte Kaste stabilisierte, was sie immer getan, ihre eignen notwendigen Voraussetzungen wie Erzblöcke, die von Anfang an dagewesen und dem gesamten Menschengeschlecht eigentümlich seien. Das wurde Gesetz, Lebensregel und Weltfundament: die grausam kastenhafte und scharfe Trennung von Leuten in verschiedenen Aemtern, der unerschütterliche Glaube an die endgültige Richtigkeit einer behördlichen Beförderung, der Glaube, daß man überhaupt einen Menschen „befördern“ könne, also den Supernumerar Wartenburg in den Obersupernumerar Wartenburg und demzufolge in einen gänzlich neuen Menschen verwandeln könne — neben dem dienstlichen gab es kein privates, menschliches, geselliges Leben. Es gab nichts über den Kasten.

Ringsum demokratisierte sich eine Welt. Alt-Preußen blieb. Alt-Preußen blieb auch noch, als der Kapitalismus langsam und unaufhaltsam seine dünnen Saugfäden an diese alte Eiche legte. Der französisch-deutsche Krieg stellt so etwas wie einen Höhepunkt der friderizianischen Entwicklung dar, dann ging es rasch abwärts. Mit Neid sah der junkerliche Garde-Offizier, daß sein exmittierter Kamerad eine reiche Bürgerliche heiratete (die zwar noch nicht voll gesellschaftsfähig war) und glatt durchs Leben schwamm; unruhig und ärgerlich sah der östliche Großgrundbesitz, daß ihm im Westen des Reiches eine starke Konkurrenz beim Kampf um den Vorrang: in der Schwerindustrie, im Kaufmann entstand. Vom verächtlichen Spott über den Pfeffersack

und „Koofmich“ bis zu seiner widerwilligen Anerkennung war nicht weit; die Anbetung folgte, weil auf die Dauer wirtschaftliche Gesetze stärker sind als Klassenvorurteile.

Das alte friderizianische System war etwas Menschenunwürdiges gewesen; aber es hatte doch auch, einseitig und verbissen, einige Tugenden großgezüchtet.

Die Sünden waren größer. Der gemeine Mann im Heer galt garnichts: seine Pflege ließ man sich nur angelegen sein, um brauchbares Material für militärische Unternehmungen zu haben — daß er auch geistige oder gar menschliche Bedürfnisse habe, wurde hier und da in Anekdoten lächelnd vermerkt. Das Blätterdach dieses Giftbaumes überschattete ein ganzes Volk, als die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde: willig und gehorsam duckte sich die Nation unter das bunte Joch, umso williger, als man dem Teile der Bevölkerung, den die Behörden als gebildet abgestempelt hatten, das Allerschlimmste ersparte und ihm die Möglichkeit einer raschen Beförderung gab. Die Folgen waren fürchterlich: war bisher dem Bürgertum das Heer als ein teils lästiger, teils bewunderter Fremdkörper erschienen, so eignete man sich jetzt bis tief in die Familien hinein — besonders die Frauen wirkten kräftig mit — eine Anschauungsweise an, die in allen Dingen den äußern Erfolg über den innern stellte, die Titelbezeichnung verherrlichte und im übrigen den Vorrang nur Dem gab, der ihn sichtbar auf den Kleidern trug. Niemand war nach einer Beförderung genötigt, seine moralische Kraft und Eignung zu ihr dauernd darzutun: er war einmal Oberstleutnant — und damit fertig. Schwer war nicht, es zu sein — schwer war, es zu werden. Kein Mittel blieb da unbenutzt: konnte man sich Rang und entsprechend höheres Einkommen nur durch Servilität nach oben und Menschenverachtung nach unten hin erwerben, so tat man es; auch hätte man sich, preußisch eingeengt, in einer Weltordnung nicht mehr zurecht gefunden, die dem Betitelten gar keinen Schutz verlieh, die dem Mann überlassen hätte, sich seine Stellung täglich und stündlich im Leben neu zu erkämpfen. Es gab nur zweierlei: Sklaven und Sklavenhalter, Gefangene und Gefangenenwärter, Vorgesetzte und Untergebene. Wies die Vorgesetztenschaft auch vielerlei Abstufungen auf, so schied sich doch das ganze Volk deutlich in zwei Kasten: in Mannschaften und in Offiziere, und das galt auch für die Beamten. Eine Kluft, nicht zu überbrücken, eine Kluft, nicht zu überspringen. Das Gesicht, mit dem ein höherer Offizier das Essen seiner Leute probierte, war nur noch mit dem eines Schafzüchters zu vergleichen, der den grünen Klee durch seine Finger rinnen läßt. Das ging so weit, daß — im Frieden — ein fremder Offizier den deutschen Achselstückträgern näher stand als die eignen Muschkoten.

Demgegenüber also bestanden bis zum Eindringen des Kapitalismus in das friderizianische System unleugbar eine Reihe von Tugenden. Sie waren teuer erkauft, aber sie waren immerhin da. Unbedingter Gehorsam, Sparsamkeit, Unbestechlichkeit, Reinheit in der einmal adaptierten Gesinnung — das alles nicht durch den Intellekt hindurchgegangen, das alles bis zum Stumpfsinn übersteigert, ein meist hirnloses Spartanertum.

Die Gründerjahre räumten damit auf. Was übrig blieb, war etwas ganz Scheußliches. Das alte Ornament, die alte Vorstellungsform waren geblieben, der Inhalt völlig verändert. Der Inhalt: absolutes Vorherrschen des Geldes, Karrierejagd des Gehaltes wegen, Militär als Zuflucht für Söhne repräsentativer Familien, die sich beim besten Willen zu nichts anderm eigneten, Menschenverachtung den eignen Volksgenossen gegenüber, Landsknechtstum in der Kollektivität, Individuen des neunzehnten Jahrhunderts im Einzelnen. Die Form: die alten Embleme, die alten Ornamente, Sprachbilder aus der Zeit Huttens, kostümierte Kanoniere der faulen Grete, die eine Siebenzentimeter-Mörserbatterie bedienten — Landsknechtstum der Kollektivität.

Der Krieg brachte die scheinbare Erfüllung dieser Welt. Sie jubelte auf, als er ausbrach, aber sie wußte nicht, daß dieser rauschende Marsch ihr Finale werden sollte. Es war wie in der Oper: Alle traten noch einmal auf, Alle schrieen, Fanfarenbläser und Trommelwirbel . . . Der Vorhang fiel.

*

Die Revolution vom neunten November war keine. Dem unerhörten Mißbrauch einer absolutistischen Kommandogewalt folgte keinerlei Abrechnung. Offiziere und Beamte gingen straffrei aus. Sie waren einmal klein: am zehnten November. Sie hielten den Atem an. Nichts geschah. Aus Gummi, wie sie waren, schnellten sie alsbald wieder hoch, breiteten sich aus und waren überhaupt da. Das nunmehr regierende Bürgertum und die Sozialisten, die ihnen keineswegs — nicht an aalglattem Intellekt und nicht an Umgangsformen — gewachsen waren, ahnten die Gefahr nicht, vermeinten, man könnte sich eines Nessushemdes gegen die Kälte bedienen, und stützten das Militär und stützten die Offiziere. Unfähig, sich eine andre Ordnung als die der Bajonette vorzustellen, unfähig, durch die Uniform hindurchzusehen, wetteiferte Bürgerschaft und ein Teil irregeleiteter Sozialisten, die vollziehende politische Gewalt in die Hände der alten Offiziere zu legen. Die hatten sich der Regierung zur Verfügung gestellt — so nannten sie ihren Verrat an ihrem alten Eide; sie waren fast alle gesonnen, das ihnen geliehene Schwert gegen den Geber zu schärfen. Es ist Gesinnungslumperei, daß die Herren des alten Regimes vom neuen zu seiner Bekämpfung Geld nehmen. Die Regierung, die keinen Augenblick den Versuch gemacht hatte, den Eintritt einer neuen Geistesrichtung auch nur anzukündigen, versank den Militärs gegenüber in Lethargie, sie wurde gewarnt, hörte nicht, und am dreizehnten März 1920 traf sie ihr wohlverdientes Schicksal.

Mühsam zusammengerafft, von ehrlichen Demokraten die Krisis hindurch gehalten, befleißigt sie sich nunmehr derselben Gangart und wird unrettbar auf legalem Wege oder durch den Putsch wiederum überrannt werden. Aber dann mit Erfolg.

Ein paar Zusammenkünfte mit Regierungsmitgliedern und ihren Freunden haben mich überzeugt, daß diese Männer überhaupt keine oppositionellen Zeitungen mehr lesen (es sei denn, um gegen sie einzuschreiten), daß sie jede Fühlung mit den unruhig quirlenden Massen verloren haben, und daß sie mit ganz andern als sachlichen Dingen beschäftigt sind. Es bewegt sie die Frage der Kompetenzen; es beschäftigt sie das Problem einer

Stellenbesetzung, die Parteiklüngel und Beamtenschaft nicht vor den Kopf stößt; ein Apparat hält sie völlig gefangen, der um seiner selbst willen da ist, und bei dessen Schnurren keiner mehr nach Ziel und Zweck fragt. Die Menschenunkenntnis, die dabei entwickelt wird, ist stupend: kaum ist es dem ununterbrochenen Eifer der Opposition gelungen, einen gefährlichen Mann von seinem Posten zu drängen, so wird er drei Tage später auf einem entferntern wieder sichtbar. Wir blicken uns um und stellen fest:

Die alten Abzeichen und Titel des kaiserlichen Heers sind erhalten (gleichgültig für einen Bürgerlichen, wichtig für einen Offizier, dem sie Symbol und Inhalt zugleich sind). Die Kadettenanstalten, Brutstätten einer menschenverachtenden Weltanschauung, sind geschlossen und werden als „Reichsbildungsanstalten" im alten Geiste mit dem alten Personal neu eröffnet. Die machtlose Regierung traut sich nicht, gegen die Hochverräter des Kapp-Putsches einzuschreiten: die Führer, Ludendorff an der Spitze, sind entkommen, oder, wie Ehrhardt, in Freiheit. Am zweiundzwanzigsten März 1920 wagt ein Herr Krull, Angehöriger der hochverräterischen Eisernen Division, einem Steglitzer, in dessen Wohnung ein treugebliebener Unteroffizier wohnt, eine Drohung mit der Anzeige wegen Beihilfe zur Fahnenflucht ins Haus zu schicken. In Mecklenburg-Schwerin wird dem Oberst Lange, der gegen Lettow-Vorbeck treu zur Regierung stand, Schwierigkeit auf Schwierigkeit gemacht; die alten Generale, unsichere Kantonisten, sind im Amt und bleiben im Amt. Die besondere Zulage für die Hochverräter wird, laut einer Verfügung des Wehrkreiskommandos III vom neunzehnten März 1920. weiter bezahlt. Der verfassungstreue Soldat wird nicht wieder in die Reichswehr eingestellt; das Versprechen des Reichswehrministers, sie zu säubern, wird so erfüllt, daß man nach wie vor die Republikaner herausdrängt und die alten Offiziere beläßt. (In Meckenburg: Generalmajor Weber, Generalmajor Ribbentrop, Major Sydow.) Trotz dem Einspruch des energischen und anständig gesinnten Zivilkommissars Grszesinski bleiben die Generale Schoeler und Loßberg in Cassel und im Amt. Oberst Wangenheim, ein Hochverräter, wird verhaftet und auf Veranlassung eines Kameraden wieder freigelassen. Regierungstreue und daher entlassene Soldaten des Pionierbataillons 15, Lager Zossen, dürfen ihr Lager nicht mehr betreten, weil der Kommandeur, Major von Sommerfeld, das nicht wünscht. Der Kaufmann Katz wird in Westfalen aus dem D-Zug heraus von Reichswehrsoldaten der Brigade Epp ohne Angabe von Gründen verhaftet. („Herr Leutnant, hier ist ein Jud!") Baltikumsoldaten überfallen in Finkenkrug eine Hochzeit und beschießen ein Haus mit Maschinengewehren. Der Major von Engelbrechten aus dem Reichswehrinfanterieregiment 110 in Bremen verbietet den Beitritt zum Republikanischen Führerbund. In Ostpreußen sind sämtliche hochverräterischen Offiziere nach wie vor bei der Truppe. In Potsdam desgleichen (Major von Rohrscheidt, Major von Körner, General von Hülsen, Major von Hedderich). In Wilhelmshaven werden aufrührerische Offiziere, die man verhaftet hatte, wieder freigelassen, und zwar auf Grund einer Verfügung der trotz allem noch bestehenden Militärjustiz.

In Kremmen verhaftet ein Kommando Reichswehrtruppen Arbeiterführer, mißhandelt sie auf das Schwerste und schleppt sie, an die Pferde gebunden, nach Neuruppin. Im Ruhrgebiet lechzt die Reichswehr nach Standgerichten und konstituiert sie, wo man sie ihnen nicht bewilligt, auf eigne Faust. Reorganisiert wird nur am grünen Tisch, im großen Ganzen. — für den einzelnen Hauptmann gilt das Alles nicht. Der ‚regiert, besonders in der Provinz, munter nach dem alten System weiter: er verbietet, verhaftet und läßt erschießen.

Der Beweggrund für die Uebergriffe der Militärs gegen die eigne Bevölkerung ist nicht nur Grausamkeit. (Auch die: wer historische Belege für die traditionelle Brutalität des preußischen Militärs haben will, der lese die schauerlichen Einzelheiten von Mißhandlungen wehrloser Gefangener durch potsdamer Garde bei Johannes Scherr: ‚Von Achtundvierzig bis Einundfünfzig'.) Die Hauptbeweggründe sind wirtschaftlicher und moralischer Art. Der Offizier, im Kriege zum Stab kommandiert, als Etappenkommandant, als Verbindungs-, Eisenbahn- oder Nachrichten-Offizier ein Leben gewöhnt, das weit über seine Finanzkraft in der Vorkriegszeit ging, an ein Herrscherdasein gewöhnt, dem Soldaten, Zivilisten und ein ungeheurer Apparat nach Vornahme einiger Schiebungen, Formalitäten genannt, fast unbegrenzt zu Gebote standen: der, aus dem Kriege zurückgekehrt, haßte das Zivil, den Frieden und die Republik, die ihm, wie er glaubte, diesen Sturz besorgt hatte. Er hätte selbst bei Pensionszahlung in heutiger Konjunktur für sich und seine Familie wirtschaftlichen Ruin zu befürchten und erstrebte daher mit allen Mitteln, seine Existenz und damit seine Besoldung zu prolongieren und überhaupt als nötig zu erweisen. Er erfand sich den innern Feind.

So groß war der innere Feind in Deutschland nie, daß gegen ihn ein Ortsschutz von zwei Millionen mobilisiert werden mußte; dafür waren Waffen und Geld vorhanden, dafür Arbeitskraft und Organisation, und man male sich aus, welche Feuerwehr und welch vorzügliches Unfallwesen man für diese Beträge hätte haben können. An der Errichtung und an dem Bestand von Einwohnerwehren waren in erster Reihe frühere Offiziere und ihre Parteigänger interessiert; hier bezogen sie ihr Gehalt, und hier galten sie etwas. Denn dies ist der zweite Beweggrund ihrer verderblichen Tätigkeit: sie sind, wenn sie im bürgerlichen Leben ihr Brot verdienen, mit geringen Ausnahmen nicht mehr als ein matter Durchschnitt, und sie schwellen zur alten Größe an, wenn man ihnen in Zeitfreiwilligen-Regimentern, in Einwohner- und Sicherheitswehren ihr Brot gibt. Das und nichts andres ist der Kern! Sie haben alle nur einen Feind: die Auflösung. Wie hat ein Kasernenkommandant in Potsdam, Major von Hedderich, gesagt? „Befürchtungen sind grundlos, da die Regierung uns gegen den Bolschewismus viel zu nötig braucht!" Befürchtungen . . . Und wenn nun der aktive Radikalismus der Straße bei besserer wirtschaftlicher Konjunktur ins Schwinden kommt, so werden sie sich, wie bisher, durch Provokation einen neuen innern Feind schaffen.

Die Einwirkung aller heute bestehenden militärischen Organisationen auf das Volk ist aber nicht nur nach außen ungünstig. Wie stehts denn mit den eignen Angehörigen? Hier

herrscht noch der alte Kasernengeist, hier noch ein stumpfsinniger Hundegehorsam, hier noch Gewalt, Titelsucht und Wettklettern auf der Beförderungsleiter. Nach wie vor wird von der Republik das wilhelminische Eiserne Kreuz verliehen, nach wie vor werden durch Metallplättchen und Stickereien die niedrigsten Instinkte des Mannes wachgerufen. Psychologisch liegt die Sache so, daß der frühere Gefreite und Unteroffizier in der Sicherheitswehr nun einen langen Säbel tragen darf, das sein eigen nennt, was die Mädchen „eine schmucke Uniform“ nennen, und als Herr Wachtmeister angeredet wird. (Das ist der niedrigste Grad in dieser Organisation.) Das kitzelt ihn, wenn er das neue Leben mit seinem Hundedasein im Krieg vergleicht; die alte Mißachtung des Zivils ist wieder da, und all diese Leute, die zum großen Teil brav und anständig sind, kämpfen nicht so sehr gegen die Arbeiterschaft — von der sie politisch nicht viel wissen — wie um ihren Posten. Da, wo sie sich energisch demokratisch gegen den Offiziersgeist wehren, setzt man sie auf die Straße.

Ein Netz von militärischen Stellen breitet sich über das Land und leistet unproduktive Arbeit. Die Militärgebäude in der General-Pape-Straße zu Berlin weisen ein kleines Heerlager von Bureaux auf, die ihre Arbeit in sich verrichten: eine Lokomobile, die Holz sägt, mit dem sie geheizt wird. Es gibt eine „Etappenkommandantur Döberitz“, obgleich Döberitz garnicht Etappe ist, und obgleich es dort überhaupt nichts zu kommandieren geben sollte. Es wimmelt von überflüssigen Offizieren. Jede Stelle ist unabkömmlich, jede Einrichtung muß erhalten bleiben, und wenn einmal die öffentliche Meinung oder gar das Parlament allzusehr Sturm läuft, so benennt man sie um, oder leitet sie über . . . Aufgelöst wird nichts. Entlassen wird Keiner.

Eine wirkliche Gefahr für diesen Militarismus ist nicht etwa die Republik. Die unterstützt ihn im Schlaf. Eine Gefahr für ihn ist fremder Imperialismus: die Franzosen haben die Auflösung der Einwohnerwehren zum zehnten April verlangt, man gab ihnen formell nach, nennt die Dinger jetzt Ortswehren, und es bleibt abzuwarten, ob sich die allierten Kontrollkommissionen diese Täuschung werden gefallen lassen.

Der Deutsche bejaht die Uniform. Schaudernd besah er sich die Photographien aus dem Ruhrgebiet: Arbeiter mit Waffen! Arbeiter militärisch organisiert! Wer aber die Söldner der Reichswehr vor ihrer Werbung gesehen hätte: er wäre vor ihnen genau so zurückgeprallt wie vor dem unkostümierten Proletarier. Ihn schreckt nicht so sehr die Waffe wie die Tatsache, daß ihm da die Leitung nicht grün ist. Und er beschönigt noch das häßlichste militärische Verbrechen, wenn es nur auf dem Dienstwege geschieht.

Und hier steckt die ungeheure moralische Gefahr des deutschen Militarismus. Er und nur er, er allein erkennt Ausnahmezustände über dem Rechte an. Er und nur er hat den Begriff der „militärischen Notwendigkeiten“ geschaffen. Was aber ist das für ein Rechtszustand, der jederzeit von jedem Leutnant durchbrochen werden kann! Ein Volk, bei dem das Recht, das objektive Recht, soweit es Menschen zu finden wissen, nicht obenan steht, fängt an zu faulen — Geschworene, die in politisch-militärischen Fragen urteilen, sind bei uns nicht mehr objektiv.

Sie wollen ihre Ausnahmestellung, sie wollen ihren frischen, fröhlichen Krieg, und sei es gegen Landsleute, sie verlangen von der Truppe Gehorsam, auch wenn sie von Verbrechern kommandiert wird, und sie haben das Wort von der „Ruhe und Ordnung" erfunden, die immer dann einzusetzen hat, wenn man hinter dem Rücken des Volkes eine gewaltsame Verfassungsänderung durchsetzt. Woran der Kaiser gescheitert ist und scheitern mußte — sie verehrens noch heute und bekennen sich unumwundener dazu denn je: die Gewalt.

*

Hilfe? Von dieser Regierung nicht. Sie beschwert sich über die Aktionen der Gewerkschaften — der betrunkene Kapitän lehnt in der Ecke, ein beherzter Matrose ergreift das Steuer, und sein Vorgesetzter lallt: „Das ist eine Nebenregierung!" Der neue Reichswehrminister will die Reichswehr unpolitisch haben. Das ist falsch. Sie muß durch und durch politisch sein, und die Frage lautet nicht: Republik oder Monarchie — sondern sie lautet: Demokratie oder Gewaltherrschaft.

Auch diese Warnungen, auch dieses Tatsachenmaterial, auch diese Deduktionen werden nicht gehört, werden nicht beachtet werden. Der zweite Putsch kommt und muß kommen. Und dann glückt er. Und die neuen Gewaltherrscher werden dann nicht so töricht sein wie die matten Demokraten, die da vermeinen, mit papiernen Verfügungen sei etwas getan. Dem Reichswehrminister wird auch dies Mal sein Apparat wichtiger sein als unsre Forderungen. Als Forderungen, die nicht aus Haß gegen die Offiziere, nicht aus Haß gegen den einzelnen Mann gestellt werden, sondern gegen eine Welt — eine Welt von Hirnlosigkeit, Unmenschlichkeit und Kastenegoismus. Wir warnen wieder, der Reichswehrminister wird wieder schlafen, wir werden wieder die traurige Genugtuung haben, am Ende recht zu behalten. Es wird wieder nur zweierlei geben: Sklaven und Sklavenhalter, Gefangene und Gefangenenwärter, Vorgesetzte und Untergebene.

Dies aber sind unsre Forderungen:

Auflösung der Reichswehr. Bildung eines nach dem Artikel 160 des Friedensvertrages gestatteten Heeres von 100 000 Mann, eine reine Polizeitruppe, unter dem Kommando von Demokraten. Sofortige Entlassung aller Offiziere, auf denen auch nur der Schatten eines monarchistischen Verdachts ruht. Genaue Befolgung des Artikels 177 des Friedensvertrages („Erziehungsanstalten, Universitäten, Kriegervereine, Schützen-, Sport- oder Wander-Vereine dürfen sich mit keinerlei militärischen Dingen beschäftigen"). Aufhebung des § 2 des Gesetzes über die Bildung einer vorläufigen Reichswehr („Die Reichswehr soll auf demokratischer Grundlage unter Zusammenfassung bereits bestehender Freiwilligenverbände . . . gebildet werden. Offiziere und Unteroffiziere aller Art und Beamtenpersonal des bestehenden Heeres sowie dessen Einrichtungen und Behörden können in die Reichswehr übernommen werden.") Neuregelung des § 14 der Ausführungsverordnung zum Gesetz über die Bildung einer vorläufigen Reichswehr. (Abwicklungsstellen.) Vollständige Auflösung der Einwohnerwehren. Neubildung von Ortswehren nur

dann, wenn die polizeiliche Sicherung es erfordert, und nur unter paritätischer Mitwirkung aller Einwohner; das Kommando dieses Ortsschutzes liege in Händen von Zivilkommissaren, nie von aktiven Offizieren. Sofortiges Verbot weiterer Werbungen für noch vorhandene Freiwilligen-Verbände. Auflösung der Zeitfreiwilligen-Organisation. Sofortige Auflösung aller sogenannten Heeresabwicklungsstellen, soweit sie nicht in der Hauptsache Versorgungsansprüchen dienen. Vollständige Auflösung aller Sicherheitswehren. Gänzliche Aufhebung der Militärgerichtsbarkeit, die auch nicht in verschleierter Form oder etwa mit dem alten Personal erhalten bleibe.

*

So und nur so besteht die Möglichkeit, unsrer Staatswirtschaft Milliarden zu ersparen und einen Geist auszurotten, dem wir Krieg, Niederlage und Elend verdanken. Es ist nicht die Zeit, den sogenannten technischen Schwierigkeiten und den Einsprüchen interessierter Offiziere nachzugeben, es ist nicht die Zeit, auf Die zu hören, die weniger am Heer als am Kommiß hängen — die Stunde drängt.

Schon fühlen anständige Offiziere, was hier vor sich geht; schon wird es in manchen Soldatenköpfen heller; schon bröckelt es. Setzt hier den Hebel an. Mit Todesurteilen ist nichts getan — mit radikaler Reorganisation alles. Hier liegt der Keim zu einer ganz großen Volksbewegung, hier das Zentrum der deutschen Geschicke. Hier hakt ein. Hier arbeitet. Militarismus und Pazifismus sind zwei Geistesverfassungen — eine Brücke gibt es nicht. Entscheidet euch für den einen: und wir kommen nie aus der Not und dem Jammer heraus. Entscheidet euch für den andern, brecht mit der Tradition und macht Geschichte — und wir werden das haben, was wir ja wohl auf verschiedenen Wegen Alle haben wollen: ein reines Land.

Aufruf

Unter den vielen Offizieren gibt es eine Anzahl, die durch die Ereignisse des Krieges und der letzten anderthalb Jahre zu der ehrlichen Ueberzeugung gekommen sind, daß die Republik die einzig mögliche Staatsform für uns ist.

Es ist nötig, daß die so Gesinnten sich vereinigen. Sehr viele unsrer Kameraden haben sich noch nicht von den alten, überlebten Anschauungen, die uns von Jugend auf ins Blut geimpft wurden, befreien können. Ihnen müssen wir zu helfen versuchen. Wir müssen uns bemühen, sie vor der Wiederholung eines solchen schimpflichen, verbrecherischen Mißbrauches zu bewahren, wie er mit ihnen beim Kapp-Putsch getrieben wurde von gewissenlosen Drahtziehern, verblendeten Gewaltanbetern und von Patrioten, die in die Irre gingen. Sonst geht unser geliebtes Vaterland noch den allerschwersten Erschütterungen entgegen. Und der letzte Rest von Ansehen und Achtung, den wir Offiziere uns aus dem verlorenen Krieg gerettet haben, wird völlig zertrümmert werden.

Wer diese Darlegung billigt, schreibe mir. Einerlei, ob aktiver oder Reserve- oder Landwehr-Offizier, einerlei, welches Ranges er ist. Ich werde die Gleichgesinnten zu einer Aussprache bitten, um zu versuchen, einen Zusammenschluß herbeizuführen.

Charlottenburg, Reichsstraße 103/4.

Willy Meyer, Hauptmann a. D.

Stella

Mit ‚Stella' beginnt das siebente ‚Jahr der Bühne'. Vor der Aufführung, die für das neunte verzeichnet werden soll, nehme ich mir die fünf unerschöpflichen Bände her, zu denen der Freiherr von Biedermann alle Gespräche Goethes mit seinen Zeitgenossen gesammelt hat. In diesem Weltenwerk der Lebens- und Kunstweisheit übersehe Niemand die klein gedruckten Anmerkungen, die wimmeln von oft apokryphen und immer aufschlußreichen Briefstellen. Heute ist keine Frage mehr, ob der Schluß von 1775 — Versuch einer Ehe zu Dreien — oder der Schluß von 1805 — Fernandos und Stellas Tod — zu bevorzugen sei. Hingegen Anfang 1806 schreibt Charlotte von Stein: „Neulich wurde seine alte ‚Stella" gespielt; er hat aus dem Drama eine Tragödie gemacht. Es fand aber keinen Beifall. Fernando erschießt sich, und mit dem Betrüger kann man kein Mitleid haben; doch nahm er mirs sehr übel, als ich dies tadelte." Und in diesem Sinne spricht er 1823 zu Müller auch „über ‚Stella', deren früherer Schluß keiner gewesen, nicht konsequent, nicht haltbar, eigentlich nur ein Niederfallen des Vorhangs". Der Most, der sich so absurd gebärdet hatte, die heilige Monogamie anzuzweifeln, hatte zuletzt einen Wein gegeben, der, statt zu berauschen, durch seine gesetzte Kraft den ordentlichen Bürger in der Gewißheit bestärken wollte, daß jede Schuld sich auf Erden rächt, und daß es eben Schuld ist, seine Ehefrau zu verlassen. ‚Stellas' Bühnenschicksal beweist, daß der Praktiker Goethe im Irrtum war: daß der ordentliche Bürger seine Freude hat, wenn die Gefahr absonderlicher Konstellationen, die er für sich persönlich vermeidet, seine ziemlich entrückten Spiegelbilder auf dem Theater bedroht, ohne sie ums Leben zu bringen.

Schluß hin, Schluß her: für den einen der beiden wird sich der Regisseur entscheiden müssen, es sei denn, daß er die Dichtung zwei verschiedenen Ensembles einübt. Wie Reinhardt — der Musiker, nicht der Geschäftsmann — durchführen zu können geglaubt hat, daß sich das eine Ensemble der Kammerspiele heute rot, morgen tot stelle, ist mir unverständlich. Zu diesem Ziel gelangt man ja doch auf anderm Wege, mit andern Tönen, in anderm Tempo als zu jenem. Sollen die Schauspieler immer von einem zum nächsten Abend sich umkrempeln? Da für meinen Abend, den zweiten, das Ende des ersten noch brauchbar war, scheint man auf diesen fragwürdigen Reiz der Abwechslung klugerweise wieder verzichtet zu haben. Wozu hätte den auch ein solcher Regiekünstler nötig! Als damals, vor fast drei Jahren, das ‚Schauspiel für Liebende' unser Hoftheater unter Wasser gesetzt hatte, schrieb ich: „Da hätte ich erst eine gute Aufführung sehen mögen. Das unverbrüchliche Vorbild wäre der nie zu vergessende ‚Clavigo' von Reinhardt." Das läßt sich der Meister nicht zweimal sagen, und — welches Glück und welche Beruhigung für uns! —: er erreicht sein Meisterwerk. Aus der aufgewühlten, zerrissenen, gestachelten, sehnsüchtigen Gegenwart holt er den Mut zum Ueberschwang der Stürmer und Dränger; und aus der Verwandtschaft

schon des jungen Goethe mit Ingenien des Ebenmaßes wie Rafael holt er die göttliche Harmonie in allen Disharmonien der armen menschlichen Seele. Wer schreitet, schwebt zugleich; und wer zu sprechen scheint, wie man vermutlich vor anderthalb Jahrhunderten um den Main herum gesprochen hat, aus dem klingt und klagt es zugleich wie aus Elviren und einer minder pathetischen Donna Anna.

Man scheut sich beinahe, ein so vollendet rundes Gebilde in seine Bestandteile zu zerlegen. Am stärksten lobt den Erzieher Reinhardt Herr Aslan, der auf halbwegs schwierigem Boden allein verloren ist, und dessen leicht-phlegmatische Schwammigkeit hier einen Schimmer von Schwermut zusammen mit einem Spritzer Kohlensäure bekommen hatte. Das Lob für die Frauen wird zu einem größern Teil auf sie selber fallen. Fräulein Kastens stumpf strahlende Blondheit ist bisher unter keiner Leitung abgebleicht, und die Zeichen der Anfängerschaft sind bei ihr förmlich rührend, nicht störend. Agnes Straub dachte offenbar mehr daran, daß sie die Mutter dieses erwachsenen Mädchens zu sein, als daß sie Fernando von neuem zu bezaubern hat. Aber je völliger das ihr gelingt, desto überzeugender fanden sich dazu die Bedingungen ein, und der einzige Schönheitsfleck bis zu dem Schlusse, daß man sich auf den Haushalt des Grafen von Gleichen einigt, war die Art, wie dessen Geschichte vorgetragen wurde, nämlich weniger an die Zuhörerschaft auf als vor der Bühne gerichtet, zu sehr herausgehoben, zu deutlich Deklamationsstück — Virtuoseneinlage einer Künstlerin, die derlei noch nötig zu haben meint, weil sie sich, halb zum Vor-, halb zum Nachteil, ihres Grades noch nicht bewußt ist. Und nun müßte ich wohl von Rechts und Berufs wegen Frau Helene Thimig schildern: wie sie ausgesehen, gelächelt, sich in jeder Lebenslage bewegt, geschluchzt und gejubelt hat. Wäre damit der schmerzliche Seelenadel dieser Gestalt gefaßt? Er ist unfaßbar, unwägbar; wie letzten Endes der Zauber von Reinhardts durchfühltester Aufführung. Stella heißt Stern. Dieser Stern wird lange in die Finsternis unsres ringsum bedrohten deutschen Daseins leuchten.

Umso dunkler, umso rätselhafter wird die Persönlichkeit Max Reinhardts. Dieser Mann hat zwei Hände, die nichts von einander wissen. Mit der einen werden Dramen erweckt, mit der andern getötet. Mit der einen wird zarteste Kunst gemacht, mit der andern pompöser Kitsch. Mit der einen wird nach uns, mit der andern nach dem Luxuspöbel gelangt. Undenkbar, daß Meyerbeer jemals ‚Cosi fan tutte', Mozart jemals ‚Robert den Teufel' hervorgebracht hätte. Reinhardt ist Mozart und Meyerbeer in einer Person. Dann wird in seinen mozarthaften Gebilden doch eben irgendwo der Meyerbeer stecken? Sucht ihn, weist ihn mir nach — ich finde ihn nicht. In ‚Stella', zum Beispiel, birgt ihn nicht der geheimste Winkel. Und so wird die Anomalie einer solchen Erscheinung weiterhin, wie bisher, die Anomalie erzeugen, daß man ihr heute Hymnen singt und morgen Verwünschungen nachdonnert.

Worte und Taten von Theobald Tiger

Eine Sage ist keine Tue.
Betrachten wir das in aller Ruhe.

Da sind zum Beispiel die kleinen Damen.
Wenn wir denen mal näher kamen,
begegnet es uns wohl anfangs zumeist,
daß uns die Fürstin von dannen weist.
Und es spricht errötend die liebe Kleine:
„Was denken Sie denn? Ich bin nicht so Eine!"
Dann aber rückt sie näher ran
und flüstert: „Was legen der Herr denn an?"
Und nach all dem Gerede und nach ein paar Schritt —
geht sie mit.

Worte und Taten — das ist so hienieden —
sind manchmal verschieden.

Da hätten wir Philipp Scheidemann.
Hört ihn immer nur fleißig an!
Spricht gescheit und klar und vernünftig —
gar nicht parteiisch, gar nicht zünftig —,
sieht die Dinge so, wie sie sind —
kurz: ein begabtes caßler Kind.
Aber wie kann doch das bißchen Handeln
einen ganzen Menschen verwandeln!
Nun ist er nicht mehr wiederzukennen:
Kompromiß — Schweigen — Pennen . . .
Reden: gut. Tun: oh kongträr . . .
Ach, daß es doch einmal umgekehrt wär —!

Worte und Taten . . . Als da ist die Regierung:
Da hat sie im Reichstag zur Redeverzierung
gewisse Floskeln, gewisse Phrasen,
tut großmächtig Posaune blasen —
und die Pressetribüne hört aufmerksam zu . . .
Und dann geht alles zu süßer Ruh.

Man werde — spricht man — den Kapp-Putsch bestrafen.
Man geht aber sachteken, sachteken schlafen.
Man werde — spricht man — das Heer reformieren.
Man steht aber stramm vor Stabsoffizieren.
Man erstrebe in der ganzen Verwaltung
eine neue, demokratische Haltung.
Man ändre Schule und Universität . . .
Aber wie das so geht:
Warum denn gleich tun? Das wäre schön dumm.
Reden genügt ja dem Publikum!

Wenn Einer bei uns nur etwas sagt,
ists gar nicht mehr nötig, daß er was wagt.
Er muß nur reden, verkünden, bullern —
Ihr werdet schon alle nach Hause kullern.
Er muß nur bombastisch prophezein —
nachzuprüfen fällt Niemandem ein.
Mit einem Wort: das Grammophon!
Das Weitere — ach! das findet sich schon.
Wir: Demokratie!
Immer mit die Ruhe!
Eine Sage ist keine Tue.

Die Börse von einem Laien

Die Ereignisse der letzten Tage haben das Interesse des Publikums für die Tätigkeit der Börse in größerm Maße als sonst wachzurufen vermocht. Zu gewöhnlichen Zeiten kann man in fast allen Volkskreisen, deren Wirken mit der Börse nicht grade unmittelbar verknüpft ist, eine vollkommene Interessenlosigkeit gegenüber diesem Institut feststellen. Selbst Personen, die alle politischen Regungen des öffentlichen Lebens mit der größten Aufmerksamkeit verfolgen, zeigen eine gradezu erstaunliche Unkenntnis der Aufgabe, die die Börse zu erfüllen hat. Es ist deshalb kein Wunder, wenn dieser außerordentlich wichtige Faktor im Wirtschaftsleben nicht die ihm zukommende allgemeine Beachtung findet.

Welches sind nun die Aufgaben der Börse? In idealem Sinne soll sie der Regulator unsres Wirtschaftslebens sein: sie soll einen Ausgleich schaffen von Angebot und Nachfrage. Indem sie dies tut, spielt sie im Wirtschaftsleben die Rolle eines Barometers, das den Wert der dem Börsenverkehr unterliegenden Papiere und Produkte zum Ausdruck bringt. Aber ist dieses Barometer ein untrüglicher Wertmesser für die Objekte des Börsenhandels? Wäre das der Fall, so hätten wir in der Börse ein Instrument, das jede Schwingung im Wirtschaftskörper mit der peinlichsten Genauigkeit verzeichnete.

Die Praxis hat gezeigt, daß die Börse von diesem Ideal-Zustand weit entfernt ist. Die Kursnotierungen, mögen sie sich auf alle Arten von Papieren oder auf Produkte beziehen, drücken nicht den wirklichen, sondern den rein spekulativen Wert des Objektes aus. Nun wird gesagt, daß der wirkliche Wert bedingt ist durch Angebot und Nachfrage. Das ist natürlich nur dann zutreffend, wenn man sämtliche im Augenblick vorhandenen Vorräte mit „Angebot“ und das tatsächlich vorhandene Bedürfnis des Konsums mit „Nachfrage“ gleichsetzt. In Wirklichkeit ist das keineswegs der Fall. Beide preisbildenden Faktoren erleiden eine Verfälschung ihrer ursprünglichen Natur durch spekulative Einflüsse. Von irgendwelchen Interessenten-Gruppen werden sowohl Angebot wie Nachfrage künstlich hervorgerufen oder zurückgedrückt. (Das geschieht von Kreisen, die gegen die Sozialisierung den Einwurf erheben, sie verhindere das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte. Sobald sie aber selbst an der Preisbildung interessiert sind, bedenken sie sich keinen Augenblick, das Selbe zu tun.)

Daß auf diese Art und Weise zustandegekommene Preisnotierungen nicht den wahren Wert eines Objektes ausdrücken, ist ohne weiteres klar. Die schädlichen Folgen dieser ungesunden Zustände bekommt vor allem die große Zahl der Konsumenten zu spüren. Wer bezweifelt noch, daß die hohen Preise für Leder, Wolle und Lebensmittel, soweit diese nicht monopolisiert sind, allein auf solche Börsenmanöver zurückzuführen sind? Nicht anders ist es bei den Devisen-Notierungen. Es ist ganz unmöglich, einen logischen Zusammenhang dieser Notierungen mit den Vorgängen im Wirtschaftsleben zu konstruieren. Die ausländischen Devisen sind von Januar bis Mitte April bis zu etwa 50 % gesunken. Wie ist es möglich, daß trotzdem auch nicht die geringste Besserung der Wirtschaftslage zu merken ist? Die Preise im Innern bleiben weiter auf ihrer wahnsinnigen Höhe. Als die Valuta sich zusehends verschlechterte, las man in

allen Blättern, daß nun, wie eine naturgesetzliche Folge, die Inlandspreise steigen müßten. Für den umgekehrten Fall scheint das Naturgesetz keine Geltung zu haben.

Für den Kenner der Verhältnisse wäre es eine verdienstvolle Aufgabe, hier einmal die wahren Zusammenhänge aufzudecken. Eine unabweisbare Forderung aber ist die Schaffung einer Kontroll-Instanz, die verhindert, daß lebenswichtige Artikel zum Gegenstand unverantwortlicher Spekulation gemacht werden. Die Börse darf nicht länger der Tummelplatz spekulativer Gelüste von unkontrollierbaren Gruppen sein, deren Tätigkeit sich im Dunkeln abspielt. Es ist ein unfaßbarer Gedanke, daß das wirtschaftliche Glück oder Unglück eines ganzen Volkes von solchen Elementen abhängig sein soll, und deshalb ist schnellste Aenderung dieses Zustandes geboten.

Rundschau

Frühlingshoffnung

Wir stehen vor einer unsagbaren Tragödie: Deutschlands, der frühern Mittemächte Vernichtung.

Die es besiegten in Europa, gehen mit unter; wohl auch die Insel England. Deutschland stirbt nicht an der Besetzung Frankfurts, nicht daran, daß es mit wenig Weisheit regiert wird. Nicht rettet Oesterreich Renners Bedeutung, nein: das Ereignis, das den Schwerpunkt der Zivilisation nach Japan und den zwei neuen Weltteilen verlegt, dem eines Tages, wenn Hunger und Krankheit die Europäer entnervt haben werden, die Ueberschwemmung durch chinesische Kulis folgen wird — dieses Ereignis: die Vernichtung Deutschlands, ist ein Naturereignis.

Oder nicht? Ist es am Ende noch abzuwenden?

Wie ganz feine Seismographen ein Erdbeben auf der andern Hälfte der Erdkugel mit erstaunlicher Präzision ansagen, so sehen die großen Ereignisse der Geschichte Einige, Wenige voraus.

Kassandren. Unken. Trauervögel.

Große Ereignisse bereiten sich langsam wie Umwandlungen vor und erschüttern zunächst nicht die Menge. Etwas nervös werden die Hungernden. Hunger verfeinert. Vereinsamt. Vereinzelt.

Bis jetzt hungern in Deutschland, in Oesterreich, in Europa nur der Schwache, das Kind, der Greis, der geistige Mensch.

Sie sterben. Lassen die Kräftigen, die Groben, die Derben zurück.

Bald beginnt es bei denen. Der milchlos aufgezogene Nachwuchs widersteht nicht. Wie das dezimierte, geschwächte Rußland jetzt sich noch einmal durch italienische Arbeitskräfte gegen eine Ueberflutung, eine Ersetzung des Weißen durch den Chinesen zu schützen sucht, so auch wird Frankreich, wird Belgien, ja Deutschland probieren, irgendwie abzuwehren.

Es wird, es muß mißlingen.

Eine Abwehr gibt es, eine allein ist noch möglich: Getreide.

Daß Amerika, Süd und Nord, dem sterbenden Europa reine Getreidekredite einräumte: einzig das wäre die Rettung. Getreide als Nahrung für den Menschen, Getreide als Futter für das Vieh, das Milch, Fett, Dünger und Eier dafür lieferte.

Die Sorge um Rohstoffe für die Industrie, die Sorge, daß wir aus der Passivität der Bilanz herauskommen, die Sorge, daß unsre, daß Europas Wirtschaft wie-

der aktiv wird: das alles sind spätere Sorgen.

Wir müssen leben. Europa muß bestehen können.

Währung, Valuta: das ist die Sorge der Reichen. Der Armen Sorge heißt: Korn.

Wir brauchen Männer, die diese Lebensnotwendigkeit des Korns, des Getreides für Europa als die einzige internationale Weltfrage zu erfassen imstande sind. Solche Männer sind in Europa unter den Alten noch vorhanden. Luzzatti, Lujo Brentano, Eduard Bernstein, Léon Bourgeois, Silvie Crespi, Lord Grey, Henderson, Ramsay Macdonald — sie Alle gemeinsam sollten mit Hoover, mit den Präsidenten der Republiken Südamerikas, mit der Regierung des Australischen Bundes sprechen und mit ihnen Kredite verabreden, die nur für Getreide zu gelten hätten.

Dann aber müßten Europas Latifundien bebaut, müßte Europas Weideland ausgenützt werden. Wenn wieder die alte Viehzucht Europas aufgeblüht ist; wenn die Krankheiten keine Macht über den geschwächten Körper mehr haben; wenn Milch, Butter und Eier nicht länger nur Schiebern und Schlemmern zugänglich, sondern wieder Volksnahrung geworden sind; wenn der Bauer und der Arbeiter, der Essende und Hungernde sich nicht mehr bekämpfen: dann wird Europa wieder aktiv sein.

Was ist Europas Militarismus und Bolschewismus? Nichts als Nahrungssorge, Hoffnungslosigkeit, Schwäche! Christi Bergpredigt folgte das Wunder der Brote und Fische, die das hungernde Volk satt machten und nährten. Europa friert und verheizt mehr als früher! Europas Arbeitskraft, der schaffende Geist ist gesunken. Wir brauchen noch nicht Rohstoffe oder Warenkredite. Wir brauchen Kraft, Arbeitskraft, Mütter, die nähren können, rotbäckige Kinder, rüstige, weise Greise.

Eben haben wir Ostern gefeiert. Gefeiert? Möge der Geist, der mit feurigen Zungen redet, bis Pfingsten Europa geholfen haben.

Hetta Gräfin Treuberg

Automatie des Generalstreiks

Wenn es noch einer Bestätigung bedurft hätte, daß der Generalstreik die beste, die einzig wirksame Waffe gegen putschende Zivil- und Militärverbrecher ist: das Wutgeheul aller Reaktionäre gibt sie uns. Die Behauptung, auch ohne Generalstreik wäre Kapp zusammengebrochen, ist ganz aus ihrem Geiste geboren; gewiß: ließen sich die Arbeiter den Tölpel noch ein paar Tage ruhig gefallen, dann verschwand er, und es kamen Die, für die er die Kastanien hatte aus dem Feuer holen sollen, die heut von ihm abrücken, weil er dumm und unfähig war, aber sich schon nicht mehr scheuen, seine „lautere, hochpatriotische Gesinnung" zu preisen.

Nehmt unsern Dank, Lieblinge: durch euch weiß heut jeder Arbeiter, was der Generalstreik bedeutet und vermag. Und da Ihr offenbar garnicht daran denkt, euch jetzt bescheiden und ruhig zu verhalten, da anscheinend irgendeiner von euch den Lüttwitz auf einem pommerschen Gut versteckt hält, da Herr Bischoff, der Mann der Eisernen Division, selbiges Pommern aufzurühren trachtet: so ists höchlichst an der Zeit, diesen verruchten Generalstreik so vorzubereiten, daß er nötigenfalls nicht erst proklamiert zu werden braucht, sondern von selbst in Funktion tritt.

Denn soviel ist sicher: der nächste Putsch wird von Leuten bewerkstelligt werden, die ihre politische Schulung nicht in der Hilfsklasse für Schwachsinnige empfangen haben. Die werden wissen, daß man den „Rädelsführern“ nicht erst mit Erschießen drohen darf, sondern sich ihrer am besten gleich zu Beginn des Putsches versichert.

Was tun? Alle Gewerkschaften, Verbände, Parteien geben sogleich die Parole aus: schon bei den ersten Nachrichten von einem Putsch der Reaktionäre (die Arbeiter wissen gottlob ganz genau, was das ist, und lassen sich nicht einmal mehr von der Großdeutschen Freiheitspartei was vormachen) legt jeder Arbeiter, ohne sich auch nur mit dem Nebenmann zu verständigen, die Arbeit nieder, geht seiner Wege und wartet ab. Damit ist für die Putschisten zunächst einmal jede Möglichkeit ausgeschaltet, den Generalstreik zu verhindern. Alles Weitere findet sich.

Mir ist klar, daß das ein gefährlicher Vorschlag ist. Aber ists nicht besser, es geht ein Arbeitstag ohne Grund verloren, als daß wir uns abermals Wochen, Monate, ja wahrscheinlich Jahre quälen müssen, den Schaden gutzumachen, den hirnlos-verbrecherisches Lumpengesindel über Deutschland gebracht hat. Schreit es immer und immer wieder ins Land und jedem Einzelnen in die Ohren: Der Feind steht rechts! Jede ehrliche Waffe, sie mag so scharf sein wie sie will, ist gut gegen ihn.

Es bleibe Fachleuten überlassen, den Gedanken des automatischen Generalstreiks praktisch auszubauen. Als Vorkehrungsmittel gegen Militär- und andre Putsche erscheint er mir heut unentbehrlich.

Victor Goldschmidt

Sonntag-Nachmittag

In meiner Straße ist es still — so still. Der Wind weht ein paar Glockenklänge herüber, aber man fühlte auch ohne sie, daß heute Sonntag ist. Ein kleiner Hund läuft über den Damm und hält seinen buschigen Schwanz steil und ernsthaft in die Höhe ... Ich stehe auf dem Balkon und probiere eine neue Pfeife . . .

Und da erhebt ein Piston seine Stimme, seine laute Stimme, seine posaunige Stimme, und es wird treu und bieder geblasen. „Den schönsten Platz, den ich auf Erden hab'“, — singt das Piston — „das ist die Rasenbank am Elterngrab . . .“ Ordentlich mit einer Fermate vor dem Refrain und ruhevollem Ausharren auf den Gipfelpunkten der Musik. „Oh“, singt das Piston, „was war es doch früher für eine schöne Zeit! Der Kaiser fuhr über die Linden, und alle Leute nahmen die Hüte ab und riefen Hurra. Wenn Einer vom Unterdiätar zum Oberdiätar befördert wurde, zog er sich einen schwarzen Kaiserwilhelmsgedächtnisrock an und machte bei seinem höhern Vorgesetzten einen Diener. Zuhause gab es dann Gänsebraten und sauern Rotwein, und Heddy bekam Popoklatsche, weil sie sich die Sauce über das himmelblaue Kleid gegossen hatte. Es war eine schöne Zeit.“ Erschüttert schweigt das Piston. Dann singt es wieder. „Der Arbeiter war ein Arbeiter und ein etwas verachtetes Tier; wir aber waren wohlfundierte Existenzen, und Niemand störte unser freundliches Spiel. Bei Vorstellungen sagte man von seiner Frau: ‚Gemahlin‘ und wußte überhaupt, was sich gehörte. Und die Liebe —? Ach, ja, die Liebe . . .“ Der Pistonbläser bläst — ich sehe ihn nicht — nun mit vollen Backen. „Ach, Tanzabend in Hasensee, Ball und Karussell und Spaziergang im

Mondenschein! Ihr Schuhband löste sich, und das Weitere machte sich von allein! Und das Vaterland —?" Hier hebt der Bläser an, Wagner zu blasen. Markig und donnernd entladen sich die Klänge seiner fetten Trompete.

An allen Fenstern Gesichter. Sie glänzen. Das Piston spricht aus, was sie Alle empfinden.

Peter Panter

Antworten

Dr. Fritz C. Sie haben vollkommen recht: all die Offiziere, Verwaltungsbeamten, Landräte und andern Reaktionäre, die von der Vorbereitung des Kapp-Putschs gewußt haben, sind mit dem § 139 des Strafgesetzbuchs zu fassen. „Wer von dem Vorhaben eines Hochverrats zu einer Zeit, in welcher die Verhütung des Verbrechens möglich ist, glaubhafte Kenntnis erhält und es unterläßt, hiervon der Behörde zur rechten Zeit Anzeige zu machen, ist, wenn das Verbrechen oder ein strafbarer Versuch desselben begangen worden ist, mit Gefängnis zu bestrafen." Freilich: die Gesetze sind bei uns einzig noch für die kleinen Diebe da und allenfalls dazu, um mißliebige Leute zu schikanieren. Ich möchte nicht wegen einer Höchstpreisüberschreitung auf der Anklagebank sitzen: ich hätte immer die hohen Würdenträger vor Augen, die, eines versuchten Hochverrats schuldig, ihre Gehälter weiter beziehen, ihre Stellen weiter bekleiden. Und ein Volk wundert sich, woher der Haß und der Widerwille einer Welt kommen.

Theaterbesucher. Was aus dem Fall Stefan Paasche geworden ist? Herr Großmann hat, wie sich nach unsern Feststellungen in den Nummern 8 und 9 allerdings von selbst verstand, die Theaterkritik für die Vossische Zeitung aufgeben müssen.

Zeitungsleser. Sie Unschuldsengel wissen nicht, daß Ihre Zeitung in allen wichtigen Dingen auf W. T. B. angewiesen ist. Sie wissen vielleicht, daß W. T. B. im Kriege auf Geheiß der Obersten Heeresleitung täglich hat lügen müssen. Sie wissen aber nicht, daß es heute nicht nur weiter lügt, sondern, wo es nur kann, antidemokratisch tätig ist. Es hat sich in den Kapp-Tagen bedingungslos der Militärkamarilla zur Verfügung gestellt, und es hat die ganze Zeit seit dem neunten November die Aufnahme von Nachrichten verweigert, die ihm pazifistischen Charakter zu tragen schienen, dagegen lächerliche dynastische Personalien und militaristisch-nationalistische Angelegenheiten aufgeplustert und produziert. Die Regierung macht keinen reinen Tisch. Nach wie vor beschäftigt W. T. B. diejenigen Leute, die willig unter dem Kriegspresseamt gelogen haben, und keine berliner Zeitung wagt ein so scharfes Wort der Kritik wie die Frankfurter Zeitung, die in ihrer Nummer 249 die politische Unzuverlässigkeit des W. T. B. nachweist. Es hat bei allen anständig denkenden Politikern die Glaubwürdigkeit endgültig eingebüßt. Man wird es nun doch wohl renovieren müssen.

Konrad Haenisch. Sie schreiben mir: „In den ‚Antworten' der Nummer 16 sagen Sie unter der Spitzmarke ‚Südddeutscher Student', das empörende Tendenzurteil der berliner Universität gegen Nicolai bestehe noch immer. Das ist ein Irrtum, den ich in Ihrer nächsten Nummer zu berichtigen bitte. Das Urteil ist von mir schon ein oder zwei Tage, nachdem es gefällt war, außer Kraft gesetzt worden. Durch

diese Tatsache erfährt übrigens auch der in Nummer 15 über den Fall Nicolai veröffentlichte Artikel des Herrn Fried eine wesentliche Korrektur.“ Eine wesentliche? Nein: eine unwesentliche. Die Wirkung, die Fried bekümmert festgestellt hat, stammt daher, daß jenes Urteil überhaupt gefällt werden konnte. Was nützt die Aufhebung, wenn der Kultusminister nicht gleichzeitig das Disziplinarverfahren gegen einen Universitätsrektor anhängig macht, der täglich und stündlich bewußt und offen, also für eine Anklage jederzeit faßbar, die Republik unterwühlt, indem er den Nachwuchs zu ihrer Vernichtung zu erziehen bestrebt ist!

Schweizer. Ihr sozialdemokratisches Tagblatt ‚Volksrecht‘ veröffentlicht eine ausgezeichnete Abhandlung von Richard Grelling, die — am sechzehnten März — eine Reihe von Forderungen aufstellt: Revolutionstribunal, Bekämpfung der Gegenrevolution — undsoweiter. Nichts davon wird geschehen. Und kann nicht geschehen, solange nicht eine andre Forderung hierorts durchgesetzt wird: die Einigung der sozialdemokratischen Parteien.

Mitglied der U. S. P. D. Dem Brief, der mir „neues Material“ gegen den Jobber der Republik anbietet, fehlt Ihre Adresse, sodaß ich Sie öffentlich fragen muß: Ist eine Aktion denn wirklich noch nötig? Weiß nicht nach unsern Feststellungen, deren keine jemals entkräftet worden ist, jedes Mitglied Ihrer Partei, daß es einen Lumpen in Folio zum Genossen hat? Wagt dieser Maulwurf tatsächlich schon wieder die Wühlarbeit, von der Sie mich unterrichten, um meine Hilfe anzurufen? Hat nicht für über ein Jahr unser Nachweis vorgehalten, daß Herr Wilhelm Herzog ein Bekämpfer des Kapitalismus nicht früher geworden ist, als bis die kapitalistischen Verleger, denen er nach dem Neunten November seine Dienste aufdrängen wollte, ihn mit Fußtritten regaliert hatten? Da dies und dutzenderlei dergleichen, aus ihren Seufzern zu schließen, ihm nicht geschadet hat: welcher Erfolg ist von der Mitteilung zu erwarten, daß der Schieber kurz vor der Revolution die Millionäre auf die Gefahr des Bolschewismus aufmerksam gemacht und ihnen geraten hat, sich schleunigst zusammenzutun — vermutlich zu einer Liga, bei der er gegen Bankdirektorengehalt, Riesenvorschuß und Deponierung eines entsprechend hohen Abfindungsschecks für den selbstverständlichen Fall seiner Faulheit und Unfähigkeit Generalsekretär geworden wäre? Wie oft eigentlich soll ich mich mit diesem Gauner befassen? Wärs nicht wünschenswert, daß einmal ein andres Blatt einer andern Leserschaft eine so strotzende Kriminalität unterbreitete? Legen Sie sich zunächst diese Fragen selbst vor, und erst wenn Ihre Antworten gegen mich entschieden haben, wird der Stoff für meine ‚Antworten‘, den Sie ankündigen, mir nicht unwillkommen sein.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.

Umsonst gewarnt? von Heinrich Ströbel

Ein paar Wochen vor dem Kapp-Putsch entwickelte ich auf dem „Sozialistentag“, einer Reichszusammenkunft der auf die proletarische Einheitsaktion hinstrebenden sozialistischen Kreise, das Programm einer solchen Politik. Unter den Hörern, die sich später persönlich über meinen Vortrag aussprachen, war ein junger Mann, Typus des Kriegsleutnants, der mir eifrig klar zu machen suchte, daß meine Warnungen vor der Reaktion und dem Militarismus unbegründet seien. Auch die Offiziere bis zu den höchsten Spitzen seien durch die Erfahrungen der letzten Jahre revolutioniert. Er selbst wisse, daß viele Offiziere und selbst Generale den sozialistischen Ideen heute aus innerster Ueberzeugung ergeben und bereit seien, mit der Arbeiterschaft gemeinsame Sache zu machen. Dagegen schiene ich selbst den Sozialismus noch nicht in seinem eigentlichsten Sinne erfaßt zu haben, sondern zu sehr in liberalen Auffassungen stecken geblieben zu sein, da ich so großes Gewicht auf die Demokratie legte. Als ich, nicht ohne einige Ironie, meine rückständige Auffassung des Sozialismus verteidigte, war mein jugendlicher Lehrer schließlich doch so gütig, mir die Gabe des „konstruktiven Denkens“ nicht völlig abzusprechen und mich mit dem Ungestüm seiner zwanzig oder zweiundzwanzig Jahre in dne Kreis der „konstruktiven Denker“ zu drängen, als deren Vertreter er mir Herrn William Wauer pries. Und als ich in meiner lächelnden Reserve verharrte, überreichte mir der politisierende Kriegsleutnant als Bekehrungsschrift Herrn Oswald Spenglers ‚Preußentum und Sozialismus‘.

Bald darauf kam der Putsch, der Generalstreik und die Rückkehr der alten Regierung. Und dann lasen wir in der Zeitung, daß eine Gruppe von Offizieren verhaftet (und wieder enthaftet) worden sei, die Unabhängige und Kommunisten für eine militärisch-proletarische Diktatur hätten gewinnen wollen. Die Vermittlerrolle bei diesen Zusammenkünften aber habe ein gewisser Bartram gespielt. Dieser Bartram nun war kein Andrer als jener blonde Kriegsleutnant, der mich etliche Wochen zuvor zum echten Sozialismus, zum Sozialismus der Bauer und Ludendorff, zum borussischen Sozialismus des Herrn Oswald Spengler hatte bekehren wollen! Und wenn Herr Bartram und seine Mitwerber auch bei allen Sozialisten von politischer Erfahrung abgeblitzt waren: einige Neuebekehrte vermeintlich radikalster Prägung waren ihnen doch ins Garn gegangen. Grade in den Tagen des Kapp-Putsches hatte Herr Wauer den Kontakt zwischen Lüttwitz und der revolutionären Arbeiterschaft herzustellen versucht,

um mit Hilfe der Baltikumer die Räte-Diktatur zu errichten. Diese tolle Zumutung war vom berliner Proletariat mit der verdienten Nichtachtung behandelt worden. Aber daß der National-Bolschewismus darum sein Spiel noch nicht verloren gegeben hat, bewies ja jenes Offizierskomplott, das den alten Verschwörerfaden munter fortspann. Und alle Mißerfolge werden die kommunistisch maskierte Putschmacherei unsrer Militaristen nicht entmutigen, da sie zu genau wissen, daß ihr Weizen einzig auf dem Boden gedeiht, den die politische Anarchie aufgerissen hat. Der organische Aufbau des Sozialismus auf demokratischer Basis macht den Militarismus ebenso machtlos und überflüssig wie eine friedliche Ueberwindung des Imperialismus durch den Völkerbund. Nur wenn die sozialen und internationalen Konflikte mit brutaler Gewalt zum Austrag gebracht werden, ist das Landsknechtstum unentbehrlich, kann die Offiziersklasse sich wieder zur Herrenkaste aufschwingen. Das Sprungbrett zur Diktatur der Rechten ist darum die Diktatur der Linken. Schon Eltzbacher hatte diese Losung ausgegeben, die neuerdings von Oswald Spengler aufgenommen worden ist und nicht allein bei den Bartram und ähnlichen kleinen Leutnants, sondern auch bei den Bauer, Ludendorff und vielen Andern volle Zustimmung gefunden hat. Mehr als einmal habe ich hier, lange vor dem Kapp-Putsch und der Enthüllung der militärisch-kommunistischen Konspirationen, auf diesen National-Bolschewismus und seine Gefahren hingewiesen. Und noch heute ist die Warnung am Platze, trotz der Kindlichkeit der national-bolschewistischen Ideologie und der Unbeträchtlichkeit ihrer politischen Agenten. Leben wir doch in der Zeit der sozialen Zerrüttung und der seelischen Verwirrung, wo es keine Absurdität gibt, die nicht ihre Gemeinde fände. Obendrein konnte sich ein Wauer darauf berufen, daß ja auch ein Radek mit Ludendorff konferiert habe. Und schließlich kann der National-Bolschewismus ja immerhin mit einem namhaften sozialistischen Vertreter in Deutschland prunken: mit dem ehemaligen Unabhängigen Lauffenberg in Hamburg.

*

Der Reichswirtschaftsminister Robert Schmidt hat im ‚Vorwärts' mit statistischem Tatsachenmaterial nachzuweisen versucht, daß die Erfolge der bolschewistischen Gewaltmethode in Rußland die deutsche Arbeiterschaft unmöglich zur Nachahmung reizen könnten. Und die Ziffern und Behauptungen Robert Schmidts sind leider nicht anzufechten. Es sind ja bolschewistische Stimmen, die von dem furchtbaren Hunger der russischen Stadtbevölkerung zeugen; und die wirtschaftlichen Angaben, die den totalen Zusammenbruch der russischen Industrie erweisen, sind der Produk-

tionsstatistik der Sowjet-Regierung selbst entnommen. Sicherlich: daß es in Rußland so gekommen, lag zum guten Teil an der Lostrennung der Randstaaten, der Abschneidung von den Rohstoffquellen, an der Blockade und dem Bürgerkrieg. Aber es lag auch zum nicht geringen Teil an dem politischen und sozialen System der Räte-Regierung. Das Räte-System und die sofortige „Sozialisierung" lösten Rußland in zahllose Einzelrepubliken auf, wo jeder Distrikt, jeder Ort, jede Fabrik nach ihrer eignen Façon drauflоswirtschaften. Was damals zugrunde gerichtet wurde, hat durch alle spätern Gegenmaßnahmen, durch die größtmögliche Zentralisierung der Produktion, durch die Einführung der Diktatur, der Betriebsleiter und die Unterwerfung der Arbeiter unter die schärfste Arbeitsdisziplin nicht wieder gut gemacht werden können. Daß Petersburg, das bei Ausbruch der Revolution 2 700 000 Einwohner zählte, jetzt nur noch von höchstens 500 000 Menschen bewohnt wird, ist mit eine Folge der innern Mängel des Sowjet-Systems. Und wenn heute an der mittlern Wolga gewaltige Getreidemengen lagern, die wegen des Mangels an Transportmitteln nicht nach den hungernden Großstädten geschafft werden können, so liegt das daran, daß in dem Stadium der Anarchie die gewaltige Wolga-Flotte durch die Ausraubung ihrer wertvollen Maschinenteile völlig gebrauchsunfähig gemacht worden ist. Die politische und wirtschaftliche Anarchie, die mit der Räte-Diktatur über das Land hereinbrach, konnte gar nicht anders als mit dem Wirtschaftszusammenbruch enden. Nachträglich haben das auch die Bolschewisten eingesehen. So Radek, der in seiner Broschüre: ‚Die Entwicklung der Weltrevolution' die westeuropäischen Kommunisten davor warnt, „die kommunistischen Losungen als Evangelium aufzufassen". Sie dürften nicht vergessen, „daß die Diktatur des Proletariats, das heißt: die Leitung großer Reiche, nicht nur die Frage der Gewalt, sondern auch der Organisation der Produktion, der Verwaltung ist, die bisher sich in den Händen des geistigen Proletariats als seine besondere soziale Funktion befunden, und daß das von der Leitung des Staates bisher ausgeschlossene Proletariat nicht über Nacht die Fähigkeit zur Uebernahme all dieser Funktionen . . . entwickeln kann".

Die proletarische Diktatur im Sinne des Gewaltregiments einer Volksminderheit ist deshalb für Deutschland ein Unding. Grade weil die Sozialisierung ein Problem der Organisation ist, kann nur der freie Entschluß und der bewußte Wille der Volksmehrheit die enormen Schwierigkeiten der sozialen Umgestaltung bewältigen, ohne das Wirtschaftsleben in ein Chaos zu verwandeln, wie es in Rußland herrscht, wo neben dem Hunger die Seuchen: Typhus, Flecktyphus,

Cholera und hier und da schon die Pest die Bevölkerung dezimieren. Aber warum warnt Robert Schmidt nur vor dem bolschewistischen System, warum spricht er nicht auch das Urteil über die trostlose deutsche Koalitionspolitik? Sind deren Mißerfolge etwa minder offenkundig? Leben wir nicht gleichfalls seit beinah anderthalb Jahren im Bürgerkrieg? Droht nicht täglich der Republik der Militärputsch der Monarchisten? Hat nicht eine grenzenlose Ausbeuter- und Schieberwirtschaft die Arbeitermassen zu unversöhnlichen Feinden dieses Regimes gemacht? Ist unsre Schuldenlast nicht auf mehr als 200 Milliarden angewachsen? Steht der Staats- und Wirtschaftsbankerott nicht schon in der offenen Tür? Der Reichswirtschaftsminister hätte also gestehen müssen, daß das deutsche System so wenig taugt wie das russische. Und daß er, wenn er der Demokratie den Vorzug gibt, nicht die kapitalistisch verfälschte Pseudo-Demokratie meine, sondern die von den arbeitenden Schichten getragene und beherrschte soziale Demokratie!

*

Darauf eben kommt es an, die Demokratie zum wirksamen Instrument der arbeitenden Schichten zu machen. Radek behauptet in seiner Broschüre, das Parlament könne keine Organisation der proletarischen Herrschaft sein, denn „unsre Herrschaft muß in den Organisationen verankert werden, in denen die Vertreter der Arbeiterschaft nicht mit der Bourgeoisie zu zanken und zu schachern haben, sondern ungestört durch sie energisch, entschieden die Gesetze schaffen und selbst durchführen“. Als ob sich nicht auch Demokratie und Parlamentarismus in den Organisationen der Arbeiter: ihren Parteien, ihren Gewerkschaften, ihren Betriebsräten „verankern“ ließen! Die Aktion des Gewerkschaftsbundes war ja ein erster verheißungsvoller Anfang, und Sache der Parteiorganisationen ist es grade, durch Schaffung einer sozialistischen Parlamentsmehrheit eine energische, entschiedene sozialistische Gesetzgebung zu ermöglichen. Und diese sozialistische Mehrheit wird dann auch die Exekutive in ihre Hand zu bringen wissen. „Ungestört“ freilich wird die proletarische Demokratie nicht arbeiten können. Sie wird jederzeit der Kritik und oppositionellen Angriffen ausgesetzt sein, während die Sowjet-Regierung alle Opposition radikal unterdrückt. Aber diese Erdrosselung und Knebelung der Opposition ist grade der Kardinalfehler der Diktatur! Sie züchtet ja förmlich bürokratische Willkür und Trägheit, Unfehlbarkeitsdünkel und Mißbrauch der Amtsgewalt. Die Schäden des absolutistischen Systems bleiben gleich, ob es sich um Zarismus oder Bolschewismus handelt. Die Demokratie hat das Recht der Minderheit zu respektieren zum Heile der Mehrheit!

Aber das Recht der oppositionellen Minderheit beeinträchtigt nicht die Pflicht der Mehrheit, entschlossen ihren Kurs zu steuern. Nur auf das Eine kommt es deshalb für den Sozialismus an: diese Mehrheit am sechsten Juni hinter sich zu bringen! Vertragen sich Rechtssozialisten und Unabhängige im Wahlkampf, schließen sie einen Wahlpakt gegen die Bourgeoisie, so ist ihnen die Mehrheit so gut wie sicher. Leider nur drängen zwar hier und dort die Massen zur Einheitsfront — aber die Funktionäre und Führer stellen auch heute noch die Form über die Sache, die Partei über den Sozialismus. Die Lehren des Kapp-Putsches sind schon wieder vergessen! Der Schwachsinn dieser Generation scheint nur durch Prügel heilbar zu sein. Und die werden nicht auf sich warten lassen!

Die südslawische Einheit und die deutsche Presse

von Hermann Wendel

Eine bedeutsame und entscheidende Wendung im Ablauf des Geschehens ist es allemal, wenn sich eine ethnische in eine politische Einheit wandelt: wenn aus dem Volk die Nation wird. An bestimmte Gesetze ist das Ereignis gebunden. Während Naturalwirtschaft und Ackerbau durch den Feudalismus die Zersplitterung aufrechterhalten, verknüpfen Handel und Gewerbe die einzelnen, selbst die entfernten Teile, und folgerichtig ist es der Träger der Geldwirtschaft, die bürgerliche Klasse mit ihrem plänkelnden Vortrupp, der Intelligenz, die zuerst die nationale Einheit erträumt, dann verficht und schließlich erringt. Wird das Ziel unter heftigen revolutionären Kämpfen erreicht, so kittet Blut den Zusammenschluß desto fester; der Schrei von 1793: Vive la nation! hatte schon seinen vollen Klang, und noch heute ist der Franzose einer der von der Nationalidee durchdrungensten Europäer, weil um ihre Wiege die Piken der Jakobiner standen. Aber selbst wenn statt der phrygischen Mütze die bismärckische Pickelhaube über ihr schwebt, reißt die Einigung ein Volk aus dem Schlamm sonderbündlerischer, kleinstaatlicher und einzelstämmischer Zurückgebliebenheit auf die glatte, breite Fahrstraße.

Die Südslawen haben dieses Kapitel ihrer Geschichte eben hinter sich. Ihnen ward freilich die köstliche Frucht der Einheit nicht durch revolutionäre Kraft vom Stamm geschüttelt, obwohl im Kriege so manche Märtyrer am Fuß der k. u. k. Galgen für den nationalen Gedanken zeugten, sondern sie fiel ihnen durch den Zusammenbruch des Habsburger-Reiches ohne Anstrengung in den Schoß. Weil die Erfüllung früher kam, als die Sehnsucht alle Schichten des Volkes aufgewühlt hatte, fehlt immerhin vielfach der Hülle der Inhalt: ein südslawischer Staat ist da, aber mit dem südslawischen Staatsbewußtsein hapert es; eine serbisch-kroatisch-slowenische Nation ist auf dem Marsch, aber das serbisch-kroatisch-slowenische Nationalgefühl hinkt weit hinten nach. Das darf nicht Wunder nehmen, denn selbst auf dem

großen deutschen Volke lastete das Erbe seiner nach Stamm und Glaube getrennten, nach Staatszugehörigkeit und Handelsrichtung zerrissenen Vergangenheit so schwer, daß lange Zeit auch der Feinhörigste nicht den Pulsschlag eines Nationalgefühls wahrzunehmen vermochte und noch Goethe schrieb:

Zur Nation euch zu bilden, Ihr hofft es, Deutsche, vergebens;
Bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

Wie viel verworrener ist die Lage für die Südslawen, bei denen die türkische und venetianische, die oesterreichische und magyarische Herrschaft, die römische, orthodoxe und mohamedanische Religion, die lokale und provinzielle Absonderung als Folge der wirtschaftlichen Rückständigkeit, der deutsche und der russische Kultureinfluß, die großserbischen und großkroatischen Ziele alles andre als eine einheitliche und geschlossene Gefühls- und Gedankenwelt herausgebildet haben. Aber mit den Südslawen steht es ähnlich wie vor zwei Menschenaltern mit den Italienern. Als Hippolyte Taine damals die Apenninen-Halbinsel bereiste, schaute er den Menschen unter den Brustlatz, um ihre Stellung zu der werdenden Einheit Italiens zu bekunden. Er fand „Alle, die einen Tuchrock haben und Zeitungen lesen," leidenschaftlich für Italien eingenommen und überzeugte sich, daß die Einheitsbewegung überall von dem mittlern Bürgertum getragen wurde, „und daß die Schwierigkeit darin besteht, das Volk zu gewinnen, zu zivilisieren und italienisch zu machen". In der Romagna beschieden ihn seine Freunde, daß die bäuerliche Masse zu unwissend, zu sehr am Boden klebend und in ihren Dorfinteressen und Dorfzänkereien zu sehr befangen sei, um über die Frage nach italienischer oder päpstlicher Gesinnung überhaupt eine Meinung zu haben; aber der französische Gelehrte erinnerte sich auch, daß in demselben Landstrich die Arbeiter freisinnig waren und in Rom sich 1849 viele Krämer und Kleinbürger auf den Festungswällen tapfer für die Freiheit und italienische Einheit geschlagen hatten. Und er fand den Schlüssel zu dem ganzen Problem: „Man lasse die Bauern erst einmal Besitzer sein, und sie werden ebenso denken!"

Das ists! Auch im SHS-Staat fühlen so ziemlich Alle, die einen städtischen Rock anhaben und Zeitungen lesen, südslawisch. Die politischen Parteien bekennen sich durchweg zur Staatseinheit, obwohl sie Opanken zu tragen gewöhnt sind und in den neuen Stiefeln vielfach noch nicht recht gehen können. Ueber die föderalistische oder zentralistische Gestaltung zerbrechen sie sich und einander die Köpfe; aber je mehr eine Partei nach ihren politischen und sozialen Anschauungen im Jahre 1920 lebt, desto mehr ist ihr die Staats- und Volkseinheit eine runde Selbstverständlichkeit: die Sozialisten pflanzten noch im oesterreichisch-ungarischen Mittelalter als erste die Fahne der nationalen Einigung auf; den Kommunisten sind die Namen Serbe, Kroat und Slowene einfache regionale Bezeichnungen wie Schumadijaner, Likaner und Krainer; die junge republikanische Partei erstrebt zur Untermauerung der Einheit die Freiheit; und die Obnova-Bewegung, die, von starkem Ethos beflügelt, das soziale und kulturelle Leben des Volkes von Grund auf erneuern will, ist bewußt und begeistert südslawisch. Die unfreien und besitzlosen

Bauern aber in den Gebieten außerhalb des bisherigen Serbien durch Niederlegung einer mehr als überholten Arbeitsverfassung und Aufteilung des Großgrundbesitzes in freie Eigner zu verwandeln, ist die geschichtliche Sendung wie jeder bürgerlichen Revolution, so auch der südslawischen Einigung; dieses große Werk ist im Gange und wird den makedonischen Tschiftschija, den bosnischen Kmeten, den dalmatischen Kolonen und den kroatischen Landproletarier so sicher zum überzeugten südslawischen Staatsbürger machen, wie aus dem fron- und zinspflichtigen Untertanen der Feudalherren im Staate Ludwigs des Sechzehnten durch Zuteilung von Parzellenland ein französischer Citoyen wurde.

Statt solche Entwicklung zu begrüßen und zu begünstigen, weil jeder Schritt vorwärts eines zurückgebliebenen Volkes mittelbar wie unmittelbar dem allgemein europäischen Fortschritt dient, offenbart ein großer Teil der deutschen Presse, der seit 1914 nichts vergessen und seit 1918 nichts gelernt hat, vor der Wandlung der Dinge im Südosten die vollendete Verständnislosigkeit. Diesen trägen Hirnen ist die bunte Länderkarte mit den Grenzen von vorgestern so eingeätzt, daß sie ihre grundlegende Aenderung wie eine persönliche Beleidigung empfinden und sich garnicht bemühen, durch die von Hegel geforderte „denkende Betrachtung" wieder einmal die Geschichte als den „vernünftigen, notwendigen Gang des Weltgeistes" zu erfassen. Lieber fallen sie auf jeden ihrer verstaubten Schablone wohlgefälligen Schwindel herein, ohne zu argwöhnen, daß hier wie überall die handgreiflichsten Lügen von verbissenen Hassern des Neuen gewerbsmäßig hergestellt und planmäßig verbreitet werden. Von Rom aus sucht der montenegrinische Exkönig Nikola, der im November 1918 von seinem Volk als schamloser Ausbeuter, blutiger Tyrann und schäbiger Verräter rechtens davongejagt wurde, nicht nur durch gedungene Banden, ausgerüstet mit dem Sündengeld des italienischen Imperialismus, den Bürgerkrieg „für die angestammte Dynastie" in die Schwarzen Berge zu tragen, sondern er füttert auch durch das „Eccho del Montenegro' die europäische Oeffentlichkeit mit den geschmacklosesten Tartarennachrichten über die südslawischen Zustände. Von der Hauptstadt Steiermarks aber, wo mit den bankrotten politischen Geschäftemachern Ivica Frank, Sachs und Spießgesellen der reaktionäre Kehricht von ganz Kroatien zusammengefegt ist und die habsburgischen Lakaien von gestern sich als großkroatische Republikaner vermummen, da sickern, auch zugunsten der italienischen Eroberungssucht an der Adria und andrer zukunftsfeindlicher Kräfte, ebenso frei erfundene Berichte durch die ‚Grazer Tagespost' in die Welt. Was die reichsdeutsche Presse über Südslawien ihren Lesern auftischt, stammt zu vier Fünfteln aus einer dieser beiden gleich verschlammten Quellen. Im Zerrspiegel dieser Meldungen erscheint der SHS-Staat als ein Groß-Serbien, in dem Kroaten und Slowenen nur durch die serbischen Bajonette bei der Stange gehalten werden, und keine Nachricht ist zu blöd, um nicht der Ehre teurer Druckerschwärze teilhaftig zu werden. Ein berliner Börsenblatt betitelt einen Artikel nicht etwa über Oesterreich-Ungarn, sondern über Südslawien: ‚Der künstliche Staat'; in einer bremer Zeitung erzählt „ein guter Kenner der

dortigen Verhältnisse“, daß die montenegrinischen Teile „nur mit Widerwillen“ zu dem neuen Staatsgebilde gehören, und daß sich die slowenischen Bauern Kärntens „durchaus deutschfreundlich gesinnt“ zeigen; einer schweizer Depeschenagentur wird nachgedruckt, daß, zur höchsten Erbitterung des Volkes, die kroatische Banus-Würde aufgehoben sei; ein Sprachrohr der Regierung erfährt aus Wien, „der Zerfall des jugoslawischen Staates stehe bevor“, „in wenigen Tagen“ sei „der Ausbruch zu erwarten“, „Kroaten, Slowaken“, die als Fremdlinge in Südslawien etwa die politische Rolle spielen wie die Holländer in Deutschland, „und Dalmatiner“ wollten sich „von Serbien unabhängig machen und einen eignen Staat bilden“; und wirklich! ein sozialdemokratisches Organ wirft aufgeregt dicke Buchstaben über die ganze Breite der ersten Seite: Aufstand in Jugoslawien! und knüpft an die Fabel, daß in Kroatien „die Revolution ausgebrochen“ und „das Heer in Auflösung begriffen sei“, weise Reden über die von der Entente willkürlich geschaffenen Staatengebilde, „die ihrem innern Aufbau gemäß nicht zusammengehören“; und, um wie stets den Vogel abzuschießen, sprengt W. T. B. den südslawischen Regenten Alexander zur selben Zeit, wo er am Strande von Cannes lustwandelt, in Belgrad samt einigen fünfzig Personen mit Dynamit in die Luft! Da sich von diesem wüsten Chor immerhin einige klare Stimmen abheben, erkennt die ‚Kölnische Zeitung‘ an, daß „mit der Bildung eines starken nationalen südslawischen SHS-Einheitsstaates“ wie mit einer nahezu sichern Tatsache zu rechnen sei, und hebt hervor, daß Deutschland und vor allem Italien bei ihrer staatlichen Einigung weit größere innere Schwierigkeiten überwinden mußten als jetzt Südslawien, und in einem Korrespondenzartikel warnt Professor Bergsträsser vor der Auffassung, daß der südslawische Staat baldigst an dem Gegensatz zwischen Serben und Kroaten zugrunde gehen werde, und vergleicht die Reibungen zwischen beiden Stämmen höchstens mit denen zwischen Bayern und Preußen.

Aber neben den gutgläubigen Märchenerzählern legen es in Deutsch-Oesterreich Gesinnungsgenossen der französischen Chauvins, die nur allzu gern Deutschland wieder zerstückeln möchten, bewußt auf die Zerreißung der südslawischen Einheit an. Den echten Schwarzgelben scheint die Zeit aus den Fugen, weil im Stromgebiet der Donau, Drau und Save nicht mehr Deutsche und Magyaren mit Sporen an den Beinen und Südslawen mit Sätteln auf dem Rücken geboren werden; sie verstehen eine Welt nicht mehr, in der die verachteten „Bedientenvölker“, wie Hebbel sie nannte, unter eignem Dach am eignen Tische sitzen. Und weil ihre Sehnsucht einzig danach geht, das Rad der Entwicklung wieder rückwärts zu drehen, stecken sie sich mit den grazer Großkroaten unter eine Decke, liebäugeln mit dem italienischen Imperialismus, flüstern der Entente das Stichwort Donaustaatenbund ins Ohr, halten die Puppe Karl irgendwo im Hintergrund und treiben es so dummdreist, daß der Staatskanzler Renner sie in der Nationalversammlung öffentlich beuteln mußte. Mit der Absicht, durch Verleumdungen das Ansehen des südslawischen Staates in Europas Augen zu unterwühlen, schrecken diese eklen Nutznießer einer eklen Vergangenheit nicht

vor den grobklotzigsten Erfindungen zurück, und mit der Meldung, daß man sich in Slowenien nach den „frühern Zuständen" — nach der oesterreichischen Knute! — „allgemein" zurücksehne, fängt die lange Litanei ihrer Lügen erst an; ein Zeugnis für das eindringliche historische Verständnis, mit dem die deutsche Werbetätigkeit im kärtner Abstimmungsgebiet der Zeitgeschichte beikommt, ist die vom ‚Nationalpolitischen Ausschuß in Sankt Veit am Glan' verbreitete Schreckensnachricht, bei den serbischen Offizieren „solle" es oftmals vorkommen, „daß sie Speisen mit der Hand aus dem Geschirr nehmen"! Aber so gehässig und unsinnig hier die Mittel sind — weit bedenklicher und gefährlicher ist das Ziel, dem nicht nur die deutsch-oesterreichischen Herrenmenschen, sondern auch die alldeutschen Kraftstoffel in unsrer schönen Republik nachrennen. In einer Abhandlung über die südslawische Frage redet die „rassisch" verblödete und „deutsch-völkisch" betrunkene ‚Politisch-Anthropologische Monatsschrift' einer Unterstützung der groß-kroatischen Pläne (Schutzmarke Graz) das Wort und läßt das Auge in unholdem Wahnsinn also rollen: „Gelingt es den Selbständigkeitsbestrebungen der Kroaten, die auch der serbischen Dynastie feindlich gesinnt sind, mit Hilfe der Deutschen und der Italiener einen unabhängigen Staat zu bilden, so ist Groß-Serbien nach der Mitte des Balkans abgedrängt und um die Hälfte seiner Stärke gebracht; die Slowenen sinken, von Deutschen, Magyaren, Kroaten und Italienern umgürtet, in ihre naturgegebene Bedeutungslosigkeit zurück und der deutsche Einfluß in Steiermark, Kärnten und Krain kann sich wieder betätigen." Heilo, heilo, wacker! Stolz weht die Flagge Schwarzweißrot! Wie weit ist es noch von Berlin nach Bagdad? Was kostet die Welt?

Und hinter der niedrigen, aber eisernen Stirn dieser Burschen zuckt nicht der Blitz eines Verständnisses dafür auf, daß die hier empfohlene niederträchtige Politik des Teilens und Herrschens, der Zerreißung und Verhetzung zusammengehöriger Volksteile uns über die Annexionskrise und das Ultimatum an Serbien in den Abgrund des tiefen Elends geschleudert hat, in dem das deutsche Volk heute mit zerschmetterten Gliedmaßen liegt.

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XXIV.

Die Mannschaften der Feldarmee

Es gibt ein Idealbild des Soldaten, das die Kriegsberichterstatter aller Länder durch dieselbe Schablone gezeichnet haben. Nach unsäglichen Strapazen und Heldentaten kommt der Soldat endlich zum Feinde ins Quartier. Höflich und zuvorkommend betritt er das Haus und bittet freundlich um ein Plätzchen am Herd, spielt mit den Kindern, hilft in der Wirtschaft, schenkt einer alten Frau seine Ersparnisse, legt einen Garten an und trieft von Menschenliebe und Biederkeit.

In der Praxis spielte sich das natürlich ganz anders ab, und zwar bei allen Armeen, und auch der deutsche Soldat war keineswegs ein angenehmer Gast. Die Begriffe von Mein und Dein lockern sich im Kriege, Massen herrenlosen Gutes liegt umher, ringsum gibts Möglichkeiten, sich vielleicht noch einmal vor dem Ende, das doch Jedem verdammt nah vor Augen steht, gütlich zu tun, in Wein oder sonst irgendetwas. Der mildernde Einfluß der Frauen fällt ganz fort, und der Ton wird hart, scharf und roh. Im feindlichen Feuer ändern sich alle Ansichten über Disziplin. Alles wird persönlicher. Dem einen Führer folgen die Leute blindlings, wenn er auch vielleicht schroff und streng ist, den andern achten sie gering, weil er seine Persönlichkeit nicht einsetzt.

Geschimpft wird immer unter Soldaten, ob es nun Offiziere oder Mannschaften sind. Bedenklich ist die Stimmung nur, wenn nicht mehr geschimpft wird. Der Soldat hört seinen Offizier auf die Vorgesetzten schimpfen und schimpft für sein Teil wieder auf die „Spinner" und die Offiziere. Grund? Meist das Essen, oft Urlaub und Beförderung.

So war es im Frieden, und so war es auch noch 1914, als das mobile deutsche Heer ins Feld zog. Es wurde geschimpft und zwar feste, und doch war die Armee wie aus einem Guß. Die Stimmung war wunderbar, und todesmutig stürmten die Kompagnien von Stellung zu Stellung, vorneweg die in langen Friedensjahren bewährten Führer. Wer damals dabei war, wird das in seinem Leben nicht vergessen. Ob es je vorher solche Armee gegeben hat? Ob sie je wiederkehren wird? Es war die Blüte der deutschen Nation, die besten Jahrgänge, die tüchtigsten Offiziere, und ihre Gräber gehen bis dicht vor Paris. Was nachher in den Stellungen stand, von der See bis zur Schweiz, hat nie wieder die alte Höhe erreicht. Die Stimmung war auch dahin, man war kriegsmüde, wie 1870 nach der Schlacht bei Sedan, und es zeigten sich dieselben Erscheinungen wie damals: es hatte niemand mehr so recht Freude am Krieg, und verdrossen tat der Musketier seinen schweren Grabendienst.

Man hätte außerordentliche Mittel ersinnen müssen, um die Truppe bei guter Laune zu erhalten. Aber da versagte leider der militärische Verwaltungsapparat vollständig. Psychologie war nie seine starke Seite, und so sah man tatenlos zu, wie der Geist der Soldaten immer kritischer wurde. Die ganze Zusammensetzung der Truppe hatte sich geändert. Der einundzwanzigjährige Musketier hatte seinem vierzigjährigen Hauptmann das bessere Quartier ruhig gegönnt; nun aber war der Kompagnieführer oft neunzehn Jahre alt, und in die Fehlstellen unter den Leuten waren Landstürmer eingerückt, von fünfundvierzig und mehr Jahren, darunter

Männer mit akademischer Bildung, die im Frieden nicht gedient hatten.

Diese höchst schwierige Mischung von Leuten aller Altersklassen und Berufe hätte besonders ausgesuchte Vorgesetzte verlangt, die verstanden hätten, ausgleichend zu wirken. Der Kriegsleutnant stand vor einer Aufgabe, die er mit dem besten Willen nicht lösen konnte. Die Stimmung der Leute wurde auf diese Weise immer mißvergnügter, der Stellungskrieg mit seinen nach hinten hin immer besser werdenden Unterkünften verdarb das alte Solidaritätsgefühl, daß Vorgesetzte und Untergebene alle Gefahren teilten. Die Ruhepausen in der Etappe gaben den Leuten Einblick in die behaglichen und bequemen Lebensbedingungen der Etappen-„Schweine", und in diesen meist sehr kurzen Erholungspausen ließ man dem Landser oft nicht einmal genügend Ruhe. Der Tatendrang der im Stellungskrieg brachliegenden höhern Führer tobte sich dann in Uebungen nach dem Friedensschema aus, und der Mann fühlte sich um seine Erholung betrogen. Nach jedem Urlaub gar kamen die Mannschaften verärgerter zur Truppe zurück; sie hatten in der Heimat das schamlose Reklamationstreiben gesehen, und die Klagen ihrer Angehörigen wurden immer bewegter.

In dieser Stimmung wirkte Bewegungskrieg wie ein Jungbrunnen: alles lebte wieder auf, die Führer waren wieder vorn bei ihren Leuten, Nahrungsmittel und Wein wurden erbeutet . . . Aber schließlich verfing auch das nicht mehr. Die Verpflegung wurde immer schlechter, und dabei wußte Jeder, wie gut in der Etappe gelebt wurde. Der gemeine Soldat, und das war das Schlimmste, sah deutlich, daß ihm der Weg nach oben verschlossen war: er durfte sich totschießen lassen, konnte aber nicht Offizier werden, weil sein Vater nicht genug Geld gehabt hatte, um ihn das Einjährige machen zu lassen. Alte bewährte Unteroffiziere, die das Rückgrat der Truppe bildeten, Männer, die schon im Frieden Feldwebel und Wachtmeister gewesen waren, avancierten bestenfalls zu Offizierstellvertretern oder Feldwebelleutnants, wenn sie schon in Zivilstellungen gewesen waren. Welch unerhörter Schematismus! Es war wirklich ein Kunststück, all diese für die Armee ganz unschätzbaren Männer vor den Kopf zu stoßen und nachhaltig zu verbittern; aber Sankt Bürokratius hat auch das fertig gebracht und sich nachher gewundert, daß bei der Revolution unter den Feldwebelleutnants Sozialdemokraten waren. Die Offizierslaufbahn für „diese Leute"? „Was sollen wir im Frieden mit diesen Leuten anfangen!" sagte sich das Kabinett in gewohnter, gottgewollter Beschränktheit, als ob das ein stichhaltiger Grund wäre und keine gänzlich belanglose cura posterior

Ein intelligenter, energischer, tapferer Mann, wegen Tapferkeit vor dem Feinde befördert, wäre im Frieden als Offizier schon fortgekommen, auch wenn er in der Schule nichts gelernt gehabt hätte. Die vielen Kadetten mit dem Fähnrichsexamen hätten überdies den Uebergang von diesen Leuten zu den akademisch Gebildeten zwanglos hergestellt.

So war schließlich die Stimmung auf dem Gefrierpunkt angelangt. Man schimpfte auf die Vorgesetzten, auf den Generalstab, die Etappe, die Heimarmee, kurz: auf alles. Die Offiziere schimpften nicht minder und fanden sich darin oft mit ihren Leuten. Das Verhältnis zwischen Offizieren und Mannschaften war in den meisten Kampf-Divisionen überhaupt garnicht schlecht: man hatte doch zu viel miteinander durchgemacht und hatte sich gegenseitig im Feuer kennen gelernt, und alle waren gleichmäßig kriegsmüde. Diese alten sturmerprobten Divisionen sind auch in guter Haltung zu Hause eingerückt, heimatfremd und landsknechtmäßig, wie sie in fünf Kriegsjahren geworden waren.

Man muß sich in den Geist dieser Leute versetzen, um Vorfälle wie den Marloh-Prozeß zu verstehen. Wer mehrere Jahre den Krieg vorn in der fechtenden Truppe, und ganz besonders bei der Infanterie, mitgemacht hat, ist kein normaler Mensch mehr. Seine Nerven sind verbraucht. Ein Menschenleben ist ihm nichts; dazu hat er das eigne schon zu oft aufgegeben. Fälle von schwerer Hysterie waren häufig und wurden weiter garnicht beachtet. So traf ich einmal einen bewährten Kompagnieführer, der allein am Wege saß und bitterlich weinte. Auf meine Frage, was los sei, antwortete er vergnügt: „Ich weiß nicht — die Nerven! Ab und zu muß ich mich mal gründlich ausheulen.“ Ueber Feldsoldaten sollten nur Feldsoldaten urteilen. Wer nie ein Schlachtfeld gesehen, wem nie die Schrapnellkugeln und Sprengstücke auf den Stahlhelm getrommelt haben, der kann die seelischen Vorgänge, die zitternde Wut, die wahnsinnige Ueberreizung aller Nerven, die Umwertung aller Werte in den Köpfen der Soldaten nicht nachempfinden. Nur ein großer Dichter kann den Soldaten so schildern, wie er ist, wie er im Kriege werden mußte. Barbusse hat bisher das Bild am besten gezeichnet. Welche Verwandlungen vollziehen sich da! Aus friedfertigen, gutmütigen, harmlosen, ein wenig rohen Leuten werden unter den aufpeitschenden Einflüssen des Gefechtes rasende, mit hervorgequollenen Augen wütend vorwärtsstürmende, brüllende Unholde, die nach dem Nahkampf lechzen. Ist dann die Blutarbeit getan, so ist auch die Spannung vorbei, und man sieht dieselben Leute friedlich neben den Gefangenen sitzen, denen sie Zigaretten und Essen geben, und fragt sich kopfschüttelnd: Was haben

eigentlich die Leute gegen einander? Was hat der französische Bauer gegen den deutschen Handwerker?

Als der Krieg ins vierte Jahr ging und alles immer schlimmer anstatt erträglicher wurde: da bemächtigte sich des Soldaten eine dumpfe innere Wut. Instinktiv fühlte er, daß der Zweck des Daseins doch unmöglich sein könne, in Schlamm und Dreck einander hoffnungslos gegenüberzuliegen. Die alten Mittel, Gefreitenknöpfe und Orden, verfingen nicht mehr: die Zeit war reif für große außerordentliche Maßnahmen. Aus der Front kamen Vorschläge: Alles, Reich und Arm, Armee, Etappe und Heimat sollte aus dem Küchenwagen essen. Keiner sollte besser leben als der Andre. Die Zeit schrie förmlich nach Sozialisierung. Wenn damals, im Herbst 1917, der Kaiser den Volkswillen und den Geist der Zeit verstanden hätte, wäre der Krieg nicht verloren worden. Es war ein verhängnisvoller Fehler, zu glauben, die Mannschaften seien dumm genug, um nicht zu merken, daß ihnen Unrecht geschah, wenn man ihnen die Führerstellen vorenthielt, zu denen sie qualifiziert waren. Wer vier schwere Kriegsjahre hindurch als gemeiner Soldat im Felde gestanden und bis zuletzt tapfer angegriffen hatte, war zum Führer geboren, war in seiner Art ein vielfach gesiebter Aristokrat, war das prachtvollste Führermaterial der Welt — und wurde nichts. Was war die Folge? Jeder wandte sich der Partei zu, die die Interessen des Proletariats vertrat, denn das herrschende System bemühte sich dauernd mit Erfolg, den Soldaten zu beweisen, daß sie Proletarier waren, das heißt: Leute, die aus ihrer Klasse durch die Macht der Verhältnisse nicht herausgelassen werden. Die großen Heerführer der Weltgeschichte hatten weitherzig alle Schranken geöffnet und dem tapfern Krieger den Weg nach oben geebnet. Das bekannte Wort: „Jeder Soldat trägt den Marschallstab im Tornister“ galt nicht in der deutschen Armee des Weltkriegs. Was hätte das preußische Militärkabinett auch mit einem Massena, einem Ney anfangen sollen, die nicht das „Einjährige“ hatten, und über die die Heimatbehörde vielleicht ungünstig berichtet hätte!

Man muß sich diese Stimmung der Feldsoldaten klar machen, um zu verstehen, daß die alten Soldaten mit derselben verbissenen Wut im Herzen als Spartacisten in den Straßenkampf wie als Freiwillige ins Baltikum gingen: die Grenze zwischen Diesen und Jenen war keineswegs scharf, und gemeinsam war ihnen der Haß gegen die Satten, die Schieber, die Kapitalisten. Nur die heillose Prinzipienreiterei der Linksparteien hat es fertig gebracht, daß sich auch heute noch Soldaten und Arbeiter feindlich gegenüberstehen, und daß die politischen Begriffe allmählich heillos verwirrt

worden sind. Eigentlich weiß Niemand mehr aus noch ein. Im Grunde sind all diese fürchterlich geschmacklosen, das Ohr gradezu schmerzenden Worte wie Putschisten, Kappisten, Noskiden nichts weiter als leere Begriffe. Das alles gibt es ja garnicht, oder es ist alles dasselbe: Menschen mit unklaren politischen Zielen, denen — ebenso wie dem Deutschen Reich — eines mangelt: eine Idee und ein Führer! Uns fehlt kein Parteiführer mit Scheuklappen, davon haben wir reichlich, sondern ein Reformator, dessen Lehre ebenso leicht verständlich ist wie die Zehn Gebote, in dessen Herzen die große Güte wohnt, die beinah schon Menschenverachtung ist, ein Mann wie der Nazarener, der, unter Qualen sterbend, das stolzeste aller Worten sprach: „Vater, vergieb ihnen — sie wissen nicht, was sie tun."

Jimmy Higgins und Anne Drummond

von Arthur Holitscher

Nun kommen endlich wieder Bücher aus dem Westen in unser ab- und ausgesperrtes Land und zeigen uns, wie es draußen in der Welt aussieht — in unsrer eignen, die hier und dort einzelne Geister zu errichten suchen auf den Trümmern der nun für immer untergegangenen Vergangenheit. Bücher, die den Beweis erbringen, daß hier und dort ein Kamerad aus der Zeit vor dem Schlachten Stich gehalten hat, und daß hier und dort ein neuer aufgestanden ist, nicht nur durch die Gesinnung verbunden mit dem Freund in der Ferne, sondern durch den tiefern Zusammenhang, die einzig gültige Auffassung des Dichter-Berufes und -Daseins in dieser heutigen Welt.

Die beiden Bücher, über die ich hier berichte, sind Kampfbücher sozialistischer Dichter; Bekenntnisbücher. Ein literarisches Bekenntnis kann einer positiven Tat des politischen Kampfes gleichkommen. Die Dichter dieser beiden Bücher bekennen sich zu Lenin. Das Vorrecht dichterischer Phantasie ist es ja, die Vollkommenheit zu suchen, Vollkommenheit der Person und der Idee. Beruf des sozialistischen Dichters ist es, das Ideal von den Schlacken des Zufalls zu reinigen, aus den entstellenden Verzerrungen, die die Notwendigkeiten des niedern Lebens verursachen, das reine Gebilde seiner Sehnsucht erstehen zu lassen. Ziel ist die utopische Gemeinschaft, Werkzeug der sittliche Mensch. Damit ist der Inhalt und die zentrale Figur des Kunstwerks gegeben.

Die beiden Werke sind Romane („Jimmy Higgins' von Upton Sinclair, in der trefflichen Uebersetzung von Hermynia zur Mühlen bei Gustav Kiepenheuer in Potsdam erschienen; ‚The Black Courtain' von Douglas Goldring, bei Chapman & Hall in London) und führen ihre Leser von der Zeit vor dem Krieg über die fünf Jahre bis tief in die Weltrevolution hinein.

Daß wir in Deutschland noch keinen Roman der Revolution von 1918 haben, beweist nichts gegen die sozialistisch fühlenden Romanschriftsteller deutscher Sprache; bei uns ist die Distanz zu den Geschehnissen dieser Zeit eine nähere als in den englisch

sprechenden Ländern, bei uns handelt es sich um die Barrikade, nicht um den Schreibtisch. Darum ist den englisch schreibenden Kameraden die Gestaltung ihres Stoffes möglich; hierzulande würde er an der praktischen Forderung der Aktualität scheitern.

Sinclair ist Amerikaner, Goldring Engländer. Ihre Werke, aus dem gleichen Impetus geboren, sind in Stil und Gestaltung so verschieden wie England und die Union. Sinclair steht zudem in engem Zusammenhang mit der praktischen Bewegung, Goldring ist mehr an der pazifistisch-intellektuellen Peripherie zuhause. Die beiden Bücher zeigen darum auch an zwei verschiedenen Typen die Entwicklung der Idee, zwei wesentlich verschiedene Arten von Milieu tönen die Atmosphäre der Bewegung, die aber von der selben heißen Welle durchschimmert und belebt sind, wie sie zurzeit aus drängend zur Freiheit begehrenden Herzen um die Erde strömt und zu ihrem Ausgangspunkt zurückfindet.

Jimmy Higgins (der Name verpflichtet, denn er ist eine lange vor Sinclair erfundene Bezeichnung für den Typus des kleinen, primitiven amerikanischen Sozialisten, eine Bezeichnung wie Tommy Atkins, Uncle Sam oder John Citizen) — Jimmy, der amerikanische Arbeiter, erlebt den Militarismus in Amerika, den Krieg zur See, in Flandern und die russische Revolution in Archangelsk mit all den Schrecknissen des durch übermächtige äußere Gewalten und durch seine rührende Seelendumpfheit hin und her geschleuderten, nur an seiner reinen innern Ueberzeugung krampfhaft festhaltenden Proletariers aus dem Durchschnitt. Das Buch ist ein Bilderbogen in Holzschnittmanier, ein Abenteuer- und Tendenz-Roman, ein echt populäres Buch. Dem armen Jimmy passiert einfach alles, was einem kleinen, unwissenden, gutwilligen und verelendeten Individuum passieren kann, das in die große Maschine gerät. Es passieren ihm Dinge, die aus einem echt amerikanischen Scheinwerfer beleuchtet alle Greuel des Krieges und der Ungerechtigkeit auf Erden, noch dazu der typischen amerikanischen Ungerechtigkeiten darstellen. Jimmy verliert Weib und Kind durch die Explosion einer Munitionsfabrik; Jimmy wird von Detektiv-Horden gehetzt; Jimmy dient, ohne es zu wollen, dem Agenten des Kaisers; Jimmy wird auf der Fahrt nach England torpediert, liest im Lazarett Georg dem Fünften die Leviten, gewinnt die entscheidende Schlacht bei Chateau-Thierry, wird mit dem Besatzungsheer nach Archangelsk geschickt, um gegen seine eigne Brüder zu kämpfen, tut es aber nicht, sondern verbreitet, im Gegenteil, bolschewistische Propagandaschriften unter seinen Mitsoldaten, lernt in den Kasematten des weiland zaristischen Systems die Einrichtung des „Dritten Grades", der amerikanischen Inquisition kennen, ohne seine Kameraden darum zu verraten. Zum Schluß kriecht Jimmy, der heroische, gutherzige, machtlose, heilige Jimmy auf allen Vieren über den schmutzigen Kerkerboden, bellt und frißt aus der Hand, in vollkommener Vertiertheit und Umnachtung seiner armen ewigen Seele.

Dagegen Anne Drummond! Sie ist die packendste Figur in Douglas Goldrings Roman. Sie kommt aus dem respektabelsten Winkel der englischen Bourgeoisie, dem Pfarrhause, ein aus

der Art geschlagenes, zartes, aber willensstarkes Wesen, das sich aus einem wirren, trotzigen Rebellentum so lange durch die londoner Bohème-Ateliers treibt, bis sie mit der Ursache ihrer Zerrissenheit zugleich ihre Heilung erkennt — nämlich: daß für einen jungen, lebenswarmen, phantasiebegabten und die Traditionen verwerfenden Menschen in der heutigen Bourgeoisie mit ihrer Last an Schuld und Härte kein Platz mehr sei. So wird aus der kleinen rebellischen Künstlerin mit einem Schlage der aktive Revolutionär.

Jimmy und Anne — es sind zwei verschiedene Welten. Jeder der beiden Dichter gibt in voller Ehrlichkeit die einander Gott weiß wie unähnlichen Umgebungen wieder, aus denen doch dieselbe Kraft der Auflehnung und des aktiven Kampftriebes zur Erreichung des einen, des notwendigen Zieles stammt. Sinclair kennt den Arbeiter und sein Leben („The Jungle!"), daher geleitet er Jimmy aus dem Kleinkram der Partei-Arbeit und -Disziplin bis zur Apotheose des heroischen Einzelschicksals empor — Jimmy endet genau dort, wohin Anne Drummond auf ihrem Wege von Expressionisten-Ateliers durch die unterirdischen Bureaux radikaler Kampforganisationen und die Vorstadttribünen sozialistischer Arbeitermeetings gelangt: im Gefängnis, das ihr zartes Leben austritt. Der Engländer Goldring, Dichter und Genosse, kommt von der reinen Aesthetik her. Noch den enthusiastischen Sozialisten: Gissing, Morris, Shaw haftet dieses rein Artistische in entscheidender Weise an. Zuweilen ist es mit einem typisch britischen Element der Neugier, der skeptisch-gerührten Betrachtung des Fremdartigen in Wesen und Umständen jener Dinge, die sich außerhalb der Gesellschaft, das heißt: der „Society" abspielen, vermengt. Hier aber hebt das persönliche Erlebnis, das bezwingende Schicksal diesen Widerspruch auf, denn die Kurve des Geschehens biegt in das Menschlichreine, die große Tragik ab.

Der Sozialismus des Engländers hat wenig mit dem Sozialismus andrer Völker gemein. Der Kampf des englischen Sozialisten hat wesentlich schwierigere Voraussetzungen als der Kampf der sich befreienden Klassen andrer Länder. Diese Voraussetzungen ruhen in dem spezifischen Charakter des englischen Liberalismus. Daß die politische Erleuchtung Annes wie ein Blitz in sie fährt, und daß ihr Schicksal sie dann in kurzer Spanne zum Opfertod reif werden läßt: das ist, ob Goldring es bewußt oder instinktiv gestaltet hat, eine außerordentlich richtige Einstellung zum Problem der Verantwortung des intellektuellen Sozialisten aus der Bürgerklasse.

Der Kampf Jimmys wie Annes ist für die Bewegung von gleichem Wert und gleicher Wichtigkeit. Im Moment ihres Unterganges sind sie in Wirklichkeit Genossen geworden, Brüder und Schwester in der Idee. In der Einsicht von der Notwendigkeit des Opfers für die Zeit, die über Hekatomben schreitend das Fest der Zukunft rüstet, begegnen sich die sozialistischen Dichter aller Zonen und Kulturen, und dies zeugt von einer viel tiefer wurzelnden Solidarität, als das literarische Bekenntnis, sei es auch zur reinsten Form des Sozialismus, sie je herzustellen und zu beweisen vermöchte.

Janus Reinhardt

Der doppelbodige, doppelköpfige, doppelgesichtige, doppelseelige Reinhardt — auch wenn er nicht selber Hand anlegt: jede repräsentative Aeußerung des Unternehmens, das eben „Unternehmen" geworden ist, hat den Charakter der Charakterlosigkeit. Kunst und Kitsch: hier sind sie nicht scharf getrennt — hier leben sie einträchtig neben einander. Bei Brahm, der mir vorgerückt wird, war das — Ihr habts bloß vergessen — ganz anders. Der spielte fast zwei Jahrzehnte lang Hauptmann und Sudermann, Ibsen und Fulda — das stimmt. Aber: er wußte den Unterschied; und deshalb brachte er ihn sogar dem Publikum bei, für das er die Zugeständnisse machte. Er entwertete die Kulissenreißer, indem er sie zwischen die Dichter stellte. Es ist ja doch kein Zufall, daß er Fulda und Sudermann, deren Leistungen sich so wenig verringert haben wie ihre Tantiemen, den beiden Bindelbands, den Gebrüdern Rotter vererbt hat. Sein zweiter oder erster Erbe: Max Reinhardt wird ein minder reinlicher Erblasser sein. An dieses Welteroberers Diadochen werden wir unsre Freude haben. Sie werden das Chaos in Generalentreprise weiterführen, samt dem Stern, den es einmal geboren hat. Aber er wird nicht ‚Stella' heißen. Kein Licht von dieser Kraft wird in die Finsternis scheinen, wo alle Katzen grau, nämlich alle genügend jungen Dramatiker einer Aufführung würdig sind. Begabung ist Nebensache. Woraus soll man sie, Himmel und Hölle, denn ablesen?! Hasenclever hat keine kleinere Gemeinde als Kornfeld, ihre Verleger sind ungefähr gleich renommiert, und für die aesthetische Zuverlässigkeit der Kritiker, die Den rühmen und Jenen schmähen, ist unser einziger Maßstab die Auflagenhöhe ihrer Zeitungen. Also seien wir stolz, daß wir zwei solche Kerle haben.

Der gute Hasenclever gehört zu den Selbstverkennern. Wie etwa Rolf Lauckners Zukunft ist seine das Lustspiel. Die tauglichste Szene, die mir von ihm zu Ohren gekommen ist, strebt heitere Wirkungen an und erreicht sie. Seine übrigen Szenen erreichen sie nur. Für das komische Monstrum ‚Antigone' ist kein mildernder, sondern ein erschwerender Umstand, daß es 1916 entstanden ist. Nicht einmal 1920 dürfte ein Haßgesang wider den Krieg derart hohlbrüstig, dünnstimmig, wie aus der Ferne klingen. Aber mittendrin in der Schlächterei, zwei Jahre nach Kriegsbeginn und ebenso lange vor Kriegsschluß, rasend gemacht von dem Wahnwitz armer, auf einander gehetzter Völker und der Dummheit und Niedertracht ihrer Einpeitscher, hat ein zwei- oder fünfundzwanzigjähriger Jüngling keinen Ton in der Kehle, vor dem wir erzitterten, von dem wir erglühten? Es liegt wirklich kaum an uns. „Nicht mitzuhassen — mitzulieben bin ich da" ist bekanntlich der ergreifendste Vers des Sophokles. Weil Hasenclever in seinen fünf Akten genau das Selbe sagen will, aber nicht den bequemen Ausweg findet, eine ‚Tragödie' unverfaßt zu lassen, die schon vor mehreren tausend Jahren aus so dauerhaftem Stoff hergestellt worden ist, daß sie bis heute gehalten hat, und weils ihm an Mut gebricht, den unsterblichen Wohllaut einfach zu übernehmen — deshalb entrieselt es seinem Pegasus folgendermaßen: „Ich kenne ein Gesetz, noch ungeschrieben, von keinem Herold in die Welt posaunt, so alt wie du und ich: es heißt die Liebe." Das ist ein Beispiel für hunderte. Was Sophokles in Einem Verse bedeutend und schön gesagt hat, sagt Hasen-

clever in vieren flach und reizlos. Je schmerzhafter er die Dürftigkeit seines dichterischen Vokabulars empfindet, desto wütender stachelt er sich zu Gewaltsausdrücken. Um den Geist der Milde zu predigen, brüllt er sich Schaum vor den Mund. Er will, der Republikaner, durch einen Monarchen hindurch der Monarchie den Kernschuß versetzen. Leider kann er nicht zielen. Er würde immer danebentreffen, der Verfertiger des Revolutionsfilms ‚August Bebel'. So baut er, damit selbst jeder Danebentreffer irgendwo einschlage, über die ganze Bühne hin einen langen, breiten, unmäßig aufgeplusterten Jahrmarktsbudenpopanz, dem Züge von Wilhelm dem Zweiten anzuklecksen sein Geschmack ihm erlaubt, einen wulstigen Preisathleten, einen Radaurenommisten, einen Vorstadt-Caligula mit der sechsstriemigen Nagaika. Kreon hat sich von Sophokles bis Hofmannsthal dergestalt entwickelt, daß er den Fingerspitzen des Oesterreichers Wesensbesonderheiten darbot, über die der größere Attiker weggefühlt hatte. Insofern, als die Generation dieses Krieges in Barbarei zurückgesunken ist, mag Hasenclever sich brüsten, ihr wahrhafter Exponent zu sein. Um seinen Kreon wird der Dramatiker Ferdinand Bonn ihn nicht schlecht beneiden.

Der Albdruck weicht. Man atmet auf, wenn man von Hasenclever zu Kornfeld kommt, und faßt wieder Hoffnung. Nicht Hoffnung für Reinhardt, der einem ja grade dadurch unheimlich wird, daß seine Nerven die Verschiedenheit von Gehirnekstatiker und Gliedmaßenexaltado nicht spüren, und daß er sich durch die Förderung Beider gleichermaßen verdient zu machen glaubt. Auch nicht Hoffnung für die Zivilisierung einer Hörerschaft, die bei Hasenclever vor Begeisterung über seine Gemeinplätze, bei Kornfeld vor Aerger über seine Ansprüche an die künstlerische Auffassungsgabe tobt. Nein, hoffnungsvoll stimmt, daß die Dichter nicht ausgestorben sind, die einen Vorstoß in Neuland wagen, ob er nun hinreichend weit geht oder nicht. Kornfeld besinnt sich darauf und erinnert daran, daß das Schaudern der Menschheit bestes Teil ist. Seine Entdeckung, oder richtiger: seine Wiederentdeckung, seit Maeterlinck? Es gibt keinen Alltag; und das ist schaudererweckend genug. Der Alltag ist voll von Rätseln, also kein Alltag mehr. Den Alltag wollten die Naturalisten malen. Für sie war jede Seele bedeckt von einem Gesicht; und noch die gewöhnlichsten Gesichter waren so eigentümlich, daß es verlohnte, sie alle festzuhalten. Kornfeld dagegen sagt: Jedes Gesicht ist bedeckt wie von einer Seele; und da dem so ist, liegt dem Dichter weniger ob, sich der Flächeneinteilung und Farbentönung des sterblichen Gesichts zu bemächtigen, als der Gezeiten unsrer unsterblichen Seele. Nicht die Gestalten bei Kornfeld sind typisch — sie sind ja nicht einmal Individuen —: aber ewige Gültigkeit hat die furchtbar beklemmende Tatsache, daß es stets nur ein Schleier ist, der uns einen Menschen verhüllt, und nur ein Schritt, der uns von ihm trennt, und daß die ungehobenen Schleier zu Bergen und die ungetanenen Schritte zu unendlichen Wegen werden. Eheleute, die einander „betrogen" haben, verstummen in ihrer Qual, versteinern auf Dezennien und werden aus unerlöstem Gefühlsüberschwang zu Mördern. Dirnen sind glücklich, für fremden Mord zu büßen oder gar Mord zu begehen, um mit der büßenden Geliebten zu sterben. Hier herrscht Unalltäglichkeit, und das ist: Unbedingtheit. Leidenschaften rasen sich aus bis ans Ende. Ueber den maßvollen Maeterlinck kommt die Besessenheit Dostojewskis, nachdem die Wollust unkörperlicher Kreaturen sich mit der Bitterkeit

Leopardis gemengt hat. Eine völlig unwirkliche, eine phantasmagorisch-poetische Welt. Ihre Sprache ist mit dem innern Ohr zu erlauschen, da kein Wort geformt ist zur Verständigung zwischen wandelnden Zeitgenossen, sondern jedes erfüllt ist vom Blute eines gemarterten Herzens. Jedes? Wärs jedes, so gebührte Kornfeld wahrscheinlich der Lorbeerkranz unsrer Dramenepoche, der vorläufig allen Bewerbern zu hoch hängt. ‚Himmel und Hölle‘: dessen Gnaden schicken sich an, zu melodeien, und deren Flammen, uns zu versengen. In erstaunlichem, in bewundernswertem, in beängstigendem Grade gerät dem kulturgesättigten Schriftsteller, seine Skepsis zu überwinden, Wurzel zu schlagen, Naivität zu erringen, zu singen, wie einem richtigen Dichter; einer Kreuzung aus mehreren richtigen, der holde Schnabel gewachsen ist. Aber dieses — dem Gott Apollo sei Dank — ist die Sphäre, wo keine eiserne Energie, keine Inbrunst des Kopfes, kein gewählter Geschmack auf die Dauer hilft, und seis auf die kurze Dauer eines Theaterabends. Jakob, der Vertreter des Autors in allen Situationen, die von diesem nicht voll genug sind, muß einmal ausrufen: „Seht Ihr, so ist der Mensch: hineingejagt der eine in jenes Wirrsal, der andre in dieses! Wahrlich, ein ganz mißlungenes Produkt, und ganz mißlungen Leben und Welt!“ Seht Ihr, so muß dieser Jakob öfter als ein Mal ausrufen. „Nur das geöffnete Herz zeigt dir die Wahrheit“? Nun, wo das Herz sich nicht öffnet, bricht Jakob es auf. Ohne Jakobs Dietrich und Deutestock wäre Kornfeld nicht grade verloren, aber übel daran. Sein Dichtertum, so ungewöhnlich und seltsam gemischt es ist, hat eben doch zu wenig des anonymen Elements, um der rationalen Erklärbarkeit vollständig entraten zu können; und da es dieser bedarf, so hat es zu wenig ursprünglich dramatischer Gestaltungskraft, um die Vorgänge und ihre Träger jederzeit aus sich selber leuchten zu lassen. Kornfeld steht heute noch zwischen den Formen und zwischen den Zeiten. Eine reizvolle, aber gefährliche Stellung. Wenn er hinaus- und hinaufgelangt, so wird ‚Himmel und Hölle‘ in seinem Werk kaum mehr bedeuten als in Hebbels etwa die ‚Julia‘. Wenn nicht, so wird sein Name kaum länger währen als etwa Hermann Conradis.

Zwei Säle wohnen, ach, in Reinhardts Brust. Hasenclever, ob er gradezu für den großen die Schießbudenfiguren seiner Phantasielosigkeit zusammengetischlert hat oder nicht: hier hat ein kunstmörderischer Raum seinen angemessenen, nach Kilometern angemessenen Befriediger gefunden. Aber selbst Hasenclever wird ja wohl eine raffiniert ersonnene Strafe des Himmels darin erblicken, daß am Schiffbauerdamm sein Pamphlet auf Wilhelm von Amerongen durchaus nicht wie ein Pamphlet wirkte, sondern wie ein Sardanapalimpsest. Das hat Karlheinz Martin nun davon, daß er das sacrifizio dell’ inteletto gebracht hat: er muß, mutatis mutantis, inszenieren wie weiland Georg von Hülsen. Der übrigens der Arena geschickter Rechnung getragen hätte. „Auch wir haben Kinder“, schreit Einer, der nach Organ und Statur dreizehn Jahre alt ist. Alles geht durcheinander: Nüchternheit, Pathos, hysterischer Krampf. Jannings macht aus dem Kreon nicht den glorreichen Admiral des Stillen Ozeans — oder grüßte ER diesen als Herr des Atlantischen Ozeans? —, sondern Carl Abs, der sich seinerzeit eine Stadtbahnstation daneben, im Konkurrenzzirkus Busch betätigt hat. Antigone wird zu Selysette: die bemitleidenswerte Eysoldt. Und wo, mein Stallmeister, sind eure Pferde geblieben? „Krieger zu Pferde jagen von allen Seiten in die Arena. Ein Anführer sprengt bis vor

die Stufen, reißt Antigone auf, wirft sie rücklings übers Pferd, jagt mit ihr durch die Mitte hinaus. Ihre Haare schleifen am Boden.“ Das geht im Zirkus, dazu ist er gebaut, dazu hat der Orchestralibrettist Hasenclever es ja gedichtet, das habe ich seinerzeit klopfenden Vorschülerherzens bei Schumann in der Pantomime ‚Mazeppa‘ gesehen — und mir das vorzuenthalten, nachdem man mich am strahlendsten Frühlingssonntagmittag um die Manege gruppiert hat: das ist lästerlicher Kunstfrevel. Hoffentlich macht der Amerikafahrer Reinhardt nicht den völkerpsychologischen Schwupper, den Goldwäschern Kaliforniens für ihr gutes klingendes Geld ein ähnlich asketisches Theater zu liefern. Was aber Karlheinz Martin betrifft: er eifere seinem Brotherrn nicht in jeder Beziehung nach, weil er vielleicht doch nicht stark genug ist, wanns ihm paßt, die Pauke mit dem Spinett zu vertauschen. Vorläufig traut man ihm noch zu, daß er auch ‚Himmel und Hölle‘ bewältigen würde. Ludwig Berger ist mir deswegen näher, weil ich ihm zutraue, daß er ‚Antigone‘ nicht um Hellas anfassen würde. Es ist viel, aber kaum zu viel gesagt, daß seine Inszenierung Reinhardts ‚Stella‘ nicht nachsteht. Sie ist rein wie Kornfelds Tragödie und ganz in ihrem Geiste, ja, was mehr bedeutet: im Geiste empfangen. Hier ist wirklich einmal kein Erdenrest; soweit es allein auf den Regisseur ankommt. Der Bühnenmaler, sein Bruder, hatte sich vollständig an ihn angepaßt. Denkbar neutrale und schwerlose Dekorationen halfen die Leiblichkeit der Begebenheiten einschlucken und die Körper der Schauspieler astralisieren. Die Seele war es, die da sang, und Keiner brauchte sich mühsam zu ihr hindurchzuhören. Der Raisonneur Jakob war allerdings falsch besetzt. Grade, weil der nicht gestaltet ist, sondern mit seinen Worten ununterbrochen gestalten soll, hätte er einem Hypnotiseur wie Krauß getaugt, der als Graf ein bißchen lahm gelegt schien. Hingegen das Frauenterzett! (Terzett; da bei der Winzigkeit von Frau Elsa Wagners Rolle eine schnelle Verbeugung vor dem Stilgefühl dieser phantasievollen Künstlerin ausreicht.) An die Straub muß ich mich immer von neuem gewöhnen. Sie berührt zuerst meist wie ein weiblicher Wegener aus der nächsten Generation, mit den slawisch eckigen Backenknochen und einem kassubischen Ton von süßlicher Verschlagenheit. Aber innere Hitze treibt, wo irgend sie sich zu entfalten hat, den Ton auf eine Temperatur, daß die besondern Farben heruntergeschmolzen und förmlich die nackten Schwingungen charakteristisch klingend werden. Eine ausgesucht packende Ergänzung, daß die fanatische Freundin dieser Maria die Pünkösdy war, die zwar auch durch ihre Liebe aus sich herausgeschleudert wird, aber dabei ein runder Mensch bleibt. Worauf hätte diese Schauspielerin nach einer so elementaren Gestaltung nicht Anspruch! Und endlich die Lossen. „Ihre Frau ist unsagbar schön; man möchte vor ihr niederknieen und sie anbeten. Alles Leid, das Sie in dieser langen Zeit einander zugefügt haben, hat sich verwandelt und ist Schönheit in ihrem Gesicht geworden, alle Trauer, die sie empfinden mußte, ist nun Zartheit ihrer Züge und Bewegungen.“ Das sagt Jakob; und Jacobsohn stimmt ihm schwärmerisch zu. Daß Reinhardt zu seinen eignen Regieleistungen keine Distanz hat, ist mir begreiflich. Aber wenn er ‚Antigone‘ und ‚Himmel und Hölle‘ hinter einander gesehen hat und noch nicht weiß, daß es seine Künstlerpflicht ist, das Große Schauspielhaus für die Kino-Industrie freizugeben: dann — dann möge er aus den Gefilden Buffalo Bills nie wieder zu uns zurückkehren.

Preissturz? von Theobald Tiger

Amalie steht vorm Ehesegen.
Er naht sich legitim und leis.
Sie kauft sich noch kein Bett. Von wegen:
es fällt der Preis.

Sie wartet. Und die Tage eilen.
Die Preise falln zur Lenzsaison.
Sanft schläft ihr Bräutigam derweilen
aufs Chaiselongue.

Sie wartet. Und wir warten Alle . . .
Kommt uns der Preissturz bloß so vor?
Die Dummheit in den Reichstagshallen
steht nach wie vor.

Kapp: dies Papier hat seine Nücken.
Herr Ludendorff wird nicht notiert.
Ein Grünhorn, wer in Achselstücken
nicht spekuliert.

Selbst Noske freut sich noch des Lebens,
die Stütze unsres Wallotbaus.
Wir offerieren ihn vergebens
ab Haus.

Wer will die Wilhelm-Straße deuten,
für die man keinen Dollar bot?
Nachfrage ist nach tüchtgen Leuten . . .
kein Angebot.

Ein Mädchen nur — auf jenem Striche,
wo man den Deutschen Mann sein läßt —
spricht froh: „Ich kenn die Börsenschliche.
Und wenn der ganze Markt entwiche —:
Ich bleibe fest —!“

Großbankpläne von Validus

Die Commerz- und Disconto-Bank in Hamburg-Berlin, eine von den kleinern Großbanken, will mit einem Schlag in die Reihe der ganz großen einrücken. Sie ist mit der einzigen in Deutschland noch vorhandenen wirklich unabhängigen selbständigen Depositenbank: der Mitteldeutschen Privatbank in Magdeburg zu diesem Zweck in Unterhandlungen getreten. Geplant ist eine völlige Verschmelzung der beiden Institute. Zum Leidwesen der Commerz- und Disconto-Bank ist schon im ersten Anfangsstadium der Vorbesprechungen durch Indiskretion die Presse auf den Plan aufmerksam gemacht worden. Man ist darüber deshalb so unglücklich, weil jetzt vielleicht Konkurrenten dem magdeburger Unternehmen ebenfalls Anerbietungen machen könnten.

Ob diese Befürchtung gerechtfertigt ist? Die Mitteldeutsche Privatbank mit ihren 60 Millionen Aktienkapital und einem Netz von achtzig Filialen ist ein derartig dicker Brocken, daß ihn nicht Jeder verspeisen kann und will. Und vor allem ist das, was in vieler Beziehung das Wertvollste an der Bank ist, für Manchen auch das Unverdaulichste. Das ist der erste Direktor des Unternehmens: Herr Moritz Schultze, ein Mann, der in wenigen Jahren die früher verhältnismäßig recht unbedeutende und kleine Bank zu einem wichtigen

Faktor in unserm Kreditwesen gemacht hat, und der, wie alle derartigen Leute, einen sehr starken Eigenwillen hat. Das war wohl auch der Grund, warum in frühern Jahren der Gedanke, die Mitteldeutsche Privatbank der Deutschen Bank anzugliedern, unausgeführt geblieben ist. Man befürchtete offenbar in der Behren-Straße, dieser neue Kollege werde unbedingt die erste Violine spielen wollen. Bei der Commerz- und Disconto-Bank geht das schon eher, besonders, da der eine oder andre ihrer Leiter ohnehin nicht lange mehr wird amtieren wollen.

Ob nun die Verschmelzung zustande kommen wird oder nicht: die Commerz- und Disconto-Bank wird auf alle Fälle zu ihrem fünfzigjährigen Jubiläum ihr Kapital ganz außerordentlich vermehren. In ihrem besondern Falle ist das umso angebrachter, als sie seit etwa zwei Jahren bewußt ihre Tätigkeit ausdehnt, die eine oder andre kleine Aktienbank verschluckt und außerdem an einer Reihe großer Plätze Filialen eröffnet hat oder noch eröffnen wird: in München, Köln, Essen, Stuttgart und Frankfurt, Filialen, zu deren Betrieb heute mehr als je entsprechende Mittel gehören. Außerdem hat sie bei der Aufsaugung jener kleinern Banken eigne Aktien zum Ankauf benutzen müssen und diese Aktien von ihren Verwaltungsratsmitgliedern entliehen. Wenn das aber auch nicht der Fall wäre, so ist bei allen deutschen Banken, nicht nur bei der Commerz- und Disconto-Bank, ein gewisses Mißverhältnis zwischen den eignen Mitteln und den von der Kundschaft anvertrauten Einlagen eingetreten. So hat beispielsweise die Commerz- und Disconto-Bank bei 85 Millionen Grundkapital 2 Milliarden Depositen. Das entspricht nicht dem früher üblichen Verhältnis. Freilich sind die gewaltig in die Höhe geschnellten fremden Gelder bei den Banken in erster Reihe eine Folge der Inflation, der Entwertung des Geldes, der Erzeugung von Scheingeld. Und wenn wir einmal wieder gesündere Währungsverhältnisse haben werden, so wird dieses Verhältnis sich wieder etwas natürlicher gestalten. Immerhin ist weder jene Tatsache wegzuleugnen noch die, daß durch die Entwertung der deutschen Valuta draußen auf den internationalen Geldmärkten die deutschen Großbanken in ihrer Stellung weit zurückgedrängt worden sind. Die 500 Millionen Mark Aktienkapital und Reserven, über die die Deutsche Bank verfügt, waren früher 400 Millionen Franken oder 25 Millionen Pfund Sterling. Heute ist es etwa der zehnte Teil. Da ist nicht etwa nur eine Zahlenspielerei: es hat eine erhebliche praktische Bedeutung, denn draußen in der Welt wird jetzt, wo die deutschen Banken große Kredite für die Rohstoffversorgung ihres Landes anstreben müssen, immer doch auch auf diese Dinge gesehen werden. Außerdem aber haben die Großbanken andrer Länder, namentlich die englischen, die letzten Jahre benutzt, um ihre Kapitalien ganz gehörig zu verstärken, und deshalb wird man in Deutschland ähnliche Dinge bald ebenfalls vornehmen. Und wenn jetzt die Commerz- und Disconto-Bank aus einem besondern Anlaß in dieser Richtung vorgeht, so wird dieses Beispiel voraussichtlich ansteckend auf die andern wirken. Schon lange hatte die eine oder andre Großbank ähnliche Pläne: sie scheiterten aber daran, daß rein börsentechnisch eine Kapitalserhöhung so lange schwierig ist, wie der Kurs der alten Aktien niedrig steht. Eine Bank, deren Kursstand 120 oder 112 Prozent ist, bekommt nur sehr schwer Käufer für neue Aktien. Das hat sich nun in der letzten

Zeit insofern geändert, als im Zusammenhang mit dem allgemeinen Börsentaumel auch die Bankaktien scharf in die Höhe gegangen sind. Die Kurse der Deutschen Bank stiegen bis auf 300, die der Commerz- und Disconto-Bank beispielsweise überschritten 200 Prozent. Damit ist dieses wichtige Hindernis weggefallen.

Selbstverständlich hat die Erhöhung des Kapitals auch ihre großen Nachteile. Denn die neuen Kapitalien, die jetzt den Banken zufließen, sind mit völlig entwertetem Geld einbezahlt, müssen aber genau so verzinst werden wie die früher für gutes Goldgeld erworbenen Aktien. Mit andern Worten: das Kapital wird bedenklich verwässert. Die Banken werden aber trotzdem dieses Bedenken überwinden, da sie über ihre Gewinnmöglichkeiten zur Zeit sehr optimistisch denken. Namentlich das letzte Jahr und die letzten Monate haben den Banken trotz ungeheurer Erhöhung ihrer Unkosten abenteuerliche Gewinne gebracht. Was beispielsweise im Devisenhandel verdient worden ist, das grenzt gradezu ans Phantastische. Es gibt selbst Privatbankiers in Deutschland, die zur Zeit mit einem Reingewinn von 30 bis 50 Millionen rechnen können. Gleichzeitig ist das Effektengeschäft so lebhaft wie noch nie. Erst jetzt kann man mit vollem Recht von einem mobilen Kapital reden. Denn durch die Revolution der Preise und Bewertungen ist das früher doch einigermaßen ruhige Kapital völlig außer Rand und Band geraten. Jeder sucht plötzlich so viel wie nur irgend möglich zu kaufen, zu verkaufen und zu tauschen. Die Dinge haben sich in den letzten Wochen derartig zugespitzt, daß die Börse zur Aufarbeitung der alten Reste jeden zweiten Tag geschlossen werden mußte und darüber hinaus die Großbanken noch nicht in der Lage waren, neue Aufträge entgegenzunehmen. Und schließlich hat man ja auch im Kreditgeschäft die Provisionen und Geldsätze derartig hinaufgeschraubt, daß ein sehr erheblicher Gewinn für das Bankgewerbe bleibt. Ob man damit nicht zu weit gegangen ist, ob nicht im Zusammenhang damit in absehbarer Zeit eine ungesunde Verteurung aller Kredite eintreten wird, ist eine andre Frage. Vorerst ist man optimistisch und wird die im Publikum vorhandene Vorliebe für große Zahlen in überraschender Weise befriedigen. Kapitalverdopplungen oder noch mehr auch im Bankgewerbe sollten Niemand mehr überraschen.

Rundschau

Persius

Das ist ein Begriff: Persius, geschätzt von uns, gehaßt von den Andern. Und weil der Herausgeber der ‚Weltbühne' die vielen Aufsätze von L. Persius verdienstlich genug gefunden hat, um sie zu drucken, so sei mir erlaubt, sie in Buchform zu begrüßen, obgleich ‚Der Seekrieg' im Verlag der Weltbühne erschienen ist.

Achtzehn bunte und lebendige Kapitel. Die Schilderung der Flotte, wie sie gewesen ist, die Schilderung ihrer Existenz im Kriege und, halten zu Gnaden, das immense Schuldkonto der Männer um Tirpitz. Das ist heute nicht gleichgültig. Hieraus wird einmal die spätere Geschichtsschreibung schöpfen: aus allen diesen Broschüren und Heften und Pamphleten und Verteidigungen und Anklagen wird sich der Mommsen des Jahres 2000 ein Bild zu machen haben. Und wie sieht das Bild aus?

Anton von Werner.

Was dieser große Kenner Persius voll Verständnis für die technische Seite der Sache und voll Verständnis für ihre internationale Auswirkung aufschreibt, ist gut — und kommt um genau zehn Jahre zu spät. Aber vielleicht war da alles noch nicht so auf dem Kulminationspunkt. Vielleicht waren Fehler und Laster noch im Keim, und man durfte noch zweifeln, wo man später verurteilen mußte. Heute gibts keinen Zweifel mehr.

Außerordentlich interessant und lehrreich ist das sechste Kapitel: ‚Wilhelm und Heinrich'. Was da ein Seeoffizier aus eigner Anschauung über die Heroen berichtet, ist so erschütternd wie entwaffnend. Man hat immer nur den einen Ausruf zur Verfügung: „Und das hat uns dreißig Jahre regiert!"

Der Fachmann wird aus dem Buche Vieles lernen: vom falschen Bau der Schiffe, von der falschen Einsetzung der Waffen, von der verlogenen Presseberichterstattung (die es Persius unmöglich gemacht hat, im Kriege die volle Wahrheit zu sagen) und vom U-Boot-Krieg. Erlebte Anekdoten, eine Fülle von Wissenswertem und — eine genaue Kenntnis der internationalen Presse (denn das ist das Wesen der Flotte: im Gegensatz zum kontinentalen Heer eine internationale Aufgabe zu haben).

Der Politiker wird sich in seinem Urteil bestätigt fühlen und schließlich die Bekanntschaft eines seltenen Deutschen gemacht haben.

Ignaz Wrobel

Das besetzte Frankfurt

Von Recht, Unrecht, Scheinrecht laßt uns schweigen. Jedermann kennt die Tatsachen, die Theorien und die Meinungsverschiedenheiten, die sich zwischen den Alliierten ergaben und wieder beruhigten. Kurz und schlecht: seit dem sechsten April, früh fünf Uhr, wo stürmisches Fliegersurren uns den Schlaf verkürzte, sind wir besetzt, und es wird nicht mehr lange dauern, dann sind wir — zum Teil — vor Aerger erstickt.

Nicht vor Aerger über die Besatzungstruppen. Was man bisher beobachten konnte, war zufriedenstellend. Die Weißen und Farbigen benehmen sich ruhig, tun ihre Pflicht mit einer Art innerlich unbeteiligter Aufmerksamkeit, erlauben sich keinerlei Herausforderung, von der abgesehen, die im auffallenden Tragen der Waffe und im Aufstellen von Maschinengewehren auf friedlichen Plätzen und Straßen an und für sich liegt; eine Provokation, die den Bewohnern etwa Berlins längst zur alten unlieben Gewohnheit geworden ist. Aber Aerger, Wut, Scham, ja — soweit das abgestumpfte Herz sie noch hergibt: Verzweiflung erstickt uns über das Verhalten der deutschen Einwohner, der „Bevölkerung".

Wer liebt die Franzosen — als Franzosen, nicht als Menschen; soweit, ewig zweifelvolle Frage, die Begriffe endgültig zu trennen sind? Man kann mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Jedem, der sich deutsch nennt, dieser Teil unsrer Feinde der, vorsichtig gesagt, unangenehmste war und bleibt. Folglich: Niemand wird Franzosenanbetung wittern, wenn ich hier feststelle, daß das Gefühl der Antipathie gegen die Franzosen von dem Gefühl des Widerwillens gegen die frankfurter Bevölkerung erheblich übertroffen wird.

Ich weiß nicht, wie es im übrigen besetzten Gebiet war. Ob da auch Hunderte gelaufen kamen, sich um die französischen Wacht-

posten scharten und stundenlang kleben blieben, in allen Altersstufen zwischn sechs und sechzig Jahren, aus allen Gesellschaftsschichten vom guten Bürgertum bis zu den Herren Erwerbslosen, die ja freilich an Zeitüberfluß leiden. Ob auch anderswo jedes Traben von Pferdehufen oder Militärstiefeln durch einen run aus den anliegenden Häusern quittiert wurde, damit man nur ja nicht das Kommandowort oder das Naseputzen des capitaine versäume. Ob grade die Leute, die „Saupack" und „Schweinebande" und noch Lieblicheres schimpfen, auch anderswo bei jeder Vierteldrehung des blaugrauen Postens mit unheimlicher Geschwindigkeit hinstürzen, um zu gaffen, zu gaffen, zu gaffen. Ob auch anderswo in deutschen Landen bei der französischen Parade die Mauer der Zuschauenden ringsum so dicht ist, daß kein Beschäftigterer hindurchkann — wie hier am Opernplatz. Ob sich auch außerhalb Frankfurts die „nationale Wut" schließlich darin auslebt, daß jene sechzehnjährigen Lausbuben, die immer mehr zu Beherrschern des deutschen Straßenbildes werden, den fremden Offizieren die Käppis vom Kopf schleudern oder eine vereinzelte Ordonnanz zu Boden schlagen, um ihr das Fahrrad zu stehlen. Ich weiß es nicht, denn ich habe die übrigen Besetzungen im Rheinland nicht mitgemacht. Ich habe nur erzählen hören, daß es genau so gewesen sei. Aber — was ich weiß, aus eigner Anschauung und aus zweifelsfreien Berichten, ist dies: in Belgien, in Frankreich war es anders. Die Bevölkerung, auch der kleinen Städte, verstand sich auf Zurückhaltung, auf das, was man, ohne damit der internationalen „Menschheit" zu nahe zu treten, nationale Würde nennt, und was man schon allein aus Gründen des Geschmacks und der „Kultur" in der Finsternis dieser Zeiten noch aufrecht erhalten muß.

Es ist wirklich kein Vergnügen, Das festzustellen, in einem Augenblick, da die offiziell und inoffiziell anständig Denkenden aller Länder die Besetzung Frankfurts zum Anlaß eines wahrlich tausendfach notwendigen Protestes nehmen — in einem Augenblick aber auch, da grade wieder, zwei Straßen von mir entfernt, die Clairons schrillen, die Trommeln dröhnen und alsbald unter meinen Fenstern das Traben der Dutzende beginnt, die sich schwindsüchtig rennen, um nichts „Sehenswertes" zu versäumen. Militärmusik, Militärmusik . . .! O lieber Kaspar Hauser, da kannst du nichts machen. Du kannst Ihnen das nicht aus den Knochen und aus der Seele kriegen, daß sie im Takt marschieren, nicht, weil sie so musikalisch sind, sondern, weil ihnen das Herz hüpft beim Kommandoruf, daß sie strammstehen, wo sie können, und sei's vor Herrn Hölz oder vor dem „Saupack von Landesfeind" — wenn sie nur strammstehen dürfen. Man hat nicht mehr viel Hoffnung, da man das täglich sieht. Du hast gesungen vom freien Deutschland und vom knechtischen.

Wo ist das wahrhaft freie?

Hans Glenk

Der Stationsvorsteher von Eichkamp

Da in Charlottenburg die Richtungstafel: Halensee gezogen war, stieg ich in den Zug. Als er wieder anhielt, befand ich mich auf der Station Eichkamp. Aergerlich genug: ich war in einen Grunewald-Zug geraten — nein, nicht ich war hinein-„geraten", so, wie man irgendwie irgendwohin gerät; im Namen der

höchsten Autorität, an deren Unfehlbarkeit wir auch heute noch glauben möchten, war ich, aus Versehen gewiß, irregeführt, falsch gewiesen worden. Gleichviel: es bleibt mir nichts übrig, als den nächsten Zug zu nehmen, der von Grunewald kommt, und dann von Charlottenburg mit dem nächsten Zug, der wirklich nach Halensee fährt, nach Halensee zu fahren. Uebrigens war ich nicht allein in meinem Mißgeschick (ein Mißgeschick ist es ja immerhin, ohne eignes Verschulden nach der Station Eichkamp verschlagen zu werden): ein Angestellter der Eisenbahn, also Einer, der, sollte man meinen, sich auszukennen hat — auch er hatte sich durch den Fehlgriff seines Kollegen täuschen lassen; ich kam eben dazu, wie ihn, der doch wahrlich nichts dafür konnte, der Stationsvorsteher von Eichkamp öffentlich ausschimpfte, daß es eine Schande war. Nein, eigentlich war es nicht so, daß ich eben dazu kam; indem der Stationsvorsteher den unschuldigen Untergebenen anbrüllte, war er schon an mich herangetreten, mit der unfehlbaren Witterung des echten Staatsbeamten für eine Situation, in der es Autorität zu zeigen gibt (ja, hier ist noch Unfehlbarkeit), und forderte nun von mir Aufklärung. Er von mir. (Ich habe mich nicht an ihn gewandt, das kann ich beschwören.) Noch bevor ich geendet, schnauzte er etwas wie „nachzahlen“, „eine neue Fahrkarte lösen“. Es war freilich nicht zu erwarten, daß er sich wegen des Zeitverlustes, der mir durch Verschulden der Eisenbahn zugefügt worden war, im Namen der Eisenbahn, als deren Vertreter er vor mir stand, bei mir entschuldigen würde (was, an seiner Stelle, jedem Angestellten einer Privatgesellschaft Gebot primitivsten Anstands gewesen wäre); denn was fragt ein Mann, der den Staat im Rücken hat, nach Zeitverlusten andrer Menschen! Aber daß ich nun auch noch zu einer Buße herangezogen werden sollte, fand ich denn doch stark, und ich ließ ihn wissen, daß ich es stark fände. Doch da ich jetzt mit dem Zuge, der eben dastand, die Rückfahrt nach Charlottenburg antreten wollte, hinderte er mich mit Gewalt am Einsteigen (wobei ein Paket, das ich in der Hand trug, ernstlich zu Schaden kam). Gewalt?! Hatte er nicht „Widerstand“ gefühlt, Widerstand gegen sein Machtgebot, Zweifel an seiner Macht? Ja, er fühlte sich in seiner Machtherrlichkeit bedroht, aus seinem Machtwahn gerissen. Und nun verlor der Stationsvorsteher von Eichkamp den Kopf, den die rote Mütze zierte, stieß beleidigende Schmähworte aus, verlor den Kopf, alle Haltung, alle Menschenwürde dergestalt, daß er mit den Füßen nach mir trat, der wütende Rohling. Mehrmals. Zeugen haben es mitangesehen.

Das Leben bleibt nicht stehen, wenn Unerhörtes geschieht. Es geschah ferner noch, daß der klägliche Mann mit der roten Mütze (der übrigens Lamprecht heißt und, nach seiner Angabe, Kommissarischer Unterassistent ist) mich aufforderte, ihm zur Feststellung meiner Personalien in sein Dienstlokal zu folgen, und mich, weil mein Ton ihm nicht konvenierte, unverrichteter Sache wieder hinauswies, mit der Gebärde eines kommissarischen Unterassistenten, der seiner aufgeputzten Beamtenwürde entkleidet ist; daß es ihm dann wieder beliebte, mich ein zweites Mal in das Dienstlokal zu zitieren, und, da ich mich nun weigerte, mit Verhaftung und ähnlichem zu bedrohen; daß er sich nach einiger Zeit dennoch herbeiließ, mir

draußen auf dem Bahnsteig meine Papiere abzunehmen und sie, zu ihrer Prüfung, persönlich hineinzutragen, worauf er den „Schutzmann“ telephonisch abbestellte; daß er mir hierauf gestattete, die Grenzen seiner Befehlsgewalt zu Fuß zu verlassen oder mit einer neuen Fahrkarte den nächsten Zug nach Charlottenburg zu benutzen — eine Reihe von Zügen waren inzwischen davongefahren —; und daß ich mich denn also dem Willen des Mächtigen unterwarf und eine neue Fahrkarte löste, wobei mir nun das Recht verblieben ist, im Wege einer Beschwerde die Rückerstattung des Betrages anzustreben . . .

Ach nein, es war keine glänzende Rolle, die man mich da spielen ließ. Aber man ist ja keineswegs gehalten, eine glänzende Rolle zu spielen, wenn man, nach einer Generalprobe, um halb fünf Uhr nachmittags müde und hungrig nach Hause fährt — zu fahren glaubt und gerät unversehens zwischen die Puffer: bei einem Zusammenstoß des alten und des neuen Deutschland. Der ungeschickte Beamte in Charlottenburg, der mich nach Eichkamp geschickt hat, der Betrieb, in dem derlei geschehen kann, sind Neues Deutschland. (Irren ist menschlich; und daß heute bei uns auch Beamte in ihrem Dienst irren, ist ärgerlich, doch der Hochmut ihrer gottähnlichen Unfehlbarkeit war noch weit ärgerlicher.) Der Beamte in Eichkamp aber — nun gewiß, auch früher war es in Deutschland nicht Sitte, daß Reisende von Stationsvorstehern wüst insultiert wurden —, der Unterassistent aber, der die Buchstaben seiner Instruktion mißbraucht, um das Publikum zu terrorisieren, dem sein Amtsbereich ein Kasernenhof, sein Dienst selbstverherrlichender Gottesdienst ist — er und Viele, die sind wie er, machttrunkene Wichte mit roten Mützen, blanken Knöpfen und andern Insignien überpersönlich-persönlicher Staatsgewalt, täppisch-rohe Verächter von Vernunft und Menschlichkeit: sie alle sind ein Stück Altes Deutschland. Ein zweifach unmöglich gewordenes. Sie waren die Kehrseite der unfehlbar funktionierenden Staatsmaschinerie. Im Neuen Deutschland sind Beamte Menschen, die irren und falsche Richtungszeiger ziehen; die alte Maschinerie ist zerbrochen. Wie lange noch sollen wir uns ihre Kehrseite gefallen lassen?

Klaus Pringsheim

‚Macbeth‘ im Burgtheater

Eine neue Uebersetzung, besorgt von dem Dramaturgen des Burgtheaters Dr. Stefan Hock. Sie hält dem Original philologische Treue, ohne sklavisch nachzudichten. Sie schmilzt die Sprache Shakespeares ein und gießt die heiße, starke Materie in deutsche Form. Es geriet eine Arbeit, die von der poetischen Kraft und Fülle des shakespearischen Idioms schöne deutsche Ahnung gibt und den Schauspielern erfüllbare, dankbare, rhetorische Aufgaben stellt.

Die Dekorationen sind von Alfred Roller. Er baute für Macbeths Heim Hallen und Stuben von lastender Schwere und Düsterkeit, für des Königs Haus Stoff-umgrenzte Räume von einer Art gewissermaßen wortkargen, dunklen, feierlichen Prunks. Das Ornament, der Hintergrund und Seiten-Vorhänge gold und schwarz — sublimen alten Kunstmustern nachgezeichnet — verhilft zum Eindruck einer Schönheit, die im Dienst des großartig-Tragischen steht. Die Heidebilder, grau und neblig, haben gespenstische Stimmung (von den Hexenszenen ist

das leider nicht zu sagen: das Gekreisch und Gehüpfe quält Ohr und Auge, ohne irgendwie Impression der Unheimlichkeit zu erwirken). Auch Banquos Geist beim Gastmahl — sehr schön sind das Ineinanderklingen von Fackellicht, Purpur, Gold! — ist kaum imstande, das Gruseln zu lehren. Die Tafel ist zu klein, das Gespenst infolgedessen in einer körperlichen Intimität mit dem Gäste-Gedränge, die seiner Erscheinung das Schauerliche benimmt. Aber schließlich hat ja hier nur dem Macbeth bange zu werden, nicht den Zuschauern, die reinen Gewissens und an Banquos Tod ohne Schuld sind.

Herrn Devrients Macbeth ist ein Stück redlicher und vornehmer Schauspielerei. Was fehlt, ist: Größe. Die Figur bleibt in theaterüblichen heroischen Maßen stekken. Das ist zu wenig. Der Dämon in ihr scheint ein geringer Kobold; und der Kampf gegen menschliches und göttliches Recht, den sie führt, hat nicht — die er haben müßte — die Kraft einer von übermenschlichen Gewalten geleiteten Aktion.

Lady Macbeth wird von Frau Medelsky dargestellt. Bei aller außerordentlicher Intensität der Empfindung, des Worts, der Geste — die hie und da zu einer ganz starken Minute ineinanderwirken — keine rechte Erfüllung. Das Dunkelglühende der Figur, die infernalische Potenz des Hirns und Herzens fehlten. Das unzerstörbar Sanfte, Gütige, Innige der Medelsky ließ sich mit allen meisterlich hingesetzten dämonischen Farben doch nicht decken. Dieser Raubvogel war in jedem Augenblick eine verzauberte Taube. In der Nachtwandelszene fiel die Verzauberung ganz. Da war mehr Ophelia als Lady Macbeth. Und vom Geißelhieb der Erynnien kein Schmitzerchen vernehmbar.

Im Ganzen ist der neue Burgtheater-‚Macbeth' — Regie: Herr Heine — ein ansehnliches, durchdachtes und mutiges Stück Theaterarbeit, von hohem Kunstwillen geadelt und erreichend, was mit den vorhandenen Talenten und Mitteln zu erreichen war.

Alfred Polgar

Plötzensee

Ach, nicht das von heute. Das ist genau so traurig, wie alles Andre auf dieser gottverflucht preußischen Welt. Nein, ‚Plötzensee' ist der Titel eines kleinen, anonym (bei Ullstein & Co.) erschienenen Bändchens, das die Verbrecherwelt aus dem vorigen Frieden gemütlich-bürgerlich schildert. Natürlich nicht richtig — Gott bewahre. Alles, was in dem Buch ernst sein soll, ist rettungslos verkitscht, die sozialen Zusammenhänge zwischen Wirtschaft und Plötzensee sind dem Verfasser unbekannt, und so nett und freundlich, wie in dem kleinen Buche, wird es ja auch wahrscheinlich im vorigen Frieden da nicht zugegangen sein. Aber, aber . . .

Aber Berlin ist in dem Buche. Es muß Einer geschrieben haben, der sonst überhaupt nicht schreibt, und diese Leute treffen manchmal den Lokalton am besten, viel besser als irgendeiner von uns. (Ich habe später von dem Verfasser des Bändchens andre Geschichten gelesen, bei denen er sich als „Verfasser von Plötzensee" angab — die waren scheußlich, weil erfunden). Dieses hier aber hat er alles gesehen — der Mann hat offenbar wegen irgendeiner Kleinigkeit gesessen, was bei der lotterieartigen Austeilung von Strafen hierzulande leicht vor sich gehen kann — und nun hat er notiert.

Das Ernste also gestatte man mir zu übergehen — aber wie

das Lustige wiedergegeben ist, das wirft einen um. Wundervoll die berlinische Diktion in den Reden — der Berliner redet gern und viel —; das hat nur noch Hyan in seinen besten Zeiten so gehört. (Und auch nicht gestalten können, nur exakt gehört.) Am schönsten sind die Passagen, in denen die Herrschaften philosophisch werden und das Fazit eines Krachs, des Gefängnisses oder des Lebens überhaupt ziehen. „Ja“, sagte Dieser, „so sind nu die Leite. Draußen, da sind sie froh, wenn sie 'ne Bleibe haben und können 'n Kaffeestamm machen bei Knitschken, und hier drin haben sie zu ‚beanspruchen‘!“ Oder die historischen Geschichten. „Als einmal ein vollkommner Neuling einen Zellengenossen und alten Ehrenbürger nach der Qualität des Essens fragte, führte dieser ihn schweigend in eine Ecke der Zelle, wo ein kleines Loch im Fußboden war und sagte: ‚Das sind die Erbsen‘. Und als der Andre ihn erstaunt ansah, fügte er hinzu: ‚Da hat mal einer 'ne Erbse vons Mittagessen ausgespuckt, und davon is das Loch in die Diele.‘ Dann zeigte er ihm einen großen Schmutzfleck an der Wand und sagte wieder: ‚Das ist der Käse.‘ Diesen geheimnisvollen Ausspruch erklärte er also: ‚Jede Woche gibt es einmal abends 'n Sechserkäse, und damit wird immer Zentrum an die Wand jeschmissen. Meistens bleibt er kleben‘.“

Jedes Wort ist eine Erbauung. Denn namentlich der Berliner ältern Stils setzt seine Worte mit einem gewissen Bedacht, und das wirkt am komischsten, wenn er jemand beschimpft, wobei sich das gebildete Dativ-E besonders hübsch ausnimmt. Am schönsten aber ist die Geschichte von dem Käse-Karl, der alles „immer mit die Ruhe“ macht. „Immer mit die Ruhe . . .“ „Wissen Sie“, sagt er zu einem Neuling, einem „Zugang“, „det muß man erst lernen, mit die Leite hier umzujehn. Die meisten haben son mächtigen Vogel, daß es wirklich unverantwortlich von die Polizei wäre, wenn man sie draußen frei rumloofen ließe. Die rejen sich über alles uff: wat et morjen zu essen jibt, wat eener für 'ne Jacke anhat und lauter son Quatsch. Det darf 'n vernünftiger Mensch jarnich. Hier muß eener 'ne Ruhe haben. Sehn Se, da war mein Freund Orje Bergmann, mit die acht Jahre. Wie der ankam — da war ick ooch zufällig hier — da sage ick: ‚Na, Orje‘, sage ick, ‚wie lange bringste denn mit?‘ ‚Et jeht, Karl‘, sagte er, ‚acht Jahre sind et.‘ ‚Na‘, sage ick mit meine Ruhe, ‚denn jehst du ja bald!‘“ Immer mit die Ruhe.

Also gut: das ist der Verbrecher aus der Bürgerperspektive. Es ist der Schlumps, der von dem Schutzmann, dem Vertreter der guten Ordnung, in das Loch gestoßen wird, und der immer ein bißchen besoffen ist und immer was verbricht. Aber schließlich ist viel Echtes drin. Und wie fehlen uns solche Bücher —! Im Englischen und auch bei den Amerikanern gibts das viel mehr: Bücher, die ganz unliterarisch schildern, wie die Fischer leben oder die Heizer auf den großen Dampfern, ihren Humor und ihr Tagewerk, ihre Keilereien und ihre Frauen. Aber das hat mit der Kunst nichts zu tun. Bei uns bemächtigen sich dieser Dinge die Feuilletonisten, und dann ist es aus. Lest mal dies kleine Büchlein ‚Plötzensee‘, und Ihr werdet starken Hunger nach mehr der Art bekommen.

Peter Panter

Antworten

Reichsminister Koch. Sie veröffentlichen in der Frankfurter Zeitung „Gedanken von einer Nachtreise von Dresden nach Stuttgart'. (Das war damals, als die Regierung von wegen Kapp ihr Gewerbe im Umherziehen ausübte.) Sie haben vortreffliche Gedanken auf dieser Reise gehabt. Wenn die Herren vom Rathaus kommen . . . Werden Sie dieser vortrefflichen Gedanken sich auch heut noch erinnern? Gott gebs!

Akademiker. Die Münchner Medizinische Wochenschrift (Redakteur: Hofrat Spatz; Verlag: J. F. Lehmann, der annexionistische) stellt die Demonstrationen gegen Nicolai und für Arco zusammen. „Dieser junge Offizier hat durch sein mannhaftes Auftreten vor Gericht so sehr die Hochachtung und die Herzen aller gewonnen . . . Wenn so Staatsanwalt und Gerichtshof in Erfüllung ihrer harten Pflicht nicht umhin konnten, diesem unerschrockenen deutschen Jüngling ihre Bewunderung auszusprechen — was Wunder, daß die Jugend ihm zujubelte und entschlossen war, alles aufzubieten, um die Vernichtung dieses edlen Lebens zu verhindern! Unterstützt wurde sie dabei von der Professorenschaft, voran der Rektor der Universität Geheimrat von Müller und Professor Sauerbruch, der getreue Arzt und Beschützer des Grafen Arco. So kam es zu großen, von stürmischer Begeisterung getragenen Versammlungen im Auditorium maximum der Universität, die sicher für den erfreulichen Ausgang, die alsbaldige Begnadigung des Verurteilten zu lebenslänglicher Festungshaft, nicht ohne Belang waren." Deutsche Studenten und Professoren ermangeln des Mutes, offen für einen Mörder deswegen einzutreten, weil ihnen das Opfer verhaßt ist: sie konstruieren sich einen Helden. Deutsche Studenten und Professoren ermangeln des Mutes, einen Pazifisten deswegen zu bekämpfen, weil sie den Militarismus wollen: sie konstruieren sich einen Verbrecher. Die Aufsichtsbehörde schläft. Und wird weiter schlafen, bis ein neuer Kapp sie erweckt.

Leser. Warum Ullsteinbücher? Lesen Sie den ‚Kleinen Roman', eine ausgezeichnete Wochenschrift, die (im Verlag von H. S. Hermann & Co. zu Berlin) Herbert Ihering herausgibt. Jedes Heft enthält „eine abgeschlossene Erzählung": von Wedekind und Heinrich Mann und Bruno Frank und Moritz Heimann und Wilhelm Speyer und Arthur Holitscher und Paul Ernst — mit Bildern von Malern und Zeichnern wie Finetti, Jaeckel, Büttner, Orlik, Fritz Wolff, Liebermann, Kainer. Die Hefte haben den Spottpreis von achtzig Pfennigen, und wenn sie nur eines dieser grauenhaften Modebücher verdrängen, so sind sie nicht umsonst dagewesen.

Republikanischer Offizier. Sie schreiben mir: „Offiziere des Reichswehrministeriums waren nach Pommern gesandt worden, um über die Lage ihr Urteil abzugeben. Dem Spezialisten in frühzeitiger Aufdeckung von Putschplänen, Lüttwitzens General v. Oldershausen, und andern Militärs ist es — nach befehlsgemäß vorausgegangenem Vortrag bei Seeckt?! — gelungen, den als ‚Soldatenkind' zum Wehrminister berufen erscheinenden Zivilisten Geßler zu ‚beruhigen'. Na ja. Herr Geßler weiß wohl nicht, daß der Major v. Falkenhausen, der kürzlich Mitarbeiter des ‚demokratischen' Generals Seeckt geworden ist, an erzreaktionärer Gesinnung jeden Rekord schlägt. Herr Geßler weiß wohl nicht, daß bis zum fünfzehnten April täglich fünf, sechs

Waggons mit Gewehren und Maschinengewehren aus den staatlichen Waffenwerkstätten in Spandau nach Pommern und Ostpreußen verschoben worden sind, und daß Mancher seine Zweifel hegt, ob man von dieser Tätigkeit schon im Perfektum reden darf. Herr Geßler glaubt vielleicht als Einziger an die Richtigkeit der Angaben, die das Wehrkreiskommando II über die Stärke der in Vorpommern befindlichen Truppen für die Presse gemacht hat. Um dem Wehrkreiskommando nicht den Vorwurf der Unorientiertheit oder böswilligen Täuschung der Oeffentlichkeit machen zu müssen, kann man nur annehmen, daß die Zählung auf diejenigen Truppenteile beschränkt worden ist, die ‚in ihren Standorten‘ anzutreffen sind, während der größere Teil der Formationen meist vor Regierungskommissaren und Ententekommissionen auf — nun, auf Reisen ist. Herr Geßler glaubt vielleicht auch, daß das bei Gnoien in Mecklenburg bereit zu stellende Reichswehrbataillon wie die Kompagnieen Hauptmann Genees in Demmin Pommern einzig gegen ‚Spartacisten‘-Putsche, und nicht gegen verfassungstreue mecklenburgische Sicherheitspolizei schützen soll. Herr Geßler glaubt vielleicht auch nicht an die starken Organisationen von Baltikumern auf den pommerschen Gütern. Herr Geßler hält vielleicht auch die Offiziere, die in Pasewalk die Aera Kapp mit Mißhandlung von Arbeitern und ‚Heil Dir im Siegerkranz‘ auf dem Marktplatz gefeiert haben, für seine zuverlässigen Stützen. Weiß Herr Geßler, welche Anzahl von Feldgeschützen man in Stettin angesammelt hat? Ahnt Herr Geßler den Zweck der ‚dienstlichen‘ Versendung von Baltikumern nach Ostpreußen? Alle diese Fragen bedürfen der ernsten direkten, nicht auf den Umweg über Seeckt verwiesenen Prüfung durch einen republikanischen Wehrminister. Nachdem alldeutsche Hetzpresse, Parteibonzen und militärische Drahtzieher große Volksteile mit erfundenen Gefahren verängstigt haben, besteht die Möglichkeit, daß unter dem Schlagwort: ‚Für die Demokratie gegen den Bolschewismus!‘ — einen Bolschewismus, als dessen Beginn Legiens Abkommen weithin verschrieen wird — Verbrecher am Volkswohl den Versuch machen werden, ihren Ruhmeskranz um ein neues Blatt zu vermehren. Wird Herr Geßler noch imstande sein, sie daran zu hindern? Vorläufig ist zur Beruhigung für ihn kein Anlaß.“ Ja, nicht einmal, wenn er uns über die Iden des Mai hinweggebracht hat.

Demokraten. Ihr fangt langsam an, uns das nachzuschreiben, was wir seit fünfviertel Jahren hier über Militarismus gesagt haben. Theoretisch steht Ihr jetzt ungefähr auf der Stufe einsichtiger Politiker des Jahres 1919. Praktisch auf der Stufe uneinsichtiger Politiker des Jahres 1914.

Paul Fuhrmann. Gern sei Ihnen bescheinigt, daß Sie noch leben. Wer hätte das auch anders vermutet! Sie haben sich im Kriege ein bißchen reklamieren lassen, Sie haben zu der U-Boot-Aktion gehetzt, Sie haben Dinge prophezeit, wovon immer das Gegenteil eingetroffen ist, Sie säen nicht, Sie ernten nicht, aber die Deutschnationale Volkspartei ernähret Sie doch. Sie dürfen auch heute noch ungestraft der Demokratie den Generalstreik gegen Kapp vorwerfen, Sie dürfen heute noch über das Kapp-Abenteuer schreiben: „Die Tatsachen einer neuen, mit den Mitteln der Militärdiktatur arbeitenden Regierung, der sich der größte Teil der Reichswehr zur Verfügung stellte, lag vor und war durch keinerlei grundsätzliche, auf die Ablehnung gewalttätigen Vorgehens gerichtete Erwägungen und Erklärungen mehr aus

der Welt zu schaffen" — sodaß also der Karl Moor von Plauen auch „eine neue Regierung" wäre. Sie dürfen all das, und Niemand stellt Sie, Sie dürfen es und haben ja schließlich recht, aus der Schlappheit unsrer Staatslenker Ihren möglichst großen persönlichen Vorteil zu ziehen.

Reichswehrsoldat. Sie dürfen ruhig die Kokarde Schwarz-weiß-rot weiter tragen. Auf solche Aeußerlichkeiten wie Kokarde, Gesinnung und Fahnen legt der Reichswehrminister keinen Wert.

Anton Erkelenz. Sie fragen post Cappuam in der ,Hilfe': „Wird das Volk jetzt endlich fester sein gegen solche Pressefeldzüge?" Nein. Das Publikum ist bekanntlich noch dümmer, und die Leute glauben ihren Zeitungen, die ihnen bis und besonders seit 1914 objektive Unrichtigkeiten und nachweisbare Lügen aufgetischt haben, nach wie vor und kommen garnicht auf die Idee, von ihrer Zeitung Wahrheit zu fordern. Nachrichten wollen sie, Nachrichten, für die wünschenswert ist, daß sie neu, nicht der Rede wert, daß sie wahr sind. Aber so wenig der Politiker irren darf, so wenig darf es der Publizist, und beide sollten klein und bescheiden zurücktreten, wenn sie entscheidend daneben gehauen haben. Und die Regierung? Sie hütet sich, in ihrer Deutschen Allgemeinen Zeitung jemals was andres als Kompromiß zu blasen, und so kann man sich ein Bild davon machen, wie die Presse beim nächsten Putsch funktionieren wird. Vorausgesetzt, daß man sie funktionieren läßt.

Antimilitarist. Besorgen Sie sich die Broschüren: ,Offizier und Republik' von Müller-Brandenburg (im Verlag für Sozialwissenschaft zu Berlin SW. 68) und ,Lille', Beiträge zur Naturgeschichte des Krieges (im Verlag Hans Robert Engelmann zu Charlottenburg). Was in dieser drinsteht, wird Sie erschüttern und Ihnen vieles begreiflich machen; was in jener drinsteht, gilt an jedem neuen Tage noch mehr als am vorigen. Aller guten Dinge sind drei. Die Anhänger des Hochverräters Ludendorff geben den Politiker durch ihr Schweigen allgemach völlig preis; aber sie halten doch den Strategen. Da empfehle ich Ihnen die ausgezeichnete Schrift von Karl Lehmann: ,Ludendorffs Schuld an der militärischen Katastrophe' (im Verlag Otto Hillmann zu Leipzig). Daraus geht hervor, daß er nicht nur auf politischem Gebiet, sondern auch auf seinem eignen, dem militärischen, katastrophal gefehlt hat. Sie schreiben mir, daß Sie in der Provinz leben, und daß deren Bürgertum von einer gradezu phantastischen Ahnungslosigkeit sei. Tun Sie das Ihre! Verbreiten Sie diese Hefte.

Eduard Müller. Sie schreiben mir: „Wann werden die Vermögen der Hochverräter Kapp, Lüttwitz und aller der Andern vom Staate beschlagnahmt? Es wäre hier eine Gelegenheit für die Regierung, den Willen zur Sozialisierung zu zeigen, indem sie die enorm großen Güter dieser Agrarier aufteilte oder sozialisierte. Reflektanten sollten vorerst geeignete Kriegsbeschädigte sein. Solange der Vorrat reicht, sollten Kriegsbeschädigte als Abfindung ein Stück Land erhalten. Es muß Front dagegen gemacht werden, daß reaktionäre Freunde der Kapp-Lüttwitz die Aufteilung verhindern, indem sie große Verwaltungsapparate (Versorgungsstellen) errichten, die dem Staate nur Geld kosten." Lieber Herr, am Kopf Ihres Briefes steht zwar: Schöneberg. Aber wo leben Sie? Es wird garnichts geschehen und vielleicht muß wirklich erst ein Jakobinismus kommen, bevor dieses Volk erkennt, wohin man es steuert.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Sozialisierung und Wiederaufbau von H. Ströbel

Mit der gleichen Gedankenlosigkeit, womit man in den vier Kriegsjahren draufloswirtschaftete und skrupellos die Grundlagen des deutschen Nationalwohlstands und der deutschen Volkswirtschaft zerstörte, lebt man heute noch in den Tag hinein. Zwar ist unsre ganze Wirtschaft bis ins innerste Mark verfault: aber man wärmt sich an der Verwesung. Daß sich die Schuldenlast Deutschlands seit der Revolution um fünfzig Milliarden erhöht hat, daß Eisenbahnen und Post, die ehedem stattliche Ueberschüsse abwarfen, heute mit einem Defizit von vielen Milliarden arbeiten, daß Reichs-, Staats- und Kommunalfinanzen hoffnungslos zerrüttet sind — wen kümmert das! Wer läßt sich noch die Stimmung des Heute durch die Sorge um das Morgen trüben! Mag der Pleitegeier immer engere Kreise ziehn: heute herrscht für das Schiebertum aller Kreise und Grade Hochkonjunktur! Niemals hat die Schwerindustrie fabelhafter verdient, niemals haben Handel und Börse riesigere Gewinne gemacht. Und jeder Handwerksmeister, jeder kleine Krämer und Höker rafft gierig mit. Nur die kleinen Rentner, die Beamten und die Pechvögel der freien Berufe, die bei dem Papiergeldsegen zu kurz gekommen, klagen und raisonnieren. Ueber die Schieber, die Republik, am lautesten aber über die Arbeiter. Sechs Mark Stundenlohn — sei das nicht eine Schande? Und sei es nicht unerhört, daß die Straßenbahner fünfzehnhundert Mark Monatslohn verlangten? Die Arbeiter und Angestellten aber fragen empört: Wir, die unentbehrlichste Volksschicht, wir, die wir im letzten Grunde alle Werte schaffen, sollen knurrenden Magens in Lumpen gehn, während Kapitalisten und Schieber im Ueberfluß ersticken, während in der Industrie, in der Konfektion, an der Börse Milliarden über Milliarden verdient werden? Aber viel rapider als die Löhne steigen die Unternehmer- und Schiebergewinne, ziehn die Warenpreise an. Und wenn ein Straßenbahnbillett eine halbe Mark, ein Brief vierzig Pfennige kostet, wenn Tag für Tag zur Stopfung des Defizits ein paar hundert Millionen Papiermark neu in die Zirkulation geworfen werden, muß es ja mit Geldentwertung und Preissteigerungen, mit kapitalistischem Taumel und proletarischen Verzweiflungsakten so weiter gehn, bis eines Tages der neue Zusammenbruch den ganzen Schwindelbau über den Haufen wirft.

Die heute Regierenden aber treiben genau so wie der Unglücksmensch Bethmann eine Politik des ideen- und tatenlosen Abwartens. Irgendein Wunder soll die Rettung bringen, und bis dahin ist man glücklich, wenn man durch kleine Aushilfen, durch holländische und amerikanische Kredite, den

unmöglichen Zustand um ein paar Monate verlängern kann. Und kommt es gar durch eine Kredit- oder Finanzoperation einmal zur vorübergehenden Preissenkung dieser oder jener Warengruppe, so glaubt man schon an die große Wendung, jubelt man schon über die sich ankündigende Wirtschaftsgesundung. Nun, das ist frivole Selbsttäuschung. Mehr denn je gelten Rathenaus Sätze: „Nichts kommt in Ordnung, es sei denn durch die größten Mittel. Die Lagunenstadt unsrer Wirtschaft ist zum Einsturz reif, denn ihre sämtlichen Stützbalken sind verfault."

*

Um Geschäftigkeit zu markieren, hat die Regierung die Sozialisierungskommission wieder einberufen. Vor Jahresfrist schickte man sie nach Hause, weil ihre Vorschläge den robusten Verfechtern kapitalistischer Interessen und den schwächlichen Vertretern des Rechtssozialismus unbequem waren. Sogar das wertvolle Material der Kommission ließ diese gewissenhafte Regierung im Aktenregal verstauben! Jetzt, vor der Wahl, greift man wieder nach dem Reklame-Plakat: „Der Sozialismus ist auf dem Marsche." Man wird sich die Zusammensetzung der Kommission deshalb umso genauer ansehn müssen. Das Großkapital hat seit Jahr und Tag seine Position so weit in das System der „sozialistischen" Republik hineingetrieben, daß es auch den Anspruch auf ausschlaggebende Vertretung in der Sozialisierungskommission für selbstverständlich hält. Und die Gefahr, daß die geschäftsgewandten Sachwalter der Großindustrie die sozialistischen Theoretiker, die Gewerkschaftsvertreter und die andern proletarischen Praktiker bluffen und die ganze Sozialisierungsarbeit sabotieren könnten, ist nicht gering, wenn es nicht gelingt, auch Personen in die Kommission hineinzubringen, die an Erfahrung und Sachkenntnis den Industriellen gewachsen sind und gleichwohl nicht in einem Sold- und Abhängigkeitsverhältnis zum Kapital stehn. Da befremdet es doppelt, daß man nicht sofort an Alfons Horten gedacht hat, der seit einer Reihe von Monaten in Regierungs- und Arbeiterkreisen für eine Form der Sozialisierung mit Argumenten wirbt, wie sie uns gleich einleuchtend und durchschlagend in der Sozialisierungs-Literatur noch nicht begegnet sind. Hat man denn wirklich einen solchen Ueberfluß an unabhängigen Sachkennern von den Qualitäten eines Horten, daß man sich seiner nicht zu erinnern brauchte?

Grade jetzt hat Horten im Verlag Neues Vaterland unter dem Titel ‚Sozialisierung und Wiederaufbau' eine Schrift erscheinen lassen, die nicht aufmerksam genug gelesen werden kann. Und wenn man aus dem Vorwort erfährt, daß diese Schrift bereits Ende 1919 dem Kabinett auf Wunsch eines Kabinettsmitglieds als Denkschrift überreicht worden ist, so

staunt man erst recht darüber, daß ihr Verfasser nicht unter den neuen Mitgliedern der Sozialisierungskommission genannt wurde. Selbst wenn er bis dahin ein homo obscurus gewesen wäre, hätte ihn der Inhalt seiner Denkschrift empfehlen müssen. Aber Horten ist kein Neuling, denn der Verlag schreibt ihm auf die Visitenkarte, daß er erst im preußischen Staatsbergbau, später sieben Jahre lang als einer der leitenden Direktoren im Thyssen-Konzern hervorragend tätig gewesen sei, daß unter seiner Leitung „die gewaltigen Hochofen- und Stahlwerke in Hagendingen nebst den zugehörigen Bergwerken, Zementfabriken und Arbeiterkolonien" entstanden seien. Im Kriege sei er Abteilungsleiter der Kriegsrohstoffabteilung für die Bewirtschaftung von Stahl und Eisen und Leiter des Briey-Bezirks und der von ihm als Staatsbetrieb organisierten beschlagnahmten de Wendelschen Hochofen- und Stahlwerke gewesen. Horten ist also ein Industriebeamter, der sein Organisationstalent an ersten und schwierigsten Stellen erproben konnte.

Der Praktiker Horten formuliert nun nicht ein mehr oder minder theoretisches Sozialisierungsprogramm, sondern er macht einen konkreten Vorschlag. Zehn bis fünfzehn Prozent der Kohlen- und Eisenproduktion sollen als gemischter Betrieb zusammengefaßt und sozialisiert werden. Die Sozialisierung soll in der Form der Verstaatlichung erfolgen, doch soll die Betriebsform nicht in Fiskalismus erstarren, sondern die ganze Beweglichkeit und Elastizität des kapitalistischen Betriebs behalten. Den Leitern soll die volle Initiative und das anspornende Gehalt der Privatindustrie erhalten bleiben; nur sollen Findigkeit nud Energie nicht mehr auf Unterbindung der Konkurrenz, Niederhaltung der Arbeiter und Ausplünderung der Konsumenten gerichtet sein, sondern auf Steigerung der Produktion, Erhöhung der Löhne und Verbilligung der Preise. Und Horten führt den Nachweis, daß diese anscheinend heterogenen Tendenzen sehr wohl vereinigt werden können, wenn nur die allein auf Bereicherung des Unternehmertums und der Aktionäre gerichtete Produktionspolitik durch ein System abgelöst wird, dem als höchstes und einziges Gesetz das Interesse der Volksgesamtheit gilt. Wie er diesen Nachweis auf den dreiundachtzig Seiten seiner Schrift führt, kann hier nicht einmal mit den flüchtigsten Strichen nachgezeichnet werden. Nur das sei gesagt, daß er auf keinen der alten und neuen Einwendungen gegen die Sozialisierung im Allgemeinen und sein Sozialisierungsprojekt im Besondern die Antwort schuldig bleibt. Und zwar eine Antwort, die niemals mit Ueberlegenheitsansprüchen auftritt, sondern grade durch ihre klare und ruhige Sachlichkeit Ueberzeugungskraft gewinnt.

*

Daß Horten trotzdem bisher nicht mehr Beachtung und Förderung seines Sozialisierungsvorschlags gefunden hat, hat seine ganz bestimmten Gründe. Nicht nur die allmächtige Schwerindustrie ist seine Gegnerin, sondern auch manche Sozialisten sind von seinem Projekt wenig erbaut. Die Nutznießer und Parteigänger des Kapitalismus suchen jeden Einbruch in die private Ausbeutungsfreiheit mit allen Mitteln zu verhindern; und die Sozialisten hegen Bedenken gegen die von Horten empfohlene Form der Sozialisierung, weil sie sich den Vergesellschaftungsprozeß anders vorstellen. Da gibt es Rechtssozialisten, die noch immer an den Segen der Arbeitsgemeinschaft und der Wissell-Moellendorffschen Gemeinwirtschaft glauben, trotzdem sie bisher nur eine ungeheure Steigerung des Unternehmereinflusses und der Unternehmergewinne und eine unerträgliche Verteuerung der Produkte, der Kohle, des Stahls und Eisens, gebracht haben. Dann aber gibt es unter den Linkssozialisten Leute, die von der Teilsozialisierung Hortens nichts wissen wollen, weil sie alles Heil von der Vollsozialisierung ganzer Produktionszweige erwarten. Die Sozialisierung, sagen sie, sei auf dem Wege eines Kompromisses mit dem Kapitalismus doch niemals zu lösen, sondern eine nackte Machtfrage. Auch Hortens Plan habe nur Aussicht auf Verwirklichung, wenn die unwiderstehliche proletarische Macht hinter ihm stehe. Stelle aber der Sozialismus erst einmal eine solche Macht dar, so brauche er sich nicht mit halben Konzessionen und vorsichtigen Tastversuchen zu begnügen, so könne er aus dem Vollen sozialisieren und sofort ganze Produktionszweige vergesellschaften. Daran ist so viel richtig, daß es auch bei Hortens Sozialisierungsprojekt auf die Macht ankommt, die das deutsche Proletariat in die Wagschale zu werfen vermag. Aber damit ist über Hortens Idee, zunächst einmal durch die Schaffung sozialistischer Musterbetriebe Bresche in das kapilistische System zu legen, noch keineswegs der Stab gebrochen. Es fragt sich, ob Horten recht hat, der die plötzliche Sozialisierung unsrer gesamten Kohlen- und Stahlindustrie für gänzlich ausgeschlossen erklärt und die verheerendsten Folgen eines solchen Experiments prophezeit. Auch ein andrer Praktiker der Sozialisierung, Stadtbaurat Wagner, sagt in seiner Schrift ‚Die Sozialisierung der Baubetriebe': „Der Weg zum Ziel der Vollsozialisierung ist nur durch die Etappen der Teilsozialisierung erreichbar; es sei denn, daß man das Risiko von Katastrophen, teuern Lehrgeldern, herben Enttäuschungen und Rückschlägen, die mit der Vollsozialisierung unvermeidbar verbunden sind, in den Kauf nehmen will." In der Tat wird ernstlich zu erwägen sein, welche Strategie für die Sozialisierung erfolgverheißender ist: ein Angriff auf breitester Front, der eben darum nur mit ge-

ringerer Stoßkraft geführt werden und möglicherweise mit einem vollen Mißerfolge enden kann, oder ein massierter Angriff auf schmälerer Front, der den Durchbruch sichert und die Aufrollung der ganzen feindlichen Linie ermöglicht. Und daß die Kapitalistenkreise das Projekt Hortens so heftig bekämpfen, könnte schon ein Beweis dafür sein, daß sie diese konkrete, praktisch realisierbare Sozialisierung mehr fürchten als den Sozialismus der grauen Theorie, an dessen nahe Verwirklichung sie ja doch nicht glauben. Und es wäre sogar denkbar, daß das gerissene Unternehmertum seine Agenten als Anhänger der Vollsozialisierung auftreten lassen könnte, um Hortens für den Kapitalismus so gefährlichen Vorstoß desto gewisser zu parieren. Hat doch die Reaktion bereits ihre Sprengkolonnen als Kommunisten verkleidet, um sozialistische Versammlungen zu stören und die proletarische Einigung zu hintertreiben.

Um die Sozialisierung selbst kommen wir nicht herum. Welchen Weg sie aber zu gehn hat, kann nur eine Sozialisierungskommission bestimmen, der die besten Wirtschaftskenner und die klarsten sozialistischen Köpfe Deutschlands angehören. Daß unter ihnen Horten nicht fehlen darf, wird kein Unvoreingenommener bestreiten, der seine ungewöhnlich anregende Schrift gelesen hat.

Die Lösung des Militärproblems von Willy Meyer

Ob uns ein Jahrzehnt grauenvollen Bürgerkriegs oder eine nur von geistigem Kampf erfüllte Periode organischer Weiterentwicklung bevorsteht, wird, wie die Dinge nun einmal liegen, davon abhängen, wann und wie die militärische Frage gelöst wird. Diese Frage ist zurzeit das Kernproblem. Wir dürfen uns darüber nicht täuschen und müssen den Tatsachen fest ins Auge sehen. Noch immer regiert Mars die Stunde, vielleicht souveräner als je zuvor. Der Kapp-Putsch ist zwar mißglückt: aber in Wirklichkeit ruht die tatsächliche Macht in denselben Händen wie früher. Wer die Augen offenhält, dem wird dies nicht entgehen. Die Regierung ist in einer verzweifelten Lage. Ihr Schutz wird seit Jahr und Tag von einer Truppe besorgt, die selbst zum Teil royalistisch gerichtet ist und von einem durchaus monarchisch gesinnten Offiziercorps zurzeit noch beherrscht wird. Hinzu kommt, daß das Vertrauen der Arbeiterschaft zur Regierung noch geringer ist als umgekehrt, und daß das Bürgertum, soweit es regierungsfreundlich ist, nicht über entscheidenden Einfluß verfügt. Wie soll die Regierung da der Dinge Herr werden können? Und wird sie es nicht, dann besteht die Gefahr, daß über uns — rascher, als Viele glauben wollen — eine neue Katastrophe hereinbricht. Der Einzug der Brigade Ehrhardt in Berlin ging, soviel mir bekannt ist, von der Voraussetzung aus, daß militärischer Widerstand überhaupt nicht und wirtschaftlicher nur in unbedeutendem Ausmaß stattfinden werde. Wären die leitenden Militärs von vorn herein überzeugt

gewesen, daß man ihnen schärfste wirtschaftliche Abwehr entgegensetzen werde, dann hätten sie die „Einnahme Berlins“ sicherlich anders organisiert. Wahrscheinlich hätten sie, im Bunde mit der verhetzten und politisch rückständigen Land- und Kleinstadtbevölkerung, durch Zernierung unsrer Hauptstadt erst einmal den Kampf Aller gegen Alle entfesselt, um dann als „ordnendes Element“ das Spiel um so leichter zu gewinnen. Auf diese Methode dürfen wir uns nun bei der nächsten, keineswegs unmöglichen Wiederholung des Kapp-Putsches gefaßt machen. Dann wird auch „Ordnung“ mit rauherer Hand als in den Tagen vom dreizehnten bis achtzehnten März geschafft werden. Denn nur zu oft hört man mit Bedauern sagen: „Hätte doch Lüttwitz gleich fester zugefaßt!“ Es möge Keiner glauben, daß gewisse Kreise und Persönlichkeiten auch nur im geringsten belehrbar seien (außer in militär-technischer Beziehung), und daß Erfahrungen sie von ihrer Gewalttheorie abbringen könnten.

Wie kommen wir aus dieser fürchterlichen Sackgasse heraus? Ich sehe, um es immer wieder zu sagen, keinen andern Ausweg, als den Schutz unsres Staates und unsrer Volksgenossen vor Verbrechern und politischen Wirrköpfen allein einer Polizeitruppe anzuvertrauen und Reichswehr und Freicorps heimzuschikken. Eine zuverlässige Polizeitruppe zu schaffen, wird möglich sein. Aber die Reichswehr zu einem regierungstreuen Instrument zu machen — noch dazu in so kurzer Zeit, wie es nötig wäre, wenn die Dinge nicht einer neuen Katastrophe entgegentreiben sollen —, erscheint mir praktisch undurchführbar, nachdem die Zustände so völlig verfahren worden sind, und nachdem man die antirepublikanische Hetze anderthalb Jahre in der „republikanischen“ Armee geduldet hat. Wenn wir dem Verbrechertum mit sozialen und wirtschaftlichen Maßnahmen kraftvoller als bisher entgegentreten, und wenn wir weiter innenpolitisch einen versöhnlichen und wirtschaftlich zeitgemäßen Kurs steuern und schließlich für geistige Aufklärung in viel großzügigerer und zweckentsprechenderer Weise als früher sorgen, wird eine Polizeitruppe ihrer Aufgabe gerecht werden können, Leben und Eigentum der Volksgenossen zu schützen, gewalttätige politische Ruhestörer in Schranken zu halten und den Volkswillen zu vollstrecken. Zuverlässig wird die Polizeitruppe sein, wenn die leitenden Stellen in die Hände von Führern gelegt werden, die ehrlich überzeugte Republikaner sind, und wenn die Mannschaft aus ältern, erfahrenen Männern sich zusammensetzt, die nicht spielend das Opfer jedes Verführers werden.

Wird aber die Entlassung der Soldaten technisch möglich sein? Ich glaube, sie wird auf keine unüberwindlichen Schwierigkeiten stoßen, wenn die Regierung in wirklich ausreichender Weise dafür sorgt, daß die frei werdenden Männer einen lohnenden Broterwerb, eine auskömmliche Tätigkeit im Wirtschaftsleben finden. Es dürfen hier keine Almosen verteilt, keine Hungerleiderposten angeboten werden, sondern es müssen Existenzmöglichkeiten in Frage kommen, die anziehend, verlockend, entwicklungsfähig sind. Andernfalls werden weder die Mannschaften noch gar die Offiziere sich ohne weiteres heimschicken lassen. Bietet man, zum Beispiel, einem Offizier nur die

Stelle eines „Stifts“ oder „Ladenschwungs“ an, dann wird er vorziehen, die schnittige Fuchsstute weiter zu reiten, die ihm der Staat bisher gestellt hat. Er wird lieber weiter seinen körperlich gesunden Dienst in frischer Luft tun und sich weiter an seinen imponierenden Machtbefugnissen, am Kasinoleben und an der Regimentsmusik erfreuen als sich in eine ganz untergeordnete, nichtssagende Zivilstellung drängen lassen. Seien wir keine Pharisäer. Ist das nicht menschlich durchaus verständlich? Aber mit diesem Tatbestand müssen die maßgebenden Stellen ebenso rechnen wie mit der Tatsache, daß wohl Keiner so bedauernswert und ungünstig dran ist wie der vermögenslose aktive Offizier und der langgediente Berufssoldat, wenn sie sich heute ihr Brot im Zivilleben ehrlich verdienen wollen. Wäre es da nicht praktisch, wenn die Regierung mehrere große Güter kaufte, um darauf (unbewaffnete) Angehörige der Reichswehr in der Landwirtschaft auszubilden? Da die großen Güter oft Schlösser von vierzig bis sechzig Zimmern haben, kann die Lösung der leidigen Wohnungsfrage nicht allzu schwierig sein. Nach erfolgreicher Ausbildung müßte Jedermann Anspruch auf Siedlungsland haben. Eine andre Möglichkeit wäre, aus Reichswehrangehörigen Arbeitsgemeinschaften zu bilden. Die Leute könnten mit staatlicher Unterstützung etwa betreiben: kleinere Fabriken, Sägewerke, Kiesgruben, Fuhr-, Speditions- und Botengeschäfte, Ausführung von Wohnungsbauten und dergleichen mehr. Ließe sich nicht auch ermöglichen, daß Industrie und Landwirtschaft gezwungen würden, einen Teil der Reichswehrleute in ihren Betrieb als Arbeiter oder Angestellte aufzunehmen? (Ohne Waffen selbstverständlich.) Warum soll nicht auch ein Teil der Reichswehrleute — einerlei ob Mann oder Offizier — ein kleineres Kapital zur Eröffnung eines eignen Geschäfts nach Prüfung der Verhältnisse vom Staate geliehen oder gar geschenkt erhalten? Ich bin fest überzeugt, daß sich genügend Unterbringungsmöglichkeiten in unserm Wirtschaftsleben für unsre Reichswehrmänner finden würden, wenn die Frage einmal eingehend erörtert würde. Vielleicht bringt dieser Aufsatz die Diskussion darüber in Fluß.

In dem Augenblicke, wo die Regierung die Auflösung der Reichswehr mit der Versicherung wirklich ausreichender wirtschaftlicher Fürsorge für Offizier, Unteroffizier und Mann öffentlich bekannt gibt, ist menschlicher Erwartung nach die militärische Gefahr mit einem Schlage beseitigt. Was die Reichswehr zusammenhält, ist die verständliche Besorgnis des Einzelnen um seine wirtschaftliche Zukunft im Zivilleben. Eine Auflösung der Reichswehr, ja auch nur eine starke Herabminderung, wie sie bis zum zehnten Juli die Entente fordert, erscheint mir ohne wirklich großzügige oekonomische Hilfe für die zu Entlassenden praktisch undurchführbar. Der Versuch würde die allerschwersten Erschütterungen des Staates im Gefolge haben. Die Regierung wird die erforderlichen wirtschaftlichen Maßnahmen, die ja tatsächlich eine sehr große Bevorzugung der Reichswehrleute vor den andern Volksgenossen bedeuten, bei der Volksvertretung nur dann durchdrücken, wenn sie es über sich bringt, die bestehende, zum großen Teil von ihr selbst heraufbeschwo-

rene Gefahr in voller Lebensgröße zu zeigen, ohne schwächlichen und törichten Beschönigungsversuch. Ein gesunder Pessimismus ist hier in der Tat mehr am Platze als leichtfertiger Optimismus. Kein Zweifel kann darüber bestehen: die Schützer der Republik sind in Wahrheit die Beherrscher unsres Staatswesens geworden. Diese Herrschaft aber muß zur Katastrophe führen, da die Führer nur das Evangelium der Gewalt anbeten.

Die Ausführung der Vorschläge, die ich flüchtig skizziert habe, wird die Schaffung neuer großer Organisationen und die Aufwendung angestrengter Arbeit erfordern. Alles das wird sehr viel Geld kosten. Aber es wird trotzdem unvergleichlich billiger sein als der Bürgerkrieg, der sonst zu erwarten ist. Jetzt heißt es: rasch und tatkräftig handeln. Periculum in mora!

Die sozialistischen Parteien Rußlands

von Elias Hurwicz

In Deutschland, wie in Westeuropa überhaupt, herrschen gänzlich verworrene (oder vielmehr gar keine) Vorstellungen von dem Wesen der sozialistischen Parteien Rußlands. Jeder in seiner Kleidung etwas heruntergekommene Russe (und unter solchen Typen befindet sich gar mancher durch die Kriegsgefangenschaft oder die Bolschewiki ruinierte Millionärs- oder Generalssohn) wird ohne weiteres als „Bolschewik“ angesehen. Aber nicht nur im großen Publikum, das seine politischen Vorstellungen auf Grund der optischen Eindrücke bildet, sondern auch bei den Behörden, denen doch eine gewisse Sachkenntnis obliegen sollte, fehlt sie. Die neuerdings massenhaft vorgenommenen Verhaftungen von Russen beweisen dies aufs deutlichste. Jeder russische Sozialdemokrat gilt den deutschen (und überhaupt westeuropäischen) Behörden eo ipso als „Bolschewik“; selbst wenn er einer Partei angehört, die die Bolschewiki bekämpft und von diesen bekämpft wird. In praxi wird das alles noch dadurch kompliziert, daß die offizielle Vertretung russischer Interessen im Ausland vielfach an die Bolschewiki übergegangen ist, sodaß jede, auch die unfreiwillige, Zusammenarbeit unter bolschewistischer Flagge verrichtet werden mußte. Ein Fall: Ein mir persönlich bekannter, in Berlin seit fünfzehn Jahren ansässiger russischer Journalist hat sich aus reiner Menschenliebe der russischen Kriegsgefangenen in Deutschland seit dem ersten Kriegstage angenommen. Als die Sowjet-Regierung in Berlin ihre von der deutschen Regierung anerkannte Gesandtschaft einrichtete, war der Mann, obwohl Gegner der Bolschewiki, doch gezwungen, das nunmehr der Sowjet-Regierung unterstehende Kriegsgefangenenkomitee weiterzuführen, wollte er nicht auf jede Fürsorge für die Kriegsgefangenen verzichten. Vor einiger Zeit wird er nun als „Bolschewik“ verhaftet. Allerdings sieht die Behörde nachträglich ihren Mißgriff ein und setzt den Mann wieder in Freiheit.

Es wird also einer nicht ungerechtfertigten politischen Aufklärung dienen, wenn wir hier in großen Zügen den Ursprung, die taktischen und programmatischen Unterschiede der sozialistischen Parteien Rußlands darstellen.

Die ‚Russische Sozialdemokratische Arbeiterpartei' ist eine der ältesten russischen Parteien. Die Keime sozialdemokratischer Propaganda im Geiste von Marx und Engels fallen bereits in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die geistige Weiterentwicklung der russischen Sozialdemokratie beherrschten insbesondere Gregor Plechanow, das anerkannte, auch in Westeuropa bekannte Haupt der Partei, und Peter Struve (der sich allerdings später politisch vielfach gewandelt hat). Diese beiden Männer haben der Partei ihre bis auf den heutigen Tag wirkenden Grundbegriffe und Grundanschauungen eingebläut: Rußland könne nur auf dem gleichen Wege wie Europa zum Sozialismus kommen, und zwar durch den Kapitalismus hindurch. Ja, tatsächlich beherrsche die kapitalistische Entwicklung bereits Rußland und wirke (durch innern und äußern Handel) auf die Landgemeinde selbst zerlegend. Immerhin besitze diese noch vieles Hemmende, Primitive, während die Städte und die Industrie und demgemäß die industrielle Arbeiterschaft die wahren Hauptträger des Fortschritts und des Sozialismus sind. Für die Russische Sozialdemokratische Arbeiterpartei kommt also auf die „objektiven" Faktoren sehr viel an: auf die Reife der industriellen Entwicklung und ebenso auf die Organisation und Schulung der Arbeiterschaft. In voller Uebereinstimmung mit der westeuropäischen Sozialdemokratie erkennt daher auch die Russische Sozialdemokratische Arbeiterpartei den Parlamentarismus als notwendiges Durchgangsstadium an und läßt den Arbeitergewerkschaften und Arbeiterbildungsbestrebungen ihre Pflege angedeihen. Man kann sagen, daß Plechanow bis zu seinem Tode stets das Bindeglied zwischen der russischen Arbeiterpartei und den westeuropäischen sozialdemokratischen Parteien war und ihren Zusammenhang und ihre Kontinuität wahrte; und es war wahrhaftig ein tragischer Moment, als Ende 1917 bei Plechanows Tode Lenin aus Parteirücksichten sich „gezwungen" sah, seinem frühern Lehrer und dem anerkannten Vater des russischen Sozialismus das Trauergeleit zu versagen.

Offiziell hat sich die Partei unter dem oben angegebenen Namen erst im Jahre 1898 konstituiert. Aber schon 1903 erfolgte ihre Spaltung in Bolschewiki und Menschewiki. Die Menschewiki erscheinen also bis auf den heutigen Tag als die Bewahrer der (geschilderten) Traditionen der russischen Sozialdemokratie. Ursprünglich waren die Unterschiede zwischen den Bolschewiki und Menschewiki rein taktischer Natur. Aber schon hier lassen sich die Keime jener Grundunterschiede wahrnehmen, die zwischen den beiden Parteien fortwirken. So strebten, zum Beispiel, schon damals die Bolschewiki einen straffen Zentralismus an, der für ihre gegenwärtige Staatsverfassung so sehr charakteristisch ist; auch von einer Militarisierung der Partei kann schon hier die Rede sein, und das Wort von einem (durch Lenin eingeführten) „Belagerungszustand der Partei" wird schon damals geflügelt.

Freilich: in die politische Wirklichkeit treten die Grundunterschiede der beiden Parteien erst im Laufe der Zeit. Die Bolschewiki insgesamt boykottieren die erste Duma; von den Menschewiki tut das nur eine Minderheit. Der sich hier äußernde Unterschied tritt vollends in der Resolution der ersten Versammlung

der vereinigten Menschewiki in Moskau am siebzehnten März 1917 zutage. Hier heißt es: Die Partei erkennt bei allem Vorbehalt für ihre politische Selbständigkeit als Arbeitervertreter doch die Notwendigkeit eines Zusammengehens mit den bürgerlichen Parteien gegen Konservative und Reaktionäre. In die Tat wurde dieses Programm bekanntlich auch in der Juli-Offensive Kerenskis umgesetzt, als diesem, neben den Führern der Sozialrevolutionäre Maßlow und Tschernow, sich auch die menschewistischen Führer Plechanow, Zeretelli und Tscheidse anschlossen. Das war der endgültige Bruch mit den Bolschewiki.

Und so gipfelt heute der Gegensatz zwischen den Bolschewiki und Menschewiki darin, daß diese die Klassenherrschaft, die Diktatur des Proletariats verwerfen und, auf dem Boden der Demokratie stehend, als das dringendste Erfordernis der Stunde die Einberufung der Nationalversammlung verlangen, die zeigen soll, hinter welcher Partei die Mehrheit des Volkes steht, während sie in der Herrschaft der Bolschewiki wesentlich die gewaltsame Diktatur einer Minderheit erblicken. Noch etwas ist nicht außer Acht zu lassen: Im Anfang des Jahrhunderts hat die Russische Sozialdemokratische Arbeiterpartei (im Gegensatz zu den Sozialisten-Revolutionären) den Terror als Kampfmittel auf einem Parteikongreß ausdrücklich verworfen. An diesem Punkt halten auch die Menschewiki heute noch unverbrüchlich fest, und man kann, bei dem ausgesprochen ethischen Charakter des russischen Sozialismus überhaupt, sagen, daß dieser taktische Gegensatz zu den Bolschewiki, die ja den Massenterror in seinen schrecklichsten Formen anwenden (neuerdings haben die offiziellen ‚Iswestja' die Zahl der Erschießungen im Jahre 1919 auf über 9000 berechnet), vielleicht am meisten die menschewistische Gegnerschaft gegen den Bolschewismus stärkt.

Eine andre große den Bolschewiki gegenüberstehende Partei sind die ‚Sozialisten-Revolutionäre'. Auch ihre Entstehung fällt in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts; offiziell konstituiert sich die Partei im Jahre 1902. Die Partei der Sozialisten-Revolutionäre hat sich vor allem der Landfrage angenommen. Man kann wohl sagen, daß sie den autochthonen russischen Sozialismus repräsentiert. Im Gegensatz zu den Sozialdemokraten betrachtet sie Rußland wesentlich als einen Agrarstaat und legt ihrem Programm die alte Tradition des russischen Volkes zugrunde: der Boden ist Niemandes, er gehört Allen. Daher die Forderung der Sozialisten-Revolutionäre, das ganze Land zum Volkseigentum zu erklären. Dieses sogenannte „Programm der Landsozialisierung" aber bedeutet ihnen nicht etwa Bodenkommunismus, sondern: das sozialisierte Land soll in der Weise unter die Einzelnen verteilt werden, daß Keiner mehr Land bekommt, als er mit seiner Familie bearbeiten kann — sogenannte „ausgleichende Landbenutzung". Juristisch muß man sich also in westeuropäischer Sprache dies Programm so denken, daß das Land in seiner Gesamtheit zum Staatseigentum erklärt wird, die Einzelnen aber daran nur eine (je nach den Bedürfnissen variierende) Nutznießung haben.

Dieses ist das ursprüngliche und radikale „Maximumprogramm" der Sozialrevolutionäre. Seine Vertreter werden oft

auch als Maximalisten bezeichnet. Indessen hat sich schon früh von der Partei eine Gruppe der Minimalisten oder Volkssozialisten abgespalten, denen die Idee der Landsozialisierung zu weit ging und die ein mäßigeres, nur auf Kompromissen und Entschädigung der Grundbesitzer fußendes Programm-Minimum vertreten. Diese Spaltung verschärfte sich auch hier ganz besonders während des Weltkrieges. Der Erste allrussische Bauernkongreß, der in den ersten Monaten tagte, eignete sich fast einstimmig das Programm der Sozialisierung an, und die Partei der Sozialrevolutionäre erhielt großen Zufluß. Aber dabei erweiterte sich auch die Mannigfaltigkeit ihrer Zusammensetzung. Die Scheidung zwischen den rechten Sozialrevolutionären (Führer: Awksentiew), die das Minimum und ein Zusammengehen mit den Bürgerlichen vertraten, und den linken Sozialrevolutionären, die für sofortige Verwirklichung des Programms Maximum eintraten, erweiterte sich ganz besonders, als selbst der alte Führer der Partei W. M. Tschernow, der im Ministerium Kerenskis den Posten eines Landwirtschaftsministers erhalten hatte, sich für die Regelung der Agrarfrage erst durch die einzuberufende Nationalversammlung und für eine gerechte Entschädigung der Grundbesitzer erklärte.

Die Sozialfrage Rußlands, die Agrarfrage, ist also weder juristisch noch parteimäßig gelöst. Juristisch nicht, weil der gegenwärtige Zustand auf dem Lande allein auf tatsächlicher Machtergreifung durch die Bauern beruht und weder vom bolschewistischen noch vom sozialrevolutionären Parteistandpunkt aus als gelöst zu betrachten ist, solange auf dem Lande einfach ein Privateigentum herrscht. Auf dieser Sachlage bauen nunmehr diejenigen Sozialrevolutionäre, die, wie Sensinow und Stalinski, von den Bolschewiki offen abgerückt sind und ihr Zelt im Auslande (in Paris) aufgeschlagen haben. Sie erklären, daß die Agrarfrage auch von den Bolschewiki nicht gelöst ist, und daß daher hier ein Zukunftsfeld für die Sozialrevolutionäre sich eröffnet, die ja von jeher ihr Programm vor allem auf die Landfrage stützten. Beachtenswerte Kenner deduzieren freilich aus der Hauptsachlage einen ganz andern Schluß. Sie meinen, daß der Bauer nunmehr allen parteimäßigen Programmen und Experimenten abhold ist, einzig seinen Vorteil anstrebt und nötigenfalls, wenn dieser ihm dadurch gesichert erscheint, sich auch auf die Seite der Reaktion schlagen wird.

Zu erwähnen ist noch die Partei der Trudowiki, deren Führer Kerenski ist, und die gleichfalls zu den entschiedensten Gegnerinnen der Bolschewiki zählt. Diese Gruppe vereinigte alle, die weiter links als die Kadetten (das heißt: die bürgerlichen Demokraten) standen, hatte also eine recht bunte Zusammensetzung. Sie vereinigte in sich von Anfang an Politiker, die sich innerhalb der verschiedensten Parteien beengt fühlten, auch Wilde und Parteilose. Die Trudowiki haben daher auch sozialistisch gestimmte Elemente in ihrer Mitte, nennen sich aber nicht offiziell sozialistisch. Die Partei hat vielmehr einen demokratischen Gesichtspunkt und sucht die Interessen aller arbeitenden Schichten der Bevölkerung (daher der Name — „Trud“ heißt: Arbeit) zu vertreten.

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XXV.

Herzog Albrecht von Württemberg

Unter den fürstlichen Heerführern des Krieges ist der Herzog Albrecht derjenige, von dem am wenigsten gesprochen wurde; und das ist bezeichnend für seine Persönlichkeit. Ihm ist nichts unangenehmer, als irgendwie hervorzutreten. Die Rolle des leutseligen Fürsten, der sich jovial mit Bürgern und Soldaten unterhält und gnädige, nichtssagende Phrasen verteilt, liegt ihm garnicht, dem Herzog, den man als den Grandseigneur in Reinkultur bezeichnen kann. Von seinen künftigen Untertanen, den braven, biedern, protestantischen Schwaben trennte ihn eine Mauer gegenseitiger Verständnislosigkeit. Der Herzog ist als direkter Nachkomme, nämlich als Enkel des Erzherzogs Albrecht, des Siegers von Custozza, und als Schwager des ermordeten Erzherzogs Franz Ferdinand durch doppelte Bande des Blutes mit den Habsburgern verknüpft. Außerdem ist er nahe verwandt mit den französischen Orléans und gehörte seiner ganzen Art nach dem internationalen katholischen Hochadel an, dessen Glieder sich in Wien und Paris immer wohler gefühlt haben als in Berlin und in Stuttgart. Im Verkehr mit den steifen, unterwürfigen, oft recht ungeschliffenen Militärs konnte der Herzog nie eine gewisse Verlegenheit überwinden, die grade für intelligente Menschen aus dem Stande der Fürsten charakteristisch ist. So ist er ein Mann des kleinen Kreises, sieht am liebsten nur bekannte Gesichter um sich und muß sich damit abfinden, deshalb für hochmütig zu gelten. Das ist er nun garnicht: er ist nur scheu und sehr kultiviert und weicht gern Lagen aus, die ihn dazu zwingen, sein Wesen zu verleugnen. Diese große Abneigung gegen irgendwelche „Szenen“, dieser Widerwille gegen alle Feierlichkeit und Pomphaftigkeit, dies und allerlei sonst bewirkte, daß er als Armeeführer im allgemeinen seinen Chef gewähren ließ, selbst einen Mann wie den General Ilse, der dem Herzog schnurstracks entgegengesetzt war. Der laute, im Gespräch häufig sehr stark entgleisende, vollblütige und genußsüchtige General fiel dem bis in die Fingerspitzen korrekten, von Natur höflichen und gütigen aristokratischen Oberbefehlshaber sichtlich auf die Nerven. Das Maß von Rücksichtslosigkeit und Grobheit, das notwendig gewesen wäre, um diesen Chef in seinen Grenzen zu halten, konnte der Herzog nicht aufbringen. Also resignierte er und kämpfte nur — ziemlich aussichtslos — mit der einzigen Waffe, die ihm lag: einer echt fürstlichen, distanzierenden Liebenswürdigkeit. Aber daß Grobheit im Grunde viel intimer ist als eine gewisse Liebenswürdigkeit, wird das Rauhbein nie merken.

Als Soldat stand der Herzog weit über dem Durchschnitt und beherrschte sein Fach von Grund auf. Er wußte immer genau Bescheid, hielt sich aber so zurück, daß die Truppen und selbst die höhern Führer glaubten, der Chef mache alles allein.

Seinen drei Söhnen, deren Erziehung ganz im Stil des katholischen Hochadels erfolgte, war er ein zärtlicher Vater.

Wie der Name des Herzogs auf die Auslieferungsliste gekommen ist, wird Allen rätselhaft sein, die einmal unter seinem Kommando gestanden haben. Er war, weil er garnicht anders konnte, auch gegen die belgischen und französischenEinwohner gerecht und human, und viele Deutsche verdachten ihm sogar den belgischen Geistlichen, dem er als frommer Katholik beichtete.

Wenn man Männer wie den Herzog Albrecht betrachtet, so möchte man fast bedauern, daß die Zeit solcher Menschen eigentlich schon seit der französischen Revolution vorüber ist. Wie soll heutzutage Jemand eine Rolle spielen, dem gefüllte Säle ein Greuel sind, der sich am liebsten mit zwei oder drei oder höchstens vier ähnlich gestimmten Seelen oder mit seinem Flügel unterhält, und der den Gedanken garnicht faßt, daß die große Masse ihm gleich sein will! Die französischen Demokraten pflegten solche Menschen, da sie unbekehrbar sind, zu köpfen, und wahrscheinlich hatten sie recht, selbst ihre leisesten Widersacher auf so handfeste Weise zu beseitigen.

Die Amokläufer von Europa

von Otto Lehmann-Rußbüldt

Sicherlich hat schon Jeder einmal von der unheimlichen Erscheinung des Amoklaufens auf den paradiesischen Inseln der Südsee gehört. Wenn deren im allgemeinen recht harmlose Bewohner, angeregt durch Opiumgenuß, aus Eifersucht oder Zorn in einen bestimmten Grad der Aufregung geraten, so verfallen sie in eine Art der Raserei, die von den Malayen als „verdunkeltes Auge“ bezeichnet wird. Die von der Geistesstörung Befallenen ziehen ihren Dolch, rasen durch die Ortschaften und stechen Jeden nieder, auch Frauen und Kinder, überhaupt alles Lebende, das ihnen über den Weg läuft. Wer dazu noch erfährt, daß die Amokläufer vor den Wutanfällen brütend in sich gekehrt dasitzen und sich dann plötzlich ein großes buntes Federkleid überwerfen und geschwungenen Dolches losgehen, der wird mit einem nicht freudigen Schreck ausrufen: „Aber das sind ja unsre Alldeutschen!“ Diese bunten Federkleider — Wilhelm der Verflossene hatte von jedem seiner in- und ausländischen Regimenter ein wohl assortiertes Uniformen-Lager — sehen wir noch heute auf den Straßen. Die primitiven Dolche der Malayen bestehen in imposanten maschinellen Einrichtungen zum Töten von Menschen in Massen. Auch die Periode brütender Stimmung ist vorhanden: noch immer sitzt einer der Einbläser der Tobsuchtsanfälle, der Graf Reventlow, mit seiner Schwermutsmiene da un-

beweist im x-tausendsten seiner Leitartikel der Deutschen Tageszeitung, daß England der Vampyr der Erde sei. Augenblicklich hat zwar England der Vampyr nicht Dienst als Schreckgespenst — den Dienst haben jetzt Juden und Bolschewisten —; aber selbstverständlich ist im letzten Grunde auch wieder England daran Schuld, denn hätte England nicht Jahrzehnte lang dem politischen Gesindel von internationalen Anarchisten Asylrecht gewährt, so wäre die Menschheit vom fressenden Geschwür der Demokratie verschont geblieben, wie das Willy in seinem Brief an Nicky mit seinem genialen Tiefblick erkannt hat.

Alles das soll nicht etwa mit der Uebertreibung gesagt sein, als ob die Amokläufer Europas nur im Alldeutschen Verband und seinen Filialen gesessen hätten; es gibt ihrer auch genug bei den andern „europäischen Völkern christlicher Kultur". Bei uns treten sie aber in geschlossenen Rudeln auf, und hier herrscht noch immer der unbegreifliche Zustand, daß die Suggestionskraft des alldeutschen „verdunkelten Auges" fast unwiderstehlich ist. Aller oder doch beinah Aller Augen werden verdunkelt. Normalerweise müßten Leute, die sich hundertmal so blamiert haben wie die alldeutschen Politiker, wenigstens vom hundertundersten Male an ausgelacht und, bei der verhängnisvollen Tragweite ihrer Betätigungen, recht energisch in die Ecke gestellt werden. Keine Spur! Dieselben Leute, die uns vier Jahre lang den Vampyr England jeden Tag als wirksames Schreckgespenst aufgezogen haben, tun das jetzt nicht minder erfolgreich mit dem sogenannten Bolschewismus. Was nützt es, wenn selbst deutsche Generale in der kapitalistischen Frankfurter Zeitung solche Wahrheiten aussprechen — der Wahnsinn geht weiter.

Europa ist ein Kirchhof, gegen den die Schädelpyramiden Dschingiskhans von siebzigtausend Schädeln wie knabenhafte Ankersteinbaukastenspiele gegen die aegyptischen Pyramiden wirken müssen. Bei zwölf Millionen Toten der Schlachtfelder und dreiundzwanzig Millionen andrer Opfer ergibt sich ein Blutmeer von der Weite und Tiefe der Ostsee. Und warum, für wen alle diese Opfer und Leiden? War es ein unabwendbares Naturereignis wie ein Ausbruch des Aetna? Wer von den Alldeutschen würde bei voller Erkenntnis dessen, was kam, noch heute der Meinung sein, daß Oesterreich sein Ultimatum an Serbien und Deutschland die Kriegserklärung an Rußland loslassen „mußte" — eine Frage, die zu bejahen wäre, wenn sowohl die Alldeutschen wie die orthodoxen Marxisten recht hätten mit ihrer These, der Krieg sei unvermeidbar gewesen.

Wie die Dinge liegen, ist für Jeden, der ohne Parteigehirn denkt, die praktische Frage die: Wird die immer noch anhaltende Suggestionskraft des alldeutschen Wahnsinns so stark sein, daß wir zu all den Leiden des Nationalitätenkrieges auch noch alle Leiden des Bürgerkrieges bis auf den letzten Rest auskosten müssen, bevor die Erkenntnis erwacht? Denn die Alldeutschen sind drauf und dran, mit ihrem Geschrei von der Gefahr des Bolschewismus dasselbe Unheil anzurichten, das sie schon einmal, schon zweimal angerichtet haben. Wenn man sich, wie ich, durch Augenschein in dem Industriegebiet davon überzeugt hat, was es mit dem Märchen von der Roten Armee, dem roten Terror

auf sich hat, durch das neunzig Prozent der Bevölkerung wieder in Spannung erhalten werden, damit ihr Blick abgelenkt werde von dem, worauf es ankommt: so kann man sich die unabwendbaren Folgen der andauernden Verblendung genau so voraussagen, wie einzelne Besonnene bei Ausbruch des Krieges dessen Ausgang vorausgeahnt haben.

Kann man noch bremsen? Der Zusammenbruch ist tatsächlich da. Unser weicher Papiergeldturm muß ebenso sicher zusammenbrechen, wie der so viel gewichtigere Turm aus schweren Geschützen zusammengebrochen ist. Wer das nicht sieht, hat eben das „verdunkelte Auge". Die ‚Freie wissenschaftlich-sozialistische Agrar-Korrespondenz' hat dem Präsidenten der Nationalversammlung Fehrenbach in einem Schreiben eröffnet daß die Auswucherung des deutschen Volkes in wenigen Wochen zur Hungerkatastrophe führen muß, und daß die hungernden Massen zur Selbsthilfe greifen werden.

Was aber dann?

Uns kann nur noch ein temperierter Bolschewismus helfen. Man muß das große Wort zum grinsenden Entsetzen all der Philister aussprechen, die anderthalb Jahre lang in ihrer Phantasie bei Tag und Nacht von den Plakatbildern der ‚Liga zur Bekämpfung des Bolschewismus' verfolgt wurden. Was ist der Philister? Goethe sagt: „Ein Gedärm, angefüllt von Furcht und Hoffnung". Und die Welt besteht aus Philistern! Wenn der Spartacus-Bund zu seinem Wahlaufruf erklärt: „Die kommunistische Partei ist stets dort, wo die Massen stehen", so verrät das eine überraschende Bescheidenheit; denn die Massen setzen sich aus Philistern zusammen, wobei es für die endgültige Willensauswirkung ganz einerlei ist, ob diese Massen als Bourgeois Geld haben oder als Proletarier kein Geld haben.

Nur ein temperierter Bolschewismus kann uns einigermaßen schützen gegen die Folgen der Schäden, die die Amokläufer Europas angerichtet haben, und deren schwerste Erscheinungen sich erst in den nächsten zwei, drei Jahren als materielle und kulturelle Verelendung bemerkbar machen werden.

Wie soll dieser temperierte Bolschewismus verstanden werden? Zunächst einmal als Machtmittel — denn ohne Macht kann man nichts machen. Der einheitliche Wille aller Derer, die die Werte schaffen, soll auch den Verbrauch dieser Werte zu bestimmen haben. Der Generalstreik gegen Kapp hat bewiesen, daß ein solcher einheitlicher Wille wie ein Erdbeben ist, auf dessen Boden selbst die preußische schwere Artillerie wie ein Kinderspielzeug umhertanzte. Allerdings gehörte zu diesem Effekt die furchtbare Erziehung der vier Kriegsjahre, denn fast jeder der Männer, die das Wirtschaftsleben als Arbeiter, Beamter und Angestellter tragen, hat im Felde gestanden und wußte, was uns blüht, wenn die Alldeutschen eine Regierung der „Tat" aufrichten. Es kommt darauf an, die Einmütigkeit, mit der man instinktiv am dreizehnten März den Schlag der Reaktion parierte, systematisch auszubauen und zu einer internationalen Willenskundgebung weiterzuführen. Es wird sicherlich sehr schwer sein, die große Masse der Menschen, von denen jeder durch seine Arbeit und seine kleinen Sorgen beherrscht ist, dahin zu bringen,

daß sie sich einmal aus freien Stücken, also nicht von der Not getrieben, zu einer so starken Willenskundgebung emporreißt. Aber solange das nicht möglich ist, soll man nicht immer von der Diktatur des Proletariats faseln, die sich auf eine Rote Armee stützen muß, obgleich man weder geniale Diktatoren noch eine Rote Armee hat. Dadurch, daß man immerzu „Revolution“ schreit, bekommt man kaum das Eine zustande, das in diesem doppelsinnigen Wort steckt: nämlich den Aufstand gegen das Bestehende. Das Andre: die Umwälzung der Köpfe und damit der Dinge, bekommt man überhaupt nur dann zustande, wenn man selbst einen Kopf hat. Eine der verhängnisvollsten Folgen dieses Krieges ist aber die, daß temperamentvollen Sozialisten die geistigen Granatsplitter des preußischen Militarismus ins Gehirn geflogen sind und noch darin stecken. Zwar muß man die deutschen Amokläufer einfangen und in Flandern zu ihrer Erziehung schwer arbeiten lassen, ehe sie weiter mit ihren Federkleidern, ihren Dolchen und ihrem Geschrei umherlaufen, und dazu gehört die Gewalt einer geeigneten republikanischen Sicherheitswehr; will man aber den Sozialismus aufbauen mit rotem Belagerungszustand, Pressezensur und Standrecht, so ist das eben das stille Eingeständnis der Unfähigkeit, eine Idee durchzusetzen. Möglich, daß die Variabilität der politischen Unkultur der Deutschen auch noch einmal diese Form der Diktatur des Proletariats annimmt: sie wird ebensowenig von Dauer sein, wie die Periode Ludendorff es war. Wenn aber Deutschland heute wie in einer Art Erleuchtung den Entschluß faßt und durchführt, sich gänzlich zu entwaffnen, nach innen und außen — abgesehen von einer kleinen Polizeitruppe —: dann wird es mit Einem Schritt den Weg betreten haben, auf dem es in ebenso überraschend schneller Weise eine märchenhafte Renaissance seiner sozialen und kulturellen Kräfte erleben wird, wie es in vier Kriegsjahren von einer märchenhaften materiellen Höhe herabsank in das Elend eines Zigeunervolkes.

Nein, um einen temperierten Bolschewismus kommen wir nicht herum. Was soll der müßige Streit über Reform, Evolution und Revolution! Nennt man es Reform, dann muß sie so kräftig sein, daß sie weh tut. Nennt man es Evolution, dann muß sie so schnell sein, daß die Aengstlichen schon von Revolution reden werden, und da „Revolution“ heute schon gar keinen Eindruck mehr macht, so sagen wir doch lieber gleich Bolschewismus, um plastisch auszudrücken, daß es etwas sein muß, was den Junkern und Kapitalisten an ihrem edelsten Teil: dem Geldbeutel weh tut. Durch Steuerreform kommen wir nicht zum Sozialismus, der mit der Sozialisierung von Kohlen und Eisen als den großen Nährquellen der Plutokratie sofort angefangen werden muß. Durch Erlasse kommen wir nicht zur Entwaffnung der Reaktion, sondern nur durch geeignete Druckmittel.

Ein solcher temperierter Bolschewismus wird wirken wie ein wohlzubereitetes warmes Bad, das befreit von der Schmutzkruste unhygienisch langer Verwahrlosung. Wenn wir nicht mehr die Courage haben, uns diesen temperierten Bolschewismus selbst zu verordnen, um die verstopften Poren wieder vom Schmutz zu befreien und das köstliche Gefühl der Reinigung zu

genießen, dann kommt der ††† „Bolschewismus", der andre, der unfreiwillige, der, wie kochend heißes Wasser aus den Geisern Islands, aufsteigt und sich wahllos über das ganze Land ergießt, der die Haut nicht reinigen, sondern verbrühen wird, sodaß der europäische Mensch in sehr schneller Zeit als Kadaver auf den Schindanger der Geschichte geworfen werden muß.

Es lebe der temperierte Bolschewismus als das Mittel zum Wiederaufbau Deutschlands!

Schlafbursche Noske von Ignaz Wrobel

Wenn du in deiner berliner Wohnung den Hörer abnimmst und sagst: „Zentrum 11760", so meldet sich nach einigem Zögern der „Persönliche Stab", nämlich des Reichswehrministeriums. Und wenn du dann nach Jemand fragst, nach Jemand, der doch lange, lange von da fort ist, dann verbindet dich das Telephonfräulein trotzdem, und auf einmal sagt eine kleine, ein bißchen verweinte Damenstimme: „Hier ist Hanna Noske!" Und dann sagst du mit so einer recht vertrauenerweckenden und regierungsfreundlichen Stimme: „Ist Herr Noske zu sprechen?" Und dann sagt Hanna: „Papa ist nicht zu Hause!" Papa wohnt im Reichswehrministerium.

Papa wohnt noch im Reichswehrministerium. Wie das so geht: man kann sich jetzt so schwer Wohnung verschaffen, und da hat wahrscheinlich der abgesetzte Reichswehrminister in der Deutschen Tageszeitung nach einer stillen Achtzehnzimmer-Wohnung inseriert, und da hat sich dann das Reichswehrministerium gemeldet. Oder aber er ist, ledig aller Geschäfte, durch die Straßen geschlendert, dabei auch durch die Bendler-Straße, und vor einem netten Gebäude, das ihm ein bißchen bekannt vorkam, stehen geblieben . . . Und da hing ein Zettel „Hier ist eine Schlafstelle zu vermieten!" Und da ging der gute alte Mann hinein und mietete die Schlafstelle. Oder ist es vielleicht ein Ehrenheim, das der deutsche Staat seinem scheidenden Reichsmehrminister überwiesen hat? Oder handelt es sich um eine Erinnerungsgabe der vereinigten Schutzhäftlinge Deutschlands, und im Badezimmer hängt ein großer Kranz mit einer Schleife: „Ihrem lieben unvergeßlichen Gustav Noske die Familien Liebknecht, Luxemburg und Landauer"? Wie dem auch sei: Papa wohnt im Reichswehrministerium.

* * *

An den Iden des März ist das Deutsche Reich nah dem Zusammenbruch. Verbrecher in Offiziersuniform und ihre Gefolgschaft machen einen Putsch, zu dessen Abwehr sie sechzehn Monate lang erhebliche Gelder bezogen haben; und werfen das deutsche Wirtschaftsleben um Monate zurück. Die bewaffnete Macht des Landes fällt, mit geringen Ausnahmen, um. Fast alle

Offiziere trippeln von einem Boden der gegebenen Tatsachen auf den andern. Res venit ad triarios. Die Triarier, die Arbeiter, treten an. Der Kapp-Putsch, diese, wie sie Artur Zickler einmal genannt hat, „Lohnbewegung lichterfelder Kadetten“, bricht zusammen. Eine Untersuchung über die Schuldfrage hebt an.

Dabei stellt sich heraus, daß neben Wolfgang Heine Einer der Hauptschuldige ist: Gustav Noske. Er hat sechzehn Monate lang jede Warnung frisch und froh überhört, hat nichts dazu getan, um seinen Untergebenen einen demokratischen Geist einzufiltrieren, hat nichts unternommen, um die ärgsten Reaktionäre aus der Reichswehr heraus und zuverlässige Republikaner hineinzubekommen. Er war mit andern Dingen beschäftigt. Er förderte durch Reptilienfonds und Ordensverleihung brutale Uebergriffe größenwahnsinniger Offiziere, er, der Arbeiter und sozialdemokratische Redakteur, rüpelte in großmäuliger Art seine Standesgenossen an und provozierte die kaum zu bändigenden Massen täglich aufs neue. Galt als der starke Mann, während ihm jeder kleine adlige Leutnant um die Finger wickeln konnte. Das prophezeite Malheur bricht herein. Eine der ersten Forderungen der Gewerkschaften ist: der Rücktritt Noskes. Darüber wird garnicht diskutiert: die große Mehrheit des politisch denkenden Volkes empfindet ihn als den Hauptschuldigen, gestritten wird nur noch, ob er fahrlässig oder vorsätzlich gehandelt hat . . . Er muß gehen.

Nun ist eines in Deutschland ganz merkwürdig: kein Politiker verschwindet hier. Sie sind immer alle noch da. Einer begeht die schwersten Fehler, man hat seine liebe Not, den Mann von seinem Posten zu entfernen, schließlich rutscht er ab . . . aber Keiner denkt daran, ihm ein Vertrauen zu entziehen, das er doch garnicht mehr verdient. Ludendorff jagt ein Volk ins Unglück, flieht und darf hinterher durch Memoiren fast so viel Geld verdienen, wie er uns gekostet hat. Noske beschwört durch Kurzstirnigkeit und Eigensinn eine deutsche Katastrophe herauf, soll davongejagt werden, und ob er nun schon bei den amerikanischen Zeitungen sein Geld verdient, weiß ich nicht, aber das wird ja noch kommen. Viel schlimmer ist, daß man ihn nicht davon gejagt hat: daß er weiter wirkt.

Das Reichswehrministerium wird ja nun erklären, der Zusammenhang zwischen ihm und Noske sei rein lokal, und weil ich keine Ordonnanzen bestechen mag, müssen wir das zunächst noch glauben. Wahrscheinlich scheint mirs nicht. Er und es liegt viel zu nah, als daß man nicht bei Gelegenheit seinen „bewährten“ Rat einholen sollte; daß und wie er ihn erteilen wird, ist klar. Nein? Dann hat der Mann mit seiner Familie in einem staatlichen Gebäude ganz und gar nichts mehr zu suchen und muß exmittiert werden. Er muß aber nicht nur aus der Wohnung heraus.

Gustav Noske muß aus dem öffentlichen politischen Leben verschwinden. Die Mehrheitssozialdemokratie hat den schweren Fehler begangen, dem machtlosen Mann in der Bendler-Straße ein Vertrauensvotum nach dem andern auszustellen, als das Mißtrauen der Partei noch das Schlimmste hätte verhüten können. Daß sie ihn heute noch deckt, ist nicht anständig, sondern dumm.

Ihn in dieser Form zu decken, ist aber auch unerlaubt. Die parlamentarische Mehrheit der gesetzgebenden Gewalt hat sich gegen sein Bleiben entschieden, vielleicht entscheiden müssen: er muß fort. Was ist das für ein Parlamentarismus, der legale Beschlüsse nur in den Extra-Ausgaben der Zeitungen durchführt und auf dem berüchtigten Verwaltungswege Das wieder rückgängig macht, was die Meinung des Volkes eben erst durchgesetzt hat?

Noske ist intellektuell mitschuldig an dem Verderben, das über tausende von politischen Schutzhäftlingen und Die hereingebrochen ist, die Oberkriegsgerichtsräte „Verbrecher" nennen. Er ist hauptschuldig am Kapp-Putsch und seinen Folgen. Er darf nach wie vor mit seinen Parteigenossen in den Kommissionen tagen, und schon hört man davon, daß er Oberpräsident einer Provinz werden soll. Gute Verrichtung!

* * *

Wohin treiben wir? Sollen alle abgesägten Staatsmänner auf diese Weise den Deutschen erhalten bleiben? Wo wohnt Traugott von Jagow? In welchem Schloß ist Bethmann einquartiert? Welche Segel-Yacht bekommt Bredereck? Wenn das so fortgeht, werden wir nach dem Gesetz von der Erhaltung der Materie überhaupt Keinen mehr los. Ich bin doch aber dafür, daß wir wenigstens Diesen da los werden.

Ihr habt keine Wohnung? Dann braucht Ihr in Deutschland nur Minister zu werden, und Ihr habt ein domicilium perpetuum. Der Doktor Geßler wird das Mietseinigungsamt anrufen, das wird die Achseln zucken, weil man jetzt Keinen auf die Straße setzen darf, und Noskes werden in der Bendler-Straße auch weiterhin ihren Kohl kochen.

Noske ist zur Zeit Minister z. b. V.: zur besondern Verwendung. Es ist eine ungemütliche Situation für die Familie, sie packt aus, packt ein, packt aus, packt ein . . . je nach dem, wie der Wetterhahn auf dem Dache steht. Und wenn Ihr weiterhin so ruhig zuseht, wie euch die mühsam abgerungenen Zugeständnisse der Regierung hintenherum wieder zunichte gemacht werden, so wird diesem Unabkömmlichen nur Einer wirklich kündigen: der Kapp des nächsten Putsches.

Die Frau ohne Schatten von Fritz Jacobsohn

Zu diesem letzten großen Werk von Strauß und Hofmannsthal sagt Ja, wer Superlative liebt, und wer schwach und furchtsam ist. Die Einen ersterben in Ehrfurcht vor jeder Emanation zweier Männer, die, wie bedeutend Jeder für sich immer sein mag, in ihrer dramatisch-musikalischen Vereinigung einander, statt zu ergänzen, aufheben. Die Andern verfallen einer Sinnestäuschung insofern, als mit jeder Steigerung der äußerlichen Mittel die Unterscheidung schwieriger wird, was an den Dioskuren echt und tief, was unecht und flach ist.

Worum es hier geht, ist klar. Hofmannsthal hat ein Märchenbuch geschrieben, voll Poesie, Grüblergeist, Phantastik und Fabelschönheit. Faustischen Erkenntnisdrang, Zarathustras Sehnsuchts-Schrei, buddhistische Lebensweisheit: das vereint die Erzählung von der ‚Frau ohne Schatten', dieses Buch „von dem ewigen Geheimnis der Verkettung alles Irdischen". Zauberische Anmut der Sprache, Farbenpracht der Bilder und Weite des symbolischen Horizonts geben ihm seinen künstlerischen Rang. Dem Dichter gelang hier, „das Hohelied der Fruchtbarkeit" zu singen, über Raum und Zeit hinweg an die letzten Probleme der Menschheit zu rühren, von opfernder Liebe und wissendem Mitleid, von mystischen, übersinnlichen Kräften zu den Geheimnissen der menschenzeugenden Urkraft Brücken zu schlagen.

Alles Das steht in der Erzählung. Was ist daraus auf der Opernbühne geworden? Eine Zauberoper und ein Ausstattungsstück, in seinen Zusammenhängen selbst dem Eingeweihten unverständlich. Gewiß: voll artistischer Reize und musikalischen Glanzes. Aber insgesamt doch ein hoffnungsloser Fall. In der Kunst kommts ja nun einmal auf das Wie und nicht auf das Was an. Es gibt Grenzen der dramatischen, es gibt Grenzen der musikalischen Gestaltungsmöglichkeiten. Diese sind bei der ‚Frau ohne Schatten' erreicht und gesprengt: das Werk, mit gigantischem Wollen und fieberischem Können auf der Unwirklichkeit einer Märchenwelt aufgebaut, ist in sich zusammengestürzt.

Was Hofmannsthal vorschwebte, hat er in seiner Erzählung meisterlich gesagt. In der Oper hat er es nicht nur ebenso meisterlich verschwiegen, sondern er hat, trotzdem die Bühne eine Vergröberung erfordert, eine Verfeinerung erzielt, die an Unsichtbarkeit grenzt. Was sinnlich faßbar bleibt, wird durch Straußens Musik in einer Art illustriert, an der gleich viel zu bewundern und auszusetzen ist, die aber am Ende den Eindruck hervorruft: hier greift Einer für seine Kräfte einfach zu hoch. ‚Die Frau ohne Schatten' ist ein Opus, vollständig traditionslos, kühn und mutvoll hineingerammt ins Luftreich der Phantasie. Es hat kein Gegenstück und wird kaum jemals eins haben. Zu dem neuen Ethos dieses Werkes hätte ein neues Melos gehört. Zu vertonende Urschöpfungsgeschichte, übersinnliche Weltenferne, zauberhaftes Gaukelspiel und gräulicher Trug hätten ganz neue musikalische Mittel verlangt. Was der Dichter in Worten ausdrückt: „Ich sehe nicht, was ist, und nicht, was nicht ist, sondern, was immer ist . . .": dieses Unwirkliche, Irrationale, Ewig-Gültige hätte der Musiker darstellen müssen.

War das von Strauß zu erwarten? Schwerlich. Er hätte denn abtun müssen, was bisher seine Stärke war. Statt dessen stellt er der Irrationalität des Dichters seine durchaus rationale Technik entgegen. Dieser Zwiespalt ist unüberbrückbar. Da, wo die Unterstreichung des Gefühls, der Unwirklichkeit und der Uebersinnlichkeit Alles bedeuten mußte, hat Strauß seine alte, abgedroschene leitmotivische Untermalung, Durchdringung und Verquickung angewandt, hat er, auf überaus schwankem motivischen Grund, eine Musik geschrieben, die berechnet, reflektierend, prustend und schwitzend ist, und der (bis auf wenige Stellen) die Hauptsache fehlt: die Inspiration. In dem Maße, wie Strauß die Erfindungskraft ausgeht, bemüht er sich, seine kurzen Motive als Träger des musikalisch-philosophischen Gedankens durcheinanderzuwürfeln, und erreicht damit nur, daß aller Sinn der Musik, zu klingen und klingen zu machen, aufgehoben wird. Hymnische Chöre, pastorale Baßgesänge, ekstatische Schreie, naturabgelauschte Klangwellen: sie sind Oasen in der Wüste eines viel zu umfangreichen, schillernden Tongemäldes, das auf die Dauer Qual bereitet, und dessen Material, mit seiner auffallend häufigen Benutzung der Verlegenheitsform der Sequenz und dem unsagbar banalen, zäh haftenden Liebesmotiv des Kaisers, durch keine noch so blendende Farbenmischerei über die Armut des alternden Komponisten hinwegtäuschen kann.

Von diesem Werk brachte die berliner Staatsoper eine Aufführung zustande, geeignet, alle Die Lügen zu strafen, die ihren Verfall verkünden. Für abtrünnige Dollarjägerinnen wird die Zeit schon Ersatz schaffen. Die Stimme der Kemp erweckte unendliche Sehnsucht danach, sie einmal wirklich singen zu hören. Ihrer Darstellung der Färbersfrau dankt Strauß den Publikumserfolg. Teufelinne im zweiten Akt, gerüttelt und durchschauert von Lüsten und Brünsten, aufkreischend vor Wut und Schmerz, ist sie späterhin ganz reine, büßende Magdalena, geläutert und gehoben durch Liebe, Schuldbekenntnis und Muttersehnsucht. Karl Armsters Stimme strömte in herrlichem, selten ermüdetem Wohllaut dahin. Er hatte wenigstens gesanglich das beste Teil erwischt; während Robert Hutt in langen Monologen gegen die Willkürlichkeiten einer stimmmordenden „Kantilene" einen unerhört schweren Kampf führen mußte. Lilly Hafgren sang sich aus der recht unglücklichen Passivität, zu der ihre Partie sie in den ersten Teilen des Werkes verurteilt, schließlich in eine überraschende Innigkeit hinein und führte die Kaiserin aus den Bezirken der „Geisterwelt" hoheitsvoll ins irdische Leben. Eine auffallend schöne Stimme ließ Karin Branzell in der Partie der Amme hören, und es ist nicht ihre Schuld, wenn sie trotz aller Hingebung die schwarze Dämonie dieses Zwitterwesens nicht meistern konnte. Leo Blech war dem stürmisch wogenden Meer von Tönen und Kakophonien ein souveräner Beherrscher. Er schwelgte in glitzernden Lichtern und bot alles auf, verborgene Schönheiten herauszuholen. Seine Musiker spielten meisterlich. Es war eine abgerundete Aufführung, unterstützt von Bühnenbildern, die gut konventionell blieben, dessen letztes aber, als „Schluß-Apotheose" eines Ausstattungskitsches, versagte.

Schattenfrauen

Mein Pech, daß an dem Mai-Sonntag, da ich aus mir heraushorchen soll, was von Robert Prechtls ‚Alkestis‘ haften geblieben ist, mit wildem Weh mich die Erinnerung an jenen Mai-Sonntag packt, da ich in der Opéra von Paris Glucks ‚Alceste‘ zu hören bekam! Damals, vor fünfzehn Jahren, ward an der Rue de la Paix Musik gemacht, eine, die zu versprechen schien, daß die Straße niemals ihren Namen entehren werde. Auf Flügeln des Gesanges hob sich die Seele ins Reich der Liebe. Heute hocken wir am Gendarmen-Markt, in einem Gendarmen-Lande, das von nichts so hart getroffen ist wie von der Zumutung, Menschen nicht mehr ducken und nicht einmal mehr erschießen zu sollen. Ringsherum Haß, Verbitterung, Blindheit, Parteiensucht, Heimweh in die Knechtschaft und die unbändige Lust, von dem stolzen Gebäude, das eigner Uebermut zerstört hat, sogar die Trümmer noch kurz und klein, noch kürzer und kleiner zu schlagen. Da der Frühlings-Putsch Deutschland nur um Monate, höchstens Quartale zurückgeworfen hat, so werden wir einen Sommer-Putsch inszenieren, daß es für Jahre genug hat. Hofft mit solchem Talent zu dramatischer Steigerung Robert Prechtl wetteifern zu können? Ein herzlich guter, ein gebildeter Mann und ein mutiger. „Doch wenn wir abends dann am Lagerfeuer saßen, nach heißem Tag der kühle Trank herumging . . .“: es schreckt ihn nicht, daß im Lauf des letzten Kostümstücksaeculums dieser Trank langsam schal geworden ist. Was tut das! Keinem, der aus dem Staatstheater heimkehrt, ist verwehrt, sich an Rilkes ‚Alkestis‘ zu stärken.

*

Vor einem Vierteljahrhundert war nicht einmal Mitterwurzer imstande, dem Einakter ‚Mit dem Feuer spielen‘ einen jähen Abfall zu ersparen. Die zischende Erbitterung ging damals gegen Strindbergs Tendenz, der hier, zur Abwechslung, rät, die Frauen zu verachten, wenn man nicht selbst verächtlich werden wolle. Heute fragen wir nur nach der Kunstform und sind von ihr zwar nicht grade begeistert, aber immerhin leidlich befriedigt. Der Maler Axel ist so etwas wie Strindbergs Sehnsucht. „Zeig mir den Mann, den seine Leidenschaft nicht macht zum Sklaven: ich will ihn hegen in des Herzens Herzen.“ So könnte, mit Hamlet dem Dänen, Strindberg der Schwede sprechen. Er mag Schopenhauer die Freiheit seiner Weiberfeindlichkeit neiden, dem Philosophen, der wie auf ein schwachköpfiges Menschenfragment auf dasselbe Geschöpf herabblickt, zu dem er, der Dichter, wie zu einer hassenswert harten Herrin furchtsam hinaufblickt. Axel ist fähig, eine Frau zu lieben, weil sie der eignen gleicht; doch er ist ebenso fähig, sie voll Abscheu zu verschmähen — weil sie der eignen gleicht. Man sieht deutlich, wie Strindberg sich in der Komödie eine Mannhaftigkeit anträumt, die er niemals bewährt hat; wie er sich dichterisch von einer Gefahr befreit, der er immer wieder erlegen ist. Dergleichen zu behaupten, wäre bei jedem andern Autor ein unziemlicher.

Eingriff in die private Existenz. Strindbergs Leben gehörte schon, da es noch währte, der Literaturgeschichte an, als ein Rohstoff seiner Dichtung, der eine künstlerische Appretur kaum erfuhr. Und das ist der Grund, warum ‚Mit dem Feuer spielen‘ wohl ein sauberes Stück Arbeit, aber durchaus zweiten Ranges ist. Der Verfasser fragt sich immer wieder: Ist denn das nicht die verkehrte Welt? Gibt es denn einen Mann, der heil davonkommt, und gar eine Frau, über die ein Mann hinwegschreitet? Dieser Zweifel — nein, diese offenkundige Gewißheit, daß es ja eigentlich nicht gibt, was er da zu gestalten versucht hat: das ists, wodurch sein Gelächter befangen und blechern, ja, fast ein bißchen schauerlich wird. Derjenige Strindberg, der für Momente seine Sklavenketten bricht und blindwütend auf die Frauen losschlägt, der wirkt ehrlicher und wirkt dabei keinen Augenblick als Feigling: denn für ihn sind in der Tat die Frauen nicht das schwächere, sondern das weitaus stärkere Geschlecht.

*

Von den fünfzehn Seiten, die das achte ‚Jahr der Bühne‘ an Shaw, an ein paar seiner Dramen wendet, kommen drei auf ‚Frau Warrens Gewerbe‘. Das ist genug für diese, ob auch ironisch überglitzerte, Rechenaufgabe von der Frau, die ein Leben gelebt und an ein anderes geglaubt hat, und von ihrer Tochter, dem Neutrum, das meint, man dürfe aus so abstraktem Grund eine Mutter wegstoßen. ‚Die große Katharina‘ verdient nicht drei Sätze. Wie dort, anno 93, Bernard Shaw noch nicht, so ist er hier, annis belli, nicht mehr Bernard Shaw. Denn er ist plump und abgeschmackt. Von seinen Lebensthemen war eines: daß die Geschichte immer Potemkinsche Dörfer errichtet. Jetzt will er das an Potemkin selber zeigen. Ein Fürst und Marschall? Ein dauernd besoffenes Schwein. Das den Baß zu den „Spielereien einer Kaiserin“ grunzt. So hieß einst ein Schauspiel des armen Dauthendey, wogegen ‚Madame Sans-Gêne‘ von einem Rokoko-Apollo gesegnet schien. Gar nach den Shaw-Spielereien der großen Kaiserin Katharina sieht man um Sardous Kaiser Napoleon die Aureole der Klassik schimmern. Schwer möglich, vier Szenen, für die vier Dekorationen umständlich aufgebaut werden müssen, von Witz und Takt und artistischer Kurzweil erfolgreicher frei zu halten. Shaw, wie alle Satiriker, ist Antithetiker. Diesmal häuft er die Gegensätze, die sich reiben sollen, bis Funken sprühen: England und Rußland, Kabinett- und Boudoir-Politik, Legitimität und Libertinage, Monarchenrang und Etikettenverachtung, und von all dem und dem nicht allein Varianten und all diese Gegensätze und sie nicht allein in derselben Person und zwischen mehreren gradewegs und überkreuz wirksam. Leider nur werden sie nicht wirksam. Dieser erfreulich unzuverlässige Geist ist ausnahmsweise einmal erfreulich zuverlässig in seiner eignen Abtötung. Die Gegensätze lagern einander stumpf gegenüber. Kein Kontakt stellt sich ein. Kein Funke sprüht. Kein Zweifel würde sich regen, wenn an der ungefügen und stromlosen Batterie ein Zettel klebte mit der bekannten Aufschrift: Made in Germany.

*

Drei Regisseure: Bruck, Barnowsky und Bernauer. Hat das Staatstheater aus der höfischen Aera noch mehr Manuscripte geerbt? Dann täte es klüger, sie jetzt hintereinander, von Mai bis September, aufzuarbeiten, als immer wieder von Jeßners Linie abzuweichen und dadurch sein Publikum und die Schauspieler zu verwirren. Aber selbst die Epigonendramatik zieht Nutzen davon, daß statt der Firma Kautsky und Rottonara der Künstler Emil Pirchan ausstattet, und daß die edlen Figurinen Alkestis und Admetos anders als früher, nämlich Durieux und Winterstein heißen. Die Beiden sind schon stärker gewesen? Ihre Textlieferanten nicht auch? Grundsätzlich dünkts mich richtiger und wichtiger, die Gesamtfortschritte einer aufwärtsstrebenden, neu geführten Truppe zu betonen, als die Zufallsleistungen einzelner Mitglieder an einer zufällig besser situierten Vergangenheit zu messen. Der hinzugekommene Ernst Legal spielt offenbar genau so, wie sein Drama ‚Laetare' gedichtet ist: technisch stockend, weil ein knubbiger Kerl sich leichter stößt als ein glatter. Aber sein Hauptfeld ist wahrscheinlich garnicht die Schauspielerei, sondern die Regie. Sein Kollege Barnowsky hatte ‚Frau Warrens Gewerbe' von vorn herein zur Uneinträglichkeit verurteilt, indem er für die Ressorts des Pfarrers Gardener und seines Sohnes Frank die eignen reichshauptstadtwürdigen Ressourcen verschmäht und auf Görlitz zurückgegriffen, und namentlich, indem er als Chefin der Häuser in Brüssel, Berlin und Budapest statt der Grüning Frau Claire Wallentin eingesetzt hatte. Die sieht aus wie eine zu kurz geratene und in die Breite gegangene Sarah Bernhardt und sieht davon ab, die Aehnlichkeit auf die Inwendigkeiten sich erstrecken zu lassen. Und da Dagny Servaes, ohne irgendwie durch künstlerische Armut dazu gezwungen zu sein, eine einzige finstere Miene und einen einzigen barschen Ton eingehängt hatte, so mußte sich die Bewunderung an Albert Steinrück halten. Dieser schäbig elegante, unbefangen schuftige Sir George Crofts mit der näselnden Stimme und der hundsgemeinen Schnauze, dem Stiernacken und den halbverglasten Augen schien allerdings wie auserlesen zum Zuhälter- und Kupplerwesen. Eben deshalb hätte er ohne jede Kunst die Bühne beherrscht. Aber er hatte die gegebenen körperlichen Mittel auf eine Art gebändigt und durchfeinert, daß man Auge und Ohr nicht von ihm wenden konnte. An letzter Stelle wie sichs gebührt: die Zaunpfahlspielerin Orska. Ists ein Symptom, daß sie nicht mehr das Haus füllt und wenig Applaus hat? Bedeutets, daß die allerärgste Theaterverfallzeit vorüber ist? Oder waren nur grade nicht genug Kriegslieferanten in Berlin und für Strindberg und Shaw vorhanden? Oder weiß nun männiglich, wie sie unter dem Kleid immerzu das Hemd in die Höhe ziehen wird, um angezogen möglichst ausgezogen zu wirken? Oder verdrießt es die Kundschaft, daß ihr ein zweites Kinn zart sich zu runden und ihren Typus zu zerstören beginnt? Was es auch sei: der Morgen naht, wenn dieser Stern erbleicht.

Papiermark und Vatikan

von Hetta Gräfin Treuberg

Im Frieden war die äußere und innere Kaufkraft der Mark die gleiche. Vielleicht die äußere etwas größer, weil das Schutzzollsystem, der Differenzialtarif alle Preise verteuerte. Dafür hatten wir, bis auf wenige Ausnahmen, die nicht einschneidend waren, keine indirekten Steuern; auch nicht versteckte, da, zum Beispiel, Malzauflage und Champagnersteuer als berechtigt empfunden wurden. Die Erhöhung der Malzsteuer ließ zwar den Literpreis des Bieres um einen Pfennig emporschnellen, Bayern erlebte einen Sturm im Maßkrug, und die Bauern drohten mit Bierstreik: aber die Wellen der Entrüstung glätteten sich bald wieder. Der Deutsche lebte mit seiner Mark, die Pari-Wert hatte, sehr vergnügt. Italienisches Gemüse, Palästina-Weine, die Flora der Riviera, russische Butter, ungarische Gerste, amerikanisches Schuhwerk: das alles war für jeden Deutschen im eignen Lande käuflich und billiger als die inländische Produktion. Aus dieser Kaufkraft des Geldes, der Mark erklären sich Maßnahmen, deren Besprechung schon Finanzautoritäten weniger begünstigter Länder erstaunlich und schädlich deuchte — Maßnahmen wie Differenzialtarif, Schutzzoll, Ausfuhrprämie.

Bei Beginn des Krieges wurde die Goldwährung aufgehoben. Das Reich löste nicht nur die Papiermark nicht ein: es verlangte von jedem Bürger Ablieferung der Goldmark. Der wurde der Umlauf im Innern genommen und Thesaurierung auferlegt.

Dank der Blockade hielt sich die Auslandskaufkraft der Mark im privaten Verkehr. Später mußte das Reich, wenn es Kredite, Privatkredite im Ausland beanspruchte, Einzelunternehmungen im Reiche zur Bürgschaft veranlassen, trotzdem das eigne Zahlungsmittel im direkten Devisenverkehr relativ hoch stand.

Die Deutschen aber, denen das Glück hold war, die im neutralen Ausland lebten, oder die mit einem Kurier des A. A., der Budapesterstraße 14, einer Militärstelle oder der Z. E. G. befreundet waren — die bezogen, was in Berlin für keine Papiermark käuflich war, aus der Schweiz, aus Holland, aus Skandinavien und zahlten dafür uns jetzt äußerst gering erscheinende Preise: sechzig bis achtzig Mark, nach der Umrechnung, für den elegantesten Damenschuh, achthundert Mark für das Schneiderkleid aus gutem Tuch, auf Seide gearbeitet. Butter und Eier aus Dänemark, Chocolade aus der Schweiz, Bols und Focking aus Holland kosteten auf diesem Wege viel weniger als auf dem Schleichweg des Inlands. Die Mark hatte in der Schweiz den Wert von achtzig bis neunzig Rappen. Dafür kaufbare Ware war vorhanden, die Mark als Tauschmittel also möglich.

Vor Aufhebung der Blockade, nach Abschluß des Waffenstillstandes sank die Innenkaufkraft der Mark trotz Warenangebot, stieg im Verhältnis zum Innenwert die positive Auslandskaufkraft. In der Schweiz war die Mark wenigstens dreißig bis fünfzig Rappen wert und dafür Ware erhältlich. Noch immer war der Auslandsmarkt dem einzelnen Deutschen günstig. Im Inlande stiegen die Preise, Schund überschwemmte den Markt, Kriegsersatz wurde veräußert. Die Folge war Inflation.

Die Blockade wurde aufgehoben. Die Mark sank rapide im Ausland und stieg im Inland dank den Regierungszuschüssen. Das Pfund

Kaffee kostete zwölf, Speck sieben, amerikanisches Weizenmehl drei Mark. Weißbrot gabs überall. Französische Seifen und Parfüms, englische Riechsalze, amerikanische Zigaretten lagen in allen Schaufenstern aus.

Im Auslande also sank die Mark. Die Deutschen, die bis dahin Neutralien aus den verschiedensten Gründen geziert hatten, kehrten heim. Im Jubel über die innere Bewertung der Mark übersah man die äußere Devalorisation. In dieser Papiernotenpreßorgie sann und schrieb Erzberger Steuern aus. Die Seifenblasen glitzerten. Es wurde in keiner Weise vorgebeugt; nicht einmal der diplomatische Dienst und seine Kosten reguliert.

Die Inflation erreichte dank dem Import eine ungeahnte Höhe. Die Auslandskraft der Mark erlosch beinahe. Der holländische Gulden, die skandinavische Krone, der Dollar, der Tael standen über Pari, ja die Silberrupie notierte über Goldparität. Zur Zeit der Erzberger-Dämmerung schwankte die Mark in der Schweiz zwischen fünf und sechs Rappen. Dabei hatten sich in der Schweiz die Preise auch fast verdreifacht, und der Dollar war über sechs Franken gestiegen, weit über Parität. Daß damals hundert Mark kaum noch einen Dollar kosteten, wird wohl in Aller Gedächtnis haften geblieben sein.

Die Inlandskaufkraft der Mark war und ist noch bedeutend größer als die Valuta. Zur Gesundung von Finanzen und Volkswirtschaft ist unendlich viel zu tun. Erschütterungen müssen vermieden werden. Der Reichskörper ist so geschwächt, daß er Stöße nicht mehr verträgt. Wir sind für Nahrungsmittel, für Hebung unsrer Agrarproduktion auf das Ausland angewiesen. Wenn das Ausland uns Hilfe gewährt, so kann das immer nur zwei Ursachen haben: Nützlichkeitserwägungen oekonomischer oder innenpolitischer Natur und rein menschliche Sympathie. Beides kann durch Handlungen Deutschlands ebensosehr gefördert wie gehemmt werden.

Zu den Hemmungsmomenten gehört eine außenpolitische Prestige-Maßnahme, deren politische und rückwirkend oekonomische Folgen leider absehbar sind.

Der Geschäftsträger am Vatikan Dr. Diego von Bergen ist zum Botschafter am Vatikan ausersehen. Das Deutsche Reich errichtet eine Botschaft beim Heiligen Stuhl.

Im Königreich Italien herrscht Wirrwarr, die Parteien bekämpfen sich, Auffassungen, Weltanschauungen prallen gegen einander. In einer Frage aber sind Alle einig, sicherlich Alle, die im Parlament eine Stimme haben: die Römische Frage gehört der Vergangenheit an. Jeder, ob Morgari, ob Luzzatti, ob König — Jeder ist stolz auf die Unità des Landes, stolz auf das Prestige der Großmacht und mißachtet im Innersten den Vatikan, seine universelle Informierung und Tätigkeit. Eine Vergrößerung der äußern Macht des Vatikans auf Kosten des Regno, also die Bestellung eines Botschafters beim Vatikan, wo augenblicklich nur Spanien einen unterhält, ist eine Kränkung für Italiens Volk und sollte selbst dann vermieden werden, wenn, was aus irgendeinem außenpolitischen Grunde möglich ist, Nitti, der neueste deutsche Nationalheld, nicht ausdrücklich darauf hinweist. In dem diplomatischen Corps, das beim Vatikan akkreditiert ist, wird diese Maßnahme, die dem Vertreter der demokratischen Republik den Vortritt vor allen andern Diplomaten sichert, ausgenommen den Vertreter

des katholischen Bourbonen, des Nachkommen der Lilienkönige und der Habsburger, Empörung hervorrufen.

Der konfessionslose Reichspräsident, der durch keine Tradition gebundene Minister des Aeußern, die Deutschland vor der Welt vertreten, müßten sich klar werden, daß Deutschlands Reichsprestige mit der Mark gesunken ist. Nur Einzelkredit, Personalprestige für Reichsprestige kann helfen, nicht die bequeme Erklärung: Die Mark hat hundert Pfennige, wir sind eine Großmacht, uns vertritt ein Botschafter. Herr von Bergen hat in den kritischen Juli-Tagen von 1914 die deutschen Noten teils verfaßt, teils bearbeitet, war während des Krieges und zur Zeit des Waffenstillstands politischer Dirigent im Auswärtigen Amt, ist, als Erzberger und Bethmann mit Helfferich aufräumten, von Beiden aus entgegengesetzten Gründen gelobt worden und hat — ob mit oder ohne Auftrag, ist ungeklärt — Erzbergers wiener Reise inspiriert und ihm die Denkschrift des Grafen Czernin oder ihren Inhalt zugänglich gemacht: aber ist er der rechte Mann, um Personalprestige an Stelle von Reichsprestige zu setzen? Ein Reichsgesandter beim Vatikan kann als Informator der Reichsregierung, als Sprachrohr im internationalsten Mittelpunkt viel erreichen, Schaden hindern und Nutzen wirken. Ein Botschafter aber hat Alle: Italiener, Kollegen, die Welt gegen sich. Botschafter waren Wilhelms des Zweiten Privileg. Uns genügen Volksabgesandte.

Abschied von der Junggesellenzeit

von Theobald Tiger

Agathe, wackel nicht mehr mit dem Busen!
Die letzter roten Astern trag herbei!
Laß die Verführungskünste bunter Blusen,
das Zwinkern laß, den kleinen Wollustschrei . .
Nicht mehr für dich foxtrotten meine Musen —
vorbei — vorbei . . .
Es schminkt sich ab der Junggesellenmime:
Leb wohl! Ich nehm mir eine Legitime!

Leb, Magdalene, wohl! Du konntest packen,
wenn du mich mochtest, bis ich grün und blau.
Geliebtendämmerung. Der Mond der weißen Backen
verdämmert sacht. Jetzt hab ich eine Frau.
Leb, Lotte, wohl! Dein kleiner fester Nacken
ruht itzt in einem andern Liebesbau . . .
Lebt alle wohl! Muß ich von Kindern lesen:
Ich schwör sie ab. Ich bin es nicht gewesen.

Nur eine bleibt mir noch in Ehezeiten —
in dieser Hinsicht ist die Gattin blind —,
Dein denk ich noch in allen Landespleiten:
Germania! gutes, dickes, dummes Kind!
Wir lieben uns und maulen und wir streiten
und sind uns doch au fond recht wohlgesinnt . . .
Schlaf nicht bei den Soldaten! Das setzt Hiebe!
Komm, bleib bei uns! Du meine alte Liebe —!

Rundschau

Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten

Der Entwurf eines Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, den der Reichsminister des Innern soeben dem Reichsrat vorgelegt hat, sieht als wichtigste Strafbestimmung die Androhung von Gefängnis bis zu drei Jahren für Denjenigen vor, der den Geschlechtsverkehr ausübt, obwohl er an einer mit Ansteckungsgefahr verbundenen Geschlechtskrankheit leidet und dies weiß oder den Umständen nach annehmen muß.

Gegen die gesetzliche Festsetzung eines solchen kriminellen Ansteckungsparagraphen erheben sich aber vielseitige und weitreichende Bedenken. Das Hauptbedenken richtet sich gegen das ungeheure Anwendungsgebiet und den begrifflich außerordentlich weiten Rahmen einer solchen Gesetzesnorm. Der Entwurf hat sicherlich zu sehr die mit florider Lues und augenfälligen äußern Krankheitserscheinungen behafteten Personen im Auge und denkt zu wenig an die gewaltig große Anzahl symptomfreier Infizierter, die nach einem kurzen schmerzlosen Primäraffekt und höchstens noch einer flüchtigen Roseola niemals mehr unter irgendwelchen merkbaren Sekundärerscheinungen zu leiden hatten, gleichwohl aber nach der herrschenden medizinischen Meinung noch fünf Jahre lnag ansteckend wirken können. Nun würde aber von einer solchen Sonderstrafnorm grade diese Art symptomfreier Kranker — obwohl sie am wenigsten gefährlich sind und zumeist Krankheitsstoffe garnicht übertragen — zur Anzeige gelangen, da sie nicht, wie die floriden Syphilitiker, ihren Zustand ängstlich verbergen, vielmehr möglicherweise aus ihrer frühern Erkrankung keinen Hehl machen werden. Würde auch diesen symptomfreien Kranken der Nachweis der Kenntnis ihres Krankseins nur selten geführt werden können, so würde doch das Gesetz gegenüber zehntausenden sich gesund fühlenden Menschen, denen die Willenskraft fehlt, sich fünf Jahre nach erfolgter Ansteckung jeglichen Geschlechtsverkehrs zu enthalten, eines der gefährlichsten Belästigungs- und Erpressungsmittel bilden.

Aus diesen, nur kurz skizzierten, Gründen dürfte der Vorschlag, einen staatlichen Sonderstrafschutz gegen geschlechtliche Infektion zu schaffen, abzulehnen sein. Vielmehr wird, auf der Basis der erweiterten Fassung, in welcher die Körperverletzungsparagraphen nach den bisherigen Kommissionsentwürfen in dem zukünftigen deutschen Strafgesetzbuch voraussichtlich erscheinen werden, das allgemeine Strafgesetz als Strafschutz in dem Kampfe gegen die Geschlechtskrankheiten genügen, wenn noch mehr als bisher soziale Anstalten und Einrichtungen bemüht sein wollten, das hygienische Verständnis in Bezug auf die venerischen Erkrankungen in weitern Volkskreisen, besonders der Jugend, planmäßig fortzubilden. Neben dieser Aufklärung muß allerdings eine Kenntnis der prophylaktischen Mittel einhergehen, weil diese Kenntnis und der Gebrauch dieser Schutzmittel heute noch immer — besser als jede Strafschutznorm — die wirksamste Waffe im Kampfe gegen die Geschlechtskrankheiten bildet.

Herbert Fuchs

Die Männer der Uebergangszeit

Geschichte sehen im Augenblicke ihres Entstehens; die Kurve der politischen Entwicklung in den Gradabmessungen ihrer Schwingungen, ihre kulturellen Exponenten erfassen; die lebendige Auswirkung derjenigen Kräfte erkennen, die an Zusammensturz, an Aufbau, an Niedergang und Hochflug eines Volkes beteiligt sind: dazu gehört mehr als die Netzhaut. Die Spiegelung dessen, was um uns, nah oder fern, an der Oberfläche oder im Blute, sich umsetzt in politische Bewegung, was Akt, Handlung, Tat wird, die Ableitung der lenkenden oder scheinbar lenkenden Persönlichkeiten aus Landschaft, Herkunft, Milieu — das will hinter der Netzhaut: Geist, hinter dem Geist: den Menschen.

Von Johannes Fischarts ‚Altem und neuem System' ist (bei Oesterheld & Co.) der zweite Band erschienen: ‚Die Männer der Uebergangszeit'. Wir haben alles auch erlebt, du, ich. Umsturz, beginnenden Aufbau, die wahnwitzigen Zuckungen, die Aufschreie, die irrsinnigen Streiks. Wir haben alles auch mitgemacht: die eckigen Kurven der Entwicklung, die Verbohrtheiten links und rechts, die Einengung der Mitte. Wir haben es doch auch gesehen: die November-Tage, die Januar- und März-Erschütterungen. Die Nationalversammlung in Weimar, den irrsinnigen Frieden von Versailles, die Verhandlungen des Untersuchungsausschusses. Wir haben vielleicht auch darüber geschrieben. Dieser Johannes Fischart aber hat mehr getan: ihm wurden Erlebnis, Eindruck, Ablauf der Geschehnisse zur Gestalt. Er sah blitzartig Bedeutung, Gewalt, Kraft, Menschen hingestellt in die Natur, in Ministerzimmer, Plenarsäle, hinter Maschinen, in Gefahr, Verwirrung, Irrung. Er spürte die Beziehungen zwischen Sein und Nicht-da-Sein, zwischen Hirn, Herz und Muskel, zwischen Mensch und Schicksal. Er ahnte manchmal — man nennt das: Intuition — mehr, als er wußte. Aber er weiß unendlich viel. Dinge, über die man staunt, die zu erringen viel Arbeit nötig ist, Fleiß und abermals Fleiß. Dinge aus Gesprächen, Berichten, Büchern, alles eingefügt in ein Bild, eine Aktion, ein Spiel, eine Begegnung. Er nimmt fünfunddreißig Männer (Männer? Männer!) und die Frauen (die Zietzin, die Schirmacherin und die Stöckerin). Fünfunddreißig: Radikale von links und rechts, Leidenschaftliche, innige Sanfte der Mitte, Querköpfe und Wandlungsfähige, Halsstarrige und Bewegliche (alles ist Uebergang). Einige sind tot, andre nur aufgebahrt: Noske, Hirsch, Heine, Südekum, Landauer, Hertling. Nach den Iden des März liest sich Noske wie einer seiner schönsten Nekrologe. Hirsch aber kann vielleicht noch einmal eine prachtvolle Ministersitzung in der Wilhelmstraße 62 erleben.

Was nützen alle Einzelheiten? Dies Buch, aus tausend und tausend blitzenden Lichtern, aus Kleinigkeiten und (manchmal irrealen) Größen, aus Seelenkenntnis, Einfühlung und Wissen mit lauerndem Griff geformt, ist rund und geschlossen. Mehr als der erste Band. Künstlerischer, durchdrungener, menschlicher. Man lese das Kapitel über den unglückseligen, scheußlich hingeschlachteten Landauer, wie dieses Sein und Leben innerstes Erlebnis wird. Aus den Kapiteln über Bauer, Giesberts, Brockdorff-Rantzau stürzt die furchtbare,

lastende Stimmung der versailler Friedensverhandlungen. Bei den Sozialisten wird die flackernde Geschichte und Entwicklung der Sozialdemokratie, bei den Demokraten das Antlitz der Demokratie gezeichnet. Wojciech Korfanty? Die dunkle Gewaltmischung Oberschlesiens aus Arbeit und Magnatentum steht auf.

Hier wie dort und überall: das Wort ist Pfeil — es trifft. Es will nicht lange umschreiben, nicht gedehnt ausholen. Es muß sitzen. Es hat in sich die Kraft der Anschauung. Es wird Ausdruck, Ex-Pression. Flackernd im Rhythmus der Sätze, durchleuchtet manchmal von Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung. Das Tempo ist Presto bei den Leidenschaftlichen, Largo bei den Behäbigen und Schwerfälligeren. Ein Buch voll politischer Musik und menschlicher Hintergründe.

Guido K. Brand

Auf verlorenem Posten

In Greifswald — aber es könnte ebensogut Piepen-Eichen sein — ist ein Heftchen erschienen: ‚Vom heulenden Elend, Blätter zur Greifswalder Theater-„Kultur"', herausgegeben von Gustav Donalies und Gerhard Henry. Sie haben ganz recht: der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an.

Woher soll eigentlich in Deutschland so etwas wie Kultur kommen? Die gesamte Provinz schimpft auf Berlin wie die Rohrspatzen — aber warum richten sie sich denn nach dieser Stadt? Nach dem Häusergewirr, das doch wirklich kein Kulturzentrum mehr darstellt — ach! doch darstellt, wenn man diese kleinen Provinzstädte ansieht. In manchen Dingen haben sich ja manche von ihnen selbständig gemacht — zum Beispiel: München und Dresden —, aber die Mittelstadt bezieht weiter, was sie fein und schön und teuer dünkt, aus dem Wasser der Spree, aus den Abwässern der Spree.

Bestrebungen, in den kleinern Städten die Leute zu wirklich guten Dingen, zur Kunst heranzuziehen, mißraten fast alle. Der Herausgeber bekommt seit Jahren die ergreifendsten Briefe von Menschen, die, wie Ovid am Schwarzen Meer, in der Verbannung der deutschen Provinz leben, und die sehnsüchtig rufen: Ja, Ihr da, in Berlin . . .! Und so sehr wir Berlin dick haben: gegen Greifswald ist es wirklich noch eine Oase.

Unsre Freunde da draußen stehen fast alle auf verlorenem Posten. Ist er ganz und gar verloren —? Man soll sich nicht klein kriegen lassen, man soll immer wieder versuchen und arbeiten, arbeiten, arbeiten. Die Widerstände kennen wir zur Genüge. Auch wir kämpfen beständig gegen eine deutsche Provinz in der Reichshauptstadt — und wir sind auf dem besten Wege, im Kampf nicht grade zu siegen.

Reichen wir uns über die Tabakköpfe der gewerbetreibenden Bürger die Hände. Lassen wir Kino, Operette und Stadttheater rechts und links liegen und glauben wir unerschütterlich an das, was wir lieben. Einen Gruß nach Greifswald! Einen Gruß in die Provinz!

Peter Panter

Die Wirkung

Laut Erlaß der Reichsregierung wird die Reichszentrale für Einwohnerwehren, die eine Unterabteilung des Reichsministeriums des Innern bildet, nunmehr zur Abwicklungsstelle umgewandelt."

Antworten

Vereinsbruder. Sie wollen mich für Ihr Kränzchen anwerben. Man müsse doch . . . und wenn solche Köpfe feiern, nämlich sich nicht zur Geschäftsordnung melden, wieviel Verlust für euern Club — und der Starke ist am mächtigsten zu Dutzenden — und mehr dergleichen. Bekomms euch wohl: ich bin immun. Wie spricht Schopenhauer? „Jener innern Leere aber und Dürftigkeit der Menschen ist auch Dieses zuzuschreiben, daß, wenn ein Mal, irgendeinen edlen, idealen Zweck beabsichtigend, Menschen besserer Art zu einem Verein zusammentreten, alsdann der Ausgang fast immer dieser ist, daß aus jenem Plebs der Menschheit, welcher, in zahlloser Menge, wie Ungeziefer, überall Alles erfüllt und bedeckt und stets bereit ist, Jedes, ohne Unterschied, zu ergreifen, um damit seiner Langenweile, wie unter andern Umständen seinem Mangel, zu Hülfe zu kommen, auch dort Einige sich einschleichen oder eindrängen und dann bald entweder die ganze Sache zerstören oder sie so verändern, daß sie ziemlich das Gegenteil der ersten Absicht wird." Dies dreimal mitgemacht habend, bin ich entschlossen, für den Rest meines Lebens einspännig zu bleiben.

Stud. phil. H. B. Sie klagen mir, daß das Deutsche Theater vor einiger Zeit die Aufführung von Claudels ‚Verkündigung' in Aussicht gestellt, und daß man auf Ihre Frage, warum sie nicht endlich stattfinde, erwidert habe: man fürchte sich vor den angedrohten Ausschreitungen nationalistischer Elemente. „Ich vertraue fest," schließt Ihr Brief, „daß es Ihnen möglich sein wird, durch einen energischen Protest die Aufführung zu erzwingen." Ihr festes Vertrauen ehrt mich. Aber: eine Möglichkeit, die Vorstellung zu erzwingen, gibt es nicht, und wenns eine gibt — ich habe sie nicht. Grundsätzlich wüßte ich Ihnen nichts entgegenzuhalten. Die Kunst hat mit dem buntgemalten Schlagbaum der Nationenspielerei nichts zu tun und sollte, da schon Sozialismus und Religion versagt haben, über dem Lappenwerk des europäischen Souveränitätsausverkaufs schweben. Der Fall Claudel freilich ist ein bißchen schwierig: der Mann hat sich über die Deutschen etwa so ausgesprochen wie Chamberlain über die Engländer oder Reventlow über die Franzosen, und ich verstehe fanatische Deutsche, die es ablehnen, sich mit ihm zu befassen, wenn sein dichterisches Genie nicht größer ist als sein politischer Unverstand. Ist es das? Es müßte gigantisch sein.

Optimist. Ein deutscher Verlag bläst folgenden Appell an den guten deutschen Buchhändler: „Ueppiger denn je blüht trotz der furchtbaren Papiernot die Schundliteratur im deutschen Buchgewerbe. Um ein Gegengewicht zu schaffen, um das arme betrogene deutsche Volk wieder aufzurichten und abzulenken von dem verderbenbringenden Schund, um unsern Nachwuchs vor der sich immer breiter machenden Unmoral zu schützen, muß etwas geschehen. Wir bringen zu diesem Zwecke eine Bücherei für Heimatfreunde heraus." Der Himmel segne euern frommen Sinn.

Auslandsdeutscher. ‚Sie lesen in der Deutschen Zeitung eine Notiz mit der Ueberschrift: Das typische Bild eines Drückebergers'. Darin ist der Beleidigungsprozeß des göttinger Philosophen Nelson gegen irgendeinen völkischen Schmierer geschildert, und unter andern Sätzen findet sich folgender: „Der angeklagte Schriftleiter wurde zu einer geringen Geldstrafe verurteilt, mit der Begründung, daß die

äußere Verhandlung das typische Bild eines Drückebergers gezeigt habe, das ärztliche Gutachten hätte jedoch dargetan, daß der Privatkläger als solcher nicht anzusehen sei." Da haben Sie eine deutschvölkische Polemik in Reinkultur. Und darunter steht etwas von dem Hochverräter Lettow-Vorbeck, und darüber steht etwas gegen die paar demokratischen Studenten, die es gibt, und Sie wollen verzweifeln an einem Lande, dessen akademische Spitzen, Vertreter und Berufe sich aufführen wie die Kinder, wie die unartigen Kinder. Auf den Universitäten beruht Deutschlands Zukunft: sie bilden die Verwaltungsbeamten und Geistlichen vor, die Erzieher der Jugend und, hauptsächlich, die Richter. Nach Jahren wüstester nationalistischer Hetze, halb mitgemachten Hochverrats (vornan: der berliner Rektor Eduard Meyer), nach Jahren monarchistischer Propaganda: die Richter. Deren Objektivität vom Tage ihrer Ernennung an in Zweifel zu ziehen, bei hoher Strafe verboten ist.

Carl S. in Zürich. Sie schicken mir eine ungemein treffende Definition des Begriffs Demokratisch: „Demokratisch ist, wer es nicht für notwendig hält, selber deutschnational zu wählen, weil er hofft, daß noch genug Andre da sind, die es für ihn tun."

Augenzeugin. Es drängt Sie, mir von einem Skandal zu schreiben, den Ihres Wissens die berliner Presse skandalöserweise totschweigt. „Die Herren führen das Wort vom Jahrhundert des Kindes so oft im Munde, daß es einen wundern muß, wie sie es auf einmal ganz vergessen haben. In der ‚Rakete', einem berliner Cabaret, tritt eine kleine Tänzerin, Maryla Gremo, auf. Daran wäre nun an sich nichts Außergewöhnliches, denn wir haben ja in der Saison genug tanzende Kinder zu sehen bekommen. Ich bin auch gewiß nicht prüde und lege am wenigsten in einem Cabaret den Maßstab strengster Schicklichkeit an: dieser Fall aber ist ungeheuerlich. Das achtjährige Kind tritt in seinen Tänzen halbnackt und wie ein Frauenzimmer en miniature gekleidet auf und hat durchaus die Allüren eines solchen. Es wirft kokette Blicke ins Parkett, trippelt ganz so, wie es das bei den Großen gesehen hat, umher und wirkt so früh verdorben und lüstern, daß man vor Gram über eine Welt, in der das möglich ist, weinen könnte und es nur darum nicht tut, weil man zu empört ist. Ob ein Polizeiverbot angebracht ist, weiß ich nicht; das mögen Sie entscheiden." Neulich hat der Staatsanwalt eine Zeitschrift, die er für pornographisch hält, beschlagnahmt, trotzdem sie keinen Mißbrauch mit Kindern treibt. Wieviel schneller und schärfer müßte hier eingeschritten werden! Es überrascht nicht, daß der Schankwirt dieses lieblichen Cabarets derselbe Herr Eugen Robert ist, der wer weiß wie beleidigt tut, wenn man an seiner engelsreinen Kunstliebe zweifelt. Nachdem er es in der ‚Tribüne' mit einer nackten Frau gemacht hat, avanciert er zum Kinderschänder. Weiter wird ihn sein apollinischer Drang ja kaum reißen können. Aber die Grenze ist längst erreicht; und man begreift schwer, weshalb die Bühnengenossenschaft nicht durchzusetzen vermag, daß solchem Gesellen die Konzession entzogen wird. Fürchtet sich die Behörde wieder einmal, eine Existenz zu schädigen? Frau Warrens Gewerbe hat sich niemals dagegen gesträubt, auch von Männern betrieben zu werden, und dieser würdige budapester Genosse von Sir George Crofts würde nicht lange zu warten brauchen, bis in der Schwieger-Straße von Hamburg ein rentables Haus zu verpachten wäre.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.

Neuer Weltbrand aus Ost? von Heinrich Ströbel

Die Hoffnungen der deutschen Militaristen pendelten seit vielen Monaten um den russisch-polnischen Krieg, von dem sie die Gelegenheit zu neuer, bedeutsamer Aktivität des deutschen Militarismus erwarteten. Je nach dem gedachte man den östlichen Kriegsbrand zu benutzen: entweder im Bund mit dem Bolschewismus gegen Polen und die Entente — oder im Einvernehmen mit der Entente gegen den Bolschewismus. Die Hauptsache war, daß eine deutsche Millionen-Armee in die Hand der deutschen Offizierskaste gebracht und der Nationalismus wieder zu heller Flamme angefacht wurde. War erst dies mit heißer Leidenschaft ersehnte Ziel erreicht, so kam alles Andre beinah von selbst: die Zertrümmerung Polens, die Wiederherstellung und Hinausschiebung der deutschen Ostgrenze, die Wiedergeburt der deutschen Weltmacht, die Niederwerfung des Sozialismus und die Restauration des Kapitalismus. Unsre Militaristen setzten ihre Hoffnung für den Beginn dieser neuen Aera des deutschen Militarismus und Imperialismus auf die russische Offensive. Wir selbst äußerten starke Zweifel an der Angriffslust und Angriffskraft des wirtschaftlich allzu erschöpften und fast aller Verkehrsmittel entblößten Sowjet-Rußland, warnten aber grade darum Polen und die Entente vor der Heraufbeschwörung eines neuen Kriegsabenteuers, dessen Folgen unabsehbar seien und zur Katastrophe für ganz Europa werden könnten. Nun hat sich der polnische Nationalismus gleichwohl köpflings in das Verhängnis gestürzt! Der Südabschnitt der Polenfront ist jäh vorgebrochen, hat die russischen Truppen über den Haufen gerannt und Kiew genommen. Das Ziel des polnischen Angriffs soll nach den Erklärungen Pilsudskis und Petljuras die Befreiung der Ukraine sein, deren Unabhängigkeit Polen nunmehr anerkennen und garantieren will. Daß Polen sich ein weiteres Ziel steckt als die Säuberung der Ukraine von Sowjet-Truppen und die Wiederherstellung der Grenze von 1772, ist unwahrscheinlich. Aber ebenso unwahrscheinlich ist, daß sich die Bolschewiki ihr kaum gewonnenes Prestige, dessen sie nach außen und innen allzusehr bedürfen, von Polen in Stücke schlagen lassen werden. Die Sowjet-Regierung wird es vermutlich auf eine äußerste Kraftprobe ankommen lassen. So kann der Krieg, der nicht nur ein Nationalkrieg ist, sondern der Vernichtungskampf zwischen zwei feindlichen politisch-wirtschaftlichen Systemen, mit verheerender Vehemenz aufflammen. Und wenn Polen die Belastungsprobe nicht aushält, sondern seine Bauernrevolution und seinen Bolschewismus bekommt,

dann weiß kein Mensch, wo die Feuersbrunst ihre Grenze findet. Dann kann auch Deutschland die tollsten militaristischen und bolschewistischen Abenteuer erleben, dann können die kümmerlichen Reste der westeuropäischen Kultur in Rauch und Asche zerstieben!

*

Aeußerlich scheiterten die russisch-polnischen Friedensverhandlungen an der Formalität, daß man sich nicht über den Verhandlungsort — Boryssow an der Beresina, wie die Polen vorschlugen, oder Dorpat, wie die Bolschewiki wünschten — einigen konnte. Aber das war nur ein kindliches Verschleierungsmanöver. Die polnische Regierung brach die Verhandlungen ab, weil sich Sowjet-Rußland nicht bereit fand, in Polens Randstaatenpolitik zu willigen. Rußland sollte sein Desinteressement an dem ganzen Gebiet erklären, das westlich der Grenze von 1772, also etwa der nord-südlichen Linie Witesb-Kiew, lag. Ganz Weißrußland und die Ukraine sollten (außer den nördlichen Randstaaten) ihre Unabhängigkeit und das Recht zu engerm oder loserm Zusammenschluß mit Polen erhalten. Und weil die russischen Unterhändler von diesen Hegemonieplänen Polens nichts wissen wollten, antwortete die polnische Heeresleitung mit dem Vormarsch von achtundzwanzig Divisionen.

Man könnte sich über eine solche Tollkühnheit wundern, da doch nach manchen Darstellungen Polen selbst die Revolution im Bauche haben soll. Aber vielleicht soll dieser nationalistisch-imperialistische Krieg grade als Blitzableiter gegen den Bolschewismus dienen. Allzu oft nur hat die Reaktion ja schon Nationalismus und Kriegsfuror als wirksame Gegenmittel gegen drohende innere Krisen anzuwenden verstanden. Im Kriegstaumel vergessen die Volksmassen am leichtesten ihr Elend, und trotzdem sich regender Widerstand läßt sich ja mit den unbegrenzten Machtmitteln des Kriegszustandes am bequemsten brechen. Wie lange hat das alte Oesterreich während des Krieges der innern Zersetzung getrotzt, und welch unbegreifliche Widerstandskraft hat grade Sowjet-Rußland im Kriege und infolge des Krieges entwickelt! Verzweifelt wird die Situation erst im Falle der Niederlage. Dann folgt dem militärischen Debâcle unfehlbar der innere Zusammenbruch.

Das Schicksal Polens hängt also davon ab, ob es dem zu erwartenden russischen Gegenstoß standzuhalten vermag. Sein erster ansehnlicher Erfolg in der Ukraine bedeutet wenig für die Beurteilung des Stärke-Verhältnisses. Die Sowjet-Truppen hatten dort schon deshalb kein leichtes Spiel, weil ihnen die Landbevölkerung feindselig gegenüberstand,

weil Bauernaufstände ihre Etappen beunruhigten und ihre Schlagkraft schwächten. Zudem hatte sich die Lage des südlichen Teils der Roten Armee auch dadurch verschlechtert, daß die polnischen Truppen bereits Ende Februar Kalenkowitsch und Mosyr (hundertachtzig Kilometer nordwestlich von Kiew) genommen und dadurch die Verbindung der Südarmee mit dem nördlichen Teil der Front erschwert hatten. Aber diese Nachteile lassen sich wieder ausgleichen, wenn Rußland imstande ist, an günstigen Frontabschnitten mit starken Kräften zur Offensive überzugehn. In Warschau glaubt man, nach den Meldungen englischer Korrespondenten, daß Lenin und Trotzki über höchstens vierhunderttausend Mann verfügen. Nach andern Nachrichten von antibolschewistischer Seite soll jedoch in Geheimberatungen zu Moskau der Chef des Roten Generalstabs gegenüber den Bedenken Trotzkis, Kamenows und Sinowjews, daß das russische Transportwesen zur Zeit eine große militärische Aktion gegen Polen nicht gestatte, erklärt haben, Rußland habe sechzehn Armeecorps und acht Kavallerie-Divisionen marschbereit unmittelbar an der polnischen Grenze stehn und verfüge auch über ausreichende Reserven, um starke Nachschübe unternehmen zu können. Wie die Dinge in Wirklichkeit liegen, wie stark und aktionsfähig die Heere der beiden Gegner sind, und welchen militärischen Wert sie besitzen, ist mit einiger Zuverlässigkeit überhaupt nicht abzuschätzen. Erst die kriegerischen Operationen der nächsten Monate werden dem Urteil Anhaltspunkte bieten. Dann wird man auch erst erfahren, was Petljura an Truppen und Anhängern in der Ukraine hinter sich hat, und ob die Polen wirklich als Befreier oder auch nur als Eindringlinge betrachtet und behandelt werden.

Auf der andern Seite braucht man die militärische Kraft Sowjet-Rußlands keineswegs zu überschätzen. Daß seine wirtschaftlichen Zustände trostlos sind, bezeugt auch ein neuer glaubwürdiger und sachverständiger Beurteiler: Alexander Axelrod, des alten Menschewikenführers Paul Axelrod Sohn, der als Ingenieur in den verschiedensten Teilen Sowjet-Rußlands wahrhaft erschütternde Beobachtungen gemacht hat. Ein oekonomisch, industriell und verkehrspolitisch so zerrüttetes Land kann einfach keine Riesenarmeen ins Feld schicken. Daß es dennoch seiner Gegner Judenitsch, Koltschak und Denikin Herr geworden ist, beweist nach Axelrod nur die unglaublich kurzsichtige Politik der Gegner, die als Sieger nichts Eiligeres zu tun gehabt hätten, als die „Befreiten“ sofort dem Terror der Militärbürokratie zu unterwerfen und dadurch Bauern und Arbeiter zu neuen Aufständen aufzureizen. Treten die Polen darin in die Fußstapfen Denikins, so wird ihr Schicksal das gleiche werden. Und

auf alle Fälle wird Rußland kein zu verachtender Gegner sein. Nicht deshalb, nach Axelrod, weil das russische Volk sich mit Begeisterung für die Sowjet-Republik schlage. Denn die Bauern, so versichert dieser Gewährsmann, seien in ihrer Masse erbitterte Gegner der Bolschewiken, und von dem Proletariat seien wegen der Industrievernichtung, des Städtesterbens und der unaufhörlichen Rekrutierung für die Rote Armee ja nur kümmerliche Reste übrig geblieben, die obendrein von dem bolschewistischen Regime wenig erbaut seien. Wohl aber habe sich eine enorm starke bolschewistische Bürokratie gebildet, die eine herrschende Klasse darstelle. „Welcher Auffassung man über die moralische Qualifikation der Mehrheit dieser neuen Privilegierten auch sein mag, eines läßt sich nicht abstreiten: diese neue Klasse hat zahllose, wenn auch brutale, so doch tatkräftige, verwegene, unternehmungslustige, urwüchsig begabte und talentierte Leute aus den untern Volksschichten in sich aufgenommen, die in diesen zwei Jahren der Kämpfe und Zerstörung viele Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt haben und genügend Gelegenheit hatten, ihre Fähigkeiten auszubilden. Diese nervenstarken Menschen, die von allen hemmenden Traditionen und moralischen Bedenken frei sind, können sich den neuen Verhältnissen ausgezeichnet anpassen. Diese neue herrschende Klasse in Rußland hat nun ihren Platz an der Sonne erobert, und sie fühlt sich auch stark genug, ihn zu behaupten.“ Polen und diejenigen Entente-Kreise, die diese polnische Politik stützen, riskierten deshalb unendlich viel, als sie die Herrschaft und die Existenz dieser eigenartigen Erobererklasse abermals zu bedrohen wagten!

*

Von den Ereignissen im Osten, von den Kämpfen am Dniepr, der Beresina, der Düna hängt so das Schicksal Europas ab. Bricht die polnische Armee und die polnische Regierung zusammen, triumphiert auch in Polen der längst von Sowjet-Rußland geschürte Bolschewismus, so wäre es auch um ein demokratisches Deutschland geschehn, so wäre nur noch ein militaristisches oder bolschewistisches Deutschland möglich. Beides aber wäre für unser unglückliches Land eine Gottesgeißel. Den Segen des Militarismus haben wir ja ausgiebig kennen gelernt; was es aber mit dem bolschewistischen System auf sich hat, das könnten die naiven Enthusiasten, an denen es auch in deutschen intellektuellen Kreisen nicht fehlt, aus Axelrods Schrift: ‚Das wirtschaftliche Ergebnis des Bolschewismus in Rußland‘ erfahren, wenn sie einer Belehrung überhaupt fähig wären. Aber auch die Entente bekäme dann die Folgen des polnischen Abenteuers zu kosten, das sie aus blödem Bolschewistenhaß begünstigt

oder mindestens aus sträflicher Schwäche gegen den polnischen Imperialismus nicht verhindert hat. Hätten ihre leitenden Staatsmänner nur ein wenig Weitblick und Verantwortlichkeitsgefühl, so würden sie wenigstens jetzt noch mit aller Macht zum Halten blasen lassen! Wahrscheinlich ließe sich, wenn die Entente Rußland wirtschaftliche Kompensationen böte und Polen von seinen Ansprüchen auf Weißrußland abbrächte, für die Ukraine in Gestalt wirklicher Unabhängigkeit ein modus vivendi finden und dem anhebenden Völkermorden ein Ende bereiten, bevor es die halbe Welt in Flammen setzte. Rußland und Polen würden sich dann von innen heraus nach den Kräften entwickeln, die ihrem Volks- und Wirtschaftskörper innewohnen, und auch Deutschland und den übrigen Ländern bliebe die Möglichkeit, ihre Geschicke nach eignem Willen und eignen Gesetzen zu gestalten. Auch der östlichen Kriegsgefahr gegenüber gelten die Worte, die Hugo Haase vor einem Jahre zur Abwehr nationalistischer Verhetzung schrieb: „Für das Volk ist der Friedenszustand unentbehrlich . . . Die gequälten und gemarterten Massen des Volkes wollen im Geiste der Revolution an den Aufbau der Gesellschaft herantreten.“

Der Schwindel über die Marine von L. Persius

Kein Tag vergeht, ohne daß die reaktionäre Presse irgendeine neue Schwindelnachricht über die Zustände in Kiel und Wilhelmshaven brächte. Jetzt sind die alldeutschen Herren wieder obenauf. Wie es nach dem November 1918 ging, so gehts nach dem März 1920. Damals wurde das Märchen vom „Dolchstoß der Heimat“ ersonnen, heut spricht man von „Meuterern“, wenn man unter den Truppen die Anhänger der Regierung, und von „Verfassungstreuen“, wenn man ihre Gegner bezeichnen will. Blätter wie Deutsche Zeitung und Deutsche Tageszeitung laufen einander den Rang ab in Verdrehungen und Entstellungen, sobald sie auf die Ereignisse in den Marinegarnisonen zu sprechen kommen. Sie verlangen, daß sofort eine neue Kriegsflotte geschaffen, und daß das alte Deck- und Unteroffizierspersonal entlassen werde, weil es sich als völlig unzuverlässig und ungeeignet erwiesen habe. Nur die Seeoffiziere, die geschlossen für die Republik eingetreten seien, würden imstande sein, den Augiasstall zu reinigen und mit Mannschaften, die sie selbst ausgewählt hätten, eine Mustermarine zu organisieren. Von einer „Luderwirtschaft“ redet die Deutsche Tageszeitung, von einer „unheilvollen Schädigung, einem ungeheuerlichen und unhaltbaren Zustand“ reden die Hamburger Nachrichten. Diese Lügennachrichten der alldeutschen Presse finden Eingang in die demokratischen Blätter, und darüber hinaus greift in weiten Kreisen der Bevölkerung der Glaube um sich, daß die Kriegsflotte in völliger Auflösung begriffen sei, daß in den Marinegarnisonen Chaos herrsche. Unterstützt wurde diese Ansicht

durch Noskes Aeußerungen in der Nationalversammlung, der von „einem Trümmerhaufen in Kiel und Wilhelmshaven“ sprach und ausführte, daß an einen Wiederaufbau der Marine mit dem jetzigen Deck- und Unteroffizierspersonal nicht zu denken sei.

Was ist die Wahrheit? Nur dokumentarisch belegtes Material soll herangezogen werden. Vorgeworfen wird den Deck- und Unteroffizieren, sie hätten sich gegen die Regierung, gegen ihre Vorgesetzten aufgelehnt, sie hätten gemeutert. Richtig ist, daß die Deck- und Unteroffiziere ihren Vorgesetzten den Gehorsam kündigten, nachdem diese sich als eidbrüchig erwiesen, nämlich sich hinter Kapp gestellt hatten. Beweis? Herr v. Trotha, damals Chef der Admiralität, sandte folgendes Telegramm an den Stationschef in Wilhelmshaven, den Admiral Michelsen: „Ich habe mich mit der Marine der neuen Regierung zur Verfügung gestellt und erwarte, daß die Marine wie bisher geschlossen meinen Befehlen folgt.“ Hierauf antwortete Herr Michelsen: „Voll Vertrauen auf die Führerschaft Eurer Exzellenz werden, wie bisher, Offiziere, Beamte, Deckoffiziere, Unteroffiziere und Mannschaften den Befehlen Eurer Exzellenz folgen.“ Wer wagt, einen Stein auf die Deck- und Unteroffiziere zu werfen, die damals, nachdem sie sich mit der Regierung Ebert verständigt und ihre Zustimmung erhalten hatten, kurz entschlossen Herrn Michelsen ab- und ihn und die geschlossen zu ihm und zu Kapp-Lüttwitz haltenden Seeoffiziere festsetzten! Wie beurteilte die Nationalversammlung dieses Vorgehen? Bei ihrer ersten Sitzung in Stuttgart gab der Reichskanzler Bauer bekannt, daß „die Seeoffiziere, die sich hinter die sogenannte Kapp-Regierung gestellt hätten, von den verfassungstreuen Deck- und Unteroffizieren mit Zustimmung der Regierung festgenommen worden“ seien. Und die Nationalversammlung — so stehts im Protokoll — zollte dieser Mitteilung Beifall.

Während sich in Wilhelmshaven, dank dem schnellen energischen Einschreiten der Deck- und Unteroffiziere, nur eine kurze Kapp-„Komödie“ abspielte, erwuchs aus der gewissenlosen Haltung des Stationschefs in Kiel eine Tragödie. Viel Blut mußte fließen, weil Admiral v. Levetzow, der, von Noske als streng republikanisch und zuverlässig erkannt, zum Stationschef ernannt worden war, seinen Posten mit Seeoffizieren und Baltikumern verteidigte und hierbei in der Wahl der Mittel geringe Skrupel zeigte. Erst nach geraumer Zeit gelang dem heißen Bemühen der Deck- und Unteroffiziere, die Eidbrüchigen unschädlich zu machen. Levetzow und seine Kumpane entflohen, als auch ihnen endlich ihre Sache verloren schien. Was sich bis dahin in Kiel abgespielt hat, erfüllt jeden Leser der Protokolle mit Ekel vor der Skrupellosigkeit, Verlogenheit und Hilflosigkeit der Männer, die man würdig befunden hatte, als Leiter unsrer Kriegsmarine zu fungieren. Proben? Am fünfzehnten März hatte das Stationskommando die Vorsitzenden des Deckoffiziersbundes und Andre zu einer Sitzung geladen. Die amtliche Stelle wünschte, weil sie spürte, daß die Kapp und Genossen bereits wackelten, Fühlung mit den regierungstreu gebliebenen Elementen zu nehmen. Einer der Deckoffiziere erwiderte auf die Frage eines Kapitäns, wie es draußen stünde: „In unsern Kreisen ist man

erstaunt, daß Sie — die Seeoffiziere —, die doch alle in diesem selben Raume so oft erklärt haben, daß Sie mit uns gegen jeden Putsch von links und von rechts sich einsetzen würden, nunmehr diesen Putsch von rechts mit allen Kräften unterstützen. Wir sind seinerzeit von dem alten Eide gegen den Kaiser entbunden worden. Dann haben wir, wie Sie, einen neuen geschworen. Von diesem sind wir nicht entbunden, Sie auch nicht. Infolgedessen halten wir an ihm fest. Wir stülpen unsre Meinung nicht wie einen alten Hut um." Auf diese schweren Anklagen erfolgte nicht der geringste Einwand; die Seeoffiziere hörten sie sich gedrückt mit an. Nur der Kapitän Eschenburg erklärte im Verlauf der Besprechung: „Es hat sich doch nur um den Sturz einer korrupten Regierung gehandelt, deren Hauptstütze Erzberger war."

Am siebzehnten März, als angenommen werden durfte, daß der Putsch zusammenbrechen würde, wurden die Deckoffiziere abermals zu einer Konferenz ins Stationsgebäude geladen. Auf den Gängen bemühten sich Seeoffiziere, ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen, und äußerten dabei, sie hätten die ganze Geschichte von vornherein verurteilt, und sie sei auch ja ganz unpolitisch gewesen. Aber nun gelte es, gegen den heranziehenden Bolschewismus eine einheitliche Front zu bilden. Admiral v. Levetzow führte aus, daß ihm die ganze Geschichte kein Vergnügen gemacht habe. Ihm sei ganz gleichgültig, ob Max oder Moritz regierte. Er habe nur für Ruhe und Ordnung gesorgt. Für ihn heiße es nur: ein Kampffront gegen den Bolschewismus herstellen. Als dem Admiral vorgeworfen wurde, daß er durch sein Verhalten die Ruhe und Ordnung gestört habe, daß ihm die Einwohnerschaft wegen seines zweideutigen Benehmens schon lange kein Vertrauen mehr entgegenbringe, daß er sich offensichtlich im Dienst der Kapp und Lüttwitz betätigt habe, und daß man seinen Worten wegen der fortdauernden Widersprüche nicht mehr Glauben schenken könne — da erwiderte er wörtlich: „So, nun will ich Ihnen die absolute Wahrheit künden. Ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort, daß jedes Wort, das ich jetzt sprechen werde, unbedingte Wahrheit ist. Bei Allem, was mir heilig ist, will ich Ihnen jetzt restlos Alles sagen." Und dann erzählte er eine lange Geschichte, in der fast jeder Satz mit dem „Ehrenwort" verbürgt wurde. Er habe vor sechs Wochen die Nachricht erhalten von dem beabsichtigten Kapp-Putsch und habe nach Berlin Meldung erstattet. Von der Admiralität sei geantwortet worden: man wisse das Alles schon; aber die Sache habe nichts auf sich. Levetzow wurde unterbrochen: das sei kein Beweis dafür, daß er nicht von dem Ausbruch des Putsches vorher unterrichtet gewesen sei. Darauf antwortete er: „Ich versichere Ihnen noch einmal auf mein Ehrenwort, und bei Allem, was mir heilig ist, daß ich von dem Ausbruch des Putsches am Sonnabend ebenso überrascht worden bin wie alle Andern."

Am gleichen Tage, am siebzehnten, wurde dem Admiral v. Levetzow ein Schriftstück der Einwohnerschaft übergeben, die unter Bezugnahme darauf, daß die rechtmäßige Regierung wieder in Berlin am Ruder sei, Freigabe der politischen Gefangenen, Außerkraftsetzung der Freiheitsbeschränkungen und dergleichen

verlangte. Levetzow empfing die Deputation nicht und lehnte die Forderungen ab. Er gab einen „Erlaß an die Truppen“ heraus, worin er sich ganz auf den Boden der alten Regierung stellte. Trotzdem wurden Verhaftungen von Leuten vorgenommen, die hinter der rechtmäßigen Regierung standen. Die Telephonverbindung mit der Regierung in Berlin wurde gesperrt. Levetzow hoffte immer noch auf einen Umschwung.

In der Nacht vom siebzehnten zum achtzehnten wurden Einzelheiten über die Flucht der Kapp und Lüttwitz und die Tatsache bekannt, daß die Regierung Ebert den Admiral v. Levetzow, den Oberpräsidenten Lindemann und Andre ihrer Aemter enthoben habe. Levetzow dachte jedoch nicht daran, von seinem Posten abzutreten. Um die Bürgerschaft zu provozieren und künstlich Unruhen hervorzurufen, kommandierte er von den außerhalb der Stadt in der Wik liegenden Kasernements Baltikumer zur Besetzung von Kiel. Von diesen war, wie Kapitänleutnant Walther bekundet hat, ein Teil betrunken. Nun gabs unausgesetzt Straßenkämpfe. Alle Bemühungen der Zivilbehörden und der Deckoffiziere, auf Levetzow einzuwirken, daß er dem verbrecherischen Treiben Einhalt tue, waren vergeblich. Levetzow gebrauchte Ausflüchte, er dürfe die Truppen nicht zurückziehen, er müsse gegen den Bolschewismus kämpfen, er müsse für Ruhe und Ordnung sorgen!

Am Nachmittag des achtzehnten, als die Lage immer kritischer wurde, machte die Station bekannt, Levetzow sei zurückgetreten, Admiral Evert habe die Geschäfte übernommen. Anstatt aber, wie es versprochen war, die Baltikumer aus Kiel zurückzuziehen, ließ man immer neue Truppen in die Stadt einrücken, und die Gefechte hörten nicht auf.

Am neunzehnten taucht nun Levetzow wieder auf. Im Stationsgebäude erscheint er mit einer bewaffneten Abteilung der Brigade Löwenfeld (auch eine sogenannte Marinebrigade), stürmt mit den Worten: „Ich setze mich an die Spitze — folget mir!“ in ein Zimmer, wo Admiral Evert mit Vertretern der Arbeiterschaft verhandelt, enthebt Evert, trotzdem der heftig protestiert, seine Postens und verhaftet alle übrigen Anwesenden. Hierüber wurde nach Berlin berichtet, worauf die Botschaft einlief, „die Marine habe mit Levetzow nichts mehr zu tun“. Dies wurde Levetzow mitgeteilt. Er setzte sich mit Berlin telephonisch in Verbindung und äußerte etwa: Admiral Evert sei wegen seiner Nerven garnicht fähig, Stationschef zu werden, er, Levetzow, müsse unbedingt bleiben, sonst gäbe es nicht nur ein Unglück für Kiel, sondern auch für die ganze Marine, denn alle Truppen stünden hinter ihm!

Genügt das? Soll ich noch berichten von den wahnwitzigen Versuchen verschiedener Seeoffiziere, auf ihre Mannschaften mit dem Gespenst des Bolschewismus einzuwirken? Zahllose Protokolle liegen über dergleichen verbrecherische Handlungen vor. „Zur Beruhigung“ wurde, beispielsweise, folgender „Erlaß“ herausgegeben: „Die Regierung befindet sich in Schwerin. Sie hat die Baltikum-Truppen und die regierungstreuen Truppen zur Bildung von Freicorps zum Kampf gegen den Bolschewismus aufgefordert. **Durch Erlaß der Regierung ist der Admiral v.**

Levetzow von seiner Dienststellung als Stationschef enthoben und zu gleicher Zeit als Kommandeur von den beiden Marinebrigaden ernannt. Die beiden Marinebrigaden, bestehend aus Löwenfeld-Truppen und Küstenwehrabteilung, bilden das Freicorps v. Levetzow." Mit Ausnahme weniger kleinen Fahrzeuge, die von Kiel aus Angst vor den Bolschewisten ausliefen, sind Deckoffiziere, Unteroffiziere und Mannschaften nicht den Lockungen der Seeoffiziere erlegen.

Wie aber steht es zur Zeit in Kiel und Wilhelmshaven? Gibt es da Chaos, Bolschewismus? Im Reichswehrministerium fand am zweiundzwanzigsten April unter dem Vorsitz von Geßler eine Besprechung mit den Vertretern der Marinebehörden von Kiel und Wilhelmshaven statt. Es wurde, auch von dem Chef der Admiralität, festgestellt, daß unter der Leitung der Deckoffiziere in beiden Marinegarnisonen Ruhe und Ordnung herrschen. Der Dienstbetrieb nimmt seinen geregelten Gang Und, das will ich hinzufügen, er wird weiter seinen geregelten Gang nehmen, wenn gewisse Seeoffiziere mit ihrer Sabotage keinen Erfolg haben. Jetzt streiken die Seeoffiziere in Kiel und Wilhelmshaven. Sie werden das nicht lange aushalten! Es ist auch nicht wünschenswert, denn ohne Offiziere kann eine Flotte auf die Dauer nicht auskommen. Aber nur, wer aufrichtig auf dem Boden der republikanischen Verfassung steht, sollte wieder zum Dienst herangezogen werden. Es gibt solche Leute. Man suche sie, und man wird sie finden.

Und dann: man lasse sich nicht mehr Schauergeschichten von der Marine aufbinden. Die Deck- und Unteroffiziere und Mannschaften unsrer Flotte sind mit verschwindenden Ausnahmen, die es überall gibt, brave, anständige Menschen, die es ehrlich mit ihrem Eid meinen, die ordnungsliebend sind und für die Sicherung der Republik gegen rechts und links eintreten. Sie haben nichts gemein mit den Marinebrigaden oder Baltikumern, nichts gemein mit jenem Gesindel, das sich so oft bei Aufständen in Matrosenuniform zeigt. In den Marinebrigaden wird man, abgesehen von Seeoffizieren, Fähnrichen zur See und Seekadetten, vergeblich nach Angehörigen der Kriegsflotte suchen. Der einfache Durchschnittsseemann ist zu helle, als daß er sich zur „Bekämpfung des Bolschewismus" hergäbe. Darüber sollte man sich klar sein. Dann werden die Schwindeleien über die Marine keinen Glauben mehr finden.

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XXVI.

Die Kriegsakademie

Die Kriegsakademie, von Scharnhorst begründet, war das geistige Zentrum der alten Armee. Fast alle Generale und die große Mehrzahl der Generalstabsoffiziere und höhern Adjutanten waren durch diese Hochschule militärischer Bildung gegangen, die sich im Lauf der Jahrzehnte doch immer noch einen Rest Scharnhorstschen Geistes erhalten hatte, sodaß sie geistig höher stand als jede andre militärische

Fachschule. Ursprünglich hatte Scharnhorst ganz im Sinne seiner Zeit — aber doch wohl mehr im Banne der Ideen der französischen Revolution, als die zünftige Militärliteratur annimmt — den Lehrplan der Kriegsakademie höchst freiheitlich geplant: als eine Art Universität, auf der sich zu den militärischen Fächern Philosophie, Geschichte, Staatswissenschaften gesellen sollten. Leider wurde schließlich doch nur eine reine Fachschule daraus, mit etwas Geschichte, Geographie, Mathematik und Sprachen als Zuwage.

Daß der Besuch des Hörsaals obligatorisch und nicht fakultativ war, ist bei Offizieren, die Gehalt vom Staat beziehen, ziemlich selbstverständlich. Aber auch dadurch fehlte der Kriegsakademie jede Lernfreiheit, überhaupt alles Das, was man akademische Freiheit nennt. Die freie wissenschaftliche Forschung und der militärische Geist haben sich in Preußen nie vertragen können, und so hat die Militärwissenschaft eigentlich nicht mehr als Einen wirklich bedeutenden, überragenden Vertreter hervorgebracht: das ist Clausewitz. Sein Werk ‚Vom Kriege' ist klassisch und Allgemeingut der gebildeten Soldaten aller Armeen. Clausewitz geht, wie Graf Schlieffen in der Einführung zur fünften Auflage sagt, von der Anschauung aus, daß „das Absolute, das sogenannte Mathematische in den Berechnungen der Kriegskunst nirgends einen festen Grund findet", daß in diesem „Akt des menschlichen Verkehrs, diesem Konflikt großer Interessen, der sich blutig löst", eine Theorie versagen muß, „die sich in absoluten Schlüssen und Regeln selbstgefällig fortbewegen wollte", denn „wehe der Theorie, die sich mit dem Geiste in Opposition setzt". Clausewitz erscheint „die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte unter allen Zwecken, die im Kriege verfolgt werden können, immer als der über alles gebietende". Das klingt beinah selbstverständlich; aber die Kriegsgeschichte lehrt, daß immer nur die ganz großen Feldherren diese Lehre befolgt haben. Wenn Schlieffen dann weiter sagt, daß sich an Clausewitz ein ganzes Geschlecht bedeutender Soldaten herangebildet hat, so ist das sicherlich wahr. Sein Einfluß reicht bis in unsre Tage: der große Moltke sah in ihm seinen Lehrmeister und, wie der Weltkrieg zeigt, ist Clausewitz auch der Lehrmeister unsrer Gegner gewesen, deren Ziel: die Vernichtung unsrer Streitkräfte, jetzt erreicht werden soll.

Der Unterricht an der Kriegsakademie in Kriegsgeschichte, formaler und angewandter Taktik sowie im Generalstabsdienst stand naturgemäß im Zeichen dieses einen bedeutenden Theoretikers. Die Lehrer waren Generalstabsoffiziere, darunter solche, die als Militärschriftsteller einen Namen hatten, wie Bernhardi, Graf Yorck von Wartenburg, von Freytag-Loringhoven und andre.

Bernhardi liebte es, an den Stäben des Käfigs zu rütteln, darin er als königlich preußischer Militärschriftsteller gefangen saß. Sein Unterricht war höchst anregend, jedoch für beschränkte Köpfe leicht etwas verwirrend. Als ein durchaus selbständiger Geist bemühte er sich, auch seine Schüler zum Denken anzuregen, und kämpfte gegen den blinden Glauben an Autoritäten. „Sie müssen sich erst einmal abgewöhnen, Moltke für einen bedeutenden Feldherrn zu halten", rief er den jungen Offizieren zu, um sie zur Kritik, zu eignem Erleben anzufeuern. Selbstverständlich wurde ihm das als Sakrileg ausgelegt, und er bekam in seine Conduite wieder einen der Tadelstriche, deren er bereits eine ganze Menge hatte, weil er die Borniertheit, die Verknöchertheit, die unfruchtbare Traditionsgläubigkeit überall mit ätzendem Spott verfolgte. Den steifen Generalen altpreußischer Observanz war der lebhafte, immer ein bißchen künstlerhaft verwildert aussehende, in seinen Ausdrücken unbekümmerte Mann ein Greuel, besonders wenn Aussprüche von ihm bekannt wurden wie etwa dieser: „Können Sie sich etwas Dümmeres vorstellen als einen preußischen General?" Dabei vertrug er eine derbe und ebenso deutliche Replik und war weder kleinlich noch nachtragend; nur dämliche Menschen mochte er nicht, und das beruhte auf Gegenseitigkeit. Den lähmenden Einfluß der militärischen Hierarchie hatte er früh erkannt. Als die Italiener eine neue Reitvorschrift herausbrachten, erklärte er: das Beste daran sei, daß sie von einem jungen Rittmeister stamme — so etwas sei in Preußen unmöglich. Sein eigner Kampf für Modernisierung der Reiterwaffe trug ihm viele Anfeindungen ein, und, sich selbst getreu, scheiterte er schließlich an dem festesten Bollwerk altpreußischer Rückständigkeit, als er mit dem gleichen jugendlichen Schneid, womit er 1871 beim Einzug in Paris als junger Husarenoffizier zu Pferde über die Barrikade am Arc de triomphe gesetzt war, als Kommandierender General die hochfeudalen Kürassiere in Münster attackierte. Seine alte Division in Magdeburg hatte ihm besorgt nachgesehen, als er nach Münster ging, denn da fehlte ihm der immer ausgleichende alte Hindenburg, der ihn gut zu nehmen verstand. Die Herrlichkeit in Münster dauerte nicht lange; und damit war es dann ganz aus. Als pensionierter Offizier umreiste er die Welt und machte sich auch noch bei der Marine mißliebig, indem er in der Tagespresse nachwies, daß unser ostasiatisches Tsingtau, so wie es sei, keinen Schutz und keine Hilfe, sondern eine Gefahr für Deutschland bedeute. Entweder müßte es so befestigt sein, daß es sich jahrelang halten könnte, oder — garnicht befestigt sein. Er war eben unbequem, genau so wie sein Vater Theodor von Bernhardi und wie alle

Leute, die meistens recht haben. Seine Bücher sind im Ausland bekannter als bei uns. Er gilt dort als Imperialist reinsten Wassers. Ist er das? Sein Grundgedanke ist, daß man Weltpolitik nur dann treiben soll, wenn man sehr stark ist.

Der Graf Yorck war ganz anders. Er war ein gelehrter Soldat von einer gewissen Feierlichkeit, der ein interessantes Buch geschrieben hatte: ‚Die Weltgeschichte in Umrissen', worin die christliche Idee von ihren Anfängen an begleitet wird. Yorck, der etwas auf die Aehnlichkeit mit seinem großen Ahn posierte, war im Unterricht interessant durch den Reichtum seines Wissens. Er war der geborene Professor, und der Frontdienst, zumal bei der Kavallerie, lag ihm garnicht. Er war einer der besten Kenner Rußlands und sprach fließend russisch, italienisch, englisch und französisch.

Freytag-Loringhoven war wohl der geistvollste Lehrer, den die Akademie hatte. Sein Gebiet ist die Kriegsgeschichte und ganz besonders die Aera Napoleons, für den er eine besondere Vorliebe hat. Sein Vortrag war immer fesselnd und oft höchst amüsant, wenn er in seiner vornehmen, überlegenen Art einen wissenschaftlichen Gegner abfertigte. Er bekämpfte Ueberhebung und vorschnelle Urteile mit wirksamem Sarkasmus. Als ein Schüler einmal fragte: „Wie konnte Napoleon nur den Fehler machen, nach der Schlacht bei Dresden . . .", sagte Freytag mit seiner eigenartig hallenden, in der Färbung an seine kurländische Heimat erinnernden Stimme: „Sie müssen nie vergessen: der große Napoleon war ja ein herzensguter Kerl, aber er war nun mal ein bißchen dumm." Daß ein Schriftsteller von dem Wissen und der Geistesschärfe Freytag-Loringhovens sozusagen an der Kette der Tradition liegt, ist im Interesse der wissenschaftlichen Forschung sehr zu bedauern. Hoffentlich findet er noch die Zeit, die Geschichte des Weltkriegs zu schreiben. Das wäre seine natürliche Aufgabe, wenn er auch vielleicht zu sehr Zeitgenosse ist, um objektiv sein zu können. Scherzweise erzählt man von ihm, in seinem Schreibtisch läge ein Manuscript, das erst nach seinem Tode herauskommen solle, und das den Titel führe: „Rindviecher" — in Wirklichkeit ist der Titel noch vernichtender und fängt mit A an — „der Weltgeschichte". Auf dies Buch kann man mit Recht gespannt sein, denn er hat viele von diesen Rindviechern gut gekannt. Im Kriege war er längere Zeit Generalquartiermeister.

Stein, der spätere Kriegsminister, unterrichtete gleichfalls eine Zeitlang an der Akademie. Seine rege Phantasie machte seinen Vortrag höchst lebendig. Keiner konnte wie er die Schrecken der modernen Schlacht schildern; er berauschte sich dann förmlich an seinen eignen Bildern, und man hatte den Eindruck, daß nüchterne Klarheit nicht grade seine Haupt-

eigenschaft sei. Seine spätere Laufbahn bestätigte das. Weder als Generalquartiermeister noch als Kommandierender General noch als Kriegsminister hat er die Erwartungen erfüllt, die man vielleicht hauptsächlich deshalb in ihn setzte, weil er ein so sehr anständiger, einfacher, vornehmer Charakter war und sich aus bescheidenen Verhältnissen emporgearbeitet hatte.

Der alte Hindenburg hat auch zum Lehrkörper der Kriegsakademie gehört, ist jedoch nicht hervorgetreten.

Unter den Zivillehrern war eigentlich nur ein Gelehrter von Ruf: der Professor Schiemann, der Geschichte las. Durch ihn drang ein Hauch mehr allgemeinen Wissens in den militärischen Dunstkreis, denn Schiemann, der damals die bekannten Donnerstags-Artikel der Kreuzzeitung über auswärtige Politik schrieb, war stets bereit, auch einmal über aktuelle politische Fragen zu sprechen.

Im großen Ganzen beherrschte naturgemäß das Militärische die drei Jahre Kriegsakademie, was in den letzten zwei Jahren besonders hervortrat, wenn der Konkurrenzkampf um den Generalstab begann. Die Akademie bildete zweifellos tüchtige Generalstäbler, Militärlehrer und höhere Adjutanten heran. Daneben aber züchtete sie einen Typ, der in der Armee als „versetzter Generalstäbler“ bekannt war: das waren die erfolglosen, enttäuschten, nörgelnden Akademiker, die verärgert und mutlos in die Front zurückkehrten.

Ein andrer sehr verbreiteter Typ war der sogenannte militärische Sozialdemokrat, der an allen militärischen Einrichtungen und Persönlichkeiten eine schonungslose Kritik übte und schwer darunter litt, daß die Armee traditionell eine selbst sehr milde Kritik durchaus nicht duldete, sondern diese oft recht klugen Köpfe zur Unfruchtbarkeit verdammte.

Mit Politik beschäftigte man sich auch auf der Kriegsakademie so gut wie garnicht. Das war ein heikles Gebiet. Wehe, wenn Jemand was andres als konservativ gewesen wäre! So beliebt freisinnige Kaufleute oder Bankiers als Schwiegerväter waren, so unmöglich waren sie als Parteigenossen.

Einmal im Jahre war der Friedrichstag. Dann kam der Kaiser, und ein Lehrer hielt einen Vortrag über Friedrich den Großen. Manchmal hatte der Festredner etwas zu sagen. Oft jedoch kam dabei eine unwürdige Anhimmelung des anwesenden Monarchen heraus, die Alle anwiderte, ausgenommen Den, dem sie galt.

Sonst bekam der Akademiker den Kaiser nicht zu sehen, es sei denn, daß er Wert darauf legte, zu Hofe zu gehen. Die Meisten zogen es vor, die Salons der wohlhabenden berliner Bürger zu bevölkern, die im höchsten Grade militärfromm waren. Jeder war froh, dem Zwang des Regiments

für ein paar Jahre entronnen zu sein und in der Reichshauptstadt leben zu können.

Nun ist die Kriegsakademie geschlossen, und das große rote Haus in der Dorotheen-Straße dient andern Zwecken. Was an der Akademie wertvoll war: das Studium der Kriegsgeschichte, sollte man hinüberretten in unsre Tage und an den Universitäten Lehrstühle für Kriegsgeschichte schaffen. Es wäre jammerschade, wenn das Erbe eines Scharnhorst, eines Clausewitz, eines Moltke der Wissenschaft verloren ginge oder verkümmerte. Schon jetzt ist das Gebiet der Geschichte des Weltkrieges so ungeheuer groß, daß Jahre lohnender wissenschaftlicher Forschung vor uns liegen. Die alte deutsche Armee historisch zu betrachten, wird eine von den Aufgaben der nächsten Jahrzehnte sein. Die Schranken, die bisher den Kritiker beengten, sind gefallen. Hier ist wirklich einmal die Bahn frei für den Tüchtigen.

Aus meinem Tagebuch von Julius Bab

Januar 1918

Auf der Station Wormditt steigt in ein Coupé zweiter Klasse ein alter soignierter Gutsherr mit zwei jungen Comtessen ein. Alle strahlend gesund, heiter, leuchtend, sauber, sehr gut angezogen, funkelnd von einer Lebenskraft, die nun vielleicht nicht grade kultiviert, aber doch sehr durchzivilisiert ist. Sie sprechen von ihrem Gut, auch von der Natur, von ihren Reisen, von der großen Gesellschaft, auch vom Hofe. Ich variierte in meinem Herzen: „Ein guter Demokrat kann keinen Junker leiden, doch ihrem Leben lauscht er gern." Schade, daß man diese durchaus fertige Lebensform zerstören muß — aber freilich muß man, wenn irgend noch ein gutes neues Leben in Deutschland aufkommen soll.

Uebrigens, was geschieht in der Welt? Geht der Krieg in die proletarische Revolution über, kommen längst nicht reife Massen zur Gewalt? Geht die Welt unter?? Oder doch zum mindesten unsre Welt? Stehen wir zum mindesten so gründlich an einem Ende und Neubeginn der Kulturgeschichte wie anno 400 etwa, als es mit der römisch-alexandrinischen Welt zu Ende ging? Leichter ist es jedenfalls heute, die Symptome der Auflösung festzustellen, als die des neu beginnenden Lebens.

März 1918

Der Bursche eines Arztes (der offenbar ein Lazarett leitet) kommt zu mir, klappt mit den Hacken, steht stramm. Versuche, einen menschlichen Ton anzuschlagen, scheitern vollkommen — grauenhaft! Am grauenhaftesten ist mir aber der Gedanke, daß einem Menschen diese entmenschende Tyrannenpose, vor der der Andre stramm steht, Spaß machen könnte. Hier klaffen wirklich Welten zwischen uns und den Andern.

So werden nicht Viele begreifen, daß ich in der Zeit, als ich Uniform trug und täglich fünfhundertmal bis zum Physischen gefühlte Qualen durch das Grüßen litt — daß damals der see-

lische Kern meines Widerstandes nicht etwa war, daß ich durch diese Handlung entwürdigt wurde. Nein, umgekehrt! Meinem Instinkt war durch keine Einsicht klar zu machen, daß die andern Menschen durch solch eine unmenschliche Zeremonie sich nicht verhöhnt und beleidigt fühlen sollten. Ich schämte mich unerträglich in die Seele der Gegrüßten hinein. Ich mußte mich zu dieser von mir so gefühlten Beleidigung erst jedes Mal wieder zwingen. Darin lag und liegt vielleicht die letzte hoffnungslose Tiefe zwischen dem Menschentum, dem ich mich zugehörig fühle, und dem Militarismus ausgedrückt.

Für die entmenschende Roheit übrigens, die dieser Betrieb notwendig mit sich bringt, ist mir persönlich Dieses der stärkste Beweis. Ich habe in meiner Ausbildungszeit keine Wüteriche, keine pathologischen Bösewichter zu Vorgesetzten gehabt; derartige stets möglichen Unglücksfälle würden ja auch gar nichts beweisen. Aber daß die normal braven und anständigen Menschen innerhalb dieses Systems zu absolut unmenschlicher Roheit von Instanz zu Instanz gezwungen wurden: das ist das Vernichtende für das System. Jeder kennt Dutzende von Fällen, wo Unteroffizieren von Feldwebeln, Feldwebeln von Leutnants, Leutnants von Hauptleuten sehr übel mitgespielt wurde, weil sie nicht „schneidig" genug gegen die Untergebenen waren. Aber ich kenne eigentlich nur einen einzigen Fall, wo ein Unteroffizier — der Mann hieß Sellnow, war Kino-Operateur und ein Urberliner, und ich weiß nicht, ob er heute noch lebt — Genialität des Herzens genug besaß, um seine Menschlichkeit mit den Anforderungen dieses Dienstes zu vereinen: er hatte die Praxis, die Angebrülls, ohne die ihn seine Vorgesetzten für unfähig gehalten haben würden, so ins Groteske zu übertreiben, daß jeder Rekrut die harmlose, gutmütige Meinung hindurchfühlen mußte. Was ist aber ein System wert, dessen Wille nur von einem wirklichen sittlichen Genie so weit betrogen werden kann, daß es mit einer menschlichen Behandlung der Menschen vereinbar wird!

Mai 1918

Man bekommt mehr und mehr den Eindruck, daß es auf den Weltuntergang, mindestens auf den Kulturuntergang abgesehen ist. Seit den sogenannten deutschen Siegen vollends! Sie reichen niemals aus, um einen Frieden zu erzwingen — aber ganz, um die Ritter bei uns obenauf zu bringen, den letzten Rest vernünftiger Menschlichkeit zu verjagen und so die Friedenschancen weiter zu verschlechtern. Was wir jetzt da im Osten machen: in der Ukraine Minister verhaften! Fürsten anfertigen für Finnland! Ein Schock Großgrundbesitzer als das Volk behandeln in Esthland! — das ist so haarsträubend, daß es alles, was die Welt seit drei Jahren gegen preußische Junkerei gesagt hat, noch nachträglich rechtfertigt.

Die Menschheit will eben doch auch für die tüchtigste, ordentlichste, korrekteste Verwaltung — (ob die preußische das ist, lassen wir dahingestellt; aber auch, daß sie es zu sein glaubt, ist ja schon ein Wert) — die Menschheit will auch für eine solche prächtige Verwaltung nicht ihre Würde einhandeln! Sie will lieber in Freiheit verhungern als aus der Sklavenkrippe fett wer-

den. Von dieser höchsten Ehre der Menschheit begreifen diese Männer nie etwas — darum müssen sie weg! Aber vielleicht sind sie stark genug, die Welt im Sturz mitzureißen. So wenigstens ist, wenn überhaupt, nur nach Jahren ein Frieden der Ermattung möglich, der schlimmer als der Krieg von Waffen starrt, die Feldwebel zur Vollherrschaft bringt, jeden Sparpfennig zu Schießpulver umsetzt und schon das Kind im Mutterleibe drillt.

Was man von der Front jetzt hört und an Todesnachrichten sieht, ist so grauenhaft, daß man sich schämt, zu leben! Wenn nicht in diesem Krieg, so müßte man gegen diesen Krieg sterben — sonst gäbe es nur noch eine Rechtfertigung, eine jenseits der Zeit: in unerhörtem Maß glücklich sein und so die Ehre Gottes aus seinem Chaos retten. Aber so im mittlern, leicht beeinträchtigten Wohlbehagen weiter vegetieren: das ist abscheulich und unerträglich.

Sommer 1918

In dieser großen Garnisonstadt machte ich noch zuletzt eine Erfahrung, geeignet, jeden Rest an Hochachtung zu zerstören vor dem preußischen Militarismus, dessen ewig latente Tyrannei über uns so ungeheuer akut geworden ist. Hier ist jetzt eingezogen als Landsturmmann ein junger berliner Millionär, aus einer der bekanntesten Geldfamilien Deutschlands; man schätzt ihn auf siebzig Millionen. Als Resultat dieser siebzig Millionen aber haust er nicht, wie das, beispielweise, mir und andern ältern geistigen Arbeitern von einigem Ruf ergangen ist, in einer Barackenbude mit achtzig Mann, sondern er hat im ersten Hotel der Stadt eine Flucht von Gemächern inne. Sein Dienst steht nur auf dem Papier; ein naiver Feldwebel, der einmal versuchte, damit Ernst zu machen, ist von höherer Instanz sehr unsanft angefaßt worden. Dafür besitzt er, obwohl doch offiziell alle Pneumatiks längst eingezogen sind und kein Benzin mehr existiert, ein eignes Auto und gondelt täglich mit guten Freundinnen und Freunden an die See und aufs Land. In seinem Vorzimmer ist ein richtiges Warenlager von Leder, Seide, Eßwaren jeglicher Art — kurz: allen Dingen, die seit Jahr und Tag in Deutschland kontingentiert, verboten und für den „durchhaltenden" Staatsbürger unsichtbar sind. Trotzdem das Telephon dienstlich überlastet und für Geschäfts- und Privatbedarf kaum noch zu haben ist, telephoniert dieser Herr an manchen Tagen zwanzig bis dreißig Mal nach Berlin, hat Plauderstündchen mit seiner Geliebten, geschäftliche Unterhaltungen mit seinem Bureau, Anweisungen für seinen Portier, Familiengespräche. Da er ja aber nicht nur Worte, sondern auch sehr reale Dinge nach Berlin zu schicken hat, so dienen ihm für diesen Zweck die allnächtlichen Munitionszüge, von denen er versichert, daß er sie als das schnellste und sicherste Beförderungsmittel ausgeprobt hat! Schließlich gar ist dieser Edle nach zehn Wochen so schweren militärischen Leidens reklamiert worden und zwar — sage und schreibe! — im Interesse der deutschen Landwirtschaft, zur Verwaltung eines seiner Güter. Dabei ist es mir fraglich, ob er einen Ochsen von einer Kuh unterscheiden kann! Daß er den Unterschied von Hafer und Gerste nicht kennt und sicherlich nicht

genau weiß, wo das Gut liegt, dessen Hypotheken seine Firma irgendwann einmal aufgekauft hat, dürfte als gewiß gelten. Kann es etwas Ekelhafteres geben als diesen völligen und glatten Zusammenbruch all dieser ehernen Vaterlandsverteidigungsmaximen im Angesicht des großen Portemonnaies? Kann irgendeiner der Soldaten, die dies Schauspiel angesehen haben — und das haben hunderte gesehen, und beinah alle haben Aehnliches gesehen — kann irgendeiner von ihnen noch das Gerede vom Volksheer, von der gleichmäßigen Hingabe Aller ans Vaterland hören, ohne in ein Hohngelächter auszubrechen? Wenn die brutale Sachlichkeit des preußischen Apparats mit Grausen gemischte Hochachtung einflößte — was bleibt nach solchem ungeheuerlichen Schauspiel von Unsachlichkeit übrig als die gemeine selbstsüchtige Brutalität und das Grausen?

Oktober 1918

Unablässig und wie eine Glocke dröhnen mir jetzt Tag und Nacht durch den Sinn die Zeilen aus ‚Wilhelm Tell‘:

„Wagt es, Herr!
Eu'r Walten hat ein Ende. Der Tyrann
des Landes ist gefallen. Wir erdulden
keine Gewalt mehr. Wir sind freie Menschen.“

Das ist es. Es war zu viel. Vier Jahre nicht denken, nicht reden, nicht atmen dürfen — nicht leben. Denn nur ein freies Leben ist Leben. Nun werden wir schlecht leben — aber unser Leben, ein Leben, das immerhin den Namen verdient! Alles Andre überdröhnt mir dieser Glockenklang: Eu'r Walten hat ein Ende. Wir dulden keine Gewalt mehr. Wir sind freie Menschen!

*

Aus einem Brief

Du bist gegen den Frieden um jeden Preis, und Du sagst, daß Dich dazu nicht so sehr die romantische Schönheit heroischer Untergangsgesten bestimmt wie Dein Gerechtigkeitssinn. Und gewiß empört sich in mir auch allerlei, wenn ich das ekelhafte Tugendgerede der Militaristen in Frankreich und England höre, die genau so verrucht und nur etwas wirklichkeitskundiger und auf die Dauer erfolgreicher gewesen sind als die unsern. Jedes Pharisäertum ist ungerecht. Aber Du sagst auch, es sei ungerecht, daß ein Volk den Krieg verlieren soll, das ihm so unerhört viel geopfert habe wie Deutschland. Nun, Frankreich zum mindesten hat nicht weniger geopfert — aber darauf kommt es nicht an! Gerechtigkeit ist ein Wort von allertiefstem Wirklichkeitsgehalt. Alle Nationalgefühle und Internationalgefühle sind flach davor. Aber Gerechtigkeit ist kein kaufmännischer Begriff, kein Rechenexempel, kein ordnungsmäßiger Bilanzausgleich. Wird ein unerlaubtes Geschäft, zum Beispiel, dadurch fair, daß ich so ungeheuer viel hineingesteckt habe? Gewiß ist es schrecklich, wieviel wir an Leben, Gut und Seelenkraft „umsonst“ geopfert haben. Aber das ändert nichts daran, daß unsre Sache eben nicht „gerecht“ war! Dies erhellt nicht etwa aus der diplomatischen Situation, in der nach allem Hinundhergeschiebe wahrscheinlich auf beiden Seiten Schuld genug war; es erhellt nur daraus, daß unsre Sache von Menschen geführt wurde,

deren Wesen jede Sache zur ungerechten stempeln würde! Sachen sind nämlich überhaupt nie, nur Menschen sind ethisch qualifiziert. Die Völkersituation, in der wir, wir Volk, dann „Notwehr“ übten, haben unsre Führenden zum großen Teil verschuldet — das heißt: sie mußten, ihrer ganzen Art, Herkunft und Erziehung nach, die Gewalt mit allen ihren Konsequenzen als letzte Instanz verehren. Wir aber haben diese Führung geduldet, und das ist die deutsche Schuld. Oder hast Du als Soldat — grade als Soldat! — nicht den menschlichen Wert unsrer Regierer gespürt?? Und deren Sache — durftest Du sie vielleicht je als Deine fühlen, Du Stimm- und Schlachtvieh? — deren Sache sollte gerecht sein?!

Der Sturz dieser Menschen scheint mir menschheitlich jeden noch so schmerzenden Nationalstolz wert. Denn in Wahrheit dürfen wir hoffen, ohne „Weltmacht“ ein viel größeres Deutschland zu erhalten. Gelingt es aber der blinden Rachsucht der Feinde und der „männlichen“ Nationalsentimentalität Deines Schlages noch einmal, dem Militarismus bei uns das Heft in die Hand zu geben, so ist uns gewiß: der langsame, schreckliche Untergang aller menschheitlichen und nationalen Güter erst durch den Krieg und dann durch die anarchistische Revolution. Deshalb solltest Du doch vielleicht für „jeden“ Frieden sein.

In welchem Stück spielen Sie am liebsten?

Eine Umfrage

Kapp:	‚Von Morgens bis Mitternachts‘ von Kaiser
Vossische Zeitung:	‚Man kann nie wissen‘ von Shaw
Geßler:	‚Er kann nicht befehlen‘ von Speyer
Lüttwitz:	‚Ein treuer Diener seines Herrn‘ von Grillparzer
Rathenau:	‚Benjamin macht Alles‘ von Anton und Donat Herrnfeld
Reinhardt:	‚Die Herrin der Welt‘
Die deutsche Revolution:	‚Viel Lärm um Nichts‘ von Shakespeare
Der Schloßherr von Amerongen:	‚Das Glück im Winkel‘ von Sudermann
Die Westarp und Heydebrand:	‚Wenn wir Toten erwachen‘ von Ibsen
Ludendorff:	‚Ein Fallissement‘ von Björnson
Rauscher:	In ‚Faust‘ die Stimme des Herrn
Stresemann:	‚Was Ihr wollt‘ von Shakespeare
Sudermann:	‚Der lebende Leichnam‘ von Tolstoi
Die Baltikumer:	‚Die Räuber‘ von Schiller
Haenisch:	‚Traumulus‘ von Holz und Jerschke
Deutsche Allgemeine Zeitung:	‚Die Märchentante‘ von Gensichen
Seeckt:	‚Der Revolutionär‘ von Speyer
Wolfgang Heine:	‚Ein Volksfeind‘ von Ibsen
Noske:	‚Kasernenluft‘ von Stein und Söhngen
Köster:	‚Die Kunst, sein Glück zu machen‘ von Diderot
Ebert:	‚Die Gabe Gottes‘ von Goldstein
Helfferich:	‚Moral‘ von Thoma
Haber:	‚Gas‘ von Kaiser
Hauptmann v. Kessel:	‚Der Meineidbauer‘ von Anzengruber
Der Generalstab:	‚Die Komödie der Irrungen‘ von Shakespeare
Ludwig Berger, Leopold Jeßner, Karlheinz Martin	‚Die Kronprätendenten‘ von Ibsen oder ‚Von Dreien die Häßlichste‘ von Angely
8-Uhr-Abendblatt:	‚Der rote Hahn‘ von Hauptmann
Die Nationalversammlung:	‚Menagerie‘ von Götz
Der Jobber der Republik:	‚Alles um Geld‘ von Eulenberg

Zirkus Reinhardt von Franz Ferdinand Baumgarten

Im Verlag der Weltbühne wird demnächst von Franz Ferdinand Baumgarten eine Kampfschrift wider den ‚Zirkus Reinhardt' erscheinen. Der junge Verfasser, der sich bereits durch ein Buch über Conrad Ferdinand Meyer ausgezeichnet hat, hält es für nötig, mit allen geistigen Waffen gegen das Große Schauspielhaus anzugehen — wie es seit dessen erstem Tage der Verleger, als Theaterkritiker dieses Blattes, für nötig gehalten hat. Die Schrift zerfällt in zwei Teile: Das Theater; Der Zirkus. Die Kapitel des ersten Teils heißen: Das Volkstheater; Das Drama; Das Theater. Hier wird die Geschichte des Dramas und des Theaters in schnellen, kräftigen Zügen bis zu der vorläufig letzten Station geführt: „der schlimmsten Ausgeburt des Theaterverderbnisses, dem krassesten Auswuchs des kapitalistischen Theaters" — dem Zirkus Reinhardt. Ihn schildern die Kapitel des zweiten Teils: Die Kunstzertrümmerung; Das Haus; Das Ochestraspiel; Die Orestie; Hamlet; Danton. Das sechste Kapitel folge als Probe. Es kann nicht schaden, wenn Alle, die den Jobber der Republik bisher nur als politischen Gauner gekannt haben, bei dieser Gelegenheit erfahren, daß auch des Literaturschiebers Ethos seinen Fähigkeiten gewachsen ist.

I.

On n'est trahi que par les siens! Nur ein Freund konnte den armen Wilhelm Herzog so unsterblich lächerlich machen, wie es Romain Rolland getan, als er die von Abfindungssummen lebende Ehrenjungfrau des Bolschewismus mit Heinrich von Kleist verglich. „Nourri de Heinrich von Kleist, dont il a été l'historien passioné, il regarde et il juge les choses de ce temps, avec les yeux tragiques de cet indomptable esprit", heißt es in ‚Au dessus de la melée'. Seitdem lacht Jeder über die irdische Hülle, in der Heinrich von Kleists auferstandene Seele sein soll.

Der Kleist-Ersatz hat den Wettbewerb mit Rolland aufgenommen, indem er sein schwächstes Werk, den ‚Danton', aus der Vergessenheit zerrte und seinen Meister durch eine wahrhaft herzogliche Uebersetzung der beschämenden Jugendsünde bloßstellte. Ahnungslos sind sie beide: Rolland im Menschlichen, Wilhelm Kleist im Literarischen. So machen sie sich gegenseitig lächerlich. Rolland versteht kein Deutsch und sein Herzog kein Französisch. Nichts stört also die entente cordiale, selbst nicht die Rolland-Uebersetzungen des Herrn Herzog, die ein literarischer Skandal sind.

Der Bolschewist Wilhelm Herzog wettert gegen den Kapitalismus. Er schreit: „Fangt den Dieb", um die Aufmerksamkeit davon abzulenken, daß er selbst ein kapitalistischer Ausbeuter und Sklavenhalter ist. Nachdem er sich das Monopol für die Uebersetzung Rollands gesichert, läßt er die Arbeit, für die er

das Geld einstreicht, durch billige, minderwertige Kräfte ausführen und überschwemmt den Markt mit dieser Schundware. Auch zur Uebersetzung des ‚Danton‘, die ebenso indiskutabel ist wie die des ‚Michelangelo‘ von Rolland, hat er eine Heimarbeiterin geheuert. Die Arbeit des Sklavenhalters und der Heimarbeiterin, die das Französisch dauernd mißverstehen, erreicht nicht das Niveau einer Schülerübung. Nur einige Beispiele. Fabre d'Eglantine verzichtet, dem Ankläger zu antworten, der ihn mit Verleumdungen verderben will: „Mich ekelt!“ („J'ai mal aux dents!“) Der ABC-Schütze Wilhelm Kleist übersetzt: „Ich hab' Zahnweh.“ Die Uebersetzung der Heimarbeiterin weiß von den Schandtaten einer mysteriösen Frauensperson zu erzählen. Auf den Gedanken, terreur sei im Französischen ein Femininum und die Uebeltäterin niemand andres als der Terror, kommt sie nicht. Von Griechen und Römern hat der Kleist-Ersatz nichts gehört. Sie spuken in seiner Uebersetzung als Franzosen aus der Revolutionszeit, als Achille und Sylla. Es zeigt sich, in welch engherziger Weise das alte System die untern Volksklassen von der Bildung ferngehalten hat. Der Revolutionseifer des schwergeschädigten Herzogs wird verständlich. Dieser kapitalistische Unternehmer bleibt seinem Börsen-Deutsch treu, auch wenn er einen Ausflug ins Dichterische macht, wie diesen:

> Was in vergangener Zeit der Held von Griechenland
> So heiß bewundert im Ephestion
> Und Hadrian sogar versetzt ins Pantheon . . .

Im Ephestion! Wie sollte Wilhelm Herzog, das Opfer einer exklusiven Kulturpolitik der Bourgeoisie, auch wissen, daß Ephestion im Lexikon unter Hephaistion nachzuschlagen wäre! Der Name reimt sich auf Pantheon: so macht der lilienreine Herzog aus Hephaistion, den Alexander der Große liebte, einen Tempel, in dem er betete. Es gibt noch Tugend auf der Welt; man muß sie nur bei Herzog Wilhelm dem Tugendhaften suchen!

In der Analphabeten-Zentrale Berlins, im Zirkus Reinhardt, hat man nichts gemerkt. Die Schauspieler schrieen all den frechen Analphabeten-Unsinn, mit dem die Uebersetzung gespickt ist, hinein ins Publikum.

II.

Rollands ‚Danton‘ ist ein dialogisierter Essay. Mit dem durchgeistigten, künstlerisch beseelten Meisterwerk dieser Art, mit Thomas Manns ‚Fiorenza‘, darf man ihn nicht in einem Atem nennen. Nur die Dummheit des von den Revolutionsprofitlern eingeschüchterten Publikums ermöglicht es, daß der Stoff, den Deutschland schon in der genialen dichterischen Gestaltung Büchners besitzt, nun in einer rhetorisch seichten Doublette aus Frankreich herbeigeholt wird. Die Gestalten der bei-

den Danton-Dramen: die Danton, Robespierre, Desmoulins, Fabre d'Eglantine und die andern, sind feder- und redegewandte Politiker einer publizistisch sehr erhellten Zeit, also unvergleichlich mehr von der Geschichte vorgeformt als Helden andrer historischer Dichtungen. Auch Büchner hat seine historischen Modelle, deren Reden er auf das Genaueste studiert hatte, vielfach für sein Werk eintreten lassen. Auch er borgt Wirkung von der Wirklichkeit der Geschichte. Rollands ‚Danton' ist recht eigentlich an den Rand der Geschichte geschrieben. Das dichterische Gestaltungsvermögen ist so schwach und die Anleihe bei der Geschichte so groß, daß ohne Kenntnis der historischen Tatsachen und Zusammenhänge das Stück unverständlich bliebe. Rollands eigne Zutaten sind spärlich und unglücklich, wie die einem Manne wie Danton höchst respektwidrig in den Mund gelegten albernen Wortspiele, zum Beispiel: „Nous allons tous faire là-bas, ce que tu as fait toute ta vie" — sagt der zur Guillotine verurteilte Danton zu dem Dichter Fabre —: „des vers" (vers = Verse und Würmer). An solchen Gouvernantenkalauern, von jeher bestimmt, Kindern die abweichende Bedeutung der Homonymen einzuschärfen, soll man Dantons erdenhafte Urkraft erkennen. Rührend wirken des hoffnungslos anständigen Rolland krampfhafte Versuche, obszöne Witze zu machen. Die Unfähigkeit, Frauencharaktere darzustellen, verrät sich hier noch mehr als im ‚Jean Christophe'. Die Technik ist gradezu kindlich. „Wo ist Danton? Was macht er?", fragt man. Da tritt er auch schon ein mit den Worten: „Danton zecht, Danton buhlt, Danton ruht beim Arbeiten von der Arbeit aus wie Herkules." Wie Chefs zahlungskräftiger Firmen spricht dieser Danton von sich gern in dritter Person und renommiert in Selbstcharakteristiken, wie alle Geschöpfe schwacher Menschengestalter. „Kinder, Danton wurde nicht nach dem Maß der andern Menschen geschaffen. Vulkanische Leidenschaften durchglühen meine Brust"; und ähnlich.

Am meisten überrascht Meinung und Gesinnung des zum Revolutionsheiligen ausgerufenen Rolland. In seinem ‚Danton' sind die Führer der Revolution wortberauschte Großsprecher, pedantische Fanatiker, weibisch eitle Rhetoren, sentimentale Räuber und unsentimentale Raubgeier und das Volk ein durch subalterne und boshafte Instinkte nur manchmal aufgerüttelter Ja-Sager. Es ist erstaunlich, daß im Paris des Jahres 1899 ein Werk entstehen konnte, das in Frankreichs Revolution nicht Frankreichs Kraft und Frankreichs Volk erschaut. Damals war die Geschichtsklitterung des liberalen Bourgeois (noch wirksam in der Revolutions-Darstellung von Taine und Sorel), die den Konvent als Herrschaft der pariser Intellektuaille und Canaille hinstellte und seine Kämpfe auf Eifersüchteleien der Konvents-Advokaten zurückführte, schon längst durch die Forschungen

Edme Champions überrannt und durch die zu dieser Aufklärung an der Sorbonne besonders eingesetzten Revolutionsvorträge Auguste Aulards aus dem Bewußtsein der Jugend getilgt. Damals hatte man schon als die lebenspendenden Wurzeln der Revolution und des Konvents erkannt: den Zusammenhang mit der Provinz und ihren Assemblées und vor allem die Bauernbefreiung, die der Revolution den tragfähigen Unterbau geschaffen hatte. So war Rollands ‚Danton' als Revolutionsbild veraltet zur Zeit seiner Entstehung. In Frankreich erlebte das Stück, bevor es in die wohlverdiente Vergessenheit versank, auch nur zwei Privatvorstellungen kurz nach seinem Erscheinen. (Herausgebracht vom Cercle des Escholiers im Nouveau Théâtre und im Théâtre Civique, am neunundzwanzigsten und dreißigsten Dezember 1900.) Zwanzig Jahre später wird das lendenlahme, nach Kunst und Gesinnung gleicherweise veraltete Drama in Deutschland ausgegraben und von Reinhardt und Wilhelm Herzog als revolutionäre Kunst und Revolutionskunst aufgetischt. Alles, was, auch noch so unberechtigt, als „Revolution" abgestempelt werden kann, ist heute ein gutes Geschäft. Herr Herzog dachte an die Tantiemen, die gut sind, zu nehmen (auch ich dichte schon ganz herzoglich), und präsentierte den ‚Danton' als Patengeschenk der deutschen Republik.

In diesem Winter der Revolutionsgewinnler ist die Aufführung des ‚Danton' trotz allem doch das beschämendste geistige Ereignis. Die Revolutions-Byzantiner sind noch dümmer als die Hoflakaien. Sie schreien nach der alten Livree, nur muß sie jetzt französisch montiert werden. Das perikleische Zeitalter des deutschen Dramas ist mit Wildenbruch und Lauff abgeblüht — so wird der Stil Wilhelms des Zweiten, der dramatisierte Geschichtsunterricht, aus Frankreich importiert.

III.

Vorbereitung des Lesers durch Erklärungen ist ein Kompensationsmittel für die fehlende Suggestionskraft des Dichters. So versucht Rolland, seinen Menschen-Umrissen Relief zu geben durch dem Personenverzeichnis beigefügte Charakteristiken, deren naive Pedanterie die Komik der vielverspotteten Fiesko-Glossen noch weit übertrifft, und die Atmosphäre seiner Szenen, die seinen blutlos abstrakten Worten nicht entströmt, durch die Dekoration zu ersetzen, die er mit peinlicher Genauigkeit vorschreibt. Reinhardt setzte sich über diese Dekoration hinweg. Ein kahles und kaltes, mit modernen Typenmöbeln spärlich ausgestattetes Podium ohne alle Milieu- und Atmosphären-Differenzierung sollte die von Rolland mit Vorbedacht unterschiedenen Behausungen des Desmoulins und des Robespierre darstellen. Selbst die abgrenzende Schutzwehr des Interieurs fehlte, die diese Zimmergespräche als Erklärung und Resonanzmöglichkeit für

sich fordern. Einschläfernd wie ein Zwirnregen vertropfte die gesprochene Druckerschwärze von dem kahlen Riesenpodium. Der Regie war gelungen, den geistigen Schnupfen der ersten zwei Akte wirksam zu machen und die Unbrauchbarkeit der von dem Gesinde gepriesenen Vorbühne zu erweisen.

Der dritte Akt: Reden des Anklägers und der Angeklagten, unterbrochen von den Zwischenrufen der Zuhörer, ist sozusagen eine photographisch-phonographische Rekonstruktion des Prozesses der Dantonisten. Das lebende Bild: ‚Die Dantonisten vor dem Revolutionstribunal' ist mit seiner Rhetorik und seinem Radau der richtige Gegenstand für das Panoptikum-Theater. ‚Orestie' und ‚Hamlet' waren eine Grenzüberschreitung.

Zu dem Panoptikum-Vorwurf paßte der Panoptikum-Stil, der hier das erste Mal folgerichtig durchgeführt war. Der Zuhörerraum ist ganz empirisch mit dem Gerichtsgebäude gleichgesetzt. Nicht anders als ein empirischer Zeuge der Verhandlung umfaßt das Theaterpublikum das in seiner Mitte aufgeschlagene Tribunal. Inmitten der Zuschauer placierte Schauspieler — ein dem Tingeltangel entlehnter Trick — schreien von dem Zuhörerraum hinein in die Verhandlung.

Nicht empirische Gruppierung als Publikum, sondern Suggestionskraft einer Rede, für deren durchschlagende Wirkung die Placierung des Publikums gleichgültig bleibt, unterjocht die Zuhörer. Der Clown-Trick der Schauspieler zwischen dem Publikum vernichtet gradezu das Erlebnis, weil er die Theatertäuschung entlarvt. Die Idealität ist hier ganz durchbrochen und die Rechnung auf physiologische Erschütterung durch Hautnähe, Ueberrumpelung und Durchwühlung aller Sinne eingestellt. Die physiologische Vergewaltigung gipfelt in einem Masseneinbruch von Statisten, die aus der Tiefe der Guckkastenbühne — die hier schon in Wirksamkeit tritt, und ohne die der ganze Trick unmöglich wäre — in den Gerichtssaal stürzen und dort, inmitten des Publikums, alles kurz und klein schlagen. Der Statisten-Einbruch von draußen wirkt wie eine plötzliche Gefahr oder wie ein Salutschießen. Er wirkt im Blut. Mit Theaterkunst hat er nichts zu tun. Die Beherrschung der Masse und ihre malerische Entfaltung zeugt von einzigartigen Fähigkeiten eines Kino-Regisseurs, beweist die Eignung Reinhardts zum Volksaufruhr-Minister. Die Weltgeschichte verliefe gewiß pittoresker, wenn Reinhardt ihre Massenszenen vorher im Zirkus einstudierte.

Die pariser Boulevard-Theater bringen gern Stücke aus der Revolution. Der Titel wechselt — ‚Varennes', ‚La Montansier' —, die große Radauszene bleibt. Statisten stürzen auf die Bühne, zertrümmern alles, schwenken die Trikolore, schreien: „Vive la république!" und machen auch sonst möglichst viel Lärm. Das Publikum gerät in Ekstase. Der eine Teil brüllt: „Hou, hou la calotte!", der andre: „Vive le roi!" Der Theaterdirektor sieht

schweigend zu und schmunzelt im Gedanken an die vollen Häuser, die ihm der alterprobte Bluff auch diesmal einbringen wird. Zerlumpte Menschen, Gebrüll, Scherben, Trikolore und Marseillaise — so denkt sich der épicier von Montmatre die Revolution. Max Reinhardt desgleichen. Er hat den pariser Theatertrick zu einer dort nie erreichten Vollendung heraufgebildet.

Man wundert sich allerdings, daß Rolland die übliche, für épiciers berechnete Revolutionsszene seinem mit literarischen Mitteln arbeitenden Stücke einverleibt hat. Seit wann borgt Rolland bei Literatur-Spekulanten? Ist so was möglich?! Man zweifelt, man schlägt nach und findet — daß die Szene eine Einlage von Max Reinhardt ist. Die Regiebemerkung Rollands: „Die wütende Menge zerbricht die Bänke, strömt auf die Richterestrade und droht mit Totschlag“ weiß nichts von dem Volk, das von der Straße in den Gerichtssaal bricht, weiß nichts von den Trikoloren mit Zubehör. Reinhardt hat die Regiebemerkung eigenmächtig ausgelegt, eigenmächtig zu einer das ganze Stück beherrschenden Kinoszene aufgebauscht. Er hat Rollands Drama zu einem Radaulibretto herabgedrückt.

Man begreift nicht, warum der geniale Kino-Regisseur sich von Literatur einengen läßt, die er am Ende ja doch vergewaltigt. Bei der Aufführung des ‚Danton‘ war alles überflüssig bis auf die Massenszene. Der Zirkus sans phrase, Reinhardt ohne Zuwage, Reinhardt ohne ‚Orestie‘, ohne ‚Hamlet‘, ohne ‚Danton‘ wäre viel amüsanter.

IV.

Mit der Aufführung des ‚Danton‘ legitimierte der Zirkus sich als prädestinierter Raum für das Kino-Panoptikum. Auch seine Gefährlichkeit enthüllte sich ganz. Er verleitet zu der Aufführung der schlechtesten Stücke, weil er sich nur bei diesen bewährt, und droht die Brutstätte einer für ihn berechneten Produktion zu werden. Er ist eine Verführung Minderjähriger.

Lebende und sprechende Bilder nach der Geschichte ist ein Theater - Einfall im Sinne Wilhelms des Zweiten, den der einmal wohl auch geäußert hat. Schade, daß der Zirkus nicht rechtzeitig unter Wilhelm dem Zweiten fertig geworden ist und jetzt, wo er sich revolutionär gebärden muß, nicht die seinem Stil entsprechenden Stoffe spielen kann. So werden wir im Zirkus Reinhardt nicht ‚Luther in Worms‘ oder ‚Die Kaiserproklamation in Versailles‘ erleben. Man wird sich begnügen müssen, Ludwig den Sechzehnten vor dem Konvent oder Miß Cavell vor dem Militärgericht oder Uriel Acosta vor den Rabbinern oder sonst einen Abschnitt aus Webers Weltgeschichte für den Zirkus Reinhardt zu verfilmen.

Candida

Ueber das Eheglück eines Pastorenpaares huscht der Schatten eines jugendlichen Dichters und verschwindet. Zum ersten Male stößt sich die Verträumtheit dieses Jünglings an den scharfen Kanten unromantischer Alltäglichkeit und wandelt sich in Wachheit. Das ist das Ergebnis von Shaws ‚Candida'. Diesen leisen Seelenvorgang hat der Dichter in eine Kunstform gebracht, die einfach und kompliziert in einem ist und so dem Stück Sein entspricht, das sie darstellt. Die Kunstform hat einen festgehaltenen Stil der vornehmen Gradlinigkeit, krümmt aber, zerzickzackt diese durch eine Anzahl von Episoden, die, wie man den Eindruck hat, nicht nur verwirren, sondern auch fruchtlos verlaufen und doch die Sache in einem genau abgemessenen Schritt weiterführen. Allerdings unterirdisch. Das Gewoge von Lust und Pein, diese Schauer quälender Krisen, diese Wellenbrechungen von himmelhochjauchzendem Ueberschwang und tiefster Niedergeschlagenheit, diese saugende Sehnsucht und dieser beklommene Schlummer junger Sinne — alles Das wächst auf der Innenseite von Shaws Menschen zu einem Komplex empor, wie die Gewächsbasis mancher Art Schwämme sich unter der Erdoberfläche ausdehnt. Was auf der Außenseite, im Tageslicht geschieht, scheint simpel und ist nicht viel: man errötet, vergießt einige Tränen, wechselt einen Blick des Verständnisses und gibt und empfängt einen Abschiedskuß auf die Stirn.

Der Kuß, den Frau Candida Morell auf eine achtzehnjährige Stirn drückt, beendet die Dichtung Bernard Shaws und die Kindheit des Dichters Eugen Marchbanks. Der hatte gehofft, beim ersten Schritt ins Leben, in das Haus Morell, die Dinge so vorzufinden, wie seine strahlenden Knabenaugen sie gesehen hatten: märchenhaft und heroisch. Die erwachsenen Personen, besonders den Pastor Jakob Morell, dünkt närrisch und rätselhaft, wie des Dichters Unweltläuftigkeit und hilflose Folgerichtigkeit der geliebten Phantasiewelt ihr Recht verschaffen will. Aber Candidas Gatten dünkt es auch unheimlich und beängstigend, weil von dem Phantasten ein gefährlich berauschender Hauch ausgeht. Wie hindern, daß seine Frau und der Dichter einander verwandtschaftlich anziehen? Er versucht einen Augenblick, Eugens Aristokratentum, seine gebrechliche Schönheit zu brutalisieren. Es trägt ihm Beschämung ein. Und er ist schließlich trotz seiner Einfalt klug genug, den tragischen Reichtum der Liebesmöglichkeiten in jenem Alter zu ahnen, wo ein junger Mann an die Ewigkeit der Liebe mehr als an sonst irgendetwas glaubt, und so zwingt er sich ab, Candida selber entscheiden zu lassen. Candida spricht, wie Ellida Wangel: Ich habe keinen Andern lieb als Dich. Diese gefestete Frau, die über allen Wirrnissen steht und ihrem Herzenstakt immer vertrauen darf — sie begreift, daß nicht Himmelsstürmers Grenzenlosigkeit ihre Heimat ist, sondern die Enge des Pflichtenkreises, den sie in freier Verantwortlichkeit gewählt hat. In dieser Enge allein, die Raum hat für die ganze Fülle menschlicher Beziehungen und mütterlich-weiblicher Liebe, kann Candida ihre innere

Gesundheit und Wesenskraft auf den schwachen, verwöhnten, ergänzungsbedürftigen Mann ergießen. Eugen ist stärker als der. Jetzt, wo ihn die Wirklichkeit aufgeweckt hat, wird er auch ohne Candida seinen Weg nicht verfehlen. Ihre Seele besaß er doch einmal; und wenn ihm beschieden ist, zu seinem Schmerz sie nicht zu vergessen, so wird es ein schöpferischer, verklärender, adelnder Schmerz sein.

Was solch ein Dreiakter ist? Ein ‚Mysterium', sagt Shaw, dem in seiner großen Zeit keine tönende Bezeichnung seiner Erzeugnisse zu mißgönnen war; ein Mysterium freilich mit psychologischen Paradoxieen, mit antithesenfreudigem Dialog, mit einer schamhaften Einbettung der Melancholie in Witz. Ein ‚Lustspiel' verspricht der Zettel des Deutschen Theaters. Einen ‚Schwank' liefert sein Regisseur Herr Gregori. Soviel an dem liegt, wird zunächst einmal die Trockenheit von Shaws Ironie wie das Gefunkel seines Esprits um jede feinere Wirkung gebracht. Du möchtest lächeln? Du sollst und mußt lachen. Daß dagegen der Ernst, die Gläubigkeit, die Güte des Iren nicht aufkam, verschuldete hauptsächlich eine Fehlbesetzung. Frau Heims, für die Schreiberin Prossy geeignet, war mit Candida überbürdet. In unvorteilhaften Kleidern trippelte sie beflissen, wo diese anmutig überlegene Frau gelassen schreitet, zog Mäulchen, schlug die Unterarme gouvernantenhaft über einander, vergröberte Candidas wissende Freude an Eugens Rittertum um den einen Strich, der sie zu weibchenhafter Koketterie macht, und dozierte den wunderbaren Schluß, der aus der tiefen Weisheit des echten Fraueninstinkts zu erblühen hat, mit pedantischer Langsamkeit. Da war grade Herrn Janssens Schwärmerei nicht übermäßig plausibel. In diesem offenbar blutjungen Schauspieler kreuzt sich auf eigne Weise ein germanisch blonder Moissi mit einem halb aus dem Ei gekrochenen Kayßler, lymphatische Weichheit mit eckigem Trotz, praerafaelitisch kränkelnder Gentleman mit tapfer unbedingtem Verfechter von Idealen. Diese höchst reizvoll opalisierende Leistung erhärtete, immer mal wieder, das Todesurteil über den Zirkus, dank dessen Dimensionen Herrn Janssens Begabung verplumpt, also beträchtlich geringer erschienen war. Als sein Widersacher hatte Herr Aslan Einen wesentlichen Zug des Pastors Morell: seine Noblesse; aber garnicht einen ebenso wesentlichen: das Hjalmartum des Kanzelschönredners, der die Gemüter zu läutern vermeint und ja doch nur ein Gegenstand der Schwärmerei für die Damen ist. Prossy, die eine in seinem Dienst, verhalf Frau Terwin zu ihrem ersten Erfolg, dem sich andre gesellen werden, wenns einen Sproß der Wangel künftig nicht nach den Kränzen der Sorma gelüstet. An die Sorma, die erste Candida, dachte Mancher mit Dankbarkeit beim Anblick der Heims, deren Platz im Mittelpunkt der bezaubernden Komödie Werner Krauß, als ihr Vater Burgeß, bezog. In seiner schmetternden Stimme war Porter, in seinem feisten Gesicht war Ale. Aber fast atembenehmend wuchs sich der wuchtende, unersättliche, skrupellos schlaue, jede Konjunktur sprungbereit nützende Mann zum Sinnbild aus. Das war kein Engländer mehr: das war das England, das Shaw zeitlebens bekämpft hat.

Sentimentales Lied von Theobald Tiger

Das war in Kurland, in leuchtender Luft —
weit hinten in stiller Etappe,
(der Muschko in alter, verwitterter Kluft,
der Leutnant mit großer Klappe —).
Kommandowechsel. Wir feierten ihn
beim Inspektor vom Proviantmagazin.
Die Dame vom Hilfsdienst, die Tag und Nacht
dem Inspektor den Dienst erträglicher macht,
stand fett am Klavier. Ich spielte dazu:
„Servus du!" . . .
Und dann ein Lied voll Schmalz und Dramatik,
voll wilden Geschehens, voll Seelenbatik —
noch klingt mir, was sie da gesungen hat:
„Im Sumpfe der Großstadt — ein sinkendes Blatt!"

Es leuchten die Lampen. Es summt in der Bar,
grad so, wies im vorigen Frieden war.
Zigeuner fiedeln im gelben Licht
(eigentlich sinds gar keine Zigeuner nicht,
sondern Musiker mit dem Reichstarif).
Eine blonde Dame lacht sich schief.
Sie kommt vom Film und geht ins Bett
und steht heute mittag in der B. Z.
Gestern war eine Filmpremiere . . .
Alle am Tisch hatten schon die Ehre . . .
Sie verdient auf der einen Leinwand im Spiel
täglich tausend —
und auf der andern beinah ebensoviel.
Der Papa war Portier. Ihre Perle glänzt matt.
„Im Sumpfe der Großstadt — ein sinkendes Blatt!"

Im Zeitungsviertel die Redaktion
ist aufgeregt seit dem Morgen schon.
Gesinnung? Gesinnung? Alles geforben.
Das Blatt wurde gestern nachmittag erworben
von einem Industriesyndikat,
das furchtbar viele Millionen hat.
Bis heute: gemäßigt reaktionär.
Von heute an: national — aber sehr!
Ansprache des Chefs: „Wer nicht mitwill, fliegt!"
Jeder das Köpfchen zweifelnd wiegt . . .
Eine Frau, vier Kinder, tausend Mark —
wer bleibt da stark?
Ein Engel fliegt leise durch den Raum.
Stinnes Traum . . .
Das ist so im menschlichen Leben und Treiben:
Die Meisten bleiben, die Meisten schreiben.
Keiner merkt was. Die Abonnenten
pennen, so wie sie von jeher pennten.
Wie sind die glücklich! Nicht jeder hat
im Sumpfe der Großstadt — ein sinkendes Blatt!

Die Börse von einem Fachmann

In Nummer 17 der ‚Weltbühne' äußert sich „ein Laie" über die Börse. Wenn der Laie schreibt, so hat er zwei Privilegien: Dinge zu sagen, die der Fachmann, manchmal zu sehr in den Einzelheiten befangen, nicht recht sieht; und: sich zu irren. Von beiden Rechten wird in jener Zuschrift Gebrauch gemacht. Wenn ich nun als Fachmann darauf erwidere, so bitte ich, Fachmann nicht mit Interessent zu verwechseln, denn das bin ich nicht. Was mir aber als Fachmann immer und immer wieder auffällt, ist: daß Aeußerlichkeiten als des Uebels Kern betrachtet werden, und daß man an den eigentlichen Grundübeln vorbeigeht.

Es ist ja außerordentlich naheliegend für jeden rechtlich und moralisch empfindenden Menschen, sich über den Schieber, den Kriegs- und Revolutionsgewinnler und andre trübe Erscheinungen zu entrüsten und schnell nach einer Organisation oder einem Gesetz zu schreien. So kommt man den Dingen nicht nahe. Auch der Ethiker muß bei Beurteilung wirtschaftlicher Dinge nicht nur mit dem Herzen, sondern vor allem mit dem Verstand arbeiten. Er muß da, wo er Mißstände sieht, immer und immer wieder fragen: Woher kommen diese Dinge? Ein englischer Nationaloekonom, der kürzlich eine beachtenswerte historische Schrift über Währungsfragen herausgegeben hat, schrieb in der Einleitung die sehr richtigen Worte: „Was regt Ihr euch über Wucher auf? Vernichtet doch lieber jene Hochflut von Papier, sorgt für eine höhere Produktion, und die Gewinnler aller Art werden schnell verschwinden."

So ist es auch mit den Orgien an der Börse. Die alte Behauptung, daß die Börse ein Barometer des Wirtschaftslebens ist, gilt in weitgehendem Maße auch heute noch, wenn die Dinge heute auch etwas verwickelter sind als früher. In normalen Zeiten wußte Jeder, daß ein Steigen der Aktien frühzeitig eine Besserung, ein Kursrückgang aber eine Konjunkturverschlechterung ankündigte. Diese Fähigkeit der Börse, Barometer zu sein, beruhte übrigens nicht auf irgend welchen geheimnisvollen Eigenschaften ihrer Besucher, sondern auf der ganz einfachen Tatsache, daß die Börse eine Art Reservoir darstellte, worin die Kauf- und Verkauf-Orders aller am mobilen Kapital Interessierten zusammenströmten. Durch die Kenntnis dieser Aufträge und ihrer Herkunft war den Börsianern ermöglicht, gewisse sich anbahnende Veränderungen im Wirtschaftsleben frühzeitig zu erfassen; außerdem aber mußte der Börsenbesucher, soweit er Eigenspekulant war, immer Wert darauf legen, schneller als Andre in den Besitz der Nachrichten und zu einer klaren Interpretation ihrer Deutung zu gelangen.

Merkwürdigerweise ist schon im Kriege dieser Konjunkturbarometer etwas aus dem Gleichgewicht geraten. Wie wäre sonst ein derartig toller Kursstand zu einer Zeit gerechtfertigt, wo es uns schlechter geht als je? Man erinnert sich auch, wie schon im Kriege jegliche Hoffnung auf den Frieden, also auf eine Beendigung der destruktiven, vernichtenden Vorgänge die Kurse zum Sinken brachte, während ungünstige Berichte, wie etwa die Sicherheit einer Fortsetzung des Krieges, die Kurse in die Höhe trieben. Und was wir damals mit den „Friedensbefürchtungen" erlebten, ist uns jetzt wieder begegnet mit der Valuta. Die Verschlechterung der Valuta, also eine für Deutsch-

land recht bedenkliche Erscheinung, ließ jeweils die Kurse in die Höhe gehen, Valuta-Erholungen aber warfen die Effekten. Dieser scheinbare Widerspruch ist nun in Wahrheit gar keiner. Auch im Kriege und in der darauffolgenden Zeit war das Steigen der Kurse äußerst bezeichnend, freilich für etwas sehr Trauriges: für die wachsende Verschlechterung unsrer Währung im In- und Ausland. Wie im Kriege die bedenkliche Zuführung von Riesengewinnen an die Industrie eben durch diesen Krieg bedingt war, aber gleichzeitig die Inflation, die Ueberschwemmung mit Scheingeld hervorrief und verstärkte, so war jetzt bei jedem Rückgang der Valuta der Wunsch jedes Kapitalisten maßgebend, seine Markbestände, die er entweder in Staatspapieren oder Bankguthaben oder tatsächlich in barem Gelde hatte, in greifbaren Dingen anzulegen. Dazu zählte in erster Linie die Industrie-Aktie, hinter der sich Maschinen, Gebäude, Waren versteckten. Ferner war mitentscheidend die Tatsache, daß bei dem entsetzlich niedrigen Valutastand das Ausland deutsche Papiere gewissermaßen umsonst bekam. Nehmen wir an, eine Aktie der A. E. G. habe vor dem Krieg 250 Prozent gestanden, so mußte ein Schweizer dafür rund 3000 Franken bezahlen. Jetzt im Februar, als die deutsche Mark auf 6 Centimes gesunken war, kostete eine A. E. G.-Aktie selbst bei einem Kurs von 400 sage und schreibe 240 Mark. Auch das erklärt die Bewegung der Börsenkurse.

Mein „Laie" wünscht, daß man die wahren Zusammenhänge darlege. Vielleicht dienen ihm diese Zeilen, vielleicht überzeugen sie ihn aber auch, daß seine Forderung nach einer Kontrollinstanz doch ihre Haken hat, und daß sein frommer Wunsch, die Börse nicht mehr zum Tummelplatz spekulativer Gelüste werden zu sehen, erst dann erfüllt werden kann, wenn einmal die Voraussetzung des ganzen spekulativen Riesenbetriebs, das ist: unsre kapitalistische Gesellschaft, beseitigt ist. Bis dahin wird keine Kontrollorganisation tolle Kursschwankungen hintertreiben können, selbst nicht in Deutschland, wo ja schon seit Jahr und Tag derartige Organe bestehen: ein vom Staat eingesetzter Kommissar und die von der Börse selbst gewählten und ihres Amtes unleugbar sehr gewisssenhaft waltenden Mitglieder des Börsenvorstands.

Wenn der Laie zum Schluß noch auf andre Gebiete der Preisbildung: auf den Waren- und Devisenhandel eingeht, so sei ihm auch darauf noch kurz eine Antwort gegeben; wiewohl der ganze Warenverkehr und dessen Preisbildung mit der Börse in Deutschland nichts zu tun hat — denn eine eigentliche Warenbörse gibt es zur Zeit nur für Rohstoffe, und zwar auch nicht in Deutschland, sondern nur jenseits unsrer Grenzen, vor allem in New York und London. Die angebliche Tatsache nun, daß bei Valuta-Verschlechterungen die Preise rapid gestiegen sind, jetzt aber bei Besserungen der Mark keine entsprechende Aenderung eintritt, ist wahrscheinlich gar keine Tatsache, sondern nur eine vorschnelle Annahme. Sehr viele Zeichen deuten nämlich dararuf hin, daß unter Umständen in kurzer Zeit auf vielen Gebieten ein scharfer Abbau der Preise erfolgen wird. Zunächst wehrt sich der Besitzer der Waren selbstverständlich, und von seinem Standpunkt mit Recht, gegen einen schnellen Abbau, denn tatsächlich hat er diese Dinge teilweise noch zu recht hohen Preiesn eingekauft. Wenn er aber gar zu lange wartet, so wird bei der allgemeinen Geschäftsunlust, die augenblicklich überall herrscht, der Mangel an Geld

zur Abstoßung zwingen. Schon ist das da und dort zu beobachten, schon hat es auch zu erheblichen Zusammenbrüchen geführt. Wenn aber der Preisabbau langsamer vor sich geht, als man auf Grund der Valuta denken sollte, so beruht das einfach darauf, daß der Preis einer Ware, nicht nur auf dem Wert unsrer Währung im Ausland, sondern auch auf dem Wert im Inland beruht. Und da sind nun die Verhältnisse sehr traurig. Während draußen eine gewisse Erholung der deutschen Devisen eingetreten ist, sinkt einstweilen die Kaufkraft des Geldes mehr und mehr. An dieser Stelle ist oftmals ausführlich erklärt worden, wie das zusammenhängt, wie durch die sogenannte Inflation, daß heißt: durch die Finanzierung unsrer staatlichen und wirtschaftlichen Bedürfnisse mit Scheingeld, durch Aufblähung unsrer Währung der Wert des Geldes immer mehr sabotiert wird. Da wir noch weit davon entfernt sind, unsern Staatshaushalt ins Gleichgewicht bringen zu können, da wir noch immer mit Hilfe der Notenpresse unsre Ausgaben bestreiten, ist von einem Abbau der Inflation einstweilen noch nichts zu sehen. Die Folge davon ist, daß wir beispielsweise für Löhne statt eines Rückgangs eine starke Steigerung zu verzeichnen haben. Wenn man nun ein Hemd, einen Anzug oder ein Paar Stiefel kauft, so spielt in dieser Ware die Rohware ja nur eine verhältnismäßig geringe Rolle. Grade bei Fertigwaren beruht der Hauptteil des darin enthaltenen Wertes auf menschlicher Arbeit. Deren Entlohnung aber wird einstweilen noch von Monat zu Monat teurer. Zu hoffen ist nun, daß die Valuta-Besserung eine Verbilligung namentlich der Rohstoffe mit sich bringt, und daß ferner die Geschäftsunlust auch die Fabrikanten und Händler bestimmt, das Wort Verdienen etwas kleiner zu schreiben. Aber schon für die nächste Zukunft die „billige Zeit“ zu erwarten: das wäre vom Uebel und müßte zu verhängnisvollen Illusionen führen.

Rundschau

Arno Holz

Das Deutsche Verlagshaus Bong in Berlin hat ‚Das ausgewählte Werk‘ von Arno Holz herausgegeben. Es ist eine vorzüglich geratene Ausgabe geworden — buchtechnisch hervorragend, der Preis ist nicht hoch, die Notenbeilagen (einige Lieder, von Stolzenberg komponiert) gut, zwei Bilder Holzens von Karl Bauer... Es ist alles da. Nein — alles nicht. Wirklich: alles nicht. Aber dafür kann der Verlag nicht.

Ich habe Arno Holz hier zu seinem Fünfzigsten gratulieren dürfen — und wenn ich zurückblättere und nachlese — ich kann heute nichts andres sagen. Nichts andres als: der gute Wille allein tuts nicht. Die Theorie tuts nicht. Nicht die Tatsache, daß Einer den Naturalismus erfunden hat (großer Prioritätskampf zwischen ihm und Schlaf — aber ich bin gar nicht neugierig): darauf kommts nicht an. Es gibt nur ein Kriterium: gut oder schlecht.

Wie verstaubt diese Wälzer von Dramen, diese minutiös ausgemalte Miniaturtablette der Jugendzeit — diese endlosen Reime der ‚Blechschmiede‘, zu denen Kuno Fischer, Bielschowsky und Lewes erst einmal Kommentare schreiben müßten. Und was bleibt, sind die ganz unprogrammatischen Dinge.

Was bleibt, ist das Berlinisch der ‚Sozialaristokraten‘. Das ist nie wieder geschrieben worden. Da hörst du das Herz dieser

Stadt klopfen. Was bleibt, sind einige Lieder des ‚Phantasus' — das ist beste Fortsetzung von Fontanes altem Stamme. Und was bleibt, ist der ganze Dafnis-Spaß.

Ist das viel? Das ist sehr wenig, wenn man den literarhistorischen Apparat betrachtet, der um den Mann gebaut worden ist —von Andern übrigens; er selbst ist einer der anständigsten und konsequentesten deutschen Schriftsteller und läßt sichs lieber weiter schlecht ergehn, als daß er nachgibt. Ave —. Und das ist sehr viel, wenn man bedenkt, was überhaupt bei einem Lebensfazit zu bleiben pflegt, und was wohl von unsern jungen Helden bleiben wird, wenn die einmal in die Jahre kommen werden . . . Ein bißchen Staub, ein paar abgestandene Reklamenotizen . . . Hasenclever, Hosenkläffer . . .

Hat sich Arno Holz überlebt? Das, was er von sich am meisten geschätzt hat, den von ihm erfundenen Naturalismus, das ist tot. Der Dichter lebt.

Peter Panter

Liebe Weltbühne!

Was ist der Unterschied zwischen einem Reichswehroffizier, einem pommerschen Junker und Georg Bernhard?

Der Reichswehroffizier hat zwei Gesinnungen, der pommersche Junker hat eine Gesinnung, und Georg Bernhard . . Herrgott! Jetzt habe ich die Pointe vergessen!

Antworten

Republikanischer Offizier. Es ist dankenswert, daß Sie fortfahren, mich über die Vorgänge im Reichswehrministerium und die Stimmung in der Reichswehr zuverlässiger zu unterrichten, als die Zeitungen tun. „Die einzelnen Ahnungslosigkeiten und Torheiten des Reichswehrministers Geßler, so groß ihre Anzahl allmählich geworden ist, nach Gebühr zu kritisieren, fällt immer noch schwer, und zwar deshalb, weil der Mann mit Noskes Erbschaft furchtbar belastet ist. Der ehrgeizige Seeckt, dem seine Stellung über alles wichtig ist, wird ihm den Kopf schon waschen, wenn er hört, daß sein Vorgesetzter Deckoffizieren versprochen hat, ihn zu unterminieren und durch Oberst Lange, den Chef der Mecklenburg-Schwerinischen Staatsgendarmerie, zu ersetzen, einen der sichersten Republikaner, den die Heeresleitung in Wahrheit auf diesem Umweg als Reichswehrbataillonskommandeur kaltzustellen gedenkt. Geßlers ärgstes Verbrechen gegen die Truppen ist vorläufig der Vorschlag, ihnen das Wahlrecht zu entziehen. Man spare sich das Gewäsch von notwendiger Entpolitisierung des neuen Heeres. Und soll die Reichswehr etwa dadurch, daß man ihren Soldaten den Stimmzettel zerreißt, ohne ihnen die Gehirntätigkeit verbieten und den Mund stopfen zu können, ein taugliches Instrument in den Händen der Regierung werden? Sie bleibt wohl oder übel eine Waffe in den Klauen der — noch immer! — reaktionären Führer. Auch eine Brigade unter dem ‚loyalen' Reinhardt — dessen unseligen Einfluß auf Noske der Major Gilsa, im 8-Uhr-Abendblatt, kürzlich geschildert hat — ist eine Gefahr für die Republik. Was aber die Wahlrechtsentziehung betrifft: ganz abgesehen von dem schmählichen Undank gegen Leute, deren Blut man verlangt, und die man doch nicht mitbestimmen lassen will, zeigt die Annahme des Gesetzentwurfes, daß sich der Reichswehrminister und die Nationalversammlung kein Gewissen daraus gemacht

haben, den Reichswehrdienstvertrag zu brechen. Dadurch wird jeder Söldner seines Dienstes quitt. Oder würde es werden. Denn trotz allem, was wir erlebt haben, wagen wir immer noch zu hoffen, daß kein Deutscher so wenig Würde haben wird, sich von Herrn Geßler und seinen Parlamentariern zum Menschen zweiter Klasse degradieren zu lassen. Bleibt es dabei, so wird Keiner von uns in der Brust den Ruf ersticken: Heraus aus der Reichswehr, die des Volkes Ruhe stört und das Bürgerrecht ihrer Angehörigen mit Füßen tritt!"

Theaterbesucher. Herr Stefan Großmann, der gegen Barnowskys Angriffe gar keine Waffe, gegen meine nur ein Papierkügelchen: meinen Konkurrenzneid hatte, ist glücklich, daß man ihm nachträglich doch noch ein Wurfgeschoß geliefert hat. Er wird in einem Blatt für Liebhaber „schweinischer Lektüre geschmäht auf Grund entstellter Wiedergabe der Jacobsohnschen Angriffe. An diesem Beifallsspender mag Herr Jacobsohn die Güte seines Angriffs erkennen". Das hieße also ungefähr, daß dem Jobber der Republik, den Herr Großmann für einen Lumpen hält, damit allein schon seine wahre Herzoglichkeit bescheinigt wäre. Ach, nein: mein Angriff hätte nicht einmal dann der „Güte" entbehrt, wenn er sein Ziel verfehlt hätte, die Vossische Zeitung über Herrn Großmann aufzuklären. Hätte sie ihn behalten, so wäre daraus nicht zu entnehmen gewesen, daß er sauber, sondern einzig, daß sie unsauber ist. Ueber diesen ihren Theaterkritiker a. D. hat eines seiner Opfer an den Verband der Berliner Theaterkritiker geschrieben: „In den zweiundzwanzig Jahren meiner öffentlichen Betätigung in Berlin war der geschäftliche Besuch des Herrn Großmann — von einer budapester Ausnahme abgesehen — der erste und einzige dieser Art. Es soll damit nicht gesagt werden, daß ich einem Kritiker das Recht abspreche, sich theatergeschäftlich zu betätigen. Sehr wohl aber maße ich mir das Recht an, den mir gemachten einschneidenden und mehr als deutlich pointierten geschäftlichen Vorschlag als unzulässig deshalb abzulehnen, weil ich dadurch in ein Dilemma gerate, das mir die unbeeinflußte Willensfreiheit nehmen muß: es geht wohl nicht an, daß ich zweimal eine Drohung anzuhören gezwungen bin, die mir meinen Ruin prophezeit, und daß ich von meinem freien Menschenrecht, mich nach Gebühr zu wehren, deshalb nicht völlig Gebrauch machen kann, weil ich nicht weiß, ob diese meinetwegen nur geschäftliche Androhung nicht in einer der nächsten Besprechungen meiner künstlerischen Leistung einen unkontrollierbaren, mich schwer schädigenden Widerhall findet." Damit derartige budapester Gepflogenheiten das genügend versaute berliner Theaterwesen nicht noch mehr versauen, habe ich mich, nicht aus eignem Antrieb und nicht einmal leichten Herzens, in den Nummern 7, 8, 9 zu einem Angriff entschlossen, dessen „Güte" ich nun daran erkennen soll, daß mancher „Beifallsspender" allenfalls des Herrn Großmann, nicht meiner würdig ist. Allenfalls. Denn daß Einer „nackte Popos, bestrumpfte Schenkel und unzüchtige Kinderkörper" an „berliner Kokotten" verkauft, das ist, trotzdem ich nicht ahne, was „unzüchtige Kinderkörper" sind, gewiß ein unappetitliches Gewerbe: aber da es offen und ehrlich betrieben wird, ist mir zweifelhaft, ob es sich nicht verbitten darf, mit dem Gewerbe eines Journalisten verglichen zu werden, aus dessen Kritiken der unschuldige Leser niemals ersehen konnte, daß die Hand, die da die Feder gegen einen armen Theaterdirektor führte, ihn kurz zuvor mit dem Revolver zu karessieren versucht hatte.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.

Die Hemmungslosen von Heinrich Ströbel

Herr Wilhelm Herzog als Person ist mir völlig gleichgültig. Pazifistische Artikel von ihm habe ich gelobt. Aber seit er sich zum Propagandisten des Räte-Systems und der Diktatur des Proletariats entwickelt hat, ist er einer der politischen Schädlinge geworden, die den Körper der U. S. P. D. zerstören und der deutschen Revolution das Grab schaufeln helfen. Es ist für mich Grundsatz, Jedermann den Milderungsgrund der Ueberzeugung und des guten Glaubens zuzubilligen. Aber das ist die individuelle Seite der Sache, die für die politische Wertung völlig auszuscheiden hat. Denn für politische Unfähigkeit und Unwissenheit gibt es keine mildernden Umstände. Auch jener andre Wilhelm glaubte sein Volk herrlichen Zeiten entgegenzuführen, als er Oesterreich zum Losschlagen gegen Serbien aufpeitschte und Rußland den Krieg erklärte. Trotzdem kommen die zwölf Millionen Kriegsgemordeter, kommen die wirtschaftlichen und moralischen Verwüstungen der halben Welt auf sein Schuldkonto. Herr Wilhelm Herzog und seinesgleichen — denn er ist ja nur einer unter Allzuvielen innerhalb der U. S P. D. und der Kommunisten — sind auf dem besten Wege, das Werk Wilhelms von Hohenzollern fortzusetzen und Deutschland vollends zu ruinieren und zu barbarisieren. Denn ihr unsinniger Gewaltkult, ihre Schmähung und Verspottung der Demokratie und ihre frivole Vergötzung der Diktatur muß in stupider, verheerender Gewalttätigkeit enden. Entweder in dem — vorübergehenden — roten Terror, oder, was viel wahrscheinlicher, in dem weißen Terror. Denn gleichviel, ob diese hysterischen Aestheten vor dem Blutdunst zurückschaudern oder ihn mit sadistischer Gier erwittern: wer Diktatur predigt, wird Terror ernten. Nicht darauf kommt es an, was man sich unter Räte-Diktatur vorstellt, sondern darauf, welche Kräfte und Gegenkräfte sie nach der Dynamik der Oekonomie und den Gesetzen der Massenpsychologie wecken muß. Davon haben diese aesthetischen Deliriker und politischen Dilettanten freilich keine Ahnung. Die tausendgestaltige Praxis des Wirtschaftslebens ist ihnen so fremd wie das vielverzweigte Getriebe der Arbeiterbewegung. Nicht Ein nationaloekonomisches Werk haben sie gründlich gelesen, nicht Eine Statistik, nicht Ein Gesetz mit Fleiß durchgearbeitet. Die Geschichte haben sie höchstens nach pikanten Charakterköpfen und literarisch ausmünzbaren Zitaten durchstöbert, von der Demokratie wissen sie so wenig wie vom Parlamentarismus. Denn dergleichen fliegt einem nicht in

ein paar Monaten, zwischen Verlags-Aventiuren und politischen Intrigen, an, sondern muß in vieljähriger Arbeit und Erfahrung höchst prosaisch erlernt werden.

Mit welcher Weisheit von diesen Ultra-Revolutionären, die meist erst der November 1918 ausgebrütet, die proletarischen Massen gefüttert werden, zeigt ein Artikel des Herrn Wilhelm Herzog in dem Hamburger U. S. P. D.-Blatt, wo es heißt: „Die Abgeordneten, die die revolutionäre sozialistische Arbeiterschaft in diese Körperschaft (den Reichstag) entsendet, müssen die Bazillenträger sein, die Gifterreger, die den schon absterbenden Körper völlig zersetzen. Sie haben keine andre Aufgabe, als diese Waffe, dieses Machtinstrument der bürgerlichen kapitalistischen Anarchie, die sie ‚Ruhe und Ordnung' nennen, zu zerstören." Also Zerstörung und Auflösung des Parlaments und der Demokratie. Und was tritt an ihre Stelle? Die Räte-Diktatur mit Herrn Wilhelm Herzog und Genossen an der Spitze! Als ob das „Räte-System" (das in Rußland längst wieder als unbrauchbar beiseite gestellt worden ist) einstweilen etwas Andres wäre als ein zweifelhaftes Organisationsprojekt, eine unklare Ideologie. Da ist grade ein lesenswertes Buch herausgekommen, das sich ‚Wirtschaftliches Kampfbuch für Betriebsräte' nennt (im Buchverlag Rätebund) und Arbeiten wirklich denkender und kenntnisreicher Räte-Spezialisten enthält. Und grade darin werden wir davor gewarnt, „aus der Räte-Idee ein Räte-System zu machen", da keine Sehergabe einstweilen ahnen könne, „zu welchem Gebäude sich die heutigen spärlichen Ansätze entwickeln werden". Das Kästchen-System Däumigs beispielsweise erfährt herbste Kritik: „Nur ein Ignorant kann sich anmaßen, den Ausbau der sozialistischen Produktion mit ein paar Federstrichen abzutun. Wir müssen . . . lernen, daß unsre erste und wichtigste Aufgabe ist, uns eine gründliche Kenntnis des gesamten Wirtschaftslebens anzueignen." Aber dergleichen ficht die Wilhelm Herzog nicht an. Und die Massen lassen sich von der tönenden Phraseologie dieses Aestheten-Radikalismus nur zu willig betören. Ist doch Herr Herzog im Hamburger Wahlbezirk sogar als Reichstagskandidat aufgestellt worden. An dritter Stelle zwar erst, sodaß er schwerlich Gelegenheit finden wird, nach seinem Rezept als „Bazillenträger" und „Gifterreger" zu wirken. Immerhin hat er in der Urabstimmung zweieinhalbtausend Stimmen erhalten, nur ein paar hundert Stimmen weniger als die Kandidaten an erster und zweiter Stelle der Wahlliste. Beklagenswert eine Partei, die sich solcher Einflüsse nicht zu erwehren weiß!

*

Wie links, so rechts. Der Revolutions-Hysterie antwortet in der Deutschen Tageszeitung das hysterische Echo eines weiblichen Wilhelm Herzog. Marie Diers wirbt dort nicht nur in einem Roman für treudeutsche Gesinnung, sondern sie sät auch in einem Artikel die Drachensaat des Hasses. Nicht bewußt vielleicht, denn sie entrüstet sich grade über zwei Aufsätze, die sie als Verherrlichung ruchloser Gewalttat empfindet. Die Darlegung dieser Aufsätze, daß die Bildung und die Tätigkeit der roten Armeen nur die natürliche Antwort auf den Kapp-Putsch gewesen seien, hat sie „namenlos erschüttert". „Das sind Frauen," fragt sie, „die sich eines so bluterfüllten, mit solchen Bestialitäten errungenen Sieges rühmen?" So sehe der Sieg der Demokratie aus? So wäre, fragen hinwiederum wir, das deutsche „Gemüt" keine Sage? Es gäbe wirklich noch, und gar in deutsch-nationalen Kreisen, trotz der Seelenverhärtung durch den Kriegswahnsinn eine menschlich fühlende Frau, deren Innnerstes sich gegen Brutalitäten aufbäumte? Aber leider: Marie Diers ist dies überraschend holde Wunder nicht. Ihr Abscheu gegen die Bestialität gilt nicht der Tat, sondern nur der Flagge: ihre sittliche Empörung schlägt sofort um in höchst unsittlichen schwarzweißen Haß gegen die Roten. „Was sagen sie (die Frauen) zu dem tierisch vergossenen Blut, das deutscher Boden nicht trank seit den Scheußlichkeiten des Dreißigjährigen Krieges? Was sagen sie den Müttern, Frauen und Bräuten der hingemetzelten, zerrissenen, zerstampften Offiziere und Mannschaften von Schöneberg, Adlershof und andern Orten? Was sagen sie dazu, daß deutsche Frauen hierbei die Scheußlichsten waren? Was sagen sie dazu, daß unser Fliegerheld Berthold, der im Kriege geleistet hat, was kein Frauenhirn umspannen kann, von deutschen Arbeitern, die ihm deutsche Schimpfworte ins Ohr brüllten, buchstäblich zertreten wurde? Was sagen sie zu den entmenschten feigen Bestien, die hundert auf einen fallen?"

Wir könnten es uns leicht machen und hundert Gegenfragen stellen. Zum Beispiel: Was sagt Marie Diers zur Ermordung Futrans und seiner Gefährten durch die Kappisten? Was zu der Hinmetzelung der wehrlosen Fünfzehn durch die Marburger Studenten? („Wir brauchen Anatomie-Leichen!") Was zur Ermordung Landauers, der ja auch buchstäblich zertrampelt wurde, wobei hundert Bewaffnete auf einen Wehrlosen fielen? Was zur Ermordung der Liebknecht, Luxemburg, Jogiches und der vielen, vielen Andern? Und hat sie nie etwas gehört von der viehischen Ermordung der 29 Mariner durch jenen Marloh, der in der Kapp-Woche am Halleschen Tor kommandierte und den ‚Vorwärts' besetzte? Nie etwas von der bestialischen Abschlachtung der

21 katholischen Gesellenvereinler in München durch die Ordnungssoldateska? Weiß sie nicht, daß von den 1100 Toten der berliner Märzkämpfe des Jahres 1919 noch nicht 100 auf die Truppen kamen? Ist ihr unbekannt, daß unter den 557 amtlich registrierten Opfern der münchner Blutwoche nur 38 Soldaten der Regierungstruppen waren, daß dagegen 182 Personen durch die Regierungstruppen standrechtlich erschossen wurden, während 184 Personen „durch Unglücksfall" ums Leben kamen gleich den 21 Gesellenvereinlern, die ja unter dieser Rubrik geführt wurden? Weiß das Marie Diers? Und sie hat dennoch die weibliche Güte und die deutsche Ehrlichkeit, den Haß der Alldeutschen so fanatisch gegen die Arbeiter zu entflammen? Und das zu einer Zeit, wo der neue Militärputsch in der Luft liegt, wo die Atmosphäre schon von Blutgeruch und Bestialität geschwängert ist! Wo im Munsterlager ein putschistisches Zirkular verbreitet wird, das würdig in die Mordaufreizung ausklingt: „Als ein gemeines Verbrechen muß es angesehen werden, wenn man den Reichswehrtruppen vorschreibt, die Rotgardisten, Kommunisten, russischen Juden und ähnlichen Pöbel festzunehmen. Vorstehende Elemente gehören nicht mehr zu der Menschheit, sondern sind nur noch zum Vieh zu zählen und sollte man einen derartigen Mob doch einfach niedermähen lassen, als Gefangene zu machen." Wir selbst schrieben hier am achtzehnten September 1919 über den münchner Geiselmordprozeß: „Diese Ereignisse warnen mit Feuerzungen vor der Ruchlosigkeit, in aufgewühlter Zeit irgendwelchen Individuen Macht über Leben und Tod ihrer Mitmenschen zu geben . . . Terroristische Akte, mögen sie sich Repressalien oder wie immer nennen, schänden in jedem Falle die Menschheit. Soll endlich aus dem Blut und Grauen des Weltkrieges und der Revolution die Saat neuen hoffnungsvollen Menschentums sprießen, so muß die Gewalttat an sich, muß jeder Akt des Terrors verflucht und geächtet werden." Wäre es nicht mutiger und weiblicher, wenn Marie Diers, statt sich pharisäisch über rote Gewalttaten zu entsetzen, auch einmal den reaktionären Terror geißelte und die Bestialität schlechthin bekämpfte?

*

Hemmungslos wie in der innern Politik rasen sich Unverstand und Haß auch in der Weltpolitik aus. Immer klarer enthüllt sich die Abenteuerlichkeit und Widersinnigkeit des polnischen Unternehmens. Polens Verbündeter Petljura scheint nur einen verschwindenden Teil des ukrainischen Volkes hinter sich zu haben, und seine Truppenzahl wird auf höchstens 25 000 Mann geschätzt. Die Sozialisten aller Rich-

tungen stehn so gut wie geschlossen gegen ihn; auch die Parteien, die unsern Unabhängigen und Rechtssozialisten entsprechen, sind durch den polnischen Einfall mit den National-Bolschewisten in eine gemeinsame Abwehrfront gedrängt und ins Bündnis mit Sowjet-Rußland getrieben worden. Auch die große Mehrheit der Bauern besteht aus Gegnern der Polen, die sie nicht nur als nationale Feinde, sondern auch als verhaßte Beschützer des polnischen Großgrundbesitzes betrachten (wenigen Prozenten polnischer Gutsbesitzer gehört in dem ukrainischen Gebiete rechts vom Dniepr fast die Hälfte des Grund und Bodens!) und als Hintertreiber der ersehnten Agrarreform. So dürfte der polnische Einbruch den alten Zwist zwischen der Ukraine und Sowjet-Rußland hinwegräumen und sehr bald auf die unangenehmsten Widerstände stoßen. Ob die rumänische (und möglicherweise die ungarische) Hilfe die ukrainische Gegnerschaft bei der Kraftprobe mit Sowjet-Rußland auf die Dauer auszugleichen vermag, ist sehr fraglich. Und selbst wenn Finnland demnächst gegen Petersburg vorstieße, bliebe das Spiel mehr als gewagt. Denn es handelt sich nicht etwa nur um den Kampf gegen die eigentlichen Bolschewiken, sondern einfach um den Kampf der Schlachta und der kapitalistischen Reaktion gegen die allrussische Bauernrevolution. England und Frankreich waren schlecht beraten, als sie dem polnischen Imperialismus ihre Billigung und Unterstützung liehen. Dulden sie weiterhin das Treiben der Hemmungslosen, so können ihnen leicht noch einmal die Augen übergehn!

Pseudo-Bolschewisten von Elias Hurwicz

In Rußland gibt es heute keine öffentliche Meinung: es gibt nur getuschelte Meinungen. Die russische öffentliche Meinung befindet sich jetzt im Ausland. In Paris, Berlin, London, auch in Warschau und Prag. Hier kann sie sich ohne Furcht frei äußern. Und es ist für die Gegenwart wie für das künftige Rußland sicherlich nicht ohne Wert, die hier hervortretenden politischen Strömungen kennen zu lernen.

Berlin liegt uns am nächsten. In Nummer 17 der ‚Weltbühne' haben wir die konservativ-monarchistische Richtung kennen gelernt. Heute wollen wir eine andre Richtung betrachten, die als linksdemokratisch oder auch radikal bezeichnet werden kann, die aber, im Lichte der heute im Russentum lodernden politischen Leidenschaften, leicht als bolschewistisch erscheint, ohne daß sie es tatsächlich ist. Wir haben sie daher Pseudo-Bolschewismus genannt.

Ein eigen Ding ist das um den Bolschewismus. Ist er noch ein politisches System? Vielleicht sind bei seiner Betrachtung politische Begriffe überhaupt nicht statthaft, sondern nur naturalistische, dynamische: wirtschaftlicher Ruin, Spekulation, Korruption, Verbrechertum. Ist doch eine Verquickung von Politik

und Verbrechertum seit jeher das Kennzeichen aller russischen Politik gewesen. Den Vertretern des russischen Konservatismus, der Bourgeoisie, ja auch des antibolschewistischen Sozialismus zufolge ist ja der ganze Bolschewismus, so wie er heute tatsächlich dasteht, überhaupt nur ein Deckmantel, ein „Ueberbau", unter dem sich einfach die Gier nach Bereicherung verbirgt. Aber das ist wohl eine Uebertreibung. Gewiß gibt es neben diesen unlautern Elementen auch ehrliche; es darf vor allem nicht vergessen werden, daß der Bolschewismus, obwohl er die straffste Zentralisation der Verwaltung anstrebt, tatsächlich an ungeheurer Dezentralisation leidet, und daß die Zentralbehörden nicht für alle Mißbräuche der Lokalbehörden verantwortlich gemacht werden können.

Betrachtet man den Bolschewismus, unter Ausschaltung aller politischen Begriffe, nur als ein Chaos, so ergibt sich daraus die Konsequenz: seine Selbstvernichtung abzuwarten. Betrachtet man ihn als pure Gewalt, die nur der Gewalt weicht, so muß man ihn mit Waffen bekämpfen. Diese beiden Ausgangspunkte und daher auch ihre Konsequenzen verwirft aber die linksdemokratisch-radikale Richtung. Sie betrachtet jede bewaffnete Intervention als undemokratisch, als Stärkung des Bolschewismus und allein den ideellen Kampf als dem Wesen der Demokratie angemessen. Das ist namentlich der Standpunkt der einzigen russischen Tageszeitung, die heute in Berlin erscheint: ‚Golos Rossij' (Die Stimme Rußlands), die daher vielfach als bolschewistisch verschrieen wird. Die deutsche Oeffentlichkeit wird übrigens bald Gelegenheit haben, sich mit dieser Frage etwas näher zu befassen, denn diese Zeitung hat einen Prozeß wegen Verleumdung gegen die Deutsche Tageszeitung angestrengt, die sich nicht gescheut hat, den ‚Golos Rossij' einer finanziellen Unterstützung durch Kopp zu beschuldigen. Es genügt indessen, einen Blick in die Spalten dieser Zeitung zu werfen, um die Sinnlosigkeit einer derartigen Beschuldigung zu erkennen. Der ‚Golos Rossij' spart wahrhaftig nicht mit der schärfsten Kritik des Bolschewismus, mit Berichten und Schilderungen aus der russischen Hölle. Noch ganz zuletzt hat er von Kerenski, gewiß keinem Freunde der Bolschewiki, eine vernichtende Kritik des bolschewistischen Systems gebracht. Aber freilich: er gibt auf der andern Seite auch Stimmen Raum, die, ohne bolschewistisch zu sein, doch unter dem Zwang der Verhältnisse einen Kompromiß mit der Sowjet-Regierung, diesem letzten Rest einer russischen Staatsmacht überhaupt, für den einzig gangbaren Weg halten. Er betrachtet sich überhaupt hier in Deutschland, wo es an andern Ausdrucksmöglichkeiten mangelt, gewissermaßen als ein Sammelorgan aller demokratisch-radikalen Richtungen, die zwischen den Kadetten auf der rechten Seite und den Bolschewiki auf der linken stehen.

Noch klarer treten dieselben Tendenzen hervor in einer jungen politischen Gruppe, die sich neuerdings in Berlin unter dem kennzeichnenden Namen ‚Friede und Arbeit' gebildet hat, und deren Führer W. Stankewitsch ist. Stankewitsch war einer der nächsten Mitarbeiter von Kerenski in der ersten Epoche der russischen Revolution. Als Mitglied des Nordischen Obersten

Kriegskommissariats hat er auch an Kerenskis Kriegführung unmittelbar Anteil genommen. Ja, er hat ein Lehrbuch der Fortifikation geschrieben, das sofort Eingang in alle russischen Kriegsschulen fand. Heute, und seiner innersten Natur nach wohl von jeher, ist Stankewitsch trotz dieser kriegerischen Vergangenheit der friedlichste Mensch auf Erden. Er verbreitet um sich jene friedliche Atmosphäre, die, trotz allen kriegerischen Allüren, auch das Lebenselement Kerenskis ist, und die die Unterlassung einer rechtzeitigen Repression der angehenden russischen Militaristen: der Bolschewiki mit auf ihrem Kerbholz hat. Er betrachtet jede neue bewaffnete Intervention als ein neues Unglück für das Land, da sie nichts bewirke, als daß Städte wie Kiew, die etwa zehnmal von einer Hand in die andre übergegangen sind, nun noch zum elften Mal in eine neue Hand übergehen. Das Fiasko aller bisherigen Interventionen bestärkt ihn nur in dieser Ansicht. Auch zu den „Verbündeten" nimmt Stankewitsch eine ganz eigenartige, eine andre als die gewöhnliche russische Stellung ein:

> Europa wollte nicht kämpfen und schlug bereits im vorigen Jahre den russischen Parteien eine friedliche Aussprache auf den Prinzen-Inseln vor. Die Russen haben aber immer wieder beteuert, es brauchten nur die Vorposten der Alliierten in Rußland zu erscheinen, und ganz Rußland würde mit ihnen sein. Die Alliierten glaubten es, erschienen in Odessa — dort aber begegneten sie den Zwistigkeiten der Parteien, die sich unfruchtbar auf der bekannten Konferenz der vier Organisationen berieten. Sie gingen nach Cherson — und wurden von Dächern beschossen. Bei der Ausschiffung in Sebastopol wurden sie vom Ufer aus mit Feuer empfangen. Schließlich, als sie einsahen, daß an einen Triumphzug nicht zu denken sei, daß man Rußland mit eignen Kräften, fast ohne jede Hilfe der mit einander streitenden russischen Menschen erobern müsse — gingen sie heraus, weswegen sie wiederum einen Hagel von Vorwürfen, die russischen Dinge nicht zu verstehen, über sich ergehen lassen mußten. Aber auch heute, in Paris zum Beispiel, wo der einflußreichste Teil der russischen Emigration konzentriert ist, gibt es dem Vernehmen nach etwa zwanzig Strömungen und Richtungen, deren jede sich als den einzigen ernsten Faktor der Rettung Rußlands betrachtet, im tragischen Mißverstehen, daß die politische Ursache aller Mißstände Rußlands eben in dieser Zersplitterung des Denkens und Wollens wurzelt.

Selbst wer von einer Unterschätzung der Schuld der Alliierten an dem gegenwärtigen russischen Elend sich frei weiß, wird dieser Ansicht einen Kern der Berechtigung nicht absprechen können. Aber wenn Europa auch nicht die Hauptschuld an dem Elend des Bolschewismus trifft, so trifft es heute eine Unterlassungsschuld. Petersburg, eine Seestadt, stirbt ab. In zehn Tagen könnte amerikanische Hilfe es erreichen und die lebenden Leichname physisch und moralisch wieder erwärmen. Die völlige Abschaffung der Blockade, die Anbahnung der Beziehungen zwischen Rußland und der übrigen Welt ist daher für die Partei ‚Friede und Arbeit' der erste Weg zu einem neuen Rußland, die erste Etappe auf dem Wege der Evolution des Bolschewismus. Und Freiheit des Wortes sowie Freiheit der Arbeit die nächste.

Brief aus Amerika von Eduard Goldbeck

Evanston, Illinois, 28. März 1920

Gespensterschlacht

Wir haben in Amerika zwei große Parteien: die Demokraten und die Republikaner. Name ist Schall und Rauch. (Himmelsglut umnebelt er in diesem Falle nicht.) Es gibt kaum einen Demokraten, der nicht das republikanische System für das allein seligmachende hielte; es gibt keinen Republikaner, der nicht auf das demokratische Dogma eingeschworen wäre.

Nach den Etiketts kann man die Parteien also nicht unterscheiden; wie steht es um ihr Wesen? Früher sagte man, die Republikaner seien die Vertreter des Einheits-Staates, die Demokraten die Anwälte des Einzelstaates. Das ist eine überlebte Charakterisierung. Der Einzelstaat ist heut (California in seinem Verhältnis zu Japan ausgenommen) eine Provinz, ein Departement. Der Nationalstaat hat gesiegt. Und man sagte ferner, die Republikaner wollten Schutzzoll, die Demokraten Freihandel. Auch diese Unterscheidung ist heut veraltet. Jeder verständige Geschäftsmann beurteilt diese Frage nach seinem persönlichen Interesse, als eine wirtschaftliche Maßregel, die, wie der verstorbene Chamberlain sagte, „mit der Bergpredigt nichts zu tun hat".

Vor kurzem fragte man Mr. Hoover, der als Kandidat für die Präsidentschaft gilt, welcher Partei er denn angehöre. Er antwortete, das könne er erst sagen, nachdem die Parteien sich zu gewissen wichtigen Fragen endgültig geäußert hätten. Mit andern Worten: er konnte die Parteien nicht unterscheiden. Ja, wenn Mr. Hoover es nicht kann, wer soll es dann können? Die Parteien haben eben keine politische Physiognomie. Sie haben keine Weltanschauung, keine Staatsauffassung. Sie kämpfen um die Macht, um gut bezahlte Stellungen, um Zulassung zur Staatskrippe, um Börsen-Informationen, um die „Erschließung" Mexikos und dergleichen. Sie kämpfen vor allem, weil sie seit achtzig Jahren gekämpft haben. Weil sie ungeheure Kampf-Organisationen aufgebaut haben. Sie sind Sklaven der Wahl-Maschine, des Partei-Militarismus. Ihre Rüstung zwingt sie zum Kampf.

Aber die Schlacht ist eine Gespenster-Schlacht. Sie ist ganz unwirklich. Denn für die nächsten zwanzig Jahre gibt es nur eine Frage, der man Wirklichkeit zusprechen kann, und die lautet: Kapitalismus oder Sozialismus?

Nun existieren hunderttausende von Demokraten und hunderttausende von Republikanern, die mit allen Fibern und Fasern ihres Wesens Kapitalisten sind. Diesen habe ich in einem amerikanischen Blatt die wohlmeinende Frage vorgelegt, ob sie denn total verrückt seien. „Ihr wißt, daß Ihr in dem Kernpunkte einig seid. Ihr glaubt an das jetzige System, fühlt, daß sein Untergang euern Untergang bedeuten würde, und statt die geprägten Parteiwerte als Assignaten beiseite zu werfen und euch gegen den gemeinsamen Feind zu vereinigen, verzettelt Ihr Zeit, Kraft, Geld in einer Gespenster-Schlacht?"

Dieselbe Frage könnte man an die Anti-Kapitalisten stellen.

Jedes Land braucht erhaltende und bewegende Elemente. Konservative und Progressive. Stünden sich bei uns zwei solche Parteien gegenüber, so würde ich unser politisches Leben gesund nennen. In seiner heutigen Gestalt ist es Wirrnis und Heuchelei.

Daß dieser Kampf um Mumien von dem Gespenst im Weißen Hause geleitet wird, gibt ihm den Stil der grotesken Schauer-Ballade. Fährt Woodron Wilson wirklich aus oder hat Mrs. Wilson eine Puppe ausgestopft, die sie der Oeffentlichkeit vorführt? Wann in modernen Zeiten ist ein Land so regiert worden ? (Während der hundert Tage Friedrichs des Dritten war Bismarck da.) Der Kongreß möchte gern durch eine Erklärung beider Häuser den Frieden mit Deutschland herstellen, aber schon „verlautet" aus dem Weißen Hause, daß der Präsident sich einer solchen Lösung — die so dringend, so selbstverständlich ist — energisch widersetzen werde. Er besteht auf seinem Schein, dem Weltvertrag, den die Ereignisse längst zur Makulatur gemacht haben. Eine gespenstische Geste.

Drei tote Juden

Gegen den Kapitalismus läßt sich viel, für ihn ließe sich manches sagen. Etwa Dies, daß Europa nur durch ihn aus dem Chaos gerettet werden könne, daß das erlösende Wort „Produktion" laute, daß in dieser Lage kommunistische Experimente Wahnsinn seien. Man könnte in Amerika vermutlich mit verständigen Argumenten, freundlich-ruhiger Tonart und einer Politik sachlichen Entgegenkommens dem Ausbruch des Sturmes vorbeugen. Dazu gehört aber eine kluge konservative Partei. Wann ist der Konservative „klug"? Wenn er einsieht, daß man nicht um des Konservierens willen konservativ sein darf, daß man den Schein opfern muß, um die Sache zu schützen, daß es gilt, das Wesentliche vom Nebensächlichen zu trennen, daß Konservatismus nicht Stillstand, sondern organischen Fortschritt bedeutet, daß ihm die Zukunft aus der Vergangenheit emporwächst. Der Konservative bedarf der „Idee" mehr als der angeblich Fortschreitende, denn er befindet sich in einer Verteidigungs-Stellung. Wie ist es nun um die konservativen Kreise in ihrem Verhältnis zur „Idee" bestellt?

Vor einigen Tagen hatte ich mit einem einflußreichen jüdischen Herrn ein Gespräch, woraus ich ein paar Sätze wiedergeben möchte.

Ich: Ich habe schon seit langem die Absicht, eine Reihe Biographien zu schreiben. Hübsche, handliche Bändchen. Gesamt-Titel: „Jüdische Genies". In englischer Sprache existiert meines Wissens nichts Derartiges.

Er: Dafür ist doch kein Markt da. Ueber wen wollten Sie denn schreiben?

Ich: Nun, zunächst über drei innerlich zusammen gehörende Geister: Marx, Lassalle, Disraëli.

Er (lebhaft): Ja, aber die sind doch Alle tot! Ich verstehe nicht, wie ein Mann von Ihrer Erfahrung auf solch einen Einfall kommen kann. Sie wollen doch Geld machen, nicht? Wer soll sich denn für drei tote Juden interessieren?

Das war nicht etwa satirisch gefärbt. Der kluge, wohlmeinende, aufrichtige Mann sprach im vollsten Geschäftsernst. Von dem deutsch-amerikanischen Mastbürger erwarte ich schon lange kein Verständnis mehr, aber an den gierigen, immer wachen Intellektualismus des Juden hätte ich noch geglaubt. Monomonien machen dämlich. Der Gelderwerb ist eine. Wenn aber das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Und — vielleicht eine noch wichtigere Frage —: für wen soll man salzen? Wenn doch Alle die breite Bettelsuppe vorziehen!

Ich sagte meinem Gönner nicht, daß die drei toten Juden noch sehr lebendig sind, daß wir Heutigen, wenn wir links stehen, Marx und Lassalle reden, und, wenn wir rechts stehen, im besten Falle Disraëli. Ich ging stumm meiner Wege, denn ich fühlte: Konservatismus ist unmöglich, weil es keine Konservativen mehr gibt.

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XXVII.

Das Militärkabinett

Bei jeder großen Behörde gibt es eine Abteilung, deren Leiter die bekannteste und wichtigste, selten freilich die bedeutendste Figur der Behörde ist: das ist die Personal-Abteilung. Der Mann, der die Personalien bearbeitet, ist gefürchtet, umschmeichelt und verhaßt; selbst die Frauen kennen ihn, und wer Beziehungen zu ihm hat, wird beneidet. So ist es in der Verwaltung und in der Justiz, im Auswärtigen Amt und bei der Post, und so war es auch in der alten Armee.

An dem Hause 66 der Behren-Straße, wo das Militärkabinett hauste, ging jeder Offizier mit scheuer Ehrfurcht vorüber, und wer einen Bekannten dort sitzen hatte, schätzte sich glücklich. Das Militärkabinett war den Offizieren viel interessanter als das Kriegsministerium, denn von dem guten Willen des Kabinetts hing tatsächlich alles ab. Das Kabinett bearbeitete die gesamte Stellenbesetzung der Armee sowie die Ehrengerichte und Beschwerden und war sozusagen das Bindeglied zwischen dem obersten Kriegsherrn und der Armee. Daß es einmal Personal-Abteilung des Kriegsministeriums gewesen, war ein längst überwundener Standpunkt. Die ganze, viel angefeindete Stellung des Kabinetts beruht eigentlich auf einem Zufall. Der alte Kaiser Wilhelm hatte sich an den Personal-Referenten — es war, glaub' ich, Albedyll — so gewöhnt, daß er seinen Vortrag nicht missen wollte, auch als ein jüngerer General Kriegsminister wurde. Der Personal-Referent sollte, um das Offiziercorps besser kennen zu lernen, möglichst wenig wechseln, und so entwickelte sich allmählich das selbständige Militärkabinett. Damit war die Volksvertretung um jede Einwirkung auf die

Stellenbesetzung betrogen. Der Kaiser beherrschte dadurch die Armee ganz absolut und souverän, er konnte ernennen und verabschieden, befördern und versetzen, wie es ihm beliebte, und war nur an die Grenzen des Etats gebunden. Selbst Einwände der Bundesfürsten galten nicht. Also ein absolut persönliches Regiment — wie zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten. Die Folge war die von den ältern Offizieren als sehr drückend empfundene wirtschaftliche Unsicherheit. Man wußte eigentlich nie, ob man übers Jahr noch da sein würde, und wohl Jeder, außer den paar Generalstäblern, hätte die Einführung der Altersgrenze nach französischem Muster als Wohltat empfunden.

Die gröbsten Verstöße gegen die öffentliche Meinung vermied natürlich das Kabinett, denn ihm lag daran, möglichst im Stillen und unbemerkt zu arbeiten. Niemand sollte wissen, daß der Chef des Militärkabinetts in der Stellung des vortragenden Generaladjutanten viel mehr Einfluß hatte als der Kriegsminister, der Chef des Generalstabs und die Generalinspekteure die alle zwar auch Immediatvortrag hatten: aber immer in Gegenwart des Kabinettschefs, der sie vollständig in der Hand hatte, denn ebenso, wie er ihre Ernennung vorgeschlagen hatte, konnte er, einzig nach seinem persönlichen Ermessen, auch ihre Ablösung beantragen. Ob der Reichstag dem Kriegsminister mißtraute oder nicht, war ganz egal: maßgebend war, wie der Kabinettschef die Sache beurteilte. Wer eine so ungeheure Macht verkörpert, wird sich hüten, wenn er nicht grade borniert ist, zu sehr an die Oeffentlichkeit zu treten. Alle Kabinettschefs waren zurückhaltend gegenüber der Oeffentlichkeit und antworteten grundsätzlich nicht auf Angriffe von außen her.

Im Typ dieser allmächtigen Beherrscher der Armee kann man eine gewisse Aehnlichkeit feststellen, denn sie gehörten alle einem bestimmten Kreise an, und zwar der Garde-Infanterie, bis auf den General von Albedyll, der noch aus der Aera des alten Kaisers stammte und Kavallerist gewesen war. Hahnke stammte aus dem Ersten Garde-Regiment zu Fuß, der Graf Hülsen-Haeseler war Garde-Füsilier, und Lyncker stammte gleichfalls aus der Garde-Infanterie. Schon unter Albedyll hieß es in der Armee: „Wie Gott will und Albedyll“, aber erst unter dem General von Hahnke entwickelte sich das Kabinett zu seiner vollen Allmacht.

Hahnke war ein Mann von bestem Wollen und ehrlicher Liebe zur Armee; aber seine Beschränktheit war so groß, daß das Gardecorps für ihn die Armee bedeutete. Er ließ geschehen, oder vielmehr: er sorgte dafür, daß die Offiziercorps der Grenzregimenter den ganzen Abhub der bessern Offiziercorps verdauen mußten. Den Adel begünstigte er un-

geniert, nicht aus Abneigung gegen die bürgerlichen Offiziere, sondern weil er seiner engstirnigen potsdamer Erziehung nach den adligen Offizier als höher stehend betrachtete. Für irgendwelche geistige Freiheit hatte dieser Mann nicht das geringste Verständnis. Für ihn gab es weder Skrupel noch Zweifel. Was Jeder zu denken hatte, war klar, und wer anders dachte, mochte sich zum Teufel scheren Hahnke predigte die altpreußische Einfachheit, liebte aber die Freuden der Tafel und den Alkohol so, daß in seiner Gegenwart jedenfalls keine Einfachheit bei einem Festmahl im Offiziercorps geduldet wurde. Zu seiner Entschuldigung sei gesagt, daß er noch der alten Generation angehörte, die den Krieg 1870/71 geschlagen hatte und in der Armee durch ihren Riesendurst bekannt war. Der alte Hahnke hielt die Armee mit eiserner Faust zusammen und sagte auch manchmal dem Kaiser ziemlich offen seine Meinung; aber er war viel zu borniert, um zu erkennen, daß die Armee für die alten einfachen Methoden der potsdamer Erziehung allmählich zu groß geworden war. Komischerweise wurde der alte Herr sogar noch Generalfeldmarschall: wofür wußte Niemand so recht. Im Generalstab hieß es damals, er sei „als Führer im Kabinettskrieg" vorgesehen.

Hahnkes Nachfolger war der Graf Hülsen-Haeseler, der seinen Vorgänger geistig weit überragte. Er war ein gebildeter Weltmann, der das Interesse seiner Familie für das Theater und die Kunst mit seinem Bruder mitgeerbt hatte. Die Vorliebe für diesen, den Intendanten, hatte der Kaiser auch auf ihn übertragen und war sogar persönlich als Freiwerber für ihn aufgetreten, als Graf Hülsen-Haeseler das sehr wohlhabende Fräulein von Loucadou heiratete. Der Graf war bei all seiner Intelligenz doch nicht Charakter genug — vielleicht entsprach es auch nicht seiner persönlichen Anschauung —, um dem Skandal der Adelswirtschaft bei der Armee ein Ende zu machen. Im Gegenteil: unter ihm wurde es eher schlimmer. Zu drei Vierteln bürgerliche Regimenter in schönen Garnisonen verwandelten sich allmählich in rein adlige Offiziercorps, und das ging doch nur unter Mitwirkung des Kabinetts. Hülsen-Haeseler war nicht der Mann, um dem Offiziercorps durch Aufhebung des unverhüllten Adelsprivilegs den Charakter des Volksheeres zu geben. Er war befangen in den üblichen Vorurteilen seiner Kreise, und gegen den Strom zu schwimmen, lag dem mehr klugen als starken Lebemann wohl überhaupt nicht. Der Dienst eines Chefs des Militärkabinetts stellte immerhin recht erhebliche Anforderungen an Nerven und Magen. Man war eigentlich immer unterwegs, mußte in der Eisenbahn schlafen und die bleierne Langeweile Korfus ebenso ertragen können wie den

Stumpfsinn der Nordlandsfahrten. Die eigentliche Arbeit verrichtete der älteste Abteilungschef, und so kam es, daß Männer wie Oertzen und Marschall eigentlich wichtiger waren als der Chef selbst, dem seine ambulante Lebensweise garnicht gestattete, seinen Vortrag gründlich zu studieren, geschweige denn selbst zu verfassen.

Den Grafen Hülsen-Haeseler rührte eines Tages der Schlag, als er im kleinen Kreise beim Fürsten Fürstenberg grade gezeigt hatte, wie ein Ballett getanzt werden muß (davon verstand er wirklich viel), und sein Nachfolger wurde der General von Lyncker, unter dessen Aera alles im alten Geleise weiterging. Garde-Infanterie war und blieb Trumpf. Einige kleine Konzessionen an Müller-Meiningen änderten daran nichts. Was machte es schließlich aus, wenn der Rittmeister Rausch (bloß: Rausch) von den Halberstädter Kürassieren zu den hochfeudalen Garde-Kürassieren versetzt wurde! Alles lachte wie über einen schlechten Scherz, und die Sechsten Kürassiere telegraphierten aus Brandenburg in die Hasenheide: „Herzlichen Glückwunsch. Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann.“ Die Hochburgen der Offiziersaristokratie, das Erste Garde-Regiment zu Fuß und die Garde du Corps und viele andre Regimenter, blieben „rein“. Die Tatsache bestand also und wurde nicht als öffentlicher Skandal empfunden, daß es im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht, hundert Jahre nach Scharnhorst, Regimenter gab, die bürgerlichen Offizieren verschlossen waren. Wer sollte auch dagegen angehen! Höhere Offiziere, zum Beispiel der General Litzmann, warteten wohlweislich damit, hierüber etwas zu sagen, bis sie ihren Abschied hatten. Ein Offizier hatte ja garnicht die Möglichkeit, dergleichen ungestraft zur Sprache zu bringen, darum schwieg er lieber.

Das Kabinett arbeitete seine Stellenbesetzung aus auf Grund der geheimen Personal- und Qualifikationsberichte, in denen man zwischen den Zeilen lesen mußte, um ein Bild der Person zu erhalten. Begreiflicherweise führten viele Fäden von der Armee zur Behren-Straße 66, und der Freund half dem Freunde. Zu Ehren des Kabinetts muß jedoch gesagt werden, daß die Cliquenwirtschaft nie so offenkundig war wie, zum Beispiel, beim Auswärtigen Amt, wo die Bearbeitung der Personalien fest in den Händen der Familie Wedel lag und vielleicht noch liegt.

Das Militärkabinett war das deutlichste und gewichtigste Instrument des persönlichen Regiments. Solange es existierte, war der Kaiser tatsächlich der mächtigste Herrscher der Welt, denn die Armee war sein bedingungslos gefügiges Werkzeug. Er konnte nach Belieben verschwinden lassen, wen er wollte. Daß dieser Zustand ungesund und auch nicht mehr zeitgemäß

war, hat sich erwiesen. Eine Art konstitutioneller Monarchie mag einmal wiederkommen, das ist immerhin denkbar: das Militärkabinett, losgelöst von jeder Verantwortung, wird nie wiederkehren. Es war ein Ueberbleibsel, richtiger gesagt: ein Rückfall in die Zeit vor der französischen Revolution, wo es auch Kabinettskriege und Kabinettspolitik gab.

Und die Offiziere? Sie haben durch Abschaffung des unverantwortlichen Kabinetts theoretisch nichts verloren. Ob sie sich praktisch verbessert haben in ihrer Position, wird künftig von dem Takt des Reichswehrministers abhängen und — von der Stärke ihrer eignen Organisation.

Vom Obrigkeitsstaat von Leo Pasch

Wie immer man sich zum neunten November 1918 stellen mag: an diesem Tage wurde Deutschlands Freiheit geboren. Nicht zum ersten Mal; schon einmal war sie erkämpft — und verloren worden. Waren doch genau siebzig Jahre verflossen, seit in der Brigitten-Au Robert Blum, M. d. N., unter den Schüssen der Reaktion verblutet war.

Wird unsre neue Freiheit von Dauer sein? Heute, da es nach dem blauen, weißen und roten Terror des März (und dem blau-weiß-roten des April, der daraus entsprang) neu aufzubauen gilt, scheint mirs von Nutzen, Gedanken zu veröffentlichen, die ich zum neunten November 1919 zu Papier gebracht — und die leider auch heute noch aktuell sind. Kritik, bitterscharfe (aber nicht böswillige) Kritik ist das beste Fundament zum Neubau. Wars nicht das Unglück unsrer Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollten?

I.

Durch die große Ausblutung des Dreißigjährigen Krieges wurde das bis dahin äußerst rege politische Leben Deutschlands in eine fast tödliche Schwäche versetzt. Die Leiden der Zeiten des großen Krieges und des Absolutismus — und was alles bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein sich Deutsche von ihren Fürsten, und mehr noch von deren Werkzeugen und Schmarotzern, bieten lassen mußten, ist leider viel zu wenig bekannt — haben dem deutschen Volke, das bis dahin einen recht steifen Nacken besessen hatte, das Gepräge eines Servilismus aufgedrückt, der fast in allen andern Kulturstaaten Verwunderung und Spott erregt. Der geniale Freiherr vom Stein wollte das ändern; seine Reformen blieben Stückwerk. Der nun einsetzende Kampf des Bürgertums für die Einheit Deutschlands und das Mitbestimmungsrecht des Volkes an seinen Schicksalen, durch die Reaktion gehemmt, aber nicht vereitelt, hatte zwar das Ende, daß ein Deutsches Reich geschaffen wurde mit freiheitlichem Wahlrecht, mit ausgedehnten Befugnissen der Volksvertretung und mit einer Grundlage, die man als republikanisch ansprechen darf (denn der Kaiser war nach der Verfassung nur erblicher Präsident ohne Veto; souverän waren die Staaten durch den Bundesrat als ihre Vertretung); aber zum Unglück für Deutschland erstand ihm in Bismarck ein Lenker, dessen

Genialität immer mehr in absolutistisches Hausmeiertum von stärkster Eigenwilligkeit ausartete. Seitdem der Versuch der Linken, sich gegen den Kanzler zu behaupten, 1878 gescheitert war, kam die große Schuld des Bürgertums, das bis dahin die Entwicklung getragen hatte: es wandte sich von der Politik immer weiter ab; der politische Idealismus seiner Väter und Großväter kam in Mißkredit; nur noch wirtschaftliche Betätigung, materieller Gewinn sollten gelten. Der Bürger wurde zum Untertan; und blieb es auch, als ein dilettantisches Epigonentum glaubte, den Eisernen Kanzler ablösen und übertrumpfen zu können. Und neben das abseits bleibende Bürgertum trat, gewaltig anschwellend, das Proletariat, von der Leitung des Reichs als „vaterlandslos" zurückgestoßen, für sein Teil in unfruchtbarer Prinzipientreue das Reich — trotz seiner sozialen Gesetzgebung — völlig negierend. So fühlte sich seit langem (mit kurzer Ausnahme im Anfang der Kriegszeit) die Mehrheit der Deutschen nicht verwachsen mit ihrem Staatswesen, sondern erblickte in ihm etwas Fremdes, wo nicht sogar Feindseliges neben sich — dessen gute Seiten man, weil man sie aus langer Gewöhnung für etwas Selbstverständliches ansah, nicht zu schätzen wußte. Sieht man von der Gefolgschaft der kleinern Landwirte und eines politisch rückständigen Teiles der Bürgerschaft ab, so wurde das Staatswesen getragen von der Bureaukratie, die sich mit dem Militär, dem Großgrundbesitz, der Großindustrie und einem Teile der Hochfinanz verbündete und versippte.

Nur durch die Schuld des Volkes — das im Reichstagswahlrecht sehr wohl das Mittel gehabt hätte, sich Geltung zu erzwingen — konnte es dahin kommen, daß das Deutschland Robert Blums und Johann Jacobys seine Form bis vor anderthalb Jahren im Obrigkeitsstaate fand. „Ruere in servitium" (sich in die Knechtschaft stürzen) nennt Tacitus diesen nicht ganz neuen Vorgang. So konnte das „Volk der Dichter und Denker" von einer Beamtenhierarchie beherrscht werden, die für unwürdig niedrige Entlohnung durch hohe Geltung in der Gesellschaft und durch Allgewalt im Staatswesen entschädigt wurde. Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er dazu den Verstand. Auch der unterste Beamte wußte und konnte als solcher immer noch mehr als der hervorragendste Laie, und jeder Vorgesetzte der zivilen oder militärischen Hierarchie mehr als seine „Nachgeordneten". Es war nur selbstverständliche Folge, daß der Vorgesetzte aller dieser Erleuchteten, daß die Spitze des Staatswesens Alles wußte und Alles konnte. So kamen einst Roms Caesaren zur Selbstvergötterung; unsre Zeit hatte dafür das Surrogat des Gottesgnadentums. Im Grunde wars dasselbe.

Eine zweite selbstverständliche Folge war die Ueberzeugung der herrschenden Kaste: was immer ist, ist recht. Jede Kritik des Nachgeordneten oder gar des Außenstehenden war von vorn herein Unsinn oder Niedertracht. Herrlichen Zeiten wurde Deutschland entgegengeführt (und mehrte sich nicht seine Volkszahl, sein Reichtum, blühte nicht Handel, Industrie und Landwirtschaft?) — da brauchten Schwarzseher nicht geduldet zu werden. Mochten sie den Staub Deutschlands von ihren Füßen schütteln (und anderswo Völkerdünger werden)! So wurde jede

Kritik unterbunden; jeder Kritiker war Verräter des Vaterlandes, Lästerer an der Majestät des Tschin. Der Zweck, solchen Frevlern den Mund zu stopfen, heiligte — Gädke ist nicht das einzige Beispiel — jedes Mittel. Daher das Bestreben, jeden Kritiker formell ins Unrecht zu setzen, geistig und körperlich mürbe zu machen.

So erwuchs dem deutschen Volke durch eigne Schuld in seiner Bureaukratie ein Feind, der gefährlicher war als alle äußern Feinde. Gegen die Uebermacht von Russen, Franzosen und Briten konnte sich das deutsche Volk vier Jahre lang behaupten: der Verbohrtheit seiner ZEG und des übrigen Vampyrtums, das die Fähigkeit und den Willen zum Durchhalten ertötete, und der verlogenen Unfehlbarkeit seiner Marineleitung mußte es erliegen.

Und hätte diese Bureaukratie wenigstens noch, vom kategorischen Imperativ der Pflicht erfüllt, den Drang gehabt, wenn auch ohne die Mitwirkung oder selbst gegen den Willen des Volkes, dem Besten der Gesamtheit zu dienen! Das ists ja, was uns einen Friedrich den Zweiten, einen Josef den Zweiten — Männer einer versunkenen Welt — noch heute ehrfürchtig macht: daß sie Diener des Gemeinwohls sein wollten. Ach nein: die moderne Bureaukratie war sich Selbstzweck. Und darum kannte sie kein Gewissen, stand sie souverän über dem Gesetze. Die Unabhängigkeit der Rechtsprechung war nicht gesichert, und unbequeme Verfassungs- oder andre Gesetzesbestimmungen erwärmte man mit der milden Glut ministerieller Auslegungskünste, bis sie unkenntlich geworden waren. Soll ich an die Begleiterscheinungen des Falles Gädke, an die Affäre des schlesischen Assessors Simon erinnern? Ist die väterliche Ermahnung schon ganz vergessen, die eine hohe Behörde sich berechtigt glaubte dem Kammergericht wegen seiner Rechtsprechung in Genossenschaftssachen zu erteilen? Konnte Deutschland was Schlimmeres widerfahren als die Rechtsverweigerung nach dem Unrecht von Zabern? Fanden unsre Geheimräte in den Ministerien der Justiz, des Innern, des Kultus nicht immer neue Wege, die schönen Bestimmungen der preußischen Verfassung und des Bundesgesetzes vom dritten Juli 1869, im größten wie im kleinsten, in ihr Gegenteil umzubiegen? Ist es eines Kulturvolkes würdig, daß der preußische Justizminister die Verleihung des Notariats trotz der gesetzlich gewährleisteten Gleichheit der Bekenntnisse ungehindert danach abstufen konnte, ob der Anwärter Christ, getaufter Jude oder Jude sei — wobei die überzeugungstreuern Juden beileibe nicht etwa vor den weniger gesinnungsstarken rangierten! (Nebenbei bemerkt: Deutsche polnischer Nationalität galten überhaupt nicht als Menschen; die bekamen das Notariat überhaupt nicht.)

Unter dem vierjährigen Kriegszustand fielen für die militärischen und zivilen Gewalthaber natürlich die letzten Hemmungen weg. Wer unbequem war, wanderte zum mindesten in die Schutzhaft; wie Viele an die Mauer gestellt worden sind, werden wir nie erfahren. (Daß es außerhalb Deutschlands nicht besser aussah, ist für unsre Tyrannen keine Entschuldigung.) Kritik wurde nicht geduldet, auch wenn sie aus der Beamtenschaft

selbst kam. Ein Senatspräsident des preußischen Oberverwaltungsgerichtes, einer der angesehensten Richter Deutschlands, ist unter Vorzensur gestellt worden, weil er sich erkühnt hatte, der Zeitung in Sachen der berliner Schneeschippverordnung ein paar Zeilen über deren Ungültigkeit (die keinem Kenner des Belagerungszustandsgesetzes zweifelhaft sein konnte) einzusenden! Das Reichsgericht hätte der Willkürherrschaft in manchem Einzelfalle Einhalt gebieten können — die Rechtsprechung seiner Strafsenate, schon seit Jahrzehnten außer Fühlung mit dem Volksempfinden, hat im Kriege völlig versagt.

Und Eins kam hinzu, was besonders böse war. Die deutsche Beamtenschaft hatte von jeher den Ruf strenger Unbestechlichkeit genossen. Dieser Ruf war bis zum Kriege im großen Ganzen gerechtfertigt, trotz manchen bösen Ausnahmefällen. Seit 1914 verschlechterte sich die Qualität der Daheimgebliebenen; im besetzten Gebiet gab es viel sehr, sehr Arges. Und durch die Etablierung des wirtschaftlichen Zwangsstaates erfuhr das Beamtentum eine Hypertrophie, bei der vielfach die ungeeignetsten Elemente in seine Mitte aufgenommen und dadurch alsbald des Schutzes gegen jede Kritik teilhaft wurden. Man kann zweifeln, was zersetzender gewirkt hat: die Provisionsgeschäfte oder die Haremswirtschaft bei gewissen kriegswirtschaftlichen Behörden. Schließlich gingen auch dem Frömmsten die Augen auf: die Halbgötter der militärischen und zivilen Verwaltung, die vom Volke blinden Gehorsam heischten, übertraten in ihrer großen Mehrzahl die Gesetze (namentlich die Kriegsverordnungen), deren Hüter sie sein sollten, unbedenklich selbst, sahen zu, daß — Andre in den Schützengraben kamen, und waren für einen Händedruck nicht unempfänglich. (Man höre die Bewohner Polens und Litauens, die Gelegenheit hatten, russische und deutsche Verwaltungszustände zu vergleichen!) Es kam dahin, daß man — während der Richterstand sich trotz kargem Gehalt auf der Höhe hielt — vor den Beamten der Militär- und Zivilverwaltung, vor der Schutzmannschaft, vielerorts auch vor der Lehrerschaft, von den großen und kleinen Mandarinen der Kriegswirtschaftsstellen ganz zu schweigen, jede Achtung verlor. Es gab kaum eine Stadt, wo nicht, wenn bei den höchsten Beamten eingebrochen wurde, von der Entdeckung verbotener Hamsterwaren berichtet worden wäre. Die logische Folge war schließlich die Erwägung: Warum Denen gehorchen, die nicht wir selbst an unsre Spitze berufen haben, und die in nichts besser sind als wir? Und noch eine Konsequenz war, daß keine Hand sich rührte, als eine kleine Schar von Entschlossenen ihren Willen, sich nicht mehr von diesem System beherrschen zu lassen, in die Tat umsetzte.

Verwundert fragte sich der beschränkte Untertanenverstand: Sah denn keiner der Männer an leitender Stelle, daß das unheilvolle System, in ständiger Selbststeigerung allen Boden unter den Füßen verlierend, zur Katastrophe führen mußte? Offenbar erst in der letzten Minute hat man sich hiervon Rechenschaft gegeben — trotz den Stimmungsberichten, die von der Zentrale ständig aus allen Gegenden Deutschlands gefordert wurden. Denn das war das Unheilvolle unsrer Verwaltung: wer in ihren

Kreis trat — er mochte persönlich noch so klarblickend, verständig und wohlwollend sein —, dem wuchsen alsbald Scheuklappen vor den Augen und ein dickes Brett vor dem Kopfe. In diesem Schmucke konnte man grade noch die Paragraphen der nächstliegenden Ausführungsverordnungen erkennen; schon der Wortlaut der Gesetze, und vollends ihr Geist, verschwammen den Bureaukraten in fernem Nebel. Das Schlimme, was dem deutschen Volke angetan wurde, geschah nicht aus verruchten, aber in ihrer Großzügigkeit Respekt einflößenden Prinzipien, wie wir sie etwa im Italien der Renaissance oder in der britischen Politik auch der Gegenwart erblicken, sondern aus höchstgesteigerter Kleinlichkeit und Kurzsichtigkeit: wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit.

II.

Was wir von der Neuordnung verlangen durften, war demnach klar vorgezeichnet:

Bürgertum und Arbeiterschaft mußten die Ansicht ablegen, daß der Staat etwas ihnen Fremdes sei. Jeder einzelne Deutsche mußte die heilige Ueberzeugung erhalten: der Staat, das bin ich selbst, aber zusammen mit allen Andern — und mußte daraus die Pflicht entnehmen, seine Kräfte in den Dienst des Gemeinwohls zu stellen. Großgrundbesitzern, Schwerindustriellen und Rüstungsarbeitern mußte die vom heiligen Egoismus getragene Anschauung, daß der Staat nichts weiter als ihre Futterkrippe sei, gründlich genommen werden. Doch hatten auch die Nutznießer des alten Systems Anspruch auf Schutz ihrer Interessen, soweit sie berechtigt waren, und mußten zur Mitarbeit am neuen Wesen herangezogen werden.

Der Moloch des Obrigkeitsstaates mußte ausgetilgt werden aus der Mitte des Volkes. War Deutschland den äußern Feinden unterlegen, so war es desto heiligere Aufgabe, den Vampyr zu töten, der dem kämpfenden Volke das Blut und das Hirn ausgesogen hatte: der Bureaukratismus mußte schleunigst in die Wolfsschlucht. (Ueberflüssig, zu betonen, daß jeder einzelne Träger des verbrecherischen Systems das gleiche Recht auf Schutz von Leben, Ehre, Vermögen hatte wie der Proletarier oder Bourgeois.) Das Beamtentum mußte seiner Präponderanz im Staate entkleidet werden, dagegen eine ausreichende Besoldung erhalten. Die bisherige Zweiteilung der Stände in herrschende und beherrschte mußte durch einen Zustand ersetzt werden, bei dem alle Stände, sowohl die Festbesoldeten (Beamte, Angestellte, Arbeiter) wie die auf ihr eignes Risiko Arbeitenden (Aerzte, Anwälte, Künstler, Landwirte, Industrielle, Kaufleute, Handwerker) mit der Ueberzeugung der Gleichstellung die Ueberzeugung, sämtlich Diener eines von ihnen Allen getragenen Staates zu sein, verbanden, und von dieser Basis aus an den Wiederaufbau der Moral und der, durch den Krieg und den soi-disant-Frieden verwüsteten, deutschen Wirtschaft schritten.

Die Kritik mußte als schöpferisches Moment in den Dienst fürs Vaterland einbezogen werden. An jeden Platz in Staatsverwaltung und Wirtschaftsleben mußte der Fähigste gestellt — und entsprechend seinen Fähigkeiten entlohnt werden. Wer

kurzsichtig und kleinlich war, mochte seine Stelle als Kalkulator oder Aktenhefter finden, wenn er Wert darauf legte, dem neuen Wesen grade als Beamter zu dienen.

Vor allem aber: Deutschland mußte auch in seinem Innern aus einem Machtstaat zum Rechtsstaat werden. Die Frevel des alten Regimes mußten gesühnt, von jetzt an alle Staatsbürger der gleichen Rechte, ohne Begünstigung oder Beeinträchtigung, teilhaftig werden. Wer bisher daran mitgewirkt hatte, Recht in Unrecht zu verkehren, war Schädling der Gesamtheit und mußte, auf der Stelle, entfernt werden. Mitleid mit dem grauen Haar eines in Unehren graugewordenen „verdienten Beamten" war Beleidigung der Majestät des Rechts, wie es andrerseits Unrecht war, ehrenhafte und fähige Beamte (und man hüte sich, die guten Eigenschaften vieler einzelner Staatsdiener zu mißachten ob der Sünden Andrer oder der Verderblichkeit des Systems!) einzig deshalb zu entfernen, weil sie nicht einer der Mehrheitsparteien angehörten.

Man sieht: das alles sind Dinge, für welche die Absetzung der Dynastien, der Umsturz der bisherigen Staatsordnung, die Annahme der neuen Verfassung Angelegenheiten von wenig Belang waren. Geschehen hätte das alles auch unter der alten Staatsform können; und wenn es unter der neuen nicht geschah, so war die Verfassung mit all ihren „Verankerungen" ein Fetzen Papier. Nicht neue Gesetze waren das Wesentliche, sondern ein neuer Geist und seine Durchsetzung im Volk und namentlich in der Verwaltung.

(Fortsetzung folgt)

Zum nächsten Putsch! von Theobald Tiger

Sie sitzen vorn am Steuerrad
und fahren, fahren, fahren.
Den Fahrschein, den der Fahrer hat,
der wechselt schon seit Jahren.

Die Bahn scheint glatt. Der Weidenstumpf
erzählt von Feuchtigkeiten.
Die ganze Gegend ist ein Sumpf!
Sie sitzen da und gleiten.

Die Bahn scheint glatt. Des Volkes Ruf —
sie nehmen ihn für Jubel.
Am Wege blitzt ein Pferdehuf —
sie sehns nicht in dem Trubel.

Sie sehn nicht Roß und Reisige,
nicht Ehrhardt und Gesellen.
Sie glitschen hart am schwarzen See . . .
Die Hupe hörst du gellen.

Halt ein, Chauffeur, du fährst in den Tod!
Hör zu auf der Unken Gesang!
Die falsche Warnungstafel schreit: Rot!
Und du fährst den vierten Gang.

Da knattert dein Wagen und stöhnt und biegt
in die letzte Kurve hinein.
Und wenn die Karre dann unten liegt,
wills Keiner gewesen sein.

Weltgericht von Ignaz Wrobel

S. J. hat hier so oft auseinandergesetzt, wer und was Karl Kraus ist, daß mir zu tun fast nichts mehr übrig bleibt. Kraus hat nun (im Verlag der Schriften von Karl Kraus, München, Luisen-Straße 31) zwei Bände erscheinen lassen: ‚Weltgericht' — dieselben, die in Nummer 17 Eduard Saenger besungen hat. Er wird mich keineswegs hindern, es auch zu tun. Hier ist das gesammelt, was Kraus in der großen Zeit und zu der großen Zeit zu sagen hatte. Das war wie ein Schrei aus einer andern Welt, als er im Jahre 1914 — und so begann es — zu sprechen anhub: „In dieser großen Zeit, die ich noch gekannt habe, wie sie so klein war; die wieder klein werden wird, wenn ihr dazu noch Zeit bleibt . . . " Das waren die ersten Worte Eines, der vom August bis zum November 1914 vor Schreck jäh verstummt war (die Andern hatten längst ihre Sprache, und was für eine, wiedergefunden). Die dramatis personae dieses Weltgerichts sind tot oder werden es bald sein. Ihr schlechter Atem wird leben. Noch lebt er. Karl Kraus hat ein Geheimnis: er zitiert wörtlich die Zeit, und in seiner Luft, auf seinem Papier enthüllt sie all ihre Widerlichkeiten. Man hat gesagt, er habe nicht gewagt, diesen oder jenen Mächtigen anzugreifen. Was war ihm dieser und jener! Er tat nichts weiter, als die Welt, so wie sie da war, mit den Forderungen Jesu zu vergleichen, und der Höhenabstand war schwindelerregend. Und er hat weniger Wilhelm angegriffen, weil der nur ein Symptom war — er griff Alle an, weil er verstanden hatte, daß Alle schuld waren.

In diesen beiden Bänden findet sich schon ein Teil des Rohmaterials, aus dem die ungeheure Tragödie der ‚Letzten Tage der Menschheit' gebaut worden ist: da tanzen die Schmöcke als Polichinells einen blutigen Reigen, da dichten die Dichter, da photographieren die Photographen, und alle sind sich darüber einig, daß man mit Speck, Lederlieferung, Poesie und Presselügen durchhalten müsse. Und sie haben durchgehalten. Wir spürens heute noch.

Was aber wie ein roter Faden durch das Buch geht, ist ein Gedanke, so schauerlich und so groß, wie ihn nur Wenige gefaßt haben: die Entdeckung des alten Ornaments, das auf die neue Zeit aufgeklebt ist. Daß es einen Kaiser gab und zugleich Eisenbahnen . . . daß Einer das Schwert zog und einen Gas-Angriff befahl, und daß man Schlacht sagte, wo Schlachten gemeint war, Schlachtungen durch Maschinen, und daß die Technik die Verantwortung tötete, die die Kollektivität ohnehin schon eingeschläfert hatte. Böse Wahrheiten? Aber Wahrheiten. Es stehen beklemmende Sätze in dem Buch: „Es war bis zur Stunde, da der Wiener doch unterging, mir immer das unheimliche Wunder unsrer Existenz, daß dieses ganze Zubehör von Menschen

und Maschinenbestandteilen nicht plötzlich mit einem ‚Ah woos' sich hinlegte und seine Selbstauflösung den mühevollen Gesten eines unmöglichen Betriebs einfach vorzog.“ Und diese paar Worte da, in ihnen eingefangen das Elend von achtzig Millionen: „. . . daß der Marschallstab der oberste Traum eines jeden Soldaten sei. Und ich war zu neugierig, ob er in einem dieser Erdäpfeltornister Platz hätte, an die angebunden solch ein armes, verschmutztes, verquältes Stück Mensch die große Zeit durchkeucht.“ Kraus hat erkannt, wer gesündigt hat. Keine Herren. Beileibe nicht. „Sie waren nur Mörder aus Mangel an Phantasie, nicht weils die Sache wollte. Und Herzen mußten zu schlagen aufhören, weils ihnen bei der Sorte an Protektion gefehlt hat. Nicht zum Zweck, nicht als Opfer der Natur, nicht in despotischer Verantwortung, die vor der Sünde seelisch sich behauptet, nein, durch vergnügte Spießbürger, die nicht wußten, obs die Schweinsjagd war oder nur die Menschenjagd, ist alles das vollbracht worden. Harmlose Mordskerle waren es, gemütliche Kanaillen, Folterknechte aus Hetz.“ Und er prägt das Wort von dem „Sklavenaufstand“, und da steht: „Im Angesicht sterbender Männer wird ein Wesen, das mit dem Lorgnon zuschaut, für Tapferkeit dekoriert; Finanzgauner, deren Sprache kaum zur Verständigung über die notwendigsten Berufspraktiken reicht, tragen das Kleid vorzeitlicher Ehre; Cafetiers nehmen mit Veteranen den Appell ab; Judenbuben sind die Dichter der Nation, der sie nicht angehören; und in der Plankengasse habe ich zugeschaut, wie ein Straßenkehrer einen Unterstraßenkehrer wegen vorschriftswidrigen Grußes gestellt hat. Ist nicht, was uns rings umgibt, die aufgewärmte Rache von Vorgesetzten, die Untergebene waren? Von Kellnern, die dem Piccolo heimzahlen, was sie auszustehen hatten? Von einst selbst geschundenen Abrichtern? Dem letzten Knecht ist noch ein Untertan das Pferd.“ (Heinrich Mann: „Wie Diederich in der Furcht seines Herren, hatte Guste in der Furcht des ihren zu leben. Beim Eintritt ins Zimmer war es ihr bewußt, daß dem Gatten der Vortritt gebühre. Die Kinder wieder mußten ihr selbst die Ehre erweisen, und der Teckel Männe hatte alle zu Vorgesetzten.“) Und was Karl Kraus in einem seitenlangen Satz über den berüchtigten Einwand, man dürfe nicht generalisieren sagt, müßte allen Generalen in die Ohren geschrien werden.

Oesterreich? Preußen. Deutschland. Und die ganze Welt, soweit sie militaristisch durchseucht ist. Ehre dem Tapfern, ders gesagt hat und wieder gesagt und wieder gesagt. Sie hatten aber keine Ohren, zu hören, sondern nur zwei linke Hände, die nicht wußten, was recht ist, und zwei Füße, mit denen sie gingen, es sich zu richten. Dann aber schritten sie stolz, und ohne auf das Gekläff eines Literaten zu horchen, dahin, **wohin sie gehörten**: in den Abgrund.

Schauspieler und Kritik von Alfred Polgar

Die wiener Schauspieler, vertreten durch ihren Bühnenverein, hatten beschlossen, künftighin die Kritik nicht zu den Generalproben zuzulassen. Sie behaupteten, erst am Premierenabend, vor großem Publikum, in „Stimmung" zu sein, und wollten nicht nach ihrem Generalprobenspiel kritisch gewertet werden.

Die Kritiker waren infolgedessen übereingekommen, von nun an nur noch über die Stücke zu referieren, von den schauspielerischen Leistungen aber keine Notiz zu nehmen.

Das war den Mimen, die ja der Erwähnung im Journal aus Ruhmes- und Karrieregründen recht sehr bedürfen, vermutlich unangenehm. Und so haben sie ihre Generalprobensperre wieder aufgehoben. Damit scheint der Zwist zwischen Theater und Zeitung zu beiderseitigem Frommen, zu Frommen vor allem dieser theaterdürstenden Stadt, beigelegt.

Mir, für meinen Teil, wäre die Aussperrung von den Generalproben fatal, denn ich hasse die Stimmung, die Gesichter, den Geruch, die herzbeklemmend widerwärtige Gesellschaft der „Premieren" und ihre penetrante geistige Ausdünstung.

Der Einwand der Schauspieler gegen Zulassung der Kritik zu Generalproben: es fehle da die so wichtige, Wellen der Wirkung verstärkende Schallwand einer teilnahmsvollen Hörerschaft, ist kaum stichhaltig. Die Kritik mag vielleicht sogar besser werten und urteilen, wenn ihre Meinung nicht von Publikumseffekten gestoßen werden kann und kein trübender Stimmungsnebel sich zwischen Leistung und kritischen Betrachter schiebt. Auch der Einwand, daß Generalproben noch unfertig, noch nicht auf den letzten Glanz herausgeschliffen seien, ist hinfällig. Im Wesentlichen sind Regisseur und Schauspieler, wenn einmal von einer Generalprobe gesprochen werden kann, mit ihrer Arbeit wohl fertig. Und klappt denn bei der Erstaufführung immer alles? Ist nicht eigentlich jeder Spielabend ein Zufallsprodukt der augenblicklichen Laune, Stimmung und „Form", in der sich die Darsteller befinden?

Ja, aber — sagen die Mimen — wir sind eben vor einem gespannten, neugierigen, nervös-beweglichen, mit Lachen und Tränen freigebigen Publikum in einer ganz andern Spielverfassung als vor einem kalten Parkett abgebrühter, unnaiver, von ihrer zu liefernden Leistung mehr als von der unsrigen benommener Rezensenten. Wir brauchen diesen Kontakt mit einer kontaktwilligen Hörerschaft. Wir brauchen Echo, um zu unsrer eignen Stimme Mut zu bekommen. Wir brauchen das Fluidum, das, von tausend schaugierigen Augen ausgestrahlt, belebend durch unser Nervensystem fließt. Wir brauchen die Erregung, die Angst, den Kampf des Premierenabends, um das Beste, Stärkste aus uns herauszuzwingen.

Und damit haben die Schauspieler vielleicht recht. Hier, in diesem irritierenden Bewußtsein eines entgegenwirkenden, mit Neugier, latenter Roheit und Begeisterung vollgespeicherten Zuschauerraumes, hier liegt ohne Zweifel eine halb gemeine, halb mystische Komponente schauspielerischer Kunst. Vom abendlich-festlich-vollen Haus zum Darsteller zieht ein motorischer

Nervenstrang, der bei Proben und Generalproben abgekappt erscheint.

Die Kritik aber sagt,daß sie sich dieses kleine Mehr an Beschwingtheit, Wärme und Motion des Schauspielers leicht hinzudenken könne, denn sie sei eben die Kritik, das heißt: wissend, befähigt, Hilfen wie Hemmungen des darstellenden Künstlers als solche zu erkennen und ins wertende Kalkül zu ziehen; und sie sei auch mit hinreichend schöpferischer Phantasie begabt, um sich das bei Generalproben vielleicht matter brennende Genieflämmchen des Darstellers in jener vollen Funkelkraft vorzustellen, in der es der Sauerstoff zuführende Premierenabend aufleuchten lassen würde und müsse.

Es wäre also nur nötig, daß die Schauspieler von den sie beurteilenden Zeitungsherren eine genug hohe Meinung haben, um ihren Widerstand gegen die Generalproben-Kritik als sinnlos und schikanös aufzugeben. Die Frage steht demnach eigentlich so: Haben die Kritiker ein Recht, solche Meinung von den Schauspielern zu fordern? Antwort: Die Kritiker, als eine Gruppe bestimmter Einzel-Individuen, vielleicht ja, „Die Kritik" als öffentliche Erscheinung: nein.

Nur um einmal das zu sagen, lohnt es sich, coram populo von dieser wiener Theateraffäre zu sprechen, die ja sonst (angesichts der skandalösen Affären, die derzeit das Welttheater erschüttern) nicht allzu bedeutsam erscheint.

Aber sie gibt Anlaß, einmal eine innere Schwäche der Stellung zu bekennen, die die Kritik im öffentlichen Kunstbetrieb einnimmt.

Die Kritik übt ein öffentliches Amt auf Grund privater Mandate — das macht ihre Position zweideutig und ihre besondern Ansprüche gegenüber den Theatern anfechtbar. Der Kritiker ist weder gewählt, noch ist ihm sein Amt als reife Frucht irgendwelcher — zu diesem Amt besonders qualifizierender — Schul- und Lernzeit in den Schoß gefallen, noch besitzt er irgendein Diplom für die Ausübung seiner Tätigkeit, das von irgendwem respektiert werden müßte. Wenn die theaterkritische Arbeit gewissenhaften und verständigen Männern anvertraut erscheint, so ist das in jedem einzelnen Fall: ein Zufall.

Das Maß von Achtung, Einfluß, Erleichterung der Arbeit (zum Beispiel: Generalprobenzulassung), das die Kritiker von den Theatern fordern, fordert vielleicht jeder einzelne rechtens: auf Grund seiner persönlichen Würde und Geltung. Wenn aber die gesamte „Kritik", eine Institution, die nur aus eigner Machtvollkommenheit besteht, die nur anerkannt wird, weil sie eben, sua sponte, vorhanden und mit der Fähigkeit, zu nützen oder zu schaden, begabt ist, wenn die „Kritik" fordernd auftritt, dürfen solcher Forderung, glaube ich, Schauspieler die Zweifelfrage entgegensetzen: „Wer oder was legitimiert denn grade euch, in eurer Gesamtheit, als unsre Richter, Wert- und Schicksalsbestimmer? Ihr übt eine Tätigkeit, zu der Ihr nur dadurch berechtigt erscheint, daß Ihr sie eben übt. Ihr seid Publikum wie die Andern, nur mit dem einen Unterschied, daß euer Beifallklatschen oder Zischen sich in Druckerschwärze auf Zeitungspapier manifestieren darf. Diese mechanische Besonderheit eurer

Meinungskundgebung scheint uns aber nicht ausreichend, um euch irgendwie eine Ausnahmestellung zuzubilligen."

Im wesentlichen deckt sich, wie man merkt, das Problem der Kritik — nur verschärft durch die besondere Empfindlichkeit der ihr überlieferten Materie — mit dem des Journalismus überhaupt, welcher sich darstellt: als eine Tätigkeit, die erst und nur aus ihrem quale ein Recht auf ihr Sein folgern darf. Ein Antilogicum, das ja sein Ungesundes und Schiefes, aber auch sein Anreizendes und Verführerisches hat.

Die Kehrseite der Valutabesserung von Validus

Jeder deutsche Volkswirt hat seit Jahr und Tag sein ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet, wie man wohl die Valuta heben könne. Das Problem ist theoretisch nach guter deutscher Art bis auf den Grund durchdacht worden. Leider ist die Valuta dadurch nicht besser geworden. Plötzlich, Anfang März dieses Jahres setzte mit kurzen Unterbrechungen eine immerhin recht fühlbare Kräftigung der Mark ein. Wir zahlen für den schweizer Franken „nur noch" 9 Mark statt 20 Mark im Februar, für den amerikanischen Dollar nur noch 50 statt 110 Mark. (Daß einstmals der schweizer Franken zu 81 Pfennigen, der Dollar zu 4,20 Mark zu haben war, das haben die Meisten vergessen.) Und nun sollte man meinen, daß eitel Freude und Lust herrsche. Stattdessen ist das Gegenteil eingetreten. Zwar kann man da oder dort mal Schmalz oder Büchsenfleisch billiger, aber nicht sehr viel billiger beziehen; zwar hört man, daß eine kleine Schlafzimmereinrichtung, die im Februar nur zu 12 000 Mark zu bekommen war, wenn man den Händler tüchtig mit Speck und Butter schmierte, jetzt 9000 Mark kostet. Aber eine wirklich durchgreifende Besserung unsrer Lage ist nirgends zu spüren, weder für den Konsumenten, der im großen Ganzen über weitere Teuerung zu klagen hat und deshalb, soweit er Arbeiter ist, erneute Lohnforderungen stellen muß, noch vor allem beim Produzenten und Händler, der in einer gradezu entsetzlichen Stimmung ist. Und das Schlimmste ist: er darf sie sich noch nicht einmal merken lassen. Im Gegenteil: man wird in den berliner Geschäften auf ein Mal freundlich bedient.

Die schlimme Laune aller Derer, die irgendwie Waren herstellen oder Waren besitzen, ist leicht begreiflich. Mit der Valuta-Besserung sind die Rohstoffe, namentlich die ausländischen, im Preise auf die Hälfte und darunter zurückgegangen. Während es nun bisher seit Jahr und Tag so war, daß jeder Besitzer von Waren, ohne irgendetwas zu tun, gewissermaßen über Nacht reicher geworden ist, da ja die Warenpreise eine anscheinend unabänderliche Tendenz zum Steigen hatten, ist also jetzt das Gegenteil eingetreten. Alle, die legitim oder illegitim sich mit dem Warenhandel beschäftigen und entsprechende Vorräte aufgekauft haben, verlieren Geld. Da auf der andern Seite Niemand sich den neuen Verhältnissen anpaßt und Jeder mit der Motivierung, daß er ja noch teure Ware hat, bei Verkäufen zum mindesten seine Selbstkosten herausschlagen will, so hat das zu einer Geschäftsstockung geführt, wie wir sie in dieser Art seit undenklichen Zeiten nicht mehr beobachtet haben. Riesenverluste waren und sind die Folge. Schon spricht man, teilweise mit Recht, teilweise mit Unrecht, von ernsthaften Geschäftsverlegenheiten, von

drohenden Zusammenbrüchen und dergleichen. Wenn auch die Fama, namentlich in Berlin, stark übertrieben hat, so ist es ganz zweifellos, daß sowohl im Textil-, wie vor allem im Leder-, Metall- und Lebensmittel-Geschäft nicht wenige Zusammenbrüche drohten und drohen. Vieles wurde bisher unter der Hand auf gütliche Weise erledigt.

Nun wird jeglicher Konsument, werden selbst große und solide Produzenten über derartige Vorkommnisse nicht allzu unglücklich sein; im Gegenteil: es ist eine gewisse Schadenfreude überall zu bemerken und sogar begreiflich. Man gönnt Denen, die einen jahrelang hochgenommen und ausgewuchert haben, nun auch einmal trübe Zeiten. Indessen fragt sich, ob diese Schadenfreude, diese moralische Genugtuung, wenn man so sagen darf, volkswirtschaftlich sehr klug ist. Denn unter Umständen kann diese Geschäftsstockung grade auch den Hauptkonsumenten: den Arbeiter in der empfindlichsten Weise treffen. Die Dinge liegen recht merkwürdig. Der Produzent arbeitet für zwei Märkte: für den heimischen und den ausländischen. Der heimische ist nun also augenblicklich völlig still geworden. Jedermann erwartet, ob mit Recht oder Unrecht, eine sehr fühlbare Preisverbilligung. Darüber hinaus aber wird, und darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben, eine starke Kauflust, wie wir sie bisher erlebt haben, auch dann nicht wieder eintreten, wenn die augenblicklichen Preisschwankungen einem gewissen Normalstand gewichen sind. Denn es muß endlich doch einmal so weit kommen, daß die furchtbare Not, das Elend, in das wir hineingeraten sind, sich fühlbar macht. Bisher lebten wir ja noch in einem unbeschreiblichen Taumel. Die Vergnügungslokale waren bis auf den letzten Platz gefüllt, Wein- und namentlich Tabakkonsum war größer als im Frieden, jegliche Art von Luxuswaren begehrt. Das muß selbstverständlich endlich aufhören. Wir sind, noch ganz abgesehen von den Verpflichtungen, die uns Versailles auferlegt, so arm geworden, wie Niemand sich das heute schon recht vorstellen kann, und darum ist das Schicksal des Deutschland der nächsten Jahrzehnte: größte Armut für alle seine Glieder. Längst hätten wir gradezu systematisch, ja sportmäßig uns eine spartanische Einfachheit anerziehen müssen. Stattdessen ist das Gegenteil der Fall gewesen.

Für unser Problem heißt das: daß wir nunmehr durch die Verhältnisse zu einer Sparsamkeit gezwungen werden, zu der wir uns freiwillig nie hätten entschließen können. Heute schon hört man, beispielsweise, daß ein sehr erheblicher Teil der berliner Arbeiterfrauen ohne Hemd geht, wenn sie auch gleichzeitig noch gehörig Chocolade verbrauchen und auch anderswo sieht man Gelegenheitsarbeiter ohne Hemd, aber mit der unvermeidlichen Zigarette im Munde. Der heimische Markt also darüber müssen wir uns klar sein, wird auf lange hinaus sehr, sehr schwach werden, besonders für alle Verbrauchsartikel. Wenn nun die deutsche Industrie weiterbestehen will, so ist sie in höherm Maße als früher auf das Ausland angewiesen. Solange unsre Valuta so ungewöhnlich schlecht stand, bedeutete sie für uns eine sehr erhebliche Ausfuhrprämie. Aber die ständig ansteigende Lohnkurve sorgt dafür daß diese Ausfuhrprämie zurückgeht. Zweitens ist dank der Valuta-Besserung ein scharfer Rückgang unvermeidlich. Wenn, beispielsweise, ein deutscher Artikel im Februar dem Schweizer zu 1000 Mark angeboten war, so hatte dieser dafür — sage und schreibe: 50 Franken zu zahlen. Heute, wo die Valuta sich stark

erholt, und wo gleichzeitig die Selbstkosten vielleicht aufs Doppelte gestiegen sind, kostet die gleiche Ware immerhin 200 Franken, was einen Unterschied ausmacht. Nun gibt es einen gewissen Punkt, wo diese Ausfuhrprämie und damit die Wettbewerbsmöglichkeit für uns vollständig verschwindet. Die Meinungen darüber, wann dieser Punkt erreicht sein wird, sind verschieden. Tatsächlich liegt auch in den verschiedenen Branchen der Punkt sehr verschieden. Es gibt gewisse Zweige unsres Wirtschaftslebens, wo wir uns diesem Punkt schon bedenklich genähert haben, und Tatsache ist, daß auch die Ausfuhrindustrie stark über die Zurückhaltung ausländischer Käufer klagt. Wenn es nun aus irgendwelchen Gründen dahin käme, daß die Valuta sehr stark weiter steigt, so würden wir, die wir diese Steigerung seit langem ersehnen, plötzlich in große Verlegenheit geraten. Denn unsre Ausfuhrindustrie würde vollständig lahmgelegt werden und eine empfindliche Arbeitslosigkeit würde beginnen. Welche Folgen das für uns in sozialer und wirtschaftlicher Beziehung haben würde, braucht nicht ausgeführt zu werden. Somit sind wir augenblicklich in der merkwürdigen Lage, daß sowohl eine Verschlechterung wie eine Besserung der Valuta außerordentliche Schäden mit sich bringt. Ein scheinbar unlösbares Problem.

Indessen nur scheinbar unlösbar. Die Lösung ist in der Weise denkbar, daß wir für eine abgestufte Besserung unsrer Valuta eintreten, und die ist zu erreichen, wenn ein internationales Konsortium, bestehend aus den großen Notenbanken, bei uns der Reichsbank, in Amerika der Bundesreservebank, dafür sorgt, daß unter einen gewissen Punkt die Mark nicht sinkt. Damit wäre ein Teil des Problems gelöst. Daß eine derartige künstliche Beeinflussung der Wechselkurse möglich ist, wird jeder Fachmann zugeben. So hat England während des Krieges durch ein Abkommen mit dem Hause Morgan in New-York dafür gesorgt, daß seine Valuta nie unter 92 Prozent ihres Friedensstandes sank. Umso leichter würde es sein, die deutsche Valuta — sagen wir: auf 10 Prozent ihres Normalwertes zu halten, also in New-York auf 2 Cents für die Mark, das ist in Deutschland: auf 50 Mark für den Dollar. Solcherart würde jederzeit jeder Wechsel auf Deutschland eingelöst werden. Wie aber kann man dafür sorgen, daß die Mark nicht zu schnell nach oben springt? Das wäre in der Weise zu machen, daß das gleiche Konsortium erklärt, bei einem gewissen Punkt Wechsel auf Deutschland abzugeben. Wenn man diesen Punkt beispielsweise auf 2¼ Cents in New-York für die Mark oder was das Gleiche ist, auf 44 Mark für den Dollar bei uns festsetzt, so wären Schwankungen der Valuta nur in ganz engem Rahmen möglich. Würde sich nun nach einiger Zeit herausstellen, daß der Preis sich eher an 44 als an 50 Mark hält, so würde jenes Konsortium sich überlegen, ob es nicht den Wert der Mark entsprechend heraufsetzen, also künftig zu 2¼ Cents kaufen und zu 2½ Cents verkaufen solle. Das würde bedeuten, daß bei uns der Dollar von dieser Regulierung an zwischen 44 und 40 Mark schwankt. Mit andern Worten: man würde die Valuta nicht in jenen gefährlichen Schwankungen sich bewegen lassen, sondern stufenweise sie allmählich wieder aufbauen. Gleichzeitig mit jeder derartigen abgestuften Besserung der Valuta könnte man Rohstoff- und Lebensmittelpreise, aber auch Löhne abbauen. Und so würde Zug um Zug eine allmähliche Besserung unsrer stark gefährdeten Verhältnisse eintreten.

Es würde vor allem die Gefahr, daß durch eine solche Valutasteigerung Deutschland konkurrenzunfähig würde, ausgeschaltet werden. Meine Anregung verdient, wie ich glaube, ernste Beachtung, denn wenn wir auch in diesem Punkte wieder ein Laissez faire-laissez aller treiben, so können leicht böse Folgen für unser ohnehin so armes Land eintreten.

Zu dieser Revolution von Johannes Scherr

Von einer gerechten Würdigung der Staatsumwälzung konnte zunächst keine Rede sein. Die ungeheuern Geschehnisse standen den Menschen noch so nahe, daß sie in ihrem ganzen Umfange, ihrer ganzen Bedeutung und Wirkung noch garnicht zu überblicken und zu schätzen waren, sondern vielmehr mit ihrer Wucht die Unbefangenheit des Urteils gradezu erdrückten. Darum erschien die Vergangenheit schon im verschönernden Lichte der Ferne. Alle die namenlosen Leiden, welche zur Zeit des Ancien Régime der Despotismus über das Volk gebracht hatte, galt jetzt für nichts, verglichen mit den in frischester Erinnerung stehenden Nöten, womit die terroristische Blutraserei und die alle sozialen Bande lösende Anarchie das Land geschlagen. Nicht die selbstlosen Idealisten und ehrlichen Enthusiasten, welche die Revolution begonnen hatten, lebten im Gedächtnisse ihrer Landsleute, sondern nur die hirnlosen Phantasten, welche die Bewegung fortgesetzt und überspannt, sowie die steinherzigen Fanatiker, welche dieselbe besudelt, und die selbstsüchtigen Schurken, welche sie zu Grunde gerichtet hatten.

Die Erkenntnis des Guten und Großen, was die Revolution angeregt, vollbracht und geschaffen, ging erst spätern Geschlechtern auf. Beim Eintritt in das neue Jahrhundert waren aber die Franzosen mit verschwindend wenigen Ausnahmen leidenschaftlich widerrevolutionär gestimmt, und sie blickten nur mit den Gefühlen der Erbitterung, des Abscheus und der Rachgier auf die Jahre zurück, welche sie unter allen den Schrecknissen, Gefahren und Mühsalen, die ein wüstes Pöbelregiment, eine räuberische und mörderische Sansculotterie mit sich gebracht, hatten durchleiden müssen. Es stand ihnen ja in schmerzlicher Erinnerung, was das verfälschte Evangelium von der „liberté, égalité et fraternité“, in die Wirklichkeit übersetzt, zu bedeuten hätte. Sie wußten jetzt oder glaubten wenigstens zu wissen, daß dieses Symbolum nur eine Maske für leichtfertige Abstraktoren, betrogene Betrüger und herzlose Bösewichter gewesen sei. Auch an dem seit einem Jahrzehnt unaufhörlich schwirrenden parlamentarischen Schwatz hatten die Franzosen schließlich sich verekelt. Die ganze Nation war nachgrade phrasenmüde geworden oder wollte wenigstens, daß die Phrasendrehorgel wieder einmal auf eine andre Tonart gestimmt würde. Vor allem wollten die Leute Ruhe haben, Ruhe, Ruhe, Ruhe um jeden Preis! Ja, sie lechzten nach Ruhe und Ordnung, auf daß sie wieder in Sicherheit den Pflug führen, Gewerbe und Handel treiben, essen, trinken, heiraten, sich amüsieren, schlafen, in ihren Betten sterben und schließlich anständig begraben werden könnten. An den Säbel Bonapartes glaubten sie als an einen allmächtigen Zauberstab, welcher ihnen „Brot und Spiele“ schuf und zudem als ein wundersamer Schwertfiedelbogen sich auswies, der dem gallischen Größenwahn zum hochwillkommenen Gloiretanz aufspielte.

Rundschau

Deutschland am Scheideweg

Für den unbeteiligten Zuschauer ist es von Interesse, zu konstatieren, daß alle Propagandastellen nach derselben Methode arbeiten. Seit dem neunten November hat sich da auch gar nichts geändert. Ich würde mich nicht ein bißchen wundern, wenn plötzlich der Baron X. oder die Gräfin Y. mich besuchten und mir verfängliche Fragen stellten. Essen Sie gern Orangen? Tragen Sie Kleider von Bellome, Florenz? Sind Ihre Handschuhe von Jouvin, Paris? Ist der Matrosen-Anzug Ihres Sohnes von Hyams, London? Stehen Sie noch mit diesen Firmen in Verbindung? In welcher? Was, Ihre Belastungsgegenstände sind noch von vor der Katastrophe? Katastrophe? Damit meinen Sie unsern Befreiungskrieg von Hypotheken auf dem Landbesitz? Sie gönnen es wohl unsern Jungen nicht mal, einen Engländer runterzuschießen? Was? Um den weint auch eine Mutter? Pfui, wie unpatriotisch!

Sofort wurde dem Oberkommando rapportiert: Z. zeigt Sympathien für England und Italien, erklärt, mit sehr bedeutenden Firmen dieser Länder in engem Zusammenhang zu stehen, da sie ihre Produkte noch schätzt. Es dürfte ausgemacht sein, daß sie durch Italien zu Gunsten Englands und seiner Produkte agitiert. Beweis: trägt ebenso wie ihre Kinder nur fremde Erzeugnisse und hat diese nicht einmal durch den deutschen Kurier bezogen, sondern vor dem Kriege sich durch besondere Billigkeit dieser Waren beeinflussen, also bestechen lassen.

So wurde früher Propaganda getrieben, und so scheint man sie noch zu treiben. So wurde früher, so wird heute noch Zeit vergeudet. So erhielt man, von dieser Art Menschen erhält man noch immer Informationen. Denn anders wäre der Streit um Spa nicht zu erklären.

Die Vertreter der deutschen Republik sollen der Welt, den Vertretern Europas und der früher Krieg führenden Staaten, ihre Weltanschauung kundtun und ihren Plan, diese in den Gesamtkomplex einzupassen. Anstatt daß dieser Plan, die Richtlinie ihres außen- und innenpolitischen Handelns offen dem deutschen Volke kundgetan wird, anstatt daß diesem die Möglichkeit gegeben wird, in den Wahlversammlungen, bei der Wahlagitation, in der Presse sich zu äußern — statt dessen agitiert Hinz und Kunz dafür, daß nur ja das Prestige in Spaa gewahrt wird. Daß nur ja Müller genügend geehrt wird! Dieselbe Komödie wie vor Versailles. Man arbeitet, wie man kann, den französischen Imperialisten in die Hände, den englischen und amerikanischen Ueberkapitalisten, die nur vor einer Sache Angst haben: dem roten Block. Im Palazzo Braschi zu Rom wird eine Kette geschmiedet, die Italien, Renners Republik, das — nur in der Phantasie einiger Berichterstatter, in den Träumen der ‚Freiheit' und des ‚Kampfe', wenn beide Blätter nicht grade verboten sind, existierende — revolutionäre Deutschland und Sowjet-Rußland verbinden soll. Ein revolutionärer Völkerbund als Gegenstück zu dem kapitalistischen Projekt von Versailles.

Die Frage, die in Spa an Deutschlands Vertreter gerichtet werden wird, lautet: Seid Ihr bereit, mit uns den Kampf gegen den Sozialismus in seiner uralten Gestalt aufzunehmen? Wollt Ihr mit Frankreich, den Trustmag-

naten der Vereinigten Staaten, Japan und . . . — England bleibt neutral — den Kampf wagen, oder wollt Ihr an der Erschließung der Rohstoffe Sowjet-Rußlands euch beteiligen, seine Theorien, wie es jetzt in Italien mit den Sowjets ganz ruhig geschieht, ausprobieren und einen Zusammenschluß der Völker gegen die Weltrentengenießer bewirken? Wollt Ihr einem Völkerbund gegen den Staatenbund beitreten? Auf diese Fragen müssen die Herren Müller, Köster und Wirth sich vorbereiten und danach sich die Begleiter auswählen. Nur mit der Wiederholung aller Fehler der Gironde kann man keine Politik machen.

Hetta Gräfin Treuberg

Im weißen Rößl

Und es geschah, daß ich vierundsechzig Mark für einen Logenplatz im Metropol-Theater ausgeben mußte — und dafür lachte mich der Herausgeber noch aus. Und siehe, ich saß in der Loge und amüsierte mich im Ganzen nur für etwa vier Mark und achtzig, und das hat mit seinem Singen der Guido Thielscher getan. Ansonsten aber . . .

Ein altes Kassenstück ist gut, eine gute Besetzung ist gut, wie gut . . . Nur ist das eine Rottersche Rechnung, und Hering und Schlagsahne schmeckt nicht.

Söhne haben es leicht, dazusitzen und zu sagen: Herrgott nochmal, waren unsre Väter aber naiv! Darüber haben volle Theaterhäuser gelacht? Wir gähnen. Aber man darf nicht vergessen, daß die Väter von uns begabten Kindern meist brave Bürger gewesen sind, daß die Intellektuellen von dunnemals über dieses Weiße Rößl gar nicht gelacht haben, und daß hundert gut angeschriebene Lokalkomiker für dieses Werk mehr getan haben als alle deutschen Stadttheater jemals für ein ernstes Bühnenstück. Denn es hat keine Charaktere und keine ethischen Wahrheiten und keinen Witz und schon gar keinen Humor — aber Rollen hat es. Rollen, daß den Komikern das Wasser im Munde zusammenlief. Rollen mit Abgängen und Auftritten und richtigen Knallwitzen. Alles sehr schön. Nur muß man vom ‚Besuch im Karzer' keinen Luxusdruck anfertigen.

Von dieser traurigen Angelegenheit, deren dramatischer Gang sich fortschleicht wie ein Wagen im Sand, haben die Rotterschen einen Prachtbenefizgalaabend hergestellt, und so ist er denn auch. Die Höflich singt Schnadahüpfln und wird von den Claqueuren beklatscht; der Thielscher tanzt auf einem Bein und wird von den Claqueuren beklatscht; der Biensfeldt sagt innig und leise einen peinlichen Text auf und wird von den Claqueuren beklatscht — und es ist wie im Zirkus: immer wenn ein Apfel zur Erde fällt oder der Clown einen Witz gemacht hat oder der Looping-the-Loop-Mann einhergewirbelt kommt, dann klatschen die Leute. Ein Abend der Einzelleistungen.

Ueber Falkenstein war schon zu lachen — sein Ton kam aus einem tiefen Kessel. Thielscher zappelt und ist liebenswürdig und unaufdringlich und berlinisch — so, wie Berlin einmal gewesen ist.

Aber die Preise stimmen nicht mehr, solche alten Berliner gibts nicht heutzutage, und sogar der glitzernde und geistlose Esprit Oscar Blumenthals ist tot und verstaubt und zerfallen.

Es stimmte einen traurig. Auch die Claque weckte diese Mumie nicht mehr auf. Wenn alles gut geht: die erste Fehlspekulation der beiden Bindelbands.

Peter Panter

Antworten

Republikanischer Offizier. Auch mir tut leid, daß voriges Mal ein Satz Ihres Briefes zu Mißverständnissen Anlaß gegeben hat. Ich unterstreiche also auf Ihren Wunsch, daß der Versuch, den Oberst Lange, einen der sichersten Republikaner, kaltzustellen, nicht von Geßler, sondern von Seeckt ausgeht. Und lasse Ihren neuen Wochenbericht folgen. „Die Militaristen haben lange Zeit verstanden, durch den Kinderschreck des Bolschewismus die Herren der Regierung, die nur Amt und Gehalt, nicht aber Macht und Verstand als ‚Gabe Gottes' empfangen haben, zu ängstigen. Vor zwinkernden und getrübten Augen konnten sie treiben, was ihnen Spaß und Deutschland Nachteil bereitete. Nun, da — glücklicherweise — die Entente sich nicht geneigt zeigt, das rote Gespenst durch neuen deutschen Militarismus abzuwehren, verändern sie die Taktik ihres Daseinskampfes: in Rußland hat die Arbeitermacht sich die zaristischen Offiziere als ‚Nationalbolschewisten' nutzbar gemacht, in Deutschland tritt die Militärmacht mit dauernd neuen nationalbolschewistischen Vorschlägen an die radikalen Führer heran, um den Arbeiter zu ihrem Wiederaufstieg auszunutzen. Wehe der Arbeiterschaft, die das verkennt und sich durch Diktaturköder und Kampfgelüste gegen das Ententekapital — wie Lauffenberg und Wolffheim — einfangen läßt! General Eberhardt hat seit Kapp in Ostpreußen gewirkt und durch Viebahn mit berliner Arbeitern anzubändeln gesucht. Unter Duldung des Reichswehrministeriums — die 283 Geschütze in Stettin! — ist Ostpreußen zum Heerlager geworden. Die vielen Neuformationen sind in höchster Alarmbereitschaft. Warum wohl? Für Ungarn dürfte der Augenblick zum Kampf gegen die Entente mit der Unterzeichnung des Friedensvertrages gekommen sein. Vielleicht kann uns Graf Hoermann Auskunft geben. In Oberschlesien provoziert die ‚Freie Vereinigung zum Schutze Oberschlesiens' Entente und Polen in solchem Maße, daß die Polen zur Abwehr deutscher Putsche Truppen an der Grenze bereitstellten. Ein Polenputsch wäre Irrsinn: seit Hörsing gehört ihnen Oberschlesien. Wir müssen damit rechnen, daß unsre Militärs den gegen Rußland engagierten Polen in den Rücken fallen und ‚neuen Weltbrand aus Ost' entfachen. Was wird Deutschland dazu sagen? Garnichts. Dafür sorgen Escherichs Einwohnerwehren in Bayern, Reinhardts Brigade ($^2/_3$ Loewenfeld, Ehrhardt, Lettow, $^1/_3$ Haas und Epp, 0,0 Republikaner) in Döberitz — kurz: Seeckt sorgt dafür. Mit den fadenscheinigen Requisiten des Nationalgefühls und Nationalbolschewismus wird 1813 neu inszeniert. Es wird Krieg gespielt — was sollten die Soldaten sonst machen? Daß das Reich auseinander-, das Volk zusammenbricht, ist ja doch wirklich nicht der Rede wert."

Ger Trud. Wenn auch kein Mensch, und am wenigsten ein junges Mädchen, sich so abgeschmackt, nach dem Muster von Lucie Fer und Mimi Cry, nennen sollte: ich lese, daß Sie „das erste Buch über Christian Morgenstern" verfaßt haben, will mich zum mindesten so lange freuen, wie ich es nicht kenne, lasse mir einfallen, daß grade heute, am sechsten Mai, dieses Dichterdenkers Geburtstag, der neunundvierzigste, ist, und greife nach den Briefen, die ich von ihm besitze, um mir wieder einmal sein Wesen zurückzurufen. Am achten November 1906 schreibt er: „Zum Thema Epigramme — dehnen Sie doch Ihr Programm dann und wann auch auf literarische Produktionen allgemeiner Art aus. Man könnte das etwa unter einer Rubrik: Streif-

züge auf Nachbargebiete, oder so ähnlich, tun. Meinen Sie nicht? Sollte Theater und immer wieder Theater nicht sogar einer Theaterzeitschrift gefährlich werden können? ‚Und überhaupt': es ist Mangel an jungen beweglichen Zeitschriften wirklich literarischen Genres. Es gibt heute keine einzige ‚Freie Bühne' mehr in Deutschland." Und acht Tage später, am sechzehnten November: „In dem Augenblick, als Ihr Brief eintraf wollte ich meinen ersten Brief einen zweiten nachschreiben, im Allgemeinen jenen widerrufenden Inhalts. Wie komme ich eigentlich dazu, sagte ich mir, Sie mit Epigrammen in Verlegenheit zu setzen? Wenn Sie sie veröffentlichen, wird man Sie mit Epigrammen überschütten. Und dann: weshalb in einer Theaterzeitschrift nicht ‚Theater und immer wieder Theater'? Statt daß ich Sie von Herzen zum tapfern Aushalten und Bei-der-Stange-Bleiben beglückwünschte und zustimmte, wenn Sie sich jeder ernsthaften Abschweifung resolut versagen. Nein, nein: Sie haben recht mit Ihrem Wege, und ich habe einfach wieder einmal einer jener Anwandlungen von Theaterfremdheit nachgegeben, wie sie mich des öfteren heimsuchen . . . Was mich recht freut, ist der große Erfolg, den Max Reinhardt mit seinen Kammerspielen hat. Hier geht die Linie des Kleinen Theaters rein und eine Spirale höher weiter, und sie wird mir immer die liebste sein und bleiben . . . Ja, vor der Freien Bühne fühlt man sich wie vor den Burschenschaften; aber keine Sorge trotzdem: unter der Asche glimmt es wie je. Mir ist, der neue deutsche Dramatiker müßte schon vor der Türe sein, der in schlichten Gegenwartsdramen Tiefstes, Umfassendstes zu sagen haben wird. Vor seiner Wärme, Güte und Weite wird Ibsen verblassen, der nicht genug von diesem Dreien war, wird Hauptmann an Caprivi erinnern, als ein — immerhin höchst, höchst liebens- und achtungswerter — literarischer Verlegenheitsreichskanzler, wird Hofmannsthal, der glänzende Spieler und Tänzer, seinen ‚herrschenden Gedanken' bekennen und damit wohl den Marschallstab abgeben müssen. Glauben Sie mir, so muß es kommen — oder ‚ich verstehe die Welt nicht mehr'." Am dreizehnten Januar 1907: „Was die Schall- und Rauch-Mappe betrifft, so möchte ich Ihnen noch einige Schwierigkeiten machen. Da Sie die Sächelchen nämlich nun einmal gelesen haben, hätte ich garnichts dagegen, eine wenn auch noch so kurze Privatäußerung von Ihnen zu jedem derselben zu hören. Ich schrieb Ihnen, daß sie nun schon sechs und mehr Jahre zurückliegen, und daß ich selbst sie heute noch weniger beurteilen kann als damals. Und zwar beruht diese Unsicherheit nicht zum mindesten — nicht am wenigsten — darauf, daß man mich als ‚humoristischen Schriftsteller' nie eigentlich ermuntert hat. Der Erste, der mich knickte, war der ehrwürdige Verleger Bondi, dann wies zirka 98 Schuster & Loeffler die ‚Galgenlieder' zurück, dann fand Albert Langen mich zu wenig derb, undsoweiter. Infolgedessen ist dieses Gebiet von mir auch nicht so bebaut worden, wie ich es wohl hätte bebauen können. Es freute mich darum doppelt, von Ihnen zu hören, daß Sie sich derlei just für Ihr ‚Kasperletheater' gewünscht hatten. Verbinden Sie mich deshalb noch mehr und sagen Sie mir nun auch einige Ihrer Einwände." Ach, gab es denn Einwände gegen ihn, diesen Inbegriff von „Wärme, Güte und Weite"? „Das erste Buch über Christian Morgenstern" — schön, wenns was taugt. Aber hat noch Keiner daran gedacht, seine Briefe zu sammeln? Vielleicht zum fünfzigsten Geburtstag. Christian Morgenstern, durch ein unaufhaltsam fressendes Leiden sein halbes Leben lang in den Liegestuhl ge-

bannt, mußte ein passionierter Briefschreiber werden. und da sein milde glühendes Herz an vielen Schriftstellern, Künstlern, Menschen gehangen hat. so kann seine Korrespondenz garnichts andres als ein Schatz sein. Wer hebt ihn?

Teut. „Ein Heiligtum ist das Theater nicht. Es ist ein Warenhaus für Unterhaltungsbedürfnisse und Bildungsbedürfnisse. Ein Gut der Nation ist das Theater nicht. Das Theater ist völlig international.“ Wem sagen Sie das? Gewiß ist dieses Theater kein Heiligtum: aber daß es international ist, was auch nur zum Teil stimmt, und daß es nicht teutsch ist. das hat seinen Niedergang nicht bewirkt. Denn fast alle Stadttheater Mitteldeutschlands — besonders des nordöstlichen — sind in den Händen eines bürgerlich-reaktionären Stadt-Regimes, und was dabei in Stralsund, in Stettin und sonstwo herauskommt, ist verstaubte Geistlosigkeit. Nun sind ja die Juden bekanntlich an allem schuld, aber hieran wohl doch nicht. Jedes Volk hat die Bühne, die es verdient, und nicht einmal Jhr, als Tracitus-Teutonen vermummte Commis, werdets ändern.

Weggenosse. Es ist mir wie Ihnen ergangen. Da man Crommelyncks ‚Maskenschnitzer‘ ringsum verrissen hatte, so freute ich mich auf ihn. Aber als ich zur zweiten Vorstellung antrat, war Kortner erkrankt — wie die Kassiererin mir „unter dem Siegel der Verschwiegenheit“ zuflüsterte: an den Kritiken, die er nicht ausreichend schmeichelhaft fand —, und statt des flämischen gabs ein deutsches Drama, das ich seit dreißig Jahren auswendig kenne. Hoffentlich haben Sie nächstes Mal Glück. Ich bin nicht sicher, ob ich Gelegenheit haben werde, das meine noch einmal zu probieren.

Amtsgründer. In diesen verworrenen Zeiten des wirtschaftlichen Verfalls und politischen Unheils ist auf jedem Gebiet etwas nicht in Ordnung. Das wissen wir. Das merkst auch Du, Deutscher, und eines Tages sprichst Du zu Deiner Frau: „Es muß was geschehen“, und begibst Dich an Deinen Schreibtisch, und es geschieht was. Du schreibst einen Bericht. In diesem Bericht legst Du alle Schäden Deines Gebietes dar, ganz klug und klar und richtig (und sagst nur eins nicht: woher sie kommen). Reformvorschlag: Ein Amt muß errichtet werden. Eine Zentrale. Ein Reichsamt für . . . Eine Stelle, bei der die Fäden zusammenlaufen. Kurzum: ein Amt. Nicht unangedeutet läßt Du, daß selbstverständlich Du der gegebene Mann für die Leitung seist. Diesen Bericht schickst Du an Deine vorgesetzte Behörde. Diesen Bericht liest Du Deiner Frau vor. Diesen Bericht läßt Du als Broschüre drucken. Mit diesem Bericht gehst Du krebsen. Es dauert eine Weile — aber endlich hat man Dich, schon damit eine Ruh ist, zum Leiter des neuen Amtes bestellt. und nun vergeht die schöne Zeit, indem Du einteilst und organisierst und Kompetenzen regelst. und die Sache . . . Ja, die Sache ist leider Nebensache. Und wenn ich schon lese: „Das neue Amt wird den geeigneten Ausgleich und das nötige System in die Vielheit der Arbeit bringen“ — wenn ich schon höre: „Die Aufgaben des neuen Amtes sind: erstens, zweitens, drittens . . .: dann weiß ich. woran Deutschland krankt und krepieren wird. Ihr könnt einfach nicht arbeiten Ihr macht euch was vor, tut so, als ob, schmiert Akten voll und wälzt die Arbeit von Einem zum Andern ab, bis schließlich Keiner sie leistet. Das ist bequemer und nahrhafter — oder dünkt euch Spatzengehirne wenigstens so. Denn der Schluß wird sein, daß wir Alle verhungern.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn. Charlottenburg. Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard. Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Echtpreußischer Geist von Heinrich Ströbel

Während des Wahlkampfes hört man weniger von unsern echtpreußischen Männern, aber man täusche sich darum nicht: sie sind nicht minder eifrig an der Arbeit. Aus jedem neuen Völkerkonflikt, jeder sozialen Erschütterung Europas saugen sie neue Hoffnung. Das polnische Abenteuer, das die Horden eines Horthy auf den Plan rief, hat auch ihre Tatbegier mächtig angefeuert. Sie haben nicht genug an der zerschmetternden Niederlage Deutschlands, an seiner oekonomischen Zerrüttung, seiner furchtbaren Demoralisation. Die Ausrottung der Armenier, die Vandalisierung Belgiens und Nordfrankreichs, die zehn Millionen Leichen, die sozialen Krämpfe, die alle Länder des Kulturkreises durchrütteln, genügen ihnen nicht. Sie gelüstet nach neuer Gewalttat, nach neuem Brand und Mord, nach Pogromen, nach dem weißen Terror, nach der Weltrevolution, auf daß deutsche Junker und Schwerindustrielle wieder die unbegrenzte Herrenmacht aufrichten können. Nicht nur in Preußen-Deutschland, das ihnen längst als Tummelplatz ihrer Herrsch- und Bereicherungsgier viel zu eng geworden war, sondern mindestens über Europa und halb Asien. Und dieser naiv unverschämte Egoismus, dieser pathologische Machtwille kommt breiten Schichten unsrer Bourgeoisie gar nicht zum Bewußtsein. Jedes Verbrechen gegen eigne Volksteile, gegen die Gesittung, gegen die Menschheit, das nationalistischem Geltungsdrang und militaristischem Selbstbehauptungstrieb entspringt, gilt als patriotische Großtat. Und listig und skrupellos bedient sich der Preußen-Geist dabei der Schlagworte und der geistigen Halbbruderschaft des Bolschewismus. Jede Anklage gegen das anglo-amerikanische Finanzkapital wird begeistert aufgegriffen, jeder Fluch gegen den Entente-Kapitalismus emphatisch wiederholt. Man wird sogar im eignen Lande antikapitalistisch: man donnert gegen das Schiebertum, gegen die verjudete Börse, man verhöhnt die Demokratie und kokettiert mit dem Nationalbolschewismus. Der wahre Geist der echtpreußischen Männer offenbart sich zwischendurch in stupiden und brutalen Exzessen, in dem Ueberfall auf die französischen Offiziere im Hôtel Adlon, in den Waffentaten der Kapp-Woche und den neuen Putsch-Vorbereitungen, in dem Herzenswunsch des Kapitäns Ehrhardt, daß man nächstens einmal zehntausend berliner Arbeiter verhungern lasse. Trotzdem gibt es deutsche Kommunisten, die eine zeitweilige Waffenbrüderschaft mit den Trägern dieses Geistes für möglich halten! Und bilden auch die Nationalbolschewisten nur ein winziges Häuflein, so bleibt doch die

Geistesverwüstung durch den alldeutschen Pseudo-Sozialismus eine unbestreitbare Gefahr.

*

Der echt preußische Geist spukt leider nicht nur in der Kaserne, in alldeutschen Versammlungen und im Weindunst feudaler Restaurants, sondern auch in der Literatur: nicht nur durch die alldeutsche und die von der Schwerindustrie aufgekaufte und bestochene Presse, nicht nur durch Pamphlete aller Art wird die Seelenvergiftung des deutschen Volkes fortgesetzt, sondern auch durch Bücher, die mit der Anmaßung auftreten, eine neue Geschichts- und Kulturphilosophie darzubieten. Neue Ideen und Ideale täten dem politisch, geistig und moralisch gleichmäßig heruntergewirtschafteten Volke ja bitter not. Welch Gewinn wäre es für die deutschen Intellektuellen, für Studenten, Lehrer, Beamte, Geistliche, für die Offiziere und für die Politiker selbst, wenn sie einmal Bücher wie Nicolais ‚Biologie des Krieges' oder Friedrich Wilhelm Foersters ‚Politische Ethik' mit Fleiß und heißem Bemühen studieren wollten. Aber diese Bücher, die von einem pflichtbewußten Ministerium für Volksbildung in Massenausgaben zu Millionen verbreitet werden müßten, werden nur von einem kleinen Kreise begehrt und gelesen. Dagegen haben die verworrenen und verwüstenden Sensationsschriften eines Oswald Spengler bereits eine ganze Reihe von Auflagen erlebt.

Daß den geistreichelnden Schwulst dieser von nationalistischem Größenwahnsinn strotzenden Bücher die deutschen „Gebildeten" mit solcher Gier verschlingen können, beweist von neuem, daß die seelische Verfassung dieser Elemente im tiefsten Innern noch völlig die gleiche geblieben ist wie vor dem vierten August und vor dem neunten November. Sind diese Schriften doch nichts als eine operettenhaft aufgeputzte Ideologie des Alldeutschtums, als ein philosophisch maskierter Reventlow, als ein mit aesthetischen Flicken herausstaffierter Rohrbach oder ein ins Bombastische aufgeblähter Paul Lensch. Es ist wahrhaft erstaunlich, wie sehr die weltpolitischen Ansichten eines Lensch und eines Oswald Spengler einander decken. Steckte nicht in dem ‚Untergang des Abendlandes' immerhin eine respektable Menge von Fleiß und Arbeit, so könnte man Spengler für ein Pseudonym des Herrn Lensch halten. Und diesen mit allerhand philosophischen und aesthetischen Ingredienzien versetzten Neuaufguß des abgestandenen alldeutschen Gebräus genießen selbst intellektuelle Novembersozialisten mit schmatzenden Lippen als herzstärkenden Feuertrank.

Der Erfolg Spenglers ist aber nicht nur ein politisches Unglück, sondern auch eine Blamage für eine Nation, die sich wirklich einmal das Volk der Dichter und Denker nennen

durfte, der man selbst heute noch Gründlichkeit und Systematik nachrühmt. Denn in Spenglers Schriften hat sich der Spieltrieb eines Kindes der Zettelkästen eines sammelwütigen Polyhistors bemächtigt, den ganzen Kastenplunder kunterbunt durcheinandergeschüttelt und dann die kuriosesten Figuren daraus gebaut. Mit Spengler hat der Expressionismus den Einzug in die Philosophie, die Geschichte und die Politik gehalten. Das könnte ein Volk von robuster Gesundheit allenfalls ertragen: auf das zerrüttete Nervensystem dieser Zeit muß es wirken wie Bilsenkraut.

*

Spenglers ‚Preußentum und Sozialismus' gibt die geschichtsphilosophische Quintessenz seines dicken Wälzers. Auch diese Schrift steckt voll der tollsten Konstruktionen, der phantastischsten Gewaltsamkeiten. Nur Ein Gedanke zieht sich wie eine riesige Liane durch das tropische Urwaldgerank seiner historisch-politischen Arabesken und Paradoxe: daß der echte Sozialismus, der Sozialismus mit der Spenglerschen Fabrikmarke, nichts andres ist als der preußische Obrigkeits- und Beamtenstaat, der preußische Militarismus und Imperialismus. Alles sonst ist Unsinn: der Marxismus ist tot, der Internationalismus ein Kinderspott, der Pazifismus eine seichte Philisteridee, der Parlamentarismus ein minderwertiger englischer Importartikel, die Demokratie eine kapitalistische Vorspiegelung, der Kommunismus eine Absurdität. Wie alle andern politischen Systeme neben dem borussischen (das doch eben erst so schmachvoll zusammengebrochen ist!) einpacken können, so sind auch die Völker außer Preußen keinen Pfifferling wert, Rußland wird erst in ferner Zukunft einmal für die Weltkultur zählen, und Frankreich hat seine Zukunft längst hinter sich. England (und das anglisierte Amerika) bedeutet zwar etwas für die Menschheit, hat aber den falschen Instinkt, vertritt das verkehrte System. Nur dem preußischen Geist gehört die Welt!

Auch Lensch hatte bereits anno 1916 in seiner Schrift ‚Die Sozialdemokratie, ihr Ende und ihr Glück' entdeckt, daß das Preußentum eigentlich der Sozialismus sei, und daß an der Spitze der deutschen Revolution Bethmann Hollweg stehe. Nicht deshalb etwa, weil er durch den Selbstmord des deutschen Obrigkeitsstaates der proletarischen Revolution den Weg bahne, sondern insofern, als er Englands Weltherrschaft erschüttere. Und da England das Land eines organisationsfeindlichen Individualismus, das überlebte, das durchorganisierte Deutschland aber das vorgeschrittene Gesellschaftsprinzip verkörpere, sei Deutschlands Sieg der Triumph des historischen Fortschritts. Nun ist leider das „rückständige" englische Prinzip der Sieger des Weltkriegs geblieben

— aber Lenschs Geistesbruder Spengler predigt noch immer als futuristischer Philosoph das Weltherrschaftsrecht des überlegenen Preußentums.

Die borussische Ueberlegenheit wird etwa so begründet: England, das Inselreich, war historisch für den Welthandel und die koloniale Welteroberung prädestiniert und hat deshalb aus Rasseninstinkt den „Wikingergeist" entwickelt. Dieser Wikingergeist ist der Geist des Liberalismus, der individuellen Selbstherrlichkeit, der kapitalistischen Rücksichtslosigkeit. Wirkliches Gemeinschaftsgefühl, echten Sozialismus gibt es darum weder in England noch in Amerika. Und so bedeutend diese Nationen durch ihre Tüchtigkeit geworden: die Zukunft gehört nicht ihnen, sondern dem Preußentum, das den Sozialismus als Rasseneigenschaft in sich trägt. Denn der Preußengeist entstand als Deutschordensgeist, dieser aber war Gemeinschaftsgeist, Freiheit in der Disziplin, kurz: Sozialismus. Die Sozialdemokratie aber war so verblendet, diesen wahren Sozialismus des Preußentums selbst totzuschlagen und sich statt Wilhelms und Hindenburgs die Demokratie und die Republik aufschwatzen zu lassen. Ueberhaupt: diese Revolution! Sie war das Abgeschmackteste und Lächerlichste, was die Welt gesehn. Statt sich wenigstens im Stil der Schreckensmänner und Communards einmal gründlich auszurasen (am besten freilich mit Ludendorff gegen die Entente!), hat sie die Revolution als eine Organisationsfrage betrachtet und den unsinnigen Klassenkampf aufgenommen. Wobei Spengler durch seine Begeisterung für die französischen Revolutionen, in denen es sich angeblich um wilde Leidenschaftsausbrüche, nicht aber um Fragen der Organisation und des Klassenkampfes gehandelt habe, nur verrät, daß er von den wahren Triebkräften weder der heutigen noch der frühern Revolutionen eine Ahnung hat. Grade Lenschs sozialistischer Universitätskollege Cunow könnte Herrn Spengler da einmal ein Licht aufstecken!

Aber wie darf ein Mensch mit offenen Sinnen uns heute auch nur noch von dem Preußengeist als dem Geist der Gemeinschaftlichkeit, der Pflichttreue und der überlegenen Organisationen vorzufaseln wagen! Ist nicht Preußen-Deutschland grade wegen seiner ungeheuerlichen Korruption, wegen seiner mangelhaften Organisation zusammengebrochen? Die deutsche Schwerindustrie, auf die Spengler einen Hymnus anstimmt, hat zu der kritischen Zeit, wo sie für die deutsche Heeresverwaltunng kein Material liefern zu können erklärte, hunderttausende von Tonnen Stahl an die Entente verkauft! Und wie stand es um den einfachen preußischen Geist im Offiziercorps, in der Etappe? Hat nicht der Hohenzoller, der „erste Diener des Staates" (auch diese Phrase lallt der tiefe

Geschichtskenner Spengler natürlich nach), sich auf Kosten des Volkes ein Milliardenvermögen erhamstert? Und hat die preußische Opferwilligkeit etwa ausgereicht, um ein Siebentel der gesamten Kriegskosten schon während des Krieges durch Steuern zu decken, wie das Englands „Wikingergeist" fertig gebracht hat? Und eine Schrift, die solche Selbstüberhebungen enthält, die grade die Kriegserfahrungen als abgeschmackte Ruchlosigkeiten entlarvt haben, kann heute nicht nur in anmaßlichstem Stile geschrieben werden, sie findet auch unter unsern Studenten und Literaten noch eine andächtige Gemeinde von Gläubigen!

*

Was Spengler über Marx schreibt, dem er „englischen" Geist (also liberale, kapitalistische, antisozialistische Auffassung!) und Sucht zu oberflächlichen Gedankenkonstruktionen nachsagt — ein Spengler einem Marx, der windigste Gedankenjongleur dem gewissenhaftesten der Gesellschaftserforscher! —, davon sei nur das Eine erwähnt, daß Marx das „Ideal des proletarischen Phäaken" vorschwebe, während Spengler wünscht, daß der Proletarier in die straffe Zucht der Gemeinschaft, will sagen: des preußischen Beamten- und Militärstaats gestellt werde. Er soll etwas besser beköstigt, eine Art Beamter werden, aber sonst der Kulturdünger für die auserwählten Leiter des Staates bleiben: die von Gott gesetzte Obrigkeit, die Herren Landjunker und Industriekapitäne. Daß der Machtwille dieser Herrenkaste sich auslebe, das ist das Gesetz der Menschheitsentwicklung. Denn: „das Dasein der Welt, von welcher wir auf unserm kleinen Gestirn eine kleine Episode abspinnen, ist etwas viel zu Erhabenes, als daß Erbärmlichkeiten, wie ‚das Glück der Meisten', Ziel und Zweck sein könnten". Und noch ein andres Gesetz kennt der Glückszielverneiner Spengler: „Eine echte Internationalität ist nur durch den Sieg der Idee einer Rasse über alle andern möglich." Preußen in der Welt vornan, hurrah, hurrah, hurrah! Und erheben wir die Gläser „auf den Tag"!

Das ist Spengler, das neue Gestirn, der Geschichtsphilosoph der deutschen Republik, der Verkünder des neuen, des wahren Sozialismus! Ein echtpreußischer Mann! Aber weil Spengler diesen tristen Unsinn hinter schillernden Paradoxen, hinter einem krausen Wust unverdauter, aber eben darum zu einem bunten Arabeskenwerk verwebter Notizengelehrsamkeit versteckt, imponiert er einer Generation, der die Fähigkeit normalen Denkens und Empfindens völlig abhanden gekommen zu sein scheint. Geht es so weiter, dann wird ein ernster Historiker wirklich einmal, zwar nicht über den Untergang des Abendlandes, wohl aber über den Untergang Deutschlands zu schreiben haben!

Literat und Wahlcampagne von Hans Bauer

Der Literat sagt etwa so:

Das Parteigezeter ist mir in tiefster Seele verhaßt. Jede Partei gibt zwar vor, für letzte, große, geistige Ziele: Freiheit, Menschheit, Ehre, Wahrheit, Brüderlichkeit, Vaterland, Gerechtigkeit oder was immer einzutreten. Aber zunächst einmal ist die Kehrseite dieses Firmenschildes die unbedingte Verdächtigung der andern Parteien, die Behauptung, daß die nicht für Freiheit, Menschheit, Ehre, Wahrheit, Brüderlichkeit, Vaterland oder Gerechtigkeit eintreten. Das ist mir schon zuwider. Und weiter: Jede Partei hat rein menschlich genommen viele Flecke auf der Weste. Um bloß einmal bei Personen zu bleiben: die Unabhängigen haben den Wilhelm Herzog, die Volksparteiler den Fuhrmann, die Deutschnationalen den Bredereck. Aber jede Partei sieht nur durch eine tausendfach vergrößernde Lupe den Fleck auf der andern Weste. Das ist unehrlich. Gewiß: ich trete für die Armen und Unterdrückten ein. Ich gehöre schließlich selber dazu. Ich habe eine letzte Sehnsucht nach Erlösung aus den Fronketten des unpersönlichen Kapitals. So weit bin ich, daß ich in diesem Sinne für den Sozialismus eintrete. Aber mich organisieren lassen, ein Mitgliedsbuch besitzen, die von Ortsvereinsvorsitzenden einberufenen Versammlungen besuchen? Kann mir Keiner zumuten. Und schließlich: ich habe einmal hinter die Kulissen der Parteien geguckt. Ja, wie geht es da zu! Nach außen: Wir, wir, wir! Wir, die Unabhängigen! Wir, die Demokraten! Wir, die Deutschnationalen! Aber drinnen: Spießigkeit, kleinlicher Postenneid, Intrigenspiel, Maulwurfskrieg und Angst, Angst, Angst vor den Wählern. Und was würde denn, wenn die Arbeiter obenauf kämen! Sie, denen so lange Zeit mein ganzes Mitgefühl gehörte, sie, die Avantgarde der Sehnsucht, die durch meine Träume flog, sie würden eben die brutale Gewalt ausüben, die jetzt das Kapital ausübt. Die Ansätze dazu sehen wir ja schon. Wo geht es denn den Arbeitern um höchste Güter? Mehr Lohn wollen sie. Immer, immer mehr Lohn. Mehr zu fressen, mehr zu saufen. Was schiert es den Straßenbahner, daß seine Forderungen den Tarif für die Einzelfahrt auf sechzig oder achtzig Pfennige erhöhen, daß dadurch andre Kategorien, daß dadurch ich stark belastet werde. Auch der Arbeiter denkt nur an sich. Gewiß: als der Kapp-Putsch losbrach und wir Andern allenfalls auf Papier protestierten, hat er auf den Barrikaden sein Leben gegen das reaktionäre Verbrechertum in die Schanze geschlagen. Da war er groß. Da achtete ich ihn. Aber wo der Arbeiter dann selbst zur Macht kam, da verordnete er: Neun Uhr ist Polizeistunde, da verbot er die bürgerliche Presse, da mißbrauchte er, kurzum, seine Macht genau so wie die Reichswehr die ihre, da ward er klein und häßlich, der Arbeiter. Versuchte jahrzehntelang das Bürgertum den Arbeiter auszuschalten, so versucht der Arbeiter, wo er es kann, das Bürgertum auszuschalten. Beide arbeiten noch dazu (guckt nur auf Rußland!) mit den gleichen Mitteln, die Macht zu behaupten oder zu erobern: mit Tanks, Minenwerfern, Handgranaten, Generalen. Ich aber bin für den Geist. Ich hasse Gewalt und

Waffe. Ich leugne jeden durch Maschinengewehre errungenen Fortschritt. Aus diesen Gründen bin ich für die Armen, Machtlosen, Entrechteten, solange sie machtlos und entrechtet sind, kann aber nicht wünschen, daß der Spieß einfach umgekehrt werde und in der Erscheinungen Flucht die Brutalität der ruhende Pol ist. Ade darum, du Hoffnung auf Verwirklichung von Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit! Euch Politiker aber verachte ich. Eure Schlagworte schaffen keine wahrhaftige neue Gesinnung.

So stehe ich über den Parteien, sehe die Männlein aller Parteien zappeln und sich winden und sich drehen, höre die Mäulermühle klappern, sehe die beredten Hände wirbeln und nehme das Alles nicht recht ernst.

*

Literatengewäsch! höhnt da unbeleidigt der dickfellige Politiker! Literatengewäsch in Reinkultur! Menschlichkeit! Für die Armen! Für die Machtlosen! Für den Geist! Aber bloß nicht ernst damit machen! Bloß nichts Positives, bloß kein Mitgliedsbuch! Wäre ja auch zu schade um die schönen Feuilletons, die man nicht mehr schreiben kann, wenn es keine Arbeiter mehr zu bedauern gibt! Für die Entrechteten! Ja! Aber nur so lange, wie sie sich in ihre Entrechtung schicken. Gegen die Maschinengewehre! Ja! Aber nur so lange, wie zu ihrer Niederkämpfung nicht andre Maschinengewehre gebraucht werden.

Wenn Ihr Literaten uns Politiker nicht ernst nehmt: na schön! Wir jedenfalls nehmen euch weiß Gott nicht ernst. Ihr seid ein paar schöne Schnörkel, ein paar gefällige Türmchen am Hause des Staates: das sei gern zugegeben. Aber bildet euch um Himmels willen nicht ein, zu den Fundamenten des Hauses zu gehören. Ihr wart froh, daß die Revolution kam? Ihr seid fortgeschritten genug, die Fürsten nicht wieder herzuwünschen? Glaube ich gern. Und Ihr habt auch euern Teil dazu beigetragen, daß der Umsturz kam? Gewiß: einige von euch haben schon im Kriege mitgeholfen, eine anständige Gesinnung zu verbreiten. Aber wißt Ihr, wie die Revolution kam? Sie wäre die Wirkung einer geistigen, auch von euch mit betriebenen Unterwühlung gewesen? Du lieber Gott! Sie ist gemacht worden, die Revolution! Etwas übertreibend kann man sagen: Von Einem Mann. Der gründete am Abend des neunten Februar 1918 im Norden Berlins eine Geheimorganisation, die ihre Fäden in so ziemlich alle Betriebe der größern Städte Deutschlands spann, eine Organisation, die Handgranaten und Gewehre zusammenkaufte, an zuverlässige Arbeiter auslieferte und so Stoßtrupps schuf, eine Organisation, die regelmäßig Besprechungen abhielt, einen Feldzugsplan entwarf, am neunten November ihre Leute auf die Straße rief — und die vom neunten Februar bis zum neunten November um Kopf und Kragen spielte. Der Gründer dieser Organisation war natürlich kein Literat, sondern ein ehemaliger Arbeiter: Emil Barth. Wenn wir da auf euch hätten warten wollen! Auf eure geistige Unterwühlung! Seht, so werden Taten gezeugt: dadurch, daß man organisiert, bewaffnet, sein Leben einsetzt. Gewiß: auch in einer revolutionären politischen Organisation gibt es Spießer, gibt es Partei-Unteroffiziere, die ein beschränktes Gehirn haben. Immerhin: an Tagen,

da Kapp putscht, sind sie mir lieber als Du Aesthet. Sie demonstrieren mit. Sie gehen in Reih und Glied. Sie johlen, wenn reaktionäre Reichswehr die Plätze absperrt. Vor ihnen hat Kapp Angst. Vor Deinen Artikelchen hat er keine. Und die Arbeiter! Meinetwegen: es geht ihnen ums Fressen und ums Saufen. Aber sie sind dafür auf die Barrikaden zu kriegen. Du dagegen jammerst auf Papier über die „Not der geistigen Arbeiter". Und wir Parteimajore! Nun ja, wenns trifft, verbieten wir die bürgerliche Presse und lassen in unsre nichts uns Ungünstiges gelangen. Weils uns um den Sieg geht. Nicht um aesthetische Faxereien. Auch uns widert das sechzehnjährige Kommunistenbürschchen an, das im Sergeantenton blökt: Fenster zu! Aber da wir mit dem eher als mit Dir die Lüttwitze und Kapps niederringen, die Soldateska in Schach halten, das gänzliche Verfaulen der Frucht vom neuen November verhindern können, achten wir sie mehr als Dich. Euch Literaten werfe ich vor, daß Ihr da, wo es sich um Wirtschafts- oder Machtfragen handelt, mit Mätzchen kommt und Geistreicheleien anzudrehen euch bemüht, daß Ihr von „Ueberwindung der Politik durch eine unpolitische Geistesrichtung" und ähnlichem Zeug faselt, wo es darauf ankommt, sich zu organisieren, Mitgliedsbeiträge zu bezahlen, eine Verbandszeitschrift zu gründen, in Streiks zu treten oder, wenn es garnicht anders geht, zur Handgranate zu greifen. Ich werfe euch vor, daß Ihr in Leipzig, beispielsweise, ausgerechnet den millionenreichen Verleger Reinold zum ersten Vorsitzenden eines ‚Rates geistiger Arbeiter' wähltet, daß euer ‚Schutzverband deutscher Schriftsteller' ein Schutz- und Trutzbund für die Verleger zu sein scheint, kurzum: daß Ihr in Fragen des wirtschaftlichen Lebens dumme Kinder seid, die sich selbst nicht zu helfen wissen, aber sich anmaßen, solchen Routiniers des realen Lebens wie Parteifunktionären, Arbeiterräten und ihresgleichen Vorschriften machen zu wollen. Das alles werfe ich euch vor. Und weil ich euch das vorwerfen muß, nehme ich euch . . . euch . . . Gefühlssozialisten, die Ihr eure Nase in Marx und das Kommunistische Manifest stecken solltet, nicht ernst. Da habt Ihrs.

*

Hm. Ich glaube, in beiden Ausführungen ist etwas Richtiges. Aber die Wage scheint sich mir mehr zu Gunsten des Politikers zu neigen. Das mit dem Geist ist ganz schön. Gegen den Ungeist der Ludendorfferei konnte man aber schließlich auch nur mit dem Ungeist Barthscher und Däumigscher Arbeiterstoßtrupps anrennen. Der Politiker hat andrerseits selbst zugegeben, daß viel Spießigkeit und Engköpfigkeit in seinen Reihen herrscht. Das sind schließlich peinliche Erdenreste, um die man nicht herumkommt. Aber wie wärs denn, wenn ich Antispießer mich bei einer der sozialistischen Parteien organisieren ließe und nun mit meinen schwachen Kräften mich bemühte, das, was dumm und albern ist, auszujäten. Man wird mir zuerst mit Mißtrauen begegnen, man wird zischeln: Seht, der rübergekommene Bourgeois! Kaum ist er warm geworden, schon schwingt er das große Maul! Das wird mir gleichgültig sein. Auf die Dauer wird man meinen guten Willen nicht verkennen können. Ich habe noch mancherlei Bedenken gegen die Sozialisten und gegen

die Arbeiter überhaupt. Aber schließlich bin ich nicht unbedingt an das Programm gebunden. Ach, wie viel Strömungen gibt es in so einer Partei! Hauptsache bleibt, daß mir von den Programmen aller Parteien das Programm meiner Partei das kleinste Uebel ist, und daß ich ihm im wesentlichen zustimme. Also gut. Ich werde nicht mehr nur von außen bedauern, kritteln, nicht ernst nehmen, Kraftbrocken zum besten geben — ich werde zuweilen drinnen mal sagen: Kinder, ich glaube, wie wir das machen, ists dumm. Ich werde an Demonstrationen teilnehmen, meine Beiträge bezahlen und die Sitzungen besuchen.

Vielleicht lächle ich in einem Jahre noch mehr als heute über die Politiker. Vielleicht lächle ich aber auch über die politisierenden Literaten. Ich gucke mir den Betrieb jedenfalls mal an.

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XXVIII.

Das Kasino

Ueber das Kasino-Leben herrschen vielfach irrige Anschauungen. Unter den Mannschaften war und ist noch das Gerücht verbreitet, daß die Offiziere im Kasino auf Staatskosten aßen und, was besonders schmerzlich war, und was kein Deutscher so leicht dem Andern verzeiht, auch tranken. Zudem hat das unglückselige Wort „Liebesmahl" für den Nichteingeweihten einen Beiklang von Schlemmerei und Erotik, daß jedermann empört war und womöglich noch ist, zu derartigen Orgien nicht hinzugezogen worden zu sein. Wer soll schließlich wissen, daß ein Liebesmahl in der Regel zu Ehren eines scheidenden Kameraden stattfand und im höchsten Grade kommissig und langweilig verlief. Mit den Worten: „Alles war kalt, außer dem Sekt" hat einmal der Kommandierende General des Gardecorps vor dem Kriege solch eine Veranstaltung, bei der der Gegenstand der Feier sich allgemeiner Unbeliebtheit erfreut hatte, treffend gekennzeichnet. Im besten Fall war die Atmosphäre des Kasinos ein gewisser behaglicher Stumpfsinn, aber selbst das nur dann, wenn die Zusammensetzung des Offiziercorps einigermaßen homogen war. Die nettesten Kasinos hatte deshalb die Kavallerie. Die waren wie kleine, ziemlich teure Clubs, wo vorzüglich gelebt wurde, und wo außerhalb des Dienstes der Rangunterschied am wenigsten fühlbar war. Meist aßen auch die Einjährigen mit den Offizieren zusammen in diesen Kavalleriekasinos; was die Infanterie empörend und unmilitärisch fand. Und im Grunde hatte sie recht. Denn dies Privileg verdankten die Einjährigen allein ihrem Geldbeutel. Das Kasino-Leben spielte im übrigen bei der Kavallerie keine große Rolle. Die Tischgesellschaft bildeten manchmal nur vier oder fünf oder noch weniger Offiziere; der Rest war verheiratet oder abkommandiert.

Ganz anders bei der Infanterie. Da hatte das Kasino disziplinäre und erzieherische Zwecke. Da wurde der Junker und der junge Leutnant stramm erzogen. Wehe dem Fähnrich, der nicht wie ein Taschenmesser emporschnellte, wenn Jemand ihm zutrank! Da wurden Ansichten, die nicht als ins Offiziercorps passend galten, ein für alle Mal von der Diskussion ausgeschlossen. Der Regimentsadjutant oder der Tischälteste übte meist eine strenge Herrschaft, je nach der Zusammensetzung des Offiziercorps in mehr oder minder vornehmer Form. Den Ton gaben im Kasino die ältern Leutnants an. Die Hauptleute waren gewöhnlich nur vereinzelt vertreten. Entweder sie waren Ehekrüppel, oder sie hatten nach sechzehn- bis siebzehnjähriger Dienstzeit das Kasinoleben derartig über, daß sie lieber anderswo aßen.

Bedrohlich war das Kasino durch seine Exklusivität. Oft oder sogar meist lag es in oder dicht bei der Kaserne. Dort wohnte der Leutnant. Der ging dann vom Dienst ins Kasino, vom Kasino in den Dienst. Er sah nur Soldaten und hörte nichts außer den ihm schon lange wohlbekannten Sätzen seiner Kameraden. Bis auf die Mönche gibt es wahrscheinlich keine Menschengattung, die so wenig mit andern Ständen in Berührung kam wie die Offiziere der alten Armee. Der Arzt, der Richter, der Landrat — sie alle stehen doch notgedrungen von Berufswegen in Kontakt mit Zeitgenossen aus allen Schichten. Der Offizier sah wochen-, ja monatelang keinen gebildeten Menschen, außer seinen Kameraden. Das hatte die verschiedensten Folgen. Die Einen verstummten allmählich immer mehr. Was sie zu sagen hatten, hatten sie schon vor zwei Jahren gesagt, und was sie für sich behalten mußten, wußten sie auch. Andre wieder gewöhnten sich daran, regelmäßig reichlich zu trinken. Die Gelegenheit dazu war zu günstig, und „Ordonnanz, 'ne Flasche Wein!“ war schließlich schnell gesagt. Tatsächlich wurde in der Armee sehr stark getrunken, und der Prozentsatz der am Suff zu Grunde gegangenen Offiziere ist nicht gering. Wenn man sich das Leben in einer Garnison wie etwa Mörchingen vorstellt und bedenkt, daß Jemand dort Jahr aus, Jahr ein nur das Kasino hat, dann urteilt man milde über Diejenigen, die, wie Niobe, die Frucht der Aehren kosteten. Gewiß soffen die Studenten keineswegs weniger als die Offiziere; im Gegenteil. Aber für sie kam doch eines Tages der Moment, wo das Philisterium anfing; ihre Saufperiode währte zwei Jahre; und wenn es hoch kam, drei Jahre. Der Offizier dagegen, der sich dem Trunk ergeben hatte, war so ziemlich verloren, wenn nicht schließlich eine Heirat oder völliger körperlicher Zusammenbruch den Wendepunkt bildete.

Selbstverständlich gab es auch Offiziere, die um acht Uhr abends nach Hause gingen und zur Kriegsakademie arbeiteten. Aber das waren Ausnahmen. Die Einrichtung der Kasinos war in der Art, wie sie vor dem Kriege bestand, eine Gefahr für den jungen Offizier, denn sie machte ihn einseitig und beschränkt. Früher, als alles noch einfacher war, existierten auch nicht so viele Kasinos. Die Offiziere aßen im Gasthof und verkehrten dort mit den Honoratioren; und wenn auch vielleicht der Amtsrichter, Apotheker, Oberförster oder Arzt in der Kleinstadt mit der Zeit beschränkt und engherzig geworden ist, so entsteht durch die Mischung all dieser Berufe doch immerhin die Möglichkeit, daß man einander was gibt. Zum mindesten lernt man andre Berufsarten kennen. Man konstatiert, daß der freisinnige Fabrikant ein ganz vernüftiger Mensch ist, und wenn auch nur erreicht wird, daß der Kreis Derer, die man immer als „Schweine" bezeichnen hört, etwas zusammenschrumpft, so ist das ja schon ein Vorteil. Um fünfzehn Jahre oder länger ungestraft im Kasino zu verkehren, mußte man wirklich ein Charakter sein. Der Durchschnitt erlag dieser geistigen Inzucht schlimmster Sorte. Wer schon nach wenigen Jahren dem Kasinoleben untreu geworden und auf Kommandos gewesen war, der stellte meist mit Bestürzung fest, wie schnell seine Kameraden in der kleinen Garnison durch das Kasinoleben gealtert waren. Dieser konsequente Stumpfsinn fraß mit der Zeit Jeden an, der nicht intelligent und fleißig genug war, um sich durch Arbeit oder durch Sport abzulenken.

In den großen Garnisonen war die Gefahr geringer. Da waren Theater, Konzerte, Vorträge; aber trotzdem wirkte auch hier das Kasino als hermetischer Abschluß gegen die große Masse der Gebildeten. An den wenigen Gäste-Abenden fanden sich doch nur vereinzelte Zivilisten in den Kasinos ein, und das waren meistens Reserveoffiziere, die sich bemühten, unter Soldaten möglichst soldatisch zu sein. In ihren Kasinos lebten die Offiziercorps vollkommen unter sich, gewissermaßen als eine geschlossene Kaste, und das war nicht etwa die Folge der Gründung so billiger Speiseanstalten, sondern Absicht. Die maßgebenden Stellen wollten keinen Verkehr der Offiziere mit der Zivilbevölkerung; vornan der Kaiser, der das wiederholt in schroffster Form zum Ausdruck gebracht hat. Es sollte ein Gegensatz bestehen zwischen Offizieren und dem übrigen Volk, und dieser Gegensatz wurde systematisch dauernd verschärft. Wenn man eine Behauptung nicht beweisen kann, so muß man sie täglich wiederholen; das wirkt schließlich wie ein Beweis. So wurde den Offizieren immer wieder gesagt, daß sie der vornehmste Stand seien, ohne daß einmal erläutert worden wäre,

warum eigentlich der Hauptmann Schulze vornehmer sei als der Professor Schulze. Dadurch entstand die Schranke, die den Offizier von dem übrigen Volke trennte.

Jetzt ist sie niedergerissen. Aber noch stehen die Beteiligten einander fremd gegenüber. Der Offizier ist verhaßt, denn zu oft ist er dem Volk als der vornehmste Mann im Staat vorgehalten worden; und der Offizier kennt den Bürger noch nicht, denn zu oft ist er früher vor ihm gewarnt worden. Wenn beide Parteien zusammenkommen, geht es meist wie in dem bekannten Armeewitz, wo ein Gardeoffizier dem andern erzählt: „Jestern fahr' ich von Potsdam nach Brandenburg. Da steijen in Brandenburg zwei Linienoffiziere ein. Wir kommen ins Jespräch — und denken sich an: waren janz nette Leute!" In Frankreich hat die Republik die Kasinos schon vor Jahren abgeschafft, in der kleinen englischen Söldnerarmee haben die Offiziere zwar ihre Messen, aber der Engländer hat nicht die Neigung des Deutschen, die Aeußerlichkeiten eines Berufs so deutlich zur Schau zu tragen, und in England hat niemals Jemand behauptet, daß der Offizierstand der vornehmste Stand sei. Beide Offiziercorps, das französische und das englische, sind außerdem nicht so verwöhnt wie das alte deutsche Offiziercorps, was das Kasinoleben betrifft. In Shanghai aßen seinerzeit die französischen Offiziere in einer Mannschaftsstube ihrer Baracken, wo ein paar Holzstühle und ein Tisch das Mobiliar bildeten; die Engländer hatten ganz einfache Messen oder gar keine und gingen in den Club; die deutschen Offiziere aber hatten die größte Villa gemietet und dort ein gradezu prunkvolles Kasino eingerichtet mit denkbar größtem Comfort. Ein ebenso luxuriöses Kasino war in Tientsin. Ich erinnere mich noch, daß ein Hauptmann eines Infanterie-Regiments von Tientsin nach Shanghai fuhr, um Felle für das Kasino zu kaufen. Ja, der deutsche Offizier war wohl der verwöhnteste von allen — aber nirgends wurde mehr als in der Armee von „altpreußischer Einfachheit" gesprochen. In den letzten Jahren vor dem Kriege hatte man bei einzelnen Regimentern Kasinos gebaut, die den alten Offizieren ein Aergernis gaben. Marmortreppen, Ledersessel, Ledertapeten, alles war da und verwirrte die Begriffe der jungen Offiziere, die meistens aus ärmlichen Verhältnissen stammten. So spiegelten die Kasinos getreulich den Geist der Epoche Wilhelms des Zweiten wieder, den Geist der Ueberhebung, des säbelrasselnden Dünkels, des Größenwahns.

Wenn dieser Geist mit den Kasinos verschwände, so brauchte man ihnen so wenig wie ihm eine Träne nachzuweinen, trotz mancher frohen Stunde, die sie hier und dort unsereinem bereitet haben.

Vom Obrigkeitsstaat von Leo Pasch (Fortsetzung)

III.

Und was geschah seit dem neunten November 1918?

Das Bürgertum raffte sich für kurze Zeit zur regen Teilnahme am Gemeinwesen auf. Aber schon bei den Wahlen zur preußischen Landesversammlung war sein Interesse merklich abgeflaut, und heute hört man, wie ehedem, tausendfach das frivole Wort: Macht euch euern Kram alleine — ich will meine Ruhe haben, oder: Es nützt ja doch alles nichts.

Die Arbeiterschaft hat zu erheblichem Teil ihre altbewährte Organisation, die Gewerkschaft, verlassen und leistet einem sich überschlagenden Radikalismus der Gewissenlosen und der Unreifen in blindem Kadavergehorsam Heeresfolge. Welch nutzlose Bluttat war die Ermordung Liebknechts und Rosa Luxemburgs! Sie würden heute von ihren Nachfahren als laue Kompromißnaturen verlacht werden.

Die Landwirtschaft und ein Teil der Beamtenschaft treiben gegen das neue System eine Obstruktion, der die Regierung ratlos gegenübersteht.

Und wie früher Jeder, der am Staat oder seinen Machthabern Aerger hatte, seine Stimme der Sozialdemokratie gab, weil sie die Partei der radikalen Opposition war, so sind heute Tausende — getäuscht in dem Irrwahn, der Baum der Freiheit müßte in Einer Nacht sich entfalten wie der Wunderbaum des Propheten Jonas, müßte ihnen, kaum gepflanzt, schon Früchte in den Schoß werfen — bereit, mit ihrem Stimmzettel und ihrem Murren diejenige Partei zu unterstützen, die am radikalsten von rechts her Opposition macht.

Die Beamtenschaft sah sich mit einem Mal ihrer vom alten Staate abgestempelten gesellschaftlichen Wertschätzung enthoben, ohne durch ausreichende Verbesserung ihrer materiellen Lage entschädigt zu werden. Aber dem Erzfeind: dem Bureaukratismus, ging man nicht zu Leibe. Im Gegenteil: nach wie vor gilt die Kritik (die freilich durch die Ignoranz und Verlogenheit mancher Kritiker diskreditiert wird) als eine Belästigung, der sich die Verwaltung mit allen Mitteln zu entziehen sucht. Nach wie vor verdirbt das Mehl, weil der Bureaukrat alles besser weiß als der Fachmann. Nach wie vor blüht der Ressort-Partikularismus mit der Folge, daß Ausfuhr und Einfuhr den Interessen der Gesamtheit nicht dienstbar gemacht werden. Nach wie vor wird gegen die schuldigen Beamten der innern Verwaltung und namentlich der Kriegswirtschaftstellen nicht eingeschritten; parlamentarische Untersuchungsausschüsse scheint es nur für Tirpitz und Bethmann, nicht aber auch für die Männer vom großen norwegischen Heringskontrakt und ähnlich verdiente Beamte zu geben. Die Beamtenschaft hat sich nicht verringert: zu den Gliedern der alten Behörden und der kriegsgeborenen Wirtschaftsstellen trat, die Bureaukratie der zahllosen „Räte" und „Ausschüsse". Ihre Qualität ist nicht verbessert; wurden während des Krieges in das Beamtenheer auch Schieber und korrupte Elemente einbezogen, so findet man heute stellenweise überdies noch Verbrecher und Psychopathen.

Hatte früher der Minister den Verstand, weil ihm Gottes Stellvertreter in deutschen Staatsangelegenheiten das Amt übertragen hatte, so herrscht heute der unsinnige Satz — der mit verständigem Parlamentarismus nichts gemein hat —: Der Minister braucht allein die gute Gesinnung (will sagen: die Gesinnung der grade am Ruder befindlichen Parteien) und möglichst noch ein tüchtiges Mundwerk oder eine spitze Feder zu haben; das Andre machen schon seine Beamten. Nur so war es möglich, daß man einen Giesberts, statt seine Fähigkeiten an der richtigen Stelle auszunutzen, zum Postminister, einen Erzberger zum Reichsfinanzminister machte. Es ist nur die logische Fortentwicklung dieser Klimax ins Negative, wenn die Kommunisten in München die auswärtigen Angelegenheiten einem Verrückten anvertrauten. Ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode. Freilich eine Methode, die der Mark mehr als neun Zehntel ihres Wertes, die dem Deutschen Reiche Posen und Westpreußen, hunderten von Deutschen nach dem Waffenstillstand das Leben, Millionen die Zugehörigkeit zu ihrem Vaterlande gekostet hat. Daß die Minister von ihrem Ressort meist wenig verstanden, mußte sie praktisch von ihrer Beamtenschaft abhängig machen; so erklärt sich die verblüffende Tatsache, daß die Macht der Träger des alten Systems nach dem Umschwung noch gewachsen ist.

Und während Deutschland seit langen Jahren gewohnt war, auf das Beamtentum zu schimpfen, setzte im neuen Reiche ein allgemeines Streben nach „Beamtifizierung" ein. Ich meine die Sucht, die Entlohnung unabhängig von der Tüchtigkeit zu machen, sie einzig in Relation zum Alter und der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Berufsgruppe zu setzen, sie als Gegenleistung aufzufassen für nichts als das Absitzen einer Anzahl von Stunden in den Arbeitsräumen, sie von der wirklichen Leistung loszulösen, und sie daher auch für die Tage des frivolsten Streiks zu verlangen. Jede Berufsgruppe will zu den „Festbesoldeten" gehören (und außerdem möglichst noch Tantiemen vom Ertrage eines Unternehmens haben, dessen Risiko nicht übernommen wird). Der Tarif, tunlichst der Reichstarif, soll das große Allheilmittel sein. Das Akkordsystem ist verpönt — begünstigt es doch den Tüchtigen mehr als den Faulen. Der Arbeitgeber darf einen tüchtigen Arbeitnehmer nicht neu engagieren, wenn es den bisher bei ihm tätigen, oder vielmehr untätigen, Arbeitnehmern nicht paßt. Während die Ansprüche, auch unter Tarifbruch, ständig vergrößert werden, ist von eignen Pflichten nicht die Rede: Das Pflichtbewußtsein, wie es früher nicht nur die Beamtenschaft, sondern auch die Angestelltenschaft und die Arbeiterschaft der einzelnen Unternehmen zusammenhielt und beflügelte, ist fast überall geschwunden. Als Glied der Volksgesamtheit sich zu fühlen, wird als lächerlich betrachtet: man ist nur Glied der Berufsgruppe. Zu ihrem Nutzen wird gestreikt, mögen auch Frauen und Kinder darob erfrieren, Säuglinge verhungern. Nur die brutale Kraftanwendung schafft Erfolg; Berufsstände, die zu schwach oder zu stolz sind, sich dem modernen Faustrecht anzupassen, mögen sehen, wo sie bleiben. Daher, zum Beispiel, der Widerstand gegen eine Erhöhung der aus dem

Jahre 1879 stammenden Gebührensätze der Rechtsanwaltschaft; denn „dem Volke darf doch sein Recht nicht verteuert werden" — dem Volke, dem man Milch und Brot, Feuerung und Fahrtkosten, Kleidung und Gerichtsgebühren ohne Bedenken verteuert; dem Volke, das unter dem Einfluß einer verfehlten Steuergesetzgebung sich freut, wenn es sein Geld in Wein oder Zigarren, im Kino, in der Bar, in Spiel und Wette, im Ankauf der überflüssigsten Dinge loswerden kann.

In Summa: Alle Uebel des alten Bureaukratismus sind geblieben, und neue Uebel sind hinzugetreten. Von einem neuen Geist sind nur spärliche Ansätze, selbst vom frühern Verantwortungsgefühl nur kümmerliche Reste zu erblicken. In der Verwaltung ist die Kleinlichkeit und Kurzsichtigkeit geblieben — und in dem früher so klar blickenden deutschen Wirtschaftsleben herrschen sie bei den heute maßgebenden Faktoren: Angestellten und Arbeitern erst recht.

Und nicht das allein: auch der alte Unrechtsstaat hat den Umsturz überdauert, nur daß er heute in neuem Gewande auftritt und die Macht größtenteils an andrer Stelle ruht. Die Eingriffe in die richterliche Unabhängigkeit sind nach der Revolution schamloser aufgetreten als zuvor. Der Lynchmord, seit siebzig Jahren in Deutschland unbekannt, ward aus Amerika zur Verbesserung unsrer Kultur frisch importiert. Die Ausnahmegerichte sind nicht verschwunden: in Bayern dürfen „Volksgerichte" von recht zweifelhafter Berechtigung unter verminderter Rechtsgarantie (kein Rechtsmittel!) Todesurteile in Massen fällen. Unter einer Ueberproduktion wenig durchdachter, manchmal gradezu hingesudelter Gesetze und Verordnungen geht der Rest von Rechtssicherheit, der die Kriegsjahre überdauert hatte, zum Teufel. Die Verfassung wird nicht in die Praxis umgesetzt. Wie viele Gerichte mögen wohl bisher die Eidesformel entsprechend der Verfassung gegenüber dem bisherigen Zustand geändert haben? Machte früher der ländliche Arbeitgeber den Arbeiter, dessen politische Gesinnung ihm nicht paßte, brotlos, so maßen sich heute „Obleute" und andre Wortführer, nur aus dem Recht des stärker Schreienden und Stoßenden, die gleiche Befugnis gegen ihre Genossen an. Und in den Zentralbehörden sitzen all die alten Mandarinen, die an der Vergewaltigung des Rechtes vor dem Umsturz die Hauptschuld tragen, vergnügen sich damit, den neuen Ministern den Widerstand der trägen Masse entgegenzusetzen — und warten auf den Augenblick, da sie ein neuer Minister ihres Kreises und ihres Geistes durch einen neuen Orden für ihre Wirksamkeit unter der Republik belohnen wird. Diesen Kreisen ist die Verfassung fremd und verhaßt. Der Staatsbürger, der etwa heute von dem preußischen Kultusministerium abhängig ist, wird wie in der Aera Studt oder Holle ausgeforscht, ob er nicht etwa Jude oder gar Atheist sei. Erkundigt euch doch bei den wegen ihres Deutschtums aus Posen vertriebenen Lehrern, die um Neuanstellung einkamen, wonach man sie zunächst befragte: nach ihrem Bekenntnis! Im preußischen Ministerium des Innern sieht es nicht viel anders aus, und im Justizministerium sehen wir noch alle die wohlbekannten Köpfe, die einst die Dreilistenschande und jeden andern gegen

die Gleichheit aller vor dem Gesetz verstoßenden Verwaltungstrick verteidigten. Da ist es denn freilich kein Wunder, wenn man Gesetzentwürfe des neuen Reiches von einem Geiste getragen sieht, gegen den die Leistungen der Reaktionszeit bescheiden zurücktreten müssen. Hätte man sich nicht in den weitesten Kreisen des Volkes gewöhnt, abgestumpft über alles, was die Zeitung bringt, hinwegzulesen, so müßte ein Schrei der Entrüstung sich erheben über die Art und Weise, wie etwa in der Reichsabgabenordnung dem freien Deutschland ein Gesetz zugemutet werden konnte, das seinem Geist nach ein Stück des finstersten Mittelalters darstellt. Gewiß: Drückeberger und Schieber soll man energisch anfassen — energischer, als es zur Zeit geschieht, wo man Milliarden deutscher Werte ins Ausland verschieben läßt (wie denken Sie über solchen Dolchstoß von hinten, Bürger Ludendorff?). Aber nach der überstürzten Annahme ist kein anständiger Mensch mehr vor der Verurteilung wegen Steuerflucht sicher, ist kein Anwalt mehr ohne Gefahr für die eigne Freiheit imstande, in Steuersachen Rat zu erteilen. Was unter der Reaktion als ein Palladium der Freiheit galt, das Berufsgeheimnis des Anwalts, wird nach dem Vorschlag der Regierung des Freistaates Deutschland aufgehoben! Und womöglich noch schlimmer ist der Entwurf zu einem Reichstumultschadengesetz, dessen Bestimmungen das geltende preußische Recht nicht nur verschlechtern, sondern gradezu einen erschreckenden Tiefstand des Rechtsgefühls offenbaren. Daß ein Kabinett der Linken einen derartigen Entwurf überhaupt vorlegen konnte, erklärt sich allein aus der schon betonten Tatsache, daß die Träger der Reaktion heute ungehinderter schalten können als unter dem alten System.

Wie lange will sich eigentlich das Volk und das von ihm zum Vollstrecker seines Willens berufene Ministerium diesen unwürdigen Zustand noch gefallen lassen? Wie konnten Heine, Haenisch, Noske es viele Monate dulden, daß ihre Absichten von ihren Nachgeordneten sabotiert wurden? Und wie lange sollen die Hüter des alten Unrechtes im Ministerium des Rechtes schalten dürfen? Warum finden unsre Regierungen nichts als Worte? Mehr Dampf, meine Herren Minister! Es ist nichts unersetzlich, nicht einmal ein preußischer Geheimrat!

Der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, wie die Reaktion auch am Reichsgericht ihren Hort hat. Die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft am Reichsgericht muß durch das Präsidium des Reichsgerichts (das heißt: den Präsidenten, die Senatspräsidenten und die ältesten vier Räte) bewilligt, und für die Ablehnung brauchen Gründe nicht angegeben zu werden. (Freilich, zur Ablehnung kommt es selten, denn der Bewerber erkundigt sich vorsichtshalber meist erst unter der Hand — und man enthüllt ihm väterlich die über ihn herrschende Meinung.) Beabsichtigte da vor einiger Zeit ein gewisser Justizrat vom Oberlandesgericht Posen, wo er als Deutscher nicht bleiben wollte, sich beim Reichsgericht niederzulassen. Das ist ihm nicht geglückt, obwohl ihn die deutsche Anwaltschaft als hervorragenden Juristen und fleckenlosen Charakter kennt. Warum? er ist — man denke — ein ungetaufter Jude! Bescheidene Anfrage an

das Reichsministerium: warum wird der von der Anwaltschaft und von allen freiheitlich Gesinnten längst bekämpfte § 99 der Rechtsanwaltsordnung nicht geändert? Weil die Herren Geheimräte in den Justizministerien darin eine frevelhafte Aenderung des Bestehenden erblicken würden? (Schluß folgt)

Otto Wiemer von Johannes Fischart

Bismarck war gestorben. Windhorst war tot. Bamberger und Rickert weilten nicht mehr unter den Lebenden. Bennigsen hatte das Zeitliche gesegnet. Eugen Richter war kränklich und sah sein Ende nahen. Von all den großen Politikern der ersten reichsfrohen Zeit lebte nur Bebel, der Feuerkopf, noch. Da sah sich das deutsche Bürgertum nach neuen Sternen um, die ihm mit sicherm Licht den Weg durch das Dunkel der Politik weisen sollten. Aber man konnte keinen Stern am düstern Firmament entdecken. Man drückte sich eine Brille auf die Nase, man nahm ein Fernglas zur Hand, man stieg auf die höchste Sternwarte. Vergebens. Da, als man tagelang den Himmel selbst mit Scheinwerfern abgesucht hatte, teilte sich plötzlich der Wolkenflor, und ein neuer Stern lächelte auf die sehnsüchtig harrenden Philster herab: Otto Wiemer.

Der liberale Philister war entzückt. Denn alle seine Eigenschaften spiegelten sich in Otto Wiemers Antlitz wieder. Das Haupt war weich in einen stolzen, leicht gekräuselten Backenbart gebettet. Das Haupthaar war ein wenig hochgekämmt mit einem Schwung ins Genialische. Ein goldgefaßter Zwicker saß breit auf der Nase mit der ein wenig aufwärts wippenden Spitze. Und zwei Oehrchen, kleine und feine Muscheln, waren an den Seiten lieblich anzuschauen. Die ganze gedrungene Gestalt war in einen soliden Bratenrock gesteckt, den der häusliche Schneider mit viel Fleiß und Artigkeit über dem Ansatz von Schmerbauch ein bißchen geweitet hatte. Als der liberale Philister diesen Stern entdeckt hatte, klatschte er vergnügt in die Hände, faltete seinen Schlafrock zusammen, stieg fröstelnd von der Sternwarte herab und legte sich beruhigt ins Bett. Er hatte jetzt wieder Einen gefunden, dessen Führung er sich anvertrauen konnte, und Otto Wiemer trat Eugen Richters reiche politische Erbschaft an. Er wurde der Pistonsolist der Freisinnigen Volkspartei. Sein Wahlkreis: Nordhausen, die Stadt der schönen Schnäpse.

Im Parlament war die erste Lesung des Etats. Der Reichskanzler Fürst Bülow sprach, und die Parteien schickten ihre Kanonen vor. Das Zentrum hatte seinen Spruch hergebetet, die Konservativen, die Nationalliberalen hatten gesagt und geklagt, was sie auf dem Herzen hatten, und nun kam die Primadonna von Schnapshausen an die Reihe. Mit flatternden Rockschößen, ein Bündel Manuscriptpapier in der Hand, eilt er auf das

Podium. Nun steht er am Rednerpult. Hoch aufgerichtet. Mit strengem Auge mustert er die Corona. Der große Volkstribun hebt an zu reden. Mit rollendem R entgleiten die Worte pathetisch seinem Munde. Ein Kriegervereinsredner. Ein Bierphilister. Ein ausgeleiertes Grammophon. Wie er alles sagt — es brennt einem in den Eingeweiden. Was er alles sagt — tausendfach hatte mans vorher in Leitartikeln, Glossen, Notizen der Presse gelesen. Er war stets gewissermaßen der Führer der parlamentarischen Wiederkäuer. Wenn der Präsident, die Glocke schwingend, verkündete: Der Abgeordnete Wiemer hat das Wort! — so stob das Parkett der Parlamentarier entsetzt nach allen Seiten auseinander. Nur die Fraktionskollegen hielten, anstandshalber, stand. Aber auch aus ihren schmächtigen Reihen machte sich Einer nach dem Andern dünn. Selbst die Journalisten, diese göttlichen Dulder auf hoher Tribüne, taten nicht mit, wenn es hieß: Hört Ihrs wiemern hoch vom Turm? Im Entenpfuhl, bei Speis und Trank, wartete man dann ein Stündchen und noch eins ab, bis das Glockenzeichen einen neuen Redner anzeigte.

Dieser Held der Phrase und der Zeitungsausschnitte wurde an Kaisers Geburtstag 1868 in Tilsit geboren. Der Vater Gendarm. Otto besuchte in Strasburg und Konitz (die heute polnisch sind) das Gymnasium, studierte die Rechte in Berlin, promovierte und machte das Referendar-Examen. Schon der Student war im Reichstag ständiger Gast auf der Journalistentribüne. Als gewandter Stenograph nahm er dort für ein Korrespondenzbureau die Berichte auf. Eugen Richter erkor sich ihn zum Privatsekretär und diktierte ihm seine Reden. So kam Wiemer allmählich in die Politik. Aber kein Fünkchen von Richters Geist ging auf ihn über, kein Spritzer von dem Temperament dieses Brotherrn. Wiemer ist zeitlebens geistiger Stenograph geblieben, Wiederholer, Breittreter, Auswalzer. Bald zierte er einen Redaktionssessel in der Freisinnigen Zeitung. Er sah sich, von der Zimmer-Straße aus, nach einem Mandat um. 1898 erhielt er gleich zwei. Eins für den Reichstag und eins für das Abgeordnetenhaus. Nach fünf Jahren bedankte sich sein Wahlkreis für ihn. Denn er hatte, und behielt, die Manier, sich zwar wählen zu lassen, sich dann aber so gut wie garnicht mehr um seinen Wahlkreis zu kümmern. 1903 nahmen sich die Nordhäuser seiner an. Glocke, der Sozialdemokrat, fiel durch, und Wiemer lief durchs Ziel. 1907, bei den Hottentotten-Wahlen, gelangs ihm noch einmal. Konservative, Agrarier, Antisemiten schoben ihn, im Zeichen des Bülow-Blocks, bei der Stichwahl ins Mandat mit hinein. 1912 gaben ihn diese selben Kreise preis, da die Freisinnigen eine heimliche, aber milde Stichwahlehe mit den Sozialdemokraten eingegangen waren. Dann lieber Oscar Cohn, den Roten, sagten die sich, als den Rosafarbenen. Wiemer

sauste durch, weinte bittere Tränen und sicherte sich, als der alte Träger gestorben war, in der Nachwahl rasch dessen Wahlkreis.

Warum liebte der liberale Philister Herrn Otto Wiemer? Weil er keine Probleme kannte, die so viel Kopfzerbrechen machen. Weil er keine Ideen hatte, die einem unnütze Verdauungsbeschwerden verursachen. Weil er allen Konflikten aus dem Wege ging und alle Taschen voll mit Kompromissen hatte. Theodor Barth sagte einmal von ihm: „Mit den hohlen Phrasen und den Gesten eines schlechten Provinzmimen sucht er sich und sein immer anspruchsloser gewordenes Publikum über die gemeinsame geistige Oede hinwegzutäuschen." Er hat das fortschrittliche Bürgertum alle die Jahre, während der Kaiserlichen Zeit, geistig korrumpiert; er hat, als Stadtrat von Berlin, die Verfilzung des berliner Kommunalfreisinns mit auf dem Gewissen; er hat mit Pauken und Trompeten die faule konservative und liberale Paarung entrieren helfen (bald zierte als bezeichnende Belohnung der Rote Adlerorden vierter Klasse, den früher jeder Kanzleirat bei seiner Pensionierung erhielt, seine Heldenbrust); er hat sich gedreht und gewunden, wenn es galt, eine entschiedene und klare Politik zu machen: im Zusammengehen mit der Sozialdemokratie, in der Kriegshaltung, in der Annexionsfrage. Immer versuchte er, sich hinter Worten zu verkriechen, um nicht die Brücken hinter sich, nach rechts, zu der Regierung, zu der „Gesellschaft" abbrechen zu müssen. Lassalle schreibt an einer Stelle: „Individuen sind zu täuschen, Klassen niemals." Der liberale Philister, der seine Ruhe haben wollte, ließ sich durch die Wiemersche Klopffechterei täuschen. Ihm war sie schließlich recht. Er schmunzelte höchstens über die Rabulistik. Die Masse fühlte instinktiv die Unehrlichkeit der Politik, die in der Zimmer-Straße gemacht wurde, und wandte sich in Scharen vom Freisinn ab. Als Theodor Barth, der Demokrat, gegen die Schamlosigkeit des Freisinns, sich mit den Konservativen 1907 in ein gemeinsames Bett zu legen, derb aufbegehrte, ward er von der Zimmer-Straße mit allen Mitteln verfolgt, gehetzt, verfemt, und als das alles doch nicht verfing, schließlich mitleidig für geisteskrank erklärt.

Wiemer riß in der Reichstagsfraktion alle Hauptrollen an sich. Mugdan und Mugdanesen, wie sie Vollrath einst in der Berliner Volkszeitung genannt hatte, waren seine Getreuen, die jede Opposition erdrückten und erstickten. Er sprach, als Hauptredner, zur äußern und zur innern Politik: immer dasselbe donnernde Getöse ohne Inhalt und ohne Geist. Seine Rede erreichte stets dann ihren Höhepunkt, wenn er, nach einer kurzen Anlaufspause, zur Regierungsbank gewendet, das große Wort gelassen aussprach: Hier hilft kein Mundspitzen — es muß gepfiffen sein.

Fast ein Vierteljahrhundert hat das liberale Bürgertum diesen Mann im Parlament ertragen. Erst die Revolution schien ihn wegfegen zu wollen. Die Zimmer-Straße flog auf. Wiemer kam, mit unschuldvollster Miene, hinzu, als die Demokratische Partei begründet wurde, und erhob Anspruch auf einen Sessel. Man komplimentierte ihn hinaus und ersuchte ihn, in der unbekannten Masse zu bleiben. Wutschnaubend setzte er sich mit Herrn Stresemann, dem es ebenso gegangen war, hin und verfaßte einen Aufruf zur Bildung einer Deutschen Volkspartei. Dann aber, als es dort nichts zu holen gab, kehrte er, nach dem großen Werbe-Erfolg der Demokraten, in den Schoß dieser Partei zurück und stand grollend beiseite. Dem ersten berliner Parteitag wohnte er mit Mugdan beobachtend in der Loge der Abtrünnigen bei. Und jetzt, kurz vor den Wahlen zum ersten neuen Reichstag, hält er in klirrender Karosse seinen Auszug aus der Demokratischen Partei, um sich im letzten Augenblick, bevor noch alle Kandidaturen besetzt sind, der Deutschen Volkspartei in die offenen Arme zu werfen. In Bächen schwimmen ihm die Tränen der armen verlassenen Demokraten nach. Hab und Gut verloren, nichts verloren. Wiemer verloren, alles verloren!

Der Stern, der nach Eugen Richters Tode dem liberalen Bürgertum in einer Stunde der Sehnsucht so plötzlich glückverheißend erschienen war, ist ein bißchen nach rechts gewandert. Nichts weiter. Auch Sterne sind starken und schwachen Charakters. Nur Wolfram von Stresemann-Eschenbach singt: „O, du mein holder Abendstern . . .“

Ludwig Rubiner von Joseph Chapiro

Ich habe Ludwig Rubiner 1917 in Genf bei einem jungen französischen Dichter kennen gelernt, den er liebte, und von dem er ein Gedicht in seine Sammlung ‚Kameraden der Menschheit‘ aufgenommen hat. Es herrschte eine schwüle Hitze. Ich erinnere mich, welch schöner, wunderbarer Sonnenschein das Zimmer, in dem wir saßen, durchflutete. Unsre Unterhaltung blieb zuerst „literarisch“. Dann aber fingen wir an, über den Krieg zu sprechen, über die Riesenoffensive, die Deutschland an der Westfront, wo Frankreichs und Deutschlands Herz aus Millionen Wunden blutete, soeben eingeleitet hatte. Das Gespräch kam auf Rußland, auf die unheilvolle Kerenski-Offensive vom ersten Juli; Lenin; Trotzki . . . Wenn wir damals von der Revolution sprachen, standen unsre Ziele noch nicht klar vor unsern Augen. Noch gab es nicht jene besondere kommunistische Strömung, wie wir sie seit der bolschewistischen Revolution im Oktober 1917 haben: von der Rubiner sich so begeistert mitreißen ließ. Diejenige Revolution, die wir Alle — welches auch unsre persönliche Nuance sein mochte — ohne Ausnahme anstrebten, war: die Beendigung des Krieges. Wir wollten so viel wie noch möglich von dem europäischen Herzen retten, das

man seit fast drei Jahren stückweise in den hungrigen Schlund dieses Hundekrieges warf. Eine solche Tat mußte zweifellos zur Niederwerfung des kapitalistischen Regimes führen. Denn es war so klar, daß die Existenz des Kapitalismus sich auf die militärische Macht gründete; daß der Krieg die Rechtfertigung für die Existenz des Militarismus war; und daß es der Diplomaten Beruf war, den Krieg zu entfachen: so klar war es, daß der stärkste Schlag für den triumphierenden Militarismus die Beendigung des Krieges wäre, so einleuchtend klar, daß wir unsre ganzen Bemühungen, unsern ganzen Geist darauf richteten! Und Rubiner entwarf uns seinen Kampfplan mit einer Lebhaftigkeit und einer Wärme, die unser Herz beglückten. Und da kaum Einer von uns die deutsche Sprache beherrschte, bedauerten wir, Rubiners Schriften nicht zu kennen; wir ahnten, daß sie von derselben Glut durchdrungen waren, wie diese brennende Sonne, die das Zimmer durchflutete und unser Blut beschleunigte . . . Wer hätte damals geahnt, daß zwei und ein halbes Jahr später Einer von uns den toten Rubiner würde grüßen müssen!

•

Wenn man Rubiner liest, fühlt man zuerst Ungewißheit. Etwas Rätselhaftes bannt. Einesteils ist es eine vollständige Ruhe, ein ölglatter See in hoher Mittagsstunde. Wiederum entspringen bald hier, bald dort heiße Geiser, mit höllischem Kampfgetöse. Und immer ist es dasselbe Gefühl, in allem, was er geschrieben hat. In seinem Gedichtband: ‚Das himmlische Licht'. In seinem von pascalischem Geist erfüllten Buche: ‚Der Mensch in der Mitte'. In seinem wundervollen Tolstoi-Porträt, einem der schönsten, die ich kenne; es bildet die Einleitung zu Tolstois Tagebuch, das seine Frau, Frida Ischak-Rubiner, ins Deutsche übertragen hat. Und endlich im letzten Werk, dem Drama: ‚Die Gewaltlosen'.

Die Ruhe. Für ihn war Ruhe die Seele des Menschen, die Seele des Dichters, der unfähig ist, zu schaffen, der sich aber leidenschaftlich an der Schöpfung berauscht. Dagegen der Geist schuf, der Geist war die Quelle aller Dinge, der Schöpfer der neuen Welt. Seele und Geist — wie oft kommen nicht diese zwei Worte, diese zwei Elemente der menschlichen Struktur in seinen Werken vor! Entweder ergibt sich der Mensch seiner Seele zur Selbstberauschung, oder es ist die Herrschaft des Geistes, der uns unserm antisozialen Individualismus entreißt und uns zur Schöpfung drängt. „Die Seele steht im Banne des Teufels", und: „Der Geist ist die Gnade Gottes". Um diese beiden Pole dreht sich Rubiners Werk. Die Seele besitzt keinen wirklichen Wertmesser. Für sie ist alles Eindruck. Sie weiß weder, was gerecht, noch, was ungerecht, weder, was gut, noch, was schlecht ist. Sie ist die Saite, die fortwährend vibrieren muß, für sich selbst vibrieren, für den Menschen, dessen Augen sie vor der übrigen Welt verschließt. Nur der Geist schafft. Er einzig leitet die Welt und ändert sie. Die ganze Welt ist nur ein Teil unsres ewigen, ungeheuren, wie ein Diamant mit tausend Facetten leuchtenden Geistes. Wie lebhaft stimmt Rubiner dem gewaltlosen Tolstoi zu, wenn er bei ihm Wahrheiten

von der Art der folgenden findet: „Der Glaube an die Erschaffung der Welt durch Gott ist ein sinnloser Aberglaube. Gott vollzieht sein Werk durch den Menschen." Die Seele ist persönlich. Der Geist aber ist kollektiv. Der Geist auch des größten Schöpfers übersteigt nie den Geist der Gesamtheit, sondern bildet nur einen Teil davon. Und da, wie Rubiner sagt, „der Geist die Gnade Gottes ist", kann Gott selber nur etwas Begrenztes sein. Nicht umsonst weist Rubiner so nachdrücklich auf Tolstois Art, Gott zu betrachten, hin: „Eine der Hauptsachen des Uebels in unserm Leben", heißt es in Tolstois Tagebuch, „ist der unsrer christlichen Welt anerzogene grobe Glaube an den jüdischen persönlichen Gott, während das Hauptmerkmal (wenn man sich so ausdrücken darf) Gottes darin besteht, daß Er durch nichts begrenzt, folglich unpersönlich ist."

Der Mensch kann nur unter der Bedingung zu Gott gelangen, daß er einen Teil von ihm bildet, daß auch er schafft, daß auch er ein göttliches Symbol ist! Dies ist ganz Charles Péguy, obgleich Péguys Religion von Rubiners Religion verschieden ist. Oeffnen wir aufs Geratewohl irgendein Werk von Péguy, zum Beispiel: ‚Notre Jeunesse'. Er nennt sich einen glühenden Katholiken, weigert sich aber und hat sich immer geweigert, das „Vaterunser" mit dem „Dein Wille geschehe!" zu sprechen. Nein, solange der Mensch denkt, solange er vom Geiste durchtränkt ist, der seine gewaltige Hirnmaschine in Bewegung setzt, ist keine Willensentsagung im Menschen möglich! „Dein Wille geschehe!" ist folglich nichts weiter als eine Profanation Gottes.

„Der Mensch", sagt Rubiner, „kann zu Gott nur gehen, um das Schöpferische in sich selbst zu wecken." Aber nun kommt jenes banale Wort, das Rubiner, der „Mensch in der Mitte", so gehaßt hat! „Die Tragik des Schöpfers" heißt dieses Wort. Da der Geist sich aus zahllosen Teilchen zusammensetzt, muß der Mensch inmitten dieser Sandkörner, aus welchen die Menschheit, die menschliche Gesellschaft besteht, verharren. Und hier bringt uns Rubiner ein Paradoxon, erstaunlich neu im Ausdruck. Nicht das Werk soll den Schöpfer überleben: der Schöpfer muß dauerhafter sein als sein Werk, als die Welt, die er ändert, oder die er schon vor seinem Werk geändert hatte. Dies will heißen, daß der Schöpfer verschiedene Menschen schaffen soll, und nicht einen Menschen nach seinem Bilde, einen Menschen, der mit der Zeit vergehen würde. Nicht das Werk des Augenblicks — Ausdruck der Zeit —, nicht die Welt, die er ändert oder schon geändert hat, bildet den Hauptteil eines wahren Schöpfers. Das Hauptwerk jedes Schöpfers ist der Schöpfer selbst, ist sein Vervielfältigungsgeist, den eine Generation der andern überliefert. Mögen uns Rousseaus oder Herders Werke heute noch so veraltet erscheinen, möge die Welt, die sie geändert, oder die sie geschaffen haben, uns im Rückstand erscheinen — in einer Form, an der wir keinen Geschmack mehr finden können —: die Hauptsache ist, daß der Schöpfergeist sein Werk überlebt und uns weiterhin berauscht und uns zu neuen Schöpfungen zwingt. Reicht aber der Schöpfergeist ans Genie, so muß er verschiedene Persönlichkeiten schaffen, die sich so an einander reihen, wie ein Kettenglied sich vom andern unterscheidet und nichts-

destoweniger mit allen zusammen eine ununterbrochene Kette bildet. Leider schaffen die meisten Schöpfer nur ihr eignes Bild, selbst wenn dieses Bild sich durch die kommenden Jahrhunderte hindurch nuancieren läßt. Und dieses Bild hat nur Nachahmer, Nachfolger, Schüler: es findet keine neuen Schöpfer. Selten sind die Genies, die zu andern Ergebnissen gelangen. Daher ruft Rubiner aus: „Der Schöpfer will neue Menschen züchten, und er schafft nur Nachfolger. Die wirkliche Tragik des Schöpfers ist, daß er bloß Jünger hat. Daß er im höchsten Fall nur zeugt. Homunculi. Statt sich zu vervielfältigen."

Und so fühlt er sich zu jener Politik getrieben, die er „Prophetenpolitik" nennt: die morsche Welt mit ihren mörderischen, unfruchtbaren Formen zu zerstören und sich ans Werk zu setzen, um eine neue Welt zu bauen, eine Wohnstätte der neuen und freien Menschen. Was uns in dieser Welt bedrückt, ist diese mechanische Zivilisation, die uns gefangen hält — „aber nie beherrscht". Laßt uns also Mittel schaffen, uns von ihr zu befreien. Laßt uns soziale und ideologische Bauten errichten, die auf dieser Welt den Legenden ähneln mögen, denn die Legende, nach dem Wort, das Rubiner Dostojewski entlehnt, ist der erste Schritt zur Wahrheit. Selbst die Wahrheit ist ja nicht unveränderlich. Sie ist die geniale Hypothese, die bis heute dem Experiment die besten Resultate geliefert hat. Laßt uns Legenden bilden, leuchtend und lächelnd wie schneebedeckte Gipfel an sonnigem Tage! Laßt uns jenen Verkündigungslaut hören, den Macbeth am Horizonte vernahm, und der das Schicksal dieser alten, in den Konkurs geratenen Welt regeln kommt. „Hier tritt der Dichter" — dies ist der letzte, mächtige Akkord in Rubiners Kameraden der Menschheit' und ist auch die herrschende Tonart in seinen ‚Gewaltlosen' — „hier tritt der Dichter an die Seite des Proletariers: der Proletarier befreit die Welt von der wirtschaftlichen Vergangenheit des Kapitalismus; der Dichter befreit sie von der Gefühlsvergangenheit des Kapitalismus. Kameraden der Menschheit rufen zur Weltrevolution."

Er, der ein so glühender „Kamerad der Menschheit" war, hat das Glück nicht genossen, die Weltrevolution in ihrer ganzen Weite ihre Ziele erreichen zu sehen. Aber er hat den Kapitalismus, den Zerstörer der Menschheit, mit seinen Kriegen und seinen Kanonen, seinen Millionen von Leichen und seinen verwüsteten Feldern — er hat ihn immerhin zusammenstürzen sehen. Und er ist mitten im donnernden Bersten des Gebäudes der kapitalistischen Ungerechtigkeit und Häßlichkeit entschlafen.

Ludwig Rubiner ist jung gestorben, in der vollen Blüte seines Talents und seiner Kräfte; und in der Vorausahnung dieses raschen Endes hatte er für seine Kampfgenossen folgende Verse geschrieben, die wir ihm heute zurückgeben:

„Eine Botschaft kam, und der Weltball unsrer Erinnerungen wie ein Mond aus dem Meer stieg auf.

Wir verströmen unser Leben, wir sprengen unsern Leib hinaus in die Katastrophen des dunklen Raumes. Aber unser Tod über Jahrtausende hin streut hie und da auf die Erde ein Lächeln der Menschen, einen Blick auf den Sonnengang, und, ganz einfach, Blumen."

Bizarrer Abend von Alfred Polgar

Zu Beginn: ‚Die schwarze Dame der Sonette', ein Akt von Bernard Shaw. Vermutlich ein Gelegenheitsscherz, eine Art Proverbe etwa zur Eröffnung eines neuen Theaters. Es treten auf: William Shakespeare, die jungfräuliche Königin, die schwarze Dame der Sonette. Shakespeare als Literat. Er botanisiert nach gut klingenden Sätzen. Er fängt den Leuten die originellen Wendungen vom Munde und sperrt sie in sein Notizbuch. Diese Wendungen sind natürlich Shakespeare-Zitate (deren Geburt wir also beiwohnen). Ulkig. Sonst steckt wenig Lustigkeit in dem zähen Trialog. Matt und klein brennt das Esprit-Flämmchen. William erbittet von der Königin die Schaffung eines englischen Nationaltheaters: dieses zu propagieren war wohl Bestimmung des Spiels. Ein Glück, daß es von Shaw; sonst wäre es nämlich albern. An der wiener Renaissance-Bühne ist Harry Walden Herr Shakespeare. Als Frau Courths-Mahler könnte ich mir ihn besser vorstellen.

Den Beschluß des Abends machte gleichfalls ein Akt von Shaw: ‚Die verhängnisvolle Siphonflasche'. Es geht toll her. Exzentrik-Bühne. Vielleicht eine Verhöhnung englischen Theaters und englischen Publikum-Geschmacks. Clownerien, Mordgeschichten, Skurrilitäten, Errettungen ex machina, Tölpelei, Schwachsinn, Liebe, Uebermut und Unterwitz. Leitmotiv, vielleicht: Das englische Theater — ein Narrenhaus. Die Amerikaner, glaube ich, machen derlei Unsinn besser. Sie sind Virtuosen der Klecks-Malerei in ultrakomischen Farben. Ihr Witz schmeichelt Löcher in die Logik, und durch die Löcher dringt Licht aus einem fernen Urheiterkeits-Lichtquell, durchstrahlend Naturgesetze und irdische Bedingtheiten. Hier, bei Shaw, hat der Ritt gegen Sinn und Logik trotz aller Geist- und Körper-Verrenkung donquichotische Steifheit und die Narretei etwas geheim-Oberlehrhaftes. Welche Anstrengung und Häufung! Du siehst den Wald nicht vor lauter Purzelbäumen. Verzweifelter Humor tobt die Wände entlang und hindurch. Die Bühne schwitzt. Ein Sandsturm von Komik fegt her, und das Lachen verdorrt in den Kehlen. Kein Spaß solcher Spaß!

Rettung: Karl Ettlinger. Er hat die schöpferische Laune, die echtbürtige Narrheit, die Komik von Blutes Gnaden. Der Urheiterkeits-Lichtquell strahlt aus ihm, lockernd Widerstand der Vernunft, tief verstecktes Lachen befreiend.

Das Beste lag in der Mitte des Abends: ‚Die Kulissen der Seele', eine ernste Groteske von Nikolai Nikolajewitsch Evreinoff. Spielt in der Herzgegend des Menschen (anatomisch gemeint). Bühnenhintergrund bilden Wirbelsäule und zwei Rippenpaare. In der Bühnenmitte pocht das Herz. Nervenstränge sind gespannt. Neben ihrem Köfferchen, immer reisefertig, schläft die

unsterbliche Seele. Als Akteure treten auf „der Verstand“ und „das Gefühl“. Was sie dem „Ich“, in dem sie wirken, zu sagen haben, telephonieren sie dem Gehirn hinauf. Dieses Ich hat Frau und Kind verlassen um der Tänzerin willen. Der Verstand plädiert gegen die Tänzerin, das Gefühl gegen die Ehefrau. Der Verstand enthüllt den trügerischen Zauber der Hüpfdame: Zähne, Haare, Waden, alles falsch. Das Gefühl enthüllt den trügerischen Madonnenzauber der Kindchen-schaukelnden Ehefrau: sie ist eine boshafte Keiferin, „ins Himmelblaue umgelogen“. Das Verstandes-Ich und das Empfindungs-Ich geraten aneinander. Und am Ende schlägt das Gefühl den Verstand tot, gerät außer sich und telephoniert dem Hirn: Browning! Schuß. Aus dem zerlöcherten Herzen rieselt Rotes. Ein Schaffner kommt und sagt der unsterblichen Seele: „Umsteigen: In einen andern Menschen“. Sie folgt resigniert, seufzend: „Es ist doch immer das Selbe . . .“ Eingeleitet wird das bizarre Spiel durch den Professor der Psychologie als Prologus. Notwendig, damit breites Publikum sich doch ein wenig zurechtfinde in den Voraussetzungen.

Mit dem Einfall erschöpft sich Wert und Sinn dieser originellen Cabaretnummer. Aber der Einfall ist glänzend. Gerne hätte ich den Verstand vom falschen Zauber der echten Haare, Zähne, Waden einiges vortragen und das Gefühl den falschen Zauber des wirklichen Ehe-Idylls zerpflücken hören. Denn daß die Tänzerin Perücke und Zahnarzt-Gebiß trägt, und die süße Gattin eine „Bisgurn“ ist: solche Komplikation scheint ein wenig possenhaft platt und leer. Aber dem Dichter schien der fundamentale Witz vermutlich (und mit Recht) schon so stark, daß er ihn nicht anders denn populär-bescheiden sich auswirken lassen wollte. So bleibt dieses sonderbare Stück, das im Innersten spielt, an der Oberfläche. Es ist spaßig, verwegen und auch ein wenig unheimlich. Manchmal mutet es an wie ein intellektuell verschärfter Raimund. Wie bei Raimund wird hier „die Sprache beim Wort genommen“. So, wenn „der Verstand stehen bleibt“, oder wenn „das Gefühl an den Nerven reißt“. Warum die unsterbliche Seele schon erwacht und aufsteht, ehe der Schuß gefallen, weiß ich nicht. Auch nicht, warum der zum Umsteigen mahnende Schaffner so erschrecklich pathetisch tut, schwarzflügelig mit Grabesstimme. Steht das im Buch, oder kniete sich die Regie so tief ins poetisch Stimmungsvolle hinein?

Die Bühne hat Herr Oskar Friedrich Wernndorff originell-anatomisch hergerichtet. Das ist einmal eine wirkliche „Innendekoration“. Das Gefühl wird von Ettlinger vorgeflattert. Die Zuhörer waren begeistert. Zweitens deshalb und erstens, weil sie, so was schlagend Geistreiches so ganz kapierend, sich selbst geistreich und ihr Antlitz mit der Falte des literarischen Gourmets geschmückt fühlten.

Finanzeinheit von Hetta Gräfin Treuberg

Nach Unterzeichnung und Ratifizierung des Friedensvertrages, nach Wiederanknüpfung der offiziellen diplomatischen Beziehungen war die Einladung nach Spa eine Selbstverständlichkeit. Aus dem Inhalt des Friedensvertrages, aus seinen wirtschaftlichen Bestimmungen, besonders in Teil VIII Wiedergutmachungen, § 9 des Anhangs II, ergibt sich ganz natürlich der direkte Verkehr. Er hatte sich ja schon früher angesponnen. Bereits zur Zeit von Versailles im Mai 1919 standen Warburg und die andern Wirtschaftsdelegierten im direkten Verkehr mit den Wirtschaftszentren und Bevollmächtigten der Umwelt.

Eine Festsetzung der von uns geschuldeten, aufzubringenden Summe ist für die Festsetzung von Frankreichs und Belgiens Budget mindestens ebenso wichtig wie für uns die Uebersicht über unsre Schuldenlast.

Dank dem Steigen der Mark, dem Fallen des holländischen Florin und der spanischen Peseta unter Pari, der Deroute an der frankfurter und berliner Börse, dem Sinken des französischen und belgischen Franken, dem Stürzen der Lira, der Verschlechterung der Mark durch italienische Verkäufe, dem Anziehen der Lira infolge dieser Maßnahme, dem Andauern der Deroute, der Erhöhung der Lebensmittelpreise, dem Sinken der Weltmarktpreise für Silber und Eisen — dank alledem stehen wir in Deutschland vor einer Katastrophe.

Wirths Rede hat vor einigen Wochen selbst Blinden den Abgrund gezeigt. Hilfsmittel außer dem zweischneidigen Schwert der Monopole und der Ausführung von Erzbergers Steuerprojekt hat auch er nicht gewußt. Bei der Gelegenheit hat er der Arbeit Erzbergers, der Reichsfinanzhoheit und Reichsfinanzeinheit lobende Worte gewidmet.

Am sechzehnten August 1919 habe ich darüber Ausführungen veröffentlicht, die mit den Worten begannen: „Die Reichsabgabenordnung ist gegen die Stimmen Bayerns, Sachsens, Badens angenommen worden." Ferner sagte ich: „Die Reichsfinanzhoheit ohne eine organische Neugliederung des Reiches bedeutet die preußische Hegemonie und erhöht die Gefahr des Abfalls der Rheinlande, der Ostteile. Sie ermöglicht in Bayern einer Anzahl Menschen, denen es der Sturz der Ungarischen Räte-Republik sowieso erleichtert, mit dem Anschluß an ein neues Oesterreich-Ungarn in föderativer Form zu spielen. Daß in Sachsen bei allen Parteien Loslösungsbestrebungen erörtert worden sind, hat die Presse doch oft erwähnt. Mit Reichsexekutive kann man einer politischen Bewegung nicht Herr werden." Ich schloß damals meine Betrachtungen damit, daß die Reichsfinanzhoheit die Entwicklung zur Reichseinheit ebensosehr bedrohe wie beschütze.

Inzwischen hat sich die Bedrohung der Reichseinheit, der Republik von rechts als Tatsache erwiesen. Den Klassenkampf von links haben aber Reichssteuern nicht mildern oder hindern können.

Schon vorher, am neunzehnten Juli 1919 hatte ich über die Bodenmark geschrieben. Ihre Garantie sah ich damals in einer Reichshypothek auf allen Grund und Boden, deren Wirkung einer fünfprozentigen Miets- und Pachtsteuer gleichgekommen wäre. Ich hoffte, durch diese Maßnahme unsre Markguthaben im Auslande vor Zusammenbruch unsrer Valuta und unsre Ankäufe, bei strengster Zentralisierung der Einfuhr, zu konsolidieren. Leider war damals, ist immer noch, wie auch der geringe Besuch der Nationalversammlung

bei Wirths Antrittsrede erwies, das Interess an Valuta, Finanz und Wirtschaft gering.

Unsre Finanzen, selbst wenn unsre Valuta sich weiter hebt, werden so bald nicht gesunden. Die Festsetzung unsrer Schuld an die Entente, welches auch immer ihre Höhe sei, wird gewaltige Opfer fordern. Der Einzelne in Deutschland, nicht nur der Kriegsgewinnler stellt für seine Person größere Ansprüche als früher. Jeder konsumiert mehr, arbeitet weniger. Ich kenne ehrsame Handwerkerfrauen, die früher sicherlich über die Möglichkeit gelacht hätten, daß ihre Söhne anderswo als am Sonntag auf der Tanzdiele tanzen lernten; deren Besuch kam selbstverständlich erst in Betracht, wenn der Junge die Lehrzeit hinter sich hatte und sein eigner Herr war. Heute wird das halbflügge Volk in die Tanzstunde geschickt und kriegt von der Mutter diese samt Tanzschuhen und feinern Strümpfen bezahlt. Frauen, die heute noch nicht verstehen, daß man eine Köchin halten kann, kaufen Puten für zweihundert Mark und mehr, während früher selbstverständlich war, daß der Mann zu Mittag ein halbes Pfund Fleisch und sie mit den Kindern Speckklöße aß, oder daß für sie Alle das halbe Pfund Fleisch mit Gemüse und Kartoffeln zusammengekocht wurde. Ich habe Bekannte, deren Kinder mich bedauern, weil man Kinderbälle mit Cabaret, Kino, Musikkapellen aus Ungarn und Champagnerbowlen in meiner Jugend nicht kannte.

Deutschlands Konsum ist mit der Inflation gestiegen. Eine Devalvation wäre nur denkbar, wenn Jeder seinen Konsum freiwillig verringerte. Bei jeder Ausgabe müßte sich Jeder fragen — nicht: Kann ich sie mir gestatten?, sondern: Ist dieser Kauf für mich eine Notwendigkeit? Sonst steuern wir einer Katastrophe zu, gegen die bis jetzt Alles ein Kinderspiel war. Nämlich dann wird die Valuta wieder sinken. Bei Einziehung der Steuern wird aber die Liquidität des Kapitals vermindert werden. An der Börse wird durch deutsche Mußverkäufe eine Panik entstehen, und ihrer wird man durch Einführung des Terminhandels, wie schon jetzt vorgeschlagen wird, Herr zu werden suchen. Das Ausland wird trotz allen Maßnahmen, die bei dem Wortlaut des Versailler Vertrages auf die Dauer doch nie wirksam sein können, sich unsrer Industrie, sofern sie Ertrag verspricht, bemächtigen und dadurch wirtschaftlich herrschend werden. Wir müssen dem vorbeugen. Und können es.

Dazu ist notwendig, daß wir Erzbergers Finanzwerk von Grund auf umgestalten. Wirth gibt zu: Der Besitz ist bis zur letzten Grenze der Leistungsfähigkeit belastet. Die Produktion ist es auch. Arbeitgeber und Arbeitnehmer können nicht mehr an direkten und indirekten Steuern ertragen. Der Drei-Milliarden-Lebensmittelzuschuß des Reiches, die Verbilligung des Innen-Konsums ist Selbstbetrug, nicht Selbsthilfe. Wir dürfen nicht fortfahren, Finanzfehler zu begehen und uns damit zu trösten, daß in ähnlicher Lage Frankreich zur Zeit der Assignaten ähnlich gehandelt hat. Wir dürfen auch nicht auf Hilfe von außen rechnen, da heiliger Egoismus selbst unsern neuesten Freunden, hinderte sie nicht ihre positive wirtschaftliche Lage, unmöglich machen würde, für uns einzutreten. Wir brauchen eine Entscheidung, und zwar vor den Wahlen.

Welchen Weg wollen wir gehen? Behalten wir unsre kapitalistische Wirtschaft, dann müssen wir den Produzenten, den Einzelnen, der unser Volkswohlstand, unser Volksvermögen ist, schützen. Dürfen

den Industriellen, den Besitzer, den Kapitalisten, das Kapital nicht durch Steuern erwürgen. Wollen wir die Produktion verstaatlichen, Staatsmonopole dafür schaffen, dann muß dieser Weg beschritten werden. Ob die Form von konsolidierten Staatsbetrieben, unter individueller Leitung eines fähigen, im Privatbetrieb bewährten Mannes nicht vorzuziehen ist, wie ich am fünfundzwanzigsten März an dieser Stelle ausgeführt habe, scheint mir fraglich. Wollen wir rein sozialisieren, mit Ablösung, Amortisation der Ablösung, Mitbestimmungsrecht des Arbeitnehmers in jeder Beziehung, so muß auch da ein Weg gefunden werden. Aber weiter mit Palliativen arbeiten: das dürfen, das können wir nicht. Die Umwelt streckt uns die Hand entgegen. In Brüssel wird der internationale Wirtschaftsbund besprochen werden. Deutschland ist das Wirtschaftsherz Europas. Ganz Europa hat an seiner Gesundung ein Interesse. Wir müssen, nicht nur in unserm, nein: im europäischen Interesse bei der internationalen Finanz- und Wirtschaftsregelung, bei Anleihe und Währung, bei Bank- und Rohstofferschließung aktiv mittätig sein. Wir brauchen kein „Prestige". Unsre Zukunft liegt nicht auf dem Wasser: unsre Zukunft ist Arbeit und Einheit untereinander — Einheit nicht im Worte, sondern im Werke!

Mikrokosmos von Theobald Tiger

Daß man nicht Alle haben kann —!
Wie gerne möcht ich Ernestinen
als Schemel ihrer Lüste dienen!
Und warum macht mir Magdalene,
wenn ich sie frage, eine Szene?
Von jener Lotte ganz zu schweigen —
ich tät mich ihr als Halbgott zeigen.
Doch bin ich schließlich 1 Stück Mann . . .
Daß man nicht Alle haben kann —!

Gewiß: das Spiel ist etwas alt.
Ich weiß, daß zwischen Spree und Elbe
das Dramolet ja stets dasselbe,
doch denk ich alle, alle Male:
entfern ich diesmal nur die Schale —
was wird sich deinen Blicken zeigen?
Was ist, wenn diese Lippen schweigen?
Nur diesmal greifs mich mit Gewalt . . .
(Gewiß: das Spiel ist etwas alt.)

Daß man nicht Alle haben kann —!
Das läßt sich zeitlich auch nicht machen . . .
Ich weiß, jetzt wirst du wieder lachen!
Ich komm doch stets nach den Exzessen
zu dir und kann dich nicht vergessen.
So gib mir denn nach langem Wandern
die Summe aller jener Andern.
Sei du die Welt für einen Mann . . .
weil er nicht Alle haben kann.

Rundschau

Titel

Die neue Verfassung hat in vorsichtiger Formulierung die Verleihung von Titeln, mit denen kein Amt verbunden ist, untersagt. Nun ist in diesem Lande die Verfassung ein frommer Wunsch, bestimmt für die braven Schulkinder, wie man ihnen früher ja wohl die Bibel mitgab: man liest in beiden und richtet sich nach keinem. Aber das mit den Titeln sollte man doch abschaffen.

Die Titelsucht ist heute in Deutschland genau so groß und so gefährlich, wie sie es im Mittelalter gewesen ist. Der Titel erstickt jeden Widerspruch und erspart dem Titelträger jede Tüchtigkeit. Er steckt sich hinter den Titel, und das Uebrige besorgt dann schon die Dummheit Derer, die den Titel anstaunen und ihn um des Titels willen, den sie nicht haben, aber gern hätten, beneiden. Es ist nicht besser — es ist schlimmer geworden.

Bei den Sicherheitswehren gibt es fünf verschiedene Arten von Wachtmeistern. Die alte Bevorzugung der Referendare und Assessoren, die sich früher einmal in gesellschaftlichen Bevorzugungen ausdrückte und manchmal noch ausdrückt, hat die Schaffung der Studienreferendare und Bergassessoren und Postreferendare hervorgerufen — und das alles nur, damit eitle junge Leute mit dem herrlichen Titel angeredet werden.

Der Titel soll den Träger immer wieder an seine eigne Herrlichkeit gemahnen. Es wäre nichts gegen ihn einzuwenden, wenn er nur den Angeredeten auszeichnete; er drückt aber bewußt alle Die, die ihn nicht haben. Er ist im tiefsten Sinn undemokratisch.

Die Eitelkeit ist aber größer. Sie wird groß gezüchtet von den Behörden. Solange irgendein Regierungsrat, ein Assessor, ein Oberleutnant nur um dieser Titel und Aemter willen von den Exekutiven bevorzugt werden — und sie werden es stündlich —: so lange ist auf keine Besserung zu hoffen. Die flaue Feigheit der Koalitionsregierung waltet auch hier ob —: man traut sich nicht, dem Deutschen sein geliebtes Palladium zu entreißen und einen Jeden so anzureden, wie er nun mal heißt. Namen können eine Ehrung sein — Titel nie.

Universitätsprofessor ist ein Beruf, keine Anrede. Sanitätsrat ist nur eine Anrede und kein Beruf. Korvettenkapitän sei keines von beiden.

Der Wahnsinn greift munter um sich. Die Königlich Preußische Republik verleiht heute noch die alten monarchistischen Titel weiter — damals hatten sie einen Sinn, nämlich für das Herrscherhaus, das mit dem Köder auf die menschliche Schwäche der Eitelkeit das mangelnde Gehalt zu verbessern trachtete. Ohne diesen Titelkram würden all diese Kreisdiätare und Bergwerkassessorensubstitute und Generalsupernumerarpraktikanten ihren Dienst kaum verrichten k nnen . . .

Gott gab den Menschen die Verstopfung und zugleich die heilsame Tamarinde. Und er gab ihnen eine Beschäftigung und zugleich den Titel.

Es geht glatter vonstatten.

Ignaz Wrobel

Caput Nili

Afrika-Bücher sind gewöhnlich etwas höchst Schaudervolles. Denn entweder sind sie von guten Fachleuten geschrieben, und dann meist so langweilig, daß sie Der, der nicht drüben gewesen ist, überhaupt nicht verdauen

kann, oder sie stammen von Schmöcken, die sich im Schmuck ihres Tropenhelms unendlich wichtig vorkommen, mehr Löwen schießen, als gut tut, und den schwarz-weiß-roten Laden noch ärger blamierten als seine bestallten Vertreter. Nein, ich kann mich mit den üblichen „Reisebeschreibungen", die von vielen Leuten so verschlungen werden, nicht befreunden, weil mir der Kopf des — zum Glück oft mitphotographierten — Autors selten gefällt. Und sein Kopf ist der Spiegel, und wenn der nicht blitzblank ist, dann braucht man wohl nicht hineinzusehen.

Aber dieses hier ist doch etwas andres. Dieses hier: das ist ‚Caput Nili', eine empfindsame Reise zu den Quellen des Nils von Richardt Kandt (bei Dietrich Reimer in Berlin).

Der Verfasser war Arzt — er fiel im Kriege — und ist in den Jahren 1897 bis 1902 zu dem Quellengebiet des Nils vorgedrungen. Ueber die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reise mögen sich Andre äußern — er stellt sie in seinem Werk nicht in den Vordergrund. Aber was hat dieser Mann nicht alles gesehen —!

Er ist so gereist, wie man wirklich reisen soll: er hat seine Heimat zwar für sich und in sich mitgebracht, aber er verglich nicht, sondern er erlebte: Afrika.

Erlaßt mir, aufzuzählen, was er alles nicht tut: wie er nicht als Regierungsassessor Afrika in Kompetenzen aufteilt, wie er nicht als wildgewordener Tropenoffizier in Negernhintern tritt — Vajiß die Peitsche nicht —, und wie er nicht Feuilletons erlebt. Er reist und sieht.

Und erzählt. Und das so sauber und männlich, daß man nur wünschen kann, Deutschland hätte viele solcher wirklichen Männer. Er beschäftigt sich mit den Negern, er sucht sie zu verstehen, aus sich selbst heraus zu verstehen — und frißt nicht morgendlich dreie zum Frühstück, wie der weiland Peters, und missioniert nicht an ihnen herum, wie irgendeine protestantische Tränensuse — er steht einfach zu ihnen wie ein Mensch zum andern und bejaht sie und verneint sie, wo sie eben zu bejahen und zu verneinen sind. Und die Kapitel, zum Beispiel, über das Liebesleben des Negers sind so sachlich und gut, daß man sie heute, da dergleichen bei uns irrsinnig überschätzt wird, mit doppelter Freude liest. Landschaftsschilderungen sind in dem Buche, die durch ihre Anspruchslosigkeit eindringlicher wirken als schlechte Poesie, und alle menschBeziehungen des Verfassers sind rein und blank. Im zweiten Band — am Anfang des achtzehnten Briefs — ist eine ganz merkwürdige Stelle, die der Leser des Buches sehr aufmerksam ansehen wird: ein fast antiker Glaube an eine Art Unverletzlichkeit eines Unglücksboten. Und wie liebevoll sich Kandt in die Korbhütten des Negers versenkt hat —: das müßt Ihr selbst lesen.

Alles in allem: nicht das Buch eines großen Forschers, auch nicht das eines Fachmannes, auch nicht das eines alten Afrikaners oder das eines verkleideten Schriftstellers — aber das eines Menschen.

Peter Panter

Liebe Weltbühne!

Kürzlich fragte ich den Landrat von A., Rittmeister a. D. Herrn v. Z., wie er denn nun eigentlich mit dem neuen Regime auskomme. „Och", erwiderte er, „janz jut. Neulich hab ich mal eine Kraftprobe anstellen wollen. Da hab ich den Bürgermeister angepfiffen. Er läßt sichs schon wieder jefallen."

Antworten

Junger Abonnent in Hannover. Sie bestaunen meinen „unermüdlichen Optimismus“, „jede Woche einmal auf zweiunddreißig Seiten die Wahrheit zu sagen und sagen zu lassen“, fragen sich aber, da es „offenbar garnichts nützt“, ob Sie weiter abonnieren sollen oder nicht. Das muß ich Ihnen überlassen. Wir verzagen nicht, weil wir glauben, daß auf dieser Welt nach dem Gesetz von der Enthaltung der Kraft nichts, einfach nichts umsonst verrichtet ist, und daß unsre Wahrheit unmerklich und langsam doch in Kanälchen und Netze fließt und eines Tages, an einem Tage des einundzwanzigsten Jahrhunderts einen unwiderstehlichen Strom bilden wird. Man kann keinen Gegner überzeugen, und der Gegner sind viele. Aber vielleicht wecken wir einen stillen, zu stillen Freund auf oder bringen einen verrannten zur Besinnung oder feuern einen entmutigten wieder an. Optimisten sind wir durchaus nicht. Wir tun unsre Pflicht als Arbeiter, blicken vorwärts und hoffen, daß unsre Urenkel unser Andenken segnen werden.

Putschist. Noch nicht.

Landmann. Für Sie gilt, was Scheffel einmal gesagt hat: „Der Bauer, wenn er störrisch wird, revolutioniert immer nur rückwärts. Das heißt: er will bis auf einen Zustand zurückgehen, der vor dem jetzigen, ihm unbequemen, vorhanden war, auch etwa durch ‚Brieff, Siegel oder Alt-Pergament‘ nachgewiesen werden kann. Er will die gute alte Zeit, während er für moderne Prinzipien keine Hand rührt.“

F. Joppich. Sie schreiben mir: „Haben Sie in letzter Zeit einmal eine ‚Faust‘-Aufführung bei Reinhardt gesehen? Sicherlich nicht. Und doch wäre es im Interesse des kunstliebenden Publikums von großer Wichtigkeit, wenn Sie sich einmal von den einfach unmöglichen Zuständen im Deutschen Theater persönlich überführten. Der ‚Faust‘, den ich gestern sah, war eine Verhöhnung der Theaterbesucher. Die technischen wie die künstlerischen Mängel sind gradezu empörend. Der Darsteller des Faust erweckte den Eindruck, als habe er sich auf seine Rolle garnicht präpariert. Der sonst so virtuose Sprecher verhaspelte sich in seiner Rede und machte verschiedentlich unangenehm auffallende Sprachschnitzer. Der Monolog war barbarisch gekürzt; kein Uneingeweihter kann verstanden haben, warum Faust plötzlich zum Gift greift. Ein fraglos hervorragendes Talent leierte den Mephisto ohne eine Spur von künstlerischer Empfindung herunter, wohl in der Meinung, daß diese Leistung, die man einem Premierenpublikum niemals vorzusetzen wagen würde, für gewöhnliche Sterbliche gut genug sei. Die Volksszene vor dem Osterspaziergang, die Hexenküche, die doch zum Verständnis von Fausts Verjüngung unbedingt notwendig ist, die Domszene — das alles war, ob Sies nun glauben oder nicht, ganz gestrichen. Ueberhaupt hatte es den Anschein, als ob die Schauspieler während der Aufführung willkürlich kürzten, um möglichst früh fertig zu werden. Wenn ein Theater wie das Deutsche nicht die Zeit hat — oder sie sich nicht nimmt —, die größte Tragödie ohne derartige Verstümmelungen aufzuführen, dann soll sie die Finger davon lassen und nicht die Menschen, die nach anstrengender Tagesarbeit ihrem Geiste eine Erholung bieten wollen, um ihr wirklich schwer und sauer erworbenes Geld betrügen.“ Ich habe solche Briefe zu oft gedruckt, als daß ich imstande wäre, noch eine Silbe hinzuzufügen.

Republikanischer Offizier. Was man vom Nationalbolschewismus zu halten hat, zeigen die Nachrichten aus Rußland, wo Brussilow zum Henker der starken Sowjetregierung zu werden scheint. Der schwachen deutschen Regierung kann nur geraten werden, den Seecktschen Vorschlag zur Umgestaltung des Reichswehrministeriums schleunigst zu realisieren, die „republikanische" Brigade Reinhardt dem Noskefreunde gleichen Namens in die Hand zu drücken und neben ihrem energischen und tüchtigen Feinde Loßberg (Nachfolger Watters) nach Möglichkeit auch Ludendorff und Bauer zu ihrem Schutze anzustellen. Zur Erfassung der Reaktion ist ohne Frage die Waffensuche bei Pazifisten, die man wie Paasche nach bewährtem Rezepte umbringen läßt, das wirksamste Mittel. Die Arbeiterführer haben allen Grund, die russischen Vorgänge genauestens zu beobachten. Sie mögen nicht vergessen, daß die Studentenjungen, die neuerdings als Zeitfreiwillige Nationalbolschewismus proposieren, bei ihrer Dresdener Tagung, wo sie sich unter sich glaubten, die Proletarisierung der Akademiker als schwerste Gefahr bezeichneten und sich das Recht zu jeder nationalen Betätigung — Marburger Zeitfreiwillige! — zusprachen. Sie täten gut daran, dem durch Däumig abgeblitzten Herrn von Pfeffer und seinem „Frontbund" Beachtung zu schenken! Die Entente möge sich — Herr Geßler wird es sicher gern gestatten — beim Grafen Normann, der es wissen muß, erkundigen, ob Horthy in Ungarn, für dessen Thron kein Engländer mehr kandidiert, wirklich seine Armee gegen Sowjetrußland zur Verfügung stellen würde, oder mit diesem Angebot nur eine Umgehung der Abrüstung beabsichtigt.

Greifswalder Student. Ich weiß sehr wohl, daß die Verhältnisse an eurer Universität zum Haenisch schreien. Ich weiß sehr wohl, daß die Kapp-Offiziere in engster Verbindung mit den Studenten stehen. Aber solange man nicht euern alten Rektor Pels-Leusten, der ein ebenbürtiger Kollege des berliner Kapp-Rektors Meyer ist, pensioniert und euern Professoren und „Studentenvorsitzenden" wirklich einmal zeigt, daß es Ernst ist — so lange wird es nicht besser werden, und so lange auch wird euer neuer Rektor Kehler das Geld, das er von der Republik bezieht, dazu benutzen, sie zu unterminieren.

Historiker. Einer der Mörder Gustav Landauers, ein Mann namens Diegele, ist von einem Gericht gleichgesinnter Kameraden in Freiburg freigesprochen worden, weil er „auf Befehl" gehandelt habe. Die Recht sprechende Korporalschaft hielt nicht für erforderlich, nach dem Urheber des Befehls zu fragen. Wegen Diebstahls der goldenen Uhr des Toten wurde Diegele zu fünf Wochen Gefängnis verurteilt. Die goldene Kette, der Trauring, der Rucksack mit Büchern und Briefen sind verloren und nicht aufzufinden. Ganz wie die Objektivität des Gerichts.

Briefschreiber. „Ich kann es nun nicht mehr", muß ich wieder einmal mit Christian Buddenbrook sagen. Es tut mir selbst leid, daß ich die holde, freundliche Gewohnheit meines Daseins, schriftlich Rat und Hilfe in allen geistigen Angelegenheiten zu gewähren, aufgeben soll. Aber wenn ich nach der neuen Porto-Erhöhung den Umfang meiner Korrespondenz beibehielte, so würde mich das im Monat sechshundert Mark kosten. Das wolle Gott nicht. Wer also künftighin sich zu einer Epistel an mich gedrängt fühlt, deren Beantwortung ihm von größerer Wichtigkeit ist als mir, der vergesse nicht, Porto einzulegen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Vor dem neuen Putsch von Heinrich Ströbel

Die Ermordung Hans Paasches hat der Welt wieder einmal gezeigt, daß wir uns im Eiltempo ungarischen Zuständen nähern, und daß der militärische Terror die Zeit für gekommen hält, auch die letzte Maske abzuwerfen. So bestialisch die Mordtaten waren, die in den verflossenen anderthalb Jahren von der Soldateska verübt wurden: sie fielen noch wenigstens in eine Zeit und in Situationen, wo der Bürgerkrieg die Leidenschaften überhitzt und die ohnehin so schwachen sittlichen Hemmungen ausgeschaltet hatte. Selbst bei den scheußlichsten Untaten konnte man sich immer noch auf die Kriegspsychose ausreden, der die Angehörigen der auserwählten deutschen Nation ja ebenso widerstandslos erliegen wie dem Tropenkoller. Aber Hans Paasche ward mitten im Frieden ermordet, in der weltfernen Abgeschiedenheit seines Gutes ‚Waldfrieden'. Jeder ernstliche Verdacht gegen den pazifistischen Schwärmer und Ethiker Paasche war ausgeschlossen, keinerlei Haftbefehl lag gegen ihn vor, irgendwelche Indizien sollten ja erst durch die Haussuchung gefunden werden, die, wie selbstverständlich, völlig ergebnislos blieb. Und dieser gänzlich unbelastete, absolut harmlose Mann wurde von einer Postenkette eingekesselt und, als er sich in der ersten Bestürzung, nichts Gutes ahnend, der nähern Berührung mit den gefährlichen Waffenträgern zu entziehen suchte, so lange unter Feuer genommen, bis er tödlich getroffen zusammenbrach. Und heute bereits besteht die entsetzliche Gewißheit, daß auch diese zum Himmel schreiende Tat ungesühnt bleiben wird! Schon das ist unglaublich, daß trotz aller krampfhaften Ermittelungen der Zivil- und Militär-Behörden noch nicht einmal der nackte Tatbestand festgestellt worden ist. Und was wird man schließlich „ermitteln?" Ein „Mißverständnis", eine „Fahrlässigkeit". Denn wenn man straflos den Befehl zur Ermordung von neunundzwanzig Unschuldigen geben durfte, so wird man einer solchen „Lappalie" wegen erst recht keinem treuen Ordnungshüter ein Haar krümmen.

Daß der neue Mord die Erbitterung der Massen ins Ungeheure steigern muß, fällt für die Anstifter dieses mörderischen Systems nicht ins Gewicht. Je wilderer Grimm das Proletariat packt, desto besser. Denn auf diese seelische Verfassung spekuliert man ja, von ihr erhofft man jene Verzweiflungsausbrüche, die, nach den vom ‚Vorwärts' enthüllten Staatsstreich-Plänen, den Vorwand zum neuen Militärputsch liefern sollen. Während man durch weißen Terror die Massen aufs äußerste erbittert, sucht man gleichzeitig durch

viele Lockspitzel „kommunistische“ Revolten und Banditenstreiche anzuzetteln, wie die von der Schröder-Mahnke angestiftete Tollhäuslerei von Sangerhausen. Zum Glück hat man die Fäden dieser reaktionären Verschwörung rechtzeitig aufgedeckt, sind die Organisationen der Unabhängigen auf der Hut, warnt die linkssozialistische Presse eindringlichst die Arbeiter, sich von Spitzeln zu Schrittmachern des reaktionären Putsches mißbrauchen zu lassen. Aber ob sich die Arrangeure des neuen Staatsstreiches das Spiel dadurch verderben lassen werden, daß der tückisch zum Partner ausersehene Proletarier „paßt“? Die Vorbereitungen sind zu sorgfältig getroffen, die Geschäftsunkosten zu enorm gewesen. In Offiziers- und Agrarier-Kreisen rechnet man bestimmt mit dem Putsch. Spätestens nach den Wahlen erwartet man die Kraftprobe, bei der man diesmal unvergleichlich stärkere Mittel einzusetzen, mit ganz andrer Rücksichtslosigkeit vorzugehn gedenkt. Aber die Hetze der Deutschen Tageszeitung und andre Symptome zwingen uns zu der Vermutung, daß man nicht erst die Wahlen abwarten will. Und dank Noske und der grenzenlosen Unfähigkeit seiner Nachfolger ist der Militarismus ja auch diesmal lückenlos gerüstet und die offizielle Demokratie militärisch so wehrlos und ohnmächtig, daß es ganz in der Hand der Reaktion liegt, den Termin des neuen Bürgerkriegs zu bestimmen.

*

Leichtfertiger hat sich nie ein demokratisches Regime der Gegenrevolution ans Messer geliefert, als das unsagbare Koalitionskabinett, dem nach der Niederwerfung des Kapp-Putsches die Führung der Staatsgeschäfte und der Schutz der Revolution zufiel. So furchtbar ernst die Warnung gewesen war, so rasch und so spurlos wurde sie von den Bauer, Müller und Geßler vergessen. Kläglich schon war es, daß kein Sozialdemokrat so viel Mut und Pflichtgefühl aufbrachte, das Reichswehrministerium zu übernehmen und dort, mit der Unterstützung unzweifelhaft demokratischer Offiziere, wieder gut zu machen, was Noske, um in seinem Stil zu sprechen, „versaut“ hatte. So verfiel man denn auf den Demokraten Geßler, einen Mann, der, wie sich inzwischen gezeigt hat, das Zeug zum Bürgermeister einer süddeutschen Mittelstadt, aber auch nicht eine der Eigenschaften des Staatsmanns besitzt, der die deutsche Republik gegen eine übermächtige Militärkamarilla zu schützen verpflichtet ist. Die unverwüstliche Gemütlichkeit, mit der Herr Geßler alle Anmaßungen und Widersetzlichkeiten des Militarismus ertrug (und die nur in eifersüchtigen Bürodünkel umschlug, sobald er in demokratischen und sozialistischen Warnern eine „Nebenregierung“ witterte), hat die Allmacht des Militär-Apparates

vollendet. Und die sozialistischen Ministerkollegen und die ganze rechtssozialistische Partei samt Legien ließen alles laufen, wie es laufen wollte. An die acht Punkte des Gewerkschaftsbundes dachte man höchstens noch mit mitleidigem Achselzucken. Statt für die Demokratisierung der Reichs- und Sicherheitswehr zu sorgen, ließ man vollends die paar zuverlässigen Republikaner aus der Truppe hinauswerfen. Während die Gegenrevolution eine fieberhafte Tätigkeit entfaltete und ihr Geldnetz über ganz Deutschland ausspannte, legten sich Rechtssozialisten und Gewerkschaftsbund gemächlich schlafen. Sie betrieben seelenruhig Wahlvorbereitungen und bürokratische Gewerkschaftsarbeit, statt ihre ganze Kraft zunächst einmal auf die Demokratisierung des Heeres und die Sicherung der Republik zu konzentrieren.

*

So hängt es ganz von der Kalkulation der Gegenrevolutionäre ab, ob und wann sie putschen wollen. Spielte in der Geschichte die Vernunft auch nur eine bescheidene Rolle, so könnte man annehmen, daß mindestens vor den Wahlen jeder Putsch ausgeschlossen sei. Denn die Wahlchancen stehen für die Rechte keineswegs schlecht. Was den Deutsch-Nationalen entgeht, kommt der ihr eng liierten Deutschen Volkspartei zugute. Und was die sozialistische Linke gewinnt, geht auf Kosten der Rechtssozialisten, die mit den Demokraten diesmal die Zeche bezahlen werden. Daß die Sozialisten zusammen die Majorität erlangen, ist höchst unwahrscheinlich; umso sicherer, daß die Mitte, die bisher die regierende Koalition stellte, arge Schwächung erfahren wird. Nach diesem Wahlausfall gibt es drei Möglichkeiten: entweder die Erneuerung der heutigen Koalition unter Hinzuziehung der Deutschen Volkspartei, den Block von Stresemann bis Scheidemann; oder einen Rechtsblock; oder einen Linksblock. Keiner dieser drei Fälle würde die Aussichten der Militaristen mindern. Denn die nach rechts verbreiterte Koalition verhieße ja die beschleunigte Aushöhlung der Republik, die Vorbereitung auf bayrische Zustände, den Block der Rechten. Ueber dies Provisorium und sein unausbleibliches Endergebnis schreibt in nüchternem Tatsachensinn der ‚Vorwärts‘: „Was ist der Bürgerblock unter deutsch-volksparteilicher Führung? Er ist die Monarchie, der vorläufig noch der Monarch fehlt, er ist die volle Restauration des Kapitalismus, die volle Wiederherstellung des Herrn-im-Hause-Standpunkts in der Fabrik, er ist die rückläufige Entwicklung aller demokratischer Freiheiten, er ist das Ende aller Sozialisierungspläne, jedes Mitbestimmungsrechts der Arbeiter im Produktionsprozeß.“ Dieser Bürgerblock, sollte man meinen, brauchte doch den fanatischsten Reaktionären nicht zu mißfallen.

Wie aber wäre es, wenn sich ein Block der Linken bildete, wenn die sozialistischen Parteien sich einten und mit Hilfe bürgerlicher Splitter eine radikale Koalition zu bilden suchten? Grade dann würde das fluchtartige Abschwenken der bürgerlichen Mittelparteien nach rechts, würde der Bolschewistenschreck, der dann jeden liberalen Angstpolitiker in die Arme der Ehrhardt und Lüttwitz treiben würde, der Kampfkraft und dem „moralischen“ Prestige der Reaktion die denkbar größte Stärkung verleihen. Ein Losschlagen vor den Wahlen wäre also in jedem Falle die ärgste Torheit. Aber damit wollen wir beileibe nicht behaupten, daß wir den Putsch vor den Wahlen für eine Unwahrscheinlichkeit hielten.

*

Erst recht wollen wir keinerlei Bürgschaft für die Ereignisse nach den Wahlen übernehmen. Nach keiner Richtung hin und für keine Partei. Daß Herr Trimborn sich nach Herrn Stresemann sehnt, ist natürlich; aber ausgeschlossen wäre auch nicht, daß schließlich sogar die Rechtssozialisten nach manchem Seufzer und manch unwirschem Protest dieser Sehnsucht Rechnung trügen und in den innerpolitischen Vierverband einwilligten. Der Rechten könnte dieser Umweg, wieder zur ausschlaggebenden Macht zu kommen, gleichwohl zu langwierig sein, sodaß sie trotzdem losschlüge, um auf einen Hieb ihre unbestrittene Herrschaft wiederherzustellen. Und dann wäre garnicht ausgeschlossen, daß man es wirklich mit Horthys Rezept probierte und der revolutionären Hydra die Köpfe abzuschlagen versuchte, und wenn sie nach tausenden zählten. Denn es gibt innerhalb der Rechten Geschichtsphilosophen, die unter Berufung auf die pariser Commune meinen, eine Revolution ließe sich zwar nicht im Blute von hundert Führern ersticken, wohl aber dadurch, daß man Zehntausende an die Wand stellte.

Nun, auch dann, und grade dann, würde man überraschende Erfahrungen machen. Nämlich, daß diese Revolution das zwangsläufige Ergebnis oekonomischer Triebkräfte ist, wie noch nie in diesem Maße eine Revolution zuvor, und daß die Beseitigung der „Führer“ nur das Einreißen der Dämme bedeutete, die der elementaren Urgewalt der Massen noch einen gewissen Widerstand entgegensetzten. Oder glaubt man, daß in Rußland der Bolschewismus verschwände, wenn die Lenin, Trotzki, Krassin und all die politischen Führer nicht mehr existierten? Die Elemente, aus denen sich die außerordentlichen Kommissionen bildeten, würden dann vollends die Macht an sich reißen und ihre Gegner durch die schonungslose Art ihrer Existenzverteidigung erzittern machen. Das soziale Gleichgewicht Deutschlands ist durch den wirtschaftsmörderischen Krieg nun einmal unwiederbring-

lich zerstört. Mit den alten kapitalistischen Methoden und militärischen Exekutionen stellt man das völlig aus den Fugen geratene Wirtschaftsleben nicht wieder-her. Wer das nicht glaubt, der lese nur einmal die von Tatsachenmaterial strotzende Schrift des Kammerpräsidenten Kleefeld, eines bürgerlichen Mannes, der dem, was er „Formalsozialismus“ nennt, sehr abweisend gegenübersteht, aber nach einer peinlichsten Bestandsaufnahme unsres Wirtschaftslebens erklärt: „Mit geschlossenen Augen und ohne Bewußtsein für den Beginn der wirtschaftlichen Agonie scheint das große deutsche Volk, wenn nicht außerordentliche und sachgemäße Mittel angewendet werden, einem unrühmlichen Ende zuzusteuern.“ Und dieses Ende würde vollends unrühmlich, würde katastrophal sein, wenn je Reaktion und Militarismus es mit einer Eisenbartkur versuchten!

Das Erbe von August Strindberg

Ihr prahlt mit eurer frohen Jugendzeit,
Ihr Alten, die Ihr hackt nun auf die Jungen;
Zu jedem Kampf, der friedlich war, bereit,
Habt Ihr für euer Ideal gezecht, gesungen.

Und dumpf und müde euch die Jugend deucht,
Nach Vorteil strebend, innerlich zerrissen.
Ihr selber, die im Kater uns gezeugt,
Müßt wohl den Grund am besten wissen.

Man ist nicht froh, wenn man bezahlen soll
Die Schuld, von Andern einst begangen;
Ihr sofft den faulen Wanst euch fett und voll,
Drum sind so blaß auch eurer Kinder Wangen.

Wir erbten eure Schulden, eure Syphilis,
Was in den vierziger Jahren Ihr versprochen;
Und als das Beste man vom Mund uns riß,
Ließt Ihr vom Ideal uns nur die Knochen.

Ihr schwärmtet einst in Reden ohne Zahl
Für Finnland, Dänemark und Polen;
Wir schwärmen nicht für unser Ideal,
In stiller Arbeit wollen wir es holen.

Ihr hieltet Reden, speistet und trankt Punsch
Für Skandinaviens Dreieinigkeit;
Als euch die Einigkeit nur blieb ein Wunsch,
Begnügten wir uns mit der Menschlichkeit.

Von eurem Erbe sagten wir uns los,
Doch fällt nicht weit vom Baum der Apfel nieder,
Und solch ein Erbe allzu schwer und groß,
Vererbt sich auf die dritten, vierten Glieder.

Uebertragen von Siegfried von Vegesack

Die Rote Armee von Elias Hurwicz

Ein neuer Kampf mit der Roten Armee Sowjet-Rußlands hat begonnen, ein Kampf, auf den die Augen der Welt gerichtet sind.

Diese Organisation hat im Laufe der Zeit manche Wandlungen erfahren. Das gilt zunächst für das Kommando. Ursprünglich, nach dem Räte-Prinzip, wurde der Grundsatz beruflicher Ausbildung des führenden Armeepersonals abgeschafft und die Führung Personen anvertraut, die aus der Wahl der Soldaten-Räte hervorgingen. Allmählich hat sich die Sowjet-Regierung überzeugt, daß der Grundsatz der Spezialität auch hier nicht zu umgehen ist. Es wurden daher „beschleunigte Lehrkurse" für Sowjet-Offiziere eingerichtet, die beispielsweise für Artillerieoffiziere nur sechs Monate dauern. Kann diese Zeit für die berufliche Ausbildung nicht als hinreichend betrachtet werden, so darf doch nicht vergessen werden, daß nach und nach, teils unter dem Zwang der Verhältnisse, teils, weil die Rote Armee den einzigen militärischen Schutz Rußlands darstellt, die Lücken des Offiziercorps von den Zaren-Offizieren gefüllt wurden. Indessen äußerte sich das Räte-Prinzip in der Armee auch weiterhin noch darin, daß den Kommando-Stellen besondere Armeekommissare zugeteilt wurden, die die Offiziere überwachen sollten. Diese Institution erwies sich jedoch als äußerst hinderlich. Die nur von politischem Eifer beseelten Kommissare durchkreuzten die Anordnungen des Kommandos und benutzten ihre Anwesenheit in der Armee zur sozialistischen Agitation unter den Soldaten, wodurch die militärische Disziplin natürlich sehr litt. Dies alles veranlaßte die Sowjet-Regierung schließlich, die vielen Kommissare in der Armee abzuschaffen und die Ueberwachungstätigkeit an wenigen Zentralstellen zu konzentrieren, nebenbei gesagt: ein Beweis dafür, daß die Sowjet-Machthaber immer mehr Grund zu haben glauben, sich auf das Offiziercorps verlassen zu können, an dessen Spitze sich eine ganze Anzahl hervorragender Zaren-Generale gestellt haben.

Was nun die Truppe selbst anbetrifft, so setzt sich die Rote Armee nicht wie die alte Zaren-Armee aus Armeecorps zusammen, sondern aus einzelnen Schützen-Divisionen. Die Division besteht aus drei Schützen-Brigaden, die Brigade aus drei Schützen-Regimentern, das Regiment aus drei Bataillonen. Jeder Schützen-Brigade wird eine verkleinerte Division leichter Artillerie beigegeben, die aus drei bis vier Batterien und einem leichten Artilleriepark besteht.

Was die Artillerie anbetrifft, so hatten hier die Bolschewiki mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Einfuhr von Geschützen aus dem Ausland hatte schon 1917 aufgehört. Dafür aber haben die Bolschewiki in den eignen Muni-

tionsfabriken eine fieberhafte Tätigkeit entwickelt; ferner aber fiel in die Hände der Sowjet-Machthaber, dank den Siegen über Koltschak, Judenitsch und Denikin der große Teil der diesen gehörenden Artillerie, worunter sich auch ganz moderne Tanks befinden. Die leichten Sowjet-Kanonen sind dreizöllig; die größten Kaliber sechszöllig. Die schwere Artillerie ist in der Hauptsache durch sechszöllige Haubitzen vertreten. Auch der ursprüngliche Mangel an Munition wurde behoben, und an manchen Stellen haben die Bolschewiki mit den Artillerie-Geschossen, zum Beispiel bei den Kämpfen in Kurland, gradezu verschwenderisch gewirtschaftet. Nicht minder fühlbar war der Pferdemangel der Artillerie. Das hatte Ende vorigen Jahres zur Folge, daß in einer Division, die über fünfzehn Geschütze verfügte, nur vier in Tätigkeit waren. Ob und inwiefern auch dieser Mangel behoben ist, darüber fehlen uns Nachrichten. Drittens litt bei der Roten Armee die Bekleidung der Truppen. Namentlich fehlten vielfach Mäntel und Stiefel. Es sind Fälle bekannt, wo eine ganze Division nur über vierhundert Mäntel verfügte und ganzen Truppenteilen die „Fußnacktheit“ drohte, so daß selbst bei der Parade am ersten Mai vorigen Jahres in Minsk ein Truppenteil auf dem Paradeplatz mit nackten Füßen erschien und natürlich sofort entfernt werden mußte. In dieser Hinsicht wurde jedoch in letzter Zeit Abhilfe geschaffen. Und schließlich war ursprünglich die Disziplin allzu lose. Aber auch da schreckten die Bolschewiki nicht vor extremsten Zwangsmitteln zurück. Augenzeugen berichten von Prügelstrafen, die schon Ende 1918 exekutiert wurden und zweifellos zur Stärkung der Disziplin beigetragen haben.

Schon vor Beginn der Judenitsch-Offensive im Oktober vorigen Jahres, als die genannten Mängel erheblicher waren als heutzutage, mußten die Anhänger der Weißen Armeen doch zugeben, daß die Rote Armee „als organisiert, diszipliniert und selbst kampffähig angesehen werden“ müsse. Durch die seither über alle Weißen Armeen errungenen Siege ist das militärische Prestige und der militärische Mut der Roten noch gewachsen. Die Offensive des polnischen Erbfeinds hat auch den nationalen Mut wieder entfacht. Nicht nur Zaren-Generäle haben sich an die Rote Armee angeschlossen: auch die Popen segnen die zur Front abgehenden roten Truppen. Allerdings ein großes Manko ist die Zerrüttung des Transportes. Aber dadurch wiederum wird den Polen erschwert werden, ins Innere des Landes vorzudringen. Nicht umsonst nannte der erste russische Geschichtsphilosoph Tschaadajew „die geographische Tatsache die Grundtatsache Rußlands“. Dank dieser Tatsache würde selbst von einem polnischen Sieg in der Ukraine das übrige Rußland unberührt bleiben und solch ein Sieg nicht zur Ueberwindung des Bolschewismus führen.

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XXIX.

Das Kriegsministerium

Es wäre ungerecht, behaupten zu wollen, daß das preußische Kriegsministerium irgendwie minderwertiger gewesen sei als dieselbe Behörde in Frankreich, England oder Amerika. Allerdings: einen Mann wie Kitchener haben wir nicht gehabt, einen Organisator größten Stils, der bei uns wahrscheinlich, ebenso wie der Oberst Bauer, zunächst den Vorschlag gemacht hätte, den Kaiser abzusetzen. Denn daran ist für mich gar kein Zweifel, daß letzten Endes all unser Unglück von dieser verhängnisvollen Persönlichkeit herrührt, in deren Händen die Macht lag, und der es nicht gegeben war, große Entschlüsse zu fassen und durchzuführen. Er war de facto der Diktator Deutschlands, nachdem der Krieg erklärt war, und an seiner Unfähigkeit, nicht an seinem bösen Willen sind wir gescheitert. Ohne ihn kein Weltkrieg, ohne ihn keine Niederlage. Ich halte sonst nicht viel vom Oberst Bauer als Politiker, aber in diesem einen Punkt hatte er unbedingt recht. Kriegsministerium, Generalstab, Auswärtiges Amt — sie alle waren dazu verdammt, mit Wilhelm dem Zweiten, dieser beinahe pathologischen Mischung von Oberflächlichkeit, Größenwahn und Schwäche, zu lavieren. Er war der Mann der halben Entscheidungen und der halben Maßregeln, dessen Kopf teils in den Wolken, teils im Sande steckte, und die Geschichte wird vernichtend über ihn urteilen. Die Jahrzehnte des Kriegsministeriums unter dem letzten Kaiser sind bezeichnend für ihn, dessen hervorstechendster Zug sein Mangel an Menschenkenntnis war. Er hatte nicht die Gabe, wichtige Stellen entsprechend zu besetzen. Immer wieder fiel er herein auf loyale Borniertheit altpreußischer oder frömmelnder Art oder auf gewandte charakterlose Strebr, die ihm einredeten, er sei modern.

Seit Roon haben wir keinen Kriegsminister gehabt, von dem man sagen könnte, er sei ein bedeutender Mann gewesen. Bronsart von Schellendorf hatte vielleicht das Zeug dazu, und die Armee liebte ihn, denn er vertrat sie wirksam und energisch vor dem Parlament. In der Umgebung des Kaisers war er jedoch unbeliebt, seit der alte Hahnke dem Monarchen berichtet hatte, daß der Kriegsminister im Reichstag zu freundlich mit Abgeordneten, und zwar auch mit linksstehenden, verkehre. Er hatte sogar mit Eugen Richter einmal einen Händedruck gewechselt. Also ein unsicherer Kantonist! Nicht lange darauf bot Marschalls „Flucht in die Oeffentlichkeit" einen willkommenen Anlaß, um Bronsart zu beseitigen. Und die andern Kriegsminister? Die meisten waren

so unbedeutend, daß man sich sogar auf die Namen besinnen muß. Kaltenborn-Stachau, Goßler, Einem, Heeringen ragten in keiner Weise über den Durchschnitt der Generale empor. Falkenhayn war zu kurze Zeit Minister, als daß man ein Urteil über ihn fällen dürfte; aber klüger als seine sämtlichen Vorgänger seit Bronsart war er gewiß.

Das Kriegsministerium hielt sich im Frieden auf dem Niveau einer stark bürokratischen, beschränkten, jedem Fortschritt abgeneigten Behörde. Mit Heeringen hatte es glücklich den Punkt erreicht, daß sogar die Parteien kopfscheu wurden und anfingen, die Apathie des Kriegsministers zu bekämpfen. In gewissen Kreisen der Armee wurde damals erzählt, daß die Heeresvorlage im Reichsmarineamt ausgearbeitet sei, und daß Tirpitz seinem Kollegen von der Armee gesagt hätte, er müßte nun endlich etwas fordern. Tirpitz selbst gab im Kreise der Seinen seiner Mißachtung des Kriegsministeriums mehr deutlich als taktvoll Ausdruck. Es ging wirklich auch nicht mehr so weiter. Alles wurde verschleppt. Die Feldartillerie hatte ein durchaus unmodernes Geschütz, dessen Richtmittel von denen der serbischen Artillerie weit übertroffen wurden. Ein Bekannter von mir, selbst Artillerist, fragte einmal den Referenten des Kriegsministeriums, warum die deutsche Artillerie kein Rundblickfernrohr habe. Dieser antwortete, er hätte als Batteriechef auch keins gehabt und trotzdem immer gut geschossen; den Hinweis, daß Albrecht der Bär auch sehr sicher mit Steinen geschmissen habe, ließ der Ministerielle nicht gelten.

Die Sünden des Kriegsministeriums sind unzählbar und unermeßlich; selbst wenn man in Betracht zieht, daß in jeder Armee der Welt kolossal auf das Kriegsministerium geschimpft wird. Ich erinnere mich einer Unterhaltung im Internationalen Klub zu Peking, wo ein deutscher, ein französischer und ein englischer Offizier jeder für sein Land das rückständigste Kriegsministerium in Anspruch nahm. Uns hatte man damals einen Strohhut mitgegeben, der nicht einmal für die Ueberfahrt hielt; später kam ein Filzhelm mit abschraubbarer Spitze, den man nicht aufsetzen konnte, ohne daß die Schrauben in den Kopf drangen, und grau gefärbtes Lederzeug, das bei Regen abfärbte. Unsre Leute waren so angezogen, daß die deutschen Kaufleute in Ostasien sich schämten; dafür lagen aber auf der Reede von Taku drei Dampfer mit Wellblechbaracken beladen, die Niemand wollte, da genug Unterkünfte vorhanden waren. Die Dampfer fuhren dann nach Tsingtau, wo sie auch Niemand wollte, und schließlich wurden sie in Shanghai ausgeladen und die Baracken verauktioniert, wobei das Reich große Verluste hatte. Die Bekleidung war die schwächste Seite des Kriegsministeri-

ums; aber auch da ist der Milderungsgrund der, daß der Kaiser, der leider einzig darin seinem Großvater glich, mit Vorliebe in die Bekleidung der Armee hineinpfuschte. Wenn er bei seinen Reisen irgendwo etwas sah, das ihm gefiel, so wurde es eingeführt. Delirant reges, plectuntur Achivi, hieß es dann, und der arme Offizier mußte sich den russischen grauen Mantel, die russische Rückenfalte, Kummerfalte genannt, die russische Litewka oder irgendeine Stickerei anschaffen, die oft recht geschmacklos war. Die vorschriftsmäßigen Uniformen der Offiziere waren von einer derartigen Häßlichkeit, daß keiner sie trug, und all diese Vorschriften atmeten den engherzigen Geist der obersten Behörde. Wenn eine Vorschrift vier Wochen alt war, kamen schon die ersten Deckblätter, und schließlich bestand so ein Buch nur aus Deckblättern.

Am besten waren noch die Ausbildungsvorschriften, bei denen sich aber die Tätigkeit des Kriegsministeriums auf die Herausgabe beschränkte, denn verfaßt wurden sie von besondern Kommissionen. Bei den fremden Heeren hatten die Ministerien dadurch noch ein gewisses Ansehen, daß sie die Personalien bearbeiteten. Das fiel bei dem preußischen Kriegsministerium auch fort, denn das Militärkabinett hatte sich allmählich zum Alleinherrscher gemacht, und so blieb dem Kriegsminsterium vor der Oeffentlichkeit und vor der Armee eigentlich nur die unangenehme Aufgabe der Vertretung des Heeresetats vor dem Parlament.

Jahr für Jahr mußte der unglückliche Minister da nun Dinge vertreten und verteidigen, auf die er gar keinen Einfluß hatte, wie: Bevorzugung des Adels und der Garde, das Duell und dergleichen. Die Minister wählten fast immer den Weg der Verschleierung des Tatbestandes. Nie sagte einer einmal offen und ehrlich: „Ich bin selbst Anhänger des Duells und bekenne mich zu dieser Auffassung.“ Die Komödie wiederholte sich jedes Jahr. Man kannte schon die Reden und Gegenreden und hatte beinahe Mitleid mit dem Ungeschick eines Heeringen. Einem war als Redner wenigstens etwas besser; aber daß er eine Persönlichkeit sei, werden selbst seine Feinde nicht behaupten. Heftige Angriffe von den Parlamentariern der Linksparteien schadeten dem Kriegsminster keineswegs; im Gegenteil: sie wirkten konservierend auf ihn, wie der beißende Rauch auf den Schinken. Sowohl Einem wie Heeringen fielen aus dem Kriegsministerium die Treppe hinauf, obwohl sie sich doch beide ziemlich stark blamiert hatten, besonders Heeringen. Beide haben im Kriege Armeen geführt, zum Erstaunen aller Eingeweihten, sind auch in dieser Tätigkeit, zu Keines Erstaunen, nicht irgendwie hervorgetreten, und ohne die Revolution wären Einem

und Heeringen sicherlich noch in Amt und Würden. So lohnte sich der Kampf gegen „jene Elenden", und parlamentarische Niederlagen wurden persönliche Erfolge.

Die Offiziere des Kriegsministeriums rekrutierten sich aus Generalstäblern zweiter Garnitur, aus dem Extrakt der Militärtechnischen Akademie und Artillerie-Prüfungs-Kommission und aus solchen Offizieren, die direkt aus der Front kamen. Die Intelligenzen waren fast alle im Generalstab. Das sah Jeder, der morgens das, was die Leipziger Straße zum Kriegsministerium herunterging, mit dem verglich, was zu derselben Zeit in die „Große Bude" am Moltke-Platz strömte. Der Unterschied war beinahe komisch. Hier der ungeistige, oft überarbeitete typische Bürokrat, dem der enge Horizont, wenn man so sagen darf, auf der Stirn geschrieben stand, dort kluge, energische, frische Gesichter, darunter oft Charakterköpfe bester Art.

Das Kriegsministerium bewältigte in seinen verschiedenen Abteilungen eine ungeheure Arbeit, das läßt sich nicht leugnen, und wer ihm Trägheit oder Leichtfertigkeit vorwarf, der kannte es nicht. Aber die Referenten saßen meistens am „grünen Tisch" in des Wortes verwegenster Bedeutung, und der ganzen Behörde fehlte der große Zug, denn es waren zu viele Jahre vergangen, seit zum letzten Mal ein bedeutender Mann in dem Hause der Leipziger Straße regiert hatte. Das Mindestmaß der Minister hatte so übergegriffen auf die ganze Behörde, daß man von Versumpfung sprechen konnte. Als der Krieg ausbrach, traten an das Kriegsministerium schnell die gewaltigsten Anforderungen heran. Es wurde tatsächlich fieberhaft geschuftet, aber vielfach auch ohne Verständnis und Kenntnis der einfachsten wirtschaftlichen Dinge. Damals gab es gerissene Schieber, die in der zweiten Etage ihren Lieferungsauftrag erhielten, ihn in der ersten Etage gleich weiter verkauften und so leicht an einem Vormittag Hunderttausende verdienten.

Später, im Verlaufe des Krieges, wuchs dann die Behörde ins Ungemessene. Die Minister wechselten allzu oft. Auf Falkenhayn folgte Wild von Hohenborn, der als Kriegsminister unmöglich wurde, als sich herausstellte, daß er die Munitionsherstellung nicht allein nicht gefördert, sondern sogar vermindert hatte. Man muß sich das klar machen, um zu verstehen, welche Widerstände Jemand wie Ludendorff zu überwinden hatte, und daß er alles andre als der „Diktator" war. Auf Wild von Hohenborn folgte Stein, ein weicher Phantast von bestem Wollen, aber in keiner Weise der Mann, um diesem halb versteinerten Organismus neues Leben einzuhauchen. Dann kam der General Schëuch, dessen Amtszeit zu kurz war, als daß er sich hätte durchsetzen können.

Die Seele des Kriegsministeriums in den Kriegsjahren war der General von Wrisberg, ein Mann von mächtigem Fleiß und auch organisatorischem Talent, der jedoch nur mit Zahlen rechnete, und dem man keinen Vorwurf daraus machen kann, daß ihm gänzlich entging, wie sehr der Geist des Volks sich im Laufe des Krieges geändert hatte. Diese Leute im Kriegsministerium arbeiteten wie die Pferde, sie stellten neue Truppen auf, sie stampften förmlich Armeen aus der Erde, aber sie dachten alle nicht darüber nach, was zu geschehen habe, um in diesem schwersten aller Kriege die Truppe bei guter Laune zu erhalten. Außerordentliche Mittel lagen diesen Gehirnen nicht; der Geist der ganzen Einrichtung widersetzte sich dem. Der Ernst des Kriegs an der Front und die Not der Heimat drangen hier niemals durch, weder im Großen Hauptquartier noch im Kriegsministerium. Ueber die Stimmung in der Heimat berichteten die Stellvertretenden Generalkommandos, und die standen im Banne der Kriegsindustrie. Die Presse war geknebelt, und die kriegsverwendungsfähigen reklamierten Journalisten hüteten sich, den Mund allzu weit aufzumachen. Wie es unvorsichtigen Leuten erging, lehrt der Fall des Professors Nicolai, des Arztes, der aus Schikane nicht als Sanitätsoffizier, sondern als gemeiner Soldat eingezogen wurde. Und dabei wuchs die Korruption in der Heimat und mit ihr die Wut aller Derer, die Opfer gebracht hatten und noch brachten, statt zu verdienen.

Aber auch hier wieder fällt die Hauptschuld zurück auf den Mann, der den Kriegsminister absolut unverantwortlich ernannte, und von dem der Generaladjutant von Plessen bemüht war, alles Schwere fernzuhalten. Was wäre geschehen, wenn eines Tages der Kriegsminister vor den Kaiser getreten wäre und ihm gesagt hätte: „Es geht so nicht weiter. Wir stehen vor einer Revolution. Wir müssen die Unteroffiziere und Mannschaften zu Offizieren befördern. Alles, Heer und Heimat, muß aus dem Küchenwagen oder aus der Volksküche essen. Soldatenräte müssen bei den Reklamationen mitwirken. Die Kriegsindustrien müssen verstaatlicht, die großen Vermögen beschlagnahmt werden. Es darf jetzt nur noch Arbeiter und Soldaten geben."

Der General, der so gesprochen hätte, wäre noch an demselben Tage verabschiedet worden, mit dem Rat, schleunigst ein Sanatorium zu beziehen. Unzählige Regenten suchen sich naturgemäß entsprechende Berater und Minister aus, und wer verderben soll, war von jeher mit Blindheit geschlagen.

Vom Obrigkeitsstaat von Leo Pasch (Schluß)

IV.

Hat der Umschwung von 1918 seine Aufgabe erfüllt? Wir sahen: sie lag vor allem auf geistigem Gebiet. Aber von neuem Geist ist wenig zu spüren, und die ihn haben, tun nicht alles, was in ihren Kräften steht, um die Mächte der Finsternis ins gebührende Dunkel zu vertreiben. Gewiß: das alte System zu stürzen, war leichter, als das Volk und die Verwaltung mit dem neuen Geist zu durchtränken; und daß mit dem Zusammenbruch eine Welle der Unmoral, der Arbeitsunlust und der Vergnügungssucht hereinbrach, ist leicht erklärlich. Aber in großen Dingen ist gewollt zu haben durchaus nicht genug. Mehr neuen Geist und mehr Aktivismus, Ihr Träger des neuen Systems — sonst wird man in einiger Zeit den Baum der Freiheit doch noch mit dem Wunderbaum des Jonas vergleichen, der, in einer Nacht vom Wurm angestochen, am nächsten Morgen welk war und verdorrte! Die Reaktion ist heute so wenig tot, wie sie es zur Zeit der Paulskirche war — hütet euch, daß sie nicht wiederum ihren Wrangel und ihren Windischgrätz finde! Schafft den Rechtsstaat!! Schützt den rechtlich Gesinnten vor der Machtgier der Terroristen, vor den Ansprüchen der Faulen, vor der Ausbeutung durch die Schieber und vor den Verwaltungstricks der Männer mit Scheuklappen und Perücke! Macht die Arbeit zur Grundlage des öffentlichen und privaten Rechts! Bestraft nicht mehr den geistig Regen und den Arbeitsamen, stärkt nicht mehr die Faulheit! Und kämpft rastlos gegen den Bureaukratismus, wo immer er sich zeigt! Strindberg sagt, wenn ich nicht irre, im ‚Traumspiel‘: Die Menschen sind nicht schlecht, sondern — die Verwaltung. Zeigt, daß das freie Deutschland diesen Zustand, der bislang allgemeine Gültigkeit in der Welt beanspruchen zu wollen schien, durch den idealern zu überwinden vermag, daß ein tüchtiges Volk sich eine gute Verwaltung erzieht. Dann wird die neue Ordnung von Dauer sein, vom deutschen Volke gestützt und getragen, von der Umwelt geachtet.

Vermögt Ihr aber, Bannerträger der schwarz-rot-goldenen Fahne, nicht, den neuen Geist zu verallgemeinern und seine Forderungen in die Wirklichkeit umzusetzen — so wäre es Selbsttäuschung, das System von heute als vor allen Gefahren gesichert hinzustellen. Wer die Geschichte der letzten anderthalb Jahrhunderte kennt, wird sich leicht ausmalen, wie es dann kommen könnte. Freilich: die Schüsse in der Brigittenau vom neunten November 1848 werden sich schwerlich wiederholen — oder hat Jemand in unsrer Mitte schon einen Robert Blum gefunden?

V.

Monate, nachdem ich dies geschrieben, haben Kapp und Lüttwitz die Probe aufs Exempel gemacht. Daß ihre Episode so kurz war, lag, mehr als am Generalstreik, an der Liederlichkeit ihrer Vorbereitungen. „Wir müssen siegen, und wir werden siegen“ -- damit basta, ganz wie der Tirpitz von 1916 und der Braunschweig von 1806. Sie glaubten an die Allmacht der Phrase — und hatten nicht die Presse, die ihren Lügenwust zur

Wahrheit umgeprägt, die der nervösen, nach Opiaten gierenden Menge eine „Ueberzeugung“ eingeflößt hätte. So wurde die Schwäche der Hochverräter zu bald bemerkbar; die Leute mit dem großen Namen oder Geldbeutel blieben im Hintergrund; die Parteien der Rechten konzentrierten sich rückwärts; auch stockreaktionäre Beamte verwiesen ihr klopfend Herz zur Ruhe — und so erstickte die volksfeindliche Offensive in Blut und Sumpf. Am Ende waren Ludendorff und Oberst Bauer die Schrittmacher der Spartacisten.

Die Rechte, die so verschwenderisch mit Klassen- und Rassenhaß, mit Verleumdung, Phrasengedröhn und Aktendiebstahl den Boden gedüngt hatte, sah ihren üppig sprießenden Wahlhafer vorzeitig gekappt dahinsinken. Daß sie mißvergnügt ist, wird Keinen wundern. Aber wir Andern sollten uns vor dem Irrwahn hüten, als sei nach dem vorzeitigen Putsch die Gefahr einer Wiederholung ausgeschlossen. Der Steckbrief, den Deutschland am vierzehnten März allerorten hätte lesen müssen, kam erst, als die Verfolgten in Sicherheit waren. (Hat denn die Reichsanwaltschaft Herrn Kapp am dreizehnten März noch nicht für einen Hochverräter angesehen?) Noch jetzt werden Mitglieder der Reichswehr und der Polizei für ihre Verfassungstreue gestraft. Und — als in Berlin die Landsknechte vom Hakenkreuz mit Musik die Straßen durchzogen, als Primaner im Sturmhelm Verhaftungen vornahmen, als die Tanks mit dem Totenkopf so angenehm gruselig machten: da fand gar mancher „Aufrechte“ jede Regierung freiheitlich genug, die ihm Ordnung versprach.

Ob die, nicht genügend erneuerten, Ministerien im Reich und in Preußen die Kraft haben werden, die der Ernst der Stunde erfordert, bleibt abzuwarten. Einstweilen sehen wir in ihnen manchen braven Kerl, aber wenige starke Männer. Wir hören energische Worte und erinnern uns der Drohung: Wer mir entgegentritt, den zerschmettere ich. Wir sehen zu gleicher Zeit, daß man den freien Stand der Aerzte von Reichs wegen zu erdrosseln sich anschickt, daß die Mehrzahl der Anwaltschaft einer Katastrophe entgegeneilt (mein eben bei Vahlen erscheinendes Buch ‚Anwaltsnot‘ bringt darüber Näheres und Vorschläge zur Abhilfe), daß der Kulturfaktor des Theaters durch verkehrte Steuerpolitik tödlich getroffen wird, und daß man durch die Verteuerung von Post, Fernsprecher, Verkehrswesen die Teuerung alles Lebensbedarfs sinnreich vermehrt. Kurzsichtigster Bürokratismus bemüht sich mit Erfolg, den Rest unsrer Töpfe zu zertrümmern. Erfolgt ein Umschwung nicht rasch, so werden Intelligenz und Wagemut auswandern, und die trägern Ueberbleibsel in demselben Lande, das auf die Lazzaroni Neapels, selbst auf das Rentnertum des „verfaulten“ Frankreich so verächtlich herabsah, in Unmoral und Faulheit verkommen.

Wird der Umschwung bald kommen? Dann müßten schleunigst aus der Reichswehr, den Schulen, der Verwaltung die Feinde des Volkswohls verschwinden — auch soweit sie zu vorsichtig waren, sich mit Kapp zu kompromittieren. Dann aber muß die Regierung auch die Kraft finden, den Partei- und Gewerkschaftsbürokratismus, der sich einzunisten beginnt, zu unter-

drücken. Hat das deutsche Volk aufatmend, selbst um den Preis wohltätigster Ordnung, die Diktatur der „Staatserhaltenden" gebrochen, nur um schließlich der Tyrannei einer auf die körperliche, geistige und seelische Unterernährung der Massen spekulierenden Horde von Fanatikern, von verantwortungslosen, macht- oder geldgierigen Volksbeglückern nach russischem Rezept zu verfallen? Zur Zeit beansprucht die Afa das Ephorat über Regierung und Parlament; die nächsten Schritte könnten leicht zum „Volksbeauftragten" Herfurth — und dann zum „Genossen" Höltz vom Voigtland führen. Worauf der Kreislauf (Ungarn ist warnendes Beispiel) neu beginnen könnte. Und am Galgen hängt sichs häßlich, ob man ihn weiß oder rot lackiert.

Von rechts wie von links droht Knechtung der Volksgesamtheit durch eine rührige Minderheit. Ihrer Energie kann ohne Energie, ohne Kaltstellung der Schädlinge, ohne einen (nicht exzedierenden) Schutz der Sicherheit und des Wirtschaftslebens, ohne Hebung der Ernährung nicht begegnet werden. Darüber hinaus muß der Kampf ein geistiger sein. Jetzt mehr denn je: Weckt und kräftigt den neuen Geist!

In der Strafkolonie von Peter Panter

Das ist nicht wahr, wenn die Leute behaupten, Träume seien verschwommen. „Jeder ist, während er träumt, ein Shakespeare", sagt der Weise, und noch im unsinnigsten Phantasma der Nacht stehen Konturen und Farben unverrückbar fest. Bäume zum Greifen und saftig grün, und in den Gesichtern der Geträumten kann man die Fältchen mit den Fingern antasten. Klar und scharf ist alles im Traum.

So unerbittlich hart, so grausam objektiv und kristallklar ist dieser Traum von Franz Kaffka: ‚In der Strafkolonie' (bei Kurt Wolff in München erschienen.) Dieses schmale Buch, ein wundervoller Drugulin-Druck, ist eine Meisterleistung.

Seit dem Michael Kohlhaas ist keine deutsche Novelle geschrieben worden, die mit so bewußter Kraft jede innere Anteilnahme anscheinend unterdrückt, und die doch so durchblutet ist von ihrem Autor. Die Geschichte ist einfach die, daß in der Strafkolonie ein aufsässiger Soldat auf einen irren Apparat geschnallt wird, und dort foltert man ihn. Dort wird ihm seine Strafe, die These: „Ehre deinen Vorgesetzten", auf den nackten Leib geschrieben. Nadeln besorgen das.

Seit dem parfümierten Salonsadisten Ewers sind diese Dinge ein wenig in Verruf geraten, und man muß heute schon immer hinzusetzen, daß es sich bei einem solchen Buch nicht um die Bereicherung der Handbibliothek schwammiger Konfektionäre handelt. (Zu beschlagnahmen ist hier auch nichts, Herr Staatsanwalt!) Als ich so weit gelesen hatte, bis da der nackte Mann unter der Maschine liegt, in seinen Mund wird ihm von unten her ein Filzstück geschoben, damit er nicht schreien kann, seit Jahren hat man diesen Filzstumpf nicht gewechselt, und nun setzt sich diese komplizierte Maschinerie langsam in Bewegung, die Nadeln schreiben, und aus kleinen Kannülen spritzt Wasser das Blut fort — als ich so weit gelesen hatte, schluckte ich einen

faden Blutgeschmack herunter und suchte nach einer Entschuldigung und dachte: Allegorie . . . Die Militärgerichtsbarkeit . . .

Aber dieses Kunstwerk ist so groß, daß es keiner Entschuldigung bedarf, und eine Allegorie ist erst recht nicht vonnöten. Es ist ganz etwas andres. Der leitende Offizier erklärt dem fremden Reisenden genau die Konstruktion der Maschine und begleitet jede Zuckung des Gefolterten mit sachverständigen Bemerkungen. Aber er ist nicht roh oder grausam, er ist etwas viel Schlimmeres. Er ist amoralisch. Die Angelegenheit hat mit Christentum überhaupt nichts zu tun, dieser Offizier quält nicht, er ist beileibe kein Sadist. Und wenn er nach der sechsten Stunde der Folterung die Leidenszüge des nun immer schwächer werdenden Mannes in sich hineinschlürft, so ist das nur eine grenzenlose und sklavische Verneigung vor der Maschine dessen, was er Gerechtigkeit nennt, in Wahrheit: vor der Macht. Und diese Macht hat hier keine Schranken.

Einmal schrankenlos herrschen können . . . Besinnt Ihr euch noch: wie wir kleine Jungens gewesen sind und in mancherlei wirren Sexualnöten steckten, erträumten wir uns wohl eine Stadt oder ein Land, darin gingen die Leute alle nackt oder sie hatten Glaskleider an, Männer und Frauen. Und in diesem Lande wurde ausschließlich und schrankenlos und ohne die leiseste Seelenemotion coitiert. Das hatte mit Liebe garnichts zu tun, es war das ein Schwelgen in der Möglichkeit rein manuellen Geschehens, ohne daß störend Lehrer oder Vater oder Mutter hinzukamen. (Eine Art der Sinnlichkeit, wie sie normale Erwachsene nie mehr empfinden können.) Was die Phantasie des Knaben reizte, war nicht nur das sexuelle Motiv, sondern vor allem die Schrankenlosigkeit. Das Indianerspiel war die Vorstufe dazu. Einmal schrankenlos herrschen können . . .

Diese Schrankenlosigkeit — hier bei Kaffka ist sie geträumt und gestaltet. Und die Hindernisse, die sich einer reglementmäßigen Folterung in den Weg stellen, sind gleichfalls traumhaft. Nicht daran scheitert die Qual, daß etwa eine ganze Gesellschaft, die Ordnung, der Staat empört aufstünden, sie zu hindern — nein, die Ersatzteile der Maschine sind nicht in Ordnung, und der neue Kommandant der Strafkolonie ist, im Gegensatz zum alten, ein Modernist und unterstützt den Maschinenoffizier und sein Folterwerk nicht so recht, aber er duldet es doch auch . . . Und all das ist so maßlos kühl und unbeteiligt erzählt. Der Dichter hat noch Zeit, ganz, ganz kleine Einzelheiten auszupinseln, so wie man ja manchmal im Leben und im Traum bei katastrophalen Geschehnissen einen eingerissenen Fingernagel oder ein Blumenblatt auf dem Teppich als das Charakteristikum dieses Geschehnisses vor allem im Gedächtnis behält. Und so arbeitet denn vor den Augen des erregten Reisenden die Maschine, und die Nadeln schreiben und schreiben.

Und dann verschiebt sich das Bild, und in einem Causalnexus, der nur durch die Tatsache des Traums verständlich wird, läßt der Offizier den Verurteilten frei, und weil seine Maschine nicht leer stehen kann, legt er sich selbst darunter und läßt sich rasch zu Tode peinigen. Nur deshalb: weil die Maschine nicht

leer stehen kann. Und traumhaft wirr steigen die Räder aus diesem entsetzlichen Instrument, das ein gemeinsames Kind von Peter Behrens und Lyonel Feininger konstruiert haben könnte, die runden Räder steigen und fallen, und da spießt die Egge den Leib des Offiziers auf, und der Ausleger der Maschine hebt den Cadaver entsetzlich langsam nach außen und läßt ihn in jene Grube klatschen . . .

Der Reisende und der bisherige Verurteilte und der Posten haben machtlos zugesehen. Und dann gehen sie noch in der Stadt umher, und dann steigt der Reisende auf ein Boot und fährt fort. Und auf einmal ist das Buch aus.

Ihr müßt nicht fragen, was das soll. Das soll garnichts. Das bedeutet garnichts. Vielleicht gehört das Buch auch garnicht in diese Zeit, und es bringt uns sicherlich nicht weiter. Es hat keine Probleme und weiß von keinem Zweifeln und Fragen. Es ist ganz unbedenklich. Unbedenklich wie Kleist

---

Ludwig Hardt von Thomas Mann

Ludwig Hardt zu hören, ist ein starkes, seltsames Erlebnis. Man hat ihn den Erben Milans genannt — womit man ihm Ehre erwies, ohne ihn eben zu kennzeichnen. Er ist es als Rezitator überhaupt, als vollkommener Meister des Wortes; aber menschlich, seelisch, geistig, ich möchte selbst sagen: sittlich trennen Welten den scharfen, schwarzen, glühenden, von Geist und Talent besessenen kleinen Mann von seinem Vorgänger, jenem Frommen, Lauteren, Treugesinnten, der uns mit dem ‚Siebzigsten Geburtstag' zu Tränen erfreute. Innigkeit oder Glut und Flammen: wer will sagen, was das Bessere, menschlich Stärkere, Tiefere ist? Hardt wird Johann Heinrich Voß wohl niemals sprechen, so wenig, wie unserm Milan Heines Revolutionslyrik recht aus der Seele gekommen wäre. Der Idylliker und der Empörer, was sie verbindet, ist nichts als das Talent, welches bei Hardt grotesker in die Augen springt, wahrscheinlich weil es, ehrgeizig-höchster Vergeistigung ungeachtet, tiefer im Primitiv-Komödiantischen wurzelt und aus diesem Grunde den Stempel des Genialischen trägt.

Sein Lieblingsautor scheint Heine zu sein. In Zimmer und Saal habe ich ihn diesen Dichter erneuern hören, und hier wie dort war es nicht Verliebtes noch Romantisch-Ironisches, was er gab, sondern nackte Revolution. Das ist nicht meine Sache, aber es ist eine große Sache, wenn es Sache des Blutes ist und aus menschlicher Wahrheit kommt, wie hier. Denn der Verdacht, ein dienstfertiger Nichts-als-Künstler beeile sich damit, der Mode-Stimmung des literarischen Publikums entgegenzukommen, ist sofort zu verwerfen. Diesen geistreichen und leidenschaftlichen Mund, der schmal ist wie eines Messers Schneide, und der zu lächeln versteht wie heute vermutlich kein zweiter, die berühmte Ansprache des Deutschland-Reisenden an die „Mit-Wölfe" halten zu hören, ist ein Genuß ersten Ranges, den ein zu wenig zahl-

reiches Publikum mit mir teilte. Die private und schlimme Heiterkeit, zu der gewisse Aktualitäten in Heines 48er Spottgedicht ‚Aus Krähwinkels Schreckenstagen‘ ihn zu nötigen scheinen, sprengt den Rahmen der Produktion und wirkt dennoch künstlerisch. Und daß der Poet, der Mensch so stark in ihm ist wie der Aufwiegler, beweist das melancholische Gefühl, womit er den englischen Karl an der Wiege seines „Henkerchens“, des Köhlerkindes, sein hoffnungslos-ahnungsvolles Eiapopeia singen läßt:

Das Kätzchen ist tot, die Mäuschen sind froh —
Wir müssen zu schanden werden —
Eiapopeia — im Himmel der Gott
Und ich, der König auf Erden.

Aber seine Rezitation der ‚Wanderratten‘ ist schlechthin entsetzlich! Man kennt dieses Gedicht nicht, ohne es von ihm gehört zu haben. Es ist die scheußliche Vision des letzten und kahlsten Radikalismus, der heute einen russischen Namen hat, vorgetragen von Hardt mit einer Wildheit des Tempos, der Akzente, des Stimmklangs, der zuckenden Gebärde, die Schrecken erregt und in die Flucht treiben könnte, aber künstlerisch unzweifelhaft etwas Aeußerstes enthüllt.

Es bleibt ein Element von Dämonie in seinen Darbietungen, auch wenn er, über Wedekind und Morgenstern-Palmström, zum Variété — einer hohen, fast unheimlichen Art von Variété übergeht und das Podium mit den Masken berühmter Schauspieler bevölkert. Aehnliches in diesem Genre ist mir nicht vorgekommen. Das ist nicht mehr die Salonunterhaltung des Kopierens, die man kennt; es ist Verwandlung, ein Hinübergehen in den Anderen und entbehrt keineswegs des mystischen Einschlages. Er läßt Waßmann, Wegener, Bassermann, Schildkraut, Moissi und Pallenberg die erste Strophe der ‚Glocke‘ rezitieren. Die Treffsicherheit der Nachahmung ist in jedem Falle täuschend bis zur Abenteuerlichkeit. Es gibt kurze Pausen des Ernstes und der Sammlung zwischendurch, während derer er Den zu rufen scheint, der nun kommen soll. Er wird diesem dann sogar ähnlich! Die Komik Pallenbergs, dem er eine ganze Szene gibt, habe ich nicht so empfunden, wenn dieses wunderliche Menschengewächs persönlich sein Kauderwelsch exekutierte. Das Vergnügen ist doppelt. Man hat Pallenbergs spezifische Komik, über die Hardt selber lachen muß, und außerdem die der vollendeten Kopie — eine Lächerlichkeit, deren Gründe übrigens dunkel sind. Das Publikum jubelte.

Alles in allem, die Schlußwendung jener Kleistschen ‚Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege‘ ist am Platze, die Hardt mit Vorliebe wiedergibt, und an deren Ausgang er, nach dem Furioso der Erzählung, langsam, mit stiller Erschütterung zu sagen weiß: „So einen Kerl, sprach der Wirt, habe ich Zeit meines Lebens nicht gesehen.“

Paasche von Theobald Tiger

Wieder Einer.
Das ist nun im Reich
Gewohnheit schon. Es gilt ihnen gleich.
So geht das alle, alle Tage.
Hierzuland löst die soziale Frage
ein Leutnant, zehn Mann. Pazifist ist der Hund?
Schießt ihm nicht erst die Knochen wund!
Die Kugel ins Herz!
Und die Dienststellen logen:
Er hat sich seiner Verhaftung entzogen.
Leitartikel. Dementi. Geschrei.
Und in vierzehn Tagen ist alles vorbei.

Wieder Einer. Ein müder Mann,
der müde über die Deutschen sann.
Den preußischen Geist — er kannte ihn
aus dem Heer und aus den Kolonien,
aus der großen Zeit — er mochte nicht mehr.
Er haßte dieses höllische Heer.
Er liebte die Menschen. Er haßte Sergeanten
(das taten Alle, die beide kannten).
Saß still auf dem Land und angelte Fische.
Las ein paar harmlose Zeitungswische . . .

Spitzelmeldung. Da rücken heran
zwei Offiziere und sechzig Mann.
(Tapfer sind sie immer gewesen,
das kann man schon bei Herrn Schaefer lesen).
Das Opfer im Badeanzug . . . Schuß. In den Dreck.
Wieder son Bolschewiste weg —!
Verbeugung. Kommandos, hart und knapp.
Dann rückt die Heldengarde ab.
Ein toter Mann Ein Stiller. Ein Reiner.
Wieder Einer. Wieder Einer.

Und nun —?
Die Regierung wird was tun?
Die Regierung ist gegen Empörung immun.
Schlafen. Zucken die Achseln. Glauben
verlogenen Berichten der Pickelhauben.
Und du liest am nächsten Tag in der Zeitung:
Unschuldig der Mörder — unschuldig die Leitung.
Hausen genau wie damals in Flandern.
Menschen? Tiere sind die Andern.
Spielen noch immer herrliche Zeiten
der militärischen Notwendigkeiten.
Und nun —? Die Regierung läßt sie machen . . .

Flamm auf, du Volk! Feg sie hinweg.
Da sitzt der Bolschewistenschreck!
Da sitzt Aufruhr. Da die Gefahr.
Alles noch so, wie es früher war . . .
Morgen tun sies grad so wieder . . .

Und Jesus steigt vom Himmel hernieder.
Breitet segnend die leuchtenden Hände,
tritt vor den Soldatenlümmel hin
und sagt: „Du, es ist Zeitenwende.

Wandle deinen harten Sinn!
Du sollst nich töten, was euch auch trennt.
Eine Kugel ist kein Argument.
Du sollst nicht töten. Er war dein Bruder —!"

Und der Offizier spricht: „Dummes Luder!"
Und wendet sich: „Notieren Sie den Mann!
Der kommt nächste Woche ran —!"

Steuer-Sabotage von Validus

Auf dem Internationalen Wirtschaftskongreß zu Frankfurt am Main hat einer der Redner als Mittel zur Rettung der deutschen und europäischen Wirtschaft eine „gradezu fanatische Steuerfreudigkeit" verlangt. Da auf jener Zusammenkunft vorwiegend die höhern Steuerklassen vertreten waren, so kann man sich ungefähr vorstellen, welches Augurenlächeln durch die Reihen ging. Daß der Redner mit seiner Forderung recht hat, ist ohne weiteres klar, denn wir brauchen einen raschen und vollen Eingang aller Steuern, oder besser: wir hätten ihn gebraucht, denn schon ist es wahrscheinlich zu spät, schon ist durch die grenzenlose Bummelei der zuständigen Stellen, durch die Schuld namentlich aller Vorgänger des Herrn Erzberger vielleicht der letzte Termin versäumt worden, und wir sind in eine so grenzenlose Ueberinflation hineingeraten, daß man sich den Ausgang tatsächlich nur schwer vorstellen kann. Die Hauptschuldigen allein waren aber nicht nur die Regierenden, die es nicht verstanden haben, rechtzeitig Gesetze zu machen und die beschlossenen Steuern einzuziehen, sondern eine ungeheure Verantwortung an dem, was jetzt kommen wird und teilweise schon gekommen ist, trifft zweifellos die besitzenden Klassen, die in einem von ungewöhnlichem Egoismus und noch größerer Dummheit diktierten Verhalten alles getan haben, um die Steuern zu hintertreiben. Jede Handelskammer und jeder Interessenverband konnte nicht genug schreien über die angeblich unerträglichen Steuern, und wenn heute Viele gegen ihre allgemein-politische Ueberzeugung mit der Deutschen Volkspartei und den Deutschnationalen stimmen, so geschieht das aus Aerger über die Steuern. Es wird nicht mehr lange dauern, so werden auch diese Leute einsehen, daß sie grade von ihrem kapitalistischen Standpunkt aus das Gegenteil hätten tun sollen, daß sie die etwas saumselige und langsame Regierung zu radikalen Steuern und zu schneller Steuererhebung hätten zwingen müssen. Denn die vermeintlichen volkswirtschaftlichen Argumente dieser Kreise gegen die hohen Steuern sind außerordentlich falsch.

Es wird da vor allem eingewendet: Wie sollen wir denn unsre Geschäfte machen, wenn man uns unsre Betriebskapitalien zur Hälfte oder zu Zweidritteln wegnimmt? Wer so spricht, der hat die ganzen Zusammenhänge immer noch nicht verstanden. Es ist durchaus richtig, daß heute an allen Ecken und Enden Betriebsmittel notwendig sind. Das lehrt ja unter anderm die wahre Hochflut von Kapital-Verdoppelungen und -Verdreifachungen bei Aktiengesellschaften. Das lehrt auch die Tatsache, daß heute schon ein großer Teil unsrer Privatindustrie ihre Betriebe zur Hälfte oder zu Dreivierteln aus dem einfachen Grunde einstellen muß, weil sie nicht mehr in der Lage ist, die nötigen Betriebskapitalien aufzubringen. Das hat aber an und

für sich mit der Steuer nichts zu tun und rührt einfach daher, daß die Entwertung des Geldes in einer furchtbaren Weise vorgeschritten ist, daß man mit der Papiermark nur noch den zehnten Teil dessen kaufen kann, was früher mit der Goldmark zu erwerben war. Der Hauptgrund? Weil wir mit dem ersten Kriegstage in ein Zeitalter der schlimmsten Inflation eingetreten sind. Wenn man also die Kaufkraft des Geldes wieder erhöhen will, so muß man zunächst einmal das überflüssige Scheingeld entfernen, man muß das überflüssige Wasser, das sich in unsern Volkskörper angesammelt hat, abzapfen, und das geschieht durch die Steuer. Man nehme den Leuten die Hälfte weg — und der verbleibende Rest wird nach einer gewissen Uebergangszeit wieder den Wert haben, den früher das Ganze hatte. Läßt man aber die Schwindelwirtschaft weiter treiben, so führt das zu einer völligen Geldentwertung, der wir uns ja schon recht bedenklich nähern. Den Kapitalistenkreisen sollte es mit ihrer Steuerfreudigkeit so gehen wie einem Manne, der sich eine schwere Blutvergiftung zugezogen hat. Er wird es vorziehen, sich den linken Arm amputieren zu lassen und als Krüppel den Rest seiner Tage zu verbringen, als eines schauerlichen Todes zu sterben. Grade vom kapitalistischen Standpunkt aus also hätte man auf eine rücksichtslose Steuerpolitik hintreiben müssen, um Schlimmeres zu vermeiden. Tatsache bleibt selbstverständlich, daß Jedermann nach dem Kriege, ob mit oder ohne Steuern, erheblich einfacher leben und arbeiten muß. Das gilt sowohl für den Arbeiter-Haushalt wie für den der Fabrik oder einer Handelsgesellschaft. Wir sind eben durch den Krieg beispiellos verarmt und müssen alle miteinander viel kleiner und bescheidener wirtschaften als früher. Sofern wir aber noch große Betriebe in alter Höhe aufrecht erhalten wollen, wird das nur möglich sein mit Hilfe ausländischen Kapitals. Wir werden zur Hausindustrie werden, so traurig das klingt. Vielleicht ist es dann möglich, in einiger Zeit wieder unsre Geldgeber „auszukaufen“.

Es gibt nun allerdings hiergegen ein gewichtiges Argument. Einsichtige Großkapitalisten erklären einem, sie stimmten alledem zu und würden auch gern, schon aus Egoismus, zahlen, wenn sie sich nicht sagen müßten, daß sie damit alleinstehen, und daß die Nachbarn und Konkurrenten und die Massen der Schieber sich darüber lustig machen und daraus Vorteil ziehen würden. Diesen Elementen würde es garnicht einfallen, zu zahlen, sondern sie würden sich durch alle möglichen Tricks um die Gesetze drücken. Und das ist leider richtig. Es hat sich eine wahre Wissenschaft der Steuerdrückebergerei ausgebildet. Vor einiger Zeit habe ich eine Rundreise durch verschiedene Industriegebiete gemacht. Soll ich die Eindrücke meiner Informationstour zusammenfassen? Ich fand die Industrie fieberhaft beschäftigt — mit dem Problem: Wie können wir uns um die Steuer drücken? Obwohl die Leute wahrhaftig nicht so dumm sind, einem alles auf die Nase zu binden, so seien doch einige Methoden hier angedeutet. Vielleicht wird der Reichsfinanzminister daraus einigen Vorteil ziehen.

Fürs erste ist es fast Usus geworden, ausländische Gesellschaften zu gründen, um mit ihrer Hilfe unter irgendwelchen Ausreden über die Grenze Waren zu verschieben, deren Gegenwert man hübsch dort stehen läßt. Neulich fragte mich ein recht tüchtiger Fabrikant, ob der Ausländer auch Kapitalertragsteuer zahlen müsse. Ich verneinte diese Frage (aus Unkenntnis übrigens). Darauf erklärte mir der

Gentleman kaltlächelnd: „O, das ist großartig, dann werde ich mir in Zukunft die nötigen Kapitalien für meine ausländische Gesellschaft leihen!“ Die Unterwertung von Waren ist vor allem im Schwange. Selbst bei der großen Warenentwertung, die in den letzten Wochen eingetreten ist, wäre es immer noch ein höchst einträgliches Geschäft, die Dinge so zu kaufen, wie sie am ersten Januar dieses Jahres aufgenommen wurden. Das sind ja noch nicht direkt strafbare Handlungen. Aber auch diese scheut man in keiner Weise. So sucht man mit Vorliebe Konten unter falschem Namen hier und im Auslande einzurichten, und es gibt immer noch Bankiers genug, die sich auf derartige Dinge einlassen. Wo man nicht selbst Ideen genug hat, wie man den Steuern entgehe, da helfen leider da und dort auch Mitglieder der Steuerverwaltung. So hat mir eben ein Bankier den „glänzenden“ Gedanken entwickelt, sein Geschäft schnell auf eine außerordentliche Höhe zu bringen, indem er als Börsensyndikus den Leiter eines Finanzamtes engagiere. Er versicherte mir, er würde sich von neuen Kunden garnicht retten können, wenn er die Ankündigung nur geschickt genug vornehme. Ich betone, daß einstweilen das Projekt noch nicht durchgeführt ist. Erheblich bedenklicher machte mich folgende Unterredung. Ich traf neulich einen Mann, dessen großes, aber nicht gut nachzuweisendes Einkommen ich kenne. Als ich ihm sagte, ich ginge auf die Steuerbehörde, meinte er ganz naiv: „Ach, Sie haben wohl auch dort so einen Sekretär.“ Ich wußte zuerst garnicht, was das bedeuten sollte. Dann erklärte der Mann mir ganz unbefangen und schamlos, er lasse seit Jahr und Tag seine Steuerklärung von einem Sekretär anfertigen, dem er weiter gar keine Auskunft gebe, und dank dessen Fürsorge er mit der ganzen Sache nichts zu schaffen und niemals Grund gehabt habe, sich über die Höhe der Einschätzung zu beklagen. Ein ungewöhnlicher Unfug wird neuerdings auch mit Anstellungsverträgen für Direktoren und dergleichen getrieben: man zahlt ein kleines Gehalt und mächtige Repräsentationsgelder, die nicht zu versteuern sind. Und was gar wird mit Spesen gemacht! Vier Inhaber einer Fabrik besitzen die herrlichsten Automobile, für die aber kein Pfennig bezahlt wird, da sowohl die Anschaffungs- wie Betriebskosten auf das Unkostenkonto gebucht werden.

Der außerordentliche Rückschlag auf dem Warenmarkt, vielleicht der Anfang vom Ende, hat ja in dieser Beziehung die Träume und Pläne des riesigen Heeres der Steuerdefraudanten ein bißchen durchkreuzt. Denn die schwere Verlegenheit, in die so Viele gekommen sind, zwang sie, stille Steuerreserven aufzulösen, vor allem auf die im Ausland versteckten Gelder zurückzugreifen. (So erklärt sich zum Teil die Valuta-Erholung). Aber noch heute sind viele, viele Milliarden der Allgemeinheit auf diese Weise entzogen. Das Ausland könnte erzählen! Wenn überhaupt noch die in allen Fugen krachende Wirtschaft zu retten ist, so heißt es: hier mit allem Spürsinn, mit den Eigenschaften des Sherlock Holmes vorgehen. Man möge das gewaltig anschwellende Personal der Finanzämter grade dafür einmal ausbilden und erziehen. Das allein freilich wird es nicht machen. Nötig ist darüber hinaus noch eine internationale Rechtshilfe. Genau so stark wie Deutschland leiden ja die andern kriegführenden Länder an den Drückebergern auf diesem Gebiet. Es wäre Aufgabe des Völkerbundes, ein energisches Vorgehen in dieser Richtung zu vereinbaren.

Rundschau

Wahlunrecht

Die deutschen Soldaten dürfen dieses Mal nicht mitwählen. Sie haben noch nie gedurft, und diese alte und unrechtmäßige Verkürzung von Staatsbürgerrechten hat sich, wie manches Andre, von der Monarchie auf die Königlich Preußische Republik vererbt. Die Politik soll nicht ins Heer getragen werden . . . sagen sie. Aber wenn sie noch lange machen,so wird sich das Heer in die Politik tragen.

Die Begründung zu der Vorschrift des Reichstagswahlgesetzes, nach der das Wahlrecht der Soldaten während der Dauer ihrer Zugehörigkeit zur Wehrmacht ruht, ist keine Begründung, sondern ein Vorwand. Der Grund ist Angst. Was die Regierung eigentlich fürchtet, ist nicht ganz einzusehen; nur das Faktum der vollen Hosen steht fest. Die Vorschrift ist praktisch überflüssig, und wir haben ein krasses Beispiel ihrer Unvernünftigkeit gleich bei der Hand: das Wahlrecht der Sicherheitswehren.

Die Mannschaften der Sicherheitswehren dürfen wählen. Sie wählen, treiben Propaganda, unterliegen der politischen Propaganda, und der Staat geht nicht unter. Daß diese Militärs „Landesbeamte“ und nicht Soldaten genannt werden, ist eine preußische Verlogenheit. Wen täuscht man damit? Es sind Soldaten. (Die Draperie der Beamtenschaft wurde seinerzeit von dem Sozialdemokraten Wolfgang Heine in die Welt gesetzt; der Papa von das Kind ist der Hauptmann von Pabst, später Hochverräter.) Die Mannschaften und Offiziere der Sicherheitswehr wählen also — und können übrigens auch gewählt werden —, und es ist uns bekannt, wie stark der Staat auf diese Sicherheitswehren zählt. Nach den Informationen aus dem Reich scheint es, als seien wenigstens die Mannschaften dieser Formationen durchaus nicht alle so umgefallen wie ihre Offiziere.

Während diese also ohne Schaden wählen dürfen, bestimmt das Wahlunrecht, daß hunderttausend erwachsene Männer zwölf Jahre lang eine Regierung schützen müssen, bei deren Zusammensetzung sie nichts zu sagen haben. Wenn also das Volk am sechsten Juni eine ultrareaktionäre Mehrheit wählte und sich aus dieser eine Regierung bildete, und wenn Herr Ebert verschwände und Herrn Hindenburg Platz machte, so hätten dieselben Hunderttausend, die eben noch einer demokratischen Regierung Treue geschworen haben, mit derselben unwandelbaren Treue hinter der neuen reaktionären Regierung zu stehen. Das ist der neudeutsche Eid: der Eid mit dem auswechselbaren Boden.

Denn das Heer steht ja nur für Ruhe und Ordnung, nicht wahr? Aber Ruhe und Ordnung sind sehr dehnbare Begriffe, und was dem Einen ein staatsrechtlicher Vorgang erscheint und ein geschichtlicher dazu, wird von dem Andern mit zehn Jahren Zuchthaus bewertet, wobei es allerdings darauf ankommt, ob man Ludendorff oder Leviné heißt.

Ob es nicht schon ratsam wäre, jedem Soldaten den Austritt aus der Wehrmacht zu ermöglichen, wenn er seine Zugehörigkeit zu ihr nicht mehr mit seinem Gewissen vereinbaren kann, steht dahin. Daß man ihm aber Gelegenheit geben muß, auch seine Stimme zu der wichtigsten deutschen Wahl zu geben, ist gewiß.

Die politisch mundtot gemachten und wie die unmündigen Kin-

der behandelten deutschen Soldaten werden sich bei der Regierung zu bedanken haben.

Ignaz Wrobel

Internationales

Nach annähernd siebzig Monaten bin ich nun zum ersten Mal wieder ins Ausland gereist. Ins feindliche natürlich. Denn das bißchen Ausland, das uns freundlich war, ist ja von der Landkarte so gut wie verschwunden. Die letzten Reste sind jetzt grade in San Remo ausradiert worden. Und die Neutralen . . . Na, passons. Warum dem so war? Vernünftige Deutsche, die im Ausland das Gehaben ihrer unvernünftigen Landsleute, die vom Ausland aus das Gerede unsrer Parlamente und das Geschreibe unsrer Presse beobachteten, haben es, lange vor dem Krieg, gewußt. In der Heimat bgreifen es noch heute die Wenigsten, werden es die Meisten nie begreifen. Immerhin: exempla docent. Darum hier ein paar kleine Vergleiche: fast ohne Folgerung und ganz ohne Moral.

*

In München, wie in ganz Deutschland, bekommt man, sobald man das Hotel betritt, noch immer das großmächtige Melde-Formular vorgelegt, auf dem man nicht bloß Geburts-Ort und -Datum, Beruf, Familienstand, jetzigen, frühern Aufenthalt, woher, wohin, wozu . . . kurz: das ganze Lohengrin-Register herunterbeten, sondern auf dem man — in der Republik Deutschland! — noch immer die Bundesstaatszugehörigkeit und, vor allen Dingen, das Glaubensbekenntnis angeben muß. Dies ist zweifellos das Wichtigste: was sollte denn aus dem Reich werden, wenn bei einem oder dem andern Pogrom ein zufällig zugereister Jude zu erschlagen vergessen würde!

In Verona, wo ich zu verdächtig später Nachtstunde Einlaß in einem schon geschlossenen Hotel begehrte, brauchte ich bloß einen Zettel auszufüllen mit Namen, Wohnort, Alter (nicht Geburts-Datum!). Basta. Um die Probe zu machen, wie weit das Vertrauen reichte, schrieb ich meinen Wohnort vor dem Krieg, nämlich Genua, ein. Es ging ohne jede Beanstandung. Kann man sich die umgekehrte Erfahrung in einem siegreichen Deutschland vorstellen? Wo das besiegte immer noch jedem Hotelportier die Funktionen eines Polizeiwachtmeisters gibt! Hat uns das (als Falle gedachte) Melde-Formular vieleicht vor Niederlage und Revolution bewahrt? Hat es uns unter Wilhelm dem Zweiten vor Köpenickiaden und unter Fritz dem Ersten vor Kappiaden geschützt? Hat es auch nur im Krieg die Spionage hintangehalten? Es wissen doch die Spatzen auf den Dächern, daß kein Volk während eines Krieges so bespitzelt, so ausgekundschaftet und so schamlos von eignen Landeskindern verraten worden ist wie das deutsche von 1914 bis 1918? Und was gar gibt es heute noch zu spionieren? Macht alles nichts: der Hotelportier muß die Halsweite des Großvaters wissen, und der Jude wird, auf Grund des Melde-Formulars, bei passender Gelegenheit verbrannt.

Von der Kleinlichkeit der Paß- und Zoll-Kontrolle an der Grenze zwischen den angeblichen Bruder-Republiken, Deutschland und Oesterreich, will ich erst garnicht reden, um meine Nerven nicht dem Dilemma zwischen Heul- und Lachkrampf auszusetzen. Es sagt genug, daß man in Mittenwald aus dem Zug heraus stundenlang, in einen kalten, kahlen Korridor gepfercht, samt Koffer und Paß „anstehen“ muß, während am

Brenner, wo jetzt bekanntlich das „feindliche Ausland“ beginnt, die ganze Revision im Zug erfolgt und von höflichen Beamten und Offizieren im Handumdrehen erledigt wird. Ich will auch nur kurz erwähnen, daß in Bozen, der Hauptstadt des deutschen Südtirol, also so einer Art italienischen Elsasses, keine andre Meldepflicht besteht als die vorhin für Verona erwähnte. Ich will nur noch eine kleine Geschichte erzählen, die im Hinblick auf gewisse berliner Vorgänge, für beide daran beteiligten Parteien, recht lehrreich ist.

Im Künstlerzimmer des berühmten Batzenhäusls zu Bozen — wo ich noch am vierundzwanzigsten Juli 1914 mit dem armen bei Wytschaete gebliebenen Albert Weisgerber friedlich beim Spezial saß — konzertiert allabendlich eine kleine Streichkapelle. Das Lokal ist meist zu drei Vierteln mit italienischen Offizieren gefüllt; das andre Viertel nimmt ehemals k. k. Zivil und Militär — natürlich auch in Zivil — ein. Eines Abends nun geben ein paar frühere oesterreichische Offiziere nach berühmtem Muster — es war kurz nach der Adlon-Affäre — dem Kapellmeister fünf Lire und verlangen den Kaiserjägermarsch. (Es ist das eine weit schlimmere Herausforderung als das Spielen von ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ in Berlin, denn die Kaiserjäger waren die Kerntruppen des deutschtiroler Militärs und die geschworensten Hasser alles „Welschen“.) Also der Kaiserjäger-Marsch steigt. Kein Laut bei den, sonst ja nicht auf den Mund gefallenen, Italienern. Erst, als der Marsch zu Ende ist, erhebt sich, spontan, ein italienischer Hauptmann, wirft dem Kapellmeister fünf Lire zu und ruft: „Da capo!“ Es geschieht. Danach steht ein zweiter Offizier auf, läßt es sich auch fünf Lire kosten und das Stück noch einmal spielen. Und so fort sämtliche Offiziere, einer nach dem andern, bis die Oesterreicher, nach der achten oder zehnten Wiederholung ihres „Trutzliedes“, rot vor Zorn und Scham, das Lokal verlassen.

*

Nur ein paar Geschichten. Wen sie jucken, der kratze sich.

Meridionalis

Das Geschenk der schönen Erde

Nichts macht uns ärmer als die Selbstverständlichkeit; nichts macht uns so reich wie: die Selbstverständlichkeit zu durchschauen, ihr sozusagen auf das Wunder zu kommen. Was bedeutet der Phonograph gegen die unglaubliche Herrlichkeit des rauschenden Wassers, was für ein fauler Zauber ist Bellachini neben den Hexenkünsten unsrer Sinne! Die Natur ist das fabelhafteste Ausstattungsstück, und wer ein Fleckchen Moos recht zu bestaunen lernt, hat mehr als Indien bereist. Blind und taub hasten wir an der unnennbaren Pracht vorüber, die so nahe liegt, geblendet und betäubt von großen Begriffen, Worten, Begierden.

Der Wille zum Paradies ist das Paradies. „Hingabe ist die Gnade, mit allen Sinnen zu sehen“, sagt Franz Werfel. Hingabe an die unerschöpfliche Wunderwelt des Dinges, Bewunderungsfähigkeit, die Gnade, allem sein Wunder zuzugestehen: der Schlüssel zum Paradies. Im Grunde ist jeder Künstler ein Augenarzt, der uns den Star sticht, ein Lehrmeister des Schauens und Lauschens, ein Magier, der uns davon überzeugt, daß kein Stein, keine Wolke, kein Insekt mit rechten Dingen zugeht. Aber Heinrich Eduard Jacob, der das Büchlein ‚Das Geschenk der schönen Erde‘ gedichtet hat (im

Roland-Verlag zu München) ist ein solcher Magier und Lehrmeister im Sinne einer Unmittelbarkeit, die im psychischen Chaos der Moderne rar geworden ist. Die Gnade der Hingabe ist die erquickende Botschaft dieser Idyllen, für die ich ihm nicht genug Dank sagen kann.

Die Form der Idylle ist uns langweilig geworden. In Idyllen ist uns zu gut Problematik und tragischer Staub gewischt, wir vertragen nicht den banalen Optimismus ihrer süßleiernden Pathetik. Vielleicht ist nichts so unzeitgemäß wie die Idylle. Und doch gehört dies köstliche Buch ganz und gar zu uns, so frei ist es von idealisierenden Posituren, so schwärmerisch dienend sind die dynamisch einfühlenden, alles objektive Leben in seiner Wucht und Zartheit behutsam und kräftig reproduzierenden Worte. Selige Sinnlichkeit beglückter Schau führt uns weit hinaus über eignes Vermögen, den Dingen ins Herz zu sehen und uns ihre Züge wesentlich zu machen. Die an ihrer Geläufigkeit blaß und stumpf gewordene Schönheit von Schwan und Traube, Möwe und Fisch, Fontäne und Libelle feiert ihre Auferstehung in uns, nein: ersteht uns wie zum ersten Mal. Nur zart wagt eine knabenhaft frohe oder wehe Romantik die sachliche Expressionistik der Nachschöpfung mit holden, locker gefügten Assoziationen und poetischen Spekulationen zu umranken, klebrige Sentimente meidend, in unverletzlicher Keuschheit. Einmal nur bricht es wie Haß durch den Dank, und die stille Triebkraft der schwelgenden Andachten wird sichtbar: Haß auf die Abstraktion, auf die Uebertragung, die Schönheit und Frieden des Seins mordet. Auf die Unzucht des Staates, auf Ehrgeiz und soziale Konstruktion. Diesem Apostel des täglichen Festtages ist die idyllische Gesinnung mehr als buon retiro: sie ist seines Lebens wahres und harmonisches Bekennen. Und wenn es nur für ein Weilchen ist: folgen wir ihm doch und lassen uns neu schenken das Geschenk der schönen Erde!

Willi Wolfradt

Du und Sie

Da wir noch Knaben waren, sagte man „Du" zu uns — und das tat uns immer wohl, ohne daß wir uns dessen je bewußt geworden wären. Dann — etwa um die Zeit des Stimmwechsels und der vielen Pickel im Gesicht — stieg es lüstern in uns auf nach jenem klingenden, ehrenden „Sie", mit dem die Erwachsenen sich unter einander anzureden pflegten. Der Tag ließ denn auch nicht ewig auf sich warten, da man uns — in der Schulklasse und auch draußen im täglichen Leben — das erste Mal „siezte". Endlich!!

Nur empfand man gar bald etwas wie eine Enttäuschung bei diese ersten „Sie's". Auffallend hart und kalt kamen sie einem vor, die langersehnten! Nichts von der schützenden Wärme, von der behutsamen Freundlichkeit, der zarten Güte war darin zu spüren, die noch in jedem „Du" — mehr oder minder stark — die Kinderjahre hindurch still verborgen gewesen. Unsre süchtige Eitelkeit war zwar befriedigt — man „siezte" uns; aber in ganz unbewachten Momenten verlangte es tausendfältig in uns zurück nach jenem lieben „Du", das jetzt nur noch von Eltern, Geschwistern und nahen Freunden zu uns kam.

Ach! Wie unfähig hatte sich doch dies verführerische, einsilbige Wort erwiesen, all die Widerlichkeiten und Qualen auszugleichen, die damals — ziemlich gleichzeitig — mit ihm einsetzten.

Richard Leopold

Antworten

Oberstleutnant a. D. Oskar von Hahnke. Sie schreiben mir: „Unter Berufung auf RPreßG. § 11 bitte ich Sie, in der nächsten Nummer von ‚Die Weltbühne' folgende tatsächliche Berichtigung aufzunehmen: ‚In Nummer 21 der Weltbühne stellt ein Stabsoffizier zur Begründung und als Voraussetzung seiner meinen verstorbenen Vater herabsetzenden Kritik die Behauptung auf: Hahnke stammte aus dem Ersten Garde-Regiment zu Fuß. Mein Vater hat niemals im Ersten Garde-Regiment zu Fuß gestanden. Damit entfallen auch die Folgen der später behaupteten potsdamer Erziehung. Als mein Vater als 47 jähriger Brigadekommandeur das erste Mal nach Potsdam versetzt wurde, war er ein gereifter und in sich abgeschlossener Charakter.' Ich empfehle mich mit Hochachtung und bitte, ein Belegexemplar mir auf meine Kosten zuzustellen." Aber nicht doch: dieser Beitrag ist ein Freiexemplar wert.

Ungeduldige Leser. Wie ‚Julius Caesar' war? Zwischen zwei Reisen bin ich hineingeraten. Nach dem zweiten Akt war ich schon wieder draußen. Es ist die schändlichste Barbarei, in die nach meiner Erfahrung je ein Künstler gesunken ist. Aber weil wirklich ein Künstler gesunken ist, einer, der gestern ‚Stella' gemacht hat und sie morgen gewiß nicht anders, nicht minder köstlich machen würde, will ich über die neue Abscheulichkeit des Großen Schauspielhauses, die alle frühern weit übertrifft, nicht so sprechen, wie ich heut, unter dem frischen Eindruck, müßte: aus beleidigt tobendem Herzen, Schaum vor dem Munde, mit geballten Fäusten, in wilden Flüchen. Ich werde wohl eine Weile brauchen, um mich bis zu einer parlamentarischen Redeweise zu beruhigen. Aber wenns in zwei, drei Wochen überhaupt hierzulande noch Zeitschriften gibt, wird meine Kritik nicht zu spät erscheinen.

Teut. Im Deutschen Bücherboten zerrackern sich pensionierte Staatsbeamte (und solche, die es werden wollen), um das deutsche Leben endlich einmal so zu gestalten, wie es sich Kaiser Wilhelm in seinen kühnsten Hoftheaterinszenierungen erträumt hat. Zum Beispiel: „Die Sprachen, die auf der deutschen Lehrburg der Zukunft gelehrt werden sollen, sind die folgenden: 1. das Holländisch-Flämische, 2. das Englische, 3. Griechisch, 4. etwas Lateinisch, 5. Mittelhochdeutsch, fakultativ Mittelenglisch. Die Zöglinge dieser Ritterschulen sollten nach Verlassen der Lehrburg feierlich zu Rittern geschlagen werden und diesen Titel ihr Leben lang beibehalten, eine Rittertracht tragen und ein Wappen führen. Die Knaben sollen eine schöne adlige Tracht tragen, die an verschiedene Zeitalter erinnert, aesthetisch und praktisch ist: blaue Blusen, weißer Rittergürtel, Kniehosen, weiße Strümpfe, Halbstiefel (wie zur Zeit des jungen Goethe und im Jahre 1810). Als Zeremonien würden sich die den altpersischen Gottesdienste entliehenen Gebräuche Macdaznans eignen. Der aus den Ritterschulen hervorgehende neue Ritterstand soll auf alle mögliche Art bevorzugt werden. Der Ritter soll, auch wenn er in Zivil geht" — der Ritter in Zivil . . . o, du mein Offenbach! — „auch wenn er in Zivil geht, ein Abzeichen tragen, zum Beispiel ein Kreuz oder einen Rittergürtel. Sie sollen ein gemeinsames Bundesheiligtum haben, eine Burg, die eine Art Gralsburg ist, wo stets die reifsten und edelsten versammelt sind, und wo man geistige Uebungen machen kann." Un-

befugten ist an diesem Platz das Machen geistiger Uebungen verboten. „Zeremonien sind echt arisch. Ihre Abschaffung durch Luther zeigt, daß die Reformation keineswegs eine arische Bewegung war.“ Untergehende Welten haben sich gegen ihre Ueberwinder noch immer bis zum letzten Hauch mit der Maskerade gewehrt. Und die Liebe zur Maskerade war bei Wilhelm von Amerongen kein Zufall. Dies hier sind harmlose Narren, über deren Unfug man lacht. Gefährlich werden sie erst, wenn sie den Geist kostümieren und in Verwaltung und Richterstand mit aller Gewalt gegen ihr eignes Volk ein Deutschland durchzusetzen bemüht sind, das es nun einmal nicht mehr gibt.

Bürger. Weil euch nicht wohl ist, wenn Ihr nicht etwas gründen könnt, habt Ihr vor einem Jahr aus Angst vor einer Revolution, an der Ihr keinen Teil hattet, einen Bürgerrat und einen Landesbürgerrat und einen Reichsbürgerrat gegründet. Das wäre nicht weiter schlimm — aber müßt Ihr denn eure ausgesprochen deutschnationale Politik so unendlich verlogen machen? Das war freilich von jeher so in Deutschland: wer „parteilos und jenseits der Politik“ und dergleichen sagte, war unter allen Umständen deutschnational. Es wäre ja auch wirklich ein Unfug, in einem so unpolitischen Lande wie Deutschland an eine Entpolitisierung zu denken, und der Reichsbürgerrat denkt selbstverständlich garnicht daran. (In einer Nummer des bürgerrätlichen ‚Bund‘ findet sich ein niedlicher Druckfehler: es ist da von der „Endparteipolitisierung“ die Rede.) Diese bewährten Phrasen von Ruhe und Ordnung, vom Kampf gegen den Radikalismus der Rechten wie Linken, von der berühmten Mittellinie: all das ist entweder blanker Dilettantismus oder verlüttwitzter und verkappter Nationalismus. Aber die Deutschnationalen kämpfen wenigstens mit offenem Visier: diese unpolitischen Bürger sind einfach Strauchritter.

Republikanischer Offizier. So lange wenigstens, wie Sie noch wandeln im rosigten Licht, wollen Sie hier jede Woche Ihr Sprüchlein sagen. „Wir kennen die Wirksamkeit des Nationalheros Ludendorff im hochverräterischen Kapp-Putsch und danken der Regierung, die ihm zu neuen Vorbereitungen Muße gönnt, während die Republikaner der Reichswehr als ‚Meuterer‘ Arrest-Anstalten füllen. Wir danken der Regierung, daß Arbeiterscharen als Opfer republikanischer Kriegsgerichte starben, während für uniformierte Mörder und Meineidkessel noch immer gute Zeiten sind. Wir verdanken daher auch der Regierung, daß jede Reichswehrformation den Vorwurf, zum Mord an Hans Paasche nicht fähig gewesen zu sein, entsetzt zurückweisen würde; doch soll dadurch dem Generalleutnant La Chevallerie, der bis vor kurzem den Grenzschutzabschnitt Deutsch-Krone kommandierte, das Verdienst um Paasches Ermordung nicht geschmälert werden. Seine Devise: ‚Was an Verbrechen der Mensch aus Vaterlandsgefühl begeht, ist nicht zu richten, ist nur freizusprechen‘ scheint Gemeingut nicht nur seiner Truppe geworden zu sein — die Mordpläne mitteldeutscher zeitfreiwilliger Studenten gegen radikale Arbeiterführer beweisen es. Wir Republikaner werden, wenn es so weiter geht, bald das Schicksal des Dorfhundes von Aubenchicourt in Nordfrankreich teilen, der seinen Zweifel an der Existenzberechtigung eines preußischen Generals von Wilhelms Gnaden mit dem Tode durch Erschießung büßen mußte. Wann wird der Arbeiter für die Regierung danken, die ihm nicht einmal mehr das Leben, nicht einmal dieses Leben sichern will?“ Vielleicht werden wirs nächste Woche wissen.

Theaterbesucher. Sie bitten mich „inständigst", das „Gekreisch" des Stefan Großmann „seelenruhig zu überhören". Sicher sei, daß es mir „nichts tut". Und wer noch immer nicht über den Mann Bescheid wisse, dem sei nicht zu helfen. Und „die ernsten Zeiten"! Aber ich finde die Zeiten nicht zu ernst, um den neuen Lesern, die ab und zu einen Namen mit Verachtung genannt sehen, die Gründe für diese vorzuenthalten. Es hat ein öffentliches Interesse, und wahrscheinlich grade in ernsten Zeiten, sich Jeden, der auf sie Einfluß zu gewinnen versucht, genau zu betrachten. Was den Stefan Großmann betrifft, so habe ich ihn in meiner Vertrauensseligkeit zehn Jahre lang allzu ungenau betrachtet und ihn deshalb an meinem Blatt mitarbeiten und mit mir umgehen lassen. Aber im Jahre 1918 unternahm er zwei Mistfinkeleien — nicht gegen mich, sondern die erste, hintenherum, gegen einen Kollegen, die zweite, hintenherum, gegen seine Brotherren —, Mistfinkeleien von so penetrantem Geruch, daß ich gezwungen war, von heute auf morgen den literarischen und persönlichen Verkehr mit ihm aufzugeben. Eine publizistische Abrechnung? Dafür war mein Ekel zu groß (und damals die Seife zu teuer); und der Ekel wurde immer größer, je öfter ich durch seine Aeußerung Gesprächspartnern die Gelegenheit gab, ihre Wissenschaft über Herrn Großmann auszubreiten. Nur manchmal stichelte ich ein bißchen auf ihn. Am ersten Januar 1920 war dann das erste Heft seiner Wochenschrift zu lesen. Am vierundzwanzigsten Januar lernte ich einen Mann kennen, der sich erbot, mir Herrn Großmann „ans Messer zu liefern". Ich lehnte die Lieferung dankend ab, da ich Pazifist sei. Am dreißigsten Januar fragte ein Dramaturg des Lessing-Theaters bei mir an, ob ich für eine Unterredung mit ihm und seinem Direktor zu haben sei. Die Unterredung fand am ersten Februar statt. Was ich über Herrn Großmann erfuhr, über die Art, wie er die Theaterleute abwechselnd mit Zuckerbrot und Peitsche traktierte, je nach dem, ob er sie für seine eignen Anglegenheiten gefügig machen oder für ihre Ungefügigkeit strafen wollte — schon das war erschreckend genug. Aber da hätte er schließlich immer sagen können, daß ihm die Leistung eben das eine Mal gefallen, das andre Mal mißfallen habe; und daß die Theaterleute ungünstigen Kritiken leicht schofle Motive unterschöben. Unentrinnbar erdrosseln dagegen mußte ihn die gradezu ungeheuerliche Tatsache, daß ihm von den ‚Filmwerkstätten der Vereinigten Theater Berlins' ein Jahresgehalt von sechzigtausend Mark zugesichert worden war, das ihn nicht daran hindern sollte, seine Bezahler weiter in der Vossischen Zeitung zu kritisieren — selbstverständlich nicht; denn wenn er das nicht tat, hatte ja kein berliner Theater Ursache, auch nur sechs Dreier für ein Greenhorn der Kino-Industrie auszuwerfen. Dutzenderlei sonst noch kam zur Sprache. Jetzt schwoll mein Ekel doch über die Ufer. Ich erklärte den Herren, daß Literatengezänk mir aufs tiefste verhaßt sei, und daß ich mich im Fall Großmann besonders gehemmt fühlte: durch die alten Beziehungen; durch die Erwägung, wie sehr da wieder einmal der Stand bloßgestellt werde; durch die Gewißheit, daß der Delinquent kein andres Abwehrmittel habe und anwenden werde als den Vorwurf des Konkurrenzneids. Aber das alles nebst dem und jenem hülfe nun leider nichts: es sei Pflicht, unabweisbare Pflicht, diesen Falter halb voll Gift, halb voll Honig zu keschern. Und ich bot Barnowsky an, ihm den Kescher zu reichen, den er selber zu führen hätte. Ich würde ihm eine kurze Charakteristik

des Schmetterlings schicken, diese würde ihm Anlaß zu einem Offenen Brief an mich sein, und sobald ich sein Manuscript in Händen hätte, würde das meine in die Setzerei gehen. Das meine erschien, als ‚Antwort' an einen ‚Schmetterlingssammler' in Nummer 7, Barnowskys in Nummer 8. Ich war nicht im Zweifel, was die Vossische Zeitung, aber immerhin neugierig, was ihr Theaterkritiker anstellen würde. Er überraschte doch wieder. Er fügte zu der Feigheit, die ich erwartet hatte, die erstaunliche Dummheit, seine geplante Tätigkeit für die ‚Filmwerkstätten der Vereinigten Theater Berlins' „ehrenamtlich" zu nennen, trotzdem mein Schreibtisch den Schieber-Vertrag zwischen der Gesellschaft und dieser Zierde meines Metiers bewahrte, so daß mir nichts übrig blieb, als in Nummer 9 der Residenz eine Geschichte zu erzählen, wie man aus dem Vertrauensamt eines Kunstrichters privates Kapital schlägt. Dutzenderlei noch sonst kam zur Sprache. Das Femgericht des Verbands der Berliner Theaterkritiker tagte. Es mahnte den Angeklagten, mich bei dem bürgerlichen Gericht zu verklagen. Er lehnte ab. Wie denn nicht! In einem Prozeß wäre ja seine wiener Vergangenheit „aufgerollt" worden; wäre ein ganzer Komplex von berliner Berufsverfehlungen, den ich ausgeschieden hatte, um nicht einen einzigen Streich mehr als nötig zu führen, in das Verfahren hineingezogen worden; wäre für alle unsre, Barnowskys und meine, Behauptungen durch vereidigte Zeugen der Beweis erbracht worden. Diese Sorte kann ja nie riskieren, zu klagen. Der Jobber der Republik, zum Beispiel, dem die Unabhängige Sozialdemokratische Partei auferlegt hat, meine Beschuldigungen vor den Schöffen zu entkräften, hat vorgezogen, nach Moskau zu reisen, und wird daraufhin wohl ausgeschlossen werden und zum radikalsten Flügel der Kommunisten abschwenken, damit einmal der ein paar Monate lang nicht ganz ohne Herzog sei. Und der Herzog ist nichts als ein simpler Herzog. Ein Erzherzog hatte von einer regelrechten Gerichtsverhandlung noch mehr zu befürchten, verzichtete auf sie und war damit für die Vossische Zeitung als Theaterkritiker unmöglich geworden. Ich hatte nur noch seine Entlassung, in Nummer 17, zu registrieren. Wie fest gewillt war ich, ihn nie wieder zu nennen; wie froh wäre ich gewesen, ihn nie wieder nennen zu brauchen! Aber er gab nicht nach. Der Gram seines Herzens wuchs von Woche zu Woche. Begreiflich. Mit jeder Woche spürte er deutlicher, was es heißt, eine Stellung an einem Blatt wie der Vossischen Zeitung verloren, und unrühmlich verloren zu haben. In Nummer 20 mußte ich, um den unersättlichen Polemiker abzuweisen, einen Brief einflechten, worin derjenige der berliner Theaterdirektoren, der jenen Schieber-Vertrag unwirksam gemacht hatte, indem er ihn nicht unterzeichnete, sondern den zudringlichen Herrn Großmann kurzerhand die Treppe hinunterwarf — also worin ein sauberer, selbstbewußter und mutiger Mann dem Verband der Berliner Theaterkritiker den Erpressungsversuch eines Ehrenmitglieds der Gilde schilderte. Und da — da sammelten sich die irdischen Reste des teuern Verblichenen zu dem folgenden Selbstnachruf: „Ich soll auf Jacobsohns Schmähungen erwidern? Wirklich? Darf sich der Spatz anmaßen, mein Gegner zu sein? Erkennt nicht jeder psychologisch ein wenig Erfahrene, daß in dieser bombastisch aufgeplusterten Geschichte nichts als dickster Theaterklatsch aufgetragen wird? Aufgetragen von Herrn Jacobsohn in dem Augenblick, da der mich selbst überraschende große Erfolg des ‚Tagebuches' den allzeit geschäftlichen

Herausgeber des Theaterblattes zu ängstigen begann. Mir haben diese mit dem Besenstiel geschriebenen Beschimpfungen nicht einen Mitarbeiter, nicht einen Leser, nicht einen Freund genommen. Warum also soll ich auf das Geschrei des Theaterspatzen erwidern? Mein Rachebedürfnis war stets gering, vielleicht war ich sogar zu geduldig gegen Spatzenschiß? Gut, dann will ich den gehässigen Zwerg demnächst übers Knie legen. Gott behüte, nicht physisch, die Methode ist zu oft auf ihn angewandt worden, sondern sozusagen historisch-analytisch. Im Augenblick, im Begriffe, für ein paar Tage ins Ausland zu gehen, habe ich ernstere Arbeit zu besorgen. Aber ich komme wieder, und dann, in Gottes Namen, will ich ihm die Hosen spannen." Na, Ihr könnt euch denken, wie voll Angst dem Theaterspatzen die Hosen sind, die Schmock mit der Großmannssucht, ein Wippchen zu sein, ihm „spannen" wird. Wäre nicht auch mein Rachebedürfnis stets gering gewesen, so würde ich mir den Jux machen, die „historische" Analyse abzuwarten und erst dann zu belegen, daß zwischen der Geschichtsschreibekunst des emeritierten Theaterkritikers und seinem Charakter die tröstlichste Wertübereinstimmung herrscht. Aber da heute kein Antimilitarist sicher ist, noch am nächsten Tage zu leben, so will ich doch lieber gleich berichten, wie der Erfinder des Theaterspatzen den Vogel analysiert hat, bevor der auf ihn losgepickt hatte. Am siebenten Juni 1907 folgt der Bitte des wiener Journalisten, als Mitarbeiter der ‚Schaubühne' zugelassen zu werden, der Absatz: „Darf ich Ihnen bei dieser Gelegenheit sagen, daß ich an jeder Nummer Ihrer Zeitschrift meine Freude habe und Ihnen für den schönen Ernst, für die geschmackvolle Haltung und Umsicht Ihrer Führung allwöchentlich im Stillen dankbar bin" Am sechzehnten März 1908 kommt ein Beitrag mit den Zeilen: „Sie können ihn veröffentlichen, kürzen oder erweitern oder in den Papierkorb schmeißen. Ihr sicherer Geschmack wird schon das Richtige treffen! Nochmals mein Kompliment, wie schön, wie interessant Sie Ihre Zeitschrift stets zu machen wissen." Am zweiundzwanzigsten März 1909: „Weil ich weiß, wie gern Sie die schwerfällige öffentliche Meinung vorwärtspeitschen, darum hoffe ich auch in dieser Sache auf Ihren freundlichen Beistand." Am dreizehnten September 1909: „Ich hoffe, daß es Ihnen und Ihrer Zeitschrift, die ich in meiner Zeitung gelegentlich als ‚die beste deutsche Theaterzeitschrift' gerühmt habe, gut geht. Gute Arbeitsstimmung wünscht Ihnen herzlichst Ihr aufrichtig ergebener . . ." Am fünfzehnten September 1909 grüßt den „gehässigen Zwerg" der liebetrunkene Riese aus seinem Hotel: „Morgen früh reise ich nach Wien. Ich freue mich, Sie kennen gelernt zu haben, ganz besonders, weil ich so die groteske Vorstellung zerstören konnte, die Sie mir in einer übermütigen Stunde als Ihr Porträt einreden wollten. Wenn Sie in Wien etwas von mir wünschen, verfügen Sie über mich. Der ‚Schaubühne' will ich gern und jederzeit Gesandter und Botschafter sein." Aber wozu alle die Jahre einzeln abschreiten! Machen wir größere Sprünge. Ueber das erste ‚Jahr der Bühne' schreibt 1912 in der Monatsschrift ‚Der Strom' der Herausgeber Stefan Großmann: „Daß Berlins Theater nicht, wie die wiener, verarmen, das verdankt es nicht nur seinen intelligentern Zuschauern, sondern ein wenig auch einigen wachsamen, leidenschaftlichen, fanatisch sachlichen Kritikern, vor allen diesem unerbittlichen Liebhaber des Theaters." Am ersten Januar 1914 ruft er dem Theaterspatzen „herzlich Prosit zu der großen Wendung der ‚Schaubühne'

ins Allgemein-Geistige" und teilt, des rührendsten Eifers voll, mit, daß er „siebenunddreißig Themen zur Behandlung in der ‚Schaubühne' wälze". Im Oktober 1916 stört er mir einmal telephonisch die Arbeit und schreibt am zwanzigsten: „Im übrigen ist Ihr Soldaten-Aufsatz so wohl gelungen, daß ich es nebensächlich finde, wenn wir uns wegen Wichtigkeiten dritten Grades in den Haaren liegen sollen. Ich finde auch die zweite, von mir gestörte Hälfte ausgezeichnet! Wie wäre das erst ohne meine Störung ausgefallen . . ." Schließlich am neunten Januar 1917: „Gestern abend las ich Ihre ‚Ersten Tage' zum ersten Mal und war gepackt. Merkwürdig, wieviel Atmosphäre des Kriegsbeginns hier eingefangen ist. Und wie gut geschrieben sind diese Tagbuch-Blätter" — fürwahr, es sind Tagebuch-Blätter, die gut geschrieben sind —; „ich glaube, an der Küste schreibt man klarer und heiterer als in Berlin. Jedenfalls herzlichen Dank, den ich noch in der Voß abstatten werde." Und nun durch denselben Mann, den man zehn Jahre lang geschätzt und verehrt und, spontan oder aufgefordert, mit Beiträgen — zu meinem Kummer garnicht oder schlecht bezahlten Beiträgen — überschüttet hat, von der weithin sichtbaren Stätte vertrieben zu sein, wo man Dank abstatten und, namentlich, Dank erwerben konnte! Und aus gar keinem andern Grunde vertrieben zu sein, als weil ein „fanatisch sachlicher Kritiker" noch immer „der unerbittlichste Liebhaber des Theaters" ist und, um dieses zu reinigen, den Drang empfand, „die schwerfällige öffentliche Meinung" über Herrn Stefan Großmann „vorwärtszupeitschen"! Es ist bitter. Aber es gab eine Möglichkeit für ihn, dieses Schicksal als zu hart zu erweisen: durch die Art, wie ers trug. Durch die Art, wie ers trägt, rechtfertigt er mich in bestürzendem Grade. Vor drei Monaten schrieb mir ein humorvoll überlegener Psychologe aus Oesterreich: „Ich bitte Sie um Ihre Vernichtung Großmanns, über die hierzulande große Befriedigung herrscht. Es ist aber ein solches Geriß um die Nummer, daß ich sie nirgends auftreiben konnte. Von sämtlichen Menschen, die ich jemals in meinem Leben kennen gelernt habe, ist Großmann der einzige, von dem ich mit ruhigem Gewissen sagen könnte, daß ich ihn für einen bösen Menschen halte. Ich sage das ganz objektiv, denn er hat mir nie im Leben das Geringste getan." Mir auch nicht; im Gegenteil. Trotzdem habe ich ihn vor zwei Jahren Knall und Fall von mir gejagt. Trotzdem habe ich dazu beigetragen, daß der Theaterteil der Vossischen Zeitung ihn von sich jagte. Trotzdem . . . Das wird niemals ein Sprosse der Stadt verstehen, wo es nichts als persönliche Beziehungen gibt, wo eine Hand die ande beschmutzt, wo man einander belohnt oder sich an einander rächt, wo Kritiker zugleich Dramaturgen sind, und wo X. sich mit Y. entzweit, weil Y. dem X., aber nicht weil er einer Kultureinrichtung Schaden bereitet hat. Wie denn: unbekümmert um erwiesene Gefälligkeiten ein öffentliches Interesse wahrnehmen, hohe Rechtsgüter, wie den Anspruch des Künstlers auf eine unbestochene Würdigung seiner Kunst, mit der äußersten Entschiedenheit gegen einen alten Bekannten wahren? Das sind so lächerliche catonische Zustände. Aber damit werden wir überzeugten Catilinarier schon fertig werden. Wir werden einfach dem Theaterspatzen die Hosen spannen. Der Theaterspatz, offenbar ein Masochist, hält sie willig hin. Und wenn er seine Tracht weg hat, wird er sein Danklied pfeifen und . . . Aber wozu den Vergleich weiterspinnen! Ich habe es nicht gewollt. Ein eignes Mißgeschick, diesen Vergleich heraufbeschworen zu haben. Spatzen gehen bekanntlich auf Pferdeäpfel.

Was wäre, wenn . . .? von Heinrich Ströbel

Was wäre, wenn der Rechtsputsch glückte? Gesetzt selbst, daß politisch die Wiederherstellung der bürgerlichen Klassenherrschaft möglich wäre: aus Gründen der Oekonomie und Massenpsychologie wäre sie völlig ausgeschlossen. „Die Welt“, schrieb jüngst ein bekannter Großindustrieller, „hat mutwillig ihre Güter zerstört: Produktionsmittel, Waren, Arbeitskraft, Menschen.“ Für die Wiedererneuerung ist in vollen anderthalb Jahren nichts geschehen, da das zerrissene, sich selbst befehdende Proletariat nicht die Kraft zu sozialistischem Aufbau fand. Auch in der Republik konnten Kapitalismus und Schiebertum ihr Zerstörungswerk fortsetzen. Alter und neuer Reichtum, Kriegs- und Revolutionsgewinnler, Industrielle und Schleichhändler errafften ungeheure Reichtümer. Die Zahl der neuen Privatvermögen in der Größenordnung von zehn bis einigen hundert Millionen, die, in Erwerbsgesellschaften des In- und Auslandes sorgfältig eingehüllt, jeder Kriegsbesteuerung entschlüpfen, beläuft sich der Schätzung nach auf Tausende“, urteilt jener Vertreter des alten Reichtums. Der Schwerindustrie, die im Krieg Unsummen verdiente und während der Revolution Milliarden gewann, ist sogar der Entente-Frieden vortrefflich angeschlagen. Am fünfzehnten Mai erzählte davon im Handelsteil des Berliner Tageblatts Felix Pinner interessante Dinge: Fast alle größern Konzerne der deutschen Schwerindustrie besaßen in Lothringen, in Luxemburg und an der Saar Betriebe, die nach dem Friedensschluß teils freiwillig, teils erzwungen an das ausländische Kapital abgetreten wurden. Die Verkaufserlöse gehn in fremder, meist französischer Valuta ein, und diese Franken-Millionen, die in Mark-Umrechnung enorme Summen darstellen, sicherten den glücklichen Ausgekauften eine ungeheure Wirtschaftsmacht. Die Gebrüder Stumm G. m. b. H. konnten für den Gegenwert von 60 Millionen Franken einen großen Teil der rheinisch-westfälischen Eisen- und Stahlindustrie unter ihre Botmäßigkeit bringen. Die Mannesmann-Röhrenwerke säckelten 30 Millionen, die Rombacher Hüttenwerke 110 Millionen Franken ein und steigerten damit ihre Wirtschaftsmacht ins Unermeßliche.

Aber auch ohne solche Glücksumstände verdienten die Zechenbarone und Eisenmagnaten Milliarden! Das famose „gemeinwirtschaftliche“ System gab ihnen die Möglichkeit, die Preise für Kohlen und Eisen ins Abenteuerliche emporzutreiben und durch diese skandalöse Auswucherung des deutschen Volkes Milliarden an Uebergewinnen einzustreichen. Mochte die Erhöhung der Kohlenpreise auf das Siebzehn-

fache, der Eisen- und Stahlpreise auf das Dreißigfache auch die Stickstoff- und Baumaterialien-Erzeugung förmlich erdrosseln, die Landwirtschaft schwer schädigen, die ganze Industrie lähmen, Hauswirte, Mieter und Konsumenten zur Verzweiflung bringen — für die Schwerindustrie fielen nie gekannte Gewinne ab! Die Zechenbesitzer, die sich früher mit einem Reingewinn von 10 % begnügt hatten, brachten es bei gleichzeitiger Senkung des Lohnanteils nach den Berechnungen des Statistischen Amtes Berlin-Schöneberg auf 24 % Reingewinn, der sich bei der ungeheuren Steigerung der Kohlenpreise in Milliarden ausdrückte! Mit diesen Milliarden kaufte, beispielsweise, Herr Stinnes nicht nur „Werften, Schiffahrtsbetriebe, Hotels, Maschinen- und Automobilfabriken" auf, sondern auch „Zellstoff- und Papierunternehmungen, Druckereien und Zeitungen". Nicht weniger als 64 Zeitungen hat Stinnes ja bereits in seine Hand gebracht, und der Thyssen-Konzern amerikanisiert inzwischen die klerikale Presse! Nicht zu vergessen, daß auch die riesigen Fonds, mit deren Hilfe jetzt der neue Militärputsch organisiert wird, von der Schwerindustrie gespeist werden. Mit den dem Volk schamlos erpreßten Milliarden ist man am Werk, die Reichswehr, die Freicorps, Sicherheits- und Einwohnerwehren in eine einzige Pinkerton-Truppe für das Großkapital zu verwandeln!

* * *

An die Stelle der alten Herrenschicht sind, so versichert unser Industriekapitän, die Träger der neuen Plutokratie getreten, „die Schlauen, die Gerissenen, die Gehenkten. Sie und ihre Nachfolger werden auf Menschenalter die Beherrscher Deutschlands sein, wenn nicht neuer Umsturz eintritt." Einstweilen droht ja nur der Umsturz von rechts, der das Proletariat durch einen furchtbaren Aderlaß entkräften und die Demokratie vollends zum Werkzeug der Plutokratie und ihrer konservativ-militaristischen Handlanger verkrüppeln möchte. Aber freilich, auch wenn dieser Anschlag gelänge: der Revolution würde man dadurch nicht ledig! Im Gegenteil: grade durch ein Massacre unter den jetzigen Führern des Proletariats würde man Kräfte der Tiefe entfesseln, denen trotz Reichswehr, trotz allen Zeitfreiwilligen und Einwohnerwehren die neuen Gewalthaber nicht gewachsen wären.

Denn die kapitalistische Wirtschaft in Deutschland ist bis zum Grunde verfault und durch die offene Diktatur des Kapitals so wenig zu sanieren wie durch die verschleierte Diktatur der Koalitionsregierung. Die Welt des der imperialistischen Raserei verfallenen Kapitalismus hat nun einmal

alle Güter zerstört: Produktionsmittel, Waren, Arbeitskraft, Maschinen. In denselben Dimensionen, wie die Industriefreibeuter und Schieber, die Gerissenen und Gehenkten, sich bereicherten, sind die Massen verarmt. Was sind heute 1000 Mark Monatseinkommen für einen qualifizierten Arbeiter, wo die nackte Lebensnotdurft einer vierköpfigen Familie nach amtlichen Ermittlungen 20 000 Mark erfordert! Dies unerbittliche Faktum, daß die Mehrheit des deutschen Volkes, daß Arbeiter, Angestellte, Beamte, Pensionäre und demnächst auch viele Angehörige des gewerblichen Mittelstandes darben, wird durch keinen Militärputsch beseitigt. Auch die leichte Hebung der Valuta, auch der Ausgleich mit den Weltmarktpreisen verspricht keine Gesundung. Diese Erscheinungen vermindern nur die Export- und Schiebergewinne, führen aber grade dadurch zu neuen Wirtschaftserschütterungen, zu Absatzkrisen, Produktionsstockungen und Arbeitslosigkeit. Das Grundübel ist eben die totale Zerrüttung unsres Wirtschaftslebens, die in dem Ueberfluß an Geldwertzeichen — mehr als 60 Milliarden sind heute im Umlauf — und im Mangel an Produkten zutage tritt. Daß, um aufs Geratewohl nur einige Zahlen herauszugreifen, die Roheisenerzeugung auf die Hälfte herabgegangen ist, daß von 18 000 deutschen Ziegeleien nur 1200 arbeiten, daß die Zement-Industrie nur 65 000 Tonnen im Monat erhält, statt 300 000 im Frieden, die Kalk-Industrie nur 70 000 statt 250 000, die Porzellan-Industrie nur 25 000 statt 60 000, drängt Deutschland immer mehr in die Zustände einer frühern, menschen- und bedürfnisärmern Kulturperiode zurück. Aber die 60 Millionen Bevölkerung, von denen zwei Drittel von der Industrie, dem Handel und den freien Berufen leben müssen, wollen trotzdem ernährt, bekleidet, behaust sein. Die letzte Regierung behalf sich mit immer neuer Papiergeldfabrikation, wodurch sie das Elend nur immer schlimmer machte. Könnte aber eine reaktionäre Regierung etwas Andres beginnen? Sie könnte den Versuch machen, die Produktion auf Kosten des Proletariats zu steigern. An Vorschlägen dieser Art hat es ja nicht gefehlt. Man hat, wie der ehemalige Kolonialsekretär Dernburg, der sich einen Demokraten nennt, die Abschaffung des Achtstundentags durch eine „Reichsarbeitsstunde" empfohlen. Ein andrer Autor schlägt schlankweg die Rückkehr zum neunstündigen Normalarbeitstag vor und außerdem nach Art der frühern Wehrpflicht die unterschiedslose „allgemeine wirtschaftliche Dienstpflicht", durch die eine Million Arbeitskräfte gewonnen werden könne. Aber bildet man sich wirklich ein, daß das durch die Revolution seelisch völlig gewandelte Proletariat, das hinter alle Schliche des Kapitalismus gekommen ist und seit Jahren mit wachsendem Ingrimm die Entstehung und

den Macht- und Genußrausch des neuen Reichtums erlebt hat, sich willig gesteigerter Ausbeutung, Entbehrung und Entrechtung unterwerfen würde, um einer übermütig-brutalen Herrenkaste die Existenz zu sichern?

* * *

Die neue Plutokratie kann sich mit ihren Millionen vielerlei kaufen: einen großen Teil der Presse, die militärische Schutztruppe, ein gutes Stück der Bürokratie, eine feile Wissenschaft, viele Parlamentarier und selbst — direkt und indirekt — manche Arbeiterführer. Aber sie kann nicht die Menge der landwirtschaftlichen und industriellen Produkte verdoppeln, die Inflation und Geldentwertung beseitigen, das enorme Defizit im Reichs-, Staats- und Gemeinde-Etat hinwegzaubern und die Steuerlasten erleichtern. Alle Wirtschaftsnöte und die ganze Jammerwirtschaft von heute blieben bestehn und fielen nunmehr der herrschenden Reaktion selbst zur Last, die Elend und Mißwirtschaft bis jetzt so bequem auf die Revolution und die Koalitionsregierung schieben konnte! Obendrein aber würden die politische Unterdrückung und die vermehrte wirtschaftliche Ausbeutung den verzweifelten Widerstand der ungeheuren Gewalten entbinden, die heute die Arbeiter, die Angestellten, das riesige Beamtenheer verkörpern. Der Gewerkschaftsbund und die Angestelltenverbände zählen zwölf Millionen Köpfe! Und diese zu politischem und sozialem Kraftbewußtsein aufgerüttelten Millionen sollten sich von einer brutalen Minderheit niederknütteln und in Sklavenbande schlagen lassen, während die russische Revolution sich trotziger denn je emporreckt? Ein vorübergehender Erfolg der deutschen Reaktion würde nur den Bolschewismus über die Weichsel rufen und eine Verbindung zwischen dem menschenreichsten, intelligentesten, bestorganisierten Proletariat der Welt und den in der Sowjet-Republik verkörperten beispiellosen revolutionären Energien herstellen, die den Bolschewismus unwiderstehlich machen und seinen Herrschbereich bis zum Rhein vorschieben würden. Vielleicht wäre das eine Menschheitskatastrophe und die Götterdämmerung der ganzen europäischen Kultur — sicherlich aber würde dann vom ostelbischen Großgrundbesitz und den Riesenbesitztümern der Schwerindustrie so wenig übrig bleiben wie von den Privilegien der deutschen Offizierskaste!

Den einzigen Schutz gegen den grauenhaftesten der Bürgerkriege, gegen die Bolschewisierung Deutschlands bietet die Erhaltung und soziale Vertiefung der deutschen Demokratie, die zugleich das einzige Mittel ist zur Wiederaufrichtung der deutschen Produktionskraft!

Smuts und San Remo von Arnold Zweig

1.

J. C. Smuts, südafrikanischer Premierminister, einst Buren-Oberst gegen England wie Botha, dann siegreicher General gegen Lettow-Vorbeck, Mitglied aller leitenden Entente-Ausschüsse für Krieg und Frieden, wird bei der Heimkehr von allerlei Festlichkeiten empfangen, zum Beispiel auch, am dritten November 1919, von der Gemeinschaft der südafrikanischen Juden; keiner religiösen, sondern einer jüdisch-nationalen Gemeinschaft, denn Einberufer sind die Südafrikanische Zionistische Vereinigung und der Südafrikanische Jüdische Deputiertenausschuß. Eine politische Aktion also, und was der General auf die Ansprache der Juden antwortet, liegt stenographiert und gedruckt vor. Und man wundert sich, in Deutschland, unermeßlich.

„Ich habe nicht die Absicht, eine Rede zu halten", sagt er nach der Einleitung, „und ich bin sicher, daß Sie keine Rede von mir erwarten. Mir ist, als wäre ich heute abend in einem Familienkreise und wollte mich grade etwas umsehn und ein paar gelegentliche Bemerkungen machen, die Einiges von dem ausdrücken, was mir in den Sinn und vom Herzen kommt."

Ein General? Einer von jener Rasse, die Strapazen, Schlachten, Verhandlungen mit einerlei Geschick bewältigen kann, oberster Minister eines schwer zu leitenden Reichs, vielfach größer als Deutschland? Und dann „Familienkreis" und „grade etwas umsehn" und „von Herzen kommt" — zu Juden? Und was sagt er wohl nach dieser Einleitung, der erstaunliche General und Afrikander?

Von seinem Vorgänger Botha spricht er zunächst, und was er für die Juden getan habe — von Botha, jüngst gestorbenem General, Politiker, Diplomaten, der als Vorsitzender des Ausschusses für Polen während der Friedensvorbereitung auf die Nachricht von Juden-Erschießungen in Pinsk dem Obersten Rat sein Amt zur Verfügung stellte und damit den Schutzparagraphen für nationale und religiöse Minoritäten in alle Verträge mit örtlichen Regierungen hineinbrachte. „Und am Tage, als der Friedensvertrag mit Deutschland unterzeichnet wurde, am selben Tage und bei derselben Gelegenheit, im Spiegelsaal, wurde dieser Vertrag unterzeichnet. Auch die polnische Regierung mußte unterzeichnen, und bei dieser Gelegenheit unterzeichnete sie. Und obwohl ich auf meine Verrichtung an jenem Tage nicht sehr stolz war, auf das Recht, diesen Vertrag . . . unterzeichnen zu dürfen, war ich sehr stolz."

Man versteht wohl, daß das Stenogramm lauten und anhaltenden Beifall verzeichnet überall, wo von Botha die Rede

ist. Aber Smuts erzählt weiter, erzählt in seinem langsam epischen Stil — hat man auf den Stil dieser Generals- und Minister-Sätze geachtet, von dem hier ja nur karge Proben gegeben werden können? Keine Phrase geht los, keine Schneidigkeit detoniert, nichts von der unerträglichen Arroganz wohlbekannter Tonfälle schneidet ins Gebein des Hörers — behaglich, menschlich, ganz einfach, demokratisch von innen her, würdig und sachlich, dabei warm und irgendwie Humor verratend, spricht ohne Gottesgnade und Demagogie ein leitender, mit Können begabter, durch sein pures Sein ausgezeichneter Mensch zu andern Menschen, denen er sich halbwegs verantwortlich fühlt für Das, was er tut und tat, von der Lösung der ärgsten Krise, die je Eroberungsgeist über die Erde brachte. Smuts also erzählt weiter von den, von seinen Bemühungen, die Frage der östlichen Juden zu beantworten, sie im Kern zu packen und die Möglichkeit einer endgültigen Beseitigung der Judennot zu finden: von den Bemühungen um Palästina. Er kennt das Land aus dem Kriege, er findet es großartig und voll von seelisch erregenden Momenten; er weiß von der Wirkung der heroischen Landschaft auf die heroische Seele des Volkes, das von da aus sein Wesen empfing und entfaltete; und nun spricht er von Juden der Antike und der Gegenwart, von dem Juden, den er aus dem Zusammenleben kennt, und von der reichen Möglichkeit, die noch heute im Juden, dem ethischen Lehrmeister der westlichen Erde, in unerhörter Kraft pulst. „Es gibt keinen Grund, aus dem Israel nicht zu seiner großen historischen Mission zurückkehren solte, aus dem Israel nicht wieder das Banner des Geistes unter den Völkern hochhalten sollte. Das war Ihre Mission in der Vergangenheit; ich hoffe, es wird Ihre Mission auch in der Zukunft sein.“ Aber Smuts geht auch an dem Problem nicht vorbei, auf das jetzt in Deutschland mit so viel Blindheit und Raserei eingehauen wird: auf das Zusammenleben von Juden und andern Völkern in ein und demselben Lande, in der Diaspora. „Auch hier im Lande hatten Sie eine wichtige Rolle zu spielen . . . Süd-Afrika hat wohl an den Juden getan, und Sie alle, ich bin dessen sicher, sind entschlossen, Ihr Bestes für Süd-Afrika zu tun. Und Sie können für Süd-Afrika viel tun. Ich war immer der Ansicht, daß die Juden einer der mächtigsten und wohltätigsten Faktoren im nationalen Leben Süd-Afrikas werden würden. Sie bringen in das Gemeinschaftsleben Eigenschaften mit, die den Andern fehlen. Und es ist zwischen uns so viel des Gemeinsamen; Ihre ganze Haltung, Ihr historischer religiöser Standpunkt ist dem der übrigen weißen Bevölkerung so nahe, daß ich wirklich nicht einsehe, warum wir nicht einen ‚gemeinsamen Einsatz‘ all unsrer Kräfte für das öffentliche Wohl machen sollten, wie wir ihn nie zuvor gesehen haben.“ Und weiter spricht er von der Sprache des Alten Testaments, „der

erhabensten Sprache, die je von Menschenzungen gesprochen wurde . . . Ich meine die allumfassende Sprache des menschlichen Herzens, die Sprache der menschlichen Seele, die reine menschliche Gefühle und Empfindungen ausdrückt, mit einer Allgemeinheit, die zu allen Rassen und allen Altern spricht . . . Und ich hoffe, daß Sie in den kommenden Jahren weiterhin zeigen werden, wie Ihre Propheten uns gelehrt haben, daß die großen Dinge im Leben die geistigen Werte sind, und das größte die menschliche Seele, daß die großen Dinge Liebe und Lauterkeit und Kraft und Wahrheit sind — die großen Ideale geistigen Lebens . . . Ich sehe die Zeit kommen, wo Sie wieder solche Rolle spielen werden; . . . wenn dieser Tag kommt, werden wir hier in Süd-Afrika, wir Christen, wir aus germanischem Blut, erkennen, daß eins der mächtigsten, wichtigsten Elemente unsrer Bevölkerung die Juden waren, die unter uns lebten und uns halfen, die geistige Lebensanschauung zu gewinnen . . . Sie haben gelitten — wie kein andres Volk — Jahrtausende lang. Großes Unrecht ist Ihnen geschehen . . . Christen sind sehr grausam zu Ihnen gewesen. Aber zuletzt wird das Recht triumphieren. Jetzt, wo Throne wanken und Reiche zerbrechen, jetzt sehen wir, wie Gerechtigkeit am Ende zurückkommt zu uns und zu Ihnen . . . und wie die große Heilung vor sich geht; und ich hoffe, daß all dies eine Vertiefung unsres moralischen Gewissens bedeuten wird, eine Erhöhung des bessern Lebens in uns. Ich hoffe, es wird uns zurückführen zu der großen Wahrheit, daß hinter all den Dingen, für die wir leben, Gerechtigkeit und Wahrheit stehen und die großen geistigen Werte."

„Wir Christen, wir aus germanischem Blut" — ein General? Ein General.

2.

Man muß diese ganze Rede lesen — sie ist in Martin Bubers Monatsschrift ‚Der Jude' vom Februar 1920 erschienen —, um eine Fülle von Erkenntnissen zu haben. Nicht nur, um die staatsmännischen Möglichkeiten der germanischen Rasse zu sehn, an denen zu verzweifeln man im alten Deutschland trotz Bismarck noch mehr Grund hatte als im neuen. Und nicht nur, um diesen Buren ganz zu sehen, der ja den Deutschen bekannt ward erst, als er, schon in Versailles, sich gegen den Geist von Versailles öffentlich wandte. Nein: sondern um wieder und wieder klar darzulegen, wer in diesem Kriege die bessere Sache verfochten hat. Was es mit der Redensart vom „Feinde England", von „englischer Heuchelei" und „britischer Perfidie" auf sich hat. Wenn ein Mann wie Smuts, ein unabhängiger und unbeugsamer Vorkämpfer der Freiheit und des demokratischen

Anstandes im öffentlichen Leben, sich mit der Sache des englischen Imperiums so identifiziert, wie er es tut, muß in diesem Imperium doch wohl ein ideeller Wert enthalten sein, der einen solchen Mann zur Bejahung veranlaßt. Und wenn dieser Holländer, dieser Burenführer und Freund von Burenführern, schließlich seinen Frieden mit dem Eroberer England macht, so ist das nicht, wie man hierzulande töricht redet, nur ein Zeichen für englische Staatskunst, sondern vor allem eines für den ergreifenden und festhaltenden Unterbau dieses Imperiums. Denn nicht auf Reden und noch weniger auf materielle Wohlfahrt hin kann man eine ganz auf Unabhängigkeit gestellte Rasse und ihre besten Vertreter einfangen, sondern nur, wenn man ihrem geistigen Willen Freiheit und Verlockung bietet, sich in einen größern sittlichen Zusammenhang einzugliedern. Australien und Süd-Afrika sind Beweise dafür, daß ein sittlicherer Charakter als der deutschen Expansion der britischen innewohnt: sonst wäre in der Tat das englische Imperium zerbrochen und nicht das deutsche.

Denn der geformte Mensch ist der Zeuge für die formende Umwelt und der politische Führer der Zeuge für den politischen Geist des Gemeinwesens, das er vertritt. Kommt irgendwo ein rechter Mann und ein offener Sinn an die Spitze, so fühlt sich die Nation selbst besser geraten und menschenwürdiger lebend als vorher. Smuts ist dem Deutschen und seinem Lebensproblem, das mit einem Worte „Versailles“ heißt, ebenso klaräugig entgegengetreten wie dem jüdischen; ja, er hat nicht einmal der furchtbarsten Verlockung zum Deutschenhaß nachgegeben, die ein längerer Aufenthalt im ehemaligen Kriegsgebiet fast unabweislich macht. (Hier, meine Herren Psychologen, liegt der Grund für Wilsons „Umfall“.) Denn er ist aus härterm Material gemacht als Wilson der Idealist: er hat den Vorteil des Realisten vor andern Staatsmännern, er sieht die Sache: „Europas Aufbau“ in ihrer ganzen Dringlichkeit unverrückbar: und all die andern Sachen — Sachen von schwächerer Realität — treten dahinter zurück. Genau so sieht er die Juden: ihre zentrale Unangerührtheit, durch die Schicksale von Jahrtausenden unveränderbar, der jüdische Gedanke der gerechten Lebensordnung im Diesseits tritt ihm faßbar, all die Fakta schwächerer Realität (Zerstreuung, Kapitalismus, Städtertum der Juden) durchdringend, entgegen: und er bekennt sich zum Glauben an die fortwirkende Mission des Judenvolkes im Alten Lande und überall, wo Menschen wohnen. Dabei ist er nicht einmal Sozialist: er ist nur ein ganz echter holländisch-britischer Demokrat.

In diesem Realismus, den der Rembrandt-Deutsche dem Niedersachsentum zuschreiben wollte, berührt sich holländischer und britischer Geist noch heute. In der Judenfrage steht Smuts schließlich neben Balfour und Lloyd George. Es ist ein Realstes

in dieser Lösung der Judenfrage, etwas großartig Natürliches: und so müssen die Realitäten mindern Grades, obzwar von höchst dringlicher Gestalt, nur unter der Perspektive jener Kernwirklichkeit betrachtet werden — von britischen Politikern. Daher ein grader Weg von Balfours Palästina-Erklärung über jene Rede von Smuts nach San Remo führte, wo soeben die Errichtung der Jüdischen Heimstätte in den Friedensvertrag mit der Türkei aufgenommen und mit der Hilfe des englischen Mandats ausgestattet wurde.

3.

Stellen wir zunächst, ehe wir uns von Smuts der Sache zuwenden, über die er spricht, die Frage: Warum haben die Deutschen in diesem ganzen Kriege und den beiden Uebergangsjahren bisher nicht einen politischen General dieses Kalibers, nicht einen militärischen Führer von ähnlich unbefangener Umfassendheit hervorgebracht? Warum hat bei uns jeder, aber jeder General einen Grad politischer Impotenz gezeigt, der zum Verlust des Krieges führen mußte? Weil das Verhältnis des Neudeutschen zur Wirklichkeit niemals unbefangen war — zu keiner Wirklichkeit; weder zur Seele des gemeinen Soldaten (des niedern Volkes) noch zum Charakter einer fremden Nation noch zur politischen Kräftelage im Lande oder gar in Europa hat irgendein deutscher Führer-Soldat unvoreingenommen Haltung gesucht oder gehabt. Enger Militär von Erziehung muß er zunächst einmal der Information mehr als den eignen Augen glauben. Er meint, überall sachverständig scheinen zu müssen — aus Gründen der Disziplin, wenn nicht der menschlichen Eitelkeit — und „informiert" sich, bevor er die Dinge an sich herankommen läßt. Er muß ihnen dienstlich, das heißt: gewappnet entgegentreten. Das Amt, ihn zu informieren, haben entweder Untergebene oder Zeitungen. Die Glaubwürdigkeit solcher Informationen bemißt er nach der Art, wie sie Kardinalfragen seiner eignen Weltanschauung positiv, mit ihm übereinstimmend, beantworten (zum Beispiel: Hierarchie und Unveränderlichkeit der Klassen, Unantastbarkeit des Herrschers, Autonomie des Heeres in allen Heeres- und Kriegsfragen). Der Alldeutsche (zum Beispiel: Waldersee, Ludendorff) glaubt von vorn herein alldeutschen Organen mehr als andern, sie sind ihm Vertrauen erweckend; der Demokrat alten Schlages (Eichhorn etwa) hört auf Stimmen eines konstituionellen Demokratentums; keiner geht nur auf seine Augen bauend ans Aufnehmen einer neuen Wirklichkeit. Die Folge dieses Dranges nach Information ist eine Begrenzung des Sichtbaren: jetzt wird gesehen nur, was mit dem Gelernten übereinstimmt — und stimmt es, hält der Sehende sich für einen guten Beobachter und Realisten. Redet

dann ein solcher Führer zu seinen Truppen, zu Volksvertretern oder Interviewern, so tönt dieser entsetzlich blecherne, lebensfremde, arrogant wirkende und den bessern Kenner verletzende Ton, den wir Alle schaudernd angehört haben, der verheerend in jede Sachlage fällt, und der immer wieder das Gefühl unzulänglicher Führer erweckte — bis alles in sich zerfiel, was so fest, auf Information, gegründet schien. Die Wirklichkeit ist fast unbesiegbar; besiegbar nur durch die Idee, als welche eine Realität höchster Ordnung ist, sobald sie von Wirklichkeit getragen wird.

4.

Unter diesem Winkel gesehen, zeigt die Konferenz von San Remo, soweit sie sich mit der Errichtung eines jüdischen Palästina befaßte, ein zwiefaches Ergebnis. Der englische Politiker sieht in dieser möglichen Schöpfung eine Reihe Wirklichkeiten, die zu einer Realität höhern Ranges zusammentreten können: eine halb verloren gegangene Tüchtigkeit der Juden, ein halb verwüstetes, verbesserbares Land, ein tiefer, Jahrtausende überdauernder Drang dieses Volkes nach diesem Lande — die zionistische Idee als Wirklichkeit neben andern —, die Schwierigkeit der Besiedelung dieses Landes mit Juden und die besondere Schwierigkeit der Araber-Frage; allem übergeordnet die Aufgabe, auf der Erde, soweit es menschenmöglich ist, entwicklungsfähige Zustände zu schaffen und eine umfassende, gerechte, demokratische Ordnung einzuleiten: und als Resultante dieser Wirklichkeiten fixiert er in einem Vertrage ein Versprechen politischer Art, das ihn mit Recht befriedigt, denn er hat die feste Absicht, es durchzusetzen und zu erfüllen, wenn die andern Faktoren sich als plastisch und mitschreitend erweisen. Gelingt ihm seine Absicht nicht, so tritt er zurück und läßt einem Andern den Platz und die Aufgabe, eine harmonische Lösung zu finden.

Nicht so sieht der Jude dieselbe Tatsache des Vertrags von San Remo — oder er wollte sie nicht so sehen. Für ihn, soweit er nationaler Jude und Zionist ist, kann die zionistische Idee nicht eine Wirklichkeit neben andern gleichgeordneten sein. Ihm ist sie ein überpolitisches seelisches Zentrum, über welches er nicht diskutiert. Gelingt es seinen Beauftragten, diese Idee den Führern der europäischen Politik nahezubringen, so haben sie ihre Pflicht getan, aber zum Jubel und zur Bewunderung ist kein Anlaß. Denn die Idee soll ja nur ins Leben tretend ihren wahren Sinn entfalten: dem Juden seine alte lebendige Größe, sein volles gelebtes Dasein wiedergeben, ihm die Gelegenheit schaffen, sich zu erproben. Dafür aber ist ein Vertrag nur ein Vorspiel, nur der Anfang einer Möglichkeit, nicht mehr. Das

Wort hat jetzt, die Tat aufgelegt bekommt jetzt der Jude selbst. Und nun muß in ihm eine sehr ernsthafte Besinnung und Stille eintreten; keine großen Worte, keine Geste ist hier am Ort. Denn der Augenblick ist furchtbar — kein zweites Mal tritt den Juden dieses Erlebnis an: sich zu erweisen.

Da ihm die Idee Voraussetzung ist, hat sein Blick auf all den furchtbaren Fakta zu ruhen, die sich ihm, als Verwirklicher der Idee, zu dieser Wiedergeburt entgegenstellen. Da ist als nächste die entsetzliche Zerspaltenheit des Judentums in Gruppen, die sich nach Vaterländern, sozialen Ansichten und Klassen, nach der Zustimmung — bedingten oder unbedingten — zur zionistischen Idee oder nach den Graden der Ablehnung scheiden; da ist die angespannteste Hoffnung, die zur furchtbarsten Enttäuschung werden kann, die Wirklichkeitsfremdheit der Juden als Politiker und die Ueberschätzung der Politik, die daraus resultiert. Da ist das gefährliche Experiment der Verpflanzung nordisch akklimatisierter Juden in ein gefährliches Südland, und die weit gefährlichere Experimentierlust unverantwortlicher und leichtsinniger Statistiker und ideologisch fanatisierter Theoretiker. Da ist das gehässige Uebelwollen vieler Völker jüdischer Massensiedelung, die ungemeine Last allgemeiner Geldentwertung und Wertvernichtung durch die Folgen des Krieges; da ist die Notwendigkeit, einen sehr großen Geldbetrag ohne rechte Sicherheiten aufzubringen und eine Einwanderung zu organisieren in halbödem Lande, die, für ungeübte Juden, eine Aufgabe darstellt weit schwerer, als sie der deutsche Generalstab, mit einer tollen Autorität und Macht hinter sich, je lösen mußte. Da ist die unerhörte Verhetzung der Araber durch ihre Großgrundherren, deren Machtprobe wir grade erleben. Und da ist die langsam gärende Welt des nahen Ostens überhaupt, der, von der bolschewistischen Idee bewegt, völlig neue Weltlagen schaffen kann, vor denen ein englisch garantierter Vertrag hinfällig wird — ganz abgesehen vom Kampfwillen des nationalen Türkentums.

Ist hier Jubel am Orte? Schauder, wenn ich nicht irre. In diese Welt der Wirklichkeiten tritt der Jude wie nackt; in der Hand nur: sein Müssen.

Wir müssen, das ist unser einziges Heil. Der Zuspruch von Männern wie I. C. Smuts kann uns nur dankbar zu Ohren klingen, in ein ernstes und gefestigtes Herz. Die Hand des Herrn ist wieder über uns — wir spüren sie erschüttert, sie war so lange von uns fern, so glaubten wir Einsamen. Indem wir Denen danken, die den Vertrag von San Remo zustande brachten, den britischen Staatsmännern und den jüdischen, fühlen wir in uns das unausweichliche Diktum, alles an seine Verwirklichung setzen zu müssen. Wir haben gottlob keine Wahl: „Gehe hin in das Land, das ich dir zeigen werde.“

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XXX.

Die Marine

Wir Deutschent sind, wie ich schon öfters ausgeführt habe, ein Volk von Spezialisten, und Gemeinsinn ist nicht grade unsre starke Seite. Jeder neigt dazu, seinen Stand, seine Partei für alleinseligmachend zu halten, und verachtet und beschimpft die andern, und zwar umso mehr, je dümmer er ist. So war auch das Verhältnis zwischen Armee und Marine keineswegs ungetrübt. Im Gegenteil: wir in der Armee hatten gegen die Marine eine Art Abneigung, die hauptsächlich darauf beruhte, daß wir in der Marine das Lieblingskind des Kaisers sahen und mit Recht glaubten, auf Kosten der Marine vernachlässigt zu werden. Gewohnt, auf Traditionen zu halten, vermochte die Armee an der Marine nichts zu finden, was sich mit der ruhmreichen Geschichte des Heeres vergleichen ließ. Außerdem reizte der ungeheure Tamtam, mit dem die Marine inszeniert wurde, unwillkürlich zum Widerspruch. Ein bekannter General sagte einmal ganz treffend: „Eigentlich feiern die Leute immer nur Unglücksfälle, vom Gefecht bei Tres Forcas an, wo sie von den Riffpiraten Dresche bekamen, bis zum Untergang des ‚Iltis'." Durch die Art, wie die Marine vom Kaiser verwöhnt wurde, entstand natürlich auch, besonders beim Durchschnitts-Offizier, eine Art Ueberhebung, die sich unter anderm darin äußerte, daß alles, was Armee war, mit dem Sammelnamen „85 er" bezeichnet wurde, nach dem III. Bataillon des Regiments 85, dessen Garnison Kiel war.

Wer die Marine näher kennen lernte, konnte feststellen, daß sie über ein prachtvolles Menschenmaterial verfügte, das sich in kleidsamen Uniformen sehr viel besser präsentierte als der Armeesoldat. Wenn man während des Krieges in Kiel oder Wilhelmshaven unter all den wohl genährten, gut angezogenen Matrosen so einen abgerissenen Feldgrauen sah, dann merkte man, wie verschieden die Rollen verteilt waren. Die Marine wußte immer gut für sich zu sorgen, in Flandern lebte sie nicht schlechter als in den heimischen Häfen, und in Tirpitz hatte die ganze Waffe einen Mann, der energisch und schlau die Marine-Interessen verfocht, und zwar auf Kosten der Armee.

Das innere Gefüge der Marine war von dem der Armee verschieden. Beim ersten Blick blendete den Besucher die untadelige Disziplin auf den Kriegsschiffen, und man war umso erstaunter, wenn man diese Leute an Land sah. Es war nicht möglich, in Kiel oder Wilhelmshaven eine Straßendisziplin zu halten wie in andern Garnisonen; die Offiziere

vermochten sich garnicht entsprechend durchzusetzen. Was auf den Schiffen herrschte, war mehr die Disziplin, wie eine große Fabrik sie haben muß, damit der komplizierte Mechanismus klappt, aber nicht die eigentliche militärische Disziplin, die auf der Erziehung des einzelnen Mannes beruhen soll. Diese intensive Sorge des Offiziers um den Untergebenen, wie sie für den guten Armee-Offizier charakteristisch war, kannte die Marine nicht in dem Maße. Die Kluft zwischen dem Offizier und dem Matrosen war größer als die zwischen dem Armee-Offizier und dem Musketier, und das Leben an Bord betonte die gegenseitige Absperrung. Schon die Bezeichnung Kulis für die Matrosen hatte etwas, das den Armee-Offizier verletzte. Das Muster der deutschen Marine war die englische gewesen, und bei der Kopierung dieses Vorbildes hatte man wohl übersehen, daß in einer Berufsmarine wie der englischen die Stellung des gemeinen Mannes eine ganz andre ist als in einer Truppe, die auf der allgemeinen Wehrpflicht beruht. Den Söldner kann man viel mehr sich selbst überlassen: er ist gewohnt, für sich zu sorgen, und scheut auch vor einer gelegentlichen kleinen Meuterei nicht zurück. Jedenfalls kann man den Marine-Offizieren den Vorwurf nicht ersparen, daß ihnen der Kontakt mit ihren Leuten verloren gegangen war, sonst wären sie von der Revolution nicht so überrascht worden, sie und ihr Kaiser, von dem grade dieses sein verhätscheltes Lieblingskind sich zuerst abwenden und das Signal zur Revolution geben mußte. Die Flotte hatte reichlich Zeit gehabt, alles in Ruhe zu organisieren, die Leute lungerten seit Jahren auf den Schiffen herum, und das Problem, wie man sie beschäftigen solle, wurde nie recht gelöst. Ausgebildet waren sie längst, die Verluste waren im Vergleich zur Armee minimal, und so entstand eine gefährliche Stimmung von Ueberdruß und Unzufriedenheit, denn es fehlte das „belebende“ — das heißt eigentlich: tötende — Moment, das eine Offensive immer mit sich bringt, es fehlte die Abwechslung der Kriegsschauplätze und andres. Die große Zahl gewerkschaftlich organisierter Arbeiter in der Flotte erleichterte natürlich auch die Vorbereitung der revolutionären Bewegung. Der Soldat im Graben sieht den Feind vor sich, weiß genau: Wenn ich zurückgehe, kommt aus dem Graben da drüben der Andre vor — und sieht ein, daß er standhalten muß. Nicht so der Matrose auf den großen Schiffen. Er führt eine Art Gefängnisleben an Bord, entbehrt zwar ganz wie der Mann im Graben die Freuden des Lebens, wird aber von keinem Feinde bedroht. Wochen, Monate, Jahre verbringt er müßig, um vielleicht einmal ins Gefecht zu kommen. Die jungen ehrgeizigen Leute strömen zu den Unterseeboten ab,

desgleichen die besten Offiziere, und die Masse der Mißvergnügten und Angelangweilten fragt sich vergeblich, warum sie nicht ebenso gut bei ihren darbenden Familien sein kann. Es ist bezeichnend, daß die Revolution zuerst bei der Marine und zwar auf den großen Schiffen, bei der Etappe und bei der Heimarmee ausgebrochen ist, überall da, wo der Feind nicht täglich und stündlich die Notwendigkeit des Aushaltens predigte. Die Unterseeboote blieben ebenso fest wie fast alle die alten Kampfdivisionen, denn da war die Elite des Volkes versammelt, und die tägliche Lebensgefahr hatte einen starken Zusammenhalt geschaffen.

Die Marine, so wie sie 1914 mobil wurde, war das Werk von Tirpitz. Klug und zäh, listig und verschlagen, verfolgte er sein Ziel, immer den Zweck im Auge und unbedenklich in der Wahl der Mittel. Tirpitz wäre in der Armee vollständig unmöglich gewesen, denn gegen ihn war Bernhardi noch ein vorsichtiger Leisetreter. Was dieser lebhafte, vollblütige, bei all seiner Schwere fabelhaft bewegliche Admiral, der trotz seinem wallenden Vollbart so garnichts von Ehrwürdigkeit hatte — dazu waren die Augen zu schlau — so im Lauf eines Abends alles hervorsprudelte, das konnte vorsichtigern Leuten die Haare sträuben machen. Dabei ging von ihm, wie von allen leidenschaftlichen Naturen, eine starke Suggestion aus. Seine Schwäche war sein Hang, zu übertreiben und überhaupt von der Wahrheit abzuweichen, und das hatte auf seine Schöpfung, auf die Marine abgefärbt. Nirgends wurde so viel — milde gesagt — falsch dargestellt wie in der Marine, und es gab manchen Admiral, dessen Glaubwürdigkeit notorisch . . . na, also nicht über jeden Zweifel erhaben war.

Daß ein Temperament wie Tirpitz nicht grade besonders vornehm abgeklärte Männer erzog, liegt auf der Hand. Das Kennzeichen seines Regimes war die Intrige und der krumme Weg. Ein Admiral schimpfte auf den andern, und der Mangel an jeder Tradition verschlimmerte noch das Uebel. Das Reichsmarineamt unter Tirpitz ließ den Admiralstab nicht hochkommen, denn diese eine überragende Persönlichkeit duldete instinktiv Niemand neben sich. Im Reichstag war der hünenhafte alte Seemann ein geschickter Kämpe für seine Sache, und die Abgeordneten hatten ihn doch ganz gern, wenn man ihm auch nicht immer alles glaubte. Neidisch sahen wir Armeesoldaten mit unserm Heeringen auf den höchst gewandten, immer erfolgreichen Fuchs, der zu allen Parteien Beziehungen hatte und herrliche Geschäfte machte.

Nun ist sein Werk zerstört, und die Geschichte wird richten, ob ihn oder seinen obersten Kriegsherrn die Verantwortung dafür trifft. Sein Geschick entbehrt nicht der

Tragik. Er hätte, wie Scharnhorst, gern alles dahingegeben für „einen Tag Führung"; aber man hatte wohl Angst vor ihm und hielt ihn zurück. Sein Gedanke, daß die Flotte schlagen, daß sie angreifen müsse, war für ihn durchaus richtig. Wer denn sonst als der Schöpfer der Marine sollte sich fragen: Wozu haben wir eigentlich die vielen Schiffe, wenn wir sie nicht einsetzen, um die See wieder frei zu bekommen? Die feindliche Uebermacht hat die großen Generale noch nie vom Angriff abgehalten. Die Schlacht am Skagerrak besiegelte das Schicksal der Marine und damit auch das von Tirpitz. Die Bedeutung einer Schlacht zeigen nicht die Verluste, sondern die Folgen, und, wie ruhmreich auch die Seeschlacht war: die militärische Lage zur See hat sie nicht verändert. Es war nicht gelungen, die Stäbe des Käfigs zu zerbrechen, und man scheute einen zweiten Versuch. Die großen Panzer lagen wieder müßig auf ihren Stationen, und England beherrschte weiter die See. Es war sehr billig von einer gewissen deutschen Presse, die englische Flotte zu verhöhnen, daß sie für ihr Teil nicht angriffe. Nun, sie hatte es nicht nötig, denn sie erfüllte ihren Zweck ja auch ohne Angriff; die deutsche Flotte aber hatte es nötig, denn sie erfüllte ihren Zweck nicht. Alle Heldentaten der U-Boote und der Kreuzer können an dieser Tatsache nichts ändern.

Zum zweiten Male hat eine deutsche Flotte ein klägliches Ende genommen. Die erste Flotte endete unter dem Auktionshammer Hannibal Fischers, die zweite übergab sich selbst den Engländern, und was von der deutschen Marine übrigblieb, ist nicht mehr nennenswert. Wenn wir die große Flotte garnicht besessen hätten, sondern nur eine Küstenverteidigung mit Minen, Kreuzern und U-Booten, wäre der Krieg auch nicht anders verlaufen. Der Besitz der Flotte zog uns die Todfeindschaft der Engländer zu und war somit eine der Ursachen des Weltkriegs, vielleicht die stärkste, denn die Flotte war eine ständige Bedrohung Englands. In der Armee ist die Ansicht immer verbreitet gewesen, daß für Deutschland eine kleine Marine genügt hätte, weil die Entscheidungen ja doch unter allen Umständen auf dem Lande fallen mußten. Vielleicht wird die Weltgeschichte es einmal als den verhängnisvollsten Fehler Wilhelms des Zweiten bezeichnen, daß er durch die Schaffung der Flotte das englische Weltreich auf den Plan rief, ohne dessen Gegnerschaft wir den Krieg nicht verloren hätten.

Der Admiral der Nordsee sitzt nun als Gefangener in Holland, und der Admiral der Ostsee, den er grüßte, liegt ermordet in einem russischen Grabe. Der Dreizack ist kein Spielzeug für ehrgeizige Fürsten mit unklaren Zielen. Wie alles bei Wilhelm dem Zweiten, so war auch sein Kampf um

die Seegeltung halb und ohne zwingende Folgerichtigkeit. Erst schafft er durch Tirpitz eine mächtige Flotte, zieht sich dadurch logischerweise die Engländer auf den Hals, dann aber, als die Entscheidung fallen soll, wagt er nicht den vollen Einsatz, zögert und lauert auf Hilfe von „jenem dort oben“, und den Erfolg hat, wie immer, der konsequente eiserne Wille. Man hat den Kaiser mit einem Reiter verglichen, der scheinbar entschlossen gegen ein Hindernis anreitet; im letzten Moment aber, wenn der Sprung kommen soll, verliert er den Mut, reißt das Pferd herum und bricht aus. Kann man der alten braven Stute Germania verdenken, daß sie diesen Reiter abgeworfen hat?

Industriekapitäne von Hans Ganz

I.

Hugo Stinnes

Seit vielen Jahren sind der Zentrumsmann August Thyssen und der Rechtsnationalliberale Hugo Stinnes Geschäftsfreunde. Thyssen ist fast um zwei Jahrzehnte älter als Stinnes. Bis zum Weltkrieg schien Thyssen mehr Geschäftserfolge zu haben, und jedenfalls war Thyssen bedeutend reicher als Stinnes. Im Krieg hat sich das gründlich geändert. Auch Thyssen hat im Krieg sein Vermögen ungeheuer vermehrt, und während er vor dem August 1914 und auch noch in den ersten Kriegsjahren bei den berliner Großbanken hoch in der Kreide stand, und während mancher berliner Bankdirektor den ganzen Thyssen für eine höchst problematische Erscheinung hielt, die bei ihrem hohen Schuldenstand eines Tages durch einen Konjunktursturm umgeworfen werden könnte — währenddessen hat Thyssen sich im Laufe der viereinhalb Kriegsjahre durch Eisen- und Stahllieferungen völlig „gesund gemacht“, und eher sind heute die D-Banken auf Thyssen als Thyssen auf die Banken angewiesen. Dennoch: Hugo Stinnes hat durch den Krieg noch unendlich mehr profitiert. Stinnes ist jetzt der weitaus reichste Mann Deutschlands, bedeutend reicher als Frau Bertha Krupp von Bohlen und Halbach, die vor der Weltkatastrophe mit etwa einer Viertel Milliarde Mark reicher war als sonst irgend Jemand im Deutschen Reich.

Hugo Stinnes, der — ebenso wie Thyssen — seinen Wohnsitz in Mülheim an der Ruhr hat, besaß 1914 25 oder 30 Millionen Mark. Heute wird sein Besitz von berliner Bankiers auf über eine Milliarde geschätzt. Man nennt ihn den Rockefeller Deutschlands. Aber die Geschäfte des deutschen Rockefeller sind vielfältiger als die des amerikanischen Oelkönigs: Stinnes vereinigt in seiner Hand die Macht über nahezu alle Binnenschiffahrtslinien des Reiches; in der Kontrollierung von allem deutschen Eisen

und Stahl sowie aller Kohle des Rheinlandes teilt er sich mit ganz wenigen andern Schwerindustriellen; auf die deutschen Seeschiffahrtsgesellschaften hat er durch Aktienbesitz einen hervorragenden Einfluß; und neuerdings hat er sich einer beträchtlichen Anzahl von Papierfabriken und über sechzig deutscher Zeitungen bemächtigt, darunter der Deutschen Allgemeinen Zeitung, der frühern Norddeutschen, die seit Bismarcks Zeiten jedem Kanzler und jeder Regierung gedient hat.

Der Deutschen Allgemeinen Zeitung ist vor etlichen Monaten in dem Offiziosus des Norddeutschen Lloyd, Reimar Hobbing, der Verleger gestorben, der das Blatt im Kriege erworben hatte, von dem Ehrgeiz getrieben, aus der Norddeutschen ein Weltblatt im Stil der londoner Times zu machen. Hobbing und seine Leute haben Mühe und Geld nicht gespart; aber es ist ihnen nicht gelungen, die norddeutsche Leiche zu einer lebendigen Zeitung zu machen. Die ‚Norddeutsche' ist auch als ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' — so nannte sie sich seit dem November-Umsturz von 1918, nachdem sie zwei Tage lang von den Unabhängigen als ‚Internationale' herausgegeben worden war — das geblieben, was sie ein halbes Jahrhundert gewesen: ein in allen Zeitungsredaktionen aufmerksam gelesenes, von allen Behörden abonniertes, dem Publikum nur vom Hörensagen bekanntes Organ der jeweiligen deutschen Reichsregierung. Die Deutsche Allgemeine Zeitung hat zwanzigtausend Abnehmer, und Herr Stinnes wird in die Lage, diesem neusten Bestandteil seiner papiernen Krone aus seinem Papierfabrikreichtum viel Papier zuzuführen, auch dann kaum kommen, wenn der Herrgott selbst die Redaktion der Deutschen Allgemeinen Zeitung übernähme und sich sämtliche Engel bereit fänden, in den süßesten Tönen darin zu flöten. Denn so urteilsunfähig auch das deutsche Lesepublikum ist und so sehr es den Schund liebt: auf ein Blatt, das nach fünfzigjähriger Offiziosität stinkt, fallen die Leute in Berlin und Umgebung nicht herein. Der Erwerb der Deutschen Allgemeinen durch Herrn Stinnes ist also keine aufregende Angelegenheit der deutschen Publizistik, aber ein passender Anlaß, von Herrn Stinnes zu reden. Im übrigen ist Herrn Stinnes zuzutrauen, daß er, wenn die bisherige Partei- und Regierungskonstellation nicht allzu sehr wechselt, an der innern und äußern und auch an der Wirtschaftspolitik der Deutschen Allgemeinen tatsächlich nichts ändern läßt. Um auch auf solche Art noch einige Eisen im Regierungsfeuer zu haben. Hat doch Herr Stinnes für die Deutsche Allgemeine nicht einmal einen Liebhaberpreis zahlen müssen, wie etwa für die Blätter des Konzerns Büxenstein. (Der Buchdrucker und Freund Wilhelms des Zweiten, Geheimer Kommerzienrat Büxenstein, einer der gerissensten Geschäftsleute Berlins, hat seine notleidenden Zeitungen Herrn Stinnes für 12 Millionen Mark angedreht.)

Die Mitteilungen aus der Verwaltung der direkten preußischen Steuern für die Jahre 1904 bis zum Kriege zeigen, daß Herr Stinnes im Jahre 1904 ein Einkommen von 400 000 bis 500 000 Mark hatte. Jedenfalls zahlte er eine wahre Lappalie als Steuern, nämlich 198 000 Mark. Ein Jahr darauf versteuerte Herr Stinnes Einkünfte von 700 000 bis 800 000 Mark, und im Jahre 1906 schätzte er seine reinen Einnahmen auf 900 000 bis zu einer Million Mark. Im Jahre 1907 ist das Einkommen von Stinnes angeblich wieder zurückgegangen auf 600 000 bis 700 000 Mark, und für 1908 auf 800 000 bis 900 000 Mark.

Stinnes hat die Grundlage zu seinem Einkommen und seinem Vermögen geerbt: schon sein Großvater war Zechenbesitzer, und sein Vater hat Herrn Hugo Stinnes und seinem Bruder Gustav eine mülheimer Kaufmannsfirma mit wichtigen Beziehungen und ein beträchtliches Barvermögen hinterlassen. Immerhin behauptete Herr Hugo Stinnes noch im Jahre 1897, daß er nicht mehr als 9 Millionen Mark besitze.

Im Kriege war Stinnes nicht allein deutscher Hauptlieferant für Heeresmaterial, insbesondere in Eisen- und Stahlwaren, sondern er hat auch in Belgien enorm verdient. Wie die allermeisten seiner Standesgenossen glaubte er bis nahe zum bittern Ende an Deutschlands Sieg und wünschte nicht nur, sondern befürwortete gemeinsam mit Thyssen die Annexion Belgiens. Und so hielt er es für notwendig, sich für alle Fälle ein Vorkaufsrecht auf alle belgischen Metallfabriken, Kohlen und Mirelle-Gruben zu sichern, die nach seinem Plan teils liquidiert wurden, teils nach der glücklichen Eroberung des Landes liquidiert werden sollten. Für dieses ungemein wertvolle Vorkaufsrecht sollte er nach dem Vertrag ohnedies beinah nichts bezahlen; aber auch dieses Minimum blieb er schuldig — bis nach der Annexion Belgiens durch Deutschland, also bis zum Nimmerleinstag. Man kann unter solchen Umständen kaum sagen, daß Herr Stinnes in seinem geschäftlichen Umgang mit den belgischen Unternehmungen, nach der Art seines Freundes Thyssen in gewissen Vorkriegsgeschäften, viel riskiert hätte. Ganz im Gegenteil: Er hat garnichts gewagt und doch unendlich viel gewonnen, weil er die durch den deutschen Ueberfall herrenlos gewordenen belgischen Unternehmungen vier Jahre lang nach allen Regeln der schwerindustriellen Kunst ausgebeutet hat. Was Wunder, daß er sich dadurch bei den deutschen Bankiers und Industriellen den Ruf eines besonders vorsichtigen Kaufmanns erwarb, dessen glückliche Hand man allgemein pries!

Vorsicht scheint überhaupt einer der Hauptvorzüge des Herrn Stinnes zu sein: je mehr sein Vermögen im Kriege wuchs, desto notwendiger schien ihm, sein Risiko zu verteilen und nicht alles auf die deutsche Siegeskarte zu setzen. So brachte er für alle Fälle im Laufe der Zeit einige beträchtliche Bestandteile

seines Besitzes nach Holland zu Banken und andern guten Freunden. Diese Vorsicht begann sich intensiver zu betätigen, als sogar Herr Ludendorff, im Sommer 1918, bemerkte, daß der Krieg, allen Schwindeleien zum Trotz, schließlich doch für Deutschland verloren sein würde. Von der plötzlichen Erleuchtung des Hazardeurs Ludendorff erfuhren Stinnes und Thyssen begreiflicherweise sofort. Selbstverständlich waren die Beiden von dieser Not des deutschen Vaterlandes tief gebrochen; aber zum Glück erholten sie sich sehr schnell und übertrugen den größten Teil ihrer Anteile an ihren deutschen Unternehmungen auf einige holländische Gesellschaften. Und höhnisch versichern mir berliner Bankiers, daß mit Stinnes und Thyssen und den von ihnen vor- und nachgeschobenen Holländern weder der Steuerkommissar noch die Sozialisierungskommission fertig werden würden.

Aber es gibt Jemand, der stärker sein könnte als alle Vorsicht der klugen Vaterlandsfreunde vom rechten Flügel der Deutschen Volkspartei (auf deren Reichsliste Herr Stinnes steht) und vom rechten Flügel des Zentrums (mit dem Herr Thyssen liiert ist): das ist der Pleite-Geier, der auch auf den Dächern der vom Kriege gemästeten deutschen Unternehmungen sitzt. Trotz den Milliarden der Kriegsgewinnler Stinnes, Thyssen, Krupp, Otto Wolf ist der Krieg für Deutschland jämmerlich verloren worden, bei dem Egoismus Aller ist der wirtschaftliche Zusammenbruch kaum noch aufzuhalten, und wo nichts ist, da ist auch für Stinnes und Thyssen und die Holländer nichts zu holen.

Schriftsteller von Kurt Tucholsky

„Schriftstellern ist kein Beruf — das ist eine Beschäftigung."
Der alte B.

Die Lage des deutschen Schriftstellers ist haltlos. Wenn er nicht Glück oder sehr viel Marktgeschick hat oder einen guten Nebenberuf, kann er verhungern. Die Löhne des Schriftstellers sind nicht in gleichem Schritt mit denen andrer Berufe gestiegen; die gestiegenen Unkosten treffen auch ihn. Ob diese Lage zu verbessern ist und wie, soll hier untersucht werden.

*

Unter Schriftsteller sei hier Einer verstanden, der nur davon lebt, daß er mit seinen vervielfältigten Geistesprodukten auf Andre zu wirken versucht.

Der Schriftsteller hat drei Möglichkeiten, seine Ware abzusetzen: das Buch, das Theater, die Presse.

Für das Buchgeschäft ist zu sagen, daß die Kontrolle des Autors an dem Absatz des Verlegers im allgemeinen mangelhaft ist. Neben der großen Zahl anerkannt reeller deutscher Verleger gibt es eine Unzahl kleiner Firmen, von denen die Sage

geht, daß sie mehr drucken als verrechnen. Der Autor kann das niemals nachprüfen noch beweisen. Seine Beteiligung am Gewinn ist nicht groß. Sie beträgt heute durchschnittlich fünfzehn Prozent — der immerhin sekundäre Apparat, der seine Ware marktfähig macht, überwiegt also derartig, daß er von einem Dreimarkbuch zwei Mark fünfundzwanzig abgeben muß. Die verbreitete Klage, der Verleger tue nichts für seine Autoren, ist nur zu oft begründet — kaum ein Vertrag schützt davor.

Beim Theater liegen die Dinge ein wenig besser, beim Film schlechter. Die in Betracht kommenden Theaterautoren sind sehr stramm organisiert (ein Zeichen, daß es also geht, und daß die Geistigkeit des Berufes, die mit seinen Marktprodukten nicht verquickt werden darf, kein Hindernis für eine gewerkschaftsähnliche Organisation ist). Der Filmautor ist im Vergleich zum Regisseur und zum Darsteller meist ein armes Luder. Er wird mit kleinen festen Honoraren abgespeist.

Die Verhältnisse in der Presse sind beängstigend schlecht. Die Honorare der gelegentlichen Mitarbeiter sind ein Hohn; die tariflich geregelten Normalgehälter der Redakteure etwas niedriger als die der Maschinenmeister. Es muß dabei gesagt werden, daß die Dinge bei der sozialistischen Presse oft schlimmer liegen als bei der kapitalistischen.

Die Organisation der freien Schriftsteller ist mangelhaft. Der einzige in Betracht kommende Verband, der Schutzverband Deutscher Schriftsteller, wirkt in kleinen Bezirken mancherlei Gutes; er hilft seinen Mitgliedern prompt und rechtschaffen in den Streitfällen des täglichen Lebens — an den Grundfehlern hat er bisher nichts zu ändern vermocht. Typisch auch für diese Organisation ist, daß sie das Schriftstellerelend mit Almosen zu heilen glaubt, wo Kardinalbauten am Platze wären. Ihr Vorsitzender, Robert Breuer, ist Regierungsmitglied — eine Incompatibilität, die ihm aus politischen Gründen im Verein vorgeworfen wird, ihn reizbar gemacht hat und die praktische Arbeit oft lähmt. Der Kernpunkt liegt aber nicht da. Mit einem Wechsel des Vorsitzenden wäre in politischer Hinsicht viel, in wirtschaftlicher garnichts getan. (Der Wechsel ist inzwischen eingetreten.)

Was not tut, ist dies:

Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller, der nicht die Schlechtesten von uns umfaßt, müßte durch ununterbrochene öffentliche Bearbeitung des deutschen Publikums vor allem einmal auf die Erkenntnis hinwirken, daß das Schriftsteller-Honorar kein hingeworfenes Geschenk, sondern ein erarbeiteter Verdienst ist. Er müßte, zweitens, die in Frage kommenden deutschen Schriftsteller zu der Auffassung erziehen, daß es sehr wohl ehrlos ist, gegen die Organisation oder gar zu billig zu arbeiten. Die meisten von uns arbeiten zu billig. Sie sagen, sie

seien dazu gezwungen, um überhaupt leben zu können. Das ist für den Standpunkt von heute richtig. Wer noch nicht einen festen Marktwert besitzt, kann sich mit seinen Leistungen so weit er will über das allgemeine geistige Niveau erheben — es zahlt ihm Keiner einen Pfennig dafür.

Ja, es geht weiter. Wer von uns nicht Vermögen hat, ist gezwungen, eine Nebenbeschäftigung zu suchen. Liegt sie auf ganz anderm Gebiet als auf dem literarischen, so ist das für ihn schlimm. Muß er aus seiner Kunst eine Butterfabrik machen, dann ist es umso schlimmer für ihn. Es fällt Keinem ein Stein aus der Krone, wenn er für das Cabaret oder den Film schreibt — aber es geht doch aus diesem wirtschaftlichen Druck hervor, daß er von seinen rein politischen, rein literarischen Arbeiten nicht leben kann.

Mir ist bei fast allen Vertragsabschlüssen mit der Presse und mit dem Buchverlag aufgefallen, daß der Unternehmer mit den Unkosten für Papier, Satz und Druck als absolut feststehenden Faktoren rechnet, an denen nicht zu drehen und zu deuteln ist. Der Rest ist nach Abzug der übrigen Unkosten Reingewinn, und von dem darf sich der Schriftsteller nach etzlichem Knapsen und Würgen etwas für sich heraushandeln. In allen andern Fragen steht der Unternehmer im Buchverlag und im Zeitungswesen geschlossenen Gruppen gegenüber, mit denen nicht zu spaßen ist. Den Schriftsteller nimmt er sich einzeln vor. Und siegt.

Es ist nicht richtig, wenn die Laschen und Lauen unsres Standes immer sagen, man könne uns nicht Alle unter einen Hut bringen, weil wir zu verschieden seien. Wir sind es, Gott sei Dank, in geistiger Hinsicht. In wirtschaftlicher garnicht. Ein Verlagsvertrag des Grafen Ernst zu Reventlow und einer von mir sind juristisch und wirtschaftlich der Art nach nicht verschieden. Was wir bei der Lampe machen, ist eine andre Sache. Draußen verkaufen wir Ware.

Es ist auch nicht richtig, daß eine straffe Schriftstellerorganisation wegen des Außenseitertums der Dilettanten nicht hatbar sei. Auf die Dauer kann weder die Presse noch etwa der Buchverlag vom schreibenden Dilettanten leben. Der Universitätsprofessor, der sich in seiner Zeitung gedruckt sehen will, ist nicht die Gefahr. Für die Lyrik schwitzende Jungfrau ist heute ohnehin bei der herrschenden Papierknappheit wenig Platz. Die Gefahr steckt anderswo.

Die Gefahr sind wir selbst. Es gibt viel zu Viele unter uns, die, wenn sie noch nicht arriviert sind, sich geschmeichelt fühlen, mit einem Verleger überhaupt sprechen zu dürfen, und die finanziell nachgeben. Es gibt viel zu Viele unter uns, die nicht begreifen, daß die patriarchalische Stellung des Unternehmers vorbei sein muß, und daß dieses: „Treue um Treue“

eine höchst einseitige Geschichte ist, und die finanziell nachgeben. Wir, wir selbst sind die Gefahr.

Es kommt kaum vor, daß Leute von Ruf den Preis verderben. (Obgleich ich mich schon oft gewundert habe, für wie wenig Geld selbst die großen Familienblattkanonen zu haben sind). Der Erfolgreiche hat aber in allen Organisationsfragen wenig oder gar keinen Sinn für seinen Stand, dessen Namen er an hohen Feiertagen tönend im Mund führt.

Ich bin Mitglied des Vereins Berliner Presse und muß immer leise lächeln, wenn ich von den pomphaften Empfängen und Festen dieses Vereins lese. Sie sind letzten Endes Benefizabende eines armen Provinzschauspielers, und das Wort „beneficium" schließt Ehre und Geschenk gleichermaßen in sich. Diese Veranstaltungen bedeuten: Bei uns ist etwas nicht in Ordnung. Wie jede Wohltätigkeit, nach Multatuli, anzeigt, daß etwas nicht in Ordnung ist. Die Tatsache, daß der deutsche Redakteur in finanzieller Hinsicht meist ein ziemlich trauriges Dasein führt, paßt so garnicht zu den Festsprüchen toastender Redner. „Meine Herren von der Presse . . .!" Du lieber Gott! Das lebt mit Frau und drei Kindern für vierzehnhundert Mark und weiß oft nicht, wovon die nächsten Schuhsohlen zu bezahlen sind.

Dem freien Schriftsteller gehts noch elender. Er stirbt aus. Er wird als wirtschaftliche Erscheinung bald garnicht mehr zu denken sein. „Schriftstellern ist kein Beruf — das ist eine Beschäftigung." Der freie Schriftsteller verschwindet — und das bedeutet das Ende einer Gattung Mahner des öffentlichen Gewissens.

Ich gehöre zu den Leuten, die glauben, daß das Ende des Künstlers noch nicht das Schlimmste wäre, weil ich glaube, daß für die kommende Zeit Kunst nicht das wichtigste Ding sein wird. Aber ich meine, daß es kulturschädlich ist, wenn Der verschwindet, der unabhängig und desinteressiert den Leuten die Wahrheit sagen kann. Schriftsteller kauft man sich heutzutage schon garnicht mehr, weil Pfenniggeschäfte nicht lohnen. Heute kauft man Zeitungen. Zeitungen mit dem ganzen an ihnen hängenden Publikum und mit der Setzerei und der Druckerei und der Falzerei und, richtig, auch mit dem Redaktionsstab. Einer der Herren geht? Aber wir bekommen fünf neue.

Wir wissen Alle, was das bedeutet. Wir wissen, daß die Presse in Deutschland nicht in dem Sinne korrupt ist, daß sie für einen Betrag von zehntausend Mark einen Angriff liefert. Aber wir wissen doch auch Alle, daß ein großes Blatt eine Interessensphäre vertritt, die nicht ganz unabhängig vom wirtschaftlichen Standpunkt des Inseratengeschäftes ist und sein kann. (Ein witziger berliner Journalist pflegt zu sagen: „Die Unabhängigkeit des Inseratenteils ist garantiert.") Und es ist natürlich sehr

wichtig, zu kontrollieren, wer hinter einer solchen Zeitungsmacht steckt. Aber es ist noch wichtiger, die Existenz von Schriftstellern zu ermöglichen, die von gar keiner abhängen.

Der Schriftsteller außerhalb der Partei und außerhalb eines Pressekonzerns ist, im Gegensatz zu diesen Institutionen, erst der rechte und wahre Förderer der Kultur. Er und nur er kann, unbeschwert von allen Rücksichten und ohne Manöver des Taktes, Das sagen, was zu sagen so oft bitter not tut. Er und nur er hat, wenn er ein rechter Kerl ist, Keinen zu fürchten. Der Typ ist heute am Verhungern.

Ob von diesem Staat etwas zu erwarten ist, weiß ich nicht. Daß von dieser Gesellschaftsform nichts zu erwarten ist, scheint mir sicher. Wenn der Schriftsteller sich nicht sein Recht erkämpft, bekommt ers nie. Der Weg dorthin geht nur über den gewerkschaftlichen Zusammenschluß aller deutschen Schriftsteller mit klaren und festen Tarifverträgen. Der Tarif regelt nicht den Geist — er regelt den Verschleiß der Ware. Und wenn Einer beim Verkauf mit Idealen kommt, dann ist das Geschäft faul, und wir werden betrogen. Wir werden betrogen. Wir lassen uns betrügen.

Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller kann allein nichts tun, auch wenn er wollte. Wenn Ihr euch nicht Alle zusammenschließt, wenn Ihr nicht Alle so viel Solidaritätsgefühl für einander aufbringt, wenn Ihr nicht Alle Den einen Schuft nennt, der den Streik bricht — heute traut Ihr euch noch nicht einmal, zu streiken, weil Ihrs garnicht könnt —, wenn Ihr nicht zusammenhaltet: dann ist es mit dem freien Schriftsteller aus.

Man sollte glauben, die wirtschaftliche Not zwänge den Stand zur Erkenntnis seiner Lage. Aber so groß ist die Macht anerzogener und gewohnter Laschheit, daß kaum Einer muckt, und daß sie so stolz, erhobenen Hauptes, und voll von Idealen, wie es gebildeten deutschen Männern gebührt, wirtschaftlich verkommen.

Wollt Ihr euch, wollt Ihr den deutschen freien Schriftsteller vor dem Untergang bewahren? Dann tut etwas. Tut euch zusammen, tretet in den Schutzverband Deutscher Schriftsteller ein, und wirkt in ihm dafür, daß Ihr wirtschaftlich besser dasteht als eure Waschfrau. Gebt nicht nach, bevor Ihrs erreicht habt!

*

1910 schrieb Wilhelm Schäfer in der noch heute geltenden ausgezeichneten Monographie ‚Der Schriftsteller' (bei Rütten & Loening in Frankfurt am Main): „So ist die Lage des Schriftstelers in Deutschland die einer als Beruf nicht anerkannten Existenz, der trotzdem letzten Grundes keine andre Pflichterfüllung möglich ist als die ihres innern Berufs, und die darum äußerlich in schwierigen und haltlosen Verhältnissen lebt. Diese

Verhältnisse bedrohen nicht einen beliebigen Stand, sondern grade den, der als der Hüter der Sprache auch der Träger der deutschen Bildung ist.“ Das gilt noch heute.

Ich habe hier nichts zu enthüllen gehabt. Keine Zeile in diesem Aufsatz ist ein versteckter Angriff auf irgend Jemand, keine Wendung verschleiert Namen. Ich hätte sie genannt, wenn ich gewollt hätte. Ich habe keine einzelnen Namen zu nennen. Keiner ist von Belang. Wichtig allein ist die Gesamtlage des Standes.

Die große Presse hat für die Geräusche in ihrem eignen Innern kein rechtes Ohr. Man kann wohl auch keinem Unternehmer zumuten, sich selbst einen Tadel ins Klassenbuch zu schreiben. Darum habe ich meinen Notschrei hier erhoben.

Sommerlied von Theobald Tiger

Wenn der Sommer blaut,
wenn der Penner klaut,
wenn der Gastwirt stellt den Garten raus:
Pflanzt im Bumslokal
sich mit einem Mal
der beliebte Humorist vors volle Haus.
Und er tut als wie besoffen,
und er murmelt schwer betroffen —
Schnedderedeng — den Refrain:
„Und ick immer mit'n mit, mit'n Schmidt, mit'n mit,
und ick immer mit'n mit, mit'n mit, mit'n Schmidt!“.

Mancher Journalist
weiß genau, wies ist,
wenn der Umsturz alle Seelen faßt.
Und er sichert sich
leis und vorsichtig,
daß er nur den letzten Anschluß nicht verpaßt.
Der Zeitgeist pfeift. Der Zeitgeist lockt.
Und ganz gesiegt ist halb geschmockt. —
Schnedderedeng — im Refrain:
Und sie immer mit'n mit, mit'n Schmidt, mit'n mit,
und sie immer mit'n mit, mit'n mit, mit'n Schmidt!

Manches Volk ist blind,
Fahnen wehn im Wind,
Idealen geht die Farbe ab.
Doch sie hängen dran —
alle, Mann für Mann —
haben nichts gelernt von Wilhelm bis zu Kapp.
Führt auch Ludendorff sie in den Scheibenkleister:
er bleibt doch der große deutsche Meister —
Schnedderedeng — im Refrain:
Und sie alle mit'n mit, mit'n Schmidt, mit'n mit,
und sie alle mit'n mit, mit'n mit, mit'n Schmidt!

Strindberg, Sternheim, Wedekind von Alfred Polgar

Königin Christine ist die typische Strindberg-Frau, nur aus dem Bürgerlichen ins Groß-Historische gehoben. Zerstört sonst bei Strindberg die weibliche Psyche — ewig kindisch, verantwortungslos, naschhaft, amoralisch, schlau-beschränkt — ein Familienleben, so hier ein Reich. Statt des Portemonnaies des Ehemannes sind es hier die Staatsfinanzen, die durch Frauenregime in Unordnung gestürzt werden; läßt die Strindberg-Heldin, sanft, boshaft und töricht, das Essen anbrennen, so hier: die hohe Politik; verschleudert sie sonst bürgerliche, so hier königliche Ehre, den Ruf einer Dynastie; und stiftet ihr gedankenloses Tun sonst häuslichen Unfrieden, so hier: Krieg und Aufruhr. Kurz, diese ‚Königin Christine' ist trotz den geschichtlichen Namen und Tatsachen eigentlich kein historisches Stück. Die Historie gibt nur den Linien und Flächen des Spiels gewaltigere Dimensionen und dem Schattenwurf der Charaktere besondere Tiefe.

Christine, wie gesagt, ist ein echtes Strindberg-Weib, gelöst von jeder ethischen Verantwortung, alles Spielzeug heilig-ernst nehmend und mit des Lebens ernsten Dingen verträumt spielend. Sie ist ein großes kleines Luder. Aber wenn die Männer die Faust heben, um ihr den Schädel einzuschlagen, schimmert ihnen eine klare unschuldsvolle Kinderstirne entgegen, und die geballte Faust öffnet sich zur streichelnden Hand. Christine ist eine sprühende Intelligenz und eine dumme Gans; das zarteste Geschöpf und eine rasante Naturkraft; ein schüchternes Engelchen und eine herrschsüchtige Messaline; eine Jägerin nach Liebe und der Liebe gehetztes Opfer. Sie ist formbar in jedes Mannes Hand nach dessen Ebenbilde, gefügig zum Leben erwachend unter seines Geistes Hauch, Götze, wenn er sie liebt, Gott, wenn sie ihm sich neigt, und ein spukhaftes, unerklärbar grausam-liebliches Phantom, wenn sie mit ihm fertig ist. Am feinsten ist diese Christine zum Ende des Dramas gesehen. Wie ihr da, auf verlorenem Posten, die Idee des schönen, guten Abgangs durch den Kopf schießt, wie sie, mit schärfster Intuition für die Schwächen der Angreifer, statt der eignen Verteidigung Gegenanklagen formuliert, ihrem ganzen sinnlosen Trieb-Tun einen logischen Unterbau von geheimsten edlen Absichten und Plänen unterzaubert und sich zur Märtyrerin eines Gedankens wandelt: — das ist dichterischer Geniestreich!

Das Burgtheater hat leider die ganze historische Materie, in der dieses Frauenschicksal eingebettet ist, ungekürzt gelassen. So entstanden böse Längen und Trockenheiten. Frau Retty spielt die Königin. Das Kindliche und Launenhafte, das Ahnungslose und Kätzchenhaft-Schmeichlerische war vorhanden. Aber ein bißchen was Königliches taugte doch, trotz allem Strindbergisch-Kleinen, für die Tochter Gustav Adolphs. Und das fehlte nun freilich der sympathischen Dauer-Naiven des Burgtheaters ganz.

* * *

‚Die Marquise von Arcis' ist ein Drama von Sternheim, nach Diderots „Jacques le Fataliste'. Madame Pommeraye, rasend ob der Abkühlung ihres Geliebten, des Marquis von Arcis, hetzt ihn, einen weitausgreifenden, schlau durchdachten Plan konsequent zu Ende bringend, in Liebe zu Fräulein Henriette. Nicht ahnend, daß Henriette ein gefallenes, von ihrer Mutter vielfach verkuppeltes Mädchen, entbrennt der Marquis in hemmungsloser Leidenschaft und bietet ihr, nachdem andre Eroberungsmethoden mißglückt, Hand und Namen. Madame Pommeraye ist an ihrer Rache Ziel. In der Hochzeitsnacht des Marquis sprudelt sie ihm giftig die Tatbestände ins Antlitz: Der Marquis greift zum Revolver für Henriette. Aber diese weiß ihre innere Reinheit so überzeugend kundzutun, für den verflossenen Lasterdienst so viel unwiderstehlichen Zwang geltend zu machen, daß der Marquis, verstehend, verzeihend, die Gemahlin Gemahlin heißt.

Dieses Stück, Kabale und Liebe zu einem tragfähigen dramatischen Strang hart ineinanderflechtend, modern im Ausdruck, klassizistisch in Schnitt, Haltung, Pathos der Figuren, gibt dem Theater, was des Theaters ist. In enger Windung schraubt sich die „Handlung“ fünfaktig hoch, reichlich Worte verspritzend. Knappheit und Weitläufigkeit in einem. Um das Geschehen schlingt sich in Sternheim-Farben, wie Madame Pommeraye sagt: „des Geschwätzes übliche Girlande“. Der Zuhörer folgt mit interessierter Gelangweiltheit und kühler Spannung. Zum aufmerksamen Horchen nötigt ihn die Sternheimsche Diktion, deren Formel ist: ein Umweg und zugleich eine Kürzung. Die gedrehte Ballung oder der geballte Dreh. „Bin ich Subjekt oder Objekt in dem Satz?“ fragt einmal die bissig-witzige Pommeraye.

Frau Erika Wagner spielt sie, im Deutschen Volkstheater, sehr gut. Dialektisch glänzend, Dame großen Stils, glaubhaft schlangenklug. Fräulein Steinsiecks Begabung für edle Dulderinnen offenbart sich stark und rührend. Sehr fein, wie sie Süßliches vermeidet. Herr Klitsch gibt dem Marquis das allzu schöne Timbre seiner Leidenschaft. Alice Hetsey, Frau Warrens Gewerbeschein in der Tasche, bringt kräftigere Tonfarbe in das preziöse Quartett.

* * *

In den Kammerspielen: Wedekinds ‚Schloß Wetterstein'. Die Lulu-Figur ins Geistige, Dialektische gehoben (gesenkt?). Der Unterleib raisoniert, die Instinkte vernünfteln. Das Stück ist eine grelle Musterkarte Wedekindscher Eigenheiten. Der Bänkelsänger wie der Moral-Revolutionär kommt zu Wort: Cynisches und Larmoyantes fließen in eins zusammen, heiße Tränen netzen kaltschnauziges Pathos, Schmerz und Wollust sind zu einem harten Strang ineinandergedreht, drosselnd die bürgerlich-idyllische Vorstellung von Liebe und Ehe. Man mag über Worte und Gebärden des dramatischen Ritus, den Wedekind hier orthodoxest übt, denken wie immer: jedenfalls gelingt seinem sonderbaren Priester-Tun die Beschwörung des Dämons: des dämonischen Eros, der hier seine finsterste, furchtbarste Fratze zeigt.

Dem toten Freunde Willi Handl von Julius Bab

Lieber, lang gingst Du mit mir —
aber Du bist nun vergangen.
Jäh schwillt ein mächtiges Bangen
rings um mein wanderndes Hier.

Hand und begleitender Schritt
sind mir vom Weg weggesunken.
Aber ein himmlischer Funken —
zieht er die Straße nicht mit?

Aelter und schwarz wird mein Pfad,
irdische Weiser verwehen.
Bleib Du als Sternbild mir stehen,
Da nun das Ewige naht.

Rundschau

Neue Bühnenmusik

Ihrer Vertreter sind wenige; seit Debussy, dessen fragiler Impressionismus nach ‚Pelleas und Melisande' keine Steigerung mehr erlaubte, ward uns nur ‚Romeo und Julia' von Frederik Delius tonmalerisches Erlebnis. Die allzu brutale Dramatik Richard Straußens versagte vor den neuen Forderungen: Geistigkeit und Innerlichkeit.

1912 horchte man auf: in Frankfurt ertönte Franz Schrekers ‚Ferner Klang'. Die Kritik war damals ratlos. Man wußte mit diesem revolutionären Expressionisten nichts anzufangen. Die Instrumentation, nicht mehr wie bei Strauß einseitig auf den Effekt berechnet, die neue, tonartlose Harmonik, die exotische Schwüle dieser ganzen italienisierenden Treibhausmusik war zu ungewohnt, als daß nicht der Konservative drei Kreuze gemacht hätte vor solchen Hexenkunst. Heute, da Schreker in den ‚Gezeichneten' einen Höhepunkt erreicht hat, den er kaum überschreiten wird, sehen wir in ihm den reifsten Bühnenmusiker unsrer Zeit. Die nervöse Farbigkeit, das Schreker eigentümliche Schillern und Flimmern, die mystischen Klänge, das tropische Timbre: alles dies steigerte sich in den ekstatischen ‚Gezeichneten' zu einem Bacchanal der Neo-Polyphonie.

Rudi Stephans ‚Erste Menschen', obschon an Strauß orientiert, bleiben gleichwohl das wesentlichste Werk erotischer Musik; zu früh aber, um ganz zu sich selbst zu gelangen, ist der junge Komponist gestorben.

Ohne den genfer Theaterskandal wäre wohl Igor Strawinsky, des jungen Rußland gewaltigster Musikrevolutionär, weiter ungenannt geblieben. Daß sein ‚Chant du Rossignol' überhaupt das wichtigste musikdramatische Ereignis der jüngsten Zeit bildet, sei deswegen betont, weil zugleich damit die letzte Konsequenz des musikalischen Expressionismus auch für die Bühne gezogen ist. Das ganze Werk ist durchaus polychrom gearbeitet und ausschließlich auf der chinesischen Ganztonleiter aufgebaut. Damit setzt der eigentliche Expressionismus, der auf das Klangliche nur sekundären Wert legt, in der Bühnenmusik ein.

Aus der harmonischen Anarchie Arnold Schönbergs mußte

diese Neokontrapunktik erstehen. Er selbst gab den Auftakt in der Kammersymphonie und dem ‚Pierrot lunaire'. Zwei kurze Musikdramen von ihm: ‚Erwartung' und ‚Die glückliche Hand', sind bis heute noch unaufgeführt! Dabei sind sie die tiefstempfundene, zerquälteste und innerlichste Musik, die wohl je geschrieben ward. Man bewerte sie nicht vom musikdramatischen Standpunkt. Sie sind mehr als Dramatik. Sie sind subtilstes Gefühl. Solche Musik kann ein Mensch nur einmal in seinem Leben schreiben. Darüber hinaus gibt es nichts als den Wahnsinn.

Kühl, geistvoll und unsentimental, vielleicht ein Sternheim der Musik, und doch zu temperamentvoll dazu, zeigt sich Ferruccio Busoni. Die ‚Brautwahl': ein Werk voll fabelhafter Grazie und einer schlechthin vollendeten Flüssigkeit des Stils, übertroffen nur im ‚Arlequino'. ‚Turandot' endlich: voll chinesischer Grazilität, sprühend von Humor und Pointe. Alles in allem: eine geistige, äußerst produktive Persönlichkeit, anregend und voll von Problemen, allem Snobismus ebenso fern wie der leisesten Kulturlosigkeit.

Nur ein Musikfachblatt hätte den Raum für eine Auseinandersetzung mit unabgeschlossenen Erscheinungen wie Bernhard Sekles (Schahrazade), J. G. Mraczek (Aebelö) und dem jungen Korngold.

Raum ist aber auch hier für einen Protest gegen die Apathie der großen Opernbühnen vor allem Neuen. Noch setzt sich kein Mensch prinzipiell und radikal für die expressionistische Musik ein. Ganz selten einmal hört man von einer Aufführung der Werke Schrekers oder Busonis. Diese Unterdrückung ist allzu ostentativ. Leider herrscht eben in der Musik mehr als irgendwo anders zopfiges Banausentum, das beileibe nichts von dem hören will, was jeder Regel und jedem Schema spottet: von innerlicher, expressiver Kunst!

Hans Heinz Stuckenschmidt

Priester und Detektiv

Der lustige Fall, daß einer einen kleinen Religionstraktat schreibt und Detektivgeschichten und nachdenklich - unterhaltsame Betrachtungen über den europäischen Gesellschaftskörper, und das alles in einem hin —: dieser Fall ist wirklich eingetreten. Wer anders kann das getan haben als unser guter dicker alter Chesterton? Habt ihr einmal ein Bild von ihm gesehen? Ihr solltet das nicht versäumen. (Dick sein ist keine physiologische Eigenschaft — das ist eine Weltanschauung.) Der Dicke also, dem der Krieg viel von seiner schönen antiken Ruhe raubte, also daß es geschah, daß er statt guter Erkenntnisse mit giftigen Invektiven aufwartete — im Gegensatz zu Wells, im Gegensatz zu Shaw, die beide mehr nachgedacht hatten — der Dicke also hat vor Jahren ein Buch vom Vater Brown geschrieben, das nun übersetzt vorliegt. (‚Priester und Detektiv', bei Friedrich Pustet zu Regensburg und Köln, 1920.)

In den Geschichten geht es so her: ein ganz verwickelter und böser Kriminalfall harrt seiner Lösung — Niemand weiß aus noch ein. Da kommt ganz zufällig, gerufen oder ungerufen, der bescheidene, unauffällige und kleine Vater Brown dazu, ein Priester, ein Sohn der katholischen Kirche, kommt, sieht, schweigt und siegt. Dieser Sherlock Holmes ist katholisch — ich hätte nie geglaubt, daß Sellerie und Spargel nebeneinander möglich wären. Es schmeckt. Es schmeckt sogar sehr gut.

Spaßig und neu ist an den Geschichten natürlich nicht die Fabel. Das kennen wir nun bis zur Uebermüdung, und jeder einigermaßen gewandte Groschenjournalist in Deutschland und auf der ganzen Welt dürfte wohl nachgrade fähig sein, dergleichen zu erfinden. Spaßig ist das Beiwerk (wie fast immer in dieser Art Geschichten). Spaßig ist der unnachahmliche Chestertonsche Humor. „Glauben Sie nicht", sagt Einer, „daß es Sünde ist, Fünfpfennig-Brötchen zu essen? Man sollte sie wachsen lassen, bis sie Zehnpfennig-Brötchen geworden sind . . ." Spaßig sind die kleinen, scheinbar unabsichtlich eingestreuten Privatkollegs über Soziologie und das bürgerliche Leben. Als ob ich den berliner Westen vor mir sehe, den berliner Westen, wie er mit seinen Dienstboten umgeht, so ist mir, wenn ich das da lese: Es ist die Rede davon, daß in ein sehr vornehmes Diner ein Kellner hereinplatzt, offenbar mit irgendeiner Schrekkensnachricht. „Der Kellner stand und starrte einige Sekunden, während auf jedem Gesicht am Tisch eine eigentümliche Scham zutage trat, durchaus ein Erzeugnis unsrer Zeit. Es ist die Vermischung des modernen Menschlichkeitsdusels mit dem schrecklichen modernen Abgrunde zwischen den Seelen der Reichen und der Armen. Ein echter historischer Aristokrat würde dem Kellner alles Mögliche an den Kopf geworfen haben, anfangend mit leeren Flaschen und aufhörend wahrscheinlich mit Bargeld. Ein echter Demokrat würde mit kameradschaftlicher Gradheit in der Stimme gefragt haben, was zum Teufel er denn habe. Aber diese modernen Plutokraten konnten einen armen Mann nicht in ihrer Nähe vertragen, weder als Sklaven noch als Freund. Brutal wollten sie nicht sein, und wohlwollend sein zu wollen, davor schreckten sie zurück." Warum wohl nicht? Ist es das Gefühl einer Schuld . . .? Und wie famos, wenn manchmal in zwei Sätzen so ein Wurfgeschoß daherflitzt: „Ich finde, daß Leute, die Diamanten stehlen, nicht von Sozialismus reden. Sie sind eher von jener Art, die ihn ablehnen."

Von Berlin nach Hannover — und wenn Ihr einen Sitzplatz bekommt und dieses Buch und wenn euch keine dicke Frau ihr Kind so lange zu halten gibt (Ihr seid sicherlich Intellektuelle, also fahrt Ihr Dritter) — für so eine Eisenbahnfahrt ist dieser Chesterton grade recht. Man kann ihn aber auch auf dem festen Lande lesen.

Und sollte dann nicht versäumen, die andern, ernsten Werke von ihm zu studieren: ‚Heretiker' und ‚Orthodoxie'. Und das lustige: ‚Der Mann, der Donnerstag war.'

Peter Panter

Aus großer Zeit

Kommandanturbefehl vom fünften September 1917.

1. Parole: Tilsit.

2.—9. pp.

10. Der Kanonier Bader des Artilleriekommandos erhält achtundvierzig Stunden Mittelarrest, weil er eine Barackenwärterin mit Beamteneigenschaft, welche eine Gefangene zum Lager bringen sollte, veranlaßt hat, entgegen ihrer Pflicht vor Eintreffen in dem Lager nach Hause zu gehen, zudem sich so weit erniedrigte, daß er mehrere Koffer pp. der Gefangenen trug, und auch die Wärterin aufforderte, der Gefangenen Sachen abzunehmen.

Gez. Blaurock, Generalmajor.

(Die Gefangene war eine wegen „Spionageverdachts" in Schutzhaft genommene deutsche Gräfin.)

Antworten

Oberstleutnant E. D. Sie schreiben mir: „Schon wieder einmal muß ich Ihrem Stabsoffizier ein Bravo zurufen, diesmal für seinen Aufsatz über die Kriegsakademie in der Nummer 20. Da hat er mitten ins Schwarze getroffen. Ich hätte nur gewünscht, daß er auch auf den akademischen Hörerkreis ebenso kritische Lichter geworfen hätte wie auf den Kreis der akademischen Lehrer. Bekanntlich ist ja das Urteil der Kameraden — ich meine der ranggleichen — immer bedeutend sicherer als das der übergeordneten Leute. So scheint es mir denn, daß zwei Erscheinungen aus dem einstigen kriegsakademischen Leben auch nachträglich noch beachtet zu werden verdienen: erstens das Strebertum, und zweitens die kerngesunde Auflehnung, die bei weitem die meisten akademischen Hörer gegen dieses Strebertum mit rüchsichtsloser Satire bekundet haben. Höchst bezeichnend sind dafür die sogenannten ‚Kulminations-Kalender', von denen Ihr Stabsoffizier gewiß eine ganze Anzahl kennen gelernt haben wird. Es würde sich lohnen, wenn er diesen Kalendern gelegentlich noch eine Betrachtung widmen wollte. Sie sind psychologische Denkwürdigkeiten von hohem Wert. Ich besitze selber noch einen, der das bezeugt. Besonders aber hat mich erfreut, was der Aufsatz über meinen hochverehrten einstigen Lehrer Freytag-Loringhoven enthält. Die Bemerkung von dem Buche ‚A . . . . der Weltgeschichte' entspricht der Wahrheit. Freytag hat mir selbel gesagt, daß er dieses Buch einmal schreiben möchte. Schon längst, bevor der Weltkrieg entstand. Es ist schade, daß er den Plan nicht ausgeführt hat. Ganz zweifellos hätte das Buch zwar seinem Verfasser den Kragen gekostet, aber es hätte auch ebenso zweifellos manchem spätern Unheilstifter dasselbe Schicksal bereitet, solange noch Zeit dazu war. Und ganz bestimmt wäre Freytag dann im Weltkriege wieder aus seiner Versenkung emporgeholt worden, um mehr für Deutschland zu leisten, als ihm, trotz der Größe seiner Verdienste, in Wirklichkeit vergönnt worden ist. Er ist ein Edelmann durch und durch. Ich vermute zwar, ebenso wie Ihr Stabsoffizier, daß sein historisches Urteil nicht völlig unbefangen sein würde. Aber wessen Urteil kann das denn jemals sein? Freytag ist der geborene Historiker des vergangenen Krieges. Ich bin überzeugt, daß sogar die radikalsten Kommunisten ihm ihre Hochachtung nicht versagen würden, wenn sein Kriegswerk erschiene. Persönlich habe ich leider seit längerer Zeit die Fühlung mit ihm verloren. Es mag auch sein, daß meine allmähliche Wandlung zum überzeugten Demokraten von ihm verurteilt wird — allerdings wohl nicht länger, als ich sie ihm begründet hätte. Selbst wenn er sie aber dennoch verdammte, würde das nicht im geringsten meine Verehrung und Dankbarkeit für ihn herabmindern können. Ich bliebe ihm treu, auch wenn er mir unrecht täte, denn ich wäre gewiß, daß er nur im besten Glauben so handeln würde. Es wäre ja übrigens auch sehr arg um uns alle bestellt, wenn wir etwa vergäßen, daß die wirklichen Aristokraten des Geistes und Herzens, zu denen Freytag gehört, viel mehr von dem wahren, demokratischen Gerechtigkeitssinne in sich haben, als mancher, nur allzu mancher, Parteidemokrat! Sie, sehr verehrter Herr Jacobsohn, und Ihr Stabsoffizier täten Beide ein gutes Werk, wenn Sie hülfen, Freytag ein historisches Denkmal zu setzen! Er hat es verdient. Und er würde sich dieses Denkmal

auch selber setzen, wenn er berufen würde, die Geschichte des Krieges zu schreiben." Darauf antwortet der Stabsoffizier: „Mich freut, daß auch mein Kamerad noch viel von der Geistesarbeit dieses ebenso gelehrten wie vornehmen Mannes erwartet. Soviel ich weiß, ist der General Professor honoris causa einer Universität. Die Republik sollte ihm eine Professur für Kriegsgeschichte geben. Das wäre weise gehandelt im Interesse der Wissenschaft und vornehm gegenüber einem der edelsten Vertreter des Standes, der bisher keine Veranlassung hatte, die neuen Machthaber besonders zu schätzen. Was der Oberstleutnant sonst schreibt, stimmt durchaus. Der Geist der Schüler der Kriegsakademie war frisch und gesund, Strebertum wurde scharf verurteilt und verspottet, dafür zeugen die jährlich erschienenen Hörsaal-Kalender. Darum war Freytag so beliebt, weil er mit wirksamem Sarkasmus jede Uebertreibung und Unwissenschaftlichkeit geißelte. Da hatte einmal der General a. D. von Blume in einem Aufsatz dem großen Napoleon in irgendeiner Lage Ratlosigkeit vorgeworfen. Freytag sagte daraufhin im Hörsaal: ‚Mit einem derartigen Vorwurf einem Napoleon gegenüber, meine Herren, muß man sehr vorsichtig sein, selbst wenn man Kommandierender General des 15. Armeecorps — war.' Maßvolle, vornehme und sehr kluge Männer haben einen eigenartigen Charme. Aber man trifft sie so selten im Leben. Vielleicht ist ihre Zeit auch vorüber."

Militarist. Wer verlangt denn, daß Sie uns glauben! Aber wollen Sie etwa behaupten, daß der Verfasser einer Geschichte der Kriegskunst, daß auch Hans Delbrück nicht befugt sei, Ludendorff den Strategen zu richten? Im Mai-Heft der Preußischen Jahrbücher tut ers zum zweiten Mal. „Ich habe in meinem ersten Aufsatz über Ludendorff ein wenig günstiges Urteil über seine allgemeinen geistigen Fähigkeiten ausgesprochen, und die wiederholte Lektüre seiner Memoiren hat dieses unerfreuliche Ergebnis nur noch verstärkt . . . Er darf nicht nur nicht mit Friedrich oder Napoleon, er darf auch nicht mit Gneisenau oder Moltke zusammengestellt werden . . . Wer die Revolution anklagt, muß zuerst die Heeresführung anklagen, die ihr den Boden bereitet hat . . . Ludendorff ist seiner Gesamtaufgabe trotz virtuoser und man darf sagen: prachtvoller Leistungen im einzelnen nicht bloß politisch, sondern auch strategisch nicht gewachsen gewesen. Er war der glänzende Routinier einer großen Schule, der Blick des Genies aber, der erkennt, daß und was die Weltverhältnisse hier anders gebieten, war ihm nicht gegeben. Man darf ihm ein Wort, das er selber der politischen Leitung des Reiches entgegengeschleudert, sie habe das Wesen dieses Krieges nicht begriffen, zurückgeben: er hat die strategische Aufgabe, die ihm gestellt war, niemals begriffen. Weshalb hat der Kaiser ihn dann in seine Stellung berufen? Die Antwort hierauf lautet: Was hätte es geholfen, wenn man an der höchsten Stelle gewußt hätte, was man tat? Volk und Heer setzten ihr ganzes Vertrauen politisch und militärisch in Hindenburg und Ludendorff und verlangten ihre Berufung. Es blieb dem Kaiser nichts andres übrig, als das Geschick des Landes dem Vorschlage des Reichskanzlers gemäß in ihre Hand zu legen. Mit diesem Tage und diesem Entschlusse war das Deutsche Reich verloren, und das darf nicht verschwiegen, sondern muß ausgesprochen werden. Das deutsche Volk muß wissen, was sein Feldherr im Weltkrieg gekonnt und was er nicht gekonnt hat. Die Leistungen unsres Volksheeres und im be-

sondern unsres Offiziercorps zu Lande und zu Wasser sind in aller Weltgeschichte unvergleichlich und unsterblichen Ruhmes sicher in alle Ewigkeit. Der unglückliche Ausgang darf an unsrer dankbaren Anerkennung nichts ändern. Der Führer ist es gewesen, der sich nicht auf das richtige Ziel einzustellen wußte und deshalb alles Heldentum zunichte gemacht hat." Das ist der Schluß einer Abhandlung von zwei Druckbogen, in der jedes Wort durch Fachverständnis und Sachkenntnis überzeugt. Mehr als hier der Schüler und Nachfolger Treitschkes hat auch unsereiner niemals behauptet. Aber Sie werden nun wohl sagen, daß Hans Delbrück eine jüdische Urgroßmutter gehabt habe.

Kapitän Ehrhardt. Wenn Sie auf Ihrer Flucht Herrn Vogel oder Herrn Ludendorff oder Herrn Kapp begegnen, dann empfehle ich, einen Skatclub zu gründen. Die Nürnberger henken Keinen, sie hätten ihn denn. Die deutschen Richter verurteilen Keinen, er sei denn ein Kommunist.

Bürger. Auch Ihr werdet umlernen müssen. Solange Bildung und verstockte Rückständigkeit fast untrennbar verknüpft sind, solange man keine Zeitung, keine Monatsschrift, kaum ein Buch in die Hand nehmen kann, ohne den Eindruck zu haben, daß Intelligenz von Denen monopolisiert ist, die sie Andern versperren: so lange scheint es allerdings, als ob die Welt wirklich wunderschön eingerichtet sei, nur gestört von den Hunden, diesen verdammten Oppositionsmachern. Wenn aber einmal Kapital mit Kapital bekämpft werden wird, wenn man gegen die verrottete Presse eine saubere aufgerichtet haben wird — dann werdet Ihr erkennen, daß es auch eine andre Art der Weltbetrachtung gibt, als sie gestern im Schwange war und heute noch ist: Die Bilder der ‚Woche' sind so dämlich wie je, und die überwiegende Mehrzahl der Universitätsmachthaber läßt durchaus nicht davon ab, Kasten und Schichten dort zu erblicken, wo sie von Menschen berichten sollte. Ehe die Meyers, Roethes und Schaefers nicht pensioniert sind und das Geschlecht, das ihre Nachfolger zu ernennen hat, nicht ausgestorben ist, haben wir keine Besserung zu erwarten. Aber zuletzt kommt alles, selbst was man sich wünscht. Und wenn mans nicht mehr erlebt, dann erlebens vielleicht die Enkel.

Republikanischer Offizier. Sie schreiben mir: „Kein deutscher Söldner hält die Ebert-Müllersche Vereinigung von Nutznießern der gegenwärtigen Staatsform — fälschlich Judenregierung genannt — seit dem Legien-Abkommen für die verfassungsmäßige höchste Staatsbehörde. Daher ist die Erklärung der berliner Truppenführer vom einunddreißigsten Mai belanglos. Nur Geßler kann das, obgleich er jetzt doch ohne Rausch zu Bett geht, in völligem Seecktnebel als eine Garantie für ruhigen Schlaf nehmen. „Ich danke und vertraue Ihnen, meine Herren" — warum auch nicht — und Ebert ist zufrieden. Wir auch, wenn wir die Vermehrung der schneidigen Friedensuniform im berliner Stadtbilde beobachten. Wir wollen uns, solang' noch das Lämpchen glüht, am Glanze der schönen silbernen Achselstücke erfreuen, geben sie uns doch außer der Gewißheit, daß sie den großen Krieg und die bescheidene Revolution überstanden haben, die Zuversicht, daß auch der Geist von einst erhalten geblieben sei „bis auf den Tag", der vielleicht dem Erscheinungstag Ihrer nächsten Nummer vorangeht."

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.

Das Spiel um die Republik von Heinrich Ströbel

Das Wahlergebnis hat keinerlei Ueberraschungen gebracht. Es hat, wie es nach der Politik der bisher regierenden Koalition und der seelischen Verfassung des politisch noch völlig unreifen und jeder Stimmung erliegenden deutschen Volkes gar nicht anders sein konnte, nur verraten, was Sehenden längst kein Geheimnis mehr war: Die Desertion des Bürgertums in die Reihen der Reaktion und die Abwanderung der Arbeiter ins Lager des sozialistischen Radikalismus. Das Spießbürgertum, das unter der Depression der furchtbaren Niederlage an dem alten Kurs irre geworden war und es, halb aus Neugierde, halb aus unklaren Hoffnungen, einmal mit der Demokratie oder gar den Mehrheitssozialisten versucht hatte, ist enttäuscht und verärgert wieder ins alte Philisterbett der politischen Gewohnheit zurückgekrochen. Alle wirtschaftlichen und moralischen Folgen des vierjährigen Kriegswahnsinns schob man, durch die reaktionäre Presse verhetzt, der Koalitionsregierung in die Schuhe. Die Arbeiter umgekehrt fühlten sich nicht nur durch die Schwächlichkeit der Koalitionspolitik, durch ihr völliges Versagen in allen Fragen der Sozialisierung und durch ihre schmachvolle Kapitulation vor dem neuen Militarismus abgestoßen, sondern auch durch die schmeichlerische Lockung der Rätediktatur nach links gezogen. So kam es zur Katastrophe der Mittelparteien, zum Erstarken der Rechten und der extremen Linken.

Die Rechte und die äußerste Linke haben sich laut genug ihres Sieges gerühmt; aber sie werden ihres Triumphes nicht froh! Denn beide Teile wissen, daß ihr Sieg kein entscheidender war, daß sie nicht wagen dürfen, ihren Erfolg auszunutzen. Wollten Deutschnationale und deutsche Volksparteiler mit Zentrumshülfe einen Rechtsblock bilden und consequente Rechtspolitik treiben — sie würden sich rascher abwirtschaften, als die Koalition. Und die Unabhängigen wissen ebenso gut, daß im Augenblick eine ausgesprochen sozialistische Politik gar nicht durchzusetzen wäre. Sie wollen deshalb solange in der Opposition bleiben, bis sie durch die Mißregierung der Andern vollends rote Backen und pralle Lenden bekommen haben und es auf einen entscheidenden Gang ankommen lassen können. Die Rechte aber, die von passivem Abwarten nichts zu erhoffen hat, möchte zwar mitregieren, und zwar sehr intensiv mitregieren, aber nicht auf eigne Rechnung und Gefahr, sondern unter Mitverantwortung der Linken. Daher ihr heißes Werben um die Rechtssozialisten.

Die Rechte ahnt die schwere Blamage, die ihrer harrte, wenn sie jetzt ihre scrupellose Demagogie mit positiver politischer Arbeit vertauschen wollte. Sie kennt die ungeheuren sachlichen Schwierigkeiten und weiß, daß sie auch die politischen Widerstände nicht einfach mit brutaler Gewalt niederwerfen kann. Denn unter den 42 Prozent roter Stimmen stecken wahrscheinlich, nach den in Köln und Hannover gemachten Stichproben, mindestens 50 Prozent Männerstimmen. Diese wohlorganisierte und kampfentschlossene Volkshälfte läßt sich in diesen Zeitläuften und mit den heutigen Machtmitteln der Reaktion nicht brutalisieren. Daß trotzdem die Rechte eine gewaltige und gefährliche Macht geworden ist und die Demokratie und die Republik mit schlimmsten Wirren bedroht, haben die Sozialisten sich selbst zuzuschreiben. Die Rechtssozialisten haben ja nun erfahren, wohin sie Noske-Politik und Spießerängste vor der Revolution gebracht haben. Aber auch die Unabhängigen müßten doch endlich begreifen, wer den Nutzen von der proletarischen Selbstzerfleischung hat. Denn alle drei sozialistischen Gruppen zusammen haben es diesmal nur auf knapp 42 Prozent der abgegebenen Stimmen gebracht, während Rechtsozialisten und Unabhängige bei den Nationalwahlen noch 46 Prozent aller Wähler zu den Ihrigen zählen durften. Und der Trost, daß der sozialistische Anhang dafür auch radikaler und kampffähiger geworden sei, ist ein immerhin zweifelhafter, da auch die Reaktion eine organisatorische Kräftigung erfahren und die Mittel vermehrt hat, die ihr den Einfluß auf die Massenstimmung sichern.

Und man könnte es für ein Wunder halten, daß die Einbuße des Sozialismus nicht noch weit schlimmer gewesen ist. Denn bei den wütenden Bruderkämpfen und den wüsten gegenseitigen Beschimpfungen konnte der Sozialismus unmöglich moralische Eroberungen machen, mußte er einen Teil seiner angeekelten Anhänger wieder von sich stoßen. Welche Werbekraft aber hätte der sozialistische Gedanke entfalten können, wenn er die glänzenden Wachstumsbedingungen auszunutzen verstanden hätte, die ihm die unerträglichen, die aberwitzigen sozialen Zustände und der psychische Erlösungsdrang der Massen geboten hätten! Viele Hunderttausende von Männern und Millionen von Frauen, die durch die stupide Gewalt- und die öde, armselige Schlagwortpolitik der bürgerlichen Ideologie und der Kirche in die Arme getrieben wurden, hätten mit Leichtigkeit für einen Sozialismusmus gewonnen werden können, der sich durch sein ganzes Auftreten als den Träger hoher humanitärer und kultureller Ideale legitimiert hätte. So blieb dem Sozialismus nur ein Teil der Volksschichten treu, die das nackteste materielle Interesse an ihn kettet.

*

Sowohl die Wirtschaftsverhältnisse als die Verteilung der politischen Kräfte schließen für heute und für Jahre hinaus die unbeschränkte Herrschaft einer der beiden großen Klassen aus. Eine Bourgeoisherrschaft wie vor dem Kriege ist ebenso unmöglich, wie eine wie immer geartete Diktatur des Proletariats. Auf die Dauer kann sich in Deutschland nur eine Koalition halten, die Sozialisten und die bürgerliche Linke umfaßt. Nur muß diese Koalition, statt, wie die bisherige abgewirtschaftete, in einer Politik der sozialen Stagnation zu versumpfen, entschlossen den allmählichen Uebergang zum Sozialismus zu finden und die bisherige Sabotage des Großkapitals zu brechen wissen. Eine plötzliche Umstellung unsrer Wirtschaft ins Sozialistische nach russischem Muster ist unmöglich; ebenso unmöglich ist aber auch der Wiederaufbau auf privatwirtschaftlich kapitalistischer Grundlage. Der Sozialismus muß und wird kommen; die Frage ist nur, ob er organisch und stetig erwachsen oder unter schauerlichen Katastrophen zur Herrschaft kommen soll. Die Vermeidung dieser Katastrophen, die ganz Europa verwüsten und entvölkern könnten, liegt im Interesse Aller, dem der Arbeiter nicht minder, wie dem des Bürgertums. Denn käme es nicht zu einer Koalitionsregierung, sondern zu einer gewaltsamen Kraftprobe zwishen rechts und links, was wären die Folgen des Bürgerkriegs? Der Kampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat würde sich zum Kampf zwischen Stadt und Land zuspitzen, zur ungeheuerlichen Produktions- und Ernährungskrise. Aber auch auf dem Lande selbst würde der wütende Bürgerkrieg entbrennen, zwischen dem Großgrundbesitz und den Landproletariern. Wie aber der Kampf auch ausginge: die Hungerkatastrophe wäre das sichere Ende. Und der Vertilgungskrieg im Innern würde mit der völligen Auflösung des Reichsgefüges zusammenfallen. Bayern, Süddeutschland und das Rheingebiet würden sich von Preußen loslösen, das Ruhrrevier würde von den Franzosen besetzt werden. Dieser Bürgerkrieg also wäre in jedem Sinne der Selbstmord Deutschlands.

Vor diesem grauenhaften Schicksal kann Deutschland nur die Koalition, der Ausgleich der sich allmählich nach links verschiebenden Kräfte im Rahmen der Demokratie retten. Eine wirklich tragfähige und dauernde Koalition wäre die zwischen dem Gesamtsozialismus und den wirklich demokratischen, sozial entwicklungsfähigen Elementen der Demokratie und des Zentrums. Jede andre Koalition wäre nur ein Interimistikum. Und wären Demokratie und Zentrum zu einer solchen Koalition zu bringen, so wäre es ein Frevel der Unabhängigen, eine Beteiligung abzulehnen. Selbst dann sollten die Unabhängigen den Eintritt in die Regierung nicht ablehnen, wenn

die acht Punkte des Gewerkschaftsbundes nicht glatt acceptiert würden. Denn nicht dehnbare programmatische Zugeständnisse wären für die Koalitionspolitik das Entscheidende, sondern die intellektuellen und organisatorischen Kräfte, die der Sozialismus in der Regierung und im ganzen Staats- und Volksleben für seine politische Richtung einzusetzen imstande ist!

*

Ob heute schon diese einzig dauerhafte Koalition möglich ist, ist höchst fraglich. Die unabhängigen Massen sind während der Wahlagitation allzusehr mit Diktatur-Illusionen gemästet worden, als daß ihnen jetzt die magere Kost einer bescheidenen Koalitionspolitik munden würde. Obendrein fehlt den Führern der U. S. P. der Mut, den irregeleiteten Massen plötzlich die nackte, unerbittliche Wahrheit zu sagen. Lieber harrt man passiv und fatalistisch der Dinge, die da kommen werden. Denn daß eine Partei, die noch nicht ein Fünftel der Wähler darstellt, in einem politisch so differenzierten und wohlorganisierten Lande wie Deutschland jemals die diktatorische Gewalt zu erlangen oder gar zu behaupten vermöchte, können sich doch im Ernste die Hilferding, Breitscheid, Dittmann und Crispien unmöglich einbilden!

Sehr möglich, also, daß die Unabhängigen diesmal beharrlich jede Mitverantwortung ablehnen, auf die Gefahr hin, daß Volk und Land in die unabsehbarsten Krisen gestürzt werden. Kommen wir dann mit einem blauen Auge davon, so bekommen wir vorläufig auf schmächtigster Basis noch einmal die alte Koalition oder ein sogenanntes Geschäftsministerium. Aber die Tage einer solchen Regierung würden ebenso gezählt sein, wie die eines Regierungsblocks der Rechten, der freilich, bevor er das Spiel verloren gäbe, erst noch unsägliches politisches und wirtschaftliches Unheil über das unglückselige Deutschland bringen könnte! Aber wenn dann die charakterlose, ohnmächtige Koalition der Mitte oder der Rechtsblock sich in einem halben Jahre zum Abdanken gezwungen sähen — nachdem die Papiergeldzirkulation glücklich auf hundert Milliarden und das Wirtschaftsleben vollends auf den Hund gebracht wäre — bliebe den Unabhängigen gleich gar nichts andres übrig, als sich nun endlich zu der vielverhöhnten und verabscheuten Koalition zu bequemen, sofern sie nicht durch ein unsinniges Räteexperiment dem Sozialismus fürs erste den Garaus machen wollten, wozu wir sie viel zu vorsichtig halten!

Heute führen noch bornierte Fanatiker und Phantasten das große Wort — rechts wie links. Aber die Koalition ist unvermeidlich und ihre mutige und kraftvolle Vorbereitung die Pflicht und das Verdienst aller Vernünftigen!

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XXXI.

Das geistige Leben

Das alte Heer war höchst empfindlich gegen Kritik und duldete keine Abweichung, selbst nicht in theoretischen Erörterungen, von den Grundsätzen, die durch Allerhöchste Willensmeinungen oder Dienstvorschriften festgelegt waren. Keine Armee zog dem Kritiker derartig enge Grenzen. Deshalb glichen die zünftigen Militärschriftsteller etwa schriftstellernden Mönchen. Es gab Themen, die nicht diskutierbar waren, für die einfach blinder Autoritätsglaube verlangt wurde, und wer von diesen Bräuchen abwich, der flog; oder wenn er bereits pensioniert war, wurde er mit dem schwersten Rüstzeug der militärischen Feme verfolgt und galt als deklassiert und infam.

In diesen Zusammenhang gehört der „Fall“ Gädke. Ein, wie allgemein zugegeben wurde, hochbegabter Generalstabsoffizier und Regimentskommandeur benutzte in einem Zeitungsartikel die Ermordung des Königs von Serbien zu ganz interessanten historischen Parallelen und unterdrückte nicht seine Ueberzeugung, daß derartige politisch-militärische Morde oft eine Wohltat für das Volk gewesen seien. Niemand hatte eigentlich bei dem Artikel etwas gefunden — bis ihn die Kreuz-Zeitung aufgriff und mit Verdrehung des Tatbestandes von einem preußischen Stabsoffizier erzählte, der den Königsmord verherrlicht hätte. Nun hob ein Kesseltreiben an gegen den unglücklichen Verfasser. Der gedachte nicht, sich „löblich zu unterwerfen“, sondern flüchtete in die Oeffentlichkeit und vertrat seine Sache energisch und klug. Aber was ein Ehrengericht an Schimpf und Schande auf einen Mann häufen kann, wurde dem Oberst Gädke angetan. Bei der großen Masse der urteilslosen Offiziere, die den Artikel garnicht gelesen hatten, galt der Verfasser beinah als eine anrüchige Persönlichkeit. Sein ganzes Verbrechen bestand darin, an etwas gerührt zu haben, was tabu war. Das Königtum von Gottes Gnaden durfte nicht kritisiert, überhaupt kaum erwähnt werden, selbst wenn es sich um den Sohn Milans von Serbien handelte.

Als Fritz Hönig in interessanten und wertvollen Studien an Moltkes Strategie im deutsch-französischen Kriege eine streng wissenschaftliche, aber freimütige Kritik übte, ging es ihm ähnlich. Alle derartigen Leute fielen für den Durchschnittsoffizier unter den Sammelbegriff: „Schweinehund.“ Wenn denn Einer die Schmiererei garnicht lassen konnte, dann sollte er doch am Militärwochenblatt mitarbeiten oder an irgendeiner andern militärischen Fachzeitschrift, die alle

von einer gradezu bleiernen Langweiligkeit waren. Das Vorbild der preußischen Armee von altersher war eben immer der preußische Adel, und der ist als Schicht von einer Ungeistigkeit, die immer ein dankbarer Stoff für die Witzblätter war.

Das geistige Leben der Offiziere beschränkte sich auf die Vorträge und Kriegsspiele im Kasino, die in den Wintermonaten stattfanden, und die mit dem Sammelnamen „Stumpfsinn“ ziemlich richtig gekennzeichnet waren. Selten einmal verstand einer der Leiter beim Kriegsspiel oder ein Redner, seinen Gegenstand über das Niveau wissenschaftlich verbrämter Fachsimpelei zu erheben.

So wußten auch die Offiziere von der Wissenschaft ihres eignen Berufs im Durchschnitt sehr wenig. Gegen die Theorie herrschte ein Abneigung, die von der großen Masse der geistig Trägen als willkommener Vorwand genommen wurde, um sich überhaupt nicht weiterzubilden. Manche mochten auch ernsthaft fürchten, daß die Praxis durch die Theorie leiden könnte. Der Durchschnittsoffizier in Frankreich und selbst in Oesterreich hatte mehr gelernt als der deutsche, besonders als der preußische Offizier. In Süddeutschland waren die Offiziere fast alle Abiturienten; dagegen in Norddeutschland mit seinem Junkerideal hatten sie die Gepflogenheit, Nichtbildung zur Schau zu tragen, gewissermaßen damit zu renommieren.

Die seltsamsten Blüten trieb diese Abneigung gegen alle Wissenschaft bei der Artillerie, namentlich bei der Feldartillerie. Hier konnte man die paar Offiziere zählen, die vom Geschütz mehr verstanden als ein gut ausgebildeter Unteroffizier; umsomehr Wert wurde aufs Reiten gelegt. Oft wußten Reserve-Offiziere, die von Beruf Mathematiker oder Ingenieure waren, sehr viel mehr von der Kanone als die aktiven Artillerie-Offiziere, und der Krieg hat diese Erfahrung zum Leidwesen der Infanterie nur bestätigt.

Der Federkrieg der Militärschriftsteller interessierte nur einen geringen Bruchteil der Offiziere. Wie die Einrichtungen der Armee, so war Politik verbotenes Gebiet. Selbst Religion gehörte zu den verpönten Gegenständen. Als Egidy sein bekanntes Buch schrieb, nahm man ihm das sehr übel, obgleich Niemand das Buch gelesen hatte. Die alte Abneigung gegen die „verfluchten Federfuchser“ saß eben zu fest.

Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß das alte System die geistige Regsamkeit in der Armee gewaltsam niedergehalten hat, und zwar mit absoluter Billigung von neunzig Prozent aller Offiziere. So blieb die Masse der Offiziere völlig unberührt von den großen geistigen Bewegungen der Zeit vor dem Kriege. Der Sozialismus wurde in den Kaser-

nen mit den lächerlichsten Hausmittelchen bekämpft. Dazu kam noch die Unsitte, daß immer der jüngste Leutnant die Rekruten kriegte und nun im Unterricht das sozialistische Drachengift in die Milch der frommen Denkart verwandeln wollte. Da wurde den Soldaten alles gesagt, was einem Klippschüler wissenswert scheint. Der Soldat dürfe nicht mit liederlichen Weibern verkehren, predigte ausgerechnet der Rekrutenleutnant, in dessen ödem Dasein dieser Verkehr der einzige Lichtpunkt war. Gleich hinter den Huren rangierten die Sozialisten, beim Militär „Volksverführer" genannt. Da gab es dann die berühmten Definitionen mit Frage und Antwort, das Produkt der geistigen Tätigkeit eifriger Leutnants oder Vizefeldwebel. Frage: „Woran erkennen Sie einen Volksverführer?" Antwort: „Sie laden den Soldaten auf ein Glas Bier ein und wollen den Staat umstürzen." Daß die Rekruten aus den Industriebezirken dieser Sorte Unterricht längst entwachsen waren, merkten nur wenige Vorgesetzte: das Glas Bier war garnicht mehr nötig — die „verdammten Kerls" haben den Staat auch so umgestürzt. Es fehlte eben der geistige Kontakt zwischen den intelligentern Leuten und den Vorgesetzten. Hier rächte sich die gewollte Ungeistigkeit des Offiziercorps schwer. Volkswirtschaftlich waren die Vorgesetzten die reinen Kinder und hätten von jedem gescheiten Arbeiter, der die Gewerkschaftsbewegung kannte, lernen können. Vielfach wurden die sozialistischen Führer den Leuten im Unterricht einfach als Ausbeuter und Betrüger hingestellt. Die berühmte Villa Bebels spielte da eine große Rolle.

Während sich die geistige Tätigkeit in der Armee auf die Fachwissenschaften beschränkten, kamen irgendwelche andern geistigen Bestrebungen gegen den herrschenden Druck nicht auf. Wer etwas zu sagen hatte, nahm seinen Abschied. Nur auf religiösem Gebiet gab es gewisse Strömungen, die von den meisten Vorgesetzten zwar stillschweigend gemißbilligt wurden, gegen die man aber so recht nichts unternehmen konnte: wer will schließlich einem Offizier verbieten, fromm zu sein und sich der Gemeinschaftsbewegung anzuschließen! Die Gemeinschaftler waren in der Armee sehr verbreitet. In ganzen Offiziercorps, zum Beispiel bei den Jägern in Lübben gaben die Frommen den Ton an. Anhänger dieser Lehre fanden sich in den höchsten Stellen. Auch die Umgebung des Kaisers war keineswegs frei davon, wenngleich grade derjenige Generaladjutant des Kaisers, der in der Armee nnd im Volk als Hauptbeter galt, tatsächlich nie Gemeinschaftler war und überhaupt allem religiösen Sektenwesen fern stand. Dieser Mann, der bekannte Admiral von Müller, kämpfte hartnäckig und erfolglos gegen den Alkohol im Heer und besonders in der Marine und daraus mag wohl

die Legende von seinem Hang zum Mystizismus und seiner Gesundbeterei entstanden sein; denn daß ein Mann, der keinen Alkohol trinkt, unmöglich ganz normal ist, leuchtet dem Durchschnittsleutnant ohne weiteres ein. Dagegen verband den verstorbenen Moltke, der zu Anfang des Krieges Generalstabschef war, seine Frau mit dieser Bewegung, die überhaupt in Berlin, besonders in der Hofgesellschaft, einen großen Anhang hatte und in engerm Konnex mit der englisch-amerikanischen christian science stand. Kenner der preußischen Geschichte sahen diese immer mehr um sich greifende Frömmelei mit Sorge und dachten an die Zeiten der Wöllner und Bischoffswerder unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten und an die Umgebung Friedrich Wilhelms des Vierten, die Gerlach und Konsorten. Wenn man die Mysterien und Satzungen der Rosenkreuzer verfolgt, wie sie versuchten, und wie es ihnen gelang, den dicken Nachfolger Friedrichs des Großen in ihren Bann zu ziehen, dann drängt sich der Vergleich mit Philipp Eulenburg und seinen Freunden förmlich auf. Man muß scharf unterscheiden zwischen frommen Soldaten, wie es Cromwell, der alte Kaiser, Moltke und Roon waren, und diesen immer etwas weichen Frömmlern, diesen empfindsamen, mehr oder minder leicht degenerierten Aristokraten. Bezeichnenderweise artete diese Art Frömmelei nicht selten in Homosexualität aus. Wie weit es diesen mystischen Zirkeln gelungen wäre, Wilhelm den Zweiten, dessen romantische Veranlagung ihren Bestrebungen entgegenkam, in ihren Kreis zu ziehen, das ist nur zu erraten, denn Maximilian Harden fuhr so kräftig zwischen diese Dunkelmänner, daß das feine Gewebe zunächst einmal zerrissen war und eigentlich nie wieder angeknüpft wurde. Man fühlte sich beobachtet. Der wirklich fromme biedere Soldat, sei es nun ein Cromwellscher Reiter, ein Bur oder ein preußischer General wie, beispielsweise, der alte Estorff, hat immer eine gewisse Vorliebe für das Alte Testament. Der Gott Zebaoth, der Herr der Heerscharen, ist überhaupt der Gott der Kämpfer und Soldaten, der selber ganz gehörig dazwischen schlug: er figuriert daher auch in allen offiziellen Kundgebungen an die Armeen, er verleiht den Sieg und kämpft auf Seiten Derer, die an ihn glauben, kurzum: er ist im höchsten Grade militärfromm. Mit Jesus Christus dagegen weiß der Soldat nicht viel anzufangen. Dieser würde zwischen die Kämpfer treten und nach beiden Seiten Versöhnung und Menschenliebe künden, und jeder nachdenkende Mensch sagt sich, daß Christus als Soldat zum mindesten unberechenbar sein würde. Er wird daher in den offiziellen Kriegsgebeten entweder garnicht oder nur zusammen mit seinem wehrhaften Vater erwähnt. Ich habe mir oft im Stellungskrieg ausmalen müssen: Was würde

wohl geschehen, wenn jetzt ein Mann zwischen den Gräben einherginge und den Frieden auf Erden und die Nächstenliebe predigte? Die Partei, die ihn lebendig gefangen nähme, würde ihn als gefährlichen Spion oder Aufrührer erschießen. Und seit beinahe zwei Jahrtausenden nennen wir uns seine Anhänger. Wie vieler Weltkriege wird es noch bedürfen, bis die armen geplagten und gequälten Menschen einmal den wahren Sinn der urchristlichen Lehre begreifen werden?

Italiens Außenpolitik von Meridionalis

Es bietet für den Deutschen im Ausland, und wahrscheinlich auch für den verständigen Ausländer, keinen restlos erfreulichen Anblick, wie Deutschland (während man ihm zugleich die finstersten Pläne nachsagt) von jedem pariser Winkelpolitikaster und jedem römischen Penny-a-liner als Objekt einer außenpolitischen Gesetzgebung in des Wortes keineswegs zaghafter Bedeutung behandelt wird. Aber diese an sich recht karge Freude wird bis zum Nullpunkt herabgemindert, wenn man beobachtet, wie die deutsche Presse, von höhern Instanzen ganz zu schweigen, auf diesen Zustand reagiert. Wohl bekämpft sie ihn manchmal, besonders durch den Mund ihrer auswärtigen Korrespondenten, denen ja nicht allen der Verstand darüber still steht, daß sie noch nicht gelyncht sind, mit wirksamen Worten; ihre Taten aber erkennen ihn in einer Weise an, daß alle noch so gut gewählten Worte fruchtlos bleiben, nicht nur den Deutschen im Ausland, sondern auch den deutschfreundlichen Ausländer auf das Tiefste verstimmen und vor allem diesen veranlassen müssen, die Hände überm Kopf zusammenzuschlagen, ob so viel grenzenloser Torheit. Ich glaube, die deutsche Presse macht sich keineswegs genügend klar, welche für den Rest des deutschen Ansehens im Ausland verheerenden Folgen es hat, wenn sie jedes Nasenschneuzen eines Ententeministers telegraphisch registriert; wenn sie jedes sauersüße Lächeln von Lloyd George gleich als dicken Erfolg, wo nicht gar als Zeichen der Auflösung des englisch-französischen Bündnisses, in die Welt posaunt; und, vor allem andern, wenn sie glaubt, ja selbst nur zu glauben sich stellt, die von ihr mit dem, Person und Sache gleich schädigenden, Etikett „germanophil" versehene derzeitige Politik Italiens werde um der schönen blauen Augen willen des nur zu einer koketten „Extratour" verlassenen, im Grund aber heißgeliebten Germania-Aschenbrödels exekutiert.

Der dem italienischen Ministerkollegium nunmehr zum dritten Male präsidierende neapolitaner Professor Franz Xaver Nitti ist ein Vollblutparlamentarier, der die Schliche und Fallen der italienischen Innenpolitik aus dem ff kennt, ihnen nicht nur auszuweichen, sondern auch sie anzuwenden versteht, und ein ebenso

kluger und moderner Wirtschaftspolitiker, der die keineswegs beneidenswerte oekonomische und außenpolitische Lage seines Vaterlandes zwischen lauter finanziell oder militärisch, oder beides zusammen, stärkern Bundesgenossen genau durchschaut — diese Lage nicht nur mit allen Mitteln zu ändern, sondern inzwischen aus ihrer historischen und geographischen Festgelegtheit möglichst viele Vorteile herauszuschlagen strebt. Er weiß, daß Italien jenen Bundesgenossen auf Gnade und Ungnade überlassen und damit als selbständige Großmacht so gut wie ausgeschaltet ist, wenn sich nicht in absehbarer Zeit eine „Balance of power" herstellt oder herstellen läßt, wie sie vor dem Weltkrieg in den beiden Drei- oder besser Zwei-Bünden der West- und Zentralmächte bestanden hat. Gewiß hat Italien selbst an seinem Teil auf das Eifrigste dazu getan, um dieses Gleichgewicht, wie es bis dahin bestand, durch die Zertrümmerung Oesterreichs zu beseitigen. Aber man kann es, heute wenigstens, seinen ruhigeren und verständigeren Politikern glauben, daß das in der Hauptsache nur deshalb geschehen ist, weil die Gefahr von Seiten der Zentralmächte, wenn sie (wie es 1915 schien) siegten, für Italien mindestens ebenso groß, ja vielleicht größer war, als sie heute ist. Ein siegendes Deutschland, das den Weltmächten einen Frieden von Versailles aufgenötigt hätte, hätte sehr bald nach Friedensschluß ein selbst dreibundtreues, geschweige ein neutrales, Italien zu der Seite der geschwächten feindlichen Gruppe, eben weil sie geschwächt gewesen wäre, hinneigend gefunden.

Die Außenpolitik Italiens war und ist außerordentlich logisch, war und ist von keinerlei Sentimentalitäten, weder früher von Anglo- oder gar Frankophilie, noch heute von Germanophilie diktiert; und sie zumindest könnte einem Deutschland, das seine törichte Außenpolitik (und nichts andres) an den Rand des Abgrunds gebracht hat, und das grade darum so bald nicht mehr in die Lage kommen wird, eine Weltpolitik auf so lange Sicht und so differenzierten Stils zu treiben, wie es die britische ist, als beherzigenswertes Muster zu dienen. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die italienischen Politiker in den Jahren 1914 und 15 bereits die ebenso merkwürdige wie schwierige Situation erkannt haben, in die grade die Beseitigung Oesterreichs als Großmacht ihr Land bringen mußte. Nur politische Klippschüler können hier mit der Vokabel „Verrat" um sich werfen, und nur politische Kindsköpfe können sich einbilden, Italiens Zögern im Jahre 15 sei auf den Mangel an ein paar tausend Kanonen oder gar Pistolen (die ja auch nach der Kriegserklärung noch fehlten, und die wir gewiß ebenso gern geliefert hätten, wenn wir sie zum Teil nicht überhaupt noch geliefert haben) zurückzuführen. Daß wir bei rechtzeitig und freigebig gewährten sichern Garantien — nicht Darreichung von Länder-

trinkgeldern, die man von vorn herein dem Beschenkten nach Schluß der Partie wieder aus der Tasche zu pressen entschlossen war — den Dreibundgenossen, wenn nicht bei unsrer Stange, so auf jeden Fall von der Stange der Andern fern hätten halten können, ist eine andre Frage, oder besser: das ist keine Frage. Denn daß Italien bei der andern Partei nicht viel sicherer fuhr, auch das hat es zweifellos gewußt. Nur hatten die Andern eben außer dem Zuckerbrot des Ländererwerbs noch allerhand Pressionspeitschen in der Hand, ganz davon abgesehen, daß sie auch mit jenem freigebiger sein konnten, weil sie die Riemen nicht, wie Oesterreich, aus ihrer eignen Haut zu schneiden brauchten, was, wenn man allein Nizza, Savoyen und Korsika bedenkt, ein, wie Falstaff sagen würde, Humor ist und auch wieder zeigt, wie präzis auf der Gegenseite und wie schludrig auf unsrer gearbeitet wurde.

Nun, die Friedensschlüsse von Versailles und Saint-Germain sind unterschrieben; die Großmacht Oesterreich besteht nicht mehr und die Großmacht Deutschland nur noch dem Namen nach. Italien hat, wie man über seine militärischen Leistungen denken mag, diesen Ausgang durch sein Eingreifen entschieden; denn nur dieses hat das Eingreifen Rumäniens veranlaßt, und die intensive Beschäftigung Oesterreichs und Deutschlands auf dieser Flanke hat England ermöglicht, nach den von Kitchener sofort dafür vorausgesagten zwei Jahren, mit voller Kraft auf den Plan zu treten und zugleich die Zeit zu gewinnen, das damals noch kaum glühende amerikanische Eisen zu schmieden. Der Streit über den absoluten Wert des Eingreifens von Italien ist ja selbst auf der Ententeseite noch bei weitem nicht entschieden: aber wir tun gut daran, die Italien vorteilhafteste Version anzunehmen; nicht um den Italienern einen Gefallen zu tun, sondern um aus dem Fall für künftige Zeiten zu lernen.

Wie dem allen auch sei: sich hat Italien damals auf jeden Fall entschieden, und zwar nach der westlichen Seite hin, und so muß es nun ganz zwangsläufig versuchen, das östliche Gewicht wiederherzustellen. Nittis sogenanntes „Eintreten für Deutschland" ist garnicht zu trennen von seinen energischen Anknüpfungsversuchen mit Rußland, der andern, nur dem Namen nach noch existierenden, östlichen Großmacht. Nitti hat in allen seinen Reden peinlich vermieden, von der Aufrichtung Deutschlands allein zu sprechen; immer galt seine Sorge nur den, wie er sie nannte, „due serbatoi", den beiden Reservoiren der menschlichen Arbeit und der natürlichen Produkte. Aber solche in den Parlamenten aller Länder außerhalb Deutschlands sehr genau abgewogenen Feinheiten kennt ja der an die Kanzelberedsamkeit der berliner Schwatzbude allein gewöhnte deutsche Reporter und Leitartikler nicht; und so wurde Nitti, der leitende Mann der „Verräternation" auf einmal angehimmelt, daß ihm

nicht nur schwül, sondern auch höchlichst erschwert werden mußte, seine in erster Linie nur seinem eignen Lande dienenden „europäischen“ Pläne gegen die mißtrauisch werdenden Bundesgenossen aufrechtzuerhalten. Wer die italienische Presse in der letzten Zeit aufmerksam verfolgte, dem konnte — außer dem breiten Raum, den die Reisen von Sozialistenführern in die Sowjet-Republik, die (natürlich durchaus inoffiziellen) Gespräche von Journalisten und Seeoffizieren mit allerhand Kommissaren und andern Würdenträgern Lenins einnahmen — vor allem die auffallend wohlwollende Behandlung nicht entgehen, mit der (zweifellos nach einer aus dem Palazzo Braschi ergangenen Direktive) die deutschen Bemühungen um das Wiederfußfassen auf dem russischen Markt behandelt wurden. Klar und grob schrieb kürzlich Claudio Treves, der außenpolitisch fähigste Kopf unter den italienischen Sozialistenführern: das ganze Gerede in und um San Remo, Spa und Gott weiß wo und was noch sei so lange Mumpitz, wie die russische Frage nicht erledigt sei; denn im Grunde drehe es sich bei alledem ja doch nur um den Wettlauf Englands und Deutschlands um den russischen Markt.

Es braucht somit nicht erst gesagt zu werden, daß jeder Ministerpräsident Italiens, wie immer er auch heißen möge, mit einem wiedererstarkten Deutschland und einem nach Innenpolitik und organisierter Kraft halbwegs bündnisfähigen Rußland lieber heute als morgen einen neuen Dreibund schließen würde, einen Dreibund selbstverständlich, den Italien mit genau denselben Augen betrachten und den es genau so . . schweren Herzens verlassen würde, verlassen müßte wie den alten mit den Habsburger- und Hohenzollern-Reichen, wenn es sich vor eine ähnliche Situation gestellt sähe wie 1914—15. Aber eine solche dürfte in absehbarer Zeit kaum eintreten, schon deshalb nicht, weil sich die Gesamtsituation durch die Schaffung des yugoslawischen und des hellenischen Halbgroßstaates grade für Italien noch in bedrohlicher Weise kompliziert hat. Auch zur Ruhighaltung dieser (was Hermann Wendel nicht vergessen möge) im ersten Großmachtstaumel befangenen Nationen, mit denen Italien viel zu hart Tür an Tür liegt, deshalb viel zu viele Kanten zu regulieren hat, und die auf Jahrzehnte hinaus viel zu vasallenmäßig den Westmächten affiliiert sein werden (was ebenfalls von den gewiß nicht blinden, aber ein bißchen einseitigen Yugoslawo- und Hellenophilen in Deutschland nicht außer Acht gelassen werden sollte) — auch zur Dämpfung dieses unruhigen und unsicheren Elements bedarf Europa, und vor allem Italien, einer wirklich überragenden östlichen Großmacht.

Diese und keine andern sind die Richtlinien der italienischen Außenpolitik, die, so günstig sie für Deutschland im Augenblick scheinen, keineswegs den derzeitigen Herrn Minister des Auswärtigen oder seine nächsten Nachfolger in der Wilhelm-Straße

dazu bringen können, Nitti oder seine Nachfolger (deren erster wohl sehr bald Giolitti heißen wird) ihre Dei ex machina und diese gute Männer sein, will sagen: nun einfach die deutsche Außenpolitik tant bien que mal in ihrem Schlepptau zu lassen. Denn erstens bildet Italien, so wunderschön es auch immer noch ist, leider keineswegs allein Europa, und außerdem darf nicht vergessen werden, daß dieses Land sich mit Deutschland allein, sei es auch einem unwahrscheinlicherweise demnächst wieder zu Vorkriegsblüte erstarkenden Deutschland, einem Deutschland, das die nördlichen subslawischen Staatsgebilde, Polen und Böhmen, ohne die Gegenwirkung Rußlands auf dem Nacken hätte, keineswegs auf Gedeih und Verderb einlassen würde. Ohne ein bündnisfähiges Rußland, das eben jene Randstaaten schnell zu Schatten ihrer jetzigen megalomanen Existenz entgeistern würde, bedeutet selbst ein schuldenfreies und wieder voll arbeitsfähiges Deutschland für Italien einzig einen, wenn auch gewiß wichtigen, Wirtschaftsfaktor.

Wo die unbedingt nächsten Ziele einer ideen- und damit aus sich selbst kraftvollen deutschen Außenpolitik (deren Aussichten nur für Gewaltpolitiker so hoffnungslos sind, wie im Allgemeinen geglaubt wird) zu suchen sind, braucht nach alledem um so weniger erläutert werden, als die Ziele einer halbwegs selbstbewußten und ihrer Pflichten gegen Historie und Kultur verantwortungsbereiten Innenpolitik genau in der gleichen Richtung liegen.

Nietzsche von Siegfried von Vegesack

Wie Viele folgten Deinen Bahnen,
Die nichts von Deinem Geiste ahnen!

Sie hörten nur das Wort der Macht
Und stürzten geifernd in die Schlacht.

Du aber wolltest aufwärts finden,
Den Mensch im Menschen überwinden,

Und schautest fern, Kolumbus gleich,
In neue Welten, in das Reich

Der Kinder, weit und unbekannt,
Und riefst vom Maste jubelnd: „Land!"

Wir aber fuhren auf das Riff,
Und jählings kenterte das Schiff.

Was dämmert fern am Horizont?
Ein Fiebersumpf? Ein Land, besonnt?

Wer bringt uns Kunde von da her?
Das Schiff versank. Um uns ist Meer

Industriekapitäne von Hans Ganz

II.

Walther Rathenau

Alle deutschen Aktiengesellschaften haben einen Aufsichtsrat und einen Vorsitzenden des Aufsichtsrats. Die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft begnügt sich damit nicht: der Mann, der ihrem Aufsichtsrat vorsitzt, Herr Dr. Walther Rathenau, nennt sich Präsident der A. E. G. Aber es ist nur ein großartiger Titel für dieselbe dekorative Stellung. Rathenau leistet als Präsident der A. E. G. kaum mehr als in andern Aktiengesellschaften der Vorsitzende des Aufsichtsrats. In Rathenaus vier Präsidenten-Jahren hat sich bei der A. E. G. nichts geändert: die Geschäfte werden im Wesentlichen nicht von dem Präsidenten Rathenau geleitet, sondern von den alten Mitarbeitern Emil Rathenaus: Deutsch, Jordan, Klingenberg und Mamroth. Keine neuen Taten: weder auf technischem noch auf finanziellem, weder auf geschäftlichem noch auf sozialem Gebiet. Von einem Erben, der um jeden Preis anders sein möchte als die andern, von einem Erben, der böse zu sein vorgibt, wenn man ihn in irgendeinem Detail mit dem Vater verwechselt, wird ein alter Kurs mit allerhand eiteln Posen und Faxen weiter gesteuert.

Ein alter Kurs und ein längst veralteter. Walther Rathenau ist nämlich der maßlos überschätzte Sohn eines schon stark überschätzten Vaters. Dieser Vater, Emil Rathenau (der im Kriege gestorben ist), war Berliner von Geburt, Ingenieur von Fach und von Haus aus vermögenslos. Auf der Suche nach einem einträglichen Erwerb in England und in Amerika lernte er, als fünfundvierzigjähriger Mann, bei einer Ausstellung in Philadelphia, 1876, den amerikanischen Maschinenbau und das Telephon kennen. Er kehrte nach Berlin zurück mit der Absicht, in Deutschland Edisons Glühlampe und das Telephon einzuführen. In einer Unterredung mit dem Staatssekretär des Reichspostamts Stephan schlug er die Einführung des Telephons in der Reichshauptstadt vor. Stephan fand die ganze Telephongeschichte etwas phantastisch. Er meinte, für dergleichen würden sich in Berlin nicht zwei Dutzend Interessenten finden; aber er gab Rathenau die Konzession zur Einführung des Telephons, wenn er eine genügende Anzahl von Abonnenten brächte. Rathenau machte sich selbst auf die Suche, fand recht viele, und das Deutsche Reich löste seine Konzession schnell ab und gliederte selbstverständlich das Fernsprechwesen der staatlichen Telegraphie an. Mehr geschäftliches Glück hatte er mit der Gründung der A. E. G. und der B. E. W., deren Aussichten lange von Sachkennern sehr skeptisch beurteilt wurden. Der Zweck der Berliner Elektrizitätswerke (die seit vier Jahren kommunalisiert sind) war die Versorgung Berlins mit elektrischem Licht und

elektrischer Kraft, und die A. E. G. sollte die dazu gehörenden Lampen erzeugen.

Die geschäftlichen Erfolge Rathenaus und der A. E. G. liegen nun merkwürdigerweise nicht auf technischem, sondern weit mehr auf finanziellem Gebiet: darin nämlich, daß sich die A. E. G. bei ihrer finanziellen Konstruktion wieder ans amerikanische Muster des Verschachtelungssystems hielt. Die Muttergesellschaft A. E. G. übernahm die Mehrheit die Aktien der B. E. W. und brachte den Rest der Anteile, zu hohen Preisen natürlich, ins Publikum. Durch den Besitz der Aktienmehrheit hatte sie den maßgebenden Einfluß auf die Tochtergesellschaft und unterhielt mit dieser Tochtergesellschaft Monopolverträge, die ihr einen gewaltigen Absatz sicherten. Dieses Finanzsystem hat Rathenaus Bankier, Carl Fürstenberg, der Geschäftsinhaber der Berliner Handelsgesellschaft, ausgebaut. Den technischen Fortschritt haben die A. E. G. und Emil Rathenau nicht gefördert. Das grade Gegenteil ist wahr. Sie haben manchem Erfinder seine Erfindung abgekauft, um sie verschwinden zu lassen, weil die neue Erfindung ihre bequeme Monopolstellung erschüttert hätte. Aus Monopolgründen hat sich Emil Rathenau auch mit aller Macht gegen die Goldschmidtsche Hochfrequenz-Erfindung gestemmt. Wenn diese Erfindung dennoch nicht verschwunden ist, so war das das Verdienst andrer Leute, die, trotz Emil Rathenau, nicht locker ließen.

Auch Walter Rathenau ist Ingenieur. Aber auch von ihm haben die Erfindungen weder direkte noch indirekte Förderung erfahren. Noch mehr: seine Freunde sagen, er sei als Präsident der A. E. G. nicht auf seinem Platz. Nun: er war fünf Jahre lang Geschäftsführer der Berliner Handelsgesellschaft, der Bank des väterlichen Konzerns. Aber auch dort hat er Leistungen von Rang nicht vollbracht. Freilich: er stand dort im Schatten des kraftgenialischen Fürstenberg. Er hat rund vierzig Aufsichtsratsposten und heißt darum der Aufsichtsrathenau. Er hat sich — zu einer Zeit, als die Mark im Ausland und im Inland noch lange nicht so entwertet war wie heute — öffentlich gerühmt, zehn Milliarden deutschen Volksvermögens zu kontrollieren. Wo sind in Deutschlands Wirtschaftsleben tiefe Spuren von Rathenaus Erfinder- oder Organisationsgeist? Es scheint, daß der zweiundfünfzigjährige Mann niemals „seinen Platz“ finden wird.

Ach ja: er hat zu Beginn des Weltkriegs den Militärs geholfen, die deutsche Rohstoffwirtschaft zu organisieren. Er ist im August 1914 zum preußischen Kriegsminister Falkenhayn gegangen und hat ihm gesagt, daß die Militärs den Krieg vielleicht doch nicht in sechs Wochen gewinnen würden, wie manche von ihnen glaubten, und wenn der Krieg sechs Monate oder noch länger dauerte, dann würde ihn Deutschland aus Rohstoffmangel verlieren. Was zu tun sei? Die Rohstoffe müßten rechtzeitig

mobilisiert und ordentlich verwaltet werden. Da ließ Falkenhayn Herrn Dr. Rathenau die Rohstoffabteilung des Kriegsministeriums einrichen. Nun, ich meine: es gehörte nicht viel Scharfsinn dazu, als vierzigfacher Aufsichtsrat zu erkennen, daß die Götter des preußischen Generalstabs von Wirtschaft nicht die blasseste Ahnung hatten. Zudem ist Herrn Dr. Rathenau von Moellendorff die Originalität der Erkenntnis von der Notwendigkeit der Rohstoffbewirtschaftung öffentlich bestritten worden. Und schließlich wäre es wahrscheinlich doch besser gewesen, der Krieg wäre nach sechs Wochen oder nach sechs Monaten von Deutschland verloren worden: in sechs Monaten hätten die preußisch-deutschen Militärs, bei aller Genialität in der Kunst der Zerstörung, das deutsche Volk und seine Finanzen, seine Wirtschaftskraft und seine Moral, seine Vergangenheit und Zukunft nicht so gründlich verderben können, wie sie es in viereinhalb Jahren getan haben.

Aber eins sei Herrn Dr. Rathenau nicht vergessen: als sogar die Halbgötter Hindenburg und Ludendorff im Herbst 1918 erkannt hatten, daß ihr hohes Hasardspiel verloren war, und daß man bei Amerika auf der Stelle um Frieden betteln müsse — da veröffentlichte Anfang Oktober, als schon einige Antworten Wilsons an den Reichskanzler Prinzen Max von Baden vorlagen, in der Vossischen Zeitung Walther Rathenau einen Aufruf zur nationalen Verteidigung. Welcher Blick, welche Entschlußfähigkeit!

In seinen Büchern — er ist als Schriftsteller ungemein fruchtbar — zeigt er sich als einen Mann, der sozialistischen Ideen nahesteht; aber praktisch hat er sich — nicht nur im Verkehr mit Wilhelm dem Zweiten, den er bewunderte — als ausgesprochenen Nationalliberalen betätigt. Er duldet es, daß in den Betrieben der A. E. G. die Angestellten sozial denkbar schlecht gestellt sind, obwohl er selbst, der keine Familie hat, ein Jahreseinkommen von mindestens anderthalb Millionen und ein Vermögen von zwanzig bis fünfundzwanzig Millionen Mark besitzt. Er gibt sich öffentlich als Asketen und hat gegen Luxus-Weibchen geschrieben; aber er bewohnt als Junggeselle allein eine große Villa im Grunewald und hat vor etwa einem Jahrzehnt von Wilhelm dem Zweiten das Schloß Freienwalde gekauft — unter der Bedingung, daß es auch in Zukunft den Titel Königliches Schloß Freienwalde führe. Er möchte gern den Eindruck des starken Mannes, ja sogar des Autokraten machen; aber er ist, als Industrieller und Mensch, nur epigonenhaft-schwach. Er will Techniker und Physiker, Architekt, Bilder- und Musikkenner, Physiologe und Chemiker, Volkswirt und Kolonialforscher sein und ist doch in allem nur ein kluger Dilettant. Und nicht einmal immer geschmackvoll!

Macht und Mensch von Ignaz Wrobel

Der mathematische Grundriß zu Heinrich Manns Roman ‚Der Untertan' ist erschienen: der Essai-Band ‚Macht und Mensch' (bei Kurt Wolff in München). Hier ist herausgeschält, was dort unter Fleisch und Muskeln verborgen lag, hier hat einer sauber die Adern herauspräpariert — und klar und übersichtlich liegt das ganze große Netz vor uns. Es ist das bedeutendste Buch, das die Uebergangsepoche hervorgebracht hat.

Demokratie war den Deutschen ein leerer Begriff. Unter dem Kaiser war das suspekt, demokratisch zu sein — und es hieß damals so viel wie heute „bolschewistisch", nämlich, nach dem Wort des klugen Geheimrats Krüger: „Bolschewistisch ist alles, was einem nicht paßt". Dafür sagte man damals demokratisch; man durfte auch liberal sagen — es kam auf das Selbe heraus. Diese Worte hatten allenfalls eine theoretische, politische, abstrakte Bedeutung — mit dem täglichen Leben hatten sie garnichts zu tun. Das wandelte sich.

Der kleine Novemberschwips des Jahres 1918 hielt ganze sieben Tage an — dann begründeten sie die Deutsche Demokratische Partei, die mit der Idee der Demokratie so viel zu tun hat wie die Schopenhauer-Gesellschaft mit Schopenhauer. Wenn bei uns die Ideen populär werden, dann bleibt die Popularität, die Idee geht gewöhnlich zum Teufel. Die Idee, diese Idee in ihrer vollen Reinheit, die Idee der Demokratie — sie lebt in diesem Buche.

Der Band enthält die wichtigsten politischen Essais Heinrich Manns: ‚Geist und Tat', jene erste Arbeit, mit der der Aktivismus in Deutschland eingeführt wurde, das heißt: der Gedanke, daß ein Parteiprogramm, das den Leuten nicht in allen Geschäften des Tages wehe tut oder sie anfeuert, zu nichts nutz ist. Er enthält des weitern den kleinen Aufsatz ‚Reichstag', wohl das Vollendeste, was in den letzten Jahrzehnten überhaupt über die deutsche Politik geschrieben worden ist. Auf diesen sechs Druckseiten ist das politische Elend, die gänzliche Stagnation, die Trostlosigkeit dieses Bürgertums — und Bürger sind fast alle — ist all das eingefangen. Ich zitiere diesen Aufsatz seit dem Jahre 1911 — und er stimmt immer. Es hat vor dem Kriege gestimmt, es traf erst recht im Kriege zu, als sich ein ganzes Land von seiner Militärkaste unterjochen ließ, ohne es zu merken und ohne es jemals zuzugeben — und es trifft heute noch zu, heute noch . . Da steht von den Konservativen: „Dies Lächeln! Es sagt: Komödie! Ihr alle seid Objekte der Gesetzgebung, die Subjekte sitzen hier. Es sagt: Ein Leutnant mit zehn Mann. Es ist ein Lächeln von Holofernes bis Dschingiskhan. Es ist das Wulstlächeln aller Schweine der Weltgeschichte: aller Herrenschweine." Da heißts von den Liberalen: „Droben steht jetzt ein Frei-

sinniger und beweist den Sozialdemokraten, daß sie beim Ausbruch eines Krieges gestreikt haben würden. Er ist sichtlich überzeugt, daß er heute garnichts Besseres tun könnte. Die Ironie rechts sieht und hört er nicht; flammend reckt er sich nach links und gegen den Umsturz. Die Wollust, positiv und erhaltend zu sein, macht ihm Kongestionen, er weiß nichts mehr. Und der Mann ist Jude. Sein Leben ist sicher nicht vergangen, ohne daß er die Feindseligkeit des christlich geschminkten Feudalstaates erfahren hat. Wenn er den Kopf wenden wollte, auf wie viele Blicke würde er dort rechts treffen, worin nicht freche Geringschätzung läge? Gleichviel, er sieht nicht hin, und für einen Augenblick ist auch er ein Herr, ein Machthaber, der zum Volk vom Pferd spricht (bevor es ihn wieder abwirft) und hinter sich Edelleute und Priester hat. Die Instinktverlassenheit dieses Bürgertums ist vollständig." Da steht von dem Deutschen und seinen vorgesetzten Behörden: „Was er über die Diplomaten vorbringt, klingt flau; man hört die Demut, die sich einen Stoß gibt, um Ungezogenheit zu werden. Ueberlegenheit wird sie nicht. Die ‚Herren dort oben' bleiben oben, noch im tiefsten Sumpf. Der Bürger läßt es ohne Widerspruch geschehen, daß auf alle seine Beschwerden der Staatssekretär als Antwort einen Witz macht. Warum sollte der Staatssekretär es sich schwerer machen? Seine wahre, ach, so schlecht weggekommene Gestalt kennt nur Europa. Hier drinnen sieht man nicht ihn bloß in gelber Weste, man sieht ihn gepanzert. Alle seinesgleichen, die sich draußen ducken müssen, in ihrem geistigen Elend, ihrem trüben Mangel an Weltläufigkeit und Kenntnis der Geschäfte: sooft sie zurückkehren aus den Niederlagen, die englische Kaufleute und französische Literatur ihnen beigebracht haben, ah! welch ein Prunken vor den verschüchterten Landsleuten, welch Auftreten, welche furchteinflößende Autorität — zwischen den Niederlagen!" Auch nach der Niederlage noch.

Und es findet sich in dem Buch ein Meisterstück der Geschichtsschreibung: der Abschnitt ‚Kaiserreich und Republik'. Anilinglanz, Rutsch in die Katastrophe und die falsche Revolution — sie sind alle drei noch nie markanter in Sätze deutscher Sprache eingefangen worden. Die hohle Natur des deutschen Kaisers, sein begeistertes Volk, dessen Blüte er war, der Krach im heißen Sommer Vierzehn und das Gleiten in einen Abgrund, dessen Tiefe selbst Jene nicht ermessen hatten, die, mit den laschen Händen am Steuer, damals vorn und obenauf saßen — das ist hier zu finden. Und diese Abhandlung ist deshalb so groß, weil sie en bloc ablehnt. Weil sie nicht „gerecht" wägt und dem Kaiser läßt, was des Kaisers ist, sondern weil sie einfach sagt: Nein. Nun kann nur Nein sagen, wer das Ja tief in sich fühlt, und Dieser weiß, was das ist: Demokratie. Dieser hat begriffen, daß sie nichts ist, was nun in den politischen Kegel-

klubs zu Hause ist und überhaupt etwa nur in den traurigen Parlamenten — sondern daß sie eine Sache des Herzens ist. Daß sie nichts ist als das tiefe Gefühl: Es gibt etwas auch außerhalb der Berufe und der sozialen Positionen, das uns alle gleich macht, soweit Menschen gleich sein können. Und sie können gleich sein. Mütter fühlen das. Männer können es auch. Wir spielen Rollen — aber wir sind eines Stammes. Und nur so kommen wir weiter, wenn wir das menschliche Niveau erhöhen. „Seine großen Männer! Hat man je ermessen, was sie dies Volk schon gekostet haben? Wieviel Talent, Entschließungskraft und adliger Sinn unterdrückt worden ist, was an Demut, Neid, Selbstverachtung gezüchtet ward, und was versäumt ward in hundert Jahren an der Nivellierung, der moralischen Höherlegung der Nation, damit in unermeßlichen Abständen je ein Manneswunder und Ausbund aller Herrlichkeit erscheinen konnte, übermästet von der Entsagung ganzer Geschlechter und dem lebenden Dünger der Nation entsprossen wie eine tierisch fette Zauberblume. Nun liegt und betet an!" Und sie beten an. Es ist so schön, anzubeten — die Macht anzubeten, einfach: die Macht.

Und es zeigt sich des weitern in den literarischen Aufsätzen des Buches, in jenen, die scheinbar nur über Zola oder über Voltaire sprechen, aber in Wirklichkeit doch nur über dies: wie die Macht den Menschen tötet — es zeigt sich auch in ihnen, daß der schlimmste Götzenglaube feuerländischer Insulaner Mathematik ist gegen diesen europäischen Glauben: den Glauben an die Macht.

Muß noch gesagt werden, daß dieses Buch, wie alles von Heinrich Mann in einem kristallklaren Deutsch geschrieben ist, daß die Sätze springen, sich jagen, daß der Hieb sitzt, und daß die herrlichste Stilisierung nicht zuläßt, an der einmal erkannten Wahrheit zugunsten des Ornaments zu drehen? Ein Zivilisationsliterat? Ein großer deutscher Schriftsteller.

Werner Mahrholz hat neulich in der Vossischen Zeitung das Ethos Manns bemängelt — es käme nicht aus dem Herzen, er sei selbst ein Mann des wilhelminischen Zeitalters, ein Jongleur, ein Spezialist des Gefühls, Virtuos . . .

In den Romanen ist etwas davon, vielleicht hier und da ein Quentchen. In den Romanen ist die Liebe zur leuchtenden Verwesung, zum bunten Lärm und zur überheblichen Absonderung. Aber nicht im Ethos, grade da nicht. Der Künstler muß sich mit seinen Gestalten identifizieren — aber nicht mit ihrem Ethos so, daß neben dem einen kein andres Geltung haben sollte. Der Roman ist — wie Mann in dem Essai ‚Zola' aufzeigt — das Produkt der Demokratie. Alle — aber alle nebeneinander. Der ist kein Schauspieler. Und wären die ‚Armen' noch mißglückter —: es ist kein Beweis gegen den Politiker. Der zuerst

aus dem Wege räumen muß, was uns alle am Atem und Leben gehindert hat und noch hindert. Haß reinigt. Man muß also nicht für Heinrich Mann eintreten, wie Mahrholz meint, soweit es allein ums Artistsische ginge — das ist eine Sünde —, sondern man muß grade für ihn eintreten, wenns ums Politische geht. Und wenn Jener fragt: „Soll er Führer einer Jugend sein?“ so weiß ich, daß ich nicht für die Schlechtesten meiner Altersgenossen und der Jüngern spreche, wenn ich sage: Wir folgen ihm.

Kassenärzte von Else Weil

Die Veröffentlichungen der an den Kassen interessierten Aerzte in den Tageszeitungen zeichnen sich durch jenen maßvollen Ton aus, den die Verfasser als eine Forderung ihrer Berufsehre bezeichnen. „Es sind Verhandlungen im Gange . . . “ „Die Möglichkeit einer Erhöhung der Aerztehonorare ist nicht von der Hand zu weisen . . . “ „Eine Diskussion über die Erwägung der Anbahnung der freien Aerztewahl ist anzustreben . . . “ So versucht der Arzt bescheiden, den Laien auf seinen Existenzkampf aufmerksam zu machen, und er hat es damit nicht leicht.

Seine Gegner sitzen nicht nur in den Massen. Sie sitzen auch im eignen Lager. Es sind jene bourgeoisen Vertreter eines akademischen Standes, die sich einbilden, die Diskutierung von Gehaltsfragen sei stets beschämend und unter der Würde der Aerzte, was ungefähr so unsinnig ist, als wolle man die Aussprache über die Nützlichkeit chirurgischer Apparate als Berufsgeheimnis behandeln. Nur sind die nicht halb so wichtig wie die wirtschaftliche Basis einer Berufsgruppe. Nach der wird sie eingeschätzt. Auf ihr beruht ihr Lebensniveau, die Art ihres Wirkens und die Möglichkeit weiterer Entwicklung. Daß der Arztstand eine soziale Einrichtung ist — wie die Kassen immer dann behaupten, wenn sie mehr zahlen sollen —, ist richtig; ich habe aber noch nie gehört, daß mir der Bäcker sein Brot deshalb billiger läßt, weil ich einer sozialen Einrichtung angehöre. Ich halte für nötig, über die bedeutungsvollste Frage des Arztstandes offen zu sprechen.

Bis jetzt mußte ein Arbeitnehmer mit einem Einkommen bis zu 9000 Mark versichert sein. Die Erhöhung der Versicherungsgrenze auf 20 000 Mark unter den bisherigen Bedingungen bei einer beschränkten Anzahl angestellter Aerzte bedeutet für die meisten von uns den wirtschaftlichen Ruin. Die Mehrzahl der Privatpatienten setzt sich aus Leuten mit mittlerm Einkommen zusammen. Eine Ausnahme macht die Praxis der Capazität. Ich spreche hier vom Durchschnitt. Von der Praxis des Durchschnittsarztes würden also alle Patienten bis zu einem Einkom-

men von 20 000 Mark versicherungspflichtig sein und es auch dann bleiben, wenn sich das Einkommen später erhöht. Diese Patienten gehen der Privatpraxis verloren, werden Kassenpatienten und dürfen nur von einer ganz beschränkten Anzahl angestellter Kassenärzte behandelt werden. Die Privatärzte werden dadurch zum größten Teil brotlos.

Wie steht es nun um die Kassenärzte? Die wirtschaftlichen Anstellungsbedingungen für die Kassenärzte lassen die zwei Möglichkeiten zu: entweder er untersucht und behandelt seine Patienten gründlich und gewissenhaft und verhungert dabei; oder er läßt es die Masse machen und erledigt einen großen Schub Patienten oberflächlich und fabrikmäßig. Der Kassenarzt bekommt zur Zeit von einer großen Kasse monatlich 2,80 Mark für jeden Patienten, gleichgültig, ob er diesen Patienten täglich behandelt oder nur ein einziges Mal. Nehmen wir an, daß der Patient wöchentlich ein Mal kommt, so beträgt das Honorar für jeden Besuch siebzig Pfennige. Nun ist ein Arzt imstande, bei gründlicher Untersuchung in einer Stunde höchstens sechs Patienten zu erledigen; demnach haben wir einen Stundenlohn von vier Mark. Der Patient wünscht anständige Untersuchungs- und Warteräume, aufmerksame Bedienung, einen sauber gekleideten Arzt, helle Beleuchtung und vorzügliche und gepflegte Instrumente. Dieser Etat ist bei einem Stundenlohn von vier Mark nicht zu bestreiten. Er ist nur zu bestreiten, wenn der Arzt nicht sechs, sondern — wie in den militärischen Revierstuben — sechzig Patienten in der Stunde erledigt, jeden einmal die Zunge herausstrecken läßt und seinen Namensstempel unter irgendein fertiges Rezept drückt. Eine solche Entlohnung des Arztes durch die Kassen ist keine.

Da behaupten nun die Kassenvorstände, es sei die soziale Pflicht der Aerzte, keine höhern Honorare zu fordern. Dieser sozialen Pflicht stehen keine sozialen Vorrechte gegenüber. Unabhängig von ihrer sozialen Pflicht sind Apotheker, ärztliches Hilfspersonal, die Kassenangestellten selbst in ihrer Entlohnung erhöht worden. Der Arzt nicht. Nun hat aber nicht nur der Arzt eine soziale Verpflichtung, sondern auch die Kasse hat eine, und sie hat sie gegen den Patienten und den Arzt.

Die Kasse bezahlt den Arzt so schlecht, daß sie ihm eine gründliche Behandlung unmöglich macht, und daß er nicht imstande ist, sorgenlos, in Ruhe wissenschaftlich zum Wohle seiner Patienten weiterzuarbeiten. Das ist unsozial gegen den Arzt gehandelt. Die Kasse verbietet in einem alljährlich erscheinenden Buch dem Arzt, eine große Anzahl von Medikamenten zu verschreiben, weil sie zu teuer sind. Sie verweist auf Ersatzpräparate. Weitere Medikamente werden in ihrem Gebrauch stark eingeschränkt. (So dürfen Eisenliköre bei dem heutigen

schlechten Ernährungszustand nur alle vierzehn Tage verschrieben werden.) Die meisten Paragraphen dieses Buches verbieten etwas, und bei Uebertretung dieses Verbotes muß der Arzt Strafe zahlen. Die Kasse liefert ihren Patienten schlechte Brillengestelle, sodaß der arme Kerl lieber noch etwas zuzahlt, damit ihm das Leseglas überhaupt auf der Nase sitzt.

Der Arbeitgeber gibt dem Kranken zum Arzt einen Schein mit, von dem der Arzt einen Teil für sich als Liquidationsausweis für die Kasse behält und einen Teil dem Patienten zurückgibt; auf beiden Abschnitten soll die Krankheit in deutscher Sprache vermerkt werden. Der Arbeitgeber hat das Recht, den Kassenzettel des Patienten zu sehen. Es besteht die Möglichkeit, daß der Arbeitgeber Veranlassung nimmt, dem Patienten (zum Beispiel bei einer Geschlechtskrankheit) zu kündigen oder ihm bei seinen Mitarbeitern zu schaden. Das ist von der Kasse unsozial gegen den Patienten gehandelt.

Die Kasse mit der sozialen Pflicht hat als Höhepunkt etwas geschaffen, was sie die vertrauensärztliche Untersuchung nennt. Wenn der Kassenpatient von seinem behandelnden Arzt für drei Wochen krank geschrieben ist, so wird er zur Untersuchung vor einen andern Arzt, vor den Vertrauensarzt bestellt. Der Vertrauensarzt kennt den Patienten und seine Krankheitsgeschichte nicht aus eigner Erfahrung. Der Vertrauensarzt untersucht, und er untersucht im Interesse der Kasse, die ihre Ausgaben möglichst drücken will. Wir haben also folgendes Bild: Der bisher behandelnde Arzt, sagen wir: ein vertrauenswürdiger, anerkannter Spezialist, muß sich diese Nachuntersuchung seines Patienten durch einen beliebigen praktischen Arzt mittlern Kalibers gefallen lassen. Das ist nicht sozial gegen den Patienten gehandelt.

In meinem Geschichtsbuch steht: „1881, 19. November, Kaiserliche Botschaft an den Reichstag betreffend die Gesetzgebung zur Förderung des Wohles der Arbeiter. Darauf 1883 Gesetz über Krankenversicherung. 1908 waren 3 Millionen Reichsangehörige gegen Krankheit versichert." Die Gesetzgebung über die deutschen Krankenkassen ist durchaus wilhelminisch: eine glänzende Fassade und nichts dahinter. Es ist ganz und gar jenes Deutschland, das nun an sich selbst zusammengebrochen ist: formal und auf dem Papier ist alles da, aber die Praxis ist jämmerlich. Und dem kranken Arbeiter und dem kranken Bürger ist nicht damit gedient, daß die Statistik nachher ein strahlendes Bild abgibt, und daß sich der Staat formal, aber nur formal, seines kranken Angehörigen annimmt — der will geheilt werden, und man soll ihm helfen. Ob das überhaupt bei der Finanzlage des Deutschen Reiches möglich ist, steht dahin — daß es so nicht möglich ist, wird täglich klarer.

Der Arbeiter, der jährlich 9000 Mark verdient, muß sechs Prozent Kassenbeitrag, also 540 Mark zahlen. Der Arzt 36 Mark. Von den übrig bleibenden 504 Mark werden die Medikamente und die Unkosten für eine etwa notwendig werdende Krankenhausbehandlung bezahlt. Und es wird davon das bezahlt, was bei den Krankenkassen, wie bei allen deutschen Institutionen, ins Maßlose geschwollen ist, hemmend und störend sich als das Zentrum der Dinge empfindet und den Zweck der Einrichtung auffrißt: die Verwaltung.

Die Krankenkassen scheinen in erster Reihe für sich selbst da zu sein. Wenn sie ein Zehntel der Sorgfalt, womit sie ihre Verwaltungsgebäude, Kompetenzen, Instanzen, Büros und Formulare entwerfen, auf den Patienten und seine Unterstützung verwendeten, wäre allen wohler. In den Krankenkassen regiert der Tschin.

Man soll dem Arbeiter nichts vormachen, wenn man zur Leistung unfähig ist. Es ist viel anständiger, die formale Leistungsverpflichtung der Kasse, die ja doch nur auf dem Papier steht, zu beschränken, es ist viel anständiger, offen zu sagen, was man leisten kann und was nicht, als in Festberichten und Geschichtsbüchern mit etwas zu paradieren, das hohl ist und ein Schwindel. Bei Einschränkung der immensen Verwaltungskosten der Kassen springt für Patienten und Arzt immer noch so viel heraus, daß man im Gegensatz zum Zustand von heute nicht immer nur so zu tun braucht, sondern daß man wirklich helfen kann.

Letzten Endes dient die wirtschaftliche Hebung des Aerztestandes dem Patienten, der instinktiv zu einem fundierten Arzt mehr Vertrauen hat als zu einem halbverhungerten Barbier. Unsre Forderungen sind:

Abschaffung des numerus clausus der Kassenärzte
Freie Arztwahl durch den Patienten
Erhöhung der Arzthonorare
Erweiterung des Kreises der zulässigen Medikamente
Verminderung der Verwaltungskosten der Kassen
Abschaffung der vertrauensärztlichen Untersuchung.

Wenn sich bei einer so gestalteten vernünftigen Reform manche Papierrechte des Patienten nicht mehr aufrecht erhalten lassen, so erspart ihm das nur Zeit, Aerger und Schreibarbeit für eine Sache, die ihm heute ohnehin mehr Kummer als Hilfe bringt.

Auch der Aerztestand sollte aus einem eingebildeten Priestertum heraustreten und grade in der Betonung seiner wirtschaftlichen Forderungen zum Nutzen Aller das werden, was er nun einmal zu sein hat: ein soziales Glied des ganzen Volkes.

Konjunkturwende von Validus

Die Hochkonjunktur der Kriegs- und Nachkriegszeit, diese schauerliche Schwindelperiode, ist vorüber. Es war eine Zeit, wo Deutschland und andre Länder gewirtschaftet haben wie leichtsinnige Bankrotteure. Man gab aus, ohne einzunehmen. Je länger man diesen Wahnsinn trieb, desto schlimmer mußte der Rückschlag werden. Hätte man etwa Ende 1918 schon begonnen, sich auf sich selbst zu besinnen, hätte man damals schon mutig die einzig mögliche Folgerung gezogen und eine altpreußische Sparsamkeit angewandt, so müßten wir uns nicht heute entschließen, zum Elend des Jahres 1648 zurückzukehren. Wen schreckte solche Aussicht! Man war immer hübsch lustig, jeder Kinobums überfüllt, der Schokolade- und namentlich der Zigarettenkonsum größer denn je. Kein Stand paßte sich freiwillig oder unfreiwillig den Verhältnissen an. Die schreckliche Inflation, die Ueberschwemmung mit Banknoten und Scheingeld rief eine Scheinprosperität hervor, schuf eine künstliche Kaufkraft, die nun allmählich zu Ende geht.

Jedermann wußte, daß der Umschwung an irgendeiner Stelle kommen mußte. Aber die Wenigsten haben geahnt, an welcher Stelle. Er kommt nun grade da, wo man ihn am wenigsten erwartete: die plötzliche Valuta-Besserung der Monate März bis Mai hat das Signal gegeben, just die Valuta-Besserung, die wir Alle mit größter Sehnsucht herbeigewünscht hatten. Auch die Wirtschaftsgeschichte liebt trotz aller Gesetzmäßigkeit die Paradoxe und Ueberraschungen. Jetzt nachträglich ist die Sache ja leicht zu erklären. Eine schlechte Valuta schafft, wie man weiß, eine sogenannte Ausfuhrprämie; das heißt: je schlechter die Valuta ist, desto reizvoller ist es für den Ausländer zu kaufen, besonders wenn die Entwertung des Geldes im In- und Ausland nicht in dem gleichen Maße fortgeschritten ist. In diesem Zustand lebten wir um die Jahreswende. Während jenseits unsrer Grenzen die Mark nur noch ein Zwanzigstel ihres frühern Wertes hatte, belief sie sich hier im Inland immer noch auf zehn bis fünfzehn Prozent des Friedenswertes. Damit war eine unglaubliche Hochkonjunktur für die gesamte Ausfuhr-Industrie gegeben, und wer exportierte nicht? So konnte man draußen auf dem Weltmarkt zu ungeheuern Preisen verkaufen. Das aber führte dazu, daß man an Inländer nur noch zu phantastisch gesteigerten Preisen abgab. Die Folge war: Verteuerung des Lebensbedarfs; und davon wieder die Folge: außerordentliche Lohnsteigerungen. Allein vom ersten März bis zum ersten Mai ist die sogenannte Indexzahl für Lebensbedürfnisse nach Dr. Elsaß von 198 auf 289 hinaufgeschnellt. Mit andern Worten: die Geldentwertung auf dem Inlandsmarkte paßte sich mit der größten Schnelligkeit der Entwertung im Auslandsmarkte an. Damit wurde schon allmählich das Exportgeschäft nicht mehr ganz so rentabel wie früher. Als aber nun plötzlich der Wert der Mark im Auslande stieg, da schlug auf ein Mal die Sache ins Gegenteil um. Die Geldentwertung im Inland blieb zum mindesten so groß wie bisher, ja sie erhöhte sich sogar noch durch die weitere Erhöhung des Notenumlaufs und die notwendig werdenden Verteuerungen wichtigster Lebensmittel, des Brotes zum Beispiel, und damit verschwand in vielen Industrien die Exportprämie. Zu der gleichen Zeit trat im Ausland eine ganz ähnliche Bewegung ein.

Der Käuferstreik, der sich heftig bemerkbar machte und bei uns unorganisiert vor sich ging, war draußen in manchen Ländern, vor allen in den Vereinigten Staaten von langer Hand vorbereitet und wurde mit gutem Erfolge durchgeführt. Nun wäre ja an und für sich ein Ausfall des Ausfuhrgeschäfts halbwegs erträglich, wenn das Inland sehr kaufkräftig und kaufwillig wäre. Beides aber ist nicht der Fall. Es ist einer der bedauerlichsten Irrtümer wirtschaftlicher Dilettanten, Bedarf und Kaufkraft zu verwechseln. In den von den Inserenten abhängigen Fachblättern wurde einem immer wieder erzählt, wie groß der Bedarf sei. Das bestreitet kein Mensch. Ein Volk, das auf einer gewissen Kulturstufe steht, hat einen gradezu unbegrenzten Bedarf. Aber was nützt das, wenn nicht gleichzeitig die Kaufkraft da ist! Und die fehlt. Wir sind doch schon seit einiger Zeit so weit, daß ein erheblicher Teil der Mittelbürger, aber auch der Arbeiter am Ende ihrer Kräfte, daß sie nicht mehr in der Lage sind, ihre Lebensmittelkarten einzulösen. Endlich also ist der Punkt gekommen, wo die nachlassende Kaufkraft in die Erscheinung tritt. Verschärft aber wird diese ganze Tendenz durch die noch größere Kaufunlust. Wenn man hört, daß auf den wichtigen Handelsmärkten die Preise alle zurückgehen und gleichzeitig in den Schaufenstern noch alles hübsch mit den alten Preisen ausgezeichnet ist, so wärs ja töricht, zu kaufen. Und so schöne Worte auch Interessentenverbände durch die Zeitungen verbreiten: es wird immer klarer, daß ein Abbau selbst bei Fertigfabrikaten sehr wohl möglich ist. Ein kleines Beispiel. Die Lederpreise sind — entsprechend dem scharfen Rückgang der Preise für Häute und Felle, die jetzt nur noch den fünften Teil kosten wie vor drei Monaten, — für Boxcalf von 75 auf 30 Mark zurückgegangen. Schon jammern die Lederfabrikanten, wie unendliches Geld sie verlieren. Ein etwas offenherzigerer Lederfabrikant versicherte dieser Tage, er könne, wenn er sich zu den heutigen Auktionspreisen decke, Boxcalf zu 15 Mark verkaufen und trotzdem ein großes Geschäft machen. Man möge sich also ausrechnen, wie schlecht das Publikum einstweilen noch fährt, wenn es die hohen Preise bewilligt.

Am bedrohlichsten ist nun nicht etwa, daß dieser oder jener Großinteressent daran glauben muß — das würde man sogar manchen dieser Leute gönnen, nachdem sie das Volk in der unbarmherzigsten Weise ausgewuchert haben. Nein, die Gefahr liegt darin, daß die Kaufunlust, das Kaufunvermögen zu Auftragsmangel und damit zu Arbeiterentlassungen führt, und daß das die schlimmsten wirtschaftlichen und sozialen Revolutionen entfachen kann. Vorbeugungsmittel? Zuerst muß dafür gesorgt werden, daß die Preise so schnell wie möglich heruntergehen. Das ist nur möglich, wenn auch die Löhne abgebaut werden. Wie aber kann man den Arbeitnehmern geringere Löhne zumuten, wenn sie nicht billiger und vorteilhafter kaufen können? Man hat bis zur Stunde wenig von dieser Möglichkeit gemerkt, und daran ist leider die Politik von Reich und Kommune schuld. Beide haben heut in ganz andrer Weise als früher die Preisbildung in den Händen, denn sie sind auf den wichtigsten Gebieten der Volksernährung die Hauptverkäufer, wenn nicht gar die Monopolisten. So hat das Reich allein Einfluß auf die Preisbildung für Fett und Fleisch, und die Kommunen sind die Hauptbesitzer der jetzt so billigen Hülsenfrüchte. Wenn man bei einigem Verständnis für unser grenzenloses Finanzelend nun auch nicht leichten Herzens verlangen kann, daß

Reich und Kommune die teuer gekauften Waren mit Verlust abstoßen, so wird man doch schon aus rein kaufmännischen Erwägungen trotz schweren Bedenken zu einem Vorgehen auf diesem Gebiete raten müssen. Wären die Städte wirklich kaufmännisch verwaltet gewesen, so hätten sie längst unter ihrem Einkaufspreis hergegeben, in der Erkenntnis, daß der erste Verlust immer der wenigst schmerzliche ist, aber auch in der Erkenntnis, daß heute die Kommunen und das Reichsamt die größten Arbeitgeber sind. Was sie auf dem Konto Lebensmittel zusetzen, ersparen sie auf dem Konto Gehälter und Löhne. Es ist aber fast zu argwöhnen, daß die grade in den Wirtschaftsverbänden so einflußreichen Interessenten alles getan haben, um Reich und Stadt von einer Preisermäßigung zurückzuhalten, damit sie nicht selbst Geld verlieren. Jetzt wird es ja wohl so weit kommen, denn auch auf diesem Gebiete scheinen, wenn nicht im letzten Augenblick wieder eine Ueberraschung kommt, die Preise ins Rutschen geraten zu sein. Darüber hinaus aber müßten Mittel und Wege gefunden werden, um endlich einmal die Ueberinflation zu mäßigen, das heißt also: der Notenhochflut Einhalt zu gebieten.

Heimg'funden von Theobald Tiger

Der Bürger zieht die vollen Hosen
sich höher rauf und eilt zur Wahl.
Ihm ist nach der Revolte Tosen
alles ejal.

Nach diesem Krieg, nach diesen Putschen,
nach Kapp — nach Willys starker Hand:
du siehst ihm Herz und Büchsen rutschen.
Er denkt an seinen Barbestand.

Nach diesem Preußen, diesem Morden,
dem Tod, den noch Hans Paasche fand —
nach bunten Soldateskahorden:
Er denkt an seinen Barbestand.

„Flamm auf, du Volk!" Du liebe Güte!
Tritt ihnen ruhig ins Gesicht.
Es wackeln die Zylinderhüte.
Er will ja nicht.

Hebammen und die Professoren,
die Schieberbraut, der Referendar —
sie haben ihren Herrn verloren;
jedoch das Herz bleibt, wie es war.

Wie war es denn?
Bei dem Getue,
bei Streik und bei Revoltenbrand —
sie wollten Ruhe, Ruhe, Ruhe
und ihren Polizeisergeant.

So heilt der Deutsche seine Wunden.
Ein Herz aus Wachs, Gesäß aus Stahl . . .
Der Bürger hat sich heimgefunden.
Ihm ist auch in den Schicksalsstunden
alles ejal — alles ejal!

Rundschau

Aufklärungs-Filme im achtzehnten Jahrhundert

Das alte schöne Wort ‚Aufklärung' bezeichnete ursprünglich eine nur allzu sehr mit Unrecht belächelte Epoche der werdenden euopäischen Kultur. Zu dieser Epoche streben wir heute, nachdem der Geist der Romantik zuschanden geworden ist, reumütig zurück. Da wird das alte schöne Wort travestiert und verliert, in der Koppelung mit diesen in Sexualien schwimmenden Filmwerken, seinen letzten Zauber. Berlin, das heute die Plattitüden dieser Aufklärungs- und Sitten-Filme — von einigen ganz ehrlich „Sexual-Filme" genannt — ersonnen hat und mit gewohnter Geschäftstüchtigkeit in Umlauf bringt, ist ja auch, als der Geist der wahren Aufklärung längst Europa beherrschte, der Hochsitz jener Abart von Aufklärung geworden, die das Wort sexuell umdunstete. Es ist alles schon dagewesen, erklärt Ben Akiba. Heute sinds Filme, damals warens Romane, mit denen man das aufklärungsbedürftige Publikum beglückte. Heute sinds Aerzte, damals warens Theologen, die auf dem Umweg über eine Pseudokunst Segen stiften zu müssen glaubten. England hatte im achtzehnten Jahrhundert den Anstoß gegeben — Deutschland kopierte, die Flachheit der Vorbilder noch verstärkend und das Thema der Aufklärung vom Geistigen immer blöder aufs Körperliche verschiebend.

Einem nachmaligen Superintendenten und Professor der Theologie, der in der Atmosphäre Berlins aufwuchs, war es vorbehalten, die ersten wirklichen Aufklärungs-Filme (lies: -Romane) zu verfassen. Die Herrschaften vom heutigen Film befinden sich also in durchaus vornehmer, ganz und gar nicht suspekter Gesellschaft. Johann Timotheus Hermes war dieser rührige Filmfabrikant, der einen Haufen dicker mehraktiger Sitten-Filme (lies: mehrbändiger Sitten-Romane) vom Stapel ließ. Sein erstes Originalwerk: ‚Sophiens Reise von Memel nach Sachsen', in fünf Bänden von 1769 bis 1773 erschienen, geht noch. Doch dann wird der Herr Pastor furchtbar. ‚Für Eltern und Ehelustige' betitelt sich verheißungsvoll ein andrer fünfaktiger Film, ‚Verheimlichung und Eile' ein zweibändiger. Doch der schönste ist ein dreibändiger, der den Titel: ‚Für Töchter edler Herkunft' trägt. Darin behandelt der Verfasser ein sexuelles Aufklärungsthema, das samt seinem Titel den Filmdramaturgen bis jetzt entgangen ist, obschon sie es ja bereits bis zu ‚Anders wie die Andern' gebracht haben. Hiermit sei ihnen gütig das Thema dieser ‚Töchter edler Herkunft' geschenkt; sie finden es kurz in einem Satz des alten Testaments formuliert. Hermes hat drei Bände gebraucht, um die furchtbaren Schrecknisse dieses geheimen Lasters zu malen, indem er die Lebensgeschichte dreier edel hergekommenen Töchter, die von dieser Sünde errettet werden, in unendlicher Weitschweifigkeit und Flachheit erzählt. Er hat seine Aufgabe so ernst genommen wie die heutigen Aufklärer. Er schreibt. wie die heutigen, Programme und gibt Erklärungen über Methode und Zweck seiner Filme. Er erkennt das schwierige Problem des Aufklärungsfilms: „von diesen beweinungswürdigen Verirrungen so zu schreiben, daß man nur bloß dem anschuldigenden Gewissen, nicht aber der Unschuld verständlich werde". Vergleiche die Ausführungen von Richard Oswald

Verfasser ähnlicher Filme, der jüngst von seinen Werken behauptet hat, sie enthielten nichts, „was imstande wäre, das Gemüt eines jungen, unschuldigen Mädchen ins Wanken zu bringen".

Die Methoden der Abschreckung sind gleich geblieben. Wenn man den wiener Film ‚Die Geißel der Menschheit' genau betrachtet — er behandelt die Folgen der Syphilis —, so ist die Aehnlichkeit frappant. Auch bei Hermes erscheinen so ziemlich alle denkbaren Krankheiten und Uebel als Folgen, von der Unfruchtbarkeit bis zur Rückenmarkschwindsucht, von der Epilepsie bis zur Krüppelgeburt, vom Gedächtnisschwund bis zum Zahnausfall. Und auch sonst enthält der Roman den ganzen Apparat des modernen Films: vom Pensionat bis zum Bordell, vom Spielclub bis zum Erweckungsverein. Nur daß naturgemäß alles matter wirkt, wennschon man in Betracht ziehen muß, daß ja der Leser an den Stellen, die ihm gefährlich werden konnten, länger zu verweilen vermochte. So ist solch ein Buch, wochenlang in der Einsamkeit gelesen, vielleicht viel gefährlicher als der schnell rollende Film.

Man darf diese Sozialisierung der Aufklärung nicht leicht, aber man soll sie auch nicht allzu tragisch nehmen. Sie wird von der Bildfläche verschwinden, ehe mans glaubt. Denn sie ist unendlich langweilig; ebenso langweilig wie diese Romane des ehrenwerten Papa Hermes, die die Zeitgenossen verschlungen und mit großem Beifall ausgezeichnet haben. Wir staunen heute über den damaligen Absatz dieser Romane, die uns schlechthin albern erscheinen; genau wie wir — daß heißt: das heute begeisterte Publikum — demnächst über die heutige Aufklärungsmode lächeln werden.

Otto Ernst Hesse

Kritik mit Nachsatz

‚Bennarône' heißt eine entzückende kleine Geschichte von Arnold Zweig (im Roland-Verlag zu München erschienen). Das liest man mit großer Freude und unter beständigem Schmunzeln. Es ist eine Schulgeschichte. Nun ja, Onkel Thomas Mann blickt segnend hernieder (ohne den großen Schulvormittag aus den „Buddenbrooks" wäre das nie geschrieben worden), auch Hesse hat nicht umsonst gelebt — aber der Spaß ist reizend und fein erzählt und, wie immer bei Arnold Zweig, in den kleinen Einzelheiten unerhört echt. Die Landschaftsschilderung am Anfang ist ein Meisterstück. Architektur ist nie erstarrt, sie ist Leben, bewegtes Leben, man muß sie nur zu sehen verstehen. Und dann hebt es an: der Schüler Bastmayr läßt sich von stud. phil. Bennarône den gefährlichen Aufsatz über Automobile machen, den er nicht allein zustandebringt, lernt ihn auswendig, wird beinahe geklappt, von eben dem Bennarône herausgepaukt — und der übermütige Student scheut sich nicht, den ganzen Indianerfeldzug bei der Mulus-Kneipe auszuplaudern. Kein Mensch glaubt es ihm, Alle lachen über die famos erfundene Geschichte, und mit einer süßen kleinen Spitzweg-Idylle schließt das Werkchen. Es ist alles meisterhaft komponiert: was der Dichter später braucht, ist ganz leise, scheinbar unabsichtlich in den Fluß der Geschichte eingeschoben, entzückende kleine Einzelheiten, die garnichts zur Sache tun, unterbrechen angenehm den leisen Strom der sanft dahinrauschenden Prosa. An einer Stelle habe ich ein bißchen gestockt: das ist da, wo der gutgläubige Direktor von dem Schelm Bennarône getäuscht wird — mir ist der Direktor zu gutgläubig, beinahe zu dumm. Und das wirkt

nicht. Betrug wirkt in Geschichten nur, wenn der Betrogene gleichfalls ein schlauer Fuchs ist. (Warum, weiß ich nicht. Aber es ist so.) Was will das aber sagen gegenüber den zahllosen eingestreuten Späßchen und kleinen Scherzen und dem Augenblinzeln, das da immer verrät: Wir wissen doch . . . Das ist so eine Eigenart Zweigs: zuerst gleitet das Auge leicht über ein paar Adjektiva weg, gleichmütig, denn sie scheinen ihm selbstverständlich, aber plötzlich irrt es zurück: was hat er gesagt? Und dann schmunzelt man, weil man auf diesem Wege eine Wahrheit oder einen Spott oder eine kleine Ironie einfiltriert bekommen hat. Ein Schulbeispiel: Bennarône erzählt seinem kleinen Mädchen etwas von einer wichtigen Arbeit, deren Erlös ein neuer Sommerhut für sie werden soll, um sie von einem ihm lästigen Ausflug abzubringen. Die Geschichte hat einen kleinen Haken — aber das Mädchen glaubts. Dann: „Bennarône dehnte seine Arme. ‚So!' sagte das Mädchen und stand auf, erlöst, betrogen und beglückt." Dies „betrogen" merkt man erst spät. Betrogen? sagt man verwundert. Und dann, verstehend und schmunzelnd: Betrogen — ja ja . . . So ganz am Schluß dachte ich mir mißtrauisch, so könne das nicht aufhören, es komme doch sicherlich noch irgend etwas, ein kleiner Dreh — und richtig, in den letzten Zeilen, die letzten Worte da war es: spaßig, spitzweghaft und entzückend stilisiert. Ihr müßt das lesen.

*

So hätte ich geschrieben, wenn wir noch im vorigen Frieden lebten. Nun — ich halte die kleine Geschichte auch heute noch für gut, für reizvoll . . . Aber ein leiser Zweifel beschleicht mich, und ich werde ihn nicht los.

Ist das der Weg? Ist das überhaupt noch einer? Kommts darauf noch an? Geht das noch — die Gymnasialdirektoren mit der Sehnsucht nach Italien, die dicken Brummfliegen, das kleine Städtchen, das Abiturium . . . Ist das wichtig? Was ist das: Abiturium? Eine Einrichtung, die man umgehen kann, oder nicht achten, oder ganz ausschalten, am Ende . . . Ist diese Welt am Zerfallen? Sind wir anders geworden? Hat sich nicht etwas in unser Leben gedrängt, etwas Neues, Schweres, etwas, das alles Das da zum freundlichen Ornament macht? Abgesehen davon, daß es bei Zweig nie ganz primär war — sagt' ich vorhin: Spitzweg?? Aber es ist eine sauber kolorierte Luxusausgabe seiner Werke, es ist alles bewußt, schon in der „zweiten Windung" gesehen . . . Keine Kritik ist dies — nur eine Feststellung . . . Wohin ist das alles entschwunden? Und bewegt und schmerzlich berührt lese ich die Jahreszahl, die unter dem Werk steht: 1909.

Das war eine andre Zeit, und wir waren sehr glücklich. Kommt das je wieder?

Peter Panter

Liebe Weltbühne!

Als Otto Reutter noch Direktor des Palast-Theaters war kam eines Tages eine etwas bejahrte Dame zu ihm und fragte ihn, ob er sie nicht engagieren könnte. „Sie wollen bei mir engagiert sein?" sagte Reuter zweifelnd. „Was haben Sie denn . . . früher gemacht?" „O!" sagte die Dame spitz, „ ich habe hohe Schule im Zirkus Schumann geritten!" „Hm!" machte Reutter. „Das Pferd ist wohl schon lange tot?"

Antworten

Ungeduldige Leser. Das Landleben, hatte ich erwartet, werde meine Entrüstung über Reinhardts „Julius Caesar' so schnell und so völlig besänftigen, daß gegen meine Kritik die Pastorale wie die Eroica wirken müßte. Gefehlt. Nach drei ruhigen Einleitungssätzen tobe ich wieder los. Ich will mich noch eine Weile dem Wind, der See und der Sonne aussetzen. Wenn das nicht hilft, hilft garnichts mehr. Und dann wird der Ausdruck, den ich für meinen Eindruck finde, wohl der unentrinnbar naturnotwendige sein.

Objektiver Friedenauer. Ich habe hier neulich eine kleine Geschichte von den Loküssen unsrer Soldateska erzählt und meine Schlüsse daraus gezogen, daß ein Leutnant einen Einjährigen, der sich in einen Vorgesetzten-Abteil verirrt hatte, schlichtweg des Größenwahnes bezichtigte. Sie schlagen sich auf die Seite des Leutnants und fordern, daß ich Ihre ellenlange Abhandlung dieses Themas drucke. Da sei Gott vor. Ich habe höchstens für meine Antwort Platz. Das Heer hat sich eingebildet, ein Erziehungsfaktor des deutschen Volkes zu sein. Nun erzieht man aber nicht, indem man den Schüler empfinden läßt, daß er minderwertig sei, sondern indem man ihn zu heben versucht. Daß der deutsche Soldat, also der gewöhnliche Mann, in den Dingen des animalischen Lebens ziemlich roh, ziemlich wenig feinfühlig war: das stimmt. Daß es ihn nicht feinfühliger machte, sich ohne Beeinflussung in seinem Dreck verkommen zu sehen: das stimmt auch. Und all Ihre hübschen Differenzierungen, die zur Entschuldigung der Klassifizierungen nach Latrinen, Titeln und Gehältern darauf hinauslaufen, zu beweisen: „Unsereiner" sei doch ein besserer Mensch — die zeigen mir nur immer wieder, daß eine Armee letzten Endes überhaupt nicht dazu berufen ist, ein Volk zu erziehen. Eine Armee soll Menschen töten. Wenn sie diese Aufgabe gut erfüllt, so ist sie eine gute Armee. Wäre sie eine edle, so taugte sie nichts. Und es ist ein läppisches Spiel, ein Instrument, das in der Hauptsache unmoralischen Zwecken dient, sich in Nebendingen als Fröbelsche Kinderschule zu wünschen.

I. W. Ich danke für die schöne Briefstelle unsres Fontane. Haben Sie wirklich geglaubt, daß dergleichen je veraltet? Nur der Jubel veraltet. Der Jammer bleibt immer aktuell. „Wenn ich Tugendphilister dergleichen schreiben konnte, so ist das die ewig alte Geschichte: Rotköppe mit Sommersprossen und einer riesigen Sirupstulle im Maul verschlingen Heldengeschichten, und Leute, die keine Fliege an der Wand töten können, sind literarisch von einer Beilfertigkeit, um die sie Krauts beneiden könnte." Krauts war der berliner Scharfrichter. Den Objekten seines Neids: unsern Heimkriegern macht es nicht viel, daß kein Weltkrieg mehr ist. Ihnen genügt der Bürgerkrieg über und über.

Deutscher. Wer Ihnen solche Märchen erzählen will, den verweisen Sie auf die Schrift des Arbeiterfürsorgeamtes der jüdischen Organisationen Deutschlands über ‚Die Einwanderung der Ostjuden' (erschienen im Welt-Verlag zu Berlin). Daraus ist zu erfahren: erstens, daß anno 1900 in Deutschland 41 133, anno 1905 in Preußen 38 844, anno 1910 in Berlin 21 683 Ostjuden wohnten; zweitens, daß im Kriege die deutschen Behörden mit allen Mitteln, insbesondere mit hartem Zwang, wahllos viele Ostjuden, die zur geringsten körperlichen Ar-

beit irgendwie noch geeignet schienen, nach Deutschland zur Arbeit in kriegsindustriellen Betrieben herübergeschafft haben; drittens, daß ein zahlenmäßig nur ganz geringer Teil der Immigranten in Deutschland ein Aufenthaltsgebiet von längerer Dauer erblickt; viertens, daß die Gesamtzahl der Immigranten, die im Kriege und nach der Revolution zu ihren Glaubensgenossen hinzugekommen sind, sich etwa auf 60 000 bis 75 000 belaufen mag; fünftens, sechstens, siebentens bis neunhundertens, daß ungefähr alle Angaben, die über diese ärmsten Menschen umlaufen, von den Radau-Antisemiten erfunden sind — und von jämmerlichen Assimilanten nicht bestritten werden. Die hoffen, indem sie sich scharf von den Ostjuden abheben, den Pogromen entrinnen zu können. Aber wenn sie auf keine andre Weise der schmutzigen Flut zu wehren wissen, so wird sie sie rettungslos mitverschlingen.

Peter Panter. Von A. M. Frey war ein hübsches Buch, das Sie hier einmal angezeigt haben, und nannte sich: ‚Solneman, der Unsichtbare'. Das ist jetzt wieder aufgelegt und von Otto Nückel mit neuen Bildern versehen worden. Die seien putzig, wenngleich nicht so tragisch komisch wie seine Blätter in der ersten Ausgabe. Ich wünsche mit Ihnen, daß recht Viele das lustige Buch auch in dieser Edition lesen.

Stadttheater. Du klagst mir, was Du von der alldeutschen Presse zu leiden hast, wenn Du eine französische Oper aufführst; und seis das unsterbliche Meisterwerk ‚Carmen'. „Einen Spielplan nach politischen und völkischen Gesichtspunkten aufzustellen, das ist eine Zumutung, die jeder Bühnenleiter, wenn er einen Funken künstlerischen Gefühls in sich trägt, ganz entschieden ablehnen muß." Selbstverständlich. Was man Dir antut, ist Gesinnungslumperei der niedrigsten Art, begangen von Vereinsmeiern, deren Horizont so groß wie ein Schnapsglas ist, und die über die Franzosen nur wissen, daß Paris ein Sündenbabel, die Französinnen Kokotten und die Männer degenerierte Wüstlinge sind. Von den Männern können sie kaum mehr wissen, weil sie das Wort Douaumont nirgends sonst als aus der ‚Woche' her kennen. Zeige den alldeutschen Schulmeistern, daß Du nicht um die Breite eines Haars ihrer tugendhaften Vollbärte vor ihnen zurückweichst, und spiele französische Opern so oft, wie es Dir aus künstlerischen Gründen nötig erscheint. Wer wirklich etwas von Kunst versteht, wird Dir gern folgen. Auf den Rest, den Abhub empfehle ich Dir zu pfeifen.

Georg D. in Lübeck. Der letzte Beitrag, den mir Hans Paasche anbot, schilderte eine Unterredung, die er kurz nach der Revolution in Potsdam mit der Ex-Kaiserin gehabt hatte. Mir schien es um anderthalb Jahre zu spät, dieses Gespräch zu veröffentlichen, und ich legte das Manuskript wieder in die Hände des Autors, von dem ich damals nicht ahnte, daß ich ihn niemals wiedersehen sollte. Ein müder Mann. Nicht älter als vierzigjährig und schon mit Greisenfalten um die traurigen Kinderaugen. Er setzte mir auseinander, wie furchtbar die deutsche Revolution ihn enttäuscht und wie vollständig er resigniert habe. Er beneide mich und meinesgleichen, daß wir uns noch herumschlagen könnten, also doch wohl noch Hoffnungen hätten. Er für sein Teil, er wünsche sich nichts als Ruhe. Beerfelde züchte an der Bergstraße Aepfel. Ebenso friedlich wolle er seinen Acker bestellen und seine vier Kinder erziehen. Ich gab ihm seufzend den

Neid zurück. Und dann ging er in eine dauerhaftere Ruhe ein, als er sie vorderhand sich gewünscht hatte. Aber, ach, sogar diese wird ihm gestört. Der vorletzte Beitrag, den er mir anbot, kehrte sich wider den „deutschen Pazifismus" des Hermann Popert. Dem hattte grade Alfred H. Fried die Ehre einer Polemik erwiesen. Dem Hans Paasche, der sie fortführen wollte, dem mußte ich sagen, daß man seine politischen Gegner schließlich nicht größenwahnsinnig machen dürfe, daß meines Erachtens ein Mann, der eine epochale Erscheinung wie Rosa Luxemburg, das glühendste Herz, den klarsten Kopf, die mutigste Seele, unbekümmert um ihren Märtyrertod eine „Megäre" genannt habe, aus der Reihe der Menschen ausscheide, die einer geistigen Fehde mit unsereinem zu würdigen seien, und daß ich diese auch deshalb gerne vermiede, um nicht den Feinden von Veit Valentin, vor den sich Popert schützend gestellt habe, Waffen in die Hände zu liefern. Paasche schickte seinen Artikel an Alfred H. Fried; und der kündigt nun an, daß er ihn nächstens abdrucken werde. Wie wehrt sich Popert schon jetzt dagegen? Erstens zeiht er einen vorbildlich lautern Publizisten der Rachsucht, indem Fried nämlich Paasche wahrscheinlich kaum zum Worte verstatten würde, wenn nicht er, Popert, der Erfinder des deutschen Pazifismus, den internationalen Pazifismus der ‚Friedenswarte' „verschiedentlich auf das Allerschärfste bekämpft" hätte. Zweitens erklärt er die Aeußerungen seines „lieben toten Freundes" Hans Paasche in jenem Artikel, den er vorläufig garnicht kennt, für „die Wahnvorstellungen eines tiefbedauernswerten Geisteskranken". Ich kenne jenen Artikel, weiß, daß er außer einer maßlosen Ueberschätzung des Herrn Popert keine Spur von Geisteskrankheit aufweist, habe auch weder in den Schriften Hans Paasches, von denen eine einzige Herrn Poperts Lebensarbeit aufwiegt, noch bei seinen Besuchen Anhaltspunkte für den Psychiater entdeckt und lasse mich nicht zweimal bitten, ein paar kräftige Sätze aufzunehmen, die sich gegen die Technik richten, einen unbequemen Widersacher, und gar im Grabe, verrückt zu nennen. „Es ist dieselbe Technik, die man in Deutschland Allen gegenüber angewendet hat, die prinzipiell jeder Gewalt abhold waren. Man vergleiche die Behauptungen über Muehlon, Beerfelde, Lichnowsky und Eisner. Als ein wesentliches Symptom dient Herrn Popert die ‚nachweisliche Wahnvorstellung', daß Paasche logisch das voraussagte, was wirklich eingetreten ist. Paasche schrieb nämlich an Fried: ‚Popert dichtet mir die Gesinnung an, die Denen angedichtet wird, die man heutzutage auf der Flucht zu erschießen beliebt, und droht, mich, wenn ich nicht zurückhalte, ... unschädlich zu machen.' Da er also fürchtete, umgebracht zu werden, hatte Paasche recht, als er sich gegenüber Popert verbat, seinen Namen zusammen mit Liebknecht, Luxemburg und Eisner zu nennen. Wir glauben, es dem ermordeten Hans Paasche schuldig zu sein, hiermit öffentlich festzustellen, daß sich sein ‚Freund Popert' vom Verdacht der Denunziation durch eine Leichenschändung zu reinigen versucht" Die Feststeller heißen: Dr. Georg Graf Arco, Eduard Bernstein, Max Deri, Pastor Francke, Dr. E. I. Gumbel, Otto Lehmann-Rußbüldt, Professor G. F. Nicolai. Die Dankbarkeit aller Guten ist ihnen sicher.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Tatarischer und demokratischer Sozialismus

von Heinrich Ströbel

Als kürzlich von Tokio aus die Sensationsente von der siegreichen Gegenrevolution Brussilows aufflatterte, wurde ich von den verschiedensten Seiten befragt, was ich von dieser Nachricht halte. Ich gab ungefähr diese Antwort: Die Nachricht klingt höchst unwahrscheinlich. Nach allem, was von Freund und Feind über Sowjetrußland berichtet wird, ist die Herrschaft der Bolschewiki im Lande unbestritten und wohlbefestigt. Die Bauern, die große Mehrheit der Bevölkerung, verhalten sich passiv, da sie nach der Aufteilung des Großgrundbesitzes zur Zeit unbehelligter leben als je zuvor. Sie sind völlig in den Zustand der Naturalwirtschaft zurückgefallen, bestellen das Land nur für den eignen Bedarf, zahlen keine Steuern und kümmern sich möglichst wenig um die Politik und die Welt da draußen. In der Ukraine haben die Bauern mancher Distrikte die Telegraphendrähte zerschnitten, die Schienenstränge zerstört und über ehemalige Bahnlinien den Pflug geführt, um jede Verbindung mit der verhaßten, störenden Außenwelt der Städte und der Revolution aufzuheben — in Sowjetrußland dürfte es nicht anders sein. Aber den Herd der Gegenrevolution bildet das platte Land darum keineswegs. Die Bauern wollen den verteilten Grundbesitz in Ruhe verdauen, wollen friedlich dahinvegetieren und grade darum nichts von Leuten wie Denekin wissen, die ihre Beschaulichkeit durch den Krieg, durch Aushebungen und Kontributionen höchst unangenehm unterbrachen.

Von der Stadtbevölkerung aber ist erst recht keine antibolschewistische Revolution zu erwarten. Eine Bourgeoisie existiert nicht mehr, und die Kleinbürger sind so wenig zahlreich und ohnmächtig, daß sie nicht rechnen. Die Städte selbst haben sich mit Ausnahme Moskaus, wo die bolschewistische Bürokratie sich konzentrierte, entvölkert, vor allem Petersburg, das nur noch ein Siebentel seiner einstigen Volkszahl beherbergt. Die Großindustrie ist so gut wie verschwunden, die Arbeiter sind Bauern oder Dorfhandwerker geworden oder fristen in der neuentstandenen Klein- und Hausindustrie ihr Dasein, soweit sie nicht in der Rüstungsindustrie Unterkunft fanden. Für das Proletariat hat der Bolschewismus keineswegs das goldene Zeitalter gebracht: es kümmert darbend und frierend dahin, ohne auch nur soziale und politische Freiheiten zu besitzen. Aber es haßt bei alle-

dem die Gegenrevolution und empfindet die allmächtige Sowjetbürokratie als Fleisch vom eignen Fleische. So könnte einzig die Armee die Trägerin der Gegenrevolution sein, wenn sie, wie im Jahre 1918, den Frieden um jeden Preis zu ihrer Losung machte. Aber von einer so desolaten Stimmung der Bolschewikenarmee berichten ja nicht einmal die polnischen Frontberichte. Zudem stehen Offiziere und Mannschaften unter einer so scharfen Kontrolle, daß jedes Komplott im Keime erstickt werden würde.

*

Das bolschewistische Regime ist also durch eine Gegenrevolution von innen heraus nicht zu stürzen. Ebensowenig aber auch durch das polnische Offensivabenteuer, das in der Ukraine bereits mit dem Rückzug der Polen geendet hat. Schon ersehnt Warschau den rettenden Frieden! Und die Entente täte gut, wenn sie Lloyd Georges kluge Politik nicht täppisch störte, sondern so rasch als möglich den Frieden machte, nicht nur zwischen Polen und Sowjetrußland, sondern zwischen Sowjetrußland und allen andern Staaten. Daß Pilsudski und Petljura nicht besser abschneiden werden, wie Denikin und Koltschak, sollte sie bereits begriffen haben, und nicht minder, daß der innere Zustand ihrer eignen Länder eine westeuropäische Offensive gegen Sowjetrußland unmöglich macht. Umgekehrt aber könnten die Bolschewiki in der Türkei, in Persien, Afghanistan und Indien noch sehr viel mehr Unheil anstiften, als sie schon angestiftet haben. Denn nach Süden und Osten hin gibt es für die bolschewistische Weltrevolution die abenteuerlichsten Expansionsmöglichkeiten.

Daß dieser Friedensschluß für die Bolschewiki nur ein Waffenstillstand, eine „Atempause" sein würde, ist selbstverständlich. Von dem Wahn ihrer bolschewistischen Weltbeglückung würden die Moskauer Fanatiker weder Asien noch Westeuropa gegenüber ablassen. Käme es auf ihren Willen an, so würden ihnen alle eingeführten Lokomotiven, Pflüge und Maschinen nur das Mittel liefern, um ehestens den Kampf für die bolschewistische Eroberung der Welt erfolgreicher wieder aufzunehmen. Aber es handelt sich nicht um den Willen der Moskauer Machthaber, sondern um die objektiven Möglichkeiten. Und da ist es nur zu wahrscheinlich, daß die Herstellung des Friedens und die Wiederinstandsetzung der russischen Industrie dem primitiven Sowjetmechanismus soviel innere Reibungsschwierigkeiten bereiten wird, daß den Bolschewiken die Gedanken an die Weltrevolutionierung schon vergehen werden!

*

Vollends wird sich dann herausstellen, daß der tatarische Sozialismus, wie Kautsky den Bolschewismus getauft hat, für Deutschland völlig ungeeignet ist. Schon deshalb, weil der Bolschewismus, der sich in seinen an das Ausland gerichteten Proklamationen so überlegen als den konsequentesten und sublimsten Marxismus ausgibt, ein ganz spezifisch russisches Gewächs ist und nur die Besonderheit und Rückständigkeit der ökonomischen Zustände des ehemaligen Zarenreiches spiegelt. Nicht Marx und Engels sind die geistigen Väter des Bolschewismus, sondern die Herzen und Tschernyschewski, die Bakunin und Lawrow. Ist doch die Einbildung, daß man unter Ueberspringen der kapitalistischen Stufe über den russischen Dorfkommunismus direkt zum modernen Sozialismus gelangen könne, eine Lieblingsidee Herzens, der dem alternden Europa den großrussischen Gemeindebesitz als sozialistische Verjüngungskur empfahl, dieweilen er den Bauernstand als das einzig gesunde Volkselement betrachtete. Auch Tschernyschewski hielt den bäuerlichen Gemeinbesitz für die Zelle zum sozialen Aufbau — und dieser echt russischen Ideologie erlagen auch Trotzki und Lenin. Aber auch die Verachtung der Demokratie und die Verherrlichung der Gewaltherrschaft einer Volksminderheit haben nicht das geringste mit dem wissenschaftlichen Sozialismus der Marx und Engels, umsomehr aber mit den Lehren eines Bakunin, Lawrow und Tkatschew zu tun. Denn kein andrer als Bakunin lehrte ja, daß man erst die Staatsordnung stürzen, die alte Rechts- und Produktionsform vernichten und dann von unten nach oben den Neuaufbau beginnen müsse. Auch Lawrow hatte sich zuletzt zu der Ansicht bekehrt, daß eine entschlossene Minderheit sich der Staatsgewalt bemächtigen müsse, um, wie Tkatschew das gepredigt hatte, der Gesellschaft die sozialen Gesetze zu diktieren. Alle diese alten, echt russischen Gewaltideen waren von den Lenin und Trotzki ebenso gläubig übernommen worden, wie die Verherrlichung des Terrors. Damals waren diese Ideen das natürliche Ergebnis des zaristisch-bürokratischen Gewaltregiments gewesen, die begreifliche und notwendige Ideologie halbmittelalterlicher Zustände — während Lenin und seine Gläubigen sie heute dem westlichen Sozialismus als reinsten Marxismus anzupreisen wagen! Als in den siebziger Jahren die russischen Revolutionsromantiker in ihrer Verherrlichung primitiver Volkserhebungen sogar einer Art Räuberromantik verfielen und Stenka Rasin und Pugatschew als revolutionäre Helden feierten, wehrte Friedrich Engels diese Sorte Revo-

lutionarismus mit der sarkastischen Bemerkung ab, daß schließlich auch noch Schinderhannes zum Vater der deutschen Sozialdemokratie avancieren werde. Da Marx und Engels ihr geistiges Erbe nicht selbst gegen schnöden Mißbrauch verteidigen können, ist es umso verdienstlicher, daß wenigstens ihr berufenster Schüler Kautsky in ihrem Namen den tatarischen Sozialismus der Bolschewiki mit aller Entschiedenheit ablehnt.

Und wenn momentan auch das Zentralkomitee der Unabhängigen unter Billigung des Crispienschen Briefes das Bekenntnis zur Rätediktatur erneuert und behauptet, daß jede zeitweilige bürgerlich-sozialistische Koalition ein Verbrechen an der Revolution und dem Sozialismus sei, so beweist diese Unterwerfung unter die Ideologie des Bolschewismus nicht das geringste gegen den demokratischen Sozialismus. Mag sich primitives Denken der primitiven Doktrin der primitiven russischen Verhältnisse willig anpassen — das komplizierte Gesellschafts- und Wirtschaftsleben Deutschlands wird niemals in die östliche Schablone zu pressen sein. Daß der Uebergang zur sozialistischen Produktionsform keine Sprünge duldet, wird von allen urteilsfähigen Unabhängigen anerkannt. Nur politisch soll mit einem Schlage der Herrschaftswechsel vollzogen werden, das Proletariat plötzlich alles und die Bourgeoisie nichts mehr zu sagen haben! Und Wirtschaft und Staatsverwaltung sollen dadurch nicht aus dem Gleise gebracht werden! Als ob nicht gleich den Wirtschaftsinstitutionen auch die Menschen in die innern Zustände hineingreifen müßten! Welches Unheil proletarische Unreife unter einem Rätesystem anrichtet, haben Lenin und Varga, der ungarische Sozialisierungsminister, selbst drastisch geschildert. Und unsre Unabhängigen wissen daraus gar nichts zu lernen, vermögen noch immer nicht zu begreifen, daß das Proletariat für den Sozialismus erst geschult werden muß, und daß es nur eine ausreichende Schulungsmöglichkeit gibt: die Praxis des sozialen und politischen Lebens, die Mitarbeit in der Demokratie?

Aber je unsinniger die Führer der Unabhängigen alle Lehren der Revolution und des Sozialismus in den Wind schlagen, desto lauter und rücksichtsloser haben alle wirklich unabhängigen Köpfe sich zum demokratischen System zu bekennen. Nicht den verzweifelten Experimenten des tatarischen Sozialismus darf die Zukunft Deutschlands und Europas gehören, sondern der organischen Entwicklung und dem innern Pazifismus der sozialistischen Demokratie!

Vom Räte-Gedanken von Lenin

Lenins Rede auf dem Dritten Altrussischen Kongreß der Wassertransportarbeiter, sein jüngstes innerpolitisches Bekenntnis, hat programmatische Bedeutung. Es handelt sich darin, wie der Leser gleich durchschauen wird, um die grundsätzliche Beseitigung des Räte-Gedankens aus der inneren Verwaltung. Die Rede zeigt, daß die Arbeiterräte diese Beseitigung durchaus nicht als selbstverständlich hinnehmen, und wir sehen, wie Lenin, der ja ein Meister in der Aufstellung solcher „Uebergangsformeln" ist, sich bemüht, ihnen zu beweisen, daß die Ausschaltung des Räte-Gedankens nur eine Stärkung des proletarischen Klassen-Gedankens ist. Es handelt sich letzten Endes darum, den Arbeiter-Räten ans Herz zu legen, daß die persönliche Diktatur mit der Diktatur des Proletariats voll verträglich ist. Es ist schwer zu sagen, ob diese paradoxe Beweisführung dialektischer Schlauheit oder gutem Glauben entspringt. Wahrscheinlich beidem. Dafür ist aber das Eingeständnis der elementarsten Gefahren, die das Land und den Sozialismus bedrohen, ganz unumwunden. Ich gebe eine Verdeutschung der Rede auf Grund der petrograder ‚Prawda' vom siebzehnten Mai. Elias Hurwicz

Von den Fragen, die in Presse und Versammlungen lebhafte Debatten erregen, ist eine der strittigsten die Frage nach der kollektiven oder der persönlichen Verwaltung.

Daß man hierbei oft das Gemeinschaftsprinzip bevorzugt, beweist meiner Ansicht nach ein ungenügendes Verständnis der Aufgaben, die der Republik obliegen, ja noch mehr: ein mangelndes Klassenbewußtsein. Denke ich an diese Frage, so möchte ich immer sagen: Die Arbeiter haben noch nicht genug von der Bourgeoisie gelernt! Betrachten Sie die Art, wie die Bourgeoisie regiert. Wie hat sie ihre eigne Klasse organisiert? Gab es je irgend Einen, der, auf dem Boden der Bourgeoisie stehend, folgendermaßen räsonniert hätte: Wie kann man von einer (Klassen-) Regierung sprechen, wenn es ein persönliches Regieren gibt? Würde sich ein solcher Idiot finden, seine Klassengenossen würden ihn auslachen. Man würde ihm erwidern: Was hat denn die Frage des kollektiven oder persönlichen Regiments mit der Klassenfrage zu tun?!

Die intelligentesten und reichsten Bourgeoisien sind die englische und die amerikanische; die englische ist noch erfahrener und versteht besser zu regieren — gibt sie uns nun nicht Beispiele eines Maximums persönlicher Diktatur, einer maximalen Fixigkeit des Regierungsapparats unter voller Beibehaltung der Macht in den Händen der eignen Klasse? Genossen, ich glaube, wenn Ihr an dieses Beispiel denkt, wenn Ihr euch an die nicht allzufern zurückliegenden Zeiten erinnert, da Rußland von Rjabuschinsky, Morosow und andern Kapitalisten beherrscht wurde, und euch vergegenwärtigt, wie sie nach dem Fall des Zarismus und während der Kerenski-Regierung es absolut und mit außergewöhnlicher Schnelligkeit verstanden haben, die Farbe zu wech-

seln, sich irgendwelche neue Namen beizulegen, irgendwelche formale Konzessionen zu machen und trotz alledem die volle Macht in den Händen ihrer Klasse zu behalten — ich glaube, wenn Ihr an dieses und an das englische Beispiel denkt, dann wird euch die Frage der persönlichen Regierung besser als durch noch so viele abstrakte Resolutionen und voreingenommenen Theorien verständlich werden.

Die Kollektivmacht soll die Arbeiterregierung bedeuten, das persönliche Regiment dagegen eine arbeiterfremde Regierung. Die Fragestellung selber und die Art der Argumentation beweisen, daß uns immer noch ein klarer Klassensinn abgeht. Wir haben aber keine Zeit, ihn erst zu lernen: wir müssen die Frage nach dem Kollektivregiment konkret stellen und lösen. Ich bin überzeugt, daß Sie zur Annahme der Richtlinien gelangen werden, die das Zentralkomitee der Partei ausgegeben hat. Und ich hoffe, daß die Anwesenden, die als Wassertransportarbeiter wissen, was Betriebsleitung ist, in einer großen Mehrheit begreifen werden, daß wir ernste Geschäftsleute werden müssen, die die Räte ausschalten und ohne sie walten.

Jede Verwaltungsarbeit erfordert Spezialeigenschaften. Man kann Revolutionär und Redner ersten Ranges sein, aber ein ganz nichtsnutziger Verwalter. Wir können nicht warten. Das Land ist ruiniert, der Ruin erreicht einen solchen Grad — Kälte, Hunger und allgemeine Not —, daß es so nicht weiter gehen kann. Keine Treue, keine Selbstaufopferung wird uns retten, wenn wir nicht das physische Dasein der Arbeiter retten, wenn wir nicht ihnen Brot, den Bauern aber Salz geben. Die Existenz der Macht unsrer Arbeiter und Bauern, die Existenz Sowjet-Rußlands selbst steht in Frage.

Unser Eisenbahntransport ist unendlich mehr zerrüttet als der Wassertransport. Er ist durch den Bürgerkrieg, der ja den Landwegen gefolgt ist, ruiniert. Wir werden unsre Eisenbahnen wiederherstellen. Aber nicht schnell. Und doch muß der Transport schnell wieder hergestellt werden, weil die Bevölkerung einen Winter wie den vergangenen zum zweiten Mal nicht ertragen kann.

Flaubert von Siegfried von Vegesack

Kristall,
Der hart und klar
In dunklem Schacht aus zähem Quarz sich rang,
Bis er die Form erzwang,
Die ihm Erfüllung war.

Nun spiegelt er das Licht,
Das sich in tausend Farben in ihm bricht.
Und bleibt unwandelbar
Im Weltenall.

Das alte Heer von einem Stabsoffizier

XXXII.

Die Militärgerichtsbarkeit

Die Aufhebung der Militärgerichtsbarkeit ist heute die Losung großer Parteien und mancher Publizisten, und da ist es lohnend, einmal zu untersuchen, ob die Forderung berechtigt ist, und wie die Militärjustiz wirkte.

Im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht war eine besondere Gerichtsbarkeit für Soldaten ohne Zweifel notwendig, denn unter dem eisernen Druck der Wehrpflicht kamen viele Männer nur mit äußerstem Widerstreben ihrer Dienstpflicht nach; sie fügten sich widerwillig einer verhaßten Fron, und damit der Riesenapparat funktionierte, mußte es scharfe Mittel geben, um den Einzelnen zur militärischen Einordnung in das Ganze zu zwingen. Je lockerer die Disziplin war, umso schärfer mußten logischerweise die Militärgesetze sein. So waren und sind, zum Beispiel, die französischen Militärgesetze sehr viel strenger als die deutschen. Die Todesstrafe wird in der französischen Armee oft verhängt und auch fast immer vollzogen, und während im deutschen Heer erst der Kompagniechef Arreststrafen verhängen durfte, verfügt in Frankreich schon ein junger Unteroffizier über diese sehr weit gehende Disziplinargewalt.

Das deutsche Militärstrafgesetzbuch ist keineswegs besonders barbarisch oder streng, sondern hält den Durchschnitt der allgemein üblichen Militärgesetze. Wozu betreibt man jetzt mit solcher Emphase seine Abschaffung? Seitdem man einem Soldaten einfach kündigen kann, hat man ja als Vorgesetzter ein viel wirksameres Mittel, um die Truppe von ungeeigneten Elementen zu befreien. Die ganze Struktur eines modernen Söldnerheeres, wie wir es jetzt haben, ist so grundverschieden von der des Volksheeres, daß man künftig in normalen Zeiten ohne besondere Militärgesetze mit einer Disziplinarstrafordnung auskommen wird. Ein Teil der Bestimmungen des Militärstrafgesetzbuches müßte freilich, sobald der Belagerungs- oder Kriegszustand erklärt ist, wieder in Kraft treten, denn außerordentliche Zeiten erfordern leider außerordentliche Mittel, und in einer Truppe, von der verlangt wird, daß sie angreift und ihr Leben einsetzt, ist Disziplin unentbehrlich. Darüber sollten sich alle Parteien einig sein. Aber das paßt nicht in die verschiedenen Programme, und so erleben wir ein allgemeines Herumgezerre an der unglücklichen Reichswehr, die Jeder anders haben möchte, als sie ist, und der, wie viele Anzeichen beweisen, dabei allmählich die Geduld ausgeht.

Der ganze Sturmlauf gegen die Militärgerichtsbarkeit ist ein Kampf gegen Windmühlen, denn ob in der künftigen Reichswehr von 100 000 oder 150 000 Köpfen ein Mann, der zu einem Vorgesetzten „Rindvieh“ sagt, ein paar Monate Gefängnis bekommt, oder ob ihm zum nächsten Ersten gekündigt wird, kann der Oeffentlichkeit wirklich gleichgültig sein. In der alten Armee spielte im Frieden die Militärgerichtsbarkeit eine recht bescheidene Rolle. Gute Vorgesetzte bedurften keines Kriegsgerichtsrats, um in ihren Truppenteilen die Disziplin aufrecht zu erhalten. Oft vergingen fünf und noch mehr Jahre, ohne daß Stand- oder Kriegsgerichte bei einer Truppe zu tagen hatten, und was vorkam, war meist Diebstahl oder Vergehen gegen die Disziplin. Hierbei lag, da Disziplin eine Sache der Persönlichkeit ist, die Schuld gewöhnlich beim Vorgesetzten. Von starken Persönlichkeiten geht Suggestion aus, und wenn noch Erfahrung und Kenntnisse hinzukommen, weiß die Truppe sich in guten Händen und folgt gerne den Befehlen. Umso schlimmer wurde es, wenn die Unfähigkeit einzelner Vorgesetzter die Leute zur Wut reizte: dann gab es diese schrecklichen Gerichtsverhandlungen, die Jeder aus Erfahrung kennt, wo man oft gute, temperamentvolle Leute verurteilen mußte, während man viel lieber den Vorgesetzten bestraft hätte.

Das Gerichtsverfahren selbst hatte sich mit der Zeit etwas verbessert. Ich habe noch das alte Verfahren erlebt mit Richtern aus dem Mannschafts- und Unteroffiziersstand. Das war allerdings die reine Farce. Der Angeschuldigte war völlig wehrlos dem Vertreter der Anklage ausgeliefert, der gleichzeitig sein Verteidiger war, und der auch die Untersuchung geführt hatte. Der Auditeur war allmächtig. Ich erinnere mich eines Falles, wo ein entlassener Unteroffizier einen Hauptmann wegen Mißhandlung angezeigt hatte. Die Vorgänge stimmten genau; zwei Offiziere waren als Hauptbelastungszeugen angegeben. Der Kriegsgerichtsrat sagte den Offizieren bei der Vernehmung: „Meine Herren, wenn Sie von der Sache etwas gesehen hätten, würden Sie es ja gemeldet haben, denn das ist ja Ihre Pflicht. Ich brauche Sie also erst garnicht zu vereidigen.“ Wozu da noch eine Hauptverhandlung? Die Affäre wurde niedergeschlagen. Originell war auch der Einfall eines jungen Gerichtsoffiziers, der den Angeklagten gleich zu Beginn der Vernehmung vereidigte und auf diesen Gedanken sehr stolz war, denn wenn der Mann nun nicht die Wahrheit eingestand, konnte er wegen Meineids belangt werden. Der Fall machte damals den Militärjuristen viel Kopfzerbrechen. Ueberhaupt liegt dem Soldaten, auch dem gebildeten, das juristische Denken

im allgemeinen wenig. Das sind zwei verschiedene Welten. Der Soldat ist dazu erzogen, Entschlüsse, oft in schwierigster Lage, schnell zu fassen und gleich auszuführen; jede Situation zu seinem Vorteil auszunutzen; immer das zu tun, was grade im Augenblick nötig ist. Seine Sache ist, einen Knoten zu durchhauen, nicht, die einzelnen Fäden mühsam zu entwirren. Der Erfolg ist ihm wichtiger als die Frage der Berechtigung. Er ist geneigt, im Juristen einen Wortklauber und Pedanten zu sehen, und ihn interessieren die Lücken des Gesetzes mehr als das Gesetz selbst, denn durch jene läßt sich gelegentlich durchschlüpfen.

Nach der neuen, jetzt noch gültigen Militärgerichtsordnung ruhte das Richteramt ganz in den Händen von Offizieren und Kriegsgerichtsräten, und das war ein gewisser Fortschritt gegen das alte Verfahren. Aber der Mangel an juristischem Denken war doch so stark, daß man von unparteiischer Rechtsprechung nicht gut sprechen kann. Die Richter waren, selbstverständlich: bona fide, noch leichter zu beeinflussen als die Geschworenen. Wenn der Angeschuldigte vom militärischen Standpunkt aus sympathisch war, wurde er freigesprochen, ob auch dem Kriegsgerichtsrat die Haare zu Berge standen. Ich erinnere mich eines Falles, wo ein Posten, eigentlich ohne Grund, sozusagen aus Langerweile, einen Eingeborenen erschossen hatte. Der Vertreter der Anklage beantragte eine schwere Strafe wegen fahrlässiger Tötung und sagte in seinem Plaidoyer, unter anderm, der Posten hätte doch zunächst einmal einen Schreckschuß abgeben sollen. Hier hakte der Verteidiger ein, ein redegewandter bayrischer Oberleutnant, und erklärte: „In der deutschen Armee gibt man keine Schreckschüsse ab. Wenn man schießt, trifft man auch.“ Die Augen der Richter glänzten, vernichtende Blicke trafen den unglücklichen Kriegsgerichtsrat, und der Angeklagte wurde mit Pauken und Trompeten freigesprochen. Resigniert fragte der Auditeur den Vorsitzenden, ob das Gericht den Mann nicht auch noch zu einem Orden eingeben wolle. . . . . .

Ebenso kostete es mich selbst als Gerichtsoffizier oder Verteidiger oft große Mühe, den Richtern klar zu machen, daß sie den Angeklagten nicht verurteilen dürften, da er das inkriminierte Vergehen tatsächlich nicht begangen hätte. Er war vielleicht vielfach vorbestraft, gewöhnlich wegen Gehorsamsverweigerung, und wirkte unsympathisch. „So ein paar Monate könnten dem Kerl garnichts schaden.“ „Ja, aber meine Herren, es ist doch klar erwiesen, daß er in diesem Falle unschuldig ist.“ „Ach was, das sind so juristische Spitzfindigkeiten . . .“

Oft ging es bei derartigen Verhandlungen um Kopf und Kragen des Angeklagten. Ich habe selbst Leute verteidigt, für die der Vertreter der Anklage die Todesstrafe beantragt hatte, und im Felde gab es keine Berufung. Im Allgemeinen hatten die Kriegsgerichte jedoch die Neigung, eher zu milde als zu streng zu urteilen, wahrscheinlich auch deshalb, weil die Richter sich juristisch so unsicher fühlten. Uebermäßige Strenge lag ja überhaupt nicht im Wesen des alten Systems, sondern, im Gegenteil: Schwäche, Vertuschung und Unsicherheit. Der Marloh-Prozeß war in der Beziehung lehrreich. Keiner wollte es gewesen sein, und die Verantwortung wurde in widerwärtigster Weise hin- und hergeschoben. Ein alter Offizier meinte: „Wenn ich Marloh gewesen wäre, so hätte ich gesagt: Meine Herren Richter, Sie sind ebensowenig wir irgend Jemand hier im Saale imstande, die Lage zu beurteilen, in der ich mich befand. Das kann nur ich, da ich die Verantwortung und das Kommando hatte. Ich brauche weder den Oberst Reinhard noch den Hauptmann von Kessel, um zu wissen, was ich zu tun hatte. Ich trage allein die Verantwortung für meine Befehle und würde, um das Leben meiner Leute zu erhalten, das nächste Mal ebenso handeln."

Die alte Militärgerichtsbarkeit wird ja nun wohl fallen, die Soldaten werden in Zukunft vor juristisch vorgebildeten Richtern stehen und sicherlich gerechter, meist aber strenger bestraft werden als bisher. Im übrigen wird in dem Berufssoldatenheer der Apparat der Gerichte wahrscheinlich noch weniger in Bewegung gesetzt zu werden brauchen als in der alten Armee.

Für die Zeiten öffentlicher Unruhen und Kämpfe dagegen braucht man unbedingt ein rasch arbeitendes Gerichtsverfahren, und ich würde es für einen verhängnisvollen Fehler halten, darauf zu verzichten und die Kriegsgerichte, oder wie man sie nennen will, für derartige Ausnahmezustände abzuschaffen. Das wäre gradezu eine Ermutigung für die Gegner der Regierung von rechts und von links, die als Sieger beide zweifellos die Kriegsgerichte sofort wieder einführen würden.

* *
*

Ergänzung von Ferdinand Nübell

Wie unendlich schwer es ist, die Diagnose unsres Krebsschadens, des Militarismus, zu stellen, zeigen die Aufsätze über das alte Heer, die ein Stabsoffizier in dieser Zeitschrift allwöchentlich veröffentlicht.

Je mehr diese Arbeiten das ehrliche Streben nach Objektivität und rückhaltloser Bloßstellung der Sünden und Fehler des alten militaristischen Systems erkennen lassen, umso deutlicher wird, daß Keiner, der in diesen Anschauungen erzogen ist, unser Volk von diesem Unheil befreien kann, und mag er ein noch so guter, noch so überzeugter Demokrat zu sein glauben. Das könnte nur Einer, der das Wesen dieses Systems so erkannt hat wie Ignaz Wrobel — denn der hats wirklich und wahrhaft durchschaut.

Unser Stabsoffizier erkennt und geißelt streng und gerecht die Verfehlungen in der Etappe, das völlige Versagen der Militärs auf politischem und psychologischem Gebiet, in der Einschätzung des eignen und fremden Truppengeistes, in Fragen der Beförderung und Behandlung der Untergebenen. Er erzählt allerlei von der „schweren Verantwortung", unter der Generalstab, Armeechefs und besonders das Hauptquartier schier zusammenbrachen, gelangt aber nicht dahin, mit dem Aufschrei der Empörung zu heischen, zu fordern, zu verlangen, daß diejenigen hohen und höchsten Führer, deren volksmörderische Unfähigkeit oder Leichtfertigkeit vor aller Wissenden Augen liegt, zur Verantwortung gezogen, vor das Tribunal des dezimierten Volkes und der geschändeten Menschheit geschleppt und ihrer schweren Verfehlung entsprechend bestraft werden. Da schildert er, beispielsweise, in Nummer 9 der ‚Weltbühne', die unheilvollen Maßnahmen und Unterlassungen bei Langemark, Dixmuiden und Verdun, die ganze Ströme von Blut der eignen Volksgenossen — im Felde Kerle, im Reichstag Helden genannt — zweck- und sinnlos, zum höhern Ruhme der Infanterie gekostet haben, und erzählt sodann, daß der mit der Zentnerlast der Verantwortung beladene Führer zur Strafe „abgelöst" worden sei und „ein andres Armeecorps bekommen" habe. Wenn eine Hebamme oder ein Arzt fahrlässig einen Kunstfehler begehen, so kommen sie vor den Strafrichter; wenn ich als Anwalt eine Frist versäume, muß ich mit meinem Geldbeutel dafür einstehen. Was aber ist das für eine Verantwortlichkeit, wenn der Schuldige ein andres Corps erhält? Fühlt Ihr Militaristen denn garnicht, wie lächerlich es klingt, wenn Ihr von „Verantwortung" sprecht?!

Das ist nur ein Beispiel von Dutzenden. Da mag es auch nicht verwunderlich erscheinen, daß der vorstehende Aufsatz über die Militärgerichtsbarkeit, gegen den ich auf Wunsch des Herausgebers Stellung nehme, die Erkenntnis des tiefern Grundes vermissen läßt, weswegen die Aufhebung der Militärgerichtsbarkeit von Freunden der Menschlichkeit und Gerechtigkeit und Allen verlangt wurde und verlangt

werden muß, denen nicht rohe Gewalt, Drill, stupider Gehorsam, die Pflichterfüllung des Automaten, Reden und Schweigen nach Art der sprechenden Kinderpuppe der Weisheit letzter Schluß ist. Ich verkenne zwar nicht, daß heute, wo wir ein Söldnerheer haben, die Aufhebung der Militärgerichtsbarkeit eine Frage von ganz untergeordneter Bedeutung ist. Sollte die Aufhebung Tatsache werden, so kommt sie, wie leider nur allzu Vieles bei uns, vollständig post festum. Denn wer sich freiwillig zu einem Berufe drängt, der die edle Aufgabe hat, mit Handgranaten, Minenwerfern, Gas- und Stinkbomben, mit Kolbenschlag und Schießgewehr „Ruhe und Ordnung" zu schaffen, der mag sich auch einem Gesetz unterstellen, das so mittelalterlich, ungerecht und zweckwidrig ist wie die deutschen Militärstrafgesetze. Das ist seine eigne Angelegenheit und geht das Volk als ganzes nichts an. Die Gesamtheit hatte an dieser Institution und ihrer Aufhebung ein Interesse nur, solange die Dienstpflicht des Einzelnen bestand. Die Gegnerschaft richtete sich nun aber nicht sowohl gegen die besondere Strenge der Militärstrafgesetze — strenge Gesetze sind durchaus nicht immer schlecht —, sondern gegen die Ungerechtigkeit und Zweckwidrigkeit und die hieraus folgende Unbrauchbarkeit dieser Geseteze; sie richtete sich besonders gegen den Geist — sit venia verbo! —, in dem sie gehandhabt wurden.

Schon die Zusammensetzung der Militärgerichte schließt eine wirkliche „Rechtsprechung" aus. Sie bestanden und bestehen nicht aus Richtern, sondern entweder aus Kameraden, wenn der Angeklagte Offizier, oder aus Vorgesetzten, wenn er „Mann" oder Kerl ist. Da nun niemand aus seiner Kadettenhaut, noch weniger aus seiner Uniform heraus kann, so ist gleich das Wort Militär-„Richter" ein Widerspruch in sich. Das ist kein Vorwurf für die Personen, die nach dem Gesetz zu dieser Aufgabe herangezogen werden, sondern nur gegen das System. Die paar Beispiele, die der Stabsoffizier aus dem militärischen „Gerichtssaal" anführt, beweisen das. Sie sind typisch, weil selbstverständlich. Weiter: Gesetze, deren Wortlaut und praktische Handhabung die Möglichkeit bieten, daß ein so himmelschreiendes Verbrechen wie die Erschießung der Matrosen in der Französischen Straße ungesühnt bleibt — von „Rechts" wegen, weil der Täter durch den „Befehl" des Vorgesetzten gedeckt ist, der Vorgesetzte aber nur einen Befehl gegeben hat, der eigentlich kein Befehl war, sondern nur eine Anweisung, die Pflicht des Soldaten zu erfüllen — solche Gesetze müssen mitsamt allen Richtern, die sie handhaben, in den Orkus. da wo er am tiefsten ist, verschwinden. Wenn aber zu dem Ergebnis dieses Prozesses ein alter Offi-

zier sich dahin äußert, er würde an Marlohs Stelle einfach erklärt haben: Ich trage allein die Verantwortung für meinen Befehl und würde das nächste Mal ebenso handeln! — so weiß man nicht, ob man über den Gebrauch des schnurrigen Wortes „Verantwortung" lachen oder über die sich darin widerspiegelnde Auffassung von Recht und Pflicht weinen soll. Man weiß nur: Hier sind zwei verschiedene Welten.

Und schließlich und endlich: Grade die Militärgerichtsbarkeit im Kriege hat zur Unterhöhlung der Disziplin und zur „Erdolchung" der Front mehr beigetragen als alle Pazifisten, Sozialisten, Unabhängige und Kommunisten zusammen. Es braucht garnicht Jeder Augen- und Ohrenzeuge solcher Schandtaten gewesen zu sein, wie sie der Prozeß Helmhake gezeigt hat, um zu wissen, daß der Vorgesetzte ungestraft das Recht und das Gesetz gegenüber dem „Gemeinen" mehr oder weniger mißachten durfte, daß es erst mindestens einer „Preßhetze" bedurfte, um die Maschine der Justiz gegen besonders „pflichttreue" schneidige Offiziere in Gang zu bringen. Die völlig ungleichen Bestimmungen der Militärgesetze und deren praktische Handhabung gegen hie Vorgesetzte, hie Untergebene — das ist viel demoralisierender gewesen als die Ungleichheit im Essen und in der übrigen Behandlung. Denn der einfache Mann hat noch Feingefühl für Gerechtigkeit.

Es braucht nur Einer, der noch einen Funken von Ehrgefühl hat, einmal die an sich „geringe" Strafe des Arrests durch Anbinden an einen Baum am eignen Leibe erfahren, auf Befehl an einem Kameraden vollstreckt oder nur der Vollstreckung beigewohnt zu haben, um für den Rest seines Lebens Antimilitarist zu sein. Man halte sich vor Augen, daß die Vorschriften über die Art der Strafvollstreckung nicht aus der Raubritterzeit übriggeblieben, sondern mit kaiserlicher Verordnung vom ersten August 1914 — wahrhaftig, nicht 1114! — gegeben sind und also lauten: „Das Anbinden des Aerrestanten geschieht auf eine seiner Gesundheit nicht nachteilige Weise, und zwar wird er in aufrechter Stellung, den Rücken nach einer Wand oder einem Baume gekehrt, dergestalt angebunden, daß er sich weder setzen noch legen kann." Was für ein Psychologe muß der Gesetzgeber gewesen sein, der mit dieser Vorschrift die Disziplin aufrechterhalten und straffen wollte! Er kann die Psyche des „Gemeinen" nur dahin verstanden haben, daß der eine Gemeinheit nicht als Gemeinheit empfinde; er muß wohl „die Wackern da draußen", „unsre unvergleichlichen Heldensöhne, denen der unauslöschliche Dank des Vaterlandes gebührt", in Wirklichkeit für Lebewesen gehalten haben, die etwa auf der Kulturstufe eines Kettenhundes stehen.

Wenn nun aber gar im Hiller-Prozeß ein Kriegsgerichtsrat also spricht: „Das Baumanbinden, das „heute“ — 1914 bis 18 noch nicht? — „mittelalterlich klingt, darf nur vollstreckt werden unter Beachtung des Ehrgefühls“ — was etwa der Mahnung an den Scharfrichter, die Gesundheit des Delinquenten peinlichst zu schonen, gleichkommt —, so muß man mit Wrobel sagen, daß es eine Brücke der Verständigung zu dieser „Mentalität“ nicht gibt, daß es hier nur heißt: Entweder — Oder, Ja oder Nein! Man versteht allerdings auch weiter, daß der Stabsoffizier in einem seiner Aufsätze sagt, der Militarist handle im guten Glauben, wenn er von dem „Dolchstoß in den Rücken“ spricht. Wahrlich, er handelt in gutem Glauben; denn es gibt etwas, wogegen Götter selbst vergebens kämpfen, aber so blind ist Keiner, daß er nicht den Splitter in des Nächsten Augen sähe.

Industriekapitäne von Hans Ganz

III.

Ottmar Strauss

Der deutsche Zeitungsleser ist dem Namen Ottmar Strauß in den letzten Monaten dreimal begegnet. Das erste Mal war, allzu kurz, im Marloh-Prozeß davon die Rede, daß der falsche Paß, der Herrn Marloh ins Ausland brachte (jenen Leutnant, der auf Befehl des deutschen Gallifet Reinhardt und des Hauptmanns v. Kessel neunundzwanzig Matrosen in der Französischen Straße erschossen hat) — daß dieser falsche Paß von dem Geheimen Regierungsrat im Preußischen Staatsministerium Ottmar Strauß ausgestellt worden war. Zweitens: im Prozeß Erzberger-Helfferich nahm Herr Helfferich einen Anlauf, darzulegen, daß Erzberger und der Geheimrat Strauß große Ausfuhrgeschäfte gemacht hätten. Es zeigte sich indessen bald, daß Helfferich von Strauß beinah ebenso wenig wußte wie von den deutschen Finanzen, die er einmal geleitet hat. (Dieser Held hat dem deutschen Reichstag wiederholt erzählt, England werde ganz bestimmt alle Kriegskosten Deutschlands bezahlen.) So wurde es von Strauss und seinen Beziehungen zum Ausland schnell wieder ruhig. Drittens: kurz nach dem Erzberger-Helfferich-Prozeß kam der Kapp-Putsch, und als nach Kapps Zusammenbruch das Preußische Ministerium ausgewechselt wurde, endete auch das Amtsdasein des Geheimrats Ottmar Strauss. Er gab seine Demission, nicht nur, weil seine Freunde Paul Hirsch (der Ministerpräsident), Südekum (der preußische Finanzminister) und v. Berger (der Unsicherheitskommissar) ausschieden, sondern vor allem deshalb, weil er in den Kapp-Tagen zwischen Kapp und der flüchtigen Regierung Bauer-Noske hatte vermitteln wollen. Schon

diese Absicht galt nach dem Fiasko der Kapp und Lüttwitz für kompromittierend.

Als einige berliner Blätter die Nachricht vom Abgang des Geheimrats Strauss ganz knapp und trocken verzeichneten, ahnte die deutsche Oeffentlichkeit nicht, daß hier das kurze Amtsleben eines Mannes endete, dessen politische Macht zeitweise, zumal unter der Kanzlerschaft Bauers, größer war als der Einfluß der Minister, eines Mannes, dessen wirtschaftliche und finanzielle Macht heute nicht viel weniger groß ist als die Macht eines Hugo Stinnes; jedenfalls schätzen Sachkenner, Freunde des Herrn Strauss sein Vermögen auf 500 Millionen Mark.

Ottmar Strauß ist achtunddreißig Jahre alt. Er wohnt in Köln und hatte während seiner berliner Amtstätigkeit im Hotel Esplanade vier Salons und etliche Nebenräume inne. Diese Räume hat Herr Strauss auch als Geheimer Regierungsrat a. D. behalten — sie stehen selbst in den Tagen seiner Abwesenheit von Berlin, samt Zigarren und Likören, seinen Freunden zur Verfügung. Gleichgültig, ob Herr Strauss in Berlin ist oder nicht: in den erwähnten Salons wird an jedem Nachmittag Hasard gespielt — nicht ganz so hoch, wie Herr Ludendorff Jahre lang gespielt hat, aber an einem solchen Spieltisch bei Straussens wird doch in einer Stunde mehr Geld umgesetzt, als tausend berliner Arbeiterfamilien im Jahr zu verzehren haben. Hier spielt die goldene Industriejugend Berlins, dazu einige Türken (Mitglieder der verflossenen berliner Türken-Botschaft) und auch der neue Staatskommissar für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, der Erste Staatsanwalt Dr. Weismann.

Herr Strauß stammt aus einer kleinen kölner Handelsfamilie, über die man weder in Berlin noch in Köln noch in Frankfurt Bescheid weiß. Er erlernte in Frankfurt am Main den Klein-Schuhhandel und etablierte sich, nach kurzer Betätigung in der Schuhbranche, etwa vor fünfzehn Jahren gemeinsam mit Herrn Otto Wolf in Köln als Händler von Eisen und Hüttenprodukten. Die Firma heißt Otto Wolf, und ihre Anfänge waren äußerst bescheiden. Aber das Haus kam schnell vorwärts. Denn beide Inhaber sind fleißige und ungewöhnlich tüchtige Leute. Ihre Tüchtigkeit lag darin, daß sie großzügig und weitblickend zu disponieren und insbesondere mit den Direktoren der Rheinischen Stahlwerke in ein freundschaftliches Verhältnis zu treten verstanden. Sie wurden dadurch die Haupthändler dieses großen Stahl-Unternehmens, dessen Haupt-Aktionär Peter Klöckner ist. Auch zu August Thyssen konnten Strauß und Wolf gute Geschäftsbeziehungen anknüpfen. Als der Krieg ausbrach, hatte Herr Strauß, der von Haus aus garnichts besaß, ein Vermögen von anderthalb bis zwei Millionen Mark.

Wie alle Welt, wurde Herr Ottmar Strauss bald nach Kriegsbeginn zu den Waffen gerufen, und da er kein General, über-

haupt kein Offizier und auch sonst kein dummer Mensch war, fand er schon nach kurzer Zeit an dem rauhen Handwerk des Krieges kein Gefallen, zumal da es in der Garnison Allenstein an angenehmer Gesellschaft sowohl wie an guten Geschäftsgelegenheiten fehlte. Eines Tages erregte er die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten, weil er bei einer Sammlung für einen wohltätigen Zweck eine sehr bedeutende Geldsumme stiftete, und dadurch gelang es ihm bald, nach Berlin, ins Reichsmarineamt, versetzt zu werden. Dort hatte er Glück: in seiner untergeordneten Position kam er einer großen türkischen Korruptionsgeschichte auf die Spur, und dadurch gewann er eine Vertrauensstellung im Amt und gute Verbindungen mit den türkischen Amtsstellen Berlins. Die Folge davo nwar, daß seine kölner Firma ganz bedeutende Aufträge auf Eisen- und Stahl-Lieferungen von den türkischen Behörden bekam. An diesen Lieferungen sind sehr begreiflicherweise Herr Strauß und sein Campagnon Wolf nicht grade arm geworden.

Herr Strauss hat den hohen Militärs so ehrlich wie möglich gedient; aber am Tage der November-Revolution entschloß er sich, gründlich umzulernen. Und als sich die Regierung der Volksbeauftragten nach dem Zusammenbruch des alten Heeres um eine bewaffnete Macht bemühte, die die neue Ordnung stützen sollte: da stand mit einem Mal Herr Ottmar Strauss neben ihnen, hilfsbereit und augenscheinlich uneigennützig. Er hatte sich an Erzberger und über Erzberger ans Kabinett Ebert heranzumachen gewußt. Er war bereits finanziell in der Lage, den neuen Männern etwa drei Millionen Mark ohne irgendwelche Sicherheiten zur Verfügung zu stellen, und wurde nun naturgemäß schnell mit dem Ministerpräsidenten Hirsch, dem Minister des Innern Heine, dem Finanzminister Südekum, dem Reichswehrminister Noske, dem berliner Polizeipräsidenten Eugen Ernst und all den andern Würdenträgern bekannt und befreundet. Bald war er Regierungsrat im Ministerium des Innern; der Haupt-Ratgeber des Kabinetts Bauer. Ohne Strauss wurde lange Zeit weder in der äußern noch in der innern Politik noch in Wirtschafts- oder Finanzfragen etwas beschlossen oder getan.

Trotz Politik und Kartenspiel und manchem andern Vergnügen fand der begabte Mann noch Zeit zu gewaltigen geschäftlichen Transaktionen: er hat ungeheure Massen von Heeresmaterial vom Reichsverwertungsamt recht billig erworben und zu ungemein günstigen Preisen ins Ausland verkauft. Auf diese Art hat er im Laufe des Jahres 1919 den größten Teil seines gegenwärtigen Vermögens verdient, und sein Geschäftsgenosse Otto Wolf besitzt nicht viel weniger.

Wieviel von dem Vermögen der Teilhaber der Firma Otto Wolf, nach dem Muster von Thyssen und Stinnes, schon ins Ausland geschafft worden ist, steht statistisch noch nicht fest.

Die Problematik des Juden von Baruch Krupnick

Seitdem die Juden aufgehört haben, die Welt religiozentrisch zu betrachten und danach ihr Leben einzurichten, ist das Jude-Sein aus einer Selbstverständlichkeit zum Problem geworden. Im Gegensatz zum religionslosen bodenständigen Europäer, der nach Herzenslust seinen Gott bekennen oder nicht bekennen kann, ohne der naturgegebenen Tatsache seines Lebens unter seinen Volksgenossen Abbruch zu tun, gerät der religionslose (nicht zu verwechseln mit dem „konfessionslosen", der bar jeder Problematik ist) denkende Jude unsrer Zeit in eine sehr bedrängte Lage. Zwei Hauptprobleme türmen sich vor ihm auf.

Ein theoretisches — was ist er eigentlich in dieser Welt von mehr oder weniger scharf umrissenen Kulturgemeinschaften, die auf Blutgemeinschaft basieren? Wenn er, beispielsweise, in Deutschland geboren ist und hier seine Bildung genossen hat, so ist er dadurch ebensowenig ein Deutscher, wie es etwa ein Japaner ist, der hierzulande erzogen wurde. Aber auch ein Jude im Sinne der Zugehörigkeit zur jüdischen Kulturgemeinschaft ist er nicht, denn eine weltliche jüdische Kulturgemeinschaft gibt es noch nicht. Noch nicht.

So entsteht ein zweites, praktisches Problem: Wie macht man es möglich, daß ein Jude sich zu seinem Volkstum bekenne und sich innerhalb seiner eignen Gemeinschaft frei und vielseitig betätige, ebenso frei und vielseitig wie ein Deutscher im deutschen, ein Franzose im französischen Gemeinwesen?

Zu diesen Hauptproblemen gesellen sich, wenn man weiter nachdenkt und versucht, etwas zu unternehmen, Fragen und Schwierigkeiten mannigfacher Art. Da ist die beispiellose geographische Zerstreuung, in der die Juden leben, und die ein Ueberbauen des jüdischen Lebens auf der Grundlage einer eignen weltlichen Kultur in Europa höchst problematisch erscheinen läßt. Da ist ferner die antisemitische Lehre im Westen, da sind die judenfeindlichen Handgreiflichkeiten im Osten Europas, die jeden Schritt lähmen und die besten Energien für die Zwecke der Abwehr absorbieren. Damit nicht genug, ist die Masse der Gebildeten und Halbgebildeten unter den Juden aus Trägheit und Opportunität jeder Wahrheit in jüdischen Dingen abhold; ja selbst Köpfe, die in ihrem Fach oder Kunstgebiet auf der Höhe stehen, oder Gehirne, die in alles Außerjüdische geschickt und mutig dreinzureden verstehen, verschließen sich jedem Verständnis für aktuelle jüdische Probleme. Eine kleine Schar von Beherzten mußte auf ihren Schultern die ganze Last der Wahrheit des Gegenwartsjudentums tragen. Erst allmählich wächst die Zahl Derjenigen, die des Versteckspielens müde sind, die die Augen aufmachen und die Probleme im modernen Judentum zu sehen beginnen.

Ein Wort aus dem ganzen Problemkomplex, ein Schlagwort, drang bis jetzt in die außenstehenden Kreise, und das ist: Zionismus. Aber wie verflacht wurde dieses Schlagwort im Munde Derer, die es bloß sprechen, und im Munde der Andern, die es nachsprechen. Was stellt man sich nicht alles unter diesem Begriffe vor! Womit hat man nicht den Zionismus zusammenge-

koppelt! In welchen politischen, sozialen und religiösen Wagen nicht eingespannt! Wo er doch tatsächlich „das" Problem des modernen Judentums ist, das zentrale, in dem sich alle Probleme kreuzen. All diese Probleme aber wollen ernst genommen werden, wollen studiert werden.

Ein vor kurzem erschienenes, Aufsehen erregendes Buch bietet zu solchem Studium Anlaß und Möglichkeit: ‚Probleme des modernen Judentums' von Jacob Klatzkin, im Jüdischen Verlag zu Berlin. Das Buch ist wissenschaftlich und objektiv in der Diagnose, leidenschaftlich und temperamentvoll in der Moralanwendung. Schonungslos wird mit Freund und Feind abgerechnet, der Zionismus von den Schlacken geläutert, den sentimentalen Philosemiten, die das Judentum umarmen, um es zu erwürgen, auf die Finger geklopft. Am stärksten aber wird die kulturwidrige Volksverleugnung derjenigen Ungläubigen gegeißelt, die sich „mosaischen Glaubens" nennen, um ihre eigne Leere notdürftig zu füllen, oder sich gar die Anmaßung gestatten, ihre Wurzellosigkeit zum Ideal zu erheben. Wer kennt nicht die faden Predigten über die göttliche und sittliche Mission der Juden, die von der Vorsehung dazu bestimmt seien, unter der Menschheit als Fackel herumzuwandern!

Der Verfasser der ‚Probleme des modernen Judentums' stellt nun fest, daß dieser Mission ein dringender Verdacht anhaftet:

> Man hat Grund, sie mit einem gewissen Mißtrauen zu betrachten. Man wird versucht, zu fragen: Ist nicht der jüdische Universalismus und Internationalismus nur ein Ausdruck unsrer nationalen Verlegenheit, der Libertinismus unsrer Heimatlosigkeit? Ist nicht der kosmopolitische Humanismus vom Judentum erfunden worden, um seine nationale Anomalie zu rechtfertigen und zu beschönigen? Ist es Heroismus oder Eigennutz, wenn wir, die Entrechteten, für Recht und Gerechtigkeit streiten? Man wird versucht, zu fragen: Wie wäre es, wenn die Juden ein Land hätten? Würden sie nicht Haß und Feindschaft säen, wie alle andern Völker, würden sie nicht eroberungs- und kriegslustig sein, wie alle christlich-heidnischen Völker? Wie wäre es, wenn sie zur Macht gelängen: würden sie nicht die Macht verherrlichen? . . . Kurz: machen sie nicht aus ihrer Not eine Tugend? Der Zionismus will, wenn man so sagen darf, die Tugend des Judentums auf die Probe stellen.

Dieses Zitat ist nicht nur inhaltlich, sondern auch methodisch interessant. Wie in der Missionsfrage, so sucht der Verfasser in sämtlichen behandelten Problemen jeder verschwommenen Redensart zu Leibe zu gehen, jede Tugend auf die Probe zu stellen. In der Bequemlichkeit des Denkens und Handelns, in dem Ausweichen vor der Erkenntnis dessen, was ist, sieht er die Schädlinge der nationaljüdischen Bewegung, deren radikalster Wortführer er ist, und findet in dem Missionsspuk, dem manche Kreise des Nationaljudentums huldigen, Berührungspunkte mit der Theorie und Praxis des Assimilationsjudentums. Den Knoten der Problematik des modernen Judentums zerhaut er: Die Juden können als weltliches Volk für sich nur im eignen Palästina Kultur schaffen. Jeder Versuch einer Lösung der Judenfrage in der Zerstreuung muß Stückwerk bleiben. Daher eine ganz andre Stellung den Völkern gegenüber. Zum Grausen der Staatsbürger

jüdischen Glaubens aller Nationen formuliert er diese Stellung folgendermaßen:

> Wir erklären uns als ein Volk über alle Reichsgrenzen, als Einheit über alle Vielheit unsrer Wohnländer, mithin als Volk im Volke. Wir sind unentwegt entschlossen, unser nationales Anderssein, also unser nationales Fremdsein inmitten der Wirtsvölker, zu schützen und zu stärken. Wir Nationaljuden verkennen daher nicht die Tragik dieses eigenartigen Konfliktes, die Logik und die Rechtmäßigkeit eines nationalen Antagonismus zwischen der Landesnation und uns, die wir Fremdkörper in ihr sind und bleiben wollen; wehren uns aber gegen die rohen, ungerechten Formen dieses Gegensatzes. Wir klagen nicht über das Bestehen des Kampfes, der im Unterschied von aller assimilatorischen Verbrüderung unser nationales Dasein und unsern nationalen Lebenswillen zur Voraussetzung hat — unsre Lage im Exil enthält implicite einen Konfliktzustand, und wir können nur über unser zweitausendjähriges Schicksal klagen; anklagen aber die barbarische Führung dieses Kampfes, die schmählichen Kampfmittel.

Man könnte den Verfasser daran erinnern, daß wir uns bis auf weiteres nirgends in einem platonischen Philisophenstaate befinden, der einer solchen Argumentation zugänglich wäre. Immerhin rückt Klatzkins Buch das Problem des Zusammenlebens der moderen Juden mit den europäischen Völkern in ein neues Licht. Aber grade, weil das Buch unerschrocken und würdig über das Heikelste auf dem Gebiete der Judenfragen zu uns spricht, wird es von vielen Seiten erbittert bekämpft. Wagt doch der Verfasser, vom jüdischen Standpunkt aus jeden aufrichtigen und unaufrichtigen Kriegspatriotismus der Juden in diesem oder in jenem Lande zu brandmarken. In der deutschjüdischen und in der hebräischen Presse wird um Klatzkins Radikalismus herum mit Heftigkeit debattiert. Immer klarer scheiden sich die Geister innerhalb des nationaljüdischen Lagers. Auf der einen Seite die Radikalen, Unentwegten, die sich unter den Worten „Nationaljudentum" und Zionismus konkrete Handlungen denken, nämlich die Auswanderung nach Palästina, die Schaffung einer weltlichen hebräischen Kultur, und die, soweit sie sich in Europa eine jüdische Kulturgemeinschaft vorstellen, diese nur als Uebergangsgemeinschaft ansehen können, gezwungen, ihre ganze Energie der Selbsterhaltung in der Fremde zu weihen. Auf der andern Seite Diejenigen, die ein ausfüllendes, menschheitsbeglückendes Ideal für die Juden darin erblicken, daß sie als einziges Volk unter sämtlichen Völkern unsres Planeten berufen sind, die Sittlichkeit und Gerechtigkeit in der Welt zu verwirklichen. Als Mittel dazu empfehlen sie ein jüdisches Palästina. Klatzkins Buch verkündet den Kampf der radikalen Zionisten gegen diesen Mißbrauch des Judentums, das Selbstzweck ist, wie Deutschtum oder sonst ein Volkstum, das garnicht anders sein kann, wenn das Wort „jüdisches Volkstum" überhaupt einen Sinn haben soll.

Mit offenem Visier nach innen und nach außen kämpfend, darf der radikale Zionismus in der Person Klatzkins den Völkern gegenüber vernehmlich rufen:

> Wir müssen aus unsrer lächerlichen Verteidigungsstellung heraustreten, müssen zur Offensive übergehen. Wir sollen freimütig werden, freimütig aussprechen, was auf der Seele brennt. Und

auf der Seele brennt eine große historische Anklage, die Israel gegen die Christenheit erheben muß. Die Schuld der Christenheit an Israel ist alt, bald zwei Jahrtausende alt, aber unverjährbar ... und noch ist diese schwere Schuld nicht abgeschlossen, geschweige denn getilgt. Israel wartet noch immer auf das Urteil des sittlichen Weltgerichtes.

Aus Klatzkins Buch, das in seinem Denk- und Darstellungsstil meisterhaft ist, erfährt man viel Wertvolles über eine Reihe von Schicksalsfragen, die die denkenden Juden des Ostens und des Westens bewegen: über die eigenartige Erscheinung der westjüdischen Orthodoxie; die Prognosen der kommenden Wechselwirkung zwischen Palästina und dem europäisch-amerikanischen Judentum; die Existenzformen der von ihm ersehnten jüdischen geistigen Elite; die Aussichten des Zionismus vom ethisch-aesthetischen Standpunkt. Es ist ein Buch, das in die Problemstellung des modernen jüdischen Gedankens mitten hinein führt.

Wiener Theater von Alfred Polgar

Dimpfl heißt der Held einer nach ihm benannten dreiaktigen Groteske von R. Kopal. Und wie der Held heißt, so ist er: ein ganz prosaischer, farbloser, unbeträchtlicher Durchschnittsmensch. Bei einer Begegnung mit dem Liebhaber seiner Frau geht dem braven Dimpfl, der einen Einbrecher vor sich zu haben glaubt, der Revolver los. Der Liebhaber fällt, ins Herz geschossen. Folgt: Gerichtsverfahren. Satire gegen die Gleichgültigkeit, den Unernst und die pathetischen Lügen der Justiz. Der Herr Verteidiger — Konfession: der Herr Verteidiger — macht den Klienten zu einem „Rächer seiner Ehre". Als solcher glänzend freigesprochen, erwirbt Dimpfl Popularität; Photographen und Interviewer umdrängen ihn. Am heftigsten setzt ihm eine brünstige, von Dimpfls Tat agacierte Dame zu.

Die Groteske ist lustig, aber roh. Mehr eine Ordinäreske. Nicht eben kostspielige Possenfarben, mit dem Besen hingeklatscht. Sonderbar an der kurzen Komödie: daß ihr erster Akt glatt wegbleiben könnte.

An der Neuen Wiener Bühne spielt Herr Iwald den Dimpfl. Sehr nett. Aber die Rolle verlangte nach einem Komiker. Die brünstige Dame agiert Fräulein Wulf. Sie möchte gerne, daß das Temperament mit ihr durchgehe, aber das Temperament, so sehr sie es antreibt, will nicht recht. Ein ekelhafter Artilleriehauptmann — Sachverständiger für Schießwesen vor Gericht — wirkt schon durch seine Original-Uniform höchst widerwärtig.

*

‚Mein Freund Teddy', Lustspiel in drei Akten von Rivoire und Besnard. Teddy ist ein amerikanischer Prachtkerl, ganz anders als die geschmeidige pariser Gesellschaft, herzhaft, gradezu entzückend nüchtern und doch verliebt wie ein kleiner Junge. Ueberdies ist er unermeßlich reich; und die wichtigste Voraus-

setzung durchdringenden Lustspielbehagens scheint somit gegeben. Gegen die Oedigkeit der Liebeshändel aber, in die Teddy verwickelt scheint, gegen die umständliche Langeweile des Lustspiel-Geschmackes um ihn herum kommt nicht einmal der Zauber seines Reichtums, seiner seelischen und körperlichen Tüchtigkeit auf.

Im Deutschen Volkstheater gibt Herr Everth diesem Elite-Amerikaner ein nettes, sonniges Wesen. Es gelingt ihm die Paarung von Robustheit und Zartheit. Im übrigen war die Vorstellung erschreckend provinziell. Man sah eine pensionierte Vizesteuereinnehmersgattin aus Posemuckel und erfuhr, daß es eine gewesene Präsidentin der Republik Frankreich. Man hörte ein neckisch-verwegenes Mädchenquartett, das zur Impression verhelfen sollte, Paris sei ein Sumpf, aber vielmehr zur Impression verhalf, es sei ein Teich. Unvergeßlich der Dialog zwischen der Frau Expräsidentin und der Frau des Abgeordneten in seiner Kaffeekränzchen-Giftigkeit und Spitzigkeit. Bei Striese kann das nicht pariserischer-medisant gemacht werden.

*

Im Deutschen Volkstheater: ‚Madame Sans-Gêne‘.

Es tut wohl, wenn die Herzogin von Danzig, ehemals Wäscherin und Markedenterin, den dünkelhaften, gekrönten Schwestern Napoleons sans gêne ihre Meinung sagt. Es ist erquicklich, das Herz dieser Frau aus dem Volke auch unter dem Hermelinmantel den alten Bravheits-Rhythmus trommeln zu hören. Und wie ihr Mutterwitz den großen Eroberer erobert, das ist nun zum Entzücken gar.

Ein Prachtweib: Sie spricht, wie ihr der Schnabel gewachsen, sie hat das Herz auf dem rechten Fleck, sie ist gutmütig und ohne Falsch. Aber das wäre noch kein Quell von Publikumsglück: der springt erst aus dem Triumph der redlichen Wäscherin, aus ihrem famosen Recht-Behalten, aus ihren Volksstück-Siegen im kaiserlichen Salon.

Damit es zu solchem Triumph und Sieg und Recht-Behalten käme, haben die Verfasser der ‚Madame Sans-Gêne die alberne historische Pappendeckel-Welt gekleistert, die vor dem kräftigen Atem der braven Katharina so heiter-kläglich zusammenknickt.

Diese Pappendeckel-Welt ist naturgemäß auch von guten Schauspielern nicht zu vermenschlichen. Der Napoleon des Herrn Werner-Kahle, der Lefèbre des Herrn Kutschera waren, was sie bestenfalls sein konnten: Figuren in sauberm Bilderbuchstil. Die Gesellschaft in Napoleons Salon machte den Eindruck eines verlegenen Kostümballes; und die Revolutionäre des ersten Aktes sahen aus wie lauter Regimentskameraden Sansquartiers.

Katharina war Frau Roland. Die süße Lackfarbe, mit der alle Derbheit der Figur zum Zweck sicherer Theaterwirkung gedeckt ist, sprang unterm temperamentvollen Zugriff der Frau

Roland manchmal ab. Was zum Vorschein kam, war dennoch keine Proletarierin, sondern eine Dame, die, nicht unter ihresgleichen, mit vollendetem Takt zu kaschieren weiß, das sie's ist. (Kultur mit negativem Vorzeichen.) Ebenso machte das Liebenswürdig-Ungeschickte der Madame Sans-Gêne der brillanten Geschicklichkeit von Frau Roland wenig Mühe. Eine meisterliche Schauspielerin; sogar Natur vorzutäuschen, ist für sie keine Kunst, zumal eine Natur aus Sardous Theateratelier.

*

‚Pharisäer', Komödie in drei Akten von Sloboda.

Ein junger Landkaplan übt wahres Christentum. Er trachtet, seinen Bauern aus moralischer und wirtschaftlicher Hörigkeit zu helfen. Von der Gemeinde wird er geliebt, von den Nutznießern der bäuerischen Arbeit und Arbeitskraft gehaßt. Sie verklagen ihn bei seiner kirchlichen Behörde, er wird vor das bischöfliche Tribunal zitiert, sagt sich dort, einer sichern Verurteilung zuvorkommend, von der Kirche los und wird, vermutlich, mit erhöhter Kraft — wenn auch nicht mehr im Priesterkleid — jenes neue Evangelium predigen, das ja nichts andres ist als das unverfälschte und richtig verstandene Wort Christi.

Es gibt, neben dem Kaplan, noch zwei sympathische Leute im Stück: der alte Dechant, zu müde und zu schwach, um gegen seine Obrigkeit zu frondieren, aber um die sittliche Berechtigung solcher Fronde im Innersten wissend; und die hübsche Dorflehrerin, die — muß man das erst sagen — für den Kaplan Liebe hegt und ihre Liebe in Mitarbeiterschaft an seinem sozialen Werk abreagiert. Die übrige Menschheit der Komödie, von der farblosen Bauerngruppe abgesehen, ist miserabel. Weltliche und geistliche Würdenträger, solidarisch in der Abwehr des neuen, ihren Bauch bedrohenden Evangeliums, überbieten einander an Niedrigkeit, Gemeinheit, Brutalität. Pharisäer alle! Laster und Tugend sind in dem Stück reinlich gehäuft und geschieden, Gute stehen wider Böse, und den edlen Argumentationen der Braven haben die schlechten Kerle nichts entgegenzusetzen als das nackte Bekenntnis ihrer Schlechtigkeit. So gibt die Komödie keineswegs einen Kampf von Anschauungen, ja nicht einmal von Interessen, sondern das derbe, naives Publikum jederzeit erfreuende Schauspiel einer Verprügelung provokanter Watschenmänner. Man höre nur, daß, zum Beispiel, der Abt (der dann über den braven Kaplan zu Gericht sitzt) vorher ein senkrechtes Notzuchtsattentat auf die brave Lehrerin versucht hat! Oder daß der Ziegelofendirektor, der Repräsentant hartherziger, besitzwahnsinniger Bourgeoisie, den Meßner besticht, dem Kaplan dessen Tagebücher und Notizen aus der Schreibtischlade zu stehlen.

Auch ein Pamphlet wäre ja der Kenntnisnahme wert, wenn man nur spürte, daß es aus einer wirklichen Empörung hervorgeschleudert worden. Diese ‚Pharisäer' jedoch sind kaltes

Theater; daran ändert auch die Durchheizung mit „zündenden“ Worten und Wendungen aus der edelrevolutionären Terminologie gar nichts.

Immerhin ist es ganz in der Ordnung, daß einmal auch für das geistliche Landproletariat und gegen die violette Tyrannei, unter der es schmachtet, etwas populär-Dramatisches geschieht. Desgleichen darf man dem Publikum der Neuen Wiener Bühne die Kompletierung der mannigfaltigen Gerichtssitzungen, die es in dritten Akten bereits miterlebt hat, durch ein bischöfliches Gericht wohl gönnen.

Die höhere Geistlichkeit wird von den Herren Jensen und Lessen mit feinen Mitteln tendenz-entsprechend dargestellt, ebenso von Frau Förster die ältere Baronin, in deren Busen Frömmigkeit und Lüsternheit komisch in einander verfließen. Dem Kerl von Direktor gibt Herr Miksch das Tempo und die Farbe einer wahrhaft hundsgemeinen Seele. Die Lehrerin ist Fräulein Eis, deren erhebliches, von schönstem rotbraunen Haar gekröntes Talent sogar die papierne Blässe dieser Figur menschlich zu röten vermochte.

Spengler von Theobald Tiger

Der Preuße hat nicht nur Popo —
(den trägt er als Gesicht) —; hingegen
kann er sich auch auf Pallas legen,
auf Schreibmaschine und Bureau.

Der Schriftgelehrte sah ins Land.
Er sah das Reis vom alten Fritzen
auf lausbesäten Bäumchen sitzen:
„Hier“, sprach er, „fehlt ein neuer Kant!“

Der neue Kant beginnt das Werk.
„Der liebe Gott erschuf die Erde,
damit es Licht und Preußen werde.“
Halts Maul, du Tepp aus Königsberg —!

Marx, Buddha, Jesus, Kung-Fut-Se:
die jungen Leute sind veraltet,
ihr Schaffen dünkt uns längst erkaltet —
sie trugen ja kein Portepee.

Hoch schwillt die Professorenbrust.
Nur der Germane ist ein Riese!
Ihr wohntet längst im Paradiese,
Ihr habt es nur noch nicht gewußt!

Begeistert liests der deutsche Schmock.
Man streut bei Stinnes und bei Scherlen
gar bald die schönsten Spengler-Perlen.
Die Herde läuft stets mit dem Bock.

Hier die Gloriole — Maß für Maß!
Dich sollen von den höchsten Thronen
Gott und die O. H. L. belohnen —
Professor, der nach alten Traditionen
die Klugheit und den Charme vergaß.

Das Sofa von Hans Heinrich von Twardowski

Die Oberpostundzollassistentengattin Brinn
spricht eines Tages einmal das Wort „Sofa“ vor sich hin.
Sie tut das, ohne sich dabei etwas Besonderes zu denken.
Uebrigens wiegt sie zweiundeinhalben Zentner, ist siebenundfünfzig
und eine geborene von Brenken.

Die Oberpostundzollassistentengattin spricht
also mehrmals mit durchaus und beruhigtem Gesicht
das Wort „Sofa“ spricht die Frau Oberpostundzoll vor sich hin.
Aber plötzlich kommt ihr etwas (sie wird bleich) in den Sinn.

Sie bedenkt, weshalb eigentlich denn das Sofa „Sofa“ heißt
weshalb nicht auch „Käsekuchen“ oder „Heiliger Geist“?
Weshalb „Sofa“ (ausgerechnet —!)? Dieses ist ihr ein Rätsel.
(Die Frau Oberpostundzoll frißt vor Schreck eine Brätsel.)

Wie es komme, daß man mit dem Wort „Sofa“ auch gerade eins meine,
fragt sie ängstlich. Antwort aber findet sie keine.
Die Frau Oberpostundzoll faßt ein tiefes Entsetzen:
Sie wagt nie je sich wieder auf ein Sofa zu setzen.

Rundschau

Geburtenpolitik

Das Kind hat die mehr oder minder kerkerhafte Enge der Familie; es hat die Schule, atmet gezwungen Lügenluft da und dort.

Es hat Kinderkrankheiten.

Der Jüngling hat wiederum die Schule; er hat die enger und enger gewordene Enge des jetzt meist mehr oder minder zänkischen Elternhauses; er leidet grausam unter der Pubertät und unter dummen Sexual-Gesetzen.

Er hat Neurasthenie.

Der junge Mann hat Brotsorgen, Weibergeschichten, die Militärpflicht.

Demzufolge hat er Furunkulosis.

Der Mann hat Frau und Kinder; Familienbande.

Wenn man nun bedenkt, was noch alles hinzukommen kann, zum Beispiel: Schulden, eine Furie im Haus, ein Weltkrieg, ein Beinbruch, künstlerische Veranlagung, Konkurs, ein Blitzschlag, Hungersnot, Homosexualität, eine Blinddarmoperation, ein Eisenbahnzusammenstoß, endlich gar die einer Speisekarte der Hölle gleichende Auswahl für das reifere Alter: Zucker, Krebs, Schlag — in Oesterreich auch „ein Schlagerl“ genannt —, wenn man ferner die endliche Aussicht auf einen wohlverdienten Marasmus mit verkalkten Arterien nicht unterschätzt, wenn man endlich bedenkt, daß all diese Dinge nur einen geringen Ausschnitt aus dem Leidenskomplexe Eines Mannes bedeuten oder bedeuten können, und daß jedes einzelne dieser Dinge eine Welt von Leiden umschließt —: ja, liebes Menschenkind! kannst Du denn, bei solchem Besserwissen, gar nicht verhindern, daß der Staat eine Anzahl gelehrter, optimistischer Idioten dafür bezahlt, daß sie, anstatt den Betrieb auf Abtrieb zu

stellen, „Geburtenpolitik“ treiben, „Eugenetik“ lehren und ihm wirklich und wahrhaftig „Vorschläge zur Hebung der“ Gott sei Dank doch! „gesunkenen Geburtenzahl“ machen?!

Hans Janowitz

Die Erhebung

Macht war selten im Lauf der Geschichte bei den Geistigen, die die Idee gebaren, vielmehr bei den Geschäftigen, Robusten, die sie verwerteten und entstellten. Unter ihren Händen ist Europa bankrott gegangen; daher nichts logischer, als daß es einmal die Andern versuchen. Wie, wenn die Gewalt von den Schiebern und Henkern zu den Dichtern und Denkern überginge? Zuvor aber müßten diese aus ihrer unweltlichen Passivität in weltliche Aktivität treten. Die Zeitlosigkeit ist dem Schaffenden ungefährdet; er wird in die Zeit eingreifen und wird sich wieder zurückziehen, und so fort in ewigem Wechsel. Jetzt aber sind ganze Völker ohne ihn hilflos, nachdem falsche Ideen sich zu Tode gehetzt und sie in den Untergang gezogen haben. Neue Werte müssen geschaffen werden, damit aus dem Paroxysmus der Untaten Tatwille hervorgehe. Sein Weg ist: Abkehr, Entwertung, Neuwertung. Revolution des Geistes; nicht Umgruppierung unveränderter Schichten im historischen Rahmen, sondern Neugeburt aller Schichten von innen heraus; ein erstes Leben mit neuen unbegrenzten Möglichkeiten und dem Willen, sich zu verewigen.

Wie der Geist des Künstlers sich revolutioniert, die Idee zur Herrin aller Schöpfung erklärt und mit neuen Händen an das Chaos tritt, das will ‚Die Erhebung‘ (Jahrbuch für neue Dichtung und Wertung) zeigen, die Alfred Wolfenstein (im Verlag S. Fischer) herausgibt.

Gustav Landauer hat nicht das erste Wort, gibt aber einen Auftakt, fein und maßvoll, in seiner Ansprache an die Dichter, die er nicht als Führer, aber als Träger der revolutionären Kraft aufruft.

Diese Kraft, ein ewiges Feuer, will Wolfenstein zur Wesenheit des Menschen machen, der es als ein Neues zum Leben hinzubringe, nicht um „stehende Konturen nachzuziehen“, sondern um sonnenhaft über unsrer erstarrungssüchtigen Erde zu lohen und ihre ewige Wandlung zu wirken. Durch den Geist soll Alles anders werden. Autonomie des Geistes, Wertung, Idee: das sind die Schlagworte für Leben und Kunst. Schlagworte, so verlangt Kurt Hiller, sollen wieder einen guten Klang bekommen, indem sie eine reale Sache decken. Seine Sache ist die soziale, die auf Gerechtigkeit, Frieden, Einheit von Geist und Macht zielt und, als gemeinsame Denkart der Handelnden gegen alle Formen des Konservatismus und der Weltverneinung, Aktivismus heißt. Das natürliche Geschehen mit dem Willen zu durchdringen, das Erlebnis in die „Allgemeingültigkeit des Geistes“ zu erheben, sich zu einer Idee zu bekennen, und diese nicht in transzendente Bezirke, sondern in einen Körper — und das ist der Mitmensch — zu pflanzen: das ist Rudolf Kaysers „subjektivistisches“ Kunstbekenntnis. Es führt etwa von Goethe zu Schiller, von der Kunst zur Lebensethik. Das scheint der Zeitforderung zu entsprechen, ist aber zuletzt ein Irrweg. Den der Wissende als Ende der Kunst erkennt, der aktivistische Expressionist ziemlich bewußt sucht.

Wenn Max Picard in seinem rein theoretischen Aufsatz über Expressionismus von der Fixierung des Relativen und Reaktiven durch die abstrakte Idee spricht,

so zieht Otto Flake die praktische Folgerung, man müsse alle materialistische und illusionistische Gestaltung aufgeben und die „Kraft“, das heißt: die Idee, selbst souverän gestalten. Idee statt Symbol, Wille statt Gefühlsschwingung, spielerisch subjektives Pathos statt hingebender Objektivität.

Um festzustellen, ob nicht eine „Idee“ allerbesten Falles nur im Symbol darstellbar ist, ob Wille anders als durch die schwingende Materie suggestiv werden kann, ob die letzte Magie nicht aus der letzten, religiösen Hingabe an das Nicht-Ich entspringt — Fülle aus Leere, Alles aus Nichts —: darüber müßten wir uns erst tausend und eine Nacht unterhalten. Sicher ist, daß der aktivistische Subjektivismus für den schwachen Künstler die größte Gefahr, für den Könner, wie jeder revolutionäre Stoß, eine Förderung, für die Menschheit ein Aufruf, kein Ziel und nicht einmal revolutionär genug ist. Denn was bedeuten alle neuen Wertungen gegen das Chaos, das kommen muß, um diesen mißgeschaffenen Kosmos wegzuspülen! Wer will sich hier erheben, ohne erst in Nichts zu zerfallen! Geist soll herrschen, Geist muß in Aktion treten, und er ist wahrlich nicht im Kommißstiefel und nicht im Aesthetenhandschuh. Aber auch nicht im Wort, das eine Sache deckt, und wäre es die heiligste. Sondern erst da, wo das Wort Form wird: in der Sache selbst.

Das beweisen die dichterischen Proben des Buches, die fast alle mehr sagen als gestalten, und von denen wirklich nur die zwei Szenen aus Tollers ‚Wandlung‘, ein lyrisches Stück von Emil Alphons Reinhardt und Paul Zechs ‚Empor‘ eine Körperseele haben.

Und die sollte auch der Expressionist verlangen.

Eduard Saenger

Lieber Vollbart,

Du fragst mich, ob du das neue Buch von Martin Beradt (erschienen bei S. Fischer): ‚Erdarbeiter‘ lesen mußt. Nein, das mußt du nicht.

Wir waren auch einmal bei den Armierungsindianern, weißt du noch? Aber diese Frage darf ich an dich garnicht richten, denn dann kommen wir ins Erzählen, und wenn wir da einmal hineinrutschen, dann wird es zwei Uhr nachts, und wir trinken deinen schönen Steinwein aus, und während Kleff, dieser Hundegreis, in seinem Korb schnarcht, erzählen wir uns die alten Geschichten von dunnemals. Wie wir noch . . .

Das tut nun Beradt auch. Ach, du weißt nicht, wer Beradt ist? Siehst du, das ist ein guter Schriftsteller, der — besonders früher — feine kleine Sachen gemacht hat, die man sehr gerne las. Aber dieses hier ist nichts Rechtes. Wenn man solche Erinnerungsgeschichten aus dem Kriege drucken läßt, dann müssen sie auch noch für andre Leute als grade für die Beteiligten Interesse haben. Sie müssen also entweder prinzipielle Erkenntnisse vermitteln — pazifistische, militaristische. Oder schließlich: menschliche. (Dann muß das Erinnerungsbuch ein Kunstwerk sein.) Aber das ist es garnicht. Es ist bloß langweilig.

Schließlich genügt es doch nicht, diese kleinen Soldatenerlebnisse ins Kellersche zu übertragen. Oder ins Thomas Mannsche. So feierlich war es garnicht. Zum Beispiel klingt die Unteroffiziersmahnung „Maul halten!“ bei Beradt so: „Es ging in abgeteilten Haufen hinein, wobei wir fortdauernd von den Unteroffizieren zu Verzicht auf jede Aeußerung ermahnt wurden.“ Der Satz, der eine einfache Musterung mit ihren Vorbereitungen beschreibt, ist so

lang, daß ich ihn nicht hierher setzen kann, und die gewollte Holzschnittprimitivität, in der die einzelnen Kameraden durch ihre bürgerlichen Berufsnamen bezeichnet werden, ist falsch. Ich will nicht sagen: verlogen, aber sie ist falsch. Das war ja grade das Fürchterliche, daß wir nicht Fuhrleute und Holzfäller und Kaufleute und Telegraphensekretäre waren — wenn das auch hier und da durchkam — sondern eben: graue Soldaten. Auch innerlich. Das war es ja grade. Und daß davon keiner ganz los kam, von diesem grauenhaften Drill des Innern. Also mit der Holzschnitttreuherzigkeit war es wieder mal nichts, und das wollen wir lieber sein lassen, wenn wir von der großen Zeit reden.

Nein, du brauchst das Buch nicht zu lesen. Lies Beradts alte Novellen, und wenns dich juckt, vom Kriege zu reden, dann lad mich ein, damit wir ein vernünftiges Männerwort reden — und dabei wollen wir ganz unliterarisch die Dinge beim Namen nennen und uns was erzählen: von Neuhof, und wie du mit dem Glas Rotwein in der Holzbadewanne gesessen hast, und von Paulchen Janke und vom Hauptmann Richter, der seinen Vollbart unbehelligt durch den Weltkrieg trug, 720 Mark bekam und 721 Mark nach Hause schickte.

Das Buch lies nicht. So war es nicht. Wir wissens besser.

Peter Panter

Aus großer Zeit

Beim Uebergange unsrer Kompagnie nach Bohain (Aisne) hörte ich vom Hauptmann der dort weilenden Kompagnie des 2. Halleschen Landsturmbataillons beim gemütlichen Zusammensein anstatt ‚Prosit‘ oder ‚Zum Wohl‘ den Zuruf ‚Nerf‘ — einen Ausdruck, den er aus den Anfangslauten von Nieder England, Rußland, Frankreich zusammengesetzt, also selbst geprägt hatte.

Dieses treffende Wort entspricht derart dem Denken und Sinnen jedes Soldaten, daß ich mich entschloß, es als Begrüßungswort in meiner Landsturm-Kompagnie einzuführen, womit ich bei meinen Leuten einen großen Erfolg erzielte.

Bei Tage und bei Nacht, wo auch immer der Dienst mich mit der Kompagnie in Verbindung brachte, erklang der Ruf: ‚Nerf, Leute!‘ oder ‚Nerf, Kameraden!‘ worauf mit kräftiger Stimme weithin schallend die Antwort erfolgte: ‚Nerf, Herr Hauptmann!‘

Nun machte ich dem Erfinder des ‚Nerf‘ den Vorschlag, anstatt des n = ‚nieder‘ ein gleichbedeutendes mit ‚i‘ anfangendes Wort einzusetzen, um nach Umtausch der Laute e, r, f in f, r, e zum sinnreichen Merkworte ‚frei‘ zu gelangen und damit zugleich den Grad der Würdigung unsrer Feinde zum Ausdruck zu bringen (also Frankreich, Rußland, England, —?).

Trotz unsrer Bemühungen fanden wir diesen Ersatz nicht, bis auf einmal der Zutritt Italiens zum Bündnis unsrer Gegner das gesuchte ‚i‘ ergab. Von da ab beschlossen wir, das bisher übliche ‚Nerf‘ durch ‚Frei‘ zu ersetzen.

An Stelle des fehlenden n = ‚nieder‘ überlassen wir es jedem, sich die unsern Feinden gebührenden Wünsche hinzu zu denken, zumal ja auch still gedachte Wünsche in ihrer Bedeutung und Wirkung den laut ausgesprochenen an Wert gleichkommen und eine große Vielseitigkeit bei gemeinsamem Ausruf ergeben. In diesem Sinne also:

Frei! Kameraden!

Hauptmann X. Z.
Landsturm-Bataillon . . .“

Antworten

Pazifist. Wenns keine Presse gäbe, die den Krieg verherrlicht, gäbe es keinen. In wessen Hand liegt das Schicksal dieser Presse? In der Hand der Arbeiter — deren Todfeind sie ist, und die sie trotzdem setzen, drucken und expedieren. Warum verfügen die Gewerkschaften nicht, daß dieser Presse die Arbeiter den Dienst zu verweigern haben? Weil sie für diese Arbeiter keine Beschäftigung wissen? Karl Kraus malt sich in der Nummer 544—545 der ‚Fackel‘ (zu beziehen vom Verlage zu Wien III/2 Hintere Zollamtsstraße 3) ‚Die Welt ohne Blatt‘ aus, eine Welt der Eintracht und Blüte der Völker und Volksschichten, und empfiehlt das einzige Mittel, solch eine Welt heraufzuführen. „Was die graphischen Helfer des Journalismus anlangt, so möchte ich . . . bekennen, daß ich mir die sozialistische Umwälzung niemals als den Fortbestand der ihr feindlichen Einrichtungen zugunsten der an ihnen interessierten Lohnarbeiter vorgestellt habe. Und weiters, daß mir schon lange . . . die Mitwirkung von Proletariern an dem ihrer Idee gefährlichsten Werk als tief unsittlich erschienen ist, so wahr selbst das härteste Kriegsdienstleistungsgesetz keinen Arbeiter je in die Munitionsfabrik des Feindes gezwungen hat! Aber wenn in Zeiten der wirtschaftlichen Wohlfahrt das gemeinsame kapitalistische Interesse über die tiefere Feindschaft betrügen konnte — den Arbeiter, nicht den bürgerlichen Journalisten, der sich seiner als Instruments gegen die Arbeiter wissend bedient —, so sollte diesen doch die Not die seltsame Bettgenossenschaft schaudernd erkennen lassen. Ob Menschen brotlos werden müssen, weil die Menschheit endlich um ihr Gift kommt, und ob man weil wir einmal das Glück haben, Rotationspapier unbedruckt an den Mann zu bringen, die Setzer nicht zu nützlicherer Tätigkeit als der bisher verübten anstellen könnte, und ob es vielleicht doch noch saubere Bücher zu drucken gibt, wenns keine schmutzige Zeitung mehr zu drucken gibt: dies alles dürfte eine weit ernstere Debatte ergeben als —.“ Man sollte keinen Augenblick zögern, diese Debatte zu eröffnen.

Melancholiker. Der Wachtmeisterssohn Geßler ist jetzt fast so traurig wie Sie. Er hat gesagt: „Sehr traurig war auch der Fall Paasche. Ich kann nur versichern, daß alle Offiziere, nicht nur meiner nähern Umgebung, sondern auch die sonstigen, soweit ich sie in letzter Zeit über diesen betrüblichen Fall gesprochen habe, mit mir eines Sinnes darüber sind, daß die Tötung dieses Mannes nur aufs Schärfste zu verurteilen ist, und daß der beklagenswerte Fall nur dazu beiträgt, die schwere Lage der Wehrmacht aufs Neue zu erschüttern und neues Mißtrauen da zu säen, wo sich die ersten Ansätze zur Beseitigung der Gegensätze gezeigt haben.“ Gelinde Trauer überfällt mein Herz. Wie traurig! wie betrüblich! (Besonders für Paasche.) Und wie durchaus bezeichnend für einen deutschen Beamten — und wer wär' das in Deutschland nicht! —, daß er zunächst einmal bei einem Mord den Kummer sieht, den er und seine Abteilung davon haben. Die schwere Lage der Wehrmacht wird aufs Neue erschüttert werden. Sowie ja auch die Dienststellen in Deutsch-Krone und Umgegend nicht eben schlecht geflucht haben werden — etwa, weil eine verfolgungswahnsinnige Horde die öffentliche Sicherheit wieder einmal gefährdet hat? Bewahre: weil es Unbequemlichkeiten, dienstliche Rücksprachen und einen Haufen Schreiberei gegeben hat.

Sechs Berichte! Hol das der Teufel! Paasche? Der ist ja nun tot. Aber Berlin fragt jeden Tag viermal telephonisch an, wie weit vorgeschritten die Untersuchung ist, damit man in der Presse-Konferenz doch wenigstens etwas sagen kann. Und wir müssen Akten schmieren. So auch der Wachtmeisterssohn. Was heißt hier Mord! Nicht das beunruhigt ihn, daß Einer sinnlos, gesetzwidrig, feige und ekelhaft hingeschlachtet ist — ihn erfüllt die traurige Tatsache, daß man jetzt sein geliebtes Ressort aufs Korn nehmen wird. Sie kennen ja wohl die Antwort des jüdischen Krankenwärters auf die Frage, wies seinem Patienten gehe — die Antwort: „Spaß, hab ich eine Nacht gehabt!" Und dabei ist Geßler Arier vom reinsten Taufwasser. Die gute Wehrmacht! Wie betrübend! Wie so unendlich traurig! Aber im Ernst: wenn er so weiter macht; wenn er seine Vertragspflicht zur Verminderung des Heeresbestandes überhaupt nicht mehr objektiv zu prüfen vermag, sondern nur danach beurteilt, daß militärische Dienststellen unter allen Umständen aufrecht erhalten werden müssen, daß man bis zum letzten Hauch von Mann und Roß um die Bezüge kämpfen werde, daß kein Mann entlassen werden dürfe — kriegt eigentlich Lüttwitz noch seine Löhnung? —; wenn himmelschreiende Meuchelmorde einzig durch den platonischen Kummer des einzig verantwortlichen Mannes gesühnt werden; wenn er so weitermacht, der Traurige und Betrübte, dann — dann werden sich eines Tages vielleicht doch „Ansätze zur Beseitigung der Gegensätze" zeigen, daß die Trauer des Wachtmeisterssohnes eine ungeahnte Steigerung erfahren wird.

Marlene F.-O. Sie schreiben mir: „Zwei Damen reden von der Wahl. Was wählen Sie? fragt die eine Dame. Antwort: Man wählt doch, wie der Herr Oberbürgermeister wählt." Trotzdem: dieses Erlebnis sollte Sie nicht zur Gegnerin des mühsam erkämpften Frauenwahlrechtes machen. Die Dummheit des einen Geschlechts wird von der Dummheit des andern aufgehoben.

Königsberger. Euer Ostpreußen ist immer noch Hort- und Sammelbecken für die schmutzigen Rinnsale unsrer weiland — weiland? — kaiserlichen Armee. Herr Estorff und ein Herr Buchfing, die mit dem Gelde der Republik munter gegen sie tätig sind, engagieren, was sich an Monokeln nur auftreiben läßt. „Wie die Schmeißfliegen, die Aas wittern, tauchen sie an allen Ecken auf", sagt ein Bericht der Königsberger Volkszeitung. „Mit umgeschnallten Revolvern, den Scherben ins Auge geklemmt, zieren diese Edeln schon des Vormittags die hiesigen Cafés und Conditoreien. Das Baltenkreuz darf auf der mit Blechmünzen geschmückten Brust selbstverständlich nicht fehlen. Während draußen der deutsche Arbeiter sein mühsäliges Tagwerk verrichtet und so dem Staat das Fundament schafft, sitzen diese meist knabenhaft blasierten Gestalten in den Erfrischungsräumen, um Pläne zu schmieden, die auf Staatszusammenbruch und damit auf weitere ungeheure Schädigung des arbeitenden Volkes hinzielen. Es sind fast durchweg unreife Leute, die hier zu Hütern des Rechts eingestellt worden sind. Auf den unbefangenen Zuschauer wirkt es gradezu grotesk, auf die arbeitende Bevölkerung aber wirkt es unerhört aufreizend! Es wird Niemand einfallen, diesen jungen Herren den Aufenthalt in den Caféhäusern zu verleiden, wenn sie auch als vom Staat angestellte Ordnungsbeamte Wichtigeres zu tun haben müßten. Sie mögen sich aber dann gefälligst des schlichten Bürgerrockes bedienen!" Was pfeifen werden sie euch! Die Uniform hebt, und im schlichten

Bürgerrock sieht manch Einer genau so dumm aus, wie ihn sein Herrgott geschaffen hat. Ohne das hohe Gehalt und die Freude am Schnarr-Kommando und das Tag- und Nachtleben in den Bars: ja, glauben Sie wirklich, daß ohne das Alles einer von diesen Helden weiterhin seine Zeit mit uniformierter Arbeitslosigkeit ausfüllen würde? Dafür ist Geld vorhanden. Dafür werden Steuern bezahlt. Dafür seufzt eine ganze Schicht unter einem nie dagewesenen Druck, dafür lassen Bürger, Bauern und Proletarier sich ihren redlich erschufteten Verdienst bis zu einem Viertel wegnehmen — damit tausende und abertausende junger Leute eine wirtschaftlich völlig unproduktive Arbeit leisten! Und die nicht nur unproduktiv, die auch schädlich ist. Denn der Abbau der Heeresmacht, den die Entente fordert, stößt hier und hauptsächlich hier auf den erbittertsten Widerstand. Arbeiten wie die Andern? Als Zivilist, als Gleicher unter Gleichen daherleben wie die Andern? Deutschland ist in Gefahr! Die Bolschewisten sind auf dem Marsche! Die Kommunnisten bewaffnen sich! Und wenn sich im Reichstag nicht eine Mehrheit findet, die die Gehälter dieser ungezählten und gänzlich überflüssigen Dienststellen, dieser Spitzel- und Ueberwachungs-Offiziere, dieser Unruhestifter und deutschtumsfeindlichen Knaben streicht, dann werden die horizontalen Damen Königsbergs und die Milchmädchen Ostpreußens lange noch etwas zu lachen, zu tanzen, zu schmieren, zu wiegen haben. Und das wird die allerharmloseste Wirkung solches Zustandes sein.

E. F. Man kommt aus dem Riesengebirge, wo man acht Tage lang keine Zeitung gesehen und unter der friedlichsten, fleißigsten, gutartigsten Bevölkerung den alten Glauben befestigt hat, daß die Zeitung den Krieg wie den Bürgerkrieg macht, und daß jede Pazifizierung der Welt mit der Tötung der Zeitung zu beginnen hat, von der nichts bleiben dürfte als das nackte Knochengerüst des Nachrichtenteils — man kehrt heim, schlägt die erste schlechteste auf, und das Herz will einem stillstehen, daß ein andres stillgestanden ist: Willi Handls, des treuen Freundes, des unvergeßlichen Mitarbeiters, des prachtvollen Kritikers, des wahrhaften Menschen. Ich denke über fünfzehn Jahre zurück. Januar 1905. Beschäftigungslos ging ich in Wien umher. Mit Niemand als mir besann ich den Plan zur ‚Schaubühne'. Wurde er durchgesetzt, so brauchte ich einen wiener Theaterkorrespondenten. Wer war am geeignetsten? Nach Schlenthers Verteilung des ‚Don Carlos' auf zwei Burgtheater-Abende kaufte ich, um meine Wahl zu treffen, die Rezensionen. Sie wurden — aber das überraschte mich nicht — umso besser, je kleiner und unbekannter ihre Unterkunftsstätte. Zuletzt lagen rechts die „Koryphäen" der wiener Kritik, die ein gelecktes, zierliches, vergnüglich und schnell zu lesendes, nicht einmal am Erscheinungstage unsterbliches Feuilleton geliefert hatten — und links zwei Namenlosigkeiten, zwei viri, so obskur wie der läppische Montagswisch und das öde Sechsuhrblatt, die sie durch ihre Arbeit geadelt hatten. Das waren allerdings Meisterleistungen, die da von Willi Handl und Alfred Polgar gezeichnet waren. Nein, es gab keine Wahl zwischen sämtlichen Andern und diesen Beiden; aber umso schwerer fiel die Wahl zwischen diesen Beiden. Handl war Epiker und hatte neun Spalten nötig gehabt; Polgar war Epigrammatiker und tat es mit vieren. Handl leitete sich auf einem besondern, durch Galiläa führenden Wege vom Schwaben Speidel, Polgar auf einem nicht minder besondern, durch Gallien führenden Wege vom Ungarn Hevesi

her. Handl war gelinde und streichelnd; Polgar war spitzig. Handl erkannte freudig an, was vorhanden war; Polgar forderte nicht, was fehlte, aber vermißte es doch. Handl war Schloßabzug von Burgunder; Polgar brannte auf der Zunge wie Hennessy Dreistern. Nur nach dem subjektiven Bedürfnis konnte man sich entschließen, nicht nach der Qualität. Denn hier wie dort war ein Maß von Sachkenntnis, von Geschmackskultur, von Verantwortlichkeitsgefühl, von Noblesse der Menschenbehandlung und von bildhafter Sprachkunst erreicht, daß mein Genießergaumen schwelgte, aber mein Redakteursgewissen in spe seine liebe Mühe hatte. Als es sich, einige Monate später, erklären mußte, griff es nach Handl. Bei aller Grundverschiedenheit zwischen Polgar und mir war jedenfalls er mir durch Einzelzüge verwandter als Handl: also trug der einen wünschenswert andern Ton in mein Blatt. Zweitens aber: wenn man schon eine eigne Zeitschrift hatte, so sollte man sie auch dazu benutzen, Talenten vorwärtszuhelfen. Polgar kam alleine vom Fleck: solche Stimme erzwang sich Aufmerksamkeit, und desto sicherer, je weniger ihr daran lag; so stumpf auf die Dauer waren selbst Zeitungskonzernbesitzerohren nicht, um über diesen einzig gearteten Reiz hinwegzuhören. Der ebenso langsam wie verhalten sprechende Handl, diese zarte und scheue Seele, dieser fein gefügte Organismus, dem für den Geisteskampf weder die Grazien noch irgendwelche andern guten Gaben und Gliedmaßen ausgeblieben waren, bis auf die beinah wichtigsten: kräftige Ellenbogen, diese Potenz durchaus ersten Ranges, die mit dreiunddreißig Jahren dahin gelangt war, am Illustrierten Wiener Extrablatt Tag und Nacht der Rubrik für Ein- und Beinbrüche vorzustehen und höchstens an zwölf Montagen jedes Jahres Muße für die Betrachtung des Burgtheaters zu haben — dieser Fanatiker der Unauffälligkeit war darauf angewiesen, daß von energischen Händen sein Licht unterm Scheffel hervorgeholt wurde. Welch ein Glück für mich, es dreimal im Monat von der ‚Schaubühne' aus in die Lande leuchten zu lassen und immer weiter und tiefer scheinen zu sehen! Nach anderthalb Jahren hatte Willi Handl den Antrag nach Berlin, der in meine Rechnung eingestellt war, und der ihm gebührte. Aber: Berlin war zu lärmend für ihn, oder er war zu leise für Berlin. Es dämpfte sich nicht, um ihn zu vernehmen, und er war zu stolz, zu charakterfest, zu stilvoll, um auch nur eine Hebung lauter zu sprechen, als nun einmal seiner Natur gemäß war. Er retirierte in die Stille von Prag, wurde von Einem, der sein Ziel so leicht nicht aufgibt, systematisch gehindert, für Berlin in Vergessenheit zu geraten, und hatte nichts dagegen, daß die Reichshauptstadt es nach ein paar Jahren wieder mit ihm versuchte. Diesmal, wo beide Teile mehr Geduld mit einander hatten, war der Erfolg minder spröde. Keineswegs, daß Handl jetzt Zugeständnisse machte; weder für ein aesthetisches noch für ein ethisches wäre er je zu haben gewesen (und nicht aus betontem Catonismus, sondern aus schlichter Reinlichkeit eines vorteilverschmähenden Intellekts). Sondern im Gegenteil: die paar Kritiker, die zehn, zwölf, fünfzehn, zwanzig Jahre lang mit der äußersten Zähigkeit und Ausschließlichkeit, aber auf keine andre Weise als einfach, indem sie echte und rechte Kritiken verfaßten, sich um die Hebung des Niveaus abgemüht hatten, die waren endlich so weit, daß auf der ganzen Linie die Künstler des Metiers den Reportern vorgezogen wurden. Das Wunder war eingetreten, daß sogar ein Blatt wie der Berliner Lokalanzeiger — das

bis dahin seinen eifervollen Verblödungsbestrebungen auch nicht durch den Strich, auf den es ging, eine Grenze gesetzt hatte — sich einen Theaterkritiker stärksten Kalibers zulegen konnte. Nichts rührender als die Bescheidenheit Willi Handls, der noch nach Monaten fragte, ob er denn diesem Posten gewachsen sei. Er war zu sehr Philosoph, um Ehrgeiz zu haben; aber es war vielleicht ein Mangel, daß er sogar kein Bewußtsein seines Seltenheitswertes hatte. Solche Nachtkritiken hatte seit Schlenther Keiner geschrieben. Wenn man sie sammelte, würde der Leser nicht für möglich halten, daß sie zwischen Theater- und Redaktionsschluß, drei Spalten in weniger als einer Stunde, entstanden sind. Wie aus der Pistole geschossen. Kein Zufallsadjektiv, von der Hetzpeitsche des Metteurs erzwungen. Jede Silbe sitzt. Um schwingende Nerven blüht sehniges Fleisch. Ein Blutstrom kreist, der die gesunde Haut gleichmäßig rötet. Man muß wohl die Tradition von Laubes und Dingelstedts Burgtheater und seinen großen Kritikern von Kindheit auf durch alle Poren in sich gesogen haben, um ein Gebilde der Bühnenkunst in dieser Schnelligkeit derartig schlagend und deckend mit einem Gebilde der Sprachkunst zu beantworten. Und ein Glanz darüber wie über den Prater-Auen im Mai. Er kam aus der unzerstörbaren Fröhlichkeit eines Gemüts, von dem ich in einem halben Menschenalter kein mürrisches, trotz mancher Mißgunst des Geschicks und der Häßlichkeit der Zeitläufte kein verbittertes Wort gehört habe. Handls Wesen war Güte und Gerechtigkeit. Er hatte die Selbstzucht, sein heißes Temperament niemals hitzig werden zu lassen, ihm weder sachliche noch formale Exzesse zu erlauben. Dazu hatte er immer zu deutlich alle Zusammenhänge vor Augen. Die Zusammenhänge aufzudecken, in sie das Einzelwerk einzuordnen: das war seine höchste kritische Lust, sein „Schigahn", wie er jargonwienerisch es nannte. Dieser umfassende Blick verwehrte ihm, irgendeine menschliche Spielart zu verschmähen. Er hatte für jede sein abgeklärtes Lächeln, das in seiner Mischung aus Jugend und Weisheit bezauberte. Dieses wohlgeratene Exemplar eines Mannes war immer reif gewesen und alterte deshalb nicht. Seine Nähe beruhigte weniger ausgeglichene Persönlichkeiten. Einmal, vor ein paar Monaten, als ich ihn Strohwitwer wußte, hatte ich plötzlich Sehnsucht nach ihm und bat ihn telephonisch, noch um elf Uhr abends zu mir zu kommen. Er kam, blieb die halbe Nacht, entfaltete die volle Anmut seiner Rede- und Schweigegabe und warf beim Abschied, unten am Haustor, murmelnd hin, daß ein Roman von ihm im Sommer erscheinen werde. Das war mein Handl: nur kein Aufhebens von sich selber machen; nur kein Interesse für seine eignen Geschichten und Geschäfte in Anspruch nehmen; nur nicht früher davon sprechen, als bis ein Schritt ins Dunkel den Sprecher vor Fragen behütete. Er hatte die Sorte Scham, an der der Hebbel der ‚Nibelungen' seine Freude gehabt hätte. Wie sichs gehört, wird der Roman ein Stück seiner Seele enthalten. Es ist Willi Handl zuzutrauen, daß er Momente gehabt hat, wo der Tod ihm lieber war als die Entblößung dieses Stücks Seele vor der Welt. Wer die ganze Seele gekannt hat, wird ihre Schönheit niemals vergessen und niemals aufhören, inständigst zu betrauern, daß sie so früh zu den Schatten hinunter mußte.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.